Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

35ste Lieferung.

Gratis für die Abnehmer der Lieferungen 1 – 34.

Von Elba nach St. Helena.

Von

Dr. Fr. Förſter.

Einleitende Geſchichte der Jahre 1786 — 1814.

Preis der Lieferung 5 Sgr. (18 Kr. Rh.)

Berlin.
Guſtav Hempel.

1865.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Neuere Preußische und Deutsche Geschichte bildet eine Abtheilung des großen geschichtlichen Nationalwerkes, dessen Herausgabe den Herrn Verfasser über achtzehn Jahre beschäftigt hat. Dasselbe besteht aus folgenden Einzel-Abtheilungen, deren jede ein abgeschlossenes Ganze bildet und einzeln verkauft wird, auf den Wunsch der resp. Besteller auch allmälig in Lieferungen à 5 Sgr. bezogen werden kann:

I. Band: Vom großen Kurfürsten bis zum Tode Friedrich Wilhelms I.

Dieser erste Band besteht aus folgenden 3 Unter-Abtheilungen, welche gleichfalls einzeln zu haben sind:

Der große Kurfürst. — König Friedrich I. — Friedrich Wilhelm I.

II. Band: Friedrich der Große.

III. Band: Vom Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II. bis zur Schlacht bei Jena.

(Bildet den ersten Band der „Neueren und neuesten Preußischen Geschichte.")

IV. Band: Von der Schlacht bei Jena bis zum Aufruf des Königs „An mein Volk".

(Bildet den zweiten Band der „Neueren und neuesten Preußischen Geschichte.")

V. Band: Die Befreiungskriege. I. Band. (Bis zur Schlacht bei Leipzig.)

(Bildet den dritten Band der „Neueren und neuesten Preußischen Geschichte.")

VI. Band: Die Befreiungskriege. II. Band. (Bis zum Einzug in Paris.)

(Bildet den vierten Band der „Neueren und neuesten Preußischen Geschichte.")

VII. Band: Die Befreiungskriege. III. Band. — Von Elba nach St. Helena. (Vom Wiener Congreß bis zu der Abführung Napoleons nach St. Helena.)

(Bildet den fünften Band der „Neueren und neuesten Preußischen Geschichte.")

Digitized by Google

Preußens Helden

im

Krieg und Frieden.

Eine

Geſchichte Preußens und Deutſchlands

ſeit

dem großen Kurfürſten bis zum Ende der Freiheitskriege.

Von

Dr. Fr. Förſter.

Dritter Band.

(Neuere preußiſche und deutſche Geſchichte. Erſter Band.)

Berlin, 1867.

Verlag von Guſtav Hempel.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Neuere Preußische

und

Deutsche Geschichte.

(Seit dem Tode Friedrichs II. bis auf unsere Tage.)

Mit Benutzung

vieler bisher ungedruckter Quellen

und

mündlicher Aufschlüsse bedeutender Zeitgenossen

von

Dr. **Fr. Förster.**

Fünfte vermehrte Auflage.

Erster Band.

Mit 49 Illustrationen, gezeichnet von Ludwig Löffler.

Berlin, 1867.

Verlag von Gustav Hempel.

Digitized by Google

TO LOAN!
ANDOVER

II 419
F6
v.1

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

Einleitung 1

1. Friedrich Wilhelms II. Erziehung; — führt den Titel: Prinz von Preußen; — vermählt mit Elisabeth von Braunschweig. — Die preußische Pompadour. — Trennung der ersten Ehe des Prinzen; — zweite Vermählung mit der Prinzessin Friederike von Hessen Darmstadt. — Die Illuminaten. — Weishaupt. — Die Rosenkreuzer. — Die Freimaurer. — Nikolai. — Schrepfer. — v. Bischoffswerder. — Wöllner. — Geisterbeschwörung. — Die Gräfin Jugenheim 33

2. Der Kämmerer Rietz. — Die Gräfin Jugenheim stirbt. — Die Gräfin Dönhoff. — Frau Rietz weiß sich unentbehrlich zu machen; — ihr Portrait, ihre Lebensweise, ihre Freunde; — wird zur Gräfin von Lichtenau erhoben. — Ihre Ausstattung. — Erste Badereise mit dem Könige nach Pyrmont; — sie wird bei Hofe vorgestellt; — empfängt den Hof in ihrem Hôtel. — Zweite Badereise nach Pyrmont 46

3. Berlin feiert die Wiedergenesung des Königs. — Die Gräfin Lichtenau als Polyhymnia. — Der König erkrankt aufs Neue. — Eine Gesellschaft im Marmorpalais in Potsdam. — Aerzte, Wunderdoctoren, Alchymisten behandeln den hohen Kranken. — Das letzte Gastmahl. — Die Königin und der Kronprinz nehmen Abschied von dem Könige. — Friedrich Wilhelm II. stirbt in den Armen einiger Lakaien 63

4. Bischoffswerder überbringt dem Kronprinzen die Nachricht von dem Tode des Königs. — Die Gräfin Lichtenau erhält Zimmerarrest. — Anklage-Acte wider dieselbe; — verliert durch einen Machtspruch des Königs ihr Vermögen und ihre Güter; — wird mit 4000 Thaler Pension nach der Festung Glogau verwiesen; — verheirathet sich mit Hrn. v. Holbein. — Ihre Entschädigung auf Napoleons Befehl. — Der Hof Ludwigs XV. 74

5. Friedrichs II. Regierung im Greisenalter. — Ein Urtheil des neunundzwanzigjährigen Goethe. — Altersschwäche des Absolutismus. — Das Volk begrüßt Friedrich Wilhelm II. als den Vielgeliebten. — Erwähnung der Landstände. — Der Jesuitenorden wird aufgehoben. — Der Minister v. Wöllner veranlaßt das Glaubensedict. — Die Herausgabe der Werke Friedrichs II. — Das Censuredict. — Die geistliche Examinations-Commission. — Eine Entscheidung des Kammergerichts gegen den Minister wird durch eine Cabinetsordre beseitigt. — Der Prediger mit dem Zopfe 82

6. Die Zustände Frankreichs vor Ausbruch der Revolution. — Ludwig XVI. — Turgot. — Necker. — Calonne. — Die Notabeln des Königreichs werden berufen. — Ein Erzbischof Minister. — Die Generalstände des Königreichs. — Die Parlamente. — „Der dritte Stand ist Alles.“ — Die Generalstände zu Versailles d. 27. April 1789. — Steuerverweigerung. — Der Sitzungssaal wird geschlossen und mit Soldaten besetzt. — Der Präsident fordert auf, sich in das Ballhaus zu begeben. — Der König droht: eine Verfassung zu octroyiren. — Des Grafen Mirabeau Aufruf. — Der Marschall Broglie erhält Befehl Paris zu cerniren. — Necker wird verwiesen. — Bewegung deshalb in Paris. — Errichtung der Nationalgarde. — Die dreifarbige Fahne. — Erstürmung der Bastille d. 14. Juli 1789. — Necker wird zurückgerufen. — Triumphzug des Königs nach Paris. — Der Baron Foulon an der Laterne 113

7. Neckers Rückkehr. — Aufruf in den Provinzen. — Des Feudalstaates glorreiches Ende in der Nacht vom 4. August 1789. — Hingebung des Adels. — Ludwig XVI. „der Wiederhersteller der Freiheit“. — Ob aufschiebendes? ob absolutes Veto? — Die Camarilla in Versailles. — Die Demokraten in Paris. — Zug eines Volkshaufens nach Versailles den 5. October. — Lafayette. — Der König muß ein Fischweib umarmen. — Die Garden machen Brüderschaft mit dem Volke. — Der König wird

561762

Seite

zur Rückkehr nach Paris gezwungen. — Die Nationalversammlung in der Reitbahn. — Die rechte und linke Seite, der Berg. — Die Clubs. — Die geistlichen Güter zu National-Eigenthum erklärt. — Talleyrand. — Ludwig von den Beichtvätern ins Gebet genommen; — verschreibt seine Seele dem Pabst. — Montesquieu über den Adel. — Die Feier des 14. Juli 1790. — Beschwörung der Verfassung durch den König. — Die Erklärung der Menschenrechte. — Ein Brief Ludwigs XVI. an Friedrich Wilhelm II. 125

8. Die holländischen Patrioten. — Einmarsch der Preußen in Holland. — Die Erbstatthalterin verlangt und erhält Genugthuung. — Aufstände in Löwen, Cöln, Lüttich. — Heimliche Flucht des Bischofs. — Einmischung des Reichskammergerichts. — Einmarsch und Abzug der Preußen in und aus Lüttich. — Wiederherstellung des alten Unrechtes durch Oestreich. — Bündniß Preußens mit der hohen Pforte. — Die Convention zu Reichenbach (27. Juli 1790). — Die versuchte Erwerbung Danzigs und Thorns mißlingt. — Joseph II. stirbt. — Leopold II. Kaiser. — Preußen ohne Flotte ruft den Schutz Dänemarks an 148

9. Geheime Verbindung der Höfe von Paris, Wien und Berlin. — Mirabeau's Vorschlag eine Verfassung zu octroyiren. — Sein letztes Auftreten in der National-Versammlung. — Sein Tod. — Flucht Ludwigs XVI. aus Paris. — Er wird in Varennes angehalten und nach Paris zurückgebracht. — Seine Vertheidigung. — Er beschwört die Verfassung nochmals den 13. Sept. 1791. — Der constituirenden Versammlung letzte Sitzung den 30. September 155

10. Rundschreiben Leopolds II. an die europäischen Höfe vom 6. Juli 1791. — Friedrich Wilhelm II. sendet den General Bischoffswerder an den Kaiser zum Abschluß eines Bündnisses. — Coblenz, das Hauptquartier der französischen Auswanderer. — Die Brüder Ludwigs XVI. für Feinde des Vaterlands erklärt. — Congreß zu Pilnitz im August 1791. — Declaration des Kaisers Leopolds II. und Friedrich Wilhelms II. — Ludwig XVI. lehnt die Einmischung fremder Mächte öffentlich ab, heimlich begünstiget er sie. — Leopold II. nimmt gemäßigte Gesinnungen an. — Er erläßt ein zweites Rundschreiben friedlichen Inhaltes. — Entschädigungsforderung deutscher Reichsfürsten in dem Elsaß. — Drohende Sprache des Reichstages gegen Frankreich. — Antwort Ludwigs XVI. — Sendung des Grafen v. Segur nach Berlin. — Kriegslust des Königs. — Der Prinz Heinrich ein Demokrat. — Frau v. Staël und der Herzog von Braunschweig. — Darlegung der europäischen Cabinets-Politik Frankreich gegenüber. — Oestreich und Preußen schließen den 7. Februar 1792 ein Bündniß. — Kaunitz und das östreichische Comité in Paris. — Ludwig XVI. begünstigt die Contrerevolution. — Aufregung der Jacobiner 164

11. Bischoffswerders Sendung nach Wien. — Tod Leopolds II. — Verdacht einer Vergiftung. — Die Maitressen des Kaisers. — Gustav III. von Schweden wird ermordet. — Das Ministerium Dumouriez. — Roland in Paris. — Dumouriez und die Königin. — Sein diplomatischer Notenwechsel mit Kaunitz. — „Die Armeen halten die Völker nicht zurück, wenn sie frei sein wollen." — Der östreichische Hof-Canzleistil und die Sprache der Jacobiner. — Des Vice-, Hof- und Staatskanzlers Joh. Ph. v. Cobenzls Noten. — Ein Brief Ludwigs XVI. an Franz I. — Kriegserklärung Frankreichs. — Der eiserne Wandschrank in den Tuilerien. — Condorcet rechtfertiget die Revolution und den Krieg. — Die Franzosen in den Niederlanden zersprengt. — Die Schweizergarden und die Fédérés. — Der Brief des Ministers Roland an den König 180

12. Ludwig XVI. erklärt öffentlich den Krieg und führt heimliche Correspondenz mit den Höfen von Wien und Berlin; — sein Entwurf zu dem Manifeste des Herzogs von Braunschweig. — Mallet du Pan in Wien. — Der König läßt Dumouriez fallen und beruft ein reactionäres Ministerium. — Lafayette's Drohbrief gegen die Jacobiner. — La Vertu Pethion. — Der Brauer Santerre und der Schlächter Legendre. — Barbaroux-Antinous. — Eine Sturmpetition der Vorstadt St. Antoine am 20. Juni 1792. — Die Gitter der Tuilerien werden gestürmt. — Der König empfängt die Bittsteller und setzt eine rothe Jacobiner-Mütze auf. — Lafayette erscheint in Paris; — seine Versuche die Jacobiner zu sprengen und den König zu entführen. — Verblendung der Königin über die nahe Hülfe. — Die Preußen in Coblenz. — Das Vaterland ist in Gefahr! — Die Nationalversammlung erklärt den Antrag auf Abschaffung des Königthums für infam. — Die Feier des 14. Juli 1792. — Der König weigert sich, an die Säule der Feudalherrschaft den Feuerbrand zu legen. — Die letzte warnende Stimme aus dem Volke. — Die Dolchritter von Adel. — Erneuter Fluchtplan. — Der Herzog von Liancourt. — Unentschlossenheit des Königs 197

13. Eine Kaiserwahl zu Frankfurt am Main. — Uebermuth preußischer Heerführer: „Wir machen nur eine militairische Promenade nach Paris." — Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. — Sein

Digitized by Google

Seite

Mémoire an Friedrich Wilhelm II. — Eitle Versprechungen der ausgewanderten Prinzen. — Der französische Gesandte in Berlin erhält seine Pässe. — Geheime Geschichte des Manifestes des Herzogs von Braunschweig. — Der Kaiser und der König von Preußen in Mainz 214

14. Ludwigs XVI. Botschaft an die Nationalversammlung nach dem Erlaß des Manifestes Braunschweigs. — Antrag der Sectionen von Paris auf Entfernung des Königs. — Das comité insurrectionel. — Lafayette's Anklage und Freisprechung. — Danton im Club der Cordeliers. — Zug nach den Tuilerien am 4. August. — Der König betet und schnallt den Säbel um. — „Es lebe der König!" zum letzten Mal. — „Nieder mit dem Veto!" — Zwei Gewehre gehen los. — Das Schloß wird von Westermann gestürmt. — Der König wird suspendirt. — Die Nationalversammlung ernennt ein neues Ministerium. — Danton Justizminister. — Ludwig XVI. und seine Familie wird nach dem Tempel-Gefängniß gebracht 230

15. Das preußische Heer überschreitet die Grenze Frankreichs den 19. August 1792. — Der Feldzug in der Champagne. — Die Tagebücher Goethe's und Friedrich Wilhelms III. (als Kronprinzen), zwei glaubwürdige Hauptquellen für die Geschichte. — Die Einnahme Longwys. — Die Uebergabe Verduns. — Der Commandant Beaurepaire erschießt sich. — Noch zwei andere Selbstmorde aus republikanischem Heroismus. — Vierzehn junge Mädchen von Verdun bekränzen Friedrich Wilhelm II. — Trauriger Zustand in dem Lager der Preußen. — Lafayette will seine Truppen nach Paris führen. — Dumouriez erklärt sich für die Nation. — Lafayette's Flucht und Gefangennehmung durch die Oestreicher 238

16. Die Schreckensherrschaft in Paris. — Danton; Marat. — Niedermetzeleien in den Septembertagen in Paris. — Das comité de surveillance. — Ein Brief Rolands 248

17. Aufbruch der Preußen von Verdun nach Paris. — Dumouriez hält die Argonnen besetzt. — Regenwetter; grundlose Wege; Krankheit und Hunger vereiteln die eitlen Hoffnungen der Preußen. — Marschunordnung. — Der östreichische General Clairfait schlägt die Franzosen bei Bois le Comte. — Goethe fouragirt und plündert. — Ein Bericht des Kronprinzen von Preußen über die Kanonade bei Valmy den 20. August 1792. — Goethe probirt das Kanonenfieber aus. — Der Prinz Artois backt Eierkuchen während der Schlacht 261

18. Verwirrung im preußischen Heer nach der Kanonade von Valmy. — Eine moralische Niederlage. — Unterhandlung mit Dumouriez. — Abschluß einer geheimen Uebereinkunft. — Das Königthum wird in Frankreich abgeschafft, die Republik proclamirt. — Friedrich Wilhelm II. entschließt sich mit schwerem Herzen zum Rückzuge 277

19. Zustände im französischen Heere. — Dumouriez rechtfertigt sich vor der Nationalversammlung und den Jacobinern; — Marat stellt ihn zur Rede. — Verdun von den Preußen geräumt. — Der Rückzug der Preußen aus der Champagne, ein Vorbild des Rückzuges der Franzosen aus Rußland. — Mainz und Frankfurt von Custine besetzt. — Longwy von den Preußen geräumt. — Treubruch Karl Theodors von Baiern. — Sieg der Franzosen bei Gemappe den 5. November 1792. — Der östreichische General Prinz Coburg erhält den Oberbefehl. — Der preußische Adler nimmt seinen Flug gen Osten . . 290

20. Pläne zur Theilung Polens in früherer Zeit. — Friedrich II. und Catharina schließen ein Bündniß zur Aufrechthaltung der republikanischen Verfassung Polens. — Friedrichs II. Ansichten über den König von Geburt und durch Wahl. — Friedrich Wilhelms II. Absichten wegen Danzigs und Thorns. — Der polnische Reichstag beschließt das Wahlreich in eine Erb-Monarchie umzuwandeln. — Die polnische Constitution vom 3. Mai 1791. — Friedrich Wilhelm II. wünscht dem Könige Stanislaus Glück zu der neuen Verfassung. — Feindselige Stimmung in Petersburg gegen Preußen und die polnische Constitution. — Catharina begünstigt die Partei der Rebellen in Polen. — Die Targowitzer Conföderation. — Preußen verweigert dem Könige Stanislaus den bundespflichtigen Beistand. — Kosciusko. — Stanislaus unterzeichnet die Targowitzer Conföderation. — Die polnischen Republikaner huldigen „der göttlichen Catharina". — Declaration Preußens vom 6. Januar 1793. — Ein preußisches Armeecorps rückt in Polen ein am 24. Januar 1793. — Besitznahme von Danzig den 24. Februar. — Offenes Patent des Königs von Preußen vom 25. März 1793. — Absperrungsmaßregeln gegen schädliche Meinungen. — Der Reichstag zu Grodno am 17. Juni 1793. — Die russischen Bajonette und das polnische Stillschweigen. — Russisch-polnisches Bündniß vom 16. October 1793 301

21. Eröffnung des Feldzuges 1793. — Der National-Convent eröffnet den Proceß gegen Ludwig XVI. — Die Correspondenzen in dem eisernen Wandschranke. — Ludwig Capet vor der Barre des National-

Seite

Convents; — die Vertheidigung wird ihm gestattet. — Malesherbes; Tronchet; Deſèze. — Der National-Convent als Ankläger und Richter. — Deſèze's Vertheidigungsrede. — Ludwig XVI. nimmt ſelbſt das Wort. — Viertägige Debatten über die Form der Verurtheilung. — Vergniauds Rede gegen Robespierre und Marat. — Namentliche Abſtimmung über drei Fragen. — Ludwig XVI. zum Tode verurtheilt. — Das Urtheil wird ihm am 20. Januar verkündigt und am 21. Januar 1793 vollzogen 321

22. Anklage und Freiſprechung Marats. — Zuſtände der höchſten Verwirrung in Paris und Frankreich. — Der Kaiſer läßt durch den General Prinzen von Coburg die Decrete der Revolution für nichtig erklären. — Der Herzog von York und die engliſche Armee in den Niederlanden. — Die Revolution erhebt ſich aufs Neue. — Danton; Barrère. — Erhebung des Volkes in Maſſe. — Vordringen der Verbündeten gegen Paris. — Friedrich Wilhelm II. geht auf das linke Rheinufer. — Cuſtine's Rückzug. — Charlotte Corday ermordet Marat. — Hinrichtung der Mörderin. — Leichenbegängniß Marats. — Conſtitutionsfeſt am 10. Auguſt 1793 340

23. Kraftentwickelung der Republik 1793. — Die Finanzoperationen Cambons. — Zwangsanleihe und Vermögensſteuer. — Die öffentliche Schule wird republikaniſirt — Nieder mit der Vendée! — Die Hinrichtung Cuſtine's. — Der Krieg in der Vendée. — Toulon von den Engländern erobert. — Buonaparte der vierundzwanzigjährige Artillerie-Oberſt. — Siegesfeſt der Befreiung Toulons den 30. November 1793. — Hébert, Ankläger der Königin. — Marie Antoinette beſteigt das Blutgerüſt den 16. October 1793. — Hinrichtung der Girondiſten. — Orleans Egalité unter der Guillotine. — Maßregeln gegen den Wucher. — Die Revolution als Himmelsſtürmerin. — Chaumette; Freiherr v. Cloots. — Der katholiſche Gottesdienſt wird abgeſchafft; — Notre-Dame zum Tempel der Vernunft erhoben. — Die menſchgewordene Göttin der Vernunft 357

24. Ende des Feldzuges von 1793. — Vorbereitungen zu dem Feldzuge 1794. — Pitt und die Oppoſition in dem engliſchen Parlament. — Macks Feldzugsplan. — Möllendorfs Unfähigkeit. — Braunſchweig lehnt ab den Oberbefehl wieder zu übernehmen. — Preußen verlangt die Verpflegung ſeiner Truppen von dem deutſchen Reiche. — Der Kaiſer verlangt von den deutſchen Fürſten das Aufgebot in Maſſe. — In Würtemberg und im Breisgau wird der Landſturm errichtet. — Preußen iſt gegen dieſe Maßregel, die deutſchen Fürſten dafür. — General Kalkreuth empfängt Abgeordnete des Wohlfahrtsausſchuſſes in Frankfurt. — Preußen unterhandelt insgeheim mit den Republikanern. — Friedrich Wilhelm II. läßt dem Reichstage erklären, daß er dem Reiche ſeinen Schutz nicht aufdringen werde; — er nimmt die Drohung, ſein Heer abzurufen, zurück. — England verſpricht Hülfsgelder. — Convention im Haag am 19. April 1794. — Das preußiſche Heer im Solde Englands und Hollands. — Mißſtimmung darüber bei den Truppen. — Möllendorfs Hauptquartier nach der Schilderung eines Engländers. — Fortſchritte der Republikaner. — Die Kaiſerlichen geſchlagen, die Preußen unthätig. — England und Holland erklären keine Subſidien mehr zu zahlen. — Möllendorf von Hardenberg des Hochverraths beſchuldiget. — Der kaiſerliche Miniſter v. Thugut unterhandelt mit Robespierre. — Der Kaiſer will die Niederlande aufgeben und ſich in Baiern ſchadlos halten. — Preußen unterhandelt mit der Republik Frankreich wegen des Friedens. — Abſchluß des Friedens zu Baſel den 5. April 1795 . . 376

25. Erhebung der Polen 1794. — Kosciusko's Aufruf an die Nation. — Er ſchlägt die Ruſſen bei Raclawice. — Die Großkronfeldherren Zabiello und Dzarowski kommen wegen Landesverraths an den Galgen. — Zweitauſend Ruſſen werden in Warſchau niedergemacht. — Kosciusko ernennt mit Zuſtimmung des Königs Stanislaus einen Nationalrath. — Die Volkserhebung erſchlafft. — Ein preußiſches Heer unter Friedrich Wilhelms II. Oberbefehl rückt aus Schleſien in Polen ein. — Kosciusko ſchlägt die Ruſſen bei Szczecocżyn und wird von den Preußen bei Raſſka geſchlagen. — Die Preußen beſetzen Krakau am 15. Juni 1794. — Volksjuſtiz in Warſchau. — Die Preußen unter General Schwerin bombardiren Warſchau ohne Erfolg. — Briefwechſel Friedrich Wilhelms II. mit Stanislaus. — Die Belagerung wird aufgehoben. — Friedrich Wilhelm II. kehrt nach Berlin zurück. — Suwarow ſchlägt die Polen bei Macicowice den 10. October 1794. — Kosciusko gefangen: Finis Poloniae! — Praga mit Sturm genommen den 4. November 1794. — Warſchau capitulirt. — Rußland und Oeſtreich ſchließen einen Theilungsvertrag ohne Hinzuziehung Preußens und beſtimmen deſſen Antheil. — Stanislaus entſagt der Krone am 25. November 1795 zu Grodno. — Grenzregulirungsſtreitigkeiten zwiſchen Oeſtreich und Preußen. — Der Miniſter Graf Hoym empfängt die Huldigung der Vaſallen und Unterthanen von Neu-Oſtpreußen in Warſchau den 6. Juli 1796. — König in, oder von Preußen? . . . 422

26. Der Kaiſer erneut den Krieg. — Clairfait wird entlaſſen, der Erzherzog Karl erhält den Oberbefehl. — Preußen erhebt Anſprüche auf das Nürnberger Stadtgebiet. — Kretſchmann bringt alte Urkunden herbei. — Die Nürnberger werden langweilig. — Der Miniſter Hardenberg läßt die Vorſtädte Nürnbergs militairiſch beſetzen und im Namen des Königs Beſitz ergreifen und huldigen. — Die Franzoſen rücken vor. —

Seite

Die freie Reichsstadt Nürnberg entsagt der Reichsstandschaft und unterwirft sich dem preußischen Scepter. — Die Franzosen ziehen sich zurück. — Die Nürnberger werden wieder nürnbergisch. — Ein kaiserliches Mandat beschuldigt Preußen des Landfriedensbruches. — Klageschrift der fränkischen Kreisstände gegen preußische Gewaltthätigkeit. — Zerwürfnisse wegen dieser Angelegenheit zwischen Oestreich und Preußen. — Abschluß des geheimen Vertrages zwischen Frankreich und Preußen, vom 5. August 1796. — Einwilligung zur Abtretung des linken Rheinufers gegen Entschädigung durch Säcularisation des Bisthums Münster — Der Kaiser Franz II. erklärt die Säcularisation geistlicher Stifter für Kirchenraub. — Präliminar-Friede zu Leoben — Talleyrand erhält eine preußische Erklärung, die Säcularisationen betreffend, vom 3. Juli 1797. — Der Friede von Campo formio. — Der Kaiser Franz II. willigt in die Abtretung des linken Rheinufers und läßt sich durch Säcularisationen entschädigen. — Geheime Artikel gegen Preußen. — Die Feindschaft der Cabinette wird zum Nationalhaß. — Friedrich Wilhelm II. stirbt den 16. November 1797 434

27. Einwirkung der französischen Revolution auf die preußische Gesetzgebung. — Friedrichs II. Ansichten vom Staate, republikanischer Verfassung, Gleichheit vor dem Gesetz. — Der Codex Fridericianus bleibt unvollendet. — Friedrich Wilhelm II. läßt den Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuches 1788 der Ritterschaft und den Ständen der Provinzen vorlegen. — Das allgemeine Gesetzbuch wird publicirt am 20. März 1791; — darin werden die Menschenrechte proclamirt, anstatt des „Königs von Gottes Gnaden" ein „Oberhaupt des Staates den Pflichten obliegen." — Machtsprüche haben keine Gültigkeit und die Gesetze nur Kraft, wenn die Gesetz-Commission sie geprüft hat. — Die Grundsätze der socialistischen Republik im preußischen Landrechte — Die Domänen und Regalien für Staatseigenthum erklärt. — Im Widerspruch zu den Rechten des Menschen und freien Bürgers bleiben die Privilegien des Adels bestehen. — Die Verhältnisse der Sklaven, Leibeigenen und Unterthanen. — Magistrat und Bürgerschaft. — Ein Cabinetsbescheid vom Minister Wöllner 450

28. Erstes Schaumspritzen der französischen Revolution in Preußen. — Schneiderkrawall in Breslau; — durch Kartätschen gedämpft; — feierliche Bestattung der Gebliebenen; — Einholung und Triumphzug des ungarischen Schneidergesellen. — Der Professor Feßler aus Ungarn stiftet den Bund der Ewigen; — er löst ihn wieder auf. — Leipziger, Contessa und Zerboni errichten ein moralisches Vehmgericht. — Zerboni's Brief an den Minister Grafen Heym. — Zerboni und Genossen kommen „auf königliche Gnade" auf die Festung. — Gesellige und sittliche Zustände in Berlin vor dem Ausbruche der französischen Revolution. — Die schönen Künste. — Das Nationaltheater. — Der Carneval in Berlin. — Italienische Oper. — Redouten. — Jagden. — Kleideraufwand. — Luxus und Mode . 462

29. Friedrich Wilhelms III. Jugendjahre und Erziehung; — er erhält einen eigenen Hofstaat als vierjähriger Prinz. — Friedrich II. setzt einen Etat für ihn fest. — Die Instruction für den Instituteur Behnisch. — Erhält das Patent als Fähndrich. — „Dir werden sie Schlesien nicht wieder nehmen!" — Auszüge aus dem Tagebuche des Prinzen. — Oberst v. Bachoff wird zum militairischen Gouverneur ernannt; — dessen Berichte an Friedrich II. — Knapp zugemessener Haushalt. — Leuchsenring ertheilt dem Prinzen Unterricht in der Philosophie; — die Pfäfflinge verdrängen ihn; — nach ihm wird Moulines Lehrer der Dialektik. — Ein Urtheil Mirabeau's über den Kronprinzen. — Friedrich Wilhelm III. an der Bahre Friedrichs des Großen. — Graf Brühl wird zum Gouverneur ernannt. — Engler und Rammler ertheilen dem Kronprinzen Unterricht in der schönen Literatur und Philosophie; Beuda in der Musik; Tempelhof in der Kriegswissenschaft. — Das Seconde-Lieutenants-Patent. — Vorliebe für den kleinen Dienst. — Der Hofprediger Sack ertheilt den Religionsunterricht. — Glaubensbekenntniß des Prinzen. — Der Prinz wird für majorenn erklärt; — begleitet den Vater ins Feld; — vermählt sich mit der Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz. — Familienleben in Paretz 483

30. Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. — Das Familienleben des Königs. — Sein Schreiben am Tage der Thronbesteigung an den Obersten v. Köckeritz, in welchem er keinen Marquis Posa findet. — Der Brief des Kriegsrathes Gentz an den König bei seiner Thronbesteigung den 16. November 1797. — Das erste Verlangen nach Preßfreiheit. — Der Cabinetsrath Menken. — Ermahnungsschreiben des Königs vom 27. November 1797 an sämmtliche Minister, Präsidenten und Chefs des Civildienstes. — Bischofswerder und Wöllner verabschiedet. — Die neue Kirchenagende. — Runkelrübenzucker und Stockprügel auf den Universitäten 500

31. Friedrich Wilhelm III. und Bonaparte in demselben Jahre geboren. — Der Kaiser Franz II. ladet die Reichsstände zu einem Congreß nach Rastadt ein. — Die Kaiserlichen verlassen Mainz. — Metternichs diplomatische Laufbahn in Rastadt. — Die Franzosen besetzen Mainz; — erstürmen die Brückenschanze bei Mannheim. — Dohms Entwurf zu einer neuen Reichsverfassung. — Preußen schließt sich

Seite

Frankreich näher an. — Sieyes, einer der Königsmörder, als Gesandter der Republik in Berlin. — England, Rußland und Oestreich verbünden sich gegen Frankreich. — Zweiter Coalitionskrieg. — Der Congreß von Rastadt geht auseinander. — Raubmord an den französischen Gesandten auf höheren Befehl von östreichischen Rothmänteln verübt. — Preußen sagt sich von jeder Gemeinschaft mit Oestreich los. — Maximilian Joseph wird Kurfürst von Baiern. — Der Erzherzog Karl und Suwarow siegreich. — Friedrich Wilhelm III. weist die erneuten Aufforderungen der Coalition beizutreten zurück. — Aus Massenbachs Memoiren. — Die Sprache des Czaren zu dem Reichstage in Regensburg. — Beschlußfassung über den Reichskrieg wider Frankreich. — Cäsar und sein Glück kehren nach Frankreich zurück. — Das Directorium wird gesprengt. — Buonaparte erster Consul; — siegt bei Marengo den 14. Juni 1800; — am 3. December bei Hohenlinden. — Der Friedensschluß zu Luneville, am 9. Februar 1801 537

32. Frankreich und England im tragischen Conflicte. — Der Friede von Amiens. — Wiederausbruch des Krieges zwischen Frankreich und England. — Die Franzosen besetzen Hannover. — Die Cabinets-Politik Preußens. — Die Sendung Lombards nach Brüssel. — Unterhandlungen wegen Hannover. — Der Herzog von Enghien wird erschossen. — Napoleon I., Kaiser der Franzosen. — Glückwünschungsschreiben Friedrich Wilhelms III. — Vertrag vom 4. Juni 1804. — Franz II. von Deutschland nimmt den Titel Franz I., Kaiser von Oestreich an. — Hardenberg, Minister der auswärtigen Angelegenheiten. — Haugwitz beurlaubt. — Rußland und Oestreichs Coalition mit England. — Napoleon König von Italien. — Bruch mit Oestreich und Rußland. — Napoleons Antrag an Preußen: Hannover zu besetzen. — Der Kaiser Alexander verlangt die Gestattung des Durchmarsches durch Schlesien. — Friedrich Wilhelm verweigert dies. — Gustav IV. von Schweden droht in Hannover einzurücken; — er schickt dem Könige von Preußen den schwarzen Adlerorden zurück 596

33. Napoleon verletzt das neutrale preußische Gebiet. — General Mack ißt Pferdefleisch und übergiebt sich. — Ulm den 20. October. — Heftige Note Hardenbergs an den französischen Gesandten. — Der Kaiser Alexander in Berlin. — Bündniß vom 3. November 1805. — Abschied am Sarge Friedrichs II. — Napoleon in Wien. — Trafalgar. — Schlacht bei Austerlitz am 2. December 1805. — Haugwitz in dem Cabinette Napoleons in Schönbrunn. — Hardenberg unterhandelt mit England. — Haugwitz bringt den mit Napoleon abgeschlossenen Vertrag (vom 15. December) nach Berlin. — Hannover wird dem Könige von Napoleon aufgedrungen. — Der Friede zu Preßburg den 26. December 1805. — Haugwitz wird zu Napoleon nach Paris geschickt. — Abgeänderter Vertrag. — Der König von Preußen ergreift Besitz von Hannover. — Protest dagegen. — Kriegserklärung Englands wider Preußen. — Das Ministerium Fox. — Hardenberg beurlaubt 636

34. Die Sturmvögel kündigen Unwetter für das Jahr 1806 an. — Des Ministers v. Stein Denkschrift an den König vom April 1806. — Der Sturmlauf gegen das geheime Cabinet wird abgeschlagen. — Heinrich v. Bülows scharfe Kritik des preußischen Heerwesens und der preußischen Politik. — Ernst Moritz Arndts Geist der Zeit. — Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung. — Der Buchhändler Palm, im Frieden vor ein französisches Kriegsgericht gestellt, wird erschossen 665

35. Vertraulicher Briefwechsel des Königs von Preußen mit dem Kurfürsten von Sachsen. — Napoleon errichtet den Rheinbund; — erklärt das deutsche Reich für aufgehoben. — Franz I. legt die römisch-deutsche Kaiserkrone förmlich nieder. — Friedensunterhandlungen Frankreichs mit England und Rußland. — Napoleon bietet Friedrich Wilhelm III. zum zweiten Mal die Kaiserkrone an. — Preußen bemüht sich vergeblich einen norddeutschen Bund zu errichten. — Der Krieg wird beschlossen . . . 690

36. Zustände des preußischen Heeres bei Eröffnung des Feldzuges 1806. — Recrutirung und Werbung im Auslande. — Die Cantonpflichtigkeit. — Die Herren von der Feder im Hauptquartier zu Erfurt im October 1806. — Haugwitz, Lucchesini, Lombard, von Gentz geschildert. — Abfassung eines Kriegs-Manifestes. — Mais! mais! mais! — Vor allen Tractaten haben die Nationen ihre Rechte! — Napoleons Proclamation an die Soldaten der großen Armee. — Der von Oestreich bezahlte Gentz erhält den Auftrag, im Namen des Königs eine Proclamation an das preußische Heer zu verfassen. — Allgemeine Verzagtheit in dem preußischen Hauptquartier, noch bevor ein Schuß gefallen. — General Kalkreuths Urtheil über den Herzog von Braunschweig. — Gentz macht dem Herzoge seine Aufwartung. — Eine Audienz bei der Königin im Hauptquartier 745

37. Eine Kriegsrathssitzung am 25. September im preußischen Hauptquartiere. — Operationsplan des Herzogs von Braunschweig. — Eine zweite Kriegsrathssitzung am 5. October. — Alle Tage Kriegsrath, aber keine Kriegsthat. — Der Herzog von Braunschweig verlauert die schönste Zeit am Thüringer

Seite

Walde. — Des Hauptmann Müfflings Recognoscirung. — Der Capitain Liebhaber hat Napoleon schen in seinem Hut. — Die Verwirrung im Hauptquartiere. — Der Oberst Scharnhorst im Widerspruch mit dem Fürsten Hohenlohe und Massenbach. — Tauentzien wird am 9. October bei Schleiz geschlagen. — Gefecht bei Saalfeld am 10. October. — Tod des Prinzen Louis Ferdinand. — Rathlosigkeit in dem Hauptquartiere Braunschweigs. — Die Diplomaten in Erfurt und Weimar in melancholischer Stimmung, aber fortwährend bei gutem Appetit. — Gentz zieht sich bei rechter Zeit aus der Affaire. — Hohenlohe am 11. October in Jena. — Blinder Lärm, allgemeiner Schrecken. — Verlesung der Proclamation an die Armee; — „ein Schnaps wäre mir lieber!“ — Die letzten Spießruthen in dem preußischen Heere. — Napoleons Befehl an den Marschall Soult vom 10. October. — Die alten Perrücken! — Napoleons Befehl am 12. October an seine Marschälle. — Er schreibt einen versöhnlichen Friedensbrief an den König von Preußen. — Der Ueberbringer wird durch den Fürsten von Hohenlohe am Abgeben desselben verhindert 762

38. Der Fürst von Hohenlohe durchreitet am 13. October das Lager. — Die Soldaten hungern, aber sie haben guten Muth. — Tauentzien verläßt den Posten bei Jena. — Die Avantgarde des Marschall Lannes besetzt den Landgrafenberg. — Massenbach überbringt den Befehl des Herzogs an den Fürsten Hohenlohe, den Feind durchaus nicht anzugreifen. — Die Schlachtschlüssel in Naschhausen. — Braunschweig befiehlt eine retrograde Bewegung. — Der Paß von Kösen am 13. noch unbesetzt. — Kriegsrath in Auerstädt am 13. zur Nacht. — Disposition des Marsches für den 14. October. — Napoleons Schlachtplan. — Das Trauerspiel von Jena in fünf Actionen. — Hegel während der Schlacht von Jena. — Der absolute Kaiser zieht den Hut vor dem Absoluten. — Kritik der Schlacht von einem poetischen Schuster 786

39. Das Trauerspiel bei Auerstädt in fünf Actionen. — Erste Action: Blücher bei Hassenhausen wird zurückgeworfen. — Die Batterie Graumann dementirt. — Davoust besetzt Kösen. — Wartensleben rückt vor. — Verwirrung beim Aufmarsch in Auerstädt und Eckardsberge. — Zweite Action: Blücher versucht noch einmal einzuhauen; — sein Pferd wird erschossen, ein Trompeter giebt ihm das seine; — er ergreift eine Standarte, die Reiter halten nicht Stand. — Der König führt das Regiment der Königin vor; — das Pferd unter dem Leibe wird ihm erschossen. — Oberst Scharnhorst auf dem linken Flügel. — Dritte Action: Erneute, aber vergebliche Angriffe der Preußen auf Hassenhausen. — Der Herzog Braunschweig tödtlich verwundet. — Die Division Oranien trifft ein. — Vierte Action: Der König übernimmt selbst den Oberbefehl. — Der Prinz Wilhelm setzt sich an die Spitze der Reiterei; — das Pferd wird ihm unter dem Leibe erschossen. — Die Prinzen Heinrich und August dringen in das Dorf Poppel ein, ohne sich darin behaupten zu können. — Fünfte Action: Die Reserven werden ins Feuer geführt. — Der König ermuntert zum Angriff. — Der Prinz August drängt den Feind auf Vendorf zurück; — nimmt seinen Rückzug nach Auerstädt. — Der König ertheilt Befehl zum allgemeinen Rückzuge. — Blücher damit nicht einverstanden, doch muß er sich in das Unvermeidliche fügen. — Verlust der Preußen. — Besonnenheit des Königs. — Verwirrung in der Rückzugs-Caravane. — Der König muß sich durchschlagen. — Ankunft des Morgens 7 Uhr in Sömmerda. — „Blücher, wir können uns gegenseitig Glück wünschen.“ — Das Bild eines Schlachtfeldes. — Ein unseliges Mißverständniß. — Antwort des Königs auf Napoleons Brief; — Napoleons Antwort. — Waffenstillstandsunterhandlung in Wittenberg durch Lucchesini ohne Erfolg. — Der König in Graudenz. — Das trauernde Königspaar und das glückliche Bauernpaar 806

40. Erfurt capitulirt am 16. October. — Der Lieutenant Helwig befreit 10,000 Gefangene. — Die Reserve unter dem Herzoge Eugen von Würtemberg wird bei Halle am 17. October geschlagen. — Hohenlohe's fernerer Rückzug. — Der französische General Klein von Blücher überlistet. — Kalkreuth, Tauentzien, Prinz August. — Blüchers Unterhandlung mit dem Marschall Soult. — Der Rückzug über den Harz nach Magdeburg. — Zustände innerhalb der Festung. — Der Marsch von Genthin nach Neu Ruppin. — Blücher folgt. — Der Oberst York ficht tapfer bei Altenzaun. — Der König entläßt den Herzog von Weimar. — Blücher führt sein Corps auf das rechte Elbufer 825

41. Hohenlohe's verzweifelte Lage in Ruppin. — Capitulation zu Prenzlau. — Der Prinz August versucht, sich durchzuschlagen. — Die Capitulationen zu Pasewalk, Boldekow, Anklam, Wolgast. — Blücher besetzt Lübeck. — Die Stadt wird von den Franzosen mit Sturm genommen. — Die Capitulation zu Ratkau 835

42. Acht preußische Festungen capituliren. — Erfurt am 16. October. — Spandau am 25. October. — Stettin am 29. October. — Cüstrin am 1. November. — Magdeburg am 8. November. — Die Blassenburg am 25. November. — Hameln am 21. November. — Nienburg am 25. No-

Seite

vember. — Napoleon eine Geißel Gottes für Fürsten und Völker. — Ueber den Kurfürsten von Hessen-Kassel und den Herzog von Braunschweig verhängt der Kaiser das Strafgericht . . . 847

43. Napoleon in Potsdam am Grabe Friedrichs des Großen. — Er schickt den Degen, die Schärpe und den schwarzen Adlerorden Friedrichs als Kriegsbeute nach Paris. — Zustände in Berlin. — Der Gouverneur General-Lieutenant Graf Schulenburg. — „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht." — Schulenburg zieht ab. — Graf Hatzfeld Civil-Gouverneur. — Der hochweise Magistrat. — Napoleons Einzug in Berlin. — Wiederaufnahme der Waffenstillstands-Unterhandlungen in Charlottenburg. — Lucchesini und Zastrow unterzeichnen. — Napoleon verkündet den Waffenstillstand; — der König verwirft ihn im Vertrauen auf die Unterstützung der Nation und des Kaisers Alexander 862

44. Napoleon an Friedrich Wilhelm, Posen, den 6. December. — „Die Würfel werden entscheiden!" — Napoleon an die Soldaten der großen Armee. — Friedrich Wilhelm an das preußische Heer. — Der Schandpfahl und die goldenen Tafeln. — Der Aufstand in Polen. — Napoleon kein Freund von Volkserhebungen. — Seine Anrede an die Polen. — Er verräth die Sache der Polen an Oestreich. — Erneuerung des Krieges. — Die Franzosen in Warschau. — Radziminski's Aufruf. — Die Russen unter Kamensky, Benningsen, Buxhöwden. — Die Preußen unter L'Estocq. — Die Schlacht bei Pultusk am 26. December. — Die Königin Luise: „Wer nie sein Brod in Thränen aß" . . . 878

45. Haugwitz zieht sich von den Geschäften zurück. — Der König läßt Stein das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten antragen. — Stein lehnt ab und empfiehlt Hardenberg. — Unumwundene Erklärung Steins gegen die eingedrungene Cabinetsregierung. — Beyme's Entwurf eines Ministerconseils neben dem Cabinet, bestehend aus Stein, Rüchel und Hardenberg. — Steins Gegenerklärung. — Rüchel zum General-Gouverneur von Preußen ernannt. — Dessen Briefwechsel mit dem Könige. — Entwurf zu einem verantwortlichen Ministerconseil von Hardenberg, Rüchel und Stein. — Der König geht nicht darauf ein. — Stein verbittet sich ehrfurchtsvoll die ihm angetragene Stelle. — Zornbrief des Königs an Stein vom 3. Januar 1807. — Stein in allerhöchster Ungnade entlassen. — Allgemeines Bedauern. — Hardenberg fordert seinen Abschied. — Dessen Schreiben an den König vom 30. December 1806. — Sieg des Cabinets über die verantwortlichen Minister 887

Das Verzeichniß der Initialen

befindet sich auf der letzten Seite dieses Bandes.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Einleitung.

Zwei Ereigniſſe von weltgeſchichtlicher Bedeutung, ſchon vorbereitet während des Lebens Friedrichs des Großen, traten unmittelbar nach ſeinem Tode in voller Wirkſamkeit dieſſeit und jenſeit des Oceans in dem Völkerleben auf: die Errichtung des Freiſtaates in Nordamerika und die franzöſiſche Revolution: zwei Rieſenkinder, welche, gleich dem Knaben Hercules, ſchon in der Wiege die Schlangen erdroſſelten, die ſie mit giftigem Speichel begeiferten, mit todtbringender Umringelung bedrohten. Weltgeſchichtliche Ereigniſſe aber von ſo ungeheurer Tragweite fallen nicht urplötzlich vom Himmel herab; an dieſem Baume bedürfen die Früchte, bis ſie zeitig werden und abfallen, um neuen Sprößlingen Raum

Digitized by Google

zu geben, ein und das andere Jahrtausend. Unverstanden aber ist die Gegenwart, wenn die Vergangenheit für uns das, unter sieben Siegeln verschlossene, Buch bleibt. Auf dem unermeßlichen Gebiete der neueren Geschichte werden wir nur dann einen festen Standpunkt der Rundschau gewinnen, wenn wir zuvor einen solchen auf dem Gebiete der Geschichte des Mittelalters gewonnen haben. Diese schwere und schwierige Aufgabe zu lösen, soll von uns in einer kurzgefaßten Einleitung versucht werden.

Die Siegespforte, durch die der Weltgeist, welcher in den Völkergeistern des Mittelalters sich als wirksame Macht bethätigte, seinen Einzug hielt, möge die, sein Wesen bezeichnende, Inschrift tragen:

„Ex oriente lux!“*)

Den Triumphbogen, durch den der Weltgeist seinen Einzug hielt, welcher in den Völkergeistern der Neuzeit sich als die Macht erwies, gegen die der mittelalterliche Feudalstaat mit seinen Burgen und Domen sammt dem heiligen römischen Reiche nicht Bestand haben konnte, möge die Inschrift schmücken:

„Ex occidente libertas!“**)

Wer den Sinn und die tiefe Bedeutung beider Inschriften auslegen wollte, dessen Aufgabe würde sein: eine Weltgeschichte der beiden, an Inhalt so reichen, Zeitabschnitte zu schreiben. Wir beschränken uns hier nur auf einige kurze Andeutungen über die weltbewegenden Mächte des Mittelalters, werden jedoch ausführlicher bei den Ereignissen verweilen, durch welche die Völkergeister der neuen Zeit mit der Naturgewalt hervorbrechender Knospen des Frühlings die erstorbenen Blätter abstießen und erneutes Leben an ihre Stelle setzten. —

Würde der geneigte Leser noch einmal mit uns zu jener Siegespforte mit der Inschrift: „Aus dem Morgenlande das Licht!“ sich begeben, um der festlichen Einholung des Siegeshelden beizuwohnen, so dürfte seine Schaulust getäuscht werden, wenn er erwartete, großmächtiges Heergepränge zu sehen, worauf erbeutete Elephanten und schwerbeladene Kameele, dann den Triumphator mit goldenem Kranze geschmückt auf dem Wagen von Elfenbein, von unterjochten Königen gezogen, die Ritterschaft hoch zu Roß in glänzender Rüstung, gewaltiger Lärm der Heerpauken, Zinken und Drometen und Ausrufer der Großthaten des Siegers! — Von so glänzendem Aufzuge ist hier nichts zu

*) Aus dem Morgenlande das Licht! — **) Aus dem Abendlande die Freiheit!

hören noch zu sehen. Der Triumphator reitet auf einer Eselin. Er war der Sohn eines armen Zimmermannes aus Nazareth, führte jedoch nach des Vaters Tode das bei ihm erlernte Handwerk nicht weiter fort. Er beschäftigte sich eifrig mit den Geschichten und Gesetzesbüchern seines Volkes, des von Gott vor allen Völkern auserwählten Israel. Dieses, an Macht und Ehren einst so hochgestellte, Volk der Juden war zu einem Zustande tiefer Schmach und Entwürdigung herabgesunken, zum großen Theil durch eigene Schuld, welche den fremden Eroberern die Unterjochung desselben erleichterte. Aus solcher Entwürdigung sein Volk zu erlösen, war die Aufgabe, in welcher der neue Prophet, der sich als der verheißene Messias ankündigte, den Beruf seines Lebens erkannt hatte. Gegen zwei mächtige Feinde mußte er den Kampf bestehen, gegen die Ohnmacht der römischen Herrschaft und gegen die, an der versteinerten Starrheit der Mosaischen Gesetzbücher festhaltende, scheinheilige, mit der reichen und vornehmen Aristokratie verbundene Priesterschaft.

Da Waffengewalt ihm nicht zu Gebote stand und er es verschmähte, durch Aufstand und Empörung der niederen Volksmassen, unter denen er großen Anhang hatte, einen blutigen Kampf herauf zu beschwören, suchte er dem, im Elende verkommenden, Volke das Heil und die Heilung auf friedlichem Wege zu erringen. Er rief der Menge, die bei jenem Einzuge auf der Eselin ihn mit „Hosianna! Heil dem Könige der Juden!“ empfing und die Kleider auf dem Wege vor ihm ausbreitete, dieser jubelnden Menge rief er zu: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt! Kommt aber her zu mir Alle, die ihr mühsam und beladen seid!“ — Beladener aber von äußerem Druck und, da ihm dieser als ein Strafgericht Gottes verkündigt wurde, von dem inneren Wehgefühl der Sündhaftigkeit war das Volk Judäa's zu keiner Zeit, selbst nicht in der der Gefangenschaft zu Babylon gewesen, als eben zu der Zeit, als der Messias erschien, der sich ihnen nicht in der Weise der früheren Propheten als einen Gesandten des Herrn, sondern als den leibhaftigen Sohn Gottes, als das ewige Wort, welches im Fleische erschienen sei, ankündigte, mit der Verheißung: ein Reich Gottes zu gründen, über welches keine Macht und keine Noth der Erde Gewalt habe, durch welche Versöhnung mit Gott, Friede und Erlösung von allem Uebel gewonnen werde. Da fehlte es nicht an Zulauf und treuen Bekennern der neuen, frohen Botschaft. Wenn aber der Messias, der sich als einen Erlöser aus Trübsal und Elend ankündigte, das Andrängen Derer, die der Ge-

walt Gewalt entgegenzusetzen sich entschlossen zeigten, mit der Erklärung zurückwies, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei, wenn er der Menge, welche ihn allerorts umgab, zurief: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch alles Andere von selbst zufallen!“ so mußte er öfter Veranlassung nehmen, sich über das, von ihm als „nah“ verheißene Reich Gottes auszusprechen.

In den Gleichnissen vom Senfkorn, von dem Sauerteig, den Arbeitern im Weinberg u. a. that er es in einer, für die „Einfältigen“ faßlichen, Weise. Schwerer war das Verständniß, wenn er lehrte: „Das Reich Gottes ist inwendig in euch; es ist bereitet vom Anbeginne der Welt her; die Schriftgelehrten (die hohe Priesterschaft) schließen das Reich Gottes zu vor den Menschen; es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde aus dem Geiste, ohne dieses kann er nicht in das Reich Gottes kommen.“ Nicht gering aber waren die Anforderungen, welche Jesus an Diejenigen stellte, welche Aufnahme in das, von ihm verkündete, Reich Gottes begehrten. „Für den Eintritt in das Reich Gottes,“ sagt ein, in der Schule Hegels gebildeter, Religionslehrer, „fordert Jesus eine Kraft der Selbstverleugnung, die fähig sei, von allem Aeußerlichen, und selbst von den theuersten persönlichen Verbindungen sich loszusagen, alles Zeitliche und Irdische, die Welt abzuthun, über das Alles und über sich selbst hinauszugehen, um des Reiches Gottes Willen, d. h. um sich selbst in Gott zu erhalten.“ Denen, die ihm nachzufolgen sich bereit erklären, ruft er zu: „Wer Vater und Mutter, Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der kann nicht mein Jünger werden. — Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder? Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mein Bruder, Schwester oder Mutter.“ Die Energie, mit welcher er das Losreißen von dem Theuersten fordert, steigert sich bis zu dem Zurufe: „So Jemand nicht hasset seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, dazu auch sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein. — Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren, wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es erhalten. — Der Kinder Engel im Himmelreich sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel und wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Reich Gottes kommen.“

Wenn es nun aber auch in dem Gebet, welches der Herr den Seinen empfahl, hieß: „Dein Reich komme, dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden,“ so vermochten selbst die am Glauben noch so fest Haltenden

ſich der Ueberzeugung nicht zu verſchließen, daß das Reich Gottes auf Erden in das Reich frommer Wünſche zu verlegen, und die Auserwählten mit der Erfüllung ihrer dieſſeitigen Hoffnungen auf ein jenſeitiges Himmelreich angewieſen ſeien. — Die Leiden dieſer Zeit ſind gering zu achten gegen die Herrlichkeit, die unſer in dem Paradieſe wartet. Und in dieſem Paradieſe wurde den ſiegreich gefallenen Kämpfern nicht wie in Valhalla das mit Meth gefüllte, goldene Trinkhorn von den Valſyrien gereicht, keine Bajaderen des indiſchen Indra, keine Huris des Islams, deren 725 dem Geringſten der Glaubenshelden von Mahomed im Paradieſe zugeſagt waren, empfingen die, in das Reich der Seligen aufgenommenen Bekenner des neuen Bundes zu Tanz und Feſtgelag; dem, in dem Glauben an den Erlöſer entſchlafenen, Chriſten war keine andere Himmelsfreude verheißen als die: Gott von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen. Um ſo hohen Genuſſes theilhaftig zu werden, wurde verlangt, auf Alles Verzicht zu leiſten, was an Genuß und Freude die dieſſeitige Welt zu gewähren vermöge. „Sorge nicht für den anderen Tag, gieb deine Güter den Armen! So dich dein Auge ärgert, reiß es aus und wirf es von dir; es iſt beſſer einäugig in das Himmelreich einzugehen, als deſſelben mit zwei Augen verluſtig zu gehen. Willſt du vollkommen ſein, ſo verkaufe Alles, was du haſt und gieb es den Armen, ſo wirſt du einen Schatz in dem Himmel haben.“ Im entſchiedenen Widerſpruch ſtand das Gottesbewußtſein Jeſu mit dem, von der jüdiſchen Prieſterſchaft aufrecht gehaltenen, des moſaiſchen Geſetzes. Jehova war ein Gott des Zornes und der Rache, welcher die Sünden der Väter heimſuchte an den Nachkommen bis in das dritte und vierte Glied. Der Gott aber aber, deſſen eingeborenen Sohn ſich Jeſus nannte, war „die Liebe“ ſelbſt, der ſeine Sonne aufgehen läßt über die Gerechten und Ungerechten. Deshalb ſoll der Gläubige alle ſeine Sorge auf den Herrn werfen: „Kein Sperling fällt auf die Erde ohne euren Vater; darum fürchtet euch nicht, ihr ſeid beſſer als viele Sperlinge. — Sehet die Vögel unter dem Himmel, ſie ſäen nicht, ſie erndten nicht und euer himmliſcher Vater nähret ſie doch; ſeid ihr denn nicht viel mehr als ſie? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie ſie wachſen und blühen; ſie arbeiten nicht, auch ſpinnen ſie nicht, und ſind doch ſchöner gekleidet als der König Salomon in all ſeiner Pracht und Herrlichkeit.“

Die hier angeführten Sprüche, welche ſich noch um eine bedeutende Anzahl vermehren ließen, enthalten, wenn auch nicht den vollſtändigen Inhalt der neuen

Lehre, doch aber die wesentlichen Hauptstücke derselben, indem es hier nur darauf ankam, nachzuweisen, welches die Anschauung und Ueberzeugung zuerst nur eines Einzelnen waren, aus denen, als sie mehr und mehr in das allgemeine Bewußtsein übergingen, sich eine neue Weltordnung gestaltete.

„Die neue Religion," bemerkt der am tiefsten in die weltgeschichtliche Bedeutung derselben eingedrungene Philosoph, „spricht sich aus als ein neues Bewußtsein, Bewußtsein der Versöhnung des Menschen mit Gott; diese Versöhnung als Zustand ausgesprochen, ist das Reich Gottes, eine Wirklichkeit, in der Gott herrscht. Dieses Reich Gottes, die neue Religion hat also an sich die Bestimmung der Negation gegen das Vorhandene, das ist die revolutionaire Seite der Lehre, die alles Bestehende vernichtet, umstößt. Alle irdischen, weltlichen Dinge fallen weg ohne Werth und werden so bezeichnet. Das Vorhergehende verändert sich, das vorige Verhältniß, der Zustand der Religion, der Welt kann nicht bleiben wie vorher; es ist darum zu thun, den Menschen, dem das Bewußtsein der Versöhnung werden soll, daraus heraus zu ziehen, zu verlangen ein Aufgeben der vorhandenen Wirklichkeit und Alles, was bisher für sittlich, für recht galt, alle anderen Bande auf die Seite zu setzen." *)

Mit dem Ausspruche Jesu, daß der Sohn Gottes zugleich auch des Menschen Sohn sei, war die Schranke aufgehoben, welche in dem Judenthume durch den Glauben an Jehova, in dem Heidenthume durch den Glauben an die Götter des Olymps bisher bestanden hatte. Weder mit dem Gotte, welcher Mose im feurigen Busche erschien, im Sturm und Donnerwetter sich ankündigte, noch mit den idealen Göttergestalten in Marmor und Erz, welche einst die schöne Welt regierten, konnte die Menschheit in eine so innige Vereinigung treten als mit dem im Fleische, d. h. in lebendiger, leibhaftiger Menschengestalt, erschienenen Vater, welcher die Liebe war. „Die christliche Entwickelung beginnt da, wo die vorchristliche religiöse Weltanschauung ihre Schranke und Grenze hatte, an dem unversöhnten Gegensatze der sinnlichen und geistigen Welt, an dem abstracten Dualismus der ganzen Welt- und Gottesanschauung. Dieser Gegensatz, welcher im Selbstbewußtsein Jesu und in seiner Stiftung in der Grundidee des Christenthums absolut gelöst und an sich aufgehoben war, mußte sich nun nach dem Gesetze der geistigen Entwickelung durch die immanente dialektische Kraft des

*) Hegel, Philosophie der Religion. II. S. 242.

neuen christlichen Princips zur praktischen Versöhnung und zur bewußten Ausgleichung der Gegensätze vermitteln. Dieser Vermittelungsproceß bildet das Interesse der weltgeschichtlichen Entwickelung des Christenthums.“*)

Mögen wir nun aber von den verschiedenen Hauptstücken der christlichen Lehre irgend eins: sei es die Menschwerdung Gottes, die aufopfernde Liebe, die Selbstverleugnung, die allgemeine Brüderschaft, die gleiche Berechtigung aller Menschen vor Gott als das, in die Weltgeschichte als leitendes Princip eingetretene bezeichnen, immer werden wir als diejenige Anschauung, welcher alle anderen sich unterordnen, zu bezeichnen haben: die Aufrichtung des Reiches Gottes im inneren Menschen, wodurch ihm eine Freistatt in einem jenseitigen Himmelreiche gesichert und unverloren sei.

Unsere Erde, dieser mit Gütern und Schätzen, mit Wundern und Schönheit mannigfaltigster Art gesegnete Planet, wurde für ein „Jammerthal“ erklärt, die Natur für gottverlassen, das Natürliche für das Böse erklärt, so daß es für unerläßlich galt, aus dem kaum geborenen Kinde bei der Taufe den Teufel durch Priesterbann austreiben zu lassen. Zur Tödtung „des Fleisches“ geiselten sich Mönche und Nonnen hinter festen, abgesperrten Klostermauern. Die gläubige Gemeinde flüchtete vor dem heiteren Himmelslicht in Höhlen, Capellen und Kirchen, wohin kein Sonnenstrahl drang und wo die Menge bei düsterem Scheine der Kerze, oder ewigen Thranlampe, bei dem vermoderten Gebein irgend eines heiligen Märtyrers in Andacht und Zerknirschung sich niederwarf. Die großartigen Laubgänge der Eichen-, Ulmen- und Buchenwaldungen zu übertreffen — man könnte sagen: in Schatten zu stellen — erbauten die deutschen Baumeister die gothischen Dome mit den, bis zu schwindelnder Höhe hinaufgeführten, Säulenreihen und den, bis zum blauen Aether sich erhebenden, Thürmen, welche mit ihrem berühmten Vorgänger zu Babylon das Schicksal theilten, daß auch nicht einer vollendet wurde; ebensowenig fehlte es bei solchen Riesenbauten an „Sprachverwirrung“ der Bauleute, welche von der Arbeit abließen, da die Mittel fehlten zur Ausführung des Baues, der oft mehrere Hundert Jahre in Anspruch nahm und dennoch unvollendet blieb.

Von einem neu auftretenden Princip aber, und wenn es auch ein, die Welt umgestaltendes wäre, darf man nicht sogleich sichtbaren Erfolg erwarten. „Der

*) Noack, Mythologie und Offenbarung. S. 99.

Weltgeiſt," pflegte Hegel zu ſagen, „läßt ſich Zeit; vor ihm ſind tauſend Jahre wie ein Tag; der alte Maulwurf minirt große Strecken im Verborgenen fort, bevor er wieder einmal ein Zeichen ſeines Lebens und ſeiner Arbeit giebt."

Die unmittelbaren Nachfolger Jeſu hielten an dem Bekenntniß: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt," feſt und ſo blieben denn die ſtaatsbürgerlichen Zuſtände noch Jahrhunderte lang dieſelben. Die Apoſtel lehrten: „Seid unterthan der Obrigkeit, denn ſie iſt von Gott eingeſetzt." Will doch der Apoſtel Paulus ſogar den Sklavenzuſtand aufrecht erhalten wiſſen. „Bleibe ein Jeder," ſchreibt er an die Korinther, „in dem Berufe, zu welchem du berufen biſt. Biſt du zum Sklaven (δοῦλος) berufen, laß dich das nicht kümmern, und könnteſt du auch ein Freier werden, ſo ziehe jenes vor. Denn wer in dem Herrn zum Sklaven berufen iſt, iſt ein Freigelaſſener des Herrn, und wer zum freien Manne berufen iſt, der iſt ein Sklave des Herrn."*) — „Ihr ertruget," ſchreibt Paulus an die früheren Glaubensgenoſſen, „frohen Muthes den Raub eurer Güter, weil ihr wußtet, daß ihr eine, für euch beſſere und bleibendere Habe im Himmel beſitzet."**) Und der Evangeliſt tröſtet: „Freuet euch und frohlocket, wenn ſie euch allerlei Böſes nachreden und lügen, denn euer Lohn wird groß ſein im Himmel."***)

Dieſe Andeutungen mögen genügen zur Verſtändigung über die weltgeſchichtliche Aufgabe, zu deren Löſung das, im Oſten aufgegangene, Licht dem Weſten den Beruf zugetheilt. Es galt die Eroberung „eines Reiches, welches nicht von dieſer Welt war," und über ein und ein halbes Jahrtauſend führte während des Mittelalters die europäiſche Menſchheit in dem Kampfe der weltlichen Macht mit der geiſtlichen einen Vernichtungskrieg auf irdiſchen und auf überirdiſchen Schlachtfeldern, bis endlich in dem großen weltlichen Drama die beiden kriegführenden Mächte: das Papſtthum und das Kaiſerthum, da ſie nur mit den Waffen der Selbſtſucht fochten, ſich gegenſeitig vernichteten.

Der Weltgeiſt aber, dem Wundervogel Phönix vergleichbar, ſteigt aus den Flammen, welche ſeine äußere Hülle verzehrten, mit verjüngter Lebenskraft in einer neuen, reicheren Geſtaltung empor.

---

*) Luther überſetzt: „Biſt du ein Knecht berufen, ſorge dir nicht; doch kannſt du frei werden, brauche deß viel lieber." Davon ſteht nichts in dem griechiſchen Urtexte. (Erſter Brief an die Korinther K. 7, V. 20.)

) Brief an die Hebräer, 10, 34. — *) Matth. 5.

Mother Nature

Mother Nature is the personification of nature in the form of a female. She is the creator and nurturer of all life on Earth. She is also the force that maintains the balance of the ecosystem. She is often depicted as a kind and loving figure, but she can also be fierce and powerful when she needs to be. She is the ultimate source of all life and the ultimate power in the universe.

nicht in dem Rufe allzu großer Freigebigkeit ſtand, machte das größte Geſchenk, welches jemals von königlicher Hand geſpendet worden iſt. Durch eine, im Jahre 1584 von ihr vollzogene, Acte ſchenkte ſie Sir Walther Raleigh alles Land, welches er in Amerika entdecken und auf welchem er das engliſche Banner aufpflanzen werde. Nicht nur Staat, auch Staaten wurden mit dergleichen Freigebigkeit gemacht, ohne daß nöthig war, in den Schatz der Krone zu greifen, oder die Bewilligung des Parlaments einzuholen. Fürs Erſte begnügte ſich Sir Walther Raleigh mit einem, von der Oſtküſte ſich in unbegrenzter Ausdehnung gen Weſten ſtreckenden, Landſtrich, welchen er zu Ehren der jungfräulichen Königin „Virginia" nannte; es war dies damals eben ſo eine Modeſchmeichelei, wie ſie in unſeren Tagen mit dem Namen „Victoria" getrieben wird.*) Die Urwälder und Urwäldler verleideten jedoch den Abenteurern, welche der Einladung Sir Raleighs gefolgt waren, ihre Niederlaſſung ſo ſehr, daß es ihm nicht gelang, feſten Fuß in der, in Beſitz genommenen, Landſchaft zu faſſen. Die Unternehmung aber war zu verlockend für ein ſeefahrendes, handeltreibendes Volk, um nach den erſten mißlungenen Verſuchen aufgegeben zu werden. Es war damals die Zeit, wo unternehmende Rheder und Kaufherren „Handelsgeſellſchaften" bildeten, um mit gemeinſchaftlichen Mitteln durchzuführen, was dem Einzelnen nicht gelang. Einer ſolchen Handelsgeſellſchaft verlieh James I. von England 1606 den ungeheuren Landſtrich vom 34. bis zum 75. Grade nördlicher Breite unter den vortheilhafteſten Bedingungen.

Ein tüchtiger Führer, John Smith, trat an die Spitze der Unternehmung und gründete 1607 in Virginien eine Niederlaſſung, welche er zu Ehren des Königs „Jamestown" nannte. Die Geſchäfte gediehen und die Handelsgeſellſchaft theilte ſich ſeit 1609 in zwei Compagnien: in die Londoner und Plymouther, welche in dieſem Jahre bereits neun Fahrzeuge mit 500 Pflanzern nach Virginien überführten.

Hinter den Kaufherren des Bürgerſtandes blieben, wo Abenteuer und Gewinn in Ausſicht ſtanden, die vornehmen Herren vom Adel nicht zurück. Lord Baltimore, wegen Anhänglichkeit an die katholiſche Kirche verfolgt, ſchiffte

*) Die Spielerei ging damals in England ſo weit, daß der Erfinder einer neuen Art von Clavier ſein Inſtrument „Virginal" nannte. Kleine und größere künſtlich angelegte Waſſerfälle hießen „Virginiawater". Es gab Virginia-Hüte, Bänder, Pomaden, Rauch- und Schnupftabacke und was dergleichen mehr zu Toilette, Schmuck und Hausbedarf gehörte.

ſich 1632 mit 500 ſeiner Glaubensgenoſſen ein und nannte den, von ihm in Beſitz genommenen, Landſtrich zu Ehren der heiligen Jungfrau „Maryland“. Graf Clarendon, ein eifriger Puritaner, führte in Gemeinſchaft mit ſieben anderen angeſehenen Herren vom Adel eine bedeutende Anzahl ſeiner proteſtantiſchen Glaubensgenoſſen nach Amerika und gründete 1663 eine Niederlaſſung in Carolina.

Auch in anderen ſeefahrenden Nationen erwachte jetzt die Luſt in den, für herrenlos geltenden, Landſtrichen Amerikas Niederlaſſungen zu gründen. Franzoſen ließen ſich ſeit 1608 in Quebeck, ſeit 1632 in Akadien, ſeit 1682 in Luiſiana nieder. Belgier gründeten am Hudſon 1614 „Neu-Belgien“, Schweden ließen ſich am Delaware nieder (1632), konnten ſich jedoch gegen die Holländer, welche 1655 in ihre Beſitzungen eindrangen, nicht behaupten. Auch die Colonien der Niederländer in Neu-Belgien wurden von den Holländern in Beſitz genommen, dieſe aber wiederum von dem Herzoge von York, welcher mit einer wohlausgerüſteten Flotille 1664 hier landete, vertrieben; Neu-York und Neu-Jerſey blühten jetzt auf; die Einwanderer aus England bildeten noch vor Ablauf des Jahrhunderts die Mehrzahl in den meiſten Niederlaſſungen, von denen einige ſich bald zu gemeinſamem Bunde vereinigten. So thaten es die Anſiedelungen der Puritaner in Neu-Hampſhire, Maſſachuſetts, Rhode-Island und Connecticut, welche ſeit 1642 den Namen Neu-England annahmen.

Eine der blühendſten Niederlaſſungen wurde die, 1687 von William Penn gegründete, Colonie Pennſylvanien, welche ſo große Anziehungskraft ausübte, daß ſie bereits nach vier Jahren zwanzig Ortſchaften zählte. Dies raſche Aufblühen verdankte die Colonie vornehmlich ihrem Begründer. William Penn ſtanden nicht nur bedeutende Geldmittel zu Gebot, die Geſellſchaft, die ihn begleitete, bildete eine Gemeinde, deren Bekenntniß ein wahrhaft evangeliſches war, auf chriſtlicher Liebe und Brüderlichkeit beruhend. Dennoch würde die Niederlaſſung keinen Beſtand gehabt haben, wenn der Gründer derſelben nicht zugleich für Geſetz und Verfaſſung geſorgt hätte.

Als er unter Gebet und Geſang den erſten Fruchtbaum an einer gelichteten Stelle des Urwaldes am Delaware mit den Brüdern pflanzte, hielt er, ein zweiter Moſes, die Geſetzestafeln des neugegründeten Staates in der Hand, die er den Brüdern zur Berathung und Genehmhaltung vorlegte. Den Bemühungen Penns und ſeiner Gefährten gelang es, mit den Ureinwohnern, den kupferfar-

bigen Indianern, in ein friedliches Verhältniß zu treten, das Land urbar, den Fluß ſchiffbar zu machen und in beiden das wilde Gethier auszurotten.

William Penn.

Auch den übrigen engliſchen Niederlaſſungen verlieh vor denen aller anderen Nationen den größten Vorzug und bald eine geſicherte Uebermacht: daß die kleineren, ebenſo wie die größeren aus dem Mutterlande eine, auf Selbſtregierung (selfgovernment) gegründete Verfaſſung der bürgerlichen Geſellſchaft mitbrachten und zwar nicht eine, auf ein loſes Blatt Papier geſchriebene, ſondern tief in die Herzen eingegrabene, in dem Bewußtſein des freien Bürgers feſtgewurzelte „magna Charta“, wobei jedoch die Amerikaner ſich des Vorzugs zu rühmen hatten, daß ſie ihre magna Charta nicht einer Kaſte der, durch Geburt bevorrechteten, Barone, ſondern dem geſammten, gleichberechtigten Volke verdankten.*)

*) Amerika, du haſt es beſſer
Als unſer Continent der alte,
Haſt keine verfallenen Schlöſſer (d. h. Ritterburgen der Feudalzeit)
Und keine Baſalte. (Goethe.)

Zwar hatten diese Niederlassungen verschiedene Ausgangspunkte, indem die unabhängigen Abenteurer, welche auf einige Faust sich angesiedelt, sich eine demokratisch-republikanische Verfassung (Rhode-Island und Connecticut) gaben, die Lords und der Adel aber, welche in den, von ihnen gegründeten, Niederlassungen sich als Lehnsträger der Krone Englands ansahen, und daher sich „königliche" nannten, von einem Statthalter des Königs und königlichen Beamten regiert wurden (Massachusetts, Neu-Plymouth, Maine, Sagadahak, Carolina und Neu-Jersey) und eine dritte Art der Niederlassungen die „erbeigenthümlichen" waren, deren Besitz den Gründern und deren Familien von der Krone Englands zuerkannt worden war (der Familie Penn Pennsylvanien, der Familie Baltimore Maryland).

Aber bei aller Verschiedenheit der Beziehungen der Colonien zu dem Mutterlande hatten diese dennoch, rücksichtlich ihrer inneren Verhältnisse, eine in den wesentlichsten Punkten übereinstimmende Verfassung. In jeder Provinz, oder wie sie sich nannten: in jedem Staate, bestand nach englischem Muster ein, durch Wahlen berufenes, Oberhaus, der Senat, und ein Unterhaus der Repräsentanten; mit der vollziehenden Gewalt war ein Statthalter betraut, welcher in einigen Staaten vom Könige eingesetzt, in anderen nebst den Räthen, Steuerbeamten und Richtern in den Grafschaften von dem Volke gewählt wurde. Als nun unter der Regierung Georgs III. das Ministerium Greenville von dem Parlamente im Jahre 1764 die Zustimmung zur Erhebung von einem Einfuhrzoll auf mehrere Artikel des Lebensunterhaltes und der Bedürfnisse des häuslichen Comforts, im folgenden Jahre die — weil in allen Geschäften des Verkehrs täglich und stündlich vorkommend — sehr belästigende Einführung der Stempelabgabe für die Colonien bewilligt erhielt, ohne die Zustimmung der dortigen Volksvertretung einzuholen, wie es in dem Mutterlande geschah, begann sich erst in nur wenigen, bald aber in sämmtlichen Staaten der Geist des Widerstandes gegen solche Willkür zu regen. Dieser gewann sofort einen festen Rückhalt an dem entschiedenen Auftreten einzelner redlich und rechtlich gesinnter Männer in England, wo sich gegen die Willkür, mit welcher das Ministerium Greenville die Colonien zu behandeln sich vermaß, sehr gewichtige Stimmen erhoben. Als Greenville zur Vertheidigung seiner Maßregeln die Besteuerung der Colonien für einen Zweig der gesetzgebenden Gewalt des Mutterlandes, und Schutz und Gehorsam für „nicht von einander

zu trennen" erklärte, entgegnete ihm der edle, hochbetagte Lord Chatam (Pitt der Aeltere): „Die Bewohner jener Provinzen sind Unterthanen dieses Königreichs und haben eben so viel Anspruch wie diese auf alle natürlichen Rechte des Menschen und auf die besonderen Vorrechte der Engländer. Die Amerikaner sind Söhne, nicht uneheliche Kinder Englands. Besteuerung ist kein Theil der regierenden oder gesetzgebenden Gewalt. Steuern sind freiwillige Gaben der Gemeinen allein.... Wenn wir in diesem Hause (dem Unterhause) geben und bewilligen, so bewilligen wir dasjenige, was unser Eigenthum ist. Allein bei einer amerikanischen Abgabe, was thun wir da? Wir geben und bewilligen Sr. Majestät das Eigenthum von Sr. Majestät Gemeinen in Amerika..... Der Unterschied zwischen Gesetzgebung und Besteuerung ist nothwendig für die Freiheit. Daß für diese das Gefühl der Amerikaner nicht todt ist, freut mich. Drei Millionen Menschen, die bereit gewesen wären, freiwillige Sklaven zu werden, würden passende Werkzeuge geworden sein, Sklaven aus uns Uebrigen zu machen."

Wir haben öfter wohl von dem Ausbruche unterseeischer Vulkane gehört, welche das Meer zu so welterschütterndem Aufruhr aufgeregt, daß nicht nur das flüssige Element, auch das Festland von den Ufern des mexicanischen Meerbusens bis zu den Küsten des Eismeeres in heftigem Wellenschlage erzitterte. Ein ähnliches Ereigniß begab sich in der Weltgeschichte, als die Bevölkerung von Boston in Nordamerika am 26. December 1773 eine Schiffsladung Thee in das Meer warf, um nicht den, von dem Mutterlande den Colonien in Nordamerika auferlegten, Zoll dafür zu entrichten. Die stolze Britannia schmeichelte sich, das, ihrer Zucht entwachsene, Stiefkind mit der Ruthe zum Gehorsam zurückführen zu können. Der Hafen von Boston wurde durch englische Schiffe gesperrt, die der Provinz Massachusetts verliehenen Gerechtsame aufgehoben, der General Gage besetzte die Stadt mit vier englischen Regimentern, forderte der Bürgerwehr die Waffen ab und belegte alle Pulvervorräthe mit Beschlag. In gerechter Besorgniß, daß die, den Colonien von der Krone und dem Parlamente ertheilten, Freiheitsbriefe widerrufen werden würden, versammelten sich Abgeordnete von zwölf Provinzen am 5. November 1774 in Philadelphia zu einem National-Congreß und beschlossen, der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen. Unbesonnener Weise unternahm General Gage mit einem, nicht einmal vollzähligen, Fußregiment einen Angriff auf die Stadt Concord, wo sich der Provinzial-Congreß von Neu-England am 24. März 1775 versammelt hatte. Es gelang

ihm, dieſen auseinander zu jagen und ſich der dort aufgehäuften Kriegsvorräthe zu bemächtigen. Da zogen von mehreren Seiten Bürgerwehren heran, es kam bei dem Dorfe Lexington zum Gefecht; der grimme Löwe der Schlachten hatte Blut geleckt, ſein Heißhunger verlangte nach mehr, der Krieg der erzürnten, ſtolzen Stiefmutter mit der, in ſchönſter Jugendfülle aufblühenden, Tochter kam zum Ausbruch. Durch eine Parlamentsacte vom 14. December 1775 wurden die nordamerikaniſchen Colonien außer des Königs Schutz erklärt und ein Heer von 55,000 Mann wurde zur Niederwerfung der Empörung eingeſchifft, begleitet von einer ſtattlichen Kriegsflotte. Die Bittſchriften, welche der National-Congreß an den König und das Parlament geſchickt, blieben ohne Erfolg. Jetzt erließ der Congreß an alle waffenfähigen Männer und Jünglinge einen Aufruf zur Vertheidigung ihrer Rechte und Freiheiten, in Schaaren ſtrömten ſie herbei, den Oberbefehl übernahm Waſhington, Oberſt der Bürgerwehr.

Noch bevor es zum offenen Bruch kam, riethen in dem Mutterlande freiheitliebende Männer zu Billigkeit und Schonung. Vor allen Anderen erhob der bereits erwähnte Lord Chatam, welcher aus dem Miniſterium (1768) ausgeſchieden war, ſeine erſt warnende, dann das Recht der Empörung vertheidigende Stimme. Er hatte einſt im ſtolzen Gefühl der geſetzlichen Freiheit des Briten das gewaltige Wort dem, nach unbeſchränkter Gewalt lüſternen, Königthume zugerufen: „Sturm und Unwetter können in die Hütte des Engländers mit Gewalt einbrechen, der König niemals!“ Als die Klagen der engliſchen Coloniſten in Nordamerika darüber laut wurden, daß man ihnen, die ſich Söhne Albions mit gleichem Stolze, wie die im Vaterlande Zurückgebliebenen, nannten, die Rechte und Freiheiten dieſer verweigere, trat Lord Chatam für die Coloniſten in die Schranken. „Das Recht Steuern aufzulegen und das Recht Repräſentanten zu ſchicken, ſind unzertrennlich. Alle Zeit iſt der Satz von den Bürgern dieſes Landes heilig gehalten worden, daß, was ein Mann rechtlich erworben hat, ſein unbedingtes Eigenthum iſt, welches er nach freiem Willen geben, das ihm aber Niemand nehmen kann ohne ſeine Einwilligung.“ In heftiger Rede verurtheilte er „das Handeln und Markten mit jedem kläglichen, deutſchen Fürſten, der ſeine Unterthanen für die Schlachtbank des Auslandes feilbiete und losſchlage.“... „Dieſe erkaufte Hülfe, der ihr vertraut, entzündet einen unheilbaren Groll in dem Gemüthe eurer Gegner, die ihr mit den feilen Söhnen des Raubes und der Plünderung überſchwemmt, ſie und ihr Eigenthum grauſamen Miethlingen opfernd.

Wäre ich Amerikaner wie ich Engländer bin, so lange bewaffnete Fremdlinge bei mir landeten, ich legte nimmer die Waffen nieder! Niemals! Niemals! Niemals!"

Im heftigsten Zorne entbrannte die Rede des edlen Lords, als Graf Suffolk in seiner Rohheit so weit ging, zu behaupten: England dürfe keinen Anstand nehmen, gegen seine Feinde von allen Mitteln Gebrauch zu machen, welche Gott und die Natur in seine Hände gelegt hätten, wodurch ein Aufruf an einige indianische Stämme, die sogenannten Rothhäute, sich an das englische Heer anzuschließen, gerechtfertigt erscheine.

„Ich bin erstaunt," rief Lord Chatam dem Gegner zu, „bin empört, solche Grundsätze in diesem Hause, in diesem Lande bekennen zu hören, Grundsätze, ebenso verfassungswidrig als unmenschlich und unchristlich. Mylords! Es ist unser Aller Schuldigkeit, als Mitglieder dieses Hauses und als Christen Einspruch zu thun, damit solche Grundsätze dem Throne nicht nahen, das Ohr der Majestät nicht beflecken. Ich weiß nicht, welche Begriffe dieser Lord von Gott und Natur haben mag, allein ich weiß, daß solche verabscheuungswürdige Grundsätze der Religion und der Menschlichkeit in gleichem Maße widerstreiten. Wie? Die heilige Weihe Gottes und der Natur den Schlächtereien des indianischen Skalpirmessers beilegen? Dem cannibalischen Wilden, der die verstümmelten Schlachtopfer seines hinterlistigen Ueberfalles martert, röstet und verzehrt, wörtlich, Mylords, verzehrt? Solche scheußliche Grundsätze widersprechen jedem Gebote der Religion, der göttlichen und der natürlichen, jedem edlen Gefühle der Menschlichkeit und, Mylords, sie empören jedes Ehrgefühl; sie empören mich als Freund des ehrlichen Krieges, als Feind der grausamen Mordlust. Solche verdammenswerthe Grundsätze und das noch verdammenswerthere Aussprechen derselben fordern, daß der Abscheu laut werde. Ich rufe die ehrwürdige Bank auf, die heiligen Hüter des Evangeliums, die frommen Diener unserer Kirche, ich beschwöre sie, die Hand zum heiligen Werke zu bieten und die Religion ihres Gottes aufrecht zu halten! Ich appellire an die Weisheit, an das Gesetz dieser gelehrten Bank, daß sie die Gerechtigkeit ihres Landes vertheidige und rette. Ich fordere die Bischöfe auf in ihrem fleckenlosen Gewande, die gerechten Richter in ihrem Hermelin, daß sie sich und uns schützen vor dieser Besudelung. Ich rufe die Ehre Ew. Herrlichkeiten an, daß ihr die Würde eurer Vorfahren achtet und die eure wahret. Ich rufe den Geist und die Menschlichkeit meines Vater-

landes zum Schutze unserer Volksehre auf, beschwöre den Genius unserer Constitution! Von den Wänden dieser Halle herab, geschmückt mit dem Bildnisse Lord Howards von Effingham, des Besiegers der Armada, zürnt der unsterbliche Ahnherr dieses edlen Lords, unwillig über die Schmach seines Landes. Umsonst führte er eure siegreichen Flotten gegen die prangende Armada Spaniens, umsonst vertheidigte er die Ehre, die Freiheiten, die Religion dieses Landes gegen die willkürlichen Grausamkeiten des Papstthums und der Inquisition, wenn diese mehr als papistischen Grausamkeiten und inquisitorischen Missethaten unter uns gebilligt werden, aufgeboten inmitten unserer alten Genossen, Freunde und Verwandten; die erbarmungslosen Cannibalen losgelassen, die da dürsten nach dem Blute des Mannes, des Weibes, des Kindes! Die ungläubigen Wilden, getrieben — gegen wen? Gegen eure christlichen Brüder, ihr Land zu verwüsten, in ihre Häuser einzubrechen, ihr Geschlecht, ihre Namen zu zerstören, durch diese furchtbaren Höllenhunde der Wildniß, ja, Höllenhunde der Wildniß, sage ich. Spanien ließ einst seine Bluthunde los, um die unglücklichen Völkerschaften Amerikas zu vernichten, und wir übertreffen noch das Beispiel spanischer Grausamkeit! Wir hetzen diese wilden Höllenhunde gegen unsere Brüder und Landsleute in Amerika, die mit uns eine Sprache, ein Gesetz, eine Freiheit, eine Religion haben, die unser sind durch das Band der heiligsten menschlichen Gefühle. Mylords! Ich bin alt und schwach und jetzt nicht im Stande weiter zu sprechen, aber meine Gefühle und mein Unwille waren zu stark, als daß ich weniger hätte sagen können. Ich hätte diese Nacht keine Ruhe finden können in meinem Bette, hätte mein Haupt nicht auf mein Kissen niederlegen können, wenn ich nicht meinen ewigen Abscheu gegen so ausgeartete, ungeheure Grundsätze Luft gemacht hätte."

So eigensüchtig aber und eifersüchtig auf den großjährig gewordenen Bruder Jonathan war John Bull, daß er die Regierung in dem Parlamente, in Volksversammlungen, Adressen und in den öffentlichen Blättern dringend aufforderte, nicht nachzugeben und „unsere Unterthanen in Amerika" für ihre Empörung zu züchtigen und mit Waffengewalt zum Gehorsam zurückzuführen. Die, von dem Lord Chatam erhobene, Anklage wider die, von dem Ministerium des Lord North ergriffenen, Maßregeln blieb ohne Erfolg. Es wurde beschlossen, mit verstärkter Waffenmacht zu Land und zur See den Krieg gegen die Rebellion in Amerika fortzuführen. Das Parlament bewilligte die, von dem Mini-

ſterium verlangten, Gelder und zwar um ſo bereitwilliger, als die Miniſter erklärten, daß ſie darauf Bedacht genommen, das Blut der Engländer in dieſem Kriege möglichſt zu ſchonen, indem dem Könige im Auslande, insbeſondere von deutſchen Fürſten, Anerbietungen zu Geſtellung von kriegbereiten Mannſchaften unter billigen Bedingungen gemacht worden ſeien.

Es iſt beſchämend für uns Deutſche, zu leſen, in welche Verachtung der deutſche Name durch den Menſchenhandel, welchen damals deutſche Fürſten trieben, dieſſeit und jenſeit des Oceans gebracht wurde. Bereits im September 1775 ſchrieb der Erbprinz von Heſſen-Kaſſel an Georg III.: „Ohne Aufhören mache ich die eifrigſten Gelübde und Gebete für den Beſten der Könige. Ich unterfange mich, mein Regiment von 500 Mann, alle bereit mit mir ihr Blut und ihr Leben in Ew. Majeſtät Dienſt zum Opfer zu bringen, ohne die geringſte Bedingung anzubieten. Geruhen Sie den Beweggrund und nicht die Sache in Betracht zu ziehen. O könnte ich doch 20,000 Mann Ew. Majeſtät anbieten, ich würde es mit dem nämlichen Eifer thun; mein Regiment iſt auf den erſten Wink, den ich erhalte, marſchfertig.“ Dem Bettler gleich, welcher dem reichen Gönner ſein Gut zum Geſchenk anbietet, von deſſen Mildthätigkeit er einen höheren, als den Marktpreis zu erpreſſen hofft, fordert der deutſche Erbprinz keine Zahlung, ging aber ſelbſt nach England, um den Kaufpreis in Empfang zu nehmen.*)

Das engliſche Miniſterium, welches ſich nicht durch große Abſendungen der einheimiſchen Landeskinder bei der Nation dem Vorwurfe ausſetzen wollte, dem Landbau und dem Gewerbe die beſten Kräfte zu entziehen, trat in Unterhandlung mit den kleineren deutſchen Fürſten und es hatte keine Schwierigkeit, von ihnen die gewünſchten Lieferungen zu erhalten. „Ich werde es,“ ſchrieb der Fürſt von Waldeck an Georg III., „als eine beſondere Gunſt anſehen, wenn Ew. Majeſtät ein Regiment von 600 Mann von mir anzunehmen geruhen wollen, deſſen Officiere und Gemeine, ebenſo wie ihr Fürſt, nichts Beſſeres wünſchen, als eine Gelegenheit zu finden, ſich für Ew. Majeſtät aufzuopfern.“ Der Handel wurde demnächſt abgeſchloſſen. Mit dem Landgrafen von Heſſen-Kaſſel und dem Herzoge von Braunſchweig die Lieferungen abzuſchließen, war der engliſche Oberſt Faucitt nach Deutſchland geſendet worden. In ſeinen Be-

*) Bancroft, history of united States. Vol. VIII. p. 147.

richten klagt er über die über allen Begriff ſchlechten Landſtraßen; er brachte auf dem Wege von Stade nach Braunſchweig fünf Tage zu. Hier trat er mit dem Prinzen Ferdinand, welchen ſein Vater, der alterſchwache Herzog Karl, zum Mitregenten ernannt hatte, in Unterhandlung. Das Geſchäft brachte der braunſchweigiſche Miniſter Ferrance zum Abſchluß. Bis zum Frühjahr 1776 ſollten 4000 Mann zu Fuß und 300 zu Pferd marſchfertig ſein. Es wurde hin und her gemarktet; der Herzog forderte für den Mann ſechzig Thaler, begnügte ſich zuletzt mit fünfzig. Dieſelbe Summe wurde für jeden im Kampfe Gebliebenen gezahlt; drei Verwundete galten für einen Gebliebenen. Ueber den Termin, wann die Zahlung beginnen ſollte, konnte man ſich ſobald nicht einigen; der Herzog verlangte den Beginn der Zahlung drei Monate vor dem Ausmarſch, begnügte ſich indeſſen mit zwei Monaten. Das jährliche Hülfsgeld, die Subſidie, wurde nach längerem Feilſchen auf 64,500 deutſche Kronenthaler vom Tage der Unterzeichnung des Tractates feſtgeſetzt und dieſe Summe doppelt auf zwei Jahre nach der Rückkehr der Truppen in ihre Heimath. Während des Krieges lieferte Braunſchweig 5723 Söldlinge. Nur zwei Bataillone waren gediente Leute; die übrige Mannſchaft beſtand, gegen den Vertrag, aus undisciplinirter Aushebung, alten Männern, rohen Burſchen und Recruten, welche die Seelenverkäufer (kitnapper) in entlegenen Ländern angeworben.

Beſſer als der Herzog von Braunſchweig verſtand ſich der Landgraf Friedrich II. von Heſſel-Kaſſel auf das Markten mit Soldaten. Als Oberſt Faucitt dem Miniſter General Schlieffen einen erſten Beſuch machte, bemerkte ihm dieſer, „daß er auf ein ungewöhnliches Benehmen des Landgrafen gefaßt ſein müſſe, indem der gnädigſte Herr ſich zuweilen in der ungnädigſten Laune befinde (in a unfavorable turn of mind) und außerordentlich kleinlich (whimsical) und wandelbar in ſeiner Gemüthsſtimmung ſei.“

Unter bei weitem höherem Kaufpreis als mit Braunſchweig wurde endlich auf eine Lieferung von 12,000 Mann und Capitulation auf 10 Jahre abgeſchloſſen. Ebenſo wie der Herzog von Braunſchweig ſchickte der Landgraf von Heſſen ſeine Werber in die Nachbarſtaaten, wo ihnen, beſonders in den freien Reichsſtädten und auf dem Gebiete der geiſtlichen Kurfürſten, geſtattet war, ihr verruchtes Handwerk zu treiben. Dies war inſofern ſehr lohnend, als die Werber den Recruten, den ſie für ein Handgeld von wenigen Thalern, oft aber auch nur für einen Schnaps oder eine Flaſche Wein angeworben und dem ſie im trunkenen Zuſtande den

Soldatenhut aufgesetzt hatten, bei dem Regimente, an welchen sie ihn ablieferten, mit zehn Ducaten und mehr noch, wenn es ein schöner Kerl war, bezahlt erhielten.

Unter den auf solche Weise zum Recruten Gepreßten hat eine besondere Berühmtheit der Dichter Seume erhalten. Er selbst erzählt in der von ihm verfaßten Lebensbeschreibung:

Seume zum Recruten gepreßt.

„Ich ging also, damals Student der Philologie, nach Berichtigung meiner Schulden — was als ein starkes Argument geltend gemacht wurde, daß ich nicht bei gesundem Verstande gewesen sei — aus Leipzig fort. Mit neun Thalern in der Tasche gedachte ich nach Paris zu kommen. . . . Einen Haudegen an der Seite, einige Hemden auf dem Leibe und im Reisesacke, Homer und Horaz in der Tasche, marschirte ich zwar ganz rüstig und leicht, aber nichts weniger als ruhig durch die Dörfer nach Dürrenberg, ging über das Schlachtfeld von Roßbach und blieb die erste Nacht in einem kleinen Dorfe bei Freiburg. . . . Den dritten Abend übernachtete ich in Bach und hier übernahm,

trotz allem Proteſt, der Landgraf von Heſſen-Kaſſel, der damalige große Menſchenmäkler, durch ſeine Werber die Beſorgung meiner ferneren Nachtquartiere nach der Feſtung Ziegenhayn als — ſo lautete das Beförderungspatent — Halbarreſtanten, wo der Jammergefährten aus allen Gegenden ſchon viele lagen, um im nächſten Frühjahre nach Amerika eingeſchifft zu werden. Wir lagen ſo lange in Ziegenhayn, bis die gehörige Anzahl Recruten vom Pfluge, der Landſtraße, aus den Werk- und Werbeſtätten zuſammengebracht war. Niemand war damals vor den Handlangern der fürſtlichen Seelenverkäufer ſicher; Ueberredung, Liſt, Betrug, Gewalt, Alles galt. Es genügte, daß Einem bei dem Bierkruge oder der Branntweinflaſche unverſehens der Soldatenhut aufgeſtülpt wurde und der Recrut war fertig. Folgte er nicht gutwillig, dann lagen Stricke, Handſchellen und Ketten bereit und bei gewagter Widerſetzlichkeit wurde ihm die Montur mit dem ſpaniſchen Rohrſtocke angemeſſen.“ *)

Von anderen deutſchen Fürſten bewarben ſich der Kurfürſt von Baiern und von der Pfalz, der Herzog von Gotha, die Fürſten von Anhalt und anderes kleine deutſche Gefürſtele um die Gunſt und das Gold des Königs von England und ſtellten ihre getreuen Unterthanen und was ſie ſonſt an Mannſchaft Einer dem Anderen abjagen konnten, zur Verfügung für den Kampf in Amerika; der Preis für das verkaufte Fleiſch ihrer Landeskinder nebſt den Seelen als Beilage wurde nach Pfunden, wir meinen Pfund Sterling à 7 Thaler, berechnet.

Da es ſich um Geldbewilligung handelte, mußten die mit deutſchen Fürſten abgeſchloſſenen Verträge von dem engliſchen Miniſterium dem Parlamente zur Genehmigung vorgelegt werden. Der Miniſter Lord North empfahl dieſe Verträge mit der Bemerkung: „Es fehlt uns an Truppen, die Bedingungen, unter denen wir ſie uns in Deutſchland verſchafft haben, ſind geringer, als wir es erwarten konnten; dieſe Mannſchaft wird uns in den Stand ſetzen, Amerika zur Unterwerfung zu zwingen, ohne daß fernerhin engliſches Blut vergoſſen wird.“ Ihm antwortete Lord John Cavendiſh: „Dieſe Maßregel bringt England in Verruf, ſie erniedrigt den König und bringt durch ihr Ausſchreiten das Land in Verarmung.“ Schärfer noch erklärte Lord Irnham ſich gegen das Miniſterium: „Der Landgraf von Heſſen, der Herzog von Braunſchweig und alle die kleinen

*) Die weiteren Schickſale des „Spaziergängers nach Syrakus“ findet man in Seume's Werken, herausgegeben von Wagner. Leipzig 1835. S. 20 u. f.

deutſchen Fürſten machen Deutſchland verächtlich in den Augen von ganz Europa als einen Menſchenmarkt für die Meiſtbietenden. Fürſten, welche ihre Unterthanen verkaufen, um in verderblichen Kriegen geopfert zu werden, fügen das zweite Verbrechen hinzu, daß ſie Menſchen dem Verderben preisgeben, welche edlere Weſen ſind als ſie ſelbſt. Der Landgraf von Heſſen hat ſein Vorbild in Sancho Panſa, welcher ſagte: „„Wäre ich ein Fürſt, ſo wünſchte ich nur, daß alle meine Unterthanen Neger wären, dann würde ich ſie verkaufen und mir einen ſchönen Thaler Geld machen.““ Als fünf Tage ſpäter dieſe Angelegenheit in dem Hauſe der Lords verhandelt wurde, entgegnete der Herzog von Cumberland, einer der Brüder des Königs: „Ich habe mich beſtändig gegen die Maßregeln der Unterdrückung erklärt; von ganzem Herzen ſtimme ich bei, die Maßregeln der Miniſter zu mißbilligen. Ich beklage es, zu ſehen, daß Fürſten aus dem Hauſe Braunſchweig, welche vordem zu ihrer größten Ehre die Verfechter der Freiheiten ihrer Unterthanen waren, gegenwärtig dieſelben verhandeln, um in einem entfernten Welttheile conſtitutionelle Freiheiten zu vernichten.“

Dennoch ſtimmte ſowohl in dem Unterhauſe wie in dem Oberhauſe die Mehrzahl für die Anträge der Miniſter.

In einem Briefe an Voltaire, in welchem der Landgraf von Heſſen dieſem die Geſtellung ſeiner Truppen für den Krieg in Amerika mittheilt, drückt er ſeinen Eifer aus, zu lernen: „die ſchwierigen Grundſätze der Kunſt zu regieren und den Unterthanen begreiflich zu machen, daß Alles, was ihre Fürſten thun, zu ihrem — der Unterthanen — beſonderen Wohle gereiche.“ Er überſchickte Voltaire einen, von ihm verfaßten, Fürſtenkatechismus, wofür ihm der franzöſiſche Philoſoph ſeinen Dank ausſpricht mit dem Hinzufügen, „daß er darin einen Zögling des großen Königs von Preußen erkenne.“ Hierauf ſchrieb Friedrich an Voltaire: „Schreiben Sie ja nicht die Erziehung des Landgrafen von Heſſen mir zu; hätte er in meiner Schule den Doctorgrad erlangt, ſo würde er nie zur katholiſchen Kirche übergetreten ſein und würde ſeine Unterthanen niemals den Engländern verkauft haben, um ſie wie Heerden zur Schlachtbank zu treiben. Und dieſer Landgraf von Heſſen will ein Lehrmeiſter der Fürſten ſein! Die ſchmutzige Leidenſchaft, ſich Geld zu machen, iſt der einzige Beweggrund ſeiner gemeinen Handlungsweiſe.“ An die Kammerpräſidenten in ſeinen weſtphäliſchen und cleveſchen Beſitzungen ließ der König ſchreiben: „Se. Majeſtät würden es für gerechtfertigt halten, von den Mannſchaften, welche die

Fürsten von Hessen-Kassel, Braunschweig, Waldeck u. A. durch preußisches Gebiet zur Schlachtbank nach Amerika führen lassen, den Durchgangszoll wie von Schlachtvieh zu erheben."

Bancroft, der geistreiche Verfasser der Geschichte Amerikas, welcher in Deutschland gründliche Studien der Philosophie und Literatur machte, fügt hinzu: „Jener Landgraf von Hessen verkaufte das Fleisch seiner Unterthanen, während sie noch lebten; vielen Familien die Mittel der Existenz, sich selbst die Ehre raubend. In einer Nation, welche die Sprache Luthers redet, in welcher Kant durch seine kritische Philosophie den Scepticismus zwang, Zeugniß abzulegen für das ewige Gesetz der Pflicht, Lessing und Herder den Glauben an eine ewig fortschreitende Erziehung des Menschengeschlechts zur Geltung brachten, in dem Lande freier Städte und freier Gedanken, wo das Herz der Besten für die Sache Amerikas schlug, zwang der Landgraf die Kräfte seines Landes, gegen jene Freiheit zu Felde zu ziehen, welche ein Kind der germanischen Wälder und der Kern des sittlichen Lebens der deutschen Nation war!"

Die Erklärung der „Rechte des Menschen" (rights of man).

Die Provinz Virginia war während ihres 170jährigen Bestehens einer der blühendsten und volkreichsten Staaten Nordamerikas geworden. Die Bevölkerung hatte sich ansehnlich vermehrt durch schottisch-irländische Presbyterianer, durch Anhänger Cromwells und der Republik, welche auswanderten, als der zurückgekehrte Karl II. den Königsthron wieder bestieg. Auch Hugenotten und deren Nachkommen hatten sich angesiedelt und die Thäler von Virginien hatten eine ansehnliche deutsche Bevölkerung.

Die am 6. Mai 1776 in dem Capitole (dem Staatenhaus) von Williamsburg versammelten Abgeordneten erklärten, daß, nachdem der König und das Parlament die, bisher zu Recht bestandene, Verfassung vernichtet hätten, sie sich von der Krone Englands lossagten und zu einer constituirenden und vollziehenden Versammlung (convention) zusammengetreten seien. Das Mandat, welches die Grafschaft Buckingham ihren beiden Abgeordneten ertheilte, lautete: „Wir beauftragen euch, eine vollständige Trennung von Großbritannien so bald als möglich herbeizuführen und die Herstellung einer Verfassung mit vollständiger Volksvertretung durch freie und öftere Wahlen zu beschleunigen." Gleichlautende

Erklärungen gingen von den anderen Grafschaften ein. Die Einwanderer am Flusse Holstein erboten sich: „Gut und Blut dem Kampfe für Unabhängigkeit zum Opfer zu bringen“ und baten: man möge sie in den Verband der Colonie aufnehmen. Die Versammlung zählte über einhundert Abgeordnete, mehrentheils im vorgerückten Alter, „keine vorlauten Enthusiasten, keine Liebhaber der Veränderung, keine ehrgeizigen Demagogen, welche auf Gewinn bei dem Umsturz des Bestehenden rechneten.“ Die Abgeordneten waren gewählt von den Gutsbesitzern (freeholder), lauter wohlhabende, zum Theil sogar reiche Leute. Zum Präsidenten wurde Edmund Pendleton gewählt, „ein sehr vorsichtiger und conservativer Patriot“.

Ein, zu Formulirung des Beschlusses gewähltes, Comité erstattete am 15. Mai Bericht, dessen Eingang lautet: „Wir haben keine andere Wahl, als schimpfliche Unterwerfung, oder gänzliche Trennung.“ Die Versammlung entschied sich für Lossagung von England und für Unabhängigkeit. Sobald dieser Beschluß außerhalb bekannt wurde, läutete das Volk die Glocken, löste die Kanonen und riß die englische Flagge von dem Staatenhause herunter, um nie wieder aufgezogen zu werden.

Die erste Lesung der Erklärung der Rechte des Menschen, welche zugleich die Lossagung von England in sich schloß, erfolgte am 27. Mai 1776. Sie war abgefaßt von George Mason, welcher, obschon in Amerika geboren, ein eifriger Verehrer der englischen Constitution und des englischen Volkes war und sogar der königlichen Familie so zugethan, daß man von ihm öfter gehört hatte: er sei bereit, den letzten Tropfen seines Blutes für den König zu vergießen. Erst die Gewaltschritte Georgs III. und die Ungerechtigkeiten der englischen Minister veranlaßten ihn, sich von dem Königthume loszusagen. Die von ihm beantragten „Rechte des Menschen“ beschränkten sich in ihrer ersten Abfassung auf folgende Punkte:

„1) Alle Menschen sind von Natur gleichmäßig frei und besitzen eigene Rechte, von denen sie, wenn sie in eine staatliche Gesellschaft eintreten, durch keinen Vertrag oder Uebereinkunft ihre Nachkommenschaft zu berauben im Stande sind; namentlich den Genuß des Lebens und der Freiheit nebst den Mitteln, Eigenthum zu erwerben und zu besitzen, der Wohlfahrt und der Sicherheit theilhaftig zu sein.

„2) Alle Gewalt hat ihren Sitz in dem Volke und ist von demselben her-

zuleiten; Beamtete (magistrates) ſind deſſen Vertrauensmänner und Diener und ihm zu jeder Zeit verantwortlich.

„3) Die Regierung iſt oder muß eingeſetzt ſein zur allgemeinen Wohlfahrt und Sicherheit des Volkes, der Nation oder der Gemeinde. Sollte jemals eine Regierung gefunden werden, unangemeſſen oder entgegen dieſen Beſtimmungen, ſo hat eine Mehrheit der Gemeinde das unzweifelhafte, unveräußerliche und unwiderrufliche Recht, dergleichen zu reformiren oder abzuſtellen, wie es der allgemeinen Wohlfahrt am zuträglichſten erſcheint.

„4) Oeffentliche Dienſtſtellen (services) ſind nicht übertragbar an andere; Aemter der Magiſtrate, Geſetzgeber oder Richter können niemals erblich ſein.

„5) Die geſetzgebende und ausübende Gewalt des Staates müſſen genau geſchieden ſein von der richterlichen; die Mitglieder der beiden erſten kehren zu feſtgeſetzter Zeit in die Körperſchaft, aus welcher ſie berufen wurden, zurück und die offenen Stellen werden durch wiederholte, ſichere und regelmäßige Wahlen ergänzt.

„6) Die Wahlen der Mitglieder, welche als Stellvertreter des Volkes in der Verſammlung gelten, müſſen frei ſein; alle Männer, welche hinreichende Gewähr geben für ein beſtändiges Intereſſe und Anhänglichkeit an die Gemeinde, haben das Stimmrecht und können nicht beſteuert oder ihres Eigenthums für öffentliche Ausgaben beraubt werden, ohne ihre eigene oder die Zuſtimmung ihrer Stellvertreter, noch können ſie durch irgend ein Geſetz gebunden werden, zu welchem ſie nicht zu Gunſten des allgemeinen Wohls ihre Zuſtimmung gegeben haben.

„7) Es darf keine willkürliche Gewalt geben, welche die Geſetze ſuspendirt, unerſchwingliche Laſten auflegt oder Verhaftsbefehle erläßt.

„8) Kein Menſch darf ſeiner Freiheit beraubt werden, außer durch das Geſetz des Landes oder den Richterſpruch ſeiner Gleichen (peers). Das alte Gericht der Geſchworenen muß heilig gehalten werden.

„9) Die Preßfreiheit iſt eins der größten Bollwerke bürgerlicher Freiheit und könnte nur durch eine despotiſche Regierung eingeſchränkt werden.

„10) Eine wohlgeordnete Landwehr (militia), beſtehend aus Bürgern, welche in den Waffen geübt ſind, bildet die angemeſſene, natürliche und ſichere Vertheidigung eines freien Staates; ſtehende Heere in Friedenszeit müſſen als

der Freiheit gefährlich vermieden werden, und in allen Fällen muß die Militairmacht unter der strengen Subordination der Civilmacht stehen.

„11) Das Volk hat ein Recht auf gleichmäßige Regierung und deshalb darf keine Regierung innerhalb der Grenzen von Virginia errichtet werden, welche von der Regierung dieses Staates getrennt oder unabhängig wäre.

„12) Keine freie Regierung kann Dauer haben, außer durch feste Anhänglichkeit an Gerechtigkeit, Mäßigung, Mäßigkeit, Frugalität und Tugend und durch häufige Rückkehr zu den Fundamental-Principien.

„13) Religion kann nur geleitet werden durch Vernunft und Ueberzeugung, nicht durch Gewalt und Zwang. Deshalb haben alle Menschen die gleiche Berechtigung zur freien Religionsübung nach ihrem Gewissen, und es ist gegenseitige Pflicht Aller, christliche Nachsicht, Milde und Liebe einander gegenseitig zu bezeigen."

Am 12. Juni gelangte der Antrag auf Annahme zur dritten Lesung, wodurch nach dem, in dem englischen Parlamente geltenden, Gebrauch der Gesetzesvorschlag für angenommen galt.

„Die englische Bittschrift der Rechte (petition of rights) im Jahre 1688 war," so bemerkt Bancroft (Geschichte der Vereinigten Staaten, Bd. 8, S. 388) „geschichtlich und zurück auf die Vergangenheit schauend; die Virginia-Declaration kam unmittelbar aus dem Herzen der Natur und kündigte Regierungsgrundsätze für alle Völker in allen künftigen Zeiten an. Es war die Stimme der Vernunft, welche daran ging, neue Institutionen zu schaffen, eine neue politische Welt in das Dasein zu rufen."

Von dem Evangelium der christlichen Weltanschauung unterschied sich dieses, in der neuen Welt — so nannte man ja längst schon Amerika im Gegensatze zu Europa als der alten Welt — verkündete, wesentlich dadurch, daß die Völker mit ihren berechtigten Ansprüchen auf Freiheit und Gerechtigkeit nicht mehr auf ein jenseitiges Himmelreich, auch nicht auf ein ideales Reich Gottes auf Erden angewiesen wurden, sondern auf ein, aus eigener Machtvollkommenheit durch Aufbietung der ihnen verliehenen Geistes- und Körperkräfte geschaffenes, Gemeinwesen, Freistaat genannt, in welchem durch Verfassung und Gesetz unter Zustimmung der, von dem Volke berufenen, Vertreter seines Willens und seiner Wohlfahrt vernunftgemäße Freiheit und Gerechtigkeit auf diesseitigem, irdischem Grund und Boden zur Wahrheit und Wirklichkeit werden sollten.

Mit dieſer erſten Erklärung der Menſchenrechte durch Maſon war jedoch immer nur erſt theoretiſch ausgeſprochen, auf welchen Grundpfeilern das Staatengebäude der neuen Welt aufgeführt werden ſollte. Aber ſchon am vierten Tage des Juli 1776 wurde in Neu-York in einer allgemeinen Verſammlung der Repräſentanten der Vereinigten Staaten von Amerika nachſtehende, von Jefferſon (Virginia) verfaßte, mit John Adams und Franklin berathene, in mehreren Sitzungen verhandelte, „Declaration of the united States“ von den Repräſentanten von zwölf Staaten angenommen und zur öffentlichen Kunde, zunächſt für England, zugleich aber auch für die geſammte Welt gebracht; dies iſt ſie:

„Wenn in dem Laufe menſchlicher Ereigniſſe es für ein Volk nothwendig wird, die politiſchen Bande zu löſen, mit denen es an ein anderes gebunden war, und unter den Mächten der Erde die geſonderte und gleiche Stellung einzunehmen, zu welcher die Geſetze der Natur und göttliches Recht ihm Vollmacht ertheilen, dann fordert eine ſchickliche Achtung der öffentlichen Meinung, die Gründe anzugeben, welche die Trennung veranlaßten.

„Wir halten dieſe Wahrheiten für ſelbſtbeweiſend (self-evident): daß alle Menſchen gleich ſind von Geburt, daß ſie von ihrem Schöpfer mit gewiſſen unveräußerlichen Rechten ausgeſtattet ſind, zu denen gehören: Leben, Freiheit und unbehinderte Bemühung um Wohlfahrt; daß, dieſe Rechte zu ſichern, unter den Menſchen Regierungen eingeſetzt wurden, welche ihre rechtliche Macht herleiten von der Zuſtimmung der Regierten; daß, wenn irgend eine Regierungsform dieſe Rechte gefährdet, das Volk das Recht hat, dieſe zu ändern oder abzuſchaffen und eine neue Regierung einzuſetzen, deren Grund auf ſolche Principien zu legen und ihre Macht ſo zu organiſiren, daß Sicherheit und Wohlfahrt dadurch am wahrſcheinlichſten erreicht werden. In der That wird Klugheit rathen, lange Zeit beſtandene Regierungen nicht wegen leichter und vorübergehender Urſachen zu ändern, wie denn auch die allgemeine Erfahrung gezeigt hat, daß die Menſchen eher geneigt ſind, Uebel zu ertragen, ſo lange ſie noch erträglich ſind, als ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen durch Abſchaffung der Regierungsform, an welche ſie gewöhnt ſind. Wenn aber eine lange Reihe von Mißbräuchen und Anmaßungen hervortritt, unausgeſetzt auf das Ziel gerichtet, die Menſchen einem unumſchränkten Despotismus zu unterwerfen, dann iſt es ihr Recht, ihre Schuldigkeit, eine ſolche Regierung abzuſchaffen und für eine neue Gewähr künftiger Sicherheit zu

ſorgen. Dies war das geduldige Ertragen der Leiden dieſer Colonien und dies iſt gegenwärtig die Nothwendigkeit, welche ſie zwingt, das bisherige Syſtem der Regierung zu ändern. Die Geſchichte des gegenwärtigen Königs von Großbritannien (Georgs III.) iſt eine Geſchichte wiederholter Verletzungen und Uſurpationen, deren directes Ziel iſt, eine unbeſchränkte Tyrannei über dieſe Staaten aufzurichten. Dies zu beweiſen laßt uns einer ehrlichen Welt (to a candid world) Thatſachen vorlegen.*)

„Der König hat ſeine Zuſtimmung zu den, für die allgemeine Wohlfahrt heilſamſten und nothwendigſten, Geſetzen verſagt.

„Er hat in ausgedehnten Diſtricten der Bevölkerung die Genehmigung zur Einführung nothwendiger Geſetze auf ſo lange verweigert, bis dieſelbe das Recht auf Vertretung bei der Geſetzgebung aufgegeben haben würde, ein Recht, für das Volk unſchätzbar, nur den Tyrannen allein furchtbar.

„Er hat die geſetzgebenden Körperſchaften nach unherkömmlichen Orten einberufen, entfernt von den Archiven ihrer öffentlichen Verhandlungen, einzig und allein in der Abſicht, ſie, wenn ſie darauf eingehen ſollten, zu ermüden.

„Er hat wiederholentlich die Häuſer der Repräſentanten aufgelöſt, weil dieſelben mit männlicher Standhaftigkeit ſich ſeinen Eingriffen in die Rechte des Volkes widerſetzten.

„Er hat längere Zeit nach ſolchen Auflöſungen es abgelehnt, Neuwahlen zu veranlaſſen.

„Er hat die Rechtsverwaltung durch die verſagte Genehmigung zur Errichtung von Gerichtshöfen gehemmt.

„Er hat die Richter einzig und allein von ſeinem Willen abhängig gemacht durch die Beſtimmung über ihre Aemter, Gehalt und Auszahlung deſſelben.

„Er hat eine Menge neuer Aemter errichtet und Schwärme von Beamten hierher geſendet, das Volk zu quälen und ihr Gut aufzuzehren.

„Er hat bei uns in Friedenszeiten ſtehende Heere gehalten ohne Genehmigung unſerer Legislatur.

„Er hat es darauf angelegt, die Militairmacht unabhängig von und überlegen der bürgerlichen Gewalt zu machen.

*) Wir beſchränken uns darauf, nur einige der wichtigſten Anklagen aus dem langen Sündenregiſter mitzutheilen.

„Er hat mit Anderen (d. h. mit den Lords und den Gemeinen Großbritanniens) Beschlüsse gefaßt, uns einer, unserer Verfassung fremden, von unseren Gesetzen nicht anerkannten, Verfassung zu unterwerfen, indem er seine Zustimmung zu deren Beschlüssen ertheilte; namentlich zur Einquartierung starker Truppenkörper bei uns; durch Schein-Gerichtsverfahren seine Söldner gegen Bestrafung schützend, wenn sie Mord verübten an Bürgern dieser Staaten; unseren Handel mit allen Theilen der Welt abschneidend; uns Steuern auflegend ohne unsere Zustimmung; uns die Wohlthat des Schwurgerichts in öfteren Fällen entziehend; uns wegen angeblicher Beleidigung nach überseeischen Gerichtshöfen transportirend; unsere Freibriefe (charters) aufhebend, unsere gültigsten Gesetze vernichtend, unsere eigene Gesetzgebung abstellend und sich selbst die Macht der Gesetzgebung für uns in allen Fällen anmaßend.

„Er hat der diesseitigen Regierung entsagt, indem er erklärte, uns seinen Schutz zu entziehen und Krieg gegen uns zu unternehmen.

„Er hat unsere Seen geplündert, unsere Küsten verwüstet, unsere Städte verbrannt und das Leben unserer Bürger vernichtet.

„Er läßt eben jetzt große Schaaren fremder Söldlinge überschiffen, um die Werke des Todes, der Verwüstung und Tyrannei zu vollenden, welche bereits mit einer Grausamkeit und Treulosigkeit begonnen wurden, die in den allerbarbarischsten Zeiten nicht ihres Gleichen haben und gänzlich unwürdig sind des Hauptes einer civilisirten Nation.

„Er hat unsere Mitbürger, welche auf offener See zu Gefangenen gemacht wurden, gezwungen, die Waffen gegen ihr Land zu führen, die Schlächter ihrer Freunde und Brüder zu werden, oder selber unter deren Händen zu fallen.

„Er hat innere Empörung unter uns angestiftet und unsere Grenznachbarn, die unmenschlichen, wilden Indianer, gegen uns aufgehetzt, deren bekannte Kriegsweise darin besteht, Alle ohne Unterschied und Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Zustand niederzumetzeln."

Ausführlich wird dem englischen Volke vorgehalten, daß es den Klagen und Beschwerden ihrer stammverwandten Brüder in Nordamerika kein Gehör geliehen und taub geblieben sei gegen die Stimme der Gerechtigkeit und Blutsverwandtschaft.

„In Folge dessen" — so lautet der Schluß — „erklären wir, die in dem allgemeinen Congresse versammelten Repräsentanten der Vereinigten Staaten von

Amerika, unter Anrufung des höchsten Richters der Welt über die Berechtigung unserer Absichten, im Namen und in der Machtvollkommenheit des guten Volkes dieser Colonien, öffentlich und feierlich, daß diese vereinigten Colonien sind und ein Recht haben, es zu sein, freie und unabhängige Staaten; daß sie gelöst sind von aller Verpflichtung (allegiance) gegen die britische Krone, und daß jedes politische Band zwischen ihnen und dem Staate von Großbritannien gänzlich aufgelöst ist und es sein muß, und daß sie als freie und unabhängige Staaten vollkommene Gewalt haben, Krieg zu erklären, Frieden zu schließen, Bündnisse einzugehen, Handel zu treiben und alle anderen Handlungen und Dinge unternehmen können, zu denen unabhängige Staaten berechtigt sind. Um diese Erklärung aufrecht zu erhalten im Vertrauen auf den Schutz einer göttlichen Vorsehung, verpfänden wir einander gegenseitig unser Leben, unsere Güter und unsere geheiligte Ehre."

Der für sein Vaterland und Volk begeisterte, mit dem Berufe zur Geschichtschreibung wie kein Anderer begabte, Bancroft fügt hinzu: „Diese unsterbliche Staatsschrift, welche für deren Verfasser die Morgenröthe dauernden Ruhmes wurde, war der eigene Erguß der Seele des Landes zu jener Zeit, die Offenbarung seines Gemüthes, als es in seiner Jugend, in seiner Begeisterung, seinem erhabenen Trotzbieten der Gefahr sich zu der höchsten Schöpferkraft aufraffte, deren der Mensch fähig ist. Die Rechte, welche jenes Schriftstück verkündet, sind älter als menschliche Gesetze, ihr Urquell ist die ewige Gerechtigkeit, welche vor dem Staate da war. Zwei politische Theorien theilten die Welt; die eine gründete die allgemeine Wohlfahrt auf die Staatsraison, die Politik der Räthlichkeit; die andere auf die unveränderlichen Grundsätze der Moral. Die neue Republik proclamirte, als sie unter den Mächten der Welt ihren Platz einnahm, ihren Glauben an die Wahrheit, Wirklichkeit und Unabänderlichkeit der Freiheit, der Tugend und des Rechtes. Das Herz Jeffersons, als er die Declaration niederschrieb, und des Congresses, als derselbe sie annahm, schlugen für die gesammte Menschheit; die Aufstellung der Rechte war für die gesammte Welt der Menschheit, für alle künftigen Geschlechter ohne irgend eine Ausnahme gemacht; denn eine Behauptung, welche Ausnahmen zuläßt, kann nimmermehr die Wahrheit enthalten. Als die Erklärung der Rechte aufgestellt wurde für das damals sich erhebende Volk, war es außer allem Zweifel, daß sie ihren Rundgang um die Welt machen werde, allerwärts die

despotiſch beherrſchten Länder Europas durchſchreitend, ſo daß die erſtaunten Nationen, als ſie es laſen, daß alle Menſchen von Geburt gleiche Rechte beſäßen, aus ihrer Starrſucht auffuhren, gleich denen, welche nach einer Verbannung ſeit ihrer Kindheit plötzlich die, in dunkler Erinnerung ihnen gebliebenen, Laute ihrer Mutterſprache hören.“*)

Sieben Jahre führte England mit abwechſelndem Glück den Krieg gegen die, „mit vereinter Kraft ſich brav zuſammenſtellenden“, Freiheitshelden der neuen Welt, deren Muth gehoben wurde durch die Theilnahme aller freigeſinnten Männer der alten Welt mit Rath und That. Von größter Entſcheidung für den endlich errungenen Sieg der Freiſtaaten war die Theilnahme Frankreichs. Während England ſein Heer durch landläufige Söldlinge, gepreßte, von den deutſchen Fürſten ihm verkaufte, Mannſchaften ergänzte, zogen aus Frankreich Freiwillige aus dem Heere und aus den erſten Kreiſen der Geſellſchaft nach Amerika. Vor allen Anderen erwarb ſich ein zweiundzwanzigjähriger Hauptmann der Garde, Marquis Lafayette, dort einen weltberühmten Namen.

Ludwig XVI. und ſeine Gemahlin, eine deutſche Kaiſertochter, welche in ihrem eigenen Lande, einzig und allein von dem hohen Adel umgeben, auf das gemeine Volk mit Gottesgnadenhochmuth herabblickten, ſchwärmten für die Erhebung der amerikaniſchen Freiſtaaten. Am 18. December 1777 ſchloß Frankreich mit den amerikaniſchen Freiſtaaten einen Handelsvertrag und am 8. Februar 1778 ein Bündniß zu gemeinſchaftlichem Kriege gegen England. Zwei Flotten wurden ausgerüſtet, Spanien, Holland und mehrere Nabobs Oſtindiens in das Bündniß gezogen, wodurch England genöthigt wurde, ſeine Kräfte zugleich an ſehr weit auseinander gelegenen Punkten anzuſtrengen. Als nun 1780 ein franzöſiſches Hülfsheer von 6000 Mann unter General Rochambeau an der Nordküſte Amerikas landete, Rhode-Island beſetzte und 10 Millionen Livres in klingender Münze als ein Anlehen überbrachte, der König ein Heer von 40,000 Mann an der Nordweſtküſte Frankreichs zuſammenzog und eine Anzahl Transport- und Kriegsſchiffe auf den dortigen Rheden verſammelte, England mit einer Landung bedrohend, da gewann die Friedenspartei in England die Oberhand. Unter der Vermittelung Frankreichs wurde Waffenſtillſtand und bald darauf, den 3. September 1783, der Friede zu Verſailles geſchloſſen,

*) Bancroft, history of the united States. Vol. VIII. p. 472.

in welchem England die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten Amerikas anerkannte.

Eine, nach Abſchluß des Friedens an Friedrich II. abgeſchickte, Geſandtſchaft wurde von demſelben in Sansſouci wohlwollend empfangen. Er war der erſte Souverain Europas, welcher den nordamerikaniſchen Freiſtaat als ſouverainen und unabhängigen Staat anerkannte und mit ihm ein Freundſchafts- und Handelsbündniß abſchloß. „Damals," ſo ließ der Präſident John Quincy Adams noch in neueſter Zeit in der Sitzung des Congreſſes am 28. März 1826 ſich vernehmen, „damals, in der Kindheit unſerer politiſchen Exiſtenz, war ein großer und philoſophiſcher, obſchon unumſchränkter europäiſcher Souverain der Einzige, bei welchem unſere Abgeordneten mit ihren liberalen und erleuchteten Grundſätzen Eingang fanden."

Dieſes, für die unbefangene Hochherzigkeit und politiſche Weisheit des großen Königs am Schluſſe ſeines thatenreichen Lebens nicht genug anzuerkennende, Zeugniß möge den Uebergang zu der ruhmloſen Geſchichte ſeines Nachfolgers bilden, welcher das Reich ſeines glorreichen Vorgängers dem Verderben dadurch entgegenführte, daß er mit ohnmächtigen Waffen den Kampf gegen die, mit der Vollmacht des Weltgeiſtes ausgerüſtete, franzöſiſche Revolution unternahm.*) —

*) Einer ausführlicheren Einleitung in die allgemeine Weltgeſchichte muß es vorbehalten bleiben, das Princip der klaſſiſchen, insbeſondere der griechiſchen Weltanſchauung, und wie aus dieſer die chriſtliche hervorgegangen, näher darzuſtellen. Hier ſei nur angemerkt, daß die Anſchauung der Griechen ſich in einem dieſſeitigen Reiche des Schönen und Guten befriedigt fand; die chriſtliche Anſchauung das Dieſſeit aufgab und in ein ideales Jenſeit flüchtete; die Anſchauung der Neuen Welt das Jenſeit, ohne daſſelbe aufzugeben, nach dem Dieſſeit zurückführte. Demnach bilden die Anſchauungen des klaſſiſchen Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit eine dialektiſche Trilogie der Weltgeſchichte.

Figure 1. Cover of the first edition of *Ulysses*, published by Sylvia Beach in Paris, 1922. Courtesy of the Rosenbach Museum & Library, Philadelphia.

Figure 2. Cover of the first edition of *Ulysses*, published by Random House in New York, 1934. Courtesy of the Rosenbach Museum & Library, Philadelphia.

den nächsten Thronfolger, in Ermangelung eines Kronprinzen, bezeichnet; seine Mutter war Luise Amalie, Tochter Ferdinand Albrechts, Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel.

In den früheren Jugendjahren war die militairische Ausbildung des Prinzen dem Obersten Grafen Borcke, die wissenschaftliche einem Herrn Beguelin, Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, anvertraut worden; Unterricht in der reformirten Religion hatten ihm der Hofprediger A. F. W. Sack, in der Staatswirthschaft der Geheimrath de Launay, seit 1772 der Präsident Roden und seit 1782 der bei dem Prinzen Heinrich als Kammerrath angestellte ehemalige Prediger Wöllner, von dem bald ausführlicher die Rede sein wird, ertheilt. Der Prinz begleitete den König in den bairischen Erbfolgekrieg und ging später in diplomatischen Aufträgen nach Paris. Friedrich war so sehr mit seinem Neffen zufrieden, daß er nach seiner Heimkehr äußerte: „Ich habe ihn nun in Krieg und Frieden geprüft und er hat sich überall gut bewährt."

Aus seinen eigenen Jugendverirrungen wußte Friedrich, zu welchen gefährlichen und verderblichen Abwegen ein ausschweifendes Leben führte; das wirksamste Mittel, welches sein eigener Vater bei ihm dagegen angewendet, versuchte er nun ebenfalls bei seinem Neffen: er gab ihm eine Gemahlin. Noch bevor er sein 21. Jahr vollendet hatte, wurde er (den 14. Juli 1765) mit Elisabeth Christine Ulrike, einer Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg, vermählt. Friedrich Wilhelm aber hatte bereits anderwärts aus dem Becher der Wollust in vollen Zügen gekostet. Die Tochter eines Waldhornisten der königlichen Capelle, Elias Enke aus Hildburghausen, war seine Geliebte.

Friedrich II. hatte anfänglich keine Kenntniß von dem ungeregelten Leben des Thronfolgers, er glaubte genug gethan zu haben, daß er ihm eine Gemahlin und wenig Geld gab. Da er selbst ein so wenig zärtlicher Gatte war, daß seine Gemahlin, obschon er mit ihr die goldene Hochzeit feierte, dennoch niemals das Schloß Sanssouci betreten hat, konnte er dem Neffen nicht Vorwürfe wegen der geringen Aufmerksamkeit, welche dieser seiner eigenen Gemahlin bezeigte, machen. Friedrich Wilhelm lebte ausschließlich für seine Geliebte in Potsdam, welche ihm mit wahrhafter Zuneigung ergeben war und für jetzt so wenig an Eigennutz dachte, daß sie oft ihre kleinen Habseligkeiten zu dem Pfandleiher trug, um den Prinzen aus seinen Verlegenheiten zu retten, oder ihn anständig zu bewirthen. „Eine ärmere Geliebte eines künftigen Thronerben, als

mich“ — erzählt sie selbst — „hat es schwerlich je und irgendwo gegeben; ich war schon Mutter und litt nicht selten Noth.“ Als der König endlich von diesem Verhältniß Kenntniß erhielt, verlangte er nur, daß es mit etwas mehr fürstlichem Anstande eingerichtet würde. Er erklärte sich mit der Wahl der Maitresse einverstanden, da sie von niederer Herkunft war und nicht zu besorgen stand, daß sie sich jemals in die Angelegenheiten der Regierung mischen werde; er ahnte nicht, daß sie dereinst die preußische Pompadour werden würde. Um jedoch den Skandal aus seiner nächsten Umgebung bei Potsdam zu entfernen, wies er 20,000 Thaler an, wofür ein, dem Grafen Schmettau in Charlottenburg gehöriges, Landhaus gekauft und eingerichtet wurde. Ein aus dieser Gemeinschaft geborner Knabe erhielt den Namen eines Grafen von der Mark. Zugleich aber stellte der König als Bedingung fernerer Nachsicht dem Neffen die Aufgabe: Sorge zu tragen, die Thronfolge sicher zu stellen, indem ihm bisher nur eine Tochter geboren worden war. Da die Kronprinzessin jede Annäherung ihres Gemahls sehr entschieden zurückwies, ward die Trennung der Ehe beschlossen. Die Kronprinzessin wurde mit einem sehr geringen Jahrgeld nach Stettin verwiesen, ohne daß ihr verstattet wurde, ihre Tochter mit sich nehmen zu dürfen. Vier Jahre nach der Trennung gab Friedrich II. dem Thronfolger eine zweite Gemahlin in der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt.

Waren die Schlingen, mit denen die sinnliche Natur des Kronprinzen von den Frauen umstrickt wurde, schon verderblich genug für ihn, so wurden es noch in viel höherem Grade die Truggewebe, in welche von arglistigen Brüdern einer geheimen Gesellschaft seine Seele eingefangen wurde. Für die unmäßige Befriedigung seiner materiellen Gelüste büßte er allein mit hinsiechendem Körper; für „die Sünden wider den heiligen Geist“, zu welchen ihn heuchlerische Frömmlinge verführten, mußte das ganze Volk büßen und hat bis auf späte Tage daran zu leiden gehabt.

Wenn von unsern Geschichtschreibern gewöhnlich erzählt wird: die geheime Gesellschaft der Illuminaten habe sich des Kronprinzen bemächtigt, so ist dies durchaus unbegründet, vielmehr stand der Orden, welcher den künftigen Herrscher Preußens noch bei Lebzeiten Friedrichs II. in seine Gewalt zu bringen wußte, dem Illuminaten-Orden feindselig gegenüber.

Der dumpf und stumpf gewordene römische Aberglaube, gewöhnlich Katho-

licismus genannt, hatte sich, durch Luther und Friedrich II. in Norddeutschland, durch Zwingli, Calvin, Rousseau und Joseph II. in der Schweiz und Oestreich aus dem Felde geschlagen, nach Baiern wie in eine Sackgasse zurückgezogen, wo der fanatisch verdüsterte Kurfürst Karl Theodor in dem Pfaffenthume den treuesten Bundesgenossen zur Knechtung des Volkes fand. Allein auch hierher drang der Strahl der Aufklärung. Adam Weishaupt, Professor in Ingolstadt, stiftete daselbst 1775 den geheimen Orden der Illuminaten oder Lichtfreunde. Er hatte sich die hohe Aufgabe gestellt, in entgegengesetzter Weise wie die Jesuiten, die sich durch Knechtung der Geister eine Weltherrschaft zu erobern versuchten, diese Gewalt durch die Befreiung der Geister zu gewinnen. Anstatt aber, wie vordem Luther, dem Feinde offen die Stirn zu bieten und dem Teufel das Dintenfaß an den Kopf zu werfen, vermeinte Weishaupt, durch Umgestaltung der Freimaurerei und geheime Brüderschaft eine große, durchgreifende Umgestaltung des Staates und der Kirche herbeizuführen. Sein Ziel war kein geringeres als: Erlösung der Menschheit aus den Banden der Priesterschaft, Auflösung der christlichen Kirche und Zurückführung des Einzelnen in den freien Naturzustand. Dieselben Lehren hatten Voltaire, Rousseau, Diderot, Holbach und deren Geistesverwandte offenkundig verbreitet, allein nur bei den Fürsten und der vornehmen Welt Aufnahme gesucht und gefunden. Auch war es, Rousseau ausgenommen, gar nicht die Absicht der französischen Philosophen, „den Armen das Evangelium zu predigen," sie wollten mit ihrer Weisheit nur die Privilegirten beglücken; selbst Friedrich II. nahm die Aufklärung nur für ausgewählte Geister in Anspruch. Theils durch seine Stellung als Professor an einer bairischen, katholischen Universität, theils durch die Ueberzeugung, daß eine geheimniß-krämerische Weisheit mehr anlocke, als eine Predigt von den Dächern, fand Weishaupt sich veranlaßt, den Bund der Illuminaten als einen geheimen Orden zu stiften. Freunde und Beschützer gewann er sich an dem Herzoge Ernst von Sachsen-Gotha, dem Coadjutor des Erzstiftes Mainz, Karl v. Dalberg, und dem Fürsten von Neuwied, obschon es gegen die Statuten des Ordens war, fürstliche Personen aufzunehmen. Die Priesterschaft in Baiern bot Alles auf, der Ausbreitung jenes, ihr gefahrdrohenden, Ordens entgegen zu treten; die Jesuiten hatten Ursache, ihn mehr zu fürchten als die Bulle Clemens XIV. vom 21. Juli 1773, durch welche die Gesellschaft Jesu aufgelöst wurde. Ihrem Einflusse ist es wohl vornehmlich

zuzuschreiben, daß gegen den Orden der Illuminaten sich die Gesellschaft der Rosenkreuzer bildete, deren Aufgabe eben so wie die der Jesuiten war: Zurückführung der protestantischen und reformirten Kirche in den Schooß der sogenannten alleinseligmachenden katholischen.

Die Illuminaten schlossen die Fürsten von ihrem Orden aus, suchten jedoch durch die öffentliche Meinung und durch Männer von Geist und Charakter Einfluß auf die regierenden Häupter zu gewinnen. Ein jedes Mitglied machte sich durch einen Eidschwur verbindlich, durch alle ihm zu Gebot stehenden Mittel dahin zu wirken, die Fürsten von Verbrechen zurückzuhalten, sie über die, der Gesellschaft verderblichen Irrthümer aufzuklären, an der Vernichtung des Despotismus, welchen Fürsten und Priester ausübten, beharrlich zu arbeiten und die Preßfreiheit zu erringen. Sie hatten deshalb an den Rosenkreuzern ihre geschwornen Feinde, welche es durch ihren Einfluß bei den Fürsten und Priestern dahin brachten, daß der Orden der Illuminaten von dem Münchner Hofgerichte 1785 des Hochverraths für schuldig erklärt und der Stifter desselben, Dr. Weishaupt, zum Tode verurtheilt wurde. Der Vollstreckung des blutigen Urtheils entzog er sich durch die Flucht und fand eine Freistatt bei dem Herzoge Ernst von Gotha.

In Baiern nahmen die, am Hofe des Kurfürsten zur Gewalt gelangten, Ex-Jesuiten für die Aufhebung ihres Ordens an den Illuminaten grausame Rache und wenn sie sie auch nicht zum Scheiterhaufen verurtheilen durften, so wußten sie ihnen doch durch Verfolgung, Inquisition und Einkerkerung einen Vorgeschmack von Fegefeuer und Hölle zu bereiten. Ein Beispiel bairischer Hof-Pfaffen-Justiz aus jener Zeit ist die Verurtheilung des Regiments-Auditeurs Baron v. Meggenhofen. In einem von ihm geschriebenen vertraulichen Brief, dessen Siegel man auf der Post eröffnet hatte, waren Aeußerungen enthalten, in denen die Inquisitoren eine Anhänglichkeit an den aufgehobenen Orden der Illuminaten zu finden glaubten. Meggenhofen wurde vorgeladen, verhaftet, seiner Stelle entsetzt und in dem Cabinetsbefehl (Nov. 1785), in welchem ihm sein Urtheil gesprochen wird, heißt es: „Um aber diesen naseweisen Philosophen und Illuminaten von einer so verführerischen Secte, von welcher man weder die vorgespiegelte Besserung der Sitten, noch Aufklärung des Verstandes an ihm oder seinen Mitbrüdern im geringsten wahrnehmen kann, ab und auf den rechten Weg der Tugend zu bringen, soll er nach ernstlichem Verweis und Er-

mahnung in das hieſige (Münchener) Franciscaner-Kloſter überbracht und alldort in den chriſtlich-katholiſchen Sitten- und Glaubenslehren der Nothdurft nach unterrichtet werden."

In dem nördlichen, proteſtantiſchen Deutſchland fanden die Illuminaten die Aufklärung, welche ſie zu bringen gedachten, ſchon längſt vorbereitet und in das Volk gedrungen, insbeſondere war Berlin, ſeitdem Friedrich II. von hier aus ſein Licht leuchten ließ, die Centralſonne für Deutſchland geworden. Gab es hier für die Lichtfreunde nichts zu thun, ſo war dagegen den Obſcuranten und Verfinſterern ein Feld ihrer unrühmlichen Thätigkeit eröffnet; denn es galt die Lehren der Freiheit, der Duldung und Menſchlichkeit, welche der Philoſoph von Sansſouci und ſeine Freunde verbreitet hatten, im Aufkeimen zu erſticken, bevor ſie Wurzel faſſen möchten. Eine traurige Folge der Entfremdung des deutſchen Bürgers von allem öffentlichen Leben und von der Theilnahme an den Angelegenheiten des Staates und des Vaterlandes war die Sucht: Ordensbrüderſchaften auf den Univerſitäten zu ſtiften und ſpäter in dem ſogenannten Philiſterium, wie man das Staatsbürger- und Beamtenthum nannte, ſich in den Bund der Freimaurer aufnehmen zu laſſen, in der Erwartung, ganz beſonderer geheimer Wiſſenſchaft auf ſehr bequemem Wege theilhaftig zu werden. Dadurch, daß ſich die Mehrzahl der Jünger in ihren Hoffnungen getäuſcht ſahen und von den Brüdern der höheren Grade ſich die Geheimniſſe vorenthalten glaubten, bildeten ſich innerhalb der Freimaurerlogen die inneren Syſteme, durch welche die verſchmitzten Brüder ſich derjenigen zu bemächtigen ſuchten, welche ſich durch die Weisheit, welche ihnen in den Logen nur allzukarg zugemeſſen wurde, nicht befriedigt fanden. Der Buchhändler Nicolai in Berlin, welcher ſich als Freimaurer genaue Kenntniß von den verſchiedenen geheimen Verbindungen verſchafft und wegen ſeines muthigen Kampfes gegen die Verfinſterungsbrüder viel zu leiden hatte, giebt darüber folgenden Aufſchluß: „Unter allen dieſen nichtswürdigen, ſogenannten inneren Syſtemen war keines ſchlauer ausgedacht und bübiſcher ausgeführt, um theils viel Geld in die Kaſſen der hocherleuchteten, unbekannten Väter zu führen, theils die geſunde Vernunft zu unterdrücken und dadurch den Geiſt des ächten Proteſtantismus zu dämpfen, als der ſchändlich betrügeriſche Orden der ſogenannten Gold- und Roſenkreuzer alten Syſtems, in welchen durch ganz Deutſchland eine Menge Leute von allen, auch von den höchſten, Ständen gezogen wurden. Dieſer Orden

versprach seinen Jüngern die höchste Naturkenntniß und Religionswissenschaft. Er prahlte von sich in seinen geheimen Schriften und Instructionen: „„daß er den Himmel an die Erde kette und den versperrten Weg zum Paradiese wieder öffne."" Er rühmte: „„daß die höchsten Vorsteher des hochheiligen Ordens Meister über die ganze Natur in Gott dem Allvater ruhend, daß sie die Lieblinge Gottes wären, welche das höchste dreieinige Wesen eines genaueren Umganges und hoher Offenbarungen würdige;"" dagegen forderten die unbekannten Vätern von ihren Jüngern „blinden Gehorsam". Hierdurch verschafften sie sich freien Spielraum, um unter dem heuchlerischen Scheine, Religion zu befördern, dem Aberglauben, der Schwärmerei, der tollen Geisterseherei Thür und Thor zu öffnen, damit dadurch der freie Gebrauch der edelsten Gabe Gottes, der Vernunft, gehemmt und nach und nach der Priesterherrschaft, welche blinden Gehorsam fordert, ein ausgedehnterer Wirkungskreis verschafft werde. — Nachdem die unbekannten Oberen Mittel gefunden hatten, durch Vorspiegelung geheiligter Zwecke auch manche Mächtige der Erde in geheime Verbindungen zu verwickeln, wurden die öffentlichen Folgen, die aus schlau angelegten geheimen Planen entstehen, nach und nach sichtbar. Es ist auch dem Publicum in Berlin nicht unbekannt geblieben, welche wichtige Folgen von 1786 bis 1797 in den preußischen Staaten durch die Anhänglichkeit an die Rosenkreuzerei und durch die Verehrung der unbekannten Väter bewirkt worden."*)

Die beiden vertrautesten Freunde des Prinzen von Preußen, welche er nach dem Antritte seiner Regierung zu Staatsministern erhob, in deren Hand er das Schicksal von Millionen treuer Unterthanen, das Schicksal des, von Friedrich dem Großen gegründeten, Staates legte, v. Bischoffswerder und v. Wöllner, waren die Häupter des geheimen Ordens der Theosophen in Berlin. —

Hans Rudolph v. Bischoffswerder, geboren 1741 zu Ostramünde im sächsisch-thüringischen Amte Eckartsberge, trat als Cornet (1760) in preußische Dienste und nach geendetem Kriege als Stallmeister in Dienste des Herzogs Karl von Kurland. In diese Zeit fällt seine Bekanntschaft mit Joh. Georg Schrepfer (geb. zu Nürnberg 1739). Dieser war preußischer Husar und

*) Nicolai theilt in der Vorrede zu dem 56. Bd. der Neuen Allgem. Deutschen Bibliothek ausführliche Nachrichten über die Umtriebe der Rosenkreuzer in Berlin und Potsdam mit.

Freibeuter während des siebenjährigen Krieges, später (1768) Kaffeeschenkwirth in Leipzig, wo er (1772) eine innere Freimaurerloge des Rosenkreuzerordens alten Systems errichtete, deren Mitgliedern er das Geheimniß mitzutheilen vorgab, sich mit der Geisterwelt und den abgeschiedenen Seelen in Verbindung zu setzen. In diese Loge ließ Bischoffswerder sich aufnehmen und von Schrepfer in die geheime Wissenschaft der Geisterbeschwörung einweihen. Das Kunststück bestand darin: durch einander gegenüber gestellte Hohlspiegel (Metallspiegel) das Bild einer lebenden Person, oder das Bildniß einer abgeschiedenen auf einen mit Milchflor bespannten Rahmen (oder auch auf eine Rauchsäule) zu reflectiren. Die Zuschauer saßen in einem dunklen Zimmer, so daß sie den Milchflor und die anderen Täuschungszurüstungen nicht bemerkten. Schrepfer nahm, gedrängt von seinen Gläubigen, welche Aufschluß über seine Magie und mehr noch von seinen Gläubigern, welche Bezahlung seiner Schulden verlangten, ein trauriges Ende. Er lud (1774) die wiß- und geldbegierigsten seiner Bedränger zu einem Spaziergange in das Rosenthal, einem Lustwalde bei Leipzig, ein. Hier unter einer tausendjährigen Eiche kündigte er der Gesellschaft an, daß er sich sofort vor ihren sichtlichen Augen in jenes verborgene Reich begeben werde, von wannen er, wenn auch nur als Geist, den Einen Weisheit, den Anderen Gold mitbringen werde. Hierauf zog er ein Pistol, jagte sich eine Kugel durch den Kopf und — ward nicht mehr gesehen.

Bischoffswerder hatte als Schrepfers Famulus dem Meister die nöthigen Kenntnisse und Handgriffe abgelernt und nach dessen Tode den Apparat zu erwerben gewußt. Außerdem hatte er sich in den Besitz von einem besonders nervenstärkenden und stimulirenden Mittel gesetzt, welches er als eine Zaubertinctur der Verjüngung und als ein unfehlbares Heilmittel aller Gebrechen, Schwächen und Krankheiten anpries. Seine äußere Erscheinung sprach dafür, daß in seinem Elixir Wunderkräfte enthalten sein müßten. Er war auffallend stark beleibt, dabei aber von überraschender Gewandtheit in allen Bewegungen. Er galt für den besten Fechtmeister auf Hieb und Stich, für den geschicktesten Reiter und Pferdebändiger, den kühnsten und unermüdlichsten Jäger; auch bei Tische schlug er eine gute Klinge und drei bis vier Flaschen des stärksten Rheinweins gingen so spurlos an, oder vielmehr in ihm vorüber, daß nicht die mindeste Aufregung seiner Lebensgeister danach zu spüren war, und der hätte sehr geirrt, welcher geglaubt hätte, bei einem vertraulichen Glase Wein von ihm

etwas zu erfahren, was verschwiegen bleiben sollte. — Bischoffswerder nahm gern die Maske der Unbefangenheit und einer gewissen Einfalt an, die von nichts weiß, dumme Fragen thut, um die Leute sicher zu machen, und Antworten ertheilt, als ob sie nicht verstehe, worum es sich handelt. In seinem Benehmen bescheiden und wohlwollend, wußte er durch die dritte und vierte Hand seine Gewaltmaßregeln durchzuführen; Auszeichnungen und Geldbelohnungen lehnte er öffentlich ab, um sie sich in doppeltem Maße mit Gewalt aufdringen zu lassen. Während des bairischen Erbfolgekrieges errichtete Bischoffswerder, nachdem er seine Stelle in Curland aufgegeben, eine Jäger-Compagnie und wurde dem, von dem Prinzen Heinrich befehligten, Heerzuge zugetheilt. In diesem Feldzuge machte Friedrich Wilhelm seine Bekanntschaft, und als er nach dem Frieden dem Könige nach Potsdam folgte, gelang es ihm bald, sich des Thronfolgers ganz zu bemächtigen. Die Folge der Entnervung durch Ausschweifungen war der Hang zum Wunderglauben und Geistesschwachheit, in welche Friedrich Wilhelm frühzeitig verfiel, so daß es Bischoffswerder leicht gelang, ihn von seiner Gewalt über die abgeschiedenen Seelen und das geheimnißvolle Geisterreich zu überzeugen. Ein Taschenspieler aber — und wenn es ein Bosco oder Philadelphia wäre — braucht Gehülfen; sie fehlten auch Bischoffswerder nicht, und der geschickteste und unverschämteste von Allen war Johann Christoph v. Wöllner. Er war der Sohn eines Landgeistlichen, unweit Spandau geboren (1732), hatte in Halle Theologie studirt, wurde hierauf Hauslehrer bei dem Rittergutsbesitzer v. Itzenplitz in Groß-Behnitz und erhielt 1755 die Pfarrstelle des Dorfes. Später hing er den Priesterrock an den Nagel, widmete sich der Landwirthschaft und benutzte seine Mußestunden dazu, seiner Schülerin, Fräulein v. Itzenplitz, Liebes-Erklärungen zu machen und um ihre Hand zu werben, welche er auch (1767) erhielt. Seine Verdienste um Verbesserung des Landbaues und Verwaltung der Itzenplitzischen Güter blieben nicht unbemerkt, er wurde dem Prinzen Heinrich empfohlen, welcher ihn nach Rheinsberg berief und ihm eine Stelle als Rath bei seiner Rentkammer übertrug. Hier machte er die Bekanntschaft Bischoffswerders, der ihn in den inneren Orden der Rosenkreuzer aufnahm und es vermittelte, daß er (1782) dem Prinzen von Preußen Vorträge über Staatswirthschaft und über fast sämmtliche Zweige der Verwaltung hielt. Vornehmlich aber brauchte Bischoffswerder ihn als Gehülfen bei den Geisterbeschwörungen, durch welche

der schwachsinnige und leichtgläubige Prinz auf die schamloseste Weise bethört und umgarnt wurde.*) Ihn jetzt schon in vollständige Abhängigkeit zu bringen, um seiner sicher zu sein, wenn er, wozu die Aussicht nahe bevorstand, den Thron bestiegen haben würde, war das gemeinschaftliche Ziel jener beiden Männer. Nur in einer Beziehung waren sie abweichender Meinung: während Bischoffswerder dem fürstlichen Zöglinge im Betreff der Vergnügungen, die ihm am meisten am Herzen lagen, einige Nachsicht bewies, verlangte Wöllner, wie er selbst gegen sich streng war, die rauhe Tugend der Rosenkreuzer auch von dem Kronprinzen, erinnerte Bischoffswerder an die, von ihm beschworenen, Statuten und drang mit den andern Brüdern so lange in ihn, bis er versprach, den Kronprinzen eine ernste Vorhaltung wegen seines unsittlichen Lebens zu machen. Als eines Abends der Prinz bei seiner Geliebten in Charlottenburg verweilte, rief ihn Bischoffswerder ab und führte ihn in ein entlegenes Haus, um ihn endlich an der langersehnten Unterhaltung mit abgeschiedenen Geistern Theil nehmen zu lassen. Wie geschickte Taschenspieler dem Uneingeweihten ein ganzes Spiel Karten vorhalten, mit der Aufforderung: nach seinem Belieben einige zu ziehen und ihm demungeachtet diejenigen in die Hände spielen, die sie dazu vorher ausgewählt haben, so überließen es die Geisterbanner dem Prinzen ebenfalls diejenigen Abgeschiedenen zu nennen, die er zu sehen verlangte, waren aber zum Voraus sicher, daß er von denen, die man ihm vorschlug, nur diejenigen wählen würde, für deren Erscheinung Vorsorge getroffen war. Diesmal waren es: der römische Kaiser Marc Aurel, der Philosoph Leibnitz und der große Kurfürst. Für diese drei hielt man die Personen und die Anzüge in Bereitschaft; man hätte aber auch mit demselben Krönungsornat und Perrücke dem Verlangen nach Karl dem Großen, Aristoteles und Ludwig XIV. genügt. Die Zauberei bestand darin, daß während der Beschwörungsformel und unter den nervenangreifenden Tönen einer Glasharmonika der geforderte Geist in dem Nebenzimmer leibhaftig sich so vor einen Hohlspiegel stellte, daß sein Bild, von dem gegenüberstehenden Spiegel aufgefangen, auf den Milchflor in dem dunklen Zimmer, in welchem der geängstete Prinz ganz allein saß, sichtbar wurde. Es war dem Prinzen gestattet worden, Fragen an die Abgeschiedenen zu richten, allein

*) In Berlin bestanden drei Cirkel der Rosenkreuzer. Für die Jünger verfaßte Wöllner: „Die Pflichten der R. K. alten Systems in Junioratsversammlungen, abgehandelt von Chrysophiron. 1782. Nur für die Ordensmitglieder gedruckt."

er war nicht im Stande, auch nur einen Laut über ſeine bebenden Lippen zu bringen. Dagegen vernahm er von den heraufbeſchworenen Geiſtern ſtrenge Worte, drohende Strafreden und die Ermahnung, auf den Pfad der Tugend zurückzukehren. Er rief mit banger Stimme nach ſeinen Freunden, er bat inſtändig, den Zauber zu löſen und ihn von ſeiner Todesangſt zu befreien. Nach einigem Zögern trat Biſchoffswerder in das Zimmer und führte den zum Tode erſchöpften Prinzen nach ſeinem Wagen. Er verlangte zu ſeiner Geliebten zurückgebracht zu werden, in deren Armen er ſich von den erlebten Schreckniſſen zu erholen ſehnte. Dieſem Wunſche wurde nicht nachgegeben und der Prinz noch während der Nacht nach Potsdam gebracht, wo die geſtrenge Ordens-Brüderſchaft zu ſeinem Empfange verſammelt war. Der Bruder Redner nahm das Wort, wiederholte die von dem Geiſte des Ahnherrn ausgeſprochenen Ermahnungen und die geſammte Brüderſchaft drang ſo inſtändig in den Kronprinzen, daß er mit zerknirſchtem Herzen „den unerlaubten Umgang mit ſeiner Maitreſſe abſchwor", jedoch mit dem Vorbehalt, „daß ſie auch fernerhin ſeine Freundin bleibe, in deren Umgang er Troſt, Erheiterung und Läuterung ſeiner Gefühle ſuchen dürfe." Als er an einem der folgenden Tage die Geliebte mit dem Gelübde, welches ihm abgedrungen worden ſei, bekannt machte, ſprach ſie zwar ihre Entrüſtung über die falſchen Ordensbrüder aus, erklärte ſich jedoch bereit, ein jedes Opfer zu bringen und daß ſie ſchon überglücklich ſein werde, ſich ſeine Freundin nennen zu dürfen. „Die Liebe des Prinzen zu mir," erzählte ſie, „war ſo leidenſchaftlich und ſchwärmeriſch, daß er, als ich ihm mit Thränen ſagte: er werde mich gewiß verlaſſen, einen heiligen Schwur that, daß er nie von mir laſſen werde. Da ich mich noch immer nicht beruhigen konnte, ſchnitt er ſich mit dem Federmeſſer in den Ballen der linken Hand und ſchrieb mit ſeinem Blute auf ein Blättchen weißes Papier die Worte: „„Bei meinem fürſtlichen Ehrenworte, ich werde dich nie verlaſſen! Fr. W.““ Er verlangte von mir dieſelbe Verſchreibung; ich ſchnitt mich ungeſchickt in den Daumen, das Blut floß ſo reichlich, daß ich damit einen ganzen Bogen hätte beſchreiben können. Er ſagte mir, daß wir nun einander unſere Seelen verſchrieben hätten; ich glaube, das war ſo ein Stückchen aus der Schule der Roſenkreuzer. Hier ſehen Sie," ſagte ſie, indem ſie ihren Daumen zeigte, „die Narbe noch von jener Wunde, und dreißig Jahre ſind es ſchon her!" — Ihr bisher beſtandenes Verhältniß mit dem Prinzen fortzuführen, war für die erfinderiſche Freundin eine leichte Auf-

gabe. „Die mißgünſtigen Roſenkreuzer," ſagte ſie zu dem Prinzen, „haben dir den Schwur abgedrungen: die Mamſell Enke nicht mehr zur Geliebten zu haben; ei nun, du kannſt mich ja verheirathen, dann hat es mit der Mamſell Enke ein Ende." Ohne ſich lange zu beſinnen, brachte ſie den Kammerdiener Rietz in Vorſchlag, einen feilen, verſchmitzten, gemeinen Burſchen, dabei dem Prinzen treu ergeben. Dieſer erklärte ſich ſehr gern zu dem verlangten Dienſt bereit, die Hochzeit wurde in ländlicher Zurückgezogenheit auf einem Dorfe bei Potsdam gefeiert, ohne daß irgend wer nach dem Trauſcheine gefragt hätte, welcher freilich gar nicht vorhanden war, da kein Prieſter jemals dieſe Schein-Ehe eingeſegnet hatte; niemals wohnte ſie mit ihrem angeblichen Gemahl unter einem Dache. Einen Sohn und eine Tochter von ihr erkannte der König an und ertheilte ihnen die Titel Graf und Gräfin von der Mark; ein zweiter Sohn jedoch wurde auf den Namen des Kämmerers Rietz getauft.*) Selbſt Wöllner und Biſchoffswerder waren anfänglich über dies Verhältniß getäuſcht. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. erklärte Rietz, was damals ſchon alle Welt wußte, daß er nie mit ſeiner angeblichen Frau getraut worden ſei, und ſo wurde ihm auch ohne Weiteres die Verheirathung mit der Schauſpielerin Baranius geſtattet.

Die geſtrengen Ordensbrüder mußten ſich dabei beruhigen, daß die Geliebte des Kronprinzen für verheirathet galt und da Biſchoffswerder ſelbſt Maitreſſen unterhielt, ſo nahm er es in dieſem Punkte nicht allzu genau. Anders geſtalteten ſich die Verhältniſſe nach der Thronbeſteigung. Der dem Throne am nächſten ſtehende Hofadel ſah, wenn auch nicht eine Verletzung ſeiner Privilegien, doch eine Ausſchließung von dem unmittelbaren Einfluß auf den König darin, daß er ſeine Maitreſſe aus dem Bürgerſtande gewählt hatte. Einige gräfliche und freiherrliche Familienhäupter hatten ſich vereinbart, dem Könige dazu eine ihrer Nichten, ein Fräulein v. Voß, Ehrendame der verwittweten Königin, zu präſentiren. Sie war keine ausgezeichnete Schönheit, aber gutmüthig und hatte ſchon früher die Aufmerkſamkeit Friedrich Wilhelms auf ſich gezogen.**) Das preisgegebene Ehrenfräulein beſtand jedoch, bevor ſie ſich er-

*) Den weſentlichen Inhalt dieſer Nachrichten verdankt der Verf. Mittheilungen, welche er zum Theil aus dem eigenen Munde der Gräfin Lichtenau, zum Theil von einem ihrer vertrauteſten Freunde, dem Hofrath Hirt, vernahm. Gedruckte Hauptquellen ſind: „Apologie der Gräfin Lichtenau (von Runkel in Breslau) und Mémoires de la comtesse de L.

**) Médiocrement joli, même blonde un peu hasardée, elle étoit douce, honnête, froide et peu susceptible d'ambition. Dampmartin, vie privée p. 36.

gab, darauf, daß ihre Verbindung mit dem Könige nicht nur die Einwilligung der Königin, ſondern auch die Einſegnung der Kirche erhalte. Ihre Forderung, daß die bürgerliche Maitreſſe mit ihren beiden Kindern nach Litthauen ins Exil geſchickt werde, lehnte der König ab.*) Die Königin, an die Untreue ihres Gemahls ſchon längſt gewöhnt, wurde durch das Verſprechen, für Bezahlung ihrer Schulden und Erhöhung ihres Nadelgeldes zu ſorgen, gewonnen, mehr aber noch durch die Ausſicht, den Gemahl aus den Banden der Rietz zu befreien. Von dem Conſiſtorium in Berlin wurde ein Gutachten eingeholt und die Geiſtlichen erklärten, mit Berufung auf die, von Luther und Melanchthon dem Landgrafen Philipp von Heſſen ertheilte, Genehmigung zur Doppelheirath, eine Vermählung des Königs mit Fräulein v. Voß an der linken Hand für zuläſſig. Fräulein v. Voß wurde hierauf zur Gräfin v. Ingenheim, ihr Bruder zum Staatsminiſter ernannt; „da wurden ihre Verwandten bei Hof auch große Herren.“

Die Hofleute aber, Miniſter und Roſenkreuzer, welche geglaubt hatten, durch dieſe vornehme Lockſpeiſe ihren Gebieter von dem Genuſſe gemeiner Koſt zu entwöhnen, hatten ſich gewaltig geirrt; erſt mit der Thronbeſteigung begannen Madame Rietz und ihr Pro-forma-Gemahl ihre unbeſchränkte Herrſchaft über den König geltend zu machen.

---

*) Dem Grafen v d. Mark ſchenkte der König ein großes Palais unter den Linden, in welchem nach ſeinem Tode die Mutter ein Theater bauen ließ. Er wurde in der Dorotheenkirche beigeſetzt, wo ſein Grabmal mit einer vortrefflichen Arbeit Schadows geſchmückt iſt. — Die Tochter wurde mit einem Grafen Stollberg verheirathet und erhielt 200,000 Thaler Ausſteuer.

Zweites Kapitel.

Der Kämmerer Rietz. — Die Gräfin Jugenheim ſtirbt. — Die Gräfin Dönhoff. — Frau Rietz weiß ſich unentbehrlich zu machen; — ihr Portrait, ihre Lebensweiſe, ihre Freunde; — wird zur Gräfin von Lichtenau erhoben; — ihre Ausſtattung. — Erſte Badereiſe mit dem Könige nach Pyrmont; — ſie wird bei Hofe vorgeſtellt; — empfängt den Hof in ihrem Hotel. — Zweite Badereiſe nach Pyrmont.

Die erſte Ernennung Friedrich Wilhelms II. nach ſeiner Thronbeſteigung war die des Kämmerers Rietz mit den Worten: „Mein lieber Rietz, endlich kann ich dich für deine treuen Dienſte belohnen. Ich ernenne dich zum Treſorier (Schatzmeiſter) meines Hauſes und meiner Schatulle.“

Die vertrauten Briefe eines Zeitgenoſſen enthalten folgende Schilderung dieſes allvermögenden Kammerdieners: „Der Kämmerer Rietz war ein ganz gemeiner Menſch. Als Bedienter ertrug er alle Launen des Kronprinzen. Friedrich Wilhelm war jähzornig und mißhandelte oft ſeine Leute; dies that ihm ſehr leid, ſobald die Hitze verflogen war und er machte es durch Geſchenke wieder gut. Rietz ließ ſich nun von ſeinem Herrn Ohrfeigen, Stockprügel, Fußtritte und Mißhandlungen jeder Art gefallen und war ein geduldiges Inſtrument. Er entſchädigte ſich dadurch, daß er die ihm untergebenen Bedienten eben ſo wieder mißhandelte. Rietzens Genuß beſtand im Eſſen und Trinken, in der Befriedigung ſeines Hochmuthes, im Sammeln eines Capitals fürs Alter. Im

neuen Garten zu Potsdam, in dem Hause am Eingange, feierte Rietz seine Bacchusfeste, hier floß der Champagner und alle edlen Weine wie Wasserbäche. — Der Durst dieses gemeinen Menschen nach Geld war der Grund, daß eine so große Menge Johanniter-Kreuze und Adlerorden den unwürdigsten Subjecten verliehen und Adelsbriefe so wohlfeil verkauft wurden, da ihm ansehnliche Gebühren dafür zuflossen. So mancher preußische Edelmann, dessen Söhne jetzt auf ihre Ahnen pochen, ist nicht von dem Könige, sondern von dessen Kammerdiener zum Ritter geschlagen worden; man nannte die neugebackenen Barone: „die Siebenundachtziger".

Diesem viel vermögenden Kammerdiener ist die Auszeichnung zu Theil geworden, durch den größten Dichter Deutschlands in charakteristischer Schilderung der Unsterblichkeit übergeben worden zu sein. Goethe erzählt in seiner „Campagne in Frankreich 1792 und 93": „Darauf begegnete mir in dem Gasthofe (zu Mannheim) ein artiges Abenteuer. An der langen, sehr besetzten Wirthstafel saß ich an dem einen Ende, der Kämmerer des Königs von Preußen, Rietz, an dem anderen, ein großer, wohlgebauter, starker, breitschultriger Mann, eine Gestalt, wie sie dem Leibdiener Friedrich Wilhelms II. ganz wohl geziemte. Er mit seiner nächsten Umgebung waren sehr laut gewesen und standen frohen Muthes von der Tafel auf; ich sah Herrn Rietz auf mich zukommen; er begrüßte mich zutraulich, freute sich meiner langgewünschten, endlich gemachten Bekanntschaft, fügte einiges Schmeichelhafte hinzu und sagte sodann: ich müsse ihm verzeihen, er habe noch ein persönliches Interesse, mich hier zu finden und zu sehen. Man habe gegen ihn bisher immer behauptet: schöne Geister und Leute von Genie müßten klein und hager, kränklich und vermickert aussehen, wie man ihm dann dergleichen Beispiele genug angeführt. Das habe ihn immer verdrossen, denn er glaube doch auch nicht auf den Kopf gefallen zu sein, sei aber dabei gesund und stark und von tüchtigen Gliedmaßen; aber nun freue er sich, an mir einen Mann zu finden, der doch nach etwas aussähe und den man deshalb nicht weniger für ein Genie gelten lasse. Er freue sich dessen und wünsche uns Beiden lange Dauer eines solchen Behagens."

Die Gräfin Ingenheim befriedigte den König in keiner Beziehung; der Gram über das unselige Verhältniß, in welches sie sich begeben, verzehrte schnell den Rest ihrer Schönheit und Jugend, die Geburt eines Knaben erschöpfte ihre Kräfte, sie welkte sichtbar hin, die Aerzte erklärten sie für unheilbar krank an

der Lungenschwindsucht und der König vermied es, sie ferner zu besuchen. Sein Umgang mit der Rietz war ihm eine so liebe, unentbehrliche Gewohnheit, daß es von ihrer Seite keiner besonderen Künste bedurfte, um ihn fortwährend in ihrer Umgarnung zu halten, selbst nachdem ihre erste Jugendblüthe vorüber war. Da der König die Musik liebte, und selbst ausgezeichneter Virtuos auf dem Cello war, veranstaltete sie musikalische Abendunterhaltungen im vertraulichen Kreise im Marmorpalais des neuen Gartens bei Potsdam, unterhielt ihn als Vorleserin französischer Romane und Theaterstücke, und führte ihm neue Bekanntschaften zu. „Bösartig war sie nicht, sie war ganz Weib, rachsüchtig in der Liebe und eitel. Sie hat manchen Schurken gehoben und Bettler bereichert, die sie nach ihrem Fall mit Füßen treten wollten.“ Der Verfasser der „vertrauten Briefe“ ist zwar der Meinung, daß sie den König nie zu großen Ausgaben für sie verleitet habe, er nennt es eine Bagatelle, daß ihr, — nachdem sie 1796 zur Gräfin Lichtenau erhoben worden war, — einige Güter in der Mark, für ein paar Mal Hunderttausend Thaler Juwelen und 500,000 Thlr. in holländischen Banknoten geschenkt wurden. Daß sie zu ihren Reisen in die Bäder nach Pyrmont, Spaa, Aachen und zu einer längeren Reise nach Rom und Neapel offene Creditbriefe von dem Könige hatte, läßt der Verfasser unerwähnt. In der Schilderung ihrer Schönheit ist der Verf. sehr freigebig: „die Natur hatte ihr alle Reize verliehen, um Männerherzen zu fesseln; tändelnde Liebe war ihr nicht eigen, dagegen gab sie vollen Genuß der Sinnlichkeit. Ihr Körper war wunderschön, ganz Ebenmaß ohne Gleichen. Es fehlte ihr nicht an Unterhaltungsgabe und Geschmack an Kunstsachen, in welchen sie Hirt und Uhden in Rom eingeweiht hatten. Ihr Tisch war der ausgesuchteste in Berlin, ihre Zirkel die freudenvollsten, die es gab. Sie versammelte um sich Künstler, Geistliche, Gelehrte, Staatsmänner und Diplomaten; unter den letzteren waren die Engländer besonders begünstigt. Lord Spencer, 1795 englischer Gesandter in Berlin, suchte durch ihren Einfluß den König von der Unterzeichnung des Baseler Friedens mit der Republik Frankreich abzubringen; er bot ihr, wie sie erzählt, 100,000 Guineen für diesen Handel, der sich zerschlug. Lord Templeton bewarb sich um ihre Hand, allein der König versagte seine Einwilligung.

Den Rosenkreuzern konnte sie es nie vergeben, daß sie in früherer Zeit auf eine Trennung des Königs von ihr gedrungen hatten; später fanden Bischoffs-

36ste Lieferung.

Gratis für die Abnehmer der Lieferungen 1 – 34.

Von Elba nach St. Helena.

Von

Dr. Fr. Förſter.

Einleitende Geſchichte der Jahre 1786 – 1814.

Preis der Lieferung 5 Sgr. (18 Kr. Rh.)

Berlin.
Guſtav Hempel.

1866.

Digitized by Google

werder und Wöllner es gerathen, ſich mit ihr zu vertragen und ſo ſehr ſie auch die Betrügereien der Geiſterbeſchwörer verſpottete, ſo gab ſie doch dem Verlangen des Königs nach und geſtattete, daß man in ihrer Wohnung den Schatten ihres verſtorbenen Sohnes, des Grafen von der Mark, aus dem Lande der Seligen herüber citirte. „Die Roſenkreuzerei," ſagt der Verfaſſer der vertrauten Briefe, „war ihr zum Gelächter, ſie perſiflirte ſolche in Gegenwart des Königs, wodurch ſie ihn oft wüthend machte."

Mit Frau Rietz war Biſchoffswerder in ewigem Kampfe, ſie konnte ihn aber nicht ſtürzen, weil der König auf alle ihre Anklagen antwortete: „Nicht Biſchoffswerder, ich habe es ſo gewollt." Zuletzt durfte ſie ſeinen Namen nicht mehr nennen.

Die ganze Politik Biſchoffswerders beſtand darin: nichts zu ſcheinen und Alles zu ſein. Selbſt in der Roſenkreuzerei und bei den Andachtsübungen verhielt ſich Biſchoffswerder paſſiv. Wenn der König Zweifel äußerte, dann entgegnete er: „Ja, es iſt ſonderbar, meine Vernunft ſträubt ſich ſtets gegen dieſe wunderbaren Erſcheinungen; aber ich kann mich doch nicht entbrechen, fortgeſetzte Prüfungen anzuſtellen." „„Da haben Sie Recht,"" antwortete dann der König, „„wir wollen neue Verſuche machen."" Ganz gemein war Biſchoffswerder nicht, ſo daß er ſich der Beſtechung hingegeben hätte; deſto mehr aber ſeine Frau. Die Verſchleuderungen der Staatsdomainen in Südpreußen (Warſchau) waren ihr Geſchäft; ſie pflegte zu ihrem Gemahl zu ſagen: „Sie werden wie ein Bettler ſterben, wenn Sie nicht die letzten Tage des Königs benutzen, um etwas für Ihre Familie zu thun."

Die Gräfin Ingenheim erlag, wie ſchon erwähnt, bald nach dem erſten Kindbette einem Zehrfieber; der König ſchien tief betrübt, die Königin war in der That untröſtlich über den Verluſt ihrer treueſten und ergebenſten Freundin. Die vornehme Umgebung des Königs ergriff dieſe Gelegenheit, einen neuen Verſuch zu machen, die verhaßte Madame Rietz für immer zu ſtürzen. Schon während der Krankheit der Ingenheim hatte man verbreitet, ſie ſei durch eine, von der Rietz ihr zubereitete, Taſſe Chocolade vergiftet worden. Nach ihrem Tode brachte man dies Gerücht unter das Volk, der Glaube an die verruchte That fand dadurch Glauben, daß der Leichnam, den man in dem Erbbegräbniß der Familie Voß in der Kirche zu Buch beigeſetzt hatte, nicht in Verweſung überging. Noch in ſpäterer Zeit zeigte der Küſter in Buch die Dörrleiche

(Mumie) der Ingenheim mit dem Bemerken: daß sie angeblich durch die Rietz vergiftet worden sei. Da es nicht gelang, bei dem Könige einen, gewiß unbegründeten, Verdacht gegen die Rietz zu erwecken, war der Hofadel darauf bedacht, aus seinem Kreise dem Könige wiederum eine Geliebte zuzuführen. Seine Aufmerksamkeit wurde auf eine der ersten Schönheiten bei Hof, eine Gräfin Dönhoff, gelenkt. Allein so leichten Kaufes war dieses spröde und stolze Edelfräulein nicht zu haben; mehrere Monate bestürmte sie der König mit seinen Anträgen, ohne daß sie ihm Gehör schenkte. Die Familie Dönhoff und die junge Gräfin hatten vor Allem auf einer förmlichen, kirchlichen Trauung bestanden. Der König erklärte sich dazu bereit; der Probst und Consistorialrath Zöllner verrichtete die Trauung in der Schloßcapelle in Charlottenburg in Gegenwart der Mutter und Schwester der Gräfin und des Freiherrn v. Langermann. „Herbeigeführt und begünstigt wurde diese neue Verbindung durch die verwittwete Königin und durch Herrn v. Dörnberg, Kammerherrn der regierenden Königin, einen der geachtetsten Männer des Hofes, und einige Andere, deren guter Rath von Gewicht sein konnte. Man glaubte, daß die Gräfin den ehrliebenden Leuten und deren guten Absichten nützlich sein würde und daß sie ihren Einfluß den Feinden des öffentlichen Wohles entgegensetzen werde. ... Sie bezeigte dem Herzoge von Braunschweig hohe Achtung, begünstigte jedoch weder die Kriegsunternehmung, noch eine innige Verbindung mit Oestreich. ... Die französischen Emigranten überflutheten den Hof und unterließen nichts, um das Kriegsfeuer anzuschüren.“*) „Die Comtesse Dönhoff“ — berichtet ein Zeitgenosse**) — „blendete durch jenes gefährliche Zusammenspiel von Reizen, Liebenswürdigkeit, Capricen und Launen, welche die Leidenschaft noch mehr entflammen. War ihr Gemahl beharrlich in seiner Anbetung, so durfte er auf erwünschte Vergünstigungen rechnen, nur mußte er zu gleicher Zeit auf ein ruhiges und friedliches Leben Verzicht leisten. Die anmaßenden Herrscherinnen sind es nicht, welche den Männern die Vergnügungen des häuslichen Friedens und der Ruhe gewähren. Als Gemahlin des Königs maßte die Gräfin sich an, als

*) So erzählt Madame de Charrière, geb. Freiin v. Zuylen, welche 1792 nach Berlin kam, bei Hofe vorgestellt wurde und in ein inniges Freundschaftsverhältniß mit der Gräfin Dönhoff trat. Ihre Berichte aus Berlin nach Holland und interessante Briefe der Dönhoff sind in der Bibliothèque universelle de Genève, IV. serie. Bd. 12. 1849 in einem „Une demi-reine“ überschriebenen Aufsatze veröffentlicht worden.

**) Dampmartin, vie privée p. 79.

Souverainin zu ſprechen; der König liebte es mehr, ſich durch Nachgeben Vergnügen zu verſchaffen, als ſich in ermüdendes Gezänk einzulaſſen. Die Augen der Königin füllten ſich mit Thränen, wenn ſie der ſanften Jugenheim gedachte; die vornehmen Damen des Hofes ordneten ſich nicht ohne Widerſtreben und Bedauern dem, der Gräfin Dönhoff ertheilten, Vorrang unter." Allein eben ſo wenig wie der Rietz, gelang es der Dönhoff, den König aus den Umgarnungen der frömmelnden Geiſterbeſchwörer zu befreien. Sie ſchreibt darüber, nachdem ſie der König von ſich entfernt hatte, aus Angermünde den 6. September 1794 ihrer Freundin: „Der König behauptet auch jetzt noch, daß er außer mir niemals eine Frau wirklich geliebt habe, daß er mit keiner anderen glücklicher als mit mir geweſen ſei. Und trotz dieſer entſetzlichen Liebe, dieſer entſetzlichen Leidenſchaft hat er mich dennoch einer Bande von Elenden aufgeopfert. Die Liebe war alſo nicht bei ihm die ſtärkſte Macht. Ich glaube, daß man niemals ſo geliebt hat und ſo lieben wird, wie ich den König geliebt habe. Allein dieſe Liebe konnte mich nicht verbinden, gegen mein Gewiſſen und die Wahrheit zu ſprechen, obſchon ich wußte, daß früher oder ſpäter dies den Verluſt des geliebten Gegenſtandes veranlaſſen würde. Demnach war die Liebe minder ſtark als die Ehre, und mir ſcheint, ſo muß es ſein. Glauben Sie aber, daß der König diejenigen liebt, deren Rath er ſo blindlings befolgt? Er fürchtet ſie, das iſt die ganze Geſchichte. Wiſſen Sie, was über ihn eine größere Gewalt ausübt als die Liebe? Das iſt der Teufel der Frömmigkeit (c'est le diable de dévotion), das ſind jene Gebote, Büßungen und Abſolutionen, von Schelmen und Geiſterſehern ertheilt, welche für alles Uebel, welches ſie anrichten, nimmermehr Abſolution erhalten werden." Die Gräfin machte vergebliche Anſtrengungen, die Geiſterbanner aus der Nähe des Königs zu entfernen. Bis zum Beginn des Feldzuges 1792 fanden in Charlottenburg Geiſterbeſchwörungen ſtatt. „Wenn man mich fragt," berichtet die eben genannte Freundin der Gräfin Dönhoff, „wie es dabei zugeht, daß man den Kopf Friedrich Wilhelms ſo verwirrte und aufregte, muß ich geſtehen, ich weiß es nicht, Niemand hat es mir geſagt und ich habe nicht einmal Vermuthungen. Alles, was ich in Bezug darauf erfahren habe, iſt Folgendes. Als ich und die Gräfin Dönhoff eines Abends auf der Zurückfahrt von Berlin nach Potsdam vor dem Schloßgitter in Charlottenburg, wie es der König befohlen hatte, den Wagen halten und ihm unſere Ankunft melden ließen, kam er ganz verſtört aus dem Schloſſe und ſtieg mit ſtarrem

Blick ein. Ich saß ihm gegenüber und ängstigte mich sehr, zumal wenn er laut für sich sprach und ohne uns zu beachten, Worte vernehmen ließ, welche weder ich, noch die Gräfin verstanden. Was mochte wohl der König in Charlottenburg gesehen haben? Hätte ich es erfahren, ich würde es nicht weiter erzählen, allein ich hörte ihn nur zwei oder drei Namen nennen, und vielleicht war dort eine zahlreiche Versammlung. Diese Art der Verzückung, in welcher wir ihn sahen, währte etwa zwei Stunden. Er legte sich frühzeitig schlafen und war ganz erschöpft. Am folgenden Tage befand sich der König in seiner gewöhnlichen Stimmung und ich habe nicht bemerkt, daß etwas Besonderes unternommen worden wäre."

Das Einmischen der Gräfin Dönhoff in die politischen Angelegenheiten wurde dem Könige bald unerträglich. Zwar stimmte sie dafür, der Revolution den Krieg zu erklären, allein die Anstalten zu dem Feldzuge (1792) erschienen ihr viel zu gering. Ihre Anmaßung und außerdem Eifersucht und Unwillen gegen die Rietz, welche ihr mit stolzer Zuversicht entgegentrat, hatten sie veranlaßt, Potsdam zu verlassen und sich nach Berlin zu begeben, von wo sie folgende Zeilen an den König richtete: „Ich gebe Sie ganz auf, wenn Sie Sich mit so großer Leichtfertigkeit (légèreté) in ein so gewichtiges und schweres Unternehmen einlassen. Entweder müssen Sie an der Spitze von 200,000 Preußen und 250,000 Oestreichern marschiren, oder auf jede Hoffnung des Sieges verzichten. Mit einer Handvoll Leute werden Sie nur Ihr Leben aufs Spiel setzen und Ihre Ehre bloß stellen. Sie werden von den Grenzen zurückgeschlagen werden; ihre ritterliche Laune macht Sie zu einem Don Quixotte, welcher ebenfalls Berg und Thal durchzog, um überall das Recht wieder herzustellen, sich auf Alles stürzte, was ihm in den Weg kam und losschlug, ohne auf die Anzahl und Stärke seiner Gegner Rücksicht zu nehmen." — Die einflußreichsten Mitglieder der französischen Emigration in Berlin klagten wegen dieses Briefes und ihrer sonstigen Aeußerungen die Gräfin Dönhoff als Parteigängerin der Republikaner an und beschuldigten sie sogar, daß sie sich habe bestechen lassen. Ueber die Veranlassung des Zerwürfnisses des Königs mit der Gräfin Dönhoff giebt Madame de Charrière folgenden Aufschluß: „Die Schwäche des Königs und der wenig biegsame Charakter der Favoritin veranlaßten eine Erkaltung. Der König hatte der Gräfin versprochen, daß Frau Rietz niemals durch ihre Gegenwart ihre Augen beleidigen sollte. Er hatte versprochen, daß die Zurück-

gezogenheit, in welcher die Gräfin Dönhoff in dem Marmorpalais des neuen Gartens bei Potsdam wohnte, respectirt werden sollte. Allein die Rietz respectirte nichts und der von ihr unabläſſig beſtürmte König geſtattete ihr den Spaziergang in dem neuen Garten, unter der Bedingung, daß es am frühen Morgen und entfernt von dem Marmorpalais geſchehe. — Eines Morgens aber, als die Gräfin ihre Laden öffnen läßt und an das Fenſter tritt, erblickt ſie die Dienerſchaft der Rietz. Ich fand ſie hierüber ganz verſtört und in Verzweiflung. Von dieſem Tage an bemerkte ich das Zerwürfniß in einem Hausſtande, in welchem bisher gegenſeitige Liebe, Zuvorkommenheit und zarte Rückſicht herrſchten. Die Gräfin war guter Hoffnung; Alles hätte noch wieder gut gemacht werden können, allein verwünſchte Spione traten dazwiſchen, abgeſchickt von der Rietz und deren Freunden. Nun wurde die Politik mit in das Spiel gezogen. Der König wußte, daß ſie Briefe von einer Perſon empfing, welche eben ſo wie ſie, aber aus anderen Beweggründen, den Krieg gegen Frankreich nicht wünſchte; dies ſchien ihm ſehr ſtrafbar. Es fehlte wenig, ſo hätte er in dieſem ganz unſchuldigen Briefwechſel eine Verſchwörung erblickt. Der Auftritt wurde ſehr lebhaft. Die Gräfin überlieferte ihm ihre ſämmtlichen Briefe, allein der König war ſo befangen, daß ich zweifle, er würde etwas Anderes, als was er ſuchte, darin gefunden haben. Und wie hätte der König es außerdem ihr verzeihen können, daß er einige Blätter des Pariſer Moniteur — mit heftigen Ausfällen auf die preußiſch-öſtreichiſche Politik — auf dem Tiſche der Gräfin gefunden hatte. Sie war empört, unglücklich über ein Mißtrauen, welches durch nichts gerechtfertigt wurde und ſie ihren Feinden überlieferte; ſie entſchloß ſich, den Hof und den König zu verlaſſen. Dieſer, hierüber bekümmert, ließ ſich herab, mich zu bitten, die Gräfin von dieſem Entſchluß abzubringen, ſie zurückzuhalten. Allein ſie war unerſchütterlich und ich geſtehe, daß ich keinen Verſuch machte, ſie wankend zu machen. Der König genehmigte, daß ſie ſich nach Angermünde, in der Altmark, zurückziehen durfte, von wo ſie eine Reiſe nach der Schweiz unternahm. In Neufchatel, damals der Krone Preußen zugehörend, nahm ſie einen längeren Aufenthalt, um daſelbſt ihr Wochenbett abzuwarten. Sie genas (den 24. Januar 1792) von einem Knaben, der ſchon bei ſeiner Geburt dem Magiſtrat und der Geiſtlichkeit einige Verlegenheit bereitete. Die Mutter verlangte, daß ihr Kind getauft und anerkannt werde als Prinz, allein die Bürgermeiſter und inſonderheit die dortige Geiſtlichkeit erhoben gegen dieſes

Verlangen heftigen Einwand. Um die Bedenklichkeiten dieser Herren zu besiegen, bedurfte es einer Cabinetsordre aus Berlin. Diese traf ein und der reformirte Oberpfarrer fügte sich dem Befehl des Königs und taufte den Neugebornen als Prinzen.“*)

Nach der Entfernung der Gräfin Dönhoff wurde die alte Jugendfreundin mehr als je vorher die unumschränkte Gebieterin über das Herz und — die Schatulle des Königs. Der Umgang mit Künstlern hatte in ihr den lebhaften Wunsch angeregt, eine Reise nach Italien zu unternehmen. Die Aerzte wurden veranlaßt, ihr die Bäder zu Pisa und als Nachcur Seebäder in Neapel zu verordnen. Sie reiste mit fürstlichem Aufwande und trotz der offenen Creditbriefe an verschiedene Banquierhäuser in Livorno, Neapel und Rom machte sie durch Feste, die sie gab, durch Ankäufe von Kunstwerken und durch Bestellungen bei Künstlern eine Menge Schulden. Eine Anzahl Abenteurer und Liebhaber aus den vornehmsten Ständen zogen ihr nach, die Höfe der größeren und kleineren Fürsten Italiens bewarben sich um die Ehre, sie bei sich zu empfangen. Als dies in Neapel Schwierigkeiten fand, wo die Königin wohl eine königliche Geliebte, aber durchaus nicht eine bürgerliche Madame Rietz zu empfangen sich geneigt erklärte, brachte sie bei ihrem Freunde in Potsdam frühere Zusicherungen in Erinnerung und sofort wurde der, seit zwei Jahren schon bereit liegende, Adelsbrief, durch welchen die ehrsame und tugendbelobte Frau Rietzen, geborene Enke, wegen ihrer dem königlichen Hause von Jugend an bewiesenen Hingebung und Aufopferung in den Grafenstand erhoben und zu einer Gräfin von Lichtenau ernannt wurde, an sie abgesendet. Auch wurden ihr vier Ahnen von mütterlicher und väterlicher Seite als besonderer Gnadenbeweis ertheilt und ein Jeder, der an der Stiftsfähigkeit, Ebenbürtigkeit und edlem Geblüt der Gräfin Zweifel laut werden lassen sollte, wurde mit königlicher Ungnade bedroht.

In ihrem Schreiben an den König hatte Frau Rietz daran erinnert, wie

---

*) Bibliothèque univ. de Genève. T. XII. p. 75. Nach der Heimkehr der Gräfin Dönhoff wurde der Knabe als Graf von Brandenburg anerkannt; er hat sich als ein treuer Gefährte Yorks (1813) und als tapferer Mitkämpfer in den Feldzügen 1813, 14, 15 hohen Ruhm erworben. Er starb den 6. November 1850 in Folge einer diplomatischen Sendung als Minister-Präsident nach Warschau. Ein ehernes Standbild ist ihm auf dem Leipziger Platz in Berlin errichtet worden.

Se. Majestät wohl wüßten, daß sie für ihre Person auf solche „thörichte Eitelkeiten der Hofetiquette“ keinen Werth lege, allein es bringe sie in eine schiefe Stellung, daß ihre Kinder in den Grafenstand erhoben würden, während sie selbst noch dem „niederen Bürgerstande“ angehöre. Das Diplom, vom Jahre 1794 datirt, überbrachte ihr 1796 auf besonderen Befehl des Königs einer ihrer Brüder, welchen sie zum Stallmeister befördert und ihm aus königlicher Baukasse ein Haus hatte bauen lassen, nach Venedig.

Die heitersten Tage verlebte sie in Rom, wo der, als Fremdenführer dort lebende, berühmte Kunstforscher und Archäolog Hirt sich ganz ihrem Dienste widmete. Hirt, ein entsprungener Klosterbruder, dreißig Jahr alt, von kräftiger Gestalt und wohlgebildetem Aeußeren, wußte mit seiner genialen Auffassung des Schönen die Huldigung, die er den Schönen widmete, zu vereinigen und gehörte zu den von der Gräfin vorzüglich Begünstigten. Er begleitete sie nach Tivoli, Frascati, an den See von Nemi ꝛc. Auf seine Empfehlung ließ sie sich in Rom von Angelika Kaufmann malen. „Sie verdienen,“ schreibt ihr Hirt, „durch die Hand der Malerin der Grazien verewigt zu werden.“ Er unterschreibt sich in seinen Briefen gewöhnlich: „Ihr Ihnen gänzlich ergebener, treuherziger und wahrer Verehrer.“ Dies Verhältniß wurde immer vertraulicher. In einem folgenden Briefe (Rom, den 19. April 1796) schreibt Hirt: „Und dies Bildniß! Möchte es doch werden, wie ich es in meiner Phantasie vor mir sehe! Doch hiefür wird schon die vortreffliche Angelika sorgen. Nur eins bäte ich dabei: erstlich ganze Figur, zweitens ganz einfach weiß gekleidet, drittens bloße Arme, viertens einfach sitzend in einsamer Landschaft, wo etwa im Mittel- oder Hintergrunde eine merkwürdige Ruine von Rom erscheint. Doch alles dies überlasse ich Ihrer eigenen Inspiration. Wer kann den Grazien Gesetze vorschreiben, auf welche Weise sie am besten als solche erscheinen werden? Das Briefchen von Sonnabend, welche Gesinnungen! welche Aussichten für die Zukunft! Wodurch verdiene ich dies? Wie verdiene ich, mich alles dessen würdig zu machen? Ich sehe die Hoffnung mit leicht gehobenem Gewand freundlich vor mir — aber flieht sie, täuscht sie, oder wird sie Beglückerin der Sehenden werden?“ — Die Gräfin bot Hirt an, ihn in ihr Gefolge auf der Reise und in ihr Haus in Potsdam aufzunehmen. Hierauf antwortet er (den 5. März 1796): „Sie behandeln mich, meine Freundin — erlauben Sie, daß ich diesen trauten Namen gegen Sie gebrauchen darf — mit so vieler Nachsicht

und gütigem Zuvorkommen, daß das einzige Gefühl der Erkenntlichkeit hinreichend sein würde, auf immer in Ihrer Person meinen wohlthätigen Schutzgeist zu verehren. Allein nicht dies Gefühl allein, eine tiefere, unnennbare Empfindung für Sie spricht in meinem Innersten. Würde ich geradezu diesem drängenden Hange nachgeben, so könnte ich allerdings keinem reizenderen Bilde entgegensehen, als dasjenige ist, welches Sie für das Glück und den vollen Genuß meiner künftigen Tage entwarfen. Wohnung und Tisch mit Ihnen gemeinschaftlich zu haben, ja selbst auf Reisen Ihnen zu folgen, was könnte für meine Empfindung erwünschter, für meine Phantasie blühender sein?" u. s. w. Hirt stellt nun seine Bedingungen, folgte der Gräfin nach Potsdam, wohnte bei ihr im neuen Garten, wurde durch sie dem Könige vorgestellt und erhielt eine ansehnliche Pension.

Auf die Nachricht von dem bedenklichen Gesundheitszustand des Königs eilte die Gräfin aus Italien mit Courierpferden nach Potsdam zurück. Die Königin empfing die gräfliche Maitresse bei Hofe und beschenkte sie mit ihrem reich mit Brillanten besetzten Miniaturbilde. Zu dieser Herablassung wurde die Königin besonders durch die Kammerfrau Hille und den Oberkammerherrn Grafen Wittgenstein, welche beide sich in der Gunst des Königs dadurch zu erhalten wußten, daß sie sich eine unbeschränkte Gewalt über die Königin anmaßten, gezwungen. Die Gräfin, welche sich indeß immer gern an das Reelle hielt, hatte dem Könige offen gestanden, daß ihr an einem Grafentitel ohne Grafschaft sehr wenig gelegen sei. Der König, der, nicht beschränkt durch verantwortliche Minister, über das Staatseigenthum verfügen konnte, schenkte der Gräfin die Domainen Lichtenau, Breitenwerder und Roßwiese in der Neumark. Sie gab wohlmeinenden Freunden, die sie warnten, sich nicht auf den glatten Boden des Hoflebens zu begeben, kein Gehör, sondern eignete sich vielmehr den vornehmen Ton in übermüthig herablassender Weise an.*)

*) In dieser Beziehung verdient folgende Stelle eines Briefes des königlich preußischen Majors v. Breukenhof (Verfassers der Paradoxen), Berlin, den 3. Mai 1798, mitgetheilt zu werden: „Theuerste, stets geliebte und geehrte Freundin! Sie wissen, wie ich von jeher Anti-Aristokrat gewesen bin und werden es mir also verzeihen, daß, da Sie mir in Ihrem Schreiben das außerordentliche und unschätzbare Vergnügen gemacht haben, mich als Ihren alten, wahren Freund zu behandeln, ich in Zukunft die Worte: gnädige Gräfin, Hochgeboren und den übrigen aristokratischen Krimskrams in meinen Briefen weglassen und nach alter, vormaliger vertrauter Art an Sie: theuerste Freundin schreiben werde und dieses um

„Obschon," berichtet Dampmartin, „von ihrem ersten Auftreten auf einem so glänzenden Theater ein wenig geblendet und von dem ihr dort gespendeten Weihrauch berauscht, fühlte die Gräfin Lichtenau dennoch ihr Herz bei dem Anblick der Leiden ihres Freundes und Wohlthäters zerrissen. Es geschah nicht ohne ihre Mitwissenschaft, daß die Aerzte zu jenem verzweifelten Mittel ihre Zuflucht nahmen, welches man einen „Anker der Barmherzigkeit" genannt hat. Sehr viele haben kein Vertrauen dazu und die Moralisten verwerfen es mit Strenge."

Die Aerzte ließen es bei dieser animalisch-magnetischen Cur allein nicht bewenden; es stellten sich bei dem hohen Kranken die Vorboten der Wassersucht ein, der Besuch Pyrmonts wurde verordnet. Die Gräfin Lichtenau begleitete den König dorthin und die erneuten Beweise ihrer Hingebung und Aufmerksamkeit rührten ihn so sehr, daß er ihr die ganze Grafschaft Pyrmont zum Geschenk anbot. Sie schlug es aus, da sie die Unsicherheit eines solchen Besitzthums, wodurch sie reichsunmittelbar geworden wäre, wohl einsah. Zwar schreibt sie später: „Ich hätte die Höhe nur keck besteigen sollen, der Schwindel würde schon vergangen sein, und ich stände jetzt wenigstens eben so fest, als irgend ein fürstliches Haus in Deutschland." Allein sie zog es vor, sich statt der liegenden Gründe ein bewegliches Capital zu verschaffen. Obschon die Gräfin einige vierzig Jahre zählte, verstand sie sich sehr gut darauf, ältere und jüngere Männer so an sich zu ziehen und zu fesseln, daß sie beständig einen kleinen Hof von englischen Lords, französischen Marquis, deutschen Kammerherren, Bischöfen und Abbés, Gelehrten und Künstlern um sich versammelte. „Man glaubte mich im Besitze von Millionen und seitdem ich" — erzählt sie — „Gräfin geworden war, wußte ich mich gar nicht vor Heirathsanträgen vornehmer Herren zu retten." Eine der stattlichsten und zugleich komischsten Figuren in diesem auserwählten Kreise war der reiche Tuchfabrikant Schmidts, Director der Manufactur im königlichen Lagerhause, in ganz Berlin als der dicke Schmidts bekannt. Da er sehr splendide Geschenke machte, war er bei der Gräfin wohlgelitten, doch jeden Sturm auf ihre Tugend hatte sie herzhaft abgeschlagen.

---

so mehr, da ich überzeugt zu sein glaube, daß, wenn Sie nicht in den Grafenstand wären erhoben worden, das Publicum nie würde aufgehört haben, Sie zu schätzen und zu lieben. Dadurch wurde der Stolz der Vornehmen beleidigt und Sie bei Solchen ebenso verhaßt, wie bei der Kaste, über die Sie Sich erhoben und deren Neid dadurch erweckt wurde" u. s. w.

„Eines Tages verabredete" — ſo erzählte uns der bekannte und ſehr beliebte alte Geheimrath Dr. Heim — „der König mit der Gräfin, dem Nebenbuhler einen Streich zu ſpielen. Die Gräfin ſollte ihm, wenn er ſie das nächſte Mal um einen Kuß bäte, Gewährung verſprechen, wenn er fußfällig darum bitten würde. Dies geſchah; unſer Berliner Fallſtaff ließ ſich vor ſeiner angebeteten Schönen nieder, aber in demſelben Moment trat der König in das Zimmer und nahm die Miene an, außer ſich vor Zorn zu ſein, war es aber nur vor Vergnügen zu ſehen, wie der dicke Herr ſich vergebens bemühte, wieder auf die Beine zu kommen. Endlich war ihm der König ſelbſt behülflich dazu und ſchenkte ihm obendrein einen koſtbaren Krückſtock Friedrichs II., um ſich künftig bei ſolchen verliebten Abenteuern aus der Noth helfen zu können."*)

Als den vor Allen am meiſten Begünſtigten ſah ſich der ſiebenzigjährige Lord Briſtol, Biſchof von Londonderry, ein eingebildeter alter Narr, an. Er war ſchon in Italien zum Sterben verliebt in Madame Rietz, hatte von dort aus ihre Erhebung zur Gräfin ſehr unterſtützt und bewarb ſich in Berlin, wohin er ihr gefolgt war, allen Ernſtes um ihre Hand. Dies machte ihn, der ſchon von Hauſe aus eine gute Portion Unverſchämtheit beſaß, ſo dreiſt, dem Könige einſt zu ſagen: „Wenn Ew. Majeſtät es noch länger dulden, daß die Gräfin Lichtenau der Gefahr ausgeſetzt bleibt, in Zukunft einmal die Noth und Abhängigkeit kennen zu lernen, ſo werde ich die geheiligte Schuld der Freundſchaft erfüllen, ich werde ihr ein Schloß in England und zweitauſend Pfund Jahreseinkommen geſetzlich verſchreiben."**) Der König wollte ſich nicht an Groß-

*) Dieſer Stock, deſſen Krücke aus einem mit Türkiſen beſetzten Bergkryſtall beſtand, ſchenkte Schmidts der Sohn dem Geheimrath Heim, deſſen Sohn dies koſtbare Erbſtück dem franzöſiſchen General Rhulière in Paris (1842) geſchenkt hat.

**) Der Ton ſeiner Briefe würde uns einen Biſchof der engliſchen Hochkirche gewiß nicht verrathen. Aus Pyrmont vom September 1796 ſchreibt er der Gräfin: ... „Dieſe Teufelskerle von Emigranten bilden ſich ein, daß ich durch Sie, Madame, Alles durchſetzen könne, allein der Teufel ſoll mich holen, wenn ich nicht Sie und Ihren kleinen Finger mehr liebe als alle jene Franzoſen zuſammen und daß Sie für mich nie etwas thun, was Ihnen die geringſte Beſchwerde macht. — — Mein Herz iſt ein großes und geräumiges Schloß, deſſen Corps do logis Ihnen zur Verfügung ſteht, Ihnen ganz allein; ein jedes Zimmer darin iſt mit Ihrem Namen, mit Ihrem Bildniß, Ihrer charmanten Phyſiognomie ausgeſchmückt; allein, theure Freundin, neben dieſem Schloſſe liegt, was man die foresteria (Gaſthaus) des Kloſters nennt, worin die fremden Gäſte, die Tauben, Lahmen, Blinden, Buckligen u. ſ. w. Aufnahme finden. — — — Die Krankheit unſeres liebenswürdigen und reſpectablen Königs nagt mir am Herzen; ich zittre für dich, welche Mittel bleiben dir im

muth von einem englischen Lord übertreffen lassen; er ließ der Gräfin die Güter, von denen sie bisher nur den Nießbrauch gehabt, als volles Eigenthum verschreiben und schenkte ihr 500,000 Thaler in holländischen fünfprocentigen Schuldscheinen.*) Diese Papiere entflammten das Liebesfeuer Mylords noch glühender als vorher, er erneute seine Brautwerbung, allein der König versagte seine Einwilligung. Mylord sagte „seiner göttlichen Gräfin" für immer Lebewohl und verabschiedete sich bei dem Könige mit den Worten: „Ich freue mich sehr nach meinem schönen Neapel zurückzukehren, wo der Mond mehr Wärme verbreitet, als in Berlin die Sonne."

Die Gräfin Lichtenau war nicht mit der ihr gewährten Ehre, von der Königin bei Hofe empfangen worden zu sein, zufrieden gestellt, sie verlangte nun auch, die Königin und den Hof bei sich zu empfangen. In ihrem Hause unter den Linden hatte sie ein Theater einrichten lassen, zunächst um für abwechselnde Unterhaltung des Königs zu sorgen, dann aber auch, um auf diese Weise Veranlassung zu nehmen, den Hof zu sich einladen zu können. Die königlichen Hof-Opernsänger und Tänzer, sowie die königliche Capelle waren der Gräfin zur Verfügung gestellt; man gab zur Einweihung des neuen Saales: „Cleopatra, Opera seria von Sassoni, Musik von Segui." Dampmartin, welcher dieser Vorstellung beiwohnte, berichtet darüber: „Die Königin, der Kronprinz und seine Gemahlin, sowie die anderen königlichen Prinzen und Prinzessinnen bebten vor Ingrimm über den sie erniedrigenden Zwang, sich bei einer Frau

---

Fall eines Unglücks, du, die du an alle Ergötzlichkeiten deines schönen Geistes und deines weiten Herzens gewöhnt bist. Nun in jedem Falle biete ich dir mein Schloß in England, meine Schlösser tutti quanti in Irland und meine Börse an, die ich gern mit einer Freundin theile, welche die Alleinherrscherin meines Herzens ist."

*) In Beziehung auf diese 500,000 Thlr. in Banknoten erzählt die Gräfin (Apologie 69): „Ich legte einem respectablen Staatsmanne, der darüber, daß ich dies Geschenk angenommen hatte, die Achseln zuckte, die Frage vor: ob er sie ausgeschlagen haben würde? Er war nicht im Stande: „Ja" zu sagen. Ich fuhr dann weiter fort: es ließe sich noch die Einwendung machen, daß, wenn er diese Summe erhalten hätte, sie an einen verdienten Staatsmann gekommen sei; ich hingegen sei nur ein unbedeutendes weibliches Geschöpf. Aber — setzte ich nun mit etwas mehr Feuer hinzu — dieses unbedeutende Geschöpf hat dem Kronprinzen seine Unschuld aufgeopfert, hat zu einer Zeit, wo er selbst oft Noth litt, seine Armuth getheilt, hat allen, auch den vortheilhaftesten Aussichten auf eheliches Glück entsagt, um ihr ganzes Leben nur seinen Wünschen zu weihen. Wenn sich nun der Monarch in seinem edlen Herzen gedrungen fühlt, einer solchen Frau ein günstigeres Schicksal zu sichern, wer vermag es, den Geber oder die Nehmerin deshalb zu verurtheilen?"

als Gäſte zu ſehen, deren bloße Nähe ſie ſchon auf das Tiefſte verletzte. Welch ein bejammernswerthes Schauſpiel! Wie traurige Gedanken weckte es, welche Stürme kündigte es an! Der König trug auf ſeinem bleichen Geſichte die Zeichen einer tödtlichen Krankheit; die gute Königin verzog ihre Lippen zu einem erzwungenen Lächeln; der Kronprinz (nachmals Friedrich Wilhelm III.) konnte ſeine heftige Gemüthsbewegung nicht verbergen, er warf verſtohlene Blicke bald der zärtlich geliebten Mutter zu, bald ſeiner von ihm angebeteten Gemahlin, als könnte er nicht begreifen, wie es möglich ſei, ſich mit ihnen in den prachtvollen Gemächern der Maitreſſe ſeines Vaters zu befinden. Nichts hätte mehr ſeine beiden vorherrſchenden Tugenden: Sparſamkeit und Anſtand in Harniſch bringen können. Jung, freimüthig, ſogar ein wenig wild (un peu sauvage), vermochte er es nicht über ſich zu gewinnen, ſeinen Aerger zu verbergen. Die Kronprinzeſſin, von ſtrahlender Schönheit, ſchien zurückhaltend und geängſtigt durch die Aufgeregtheit ihres Gemahls. Die Prinzeſſin Luiſe, ihre Schweſter, hatte zum erſten Male die Trauerkleider als junge Wittwe abgelegt, glänzte durch ihren Liebreiz und überließ ſich den Triumphen ihrer Coquetterie. Die Prinzen und Prinzeſſinnen konnten ihre Verlegenheit und ihren Aerger nicht verbergen; nur Prinz Heinrich, mit den Künſten des Hoflebens vertraut, verſtand ſich zu verſtellen, doch gab die zurückgehaltene Wuth ſeinen charaktervollen Zügen einen frappanten Ausdruck. Von dem Prinzen Heinrich wußte man, daß er mit dem Könige in ſehr geſpanntem Verhältniß ſtand. Er hatte nach der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms II. mit Beſtimmtheit darauf gerechnet, an die Spitze der Staatsgeſchäfte oder doch wenigſtens an die des Heeres geſtellt zu werden. „Spricht man viel von meinem Oheim?“ fragte bald nach der Thronbeſteigung der König den Feldmarſchall Möllendorf, als er mit ihm bei dem Palais des Prinzen Heinrich vorüberritt. „Sire,“ antwortete Möllendorf, „alle Welt richtet die Augen auf dieſen Prinzen und Jedermann glaubt, daß Ew. Majeſtät ihn zum Chef des Geheimen Raths ernennen werden.“ Der König lächelte ironiſch und brummte zwiſchen den Lippen: „Ein Königreich verſpeiſen — es ſoll ihm nicht in den Zähnen ſitzen bleiben.“ Der Prinz erfuhr dies wieder und äußerte in ſeiner heftigen Weiſe: „Mein dicker Neffe iſt ein Schwachkopf, welcher Anſtand und Sitte verachtet und ſich abwechſelnd von Frauen, Günſtlingen und Charlatans an der Naſe führen läßt. Er ſcheut die

Arbeit und wird nur den Haufen der königlichen Müßiggänger (la tourbe des rois-fainéans) vergrößern."

Die unglücklichſte Rolle an jenem Abende bei der Gräfin Lichtenau ſpielte offenbar die Königin. Die Erſtere glänzte in bei weitem reicherem Schmucke, empfing die zärtlichſten Huldigungen des Königs, der den Kindern von ſeinen drei Geliebten, welche in einer erſten Rangloge ſaßen, Näſchereien zuwarf. Bei einigen Strophen, in welchen die unglückliche Octavia, die betrogene Gattin, über die Untreue ihres Gemahls klagt, richteten ſich Aller Blicke auf die Königin, welche ihre Thränen in ihrem Schnupftuche verbarg.

Von jetzt an war die Gräfin Lichtenau die unzertrennliche Gefährtin des Königs; auf einer zweiten Brunnenreiſe nach Pyrmont (1797) begleitete ſie ihn wieder und ſtand dort ſeinem glänzenden Hoflager vor, empfing die Huldigungen von mehr als zwanzig Reichsfürſten, welche hier dem Könige von Preußen ihre Aufwartung machten, während die Königin in dem beſcheidenſten Badeorte des Vaterlandes, in Freienwalde, aus Oekonomie ſich zu langweilen verurtheilt wurde. Der Kronprinz erhielt von dem Könige eine Einladung, mit ſeiner Gemahlin nach Pyrmont zu kommen, welcher er ſich nicht entziehen konnte. Er hatte hier ſehr peinliche Tage zu überſtehen. Am 3. Auguſt wurde im Brunnenſalon ſein Geburtstag gefeiert; die Gräfin Lichtenau hatte ein Feſtlied gedichtet und trug es an der Tafel vor. „Der Kronprinz," erzählt ſie ſelbſt, „kam mir nach und dankte in den verbindlichſten Ausdrücken, ohne auch nur die entfernteſte Abneigung gegen mich zu zeigen." Nicht minder als der Maitreſſe, wurde dem Kämmerer Rietz von allen anweſenden Durchlauchten und Hoheiten auf die bettelhafteſte Weiſe der Hof gemacht; wer irgend etwas bei dem Könige erreichen wollte, dem blieb nichts Anderes übrig, als entweder die Lichtenau oder den Kämmerer, oder, wenn er ganz ſicher gehen wollte, Beide für ſich zu gewinnen. Angeſehene Reichsfürſten überboten ſich in Artigkeiten und Geſchenken, welche ſie an den königlichen Kleiderausklopfer verſchwendeten; es war der Anfang des Communismus. Der Herzog von Gotha hatte den König gebeten, auf ſeiner Rückkehr ihn mit ſeinem Beſuche zu beehren. Die Einladung wurde angenommen und ein glänzendes Mittagsmahl bereit gehalten. Der Hofmarſchall hatte Befehl, dem Kämmerer an der Marſchallstafel unter den anderen „Excellenzen" ſeinen Platz anzuweiſen. Rietz aber kannte ſeine Stellung zur Hofgeſellſchaft beſſer als ſeine hochgräfliche Frau, er dankte aller-

unterthänigſt für die ihm zugedachte hohe Ehre und obſchon der Herzog ſelbſt ihn an den Arm nahm und zur Tafel führen wollte, lehnte er es mit der Bitte ab, ihm ſeinen Platz da, wo er hingehöre, bei der Dienerſchaft anzuweiſen. Der Herzog, welcher dennoch ſeinen Willen haben wollte, ließ ſchnell noch eine kleinere Tafel decken, an welcher einige nicht hoffähige Perſonen zur Geſellſchaft des Herrn Rietz Platz nehmen mußten. Rümpften hierüber ſchon die Kammerherren und Stabsofficiere die Naſe ſehr, ſo wurden ihre verblüfften Geſichter noch länger, als der Herzog die auf der Marſchallstafel aufgeſtellte Trüffelpaſtete nebſt altem Rheinwein auf die Kammerdienertafel nicht nur vor „ſeinen lieben Freund Rietz“, ſondern auch für ihn zu ſtellen befahl.

Dr. Lucy Mair, Reader in Anthropology at the London School of Economics, has been appointed Director of the Institute of Commonwealth Studies, which is to be established in October 1949 as a result of the recommendations of the Hankey Committee. Dr. Mair will be responsible for the organization of the Institute, which will be housed in Gordon Square, and for the development of its research programme. She has been a member of the Colonial Social Science Research Council since 1944, and has done research in Africa and Malaya.

Dr. Mair was born in 1901 and educated at Roedean and Girton College, Cambridge. She was a Fellow of Girton from 1924 to 1927, and a Lecturer in Anthropology at Cambridge from 1927 to 1931. She has been a Reader in Anthropology at the London School of Economics since 1938. She has published a number of books, including *Native Marriage in Buganda* (1940), *Native Policies in Africa* (1936), *Primitive Government* (1934), *Native Peoples and Cultures of Africa* (1936), *Native Peoples and Cultures of Africa* (1936), *Native Peoples and Cultures of Africa* (1936

ſeines eigenen Vergnügens, ſeiner Eitelkeit oder ſeiner Neugier. Bleib' ich zu Haus, ſo beleidige ich die Leute, und auf das Lob und die Schmeicheleien werden dann Klagen und Verleumdungen folgen; ich kenne meine lieben Berliner."

Das Feſt begann am frühen Morgen mit Glockengeläut und Poſaunenblaſen von den Thürmen der Stadt; auf den Plätzen war Tanzvergnügen, Maſtbaumklettern, Puppentheater, Speiſung der Armen auf öffentliche Koſten, in dem Börſenſaal ein großes Zweckeſſen zu 500 Converts, am Abend: Oper, Feuerwerk, Illumination, Ball. Der König, ſo leidend er war, hielt ſich den ganzen Tag auf den Füßen, beſuchte die öffentlichen Tanzplätze, fuhr durch die Straßen während der Illumination und nahm an den, von den Bürgern und Stadtbewohnern ihm zu Ehren gegebenen Mittag- und Abendeſſen Theil. Die Königin hatte ſich mit Unwohlſein entſchuldigt, die Gräfin Lichtenau nahm ihre Stelle zum großen Aerger des anderen Gefolges ein, der Kronprinz hatte ſich auf ausdrücklichen Befehl des Königs ebenfalls eingefunden. Die Gräfin erſchien bei der Abendtafel im griechiſchen Gewand als Polyhymnia mit goldenem Diadem nach einer Angabe ihres Freundes und Verehrers, des Hofraths Hirt, und ihre ſämmtlichen Anbeter, deren Anzahl Legion war, fehlten bei dieſem ungezwungenen Bürgerfeſte nicht. Die Gräfin, der ihre Freunde betheuerten, daß ihre Stimme an Fülle die der Mara, an Schmelz die der Schmalz, an Geläufigkeit die der Zelter bei weitem übertreffe, hatte die Kühnheit, an der öffentlichen Tafel einige von ihr ſelbſt gedichtete Strophen, welche der Capellmeiſter Himmel componirt hatte, zu ſingen und das Publicum zollte ihr einen nicht endenwollenden Beifall.*)

*) Dies ſind die Strophen der märkiſchen Sappho:

Glänzend war die Morgenröthe,
Freudig endigt dieſer Tag;
Ja wohl freudig, weil er heute
Friedrich Wilhelm uns geſchenkt.

Welcher Jubel, welch Entzücken!
Vater, Sohn, ſo Hand in Hand
In die lange Zukunft blickend,
Uns ein edles Beiſpiel ſeiend.
Söhne, ſchaut den Sohn hier an;
Väter, folgt dem edlen Vater
In der Hütte, auf dem Thron

Hirt überreichte der Berliner Sappho einen Lorbeerkranz, alle Welt überbot sich mit Schmeichelworten, ja der König zwang sogar den Kronprinzen, ihr die Hand zu küssen. Dies war der höchste, aber auch der letzte Triumph der allgebietenden Gräfin. Von allen Seiten zogen sich Gewitter über ihrem Haupte zusammen und sobald nur der König die Augen geschlossen haben würde, sollte der Blitzstrahl geschleudert werden. Friedrich Wilhelm II. zog sich in die Gemächer des neuen Palais bei Potsdam zurück, wohin ihm die Freundin folgte.

Der Gedanke, sie nach seinem Tode der Verfolgung und Mißachtung ausgesetzt zu sehen, bekümmerte ihn so sehr, daß er in sie drang, sich so bald als möglich nach England überzusiedeln. Er bot ihr für ihre Häuser und Güter zwei Millionen Thaler in englischen Banknoten, so daß sie in England, zumal der sehr reiche Lord Bristol noch immer um ihre Hand warb, ein anständiges Leben hätte führen können. Die Gräfin schlug dies Anerbieten aus und erklärte unter Bitten und Thränen, daß sie sich nie von ihrem Wohlthäter und Freunde, am wenigsten aber jetzt, wo er leidend sei, trennen werde. Ungern gab der König nach, behielt sie nun aber als treue Krankenpflegerin bei sich in dem Marmorpalais, während die Königin in Berlin wohnte und wöchentlich nur einmal nach Potsdam kam. Die Lichtenau und ihr Freund Hirt schwärmten für den Gedanken, der König solle die Krone niederlegen und unter dem milden Himmel Italiens seine Gesundheit wieder gewinnen. Die Aerzte stimmten ebenfalls dafür, zumal diejenigen, welche ihn zu begleiten hofften. Allein Bischoffswerder, Wöllner und das ganze Geschmeiß der Hofschmarotzer, die ihr Reich mit Friedrich Wilhelm II. zu Grabe tragen sahen, machten so eindringliche Vorstellungen, und der Kronprinz selbst, dem der König die Entscheidung überlassen wollte, lehnte den Antrag, wie es die Achtung vor dem Vater gebot, so entschieden ab, daß er diesen Plan gänzlich fallen ließ.

Bischoffswerder, welcher jetzt den Vortrag über die militairischen Angelegenheiten hatte, gewann die Gräfin für sich, indem er ihr die Aufsicht in dem Innern des Palais förmlich übergab, wodurch sie eine Verantwortlichkeit übernahm, welche später schwer auf ihr lastete. Graf Haugwitz, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, arbeitete häufig mit dem Könige und da man wußte, daß er seit längerer Zeit schon zu den von der Gräfin Begünstigten gehörte,

wurde ihr Manches zur Laſt gelegt, was in Beziehung auf die auswärtigen Verhältniſſe Unheilvolles geſchah.

Die Geſellſchaft, welche den kranken König, der an Bruſtbeſchwerden und Schlafloſigkeit litt, umgab, hatte die Gräfin ſeit den kürzeren Octobertagen (97) faſt ausſchließlich auf franzöſiſche Auswanderer von Adel beſchränkt; von dem Hofſtaate wurde Niemand mehr zugelaſſen, die Königin und die Königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen mußten zuvor bei der Gräfin anfragen und wurden zuweilen nicht angenommen. Früher fand der König großen Gefallen an Quartettmuſik, zumal ſo lange er ſelbſt noch das Cello ſpielen konnte; jetzt war die Unterhaltung auf Vorleſen beſchränkt. Welch ein trauriges Bild bot dieſer Salon eines deutſchen Königs dar! Ein Augenzeuge ſchildert ihn: „Im Hintergrunde eines Saales, welcher durch den ſanften, aber melancholiſchen Schein von Wachslichtern in Alabaſtervaſen erhellt wurde, ſaß, die geſchwollenen Füße in Kiſſen gehüllt, in einem tiefen Polſterſtuhle von grünem Sammet der gute König, bleich, abgemagert, mit beängſtigtem Athem, die abgeſtorbenen Augen mit unſtätem Blick hierhin und dorthin gerichtet. Neben ihm zur Rechten die Gräfin Lichtenau, ihm die angeſchwollene Hand leiſe ſtreichelnd; zur Linken die Marquiſe von Nadaillac, deren geiſtreiche Liebenswürdigkeit ihm wohl that. Es fanden ſich der Abbé d'Andelard, der Prinz Moritz von Broglie, St. Patern und St. Ygnou ein; der Letztere war der Vorleſer, ein jovialer Poſſenreißer, dem es mehr darauf anzukommen ſchien, die gelangweilten Landsmänner und die Damen zu amüſiren, als dem kranken Könige ſeine Leiden vergeſſen zu machen. Am Kamine ſpielten die Kinder der Gräfin Dönhoff, deren Erziehung der König der Gräfin Lichtenau anvertraut hatte. Zuweilen ſank der hohe Kranke in einen unruhigen Schlaf, aus dem ihm böſe Träume aufſchreckten; der Vorleſer ließ ſich dadurch nicht unterbrechen und es machte einen erſchütternden Eindruck, an dem Schmerzenslager eines zum Tode erkrankten Königs Molière's Luſtſpiel: „Der eingebildete Kranke“ leſen zu hören.“ —

In dieſen Tagen ſchmerzvoller Leiden erhielt der kranke König von nah und fern Beweiſe der aufrichtigſten Theilnahme, wie es denn in der That kein leeres Wort nichtsſagender Schmeichelei war, daß er „der Allgeliebte“ genannt wurde. Selbſt diejenigen, welche durch die allvermögende Lichtenau und durch die geiſterbeſchwörenden Miniſter und Generale aus ſeiner Nähe verbannt

worden waren, bewahrten ihm die treueste Zuneigung und Ergebenheit. Als einer der edelsten weiblichen Charaktere erscheint in dieser Beziehung die Gräfin Dönhoff. Sie war von dem Könige in Ungnaden entlassen, aus seiner Nähe verbannt worden; man hatte ihre beiden Kinder ihrer geschworensten Feindin, der Gräfin Lichtenau, zur Erziehung übergeben, dennoch fühlt sie das innigste Mitleid mit dem Könige, als sie von seinem lebensgefährlichen Zustande erfährt und begiebt sich so sehr ihres gekränkten Ehrgefühls, daß sie sich an den Mann, den sie als ihren erbittertsten Feind haßte und verachtete, an den Minister v. Bischoffswerder wendet und von ihm Fürsprache bei dem Könige erbittet, um als Krankenpflegerin an seinem Schmerzenslager ihm tröstenden Beistand zu leisten.

„Bis zu diesem Augenblicke," so hebt dieser denkwürdige Brief der Gräfin an den Minister aus Angermünde den 10. October 1797 an, „habe ich die Bedenken bekämpft, welche sich einem von mir langgehegten Unternehmen entgegenstellten; endlich aber hör' ich nur auf den Rath meines Herzens und meiner Liebe, der beständigsten, der verkanntesten, der unglücklichsten, die es jemals gegeben. An Sie, mein Herr, wende ich mich, damit Sie mich bei der Ausführung unterstützen, an Sie, der Sie nie mein Freund waren und nie Ursache hatten, es zu sein. Ich glaube nicht, mich zu erniedrigen, indem ich um Ihren Beistand bitte. Nur das Verbrechen erniedrigt. Außerdem kennen Sie mich zu gut, um mich einer Gemeinheit (bassesse) für fähig zu halten. Noch einmal wiederhol' ich: wir waren niemals Freunde und ich gestehe, daß dasjenige, was ich für Sie empfand, dem Hasse sehr nah kam. Indessen nehme ich keinen Anstand, Ihre Hülfe anzuflehen. Ja, mein Herr, anzuflehen. Und wenn ich vor Ihnen auf die Kniee fallen müßte, um den einzigen Wunsch meines Herzens zu erreichen. ... Der König ist krank, sein Leben schwebt in Gefahr. Es ist überflüssig Ihnen zu sagen, wie sehr mich die Vorstellung davon bekümmert. ... Mein Vorschlag wird Sie erschrecken, er ist mit einem Worte, den König zu bestimmen, mir zu erlauben, die Pflicht, welche mir die theuerste, die heiligste ist, zu erfüllen, die: ihn während seiner Krankheit zu pflegen. Nehmen Sie mir diesen Trost nicht, der einzige, welcher mir geblieben ist." — Selbst die Gegenwart der Rietz bei dem kranken Könige will sie sich gern gefallen lassen, wenn ihr selbst nur vergönnt wird, sich der Sorgfalt für den geliebten Kranken zu widmen. „Sie sind Gatte," schreibt sie am Schlusse, „Sie

müſſen wiſſen, was die Pflege einer Gattin, welche den Vater ihrer Kinder zärtlich liebt, vermag. Setzen Sie ſich einen Augenblick an meine Stelle und fühlen Sie, wenn es möglich iſt, was ich empfinde, wenn ich mir ſage: der König iſt krank und ich bin fern von ihm" u. ſ. w.

Biſchoffswerder verſichert in ſeiner Antwort: er erkenne die edle Seele und jene Feſtigkeit des Charakters, welche er bei der Gräfin immer bewundert habe, in dem Antrage, mit dem ſie ihn beehre, vollkommen an, lehnt jedoch mit Bedauern die Befürwortung deſſelben ab, da die Macht der nächſten Umgebung des Königs gegenwärtig grenzenlos (illimité) und außerdem der hohe Kranke zu ſchwach ſei, als daß man wagen dürfe, ihm darüber Vortrag zu halten. Demnach blieb der Wunſch der Gräfin Dönhoff unerfüllt.*)

Aus verſchiedenen Ländern ſtrömten gelehrte Aerzte, Quackſalber und Adepten herbei, um ihre unfehlbaren Heilmittel und Curen dem Könige anzupreiſen. Zu Biſchoffswerders Lebensbalſam hatte er ſchon längſt kein Vertrauen mehr; auch über deſſen Geiſterbannerei war er durch die Lichtenau und Dönhoff vollſtändig aufgeklärt, wie er denn auch den Glauben an die ſtrengen Ordensregeln der Roſenkreuzer ſowohl der inneren als der äußeren Syſteme aufgegeben hatte, ſeitdem er von dem Scheidungsproceſſe Biſchoffswerders, deſſen Frau ihn des Ehebruchs bezüchtigte, nähere Kenntniß erhalten hatte.

Die deutſchen Leibärzte wurden zuerſt von einem Engländer Belits, dem der berühmte Brown folgte, verdrängt. Sie waren unvorſichtig genug, ſich in Gegenwart des Königs über ſeinen Zuſtand zu ſtreiten. „Wie gut," äußerte bei einem ſolchen Concilium der König gegen die Lichtenau, „wie gut hat doch Molière die Menſchen gekannt. Soeben haben wir eine Scene in der Wirklichkeit erlebt, wie er ſie uns in ſeinem berühmten Luſtſpiele ſo treu nach dem Leben vorführt."

Da die Heilmittel der Facultät keine Erleichterung des qualvollen Zuſtandes gewährten, erhielten Wunderdoctoren und Alchymiſten Zutritt. Ein Kaufmann Clemens, welchem Biſchoffswerder mit noch einigen Laboranten einer Freimaurerloge in Magdeburg die Steinkohlenwerke in Alvensleben in Pacht gegeben hatte, war ſchon öfters zu dem Könige gerufen worden, um ſeine chemiſchen Entdeckungen und Experimente zu produciren, unter denen ſich das Goldmachen

*) Bibliothèque universelle. T. XII. p. 313—318.

einer beſonderen Aufmerkſamkeit erfreute. Jetzt erbot er ſich, durch eine ganz beſonders zubereitete Luft Erleichterung und Geneſung zu verſchaffen und Biſchoffswerder ertheilte die Genehmigung. „Zu dieſer Cur, die der König in den letzten Tagen ſeines Lebens wirklich brauchte, wurden beſonders ungeborne Kälber erfordert, die mit ſchweren Koſten, da man die Kuh mit in den Kauf nehmen mußte, angeſchafft wurden. Von der Haut und den Gedärmen dieſer Kälber wurden Kiſſen und Polſter gemacht, auf denen der König liegend zubringen mußte.“

Der Profeſſor der Chemie Hermbſtedt in Berlin hatte ſich gerühmt, Lebensluft bereiten zu können, welche mit weniger Beſchwerde als die athmoſphäriſche eingeathmet werden könnte. Dem Chemiker wurde eine der Hof-Küchen in dem Marmorpalais angewieſen und da, wo ſonſt nur der Wohlgeruch von gebratenen Schnepfen, Faſanen und Trüffelpaſteten als willkommener Opferduft zu den oberen Räumen emporſtieg, wurde jetzt aus ekelm Abfall in Fäulniß übergegangener animaliſcher Subſtanzen die geprieſene Lebensluft bereitet und, in Ballons von Goldſchlägerhäutchen gefüllt, in das Krankenzimmer getragen, um hier von dem Könige eingeathmet zu werden, ein Experiment, über deſſen Schädlichkeit ſchon damals die gelehrten Aerzte einverſtanden waren.

Der Ruf von des Königs Wunder- und Geſpenſterglauben lockte Abenteurer von nah und fern herbei; einer der berüchtigtſten und unverſchämteſten war ein Magnetiſeur, Mr. de Beaunoir aus Paris. Er wendete ſich, wie ein Jeder, welcher ſich bei dem Könige eindrängen wollte, an die Gräfin Lichtenau und ſchrieb ihr: „Ich halte den Zuſtand des Königs durchaus nicht für eine Krankheit, ſondern nur für eine Abnahme der Kräfte, für einen Mangel an Pflanzenſaft, dem eigentlichen Lebensprincip. Die Medicin, welche ich als Philoſoph ſtudirt habe, beſitzt keine Heilmittel für dieſen Zuſtand, die Natur allein vermag dem hohen Kranken wiederbelebende und ſtärkende Mittel zu bieten. Demnach verordne ich Folgendes:

„1) Se. Majeſtät muß während eines Monats vergeſſen, daß er König iſt, damit er die, für Preußen, ja für ganz Europa theuerſte Perſon erhalte; während dieſes Monats muß er die Regierungsgeſchäfte Anderen überlaſſen.

„2) Täglich zwei elektriſche Bäder, ein jedes von einer Stunde, das erſte bei Sonnenaufgang, das andere eine Stunde vor Sonnenuntergang. Wäh-

rend des Bades Auflegen einer magnetiſchen Hand auf den Unterleib; entweder die Ihre oder die des Grafen Brühl, oder die meine; auch könnte man den berühmten Puyſégur aus Paris dazu einladen, welcher einer unſerer erſten Adepten iſt.

„3) In dem Zimmer muß bei geöffneten Fenſtern beſtändig ein offenes Feuer — jedoch nicht im Ofen unterhalten werden. Der Kranke muß ſich den erzeugenden Einflüſſen der Sonnenſtrahlen ausſetzen.

„4) In dem Nebenzimmer muß beſtändig eine ſanfte und ſüße Muſik von Blaſe-Inſtrumenten unterhalten werden; ich verbanne alle Streich-Inſtrumente.

„5) Se. Majeſtät darf nur wenig ſprechen; man ſuche Sie durch Kinderſpiele, Sprüchwörter, Vorleſung von leichten Schriften, durch den Anblick junger Katzen, die mit jungen Hunden ſpielen, zu zerſtreuen.

„6) Man wähle zwei Kinder zwiſchen acht und zehn Jahren, die ſehr geſund, friſch, von heiterem Gemüth ſind, um zu beiden Seiten des Königs zu ſchlafen. Ihre geſunden und reinen Ausdünſtungen werden ihn mit einer wohlthätigen Atmoſphäre umgeben.

„7) Während dieſes erſten Monats darf der Kranke nichts Anderes genießen, als Reis mit Honig, Safran und Salbei abgekocht; ſollte ihm dieſe Speiſe widerſtehen, ſo erlaube ich Gelées von Rindfleiſch und alten Hähnen, auch ein Stück Lendenbraten, halb roh, allein durchaus keine Ragouts, kein Kalbfleiſch, kein Geflügel und noch weniger Fiſch. Er genieße wenig, aber alle Stunden etwas.

„8) Se. Majeſtät darf keinen anderen Wein, als ſpaniſchen trinken; wenn die Chocolade ihm keine Säure machen ſollte, ſo iſt dies ein göttlicher Balſam.

„9) Vor allen Dingen verordne ich Sr. Majeſtät auf einige Zeit eine ruſſiſche Pelzmütze, auch die Füße müſſen ganz in Pelz gehüllt werden. Aber keine Tropfen, kein Elixir, Pillen oder andere Arzeneien, das ſind lauter Gifte, das heißt Oel ins Feuer gießen.“

So meldete ſich mit jedem Tage ein neuer Wunderdoctor, allein mit jedem Tage verſchlimmerte ſich auch der Zuſtand; dennoch erſchien der König täglich noch an der Mittagstafel und am Abend empfing er die obengenannte Geſellſchaft franzöſiſcher Ausgewanderter.

Am 12. November versammelte sich die Gesellschaft zum letzten Male bei ihm, aber keiner der Gäste wagte ein lautes Wort zu sprechen, keiner einen Bissen zu essen, die Gläser standen gefüllt, ohne geleert zu werden, man hörte keinen anderen Laut, als das Angstgestöhn des in seinem Marmorpalais selbst zu Marmor gewordenen Königs; er wird ohnmächtig auf sein Zimmer getragen; es war zum letzten Male, daß er Gäste bei sich gesehen hatte, Allen wurde angekündigt, daß sie von heut an die Gitter zum Marmorpalais verschlossen finden würden. Keiner von Allen wagte es mehr hier anzuklopfen, keiner, bis auf Einen, jener gefürchtete, letzte Gast, dessen dürre Knochenhand mit donnerndem Holla! die Riegel und Gitter der Königspaläste und Schlösser sprengt, kein Wer da? hält ihn auf, unangemeldet tritt er herein, wie in die unverwahrte Hütte des Bettlers.

Am folgenden Tage ertheilte der König der Gräfin Lichtenau den Auftrag, eine große Schreibmappe von Maroquin aus seinem Schreibtische zu nehmen und in Sicherheit zu bringen. Die Mappe enthielt, einer später vor Gericht gemachten Aussage der Gräfin zufolge, ihre seit 27 Jahren an den König gerichteten Briefe. Anstatt dieselben in das Kaminfeuer zu werfen, hatte sie die Unvorsichtigkeit, sich einen königlichen Wagen zu bestellen und Angesichts der Dienerschaft mit der auffallend großen, gefüllten Mappe nach Berlin zu fahren, um die Briefe dort erst noch einmal zu lesen, bevor sie dieselben den Flammen übergab. Es fehlten die Aufpasser nicht, welche dem, der Nachricht von dem Tode des Königs stündlich entgegensehenden, Kronprinzen davon Anzeige machten und zwar mit dem Bemerken, daß in der Mappe wichtige Staatspapiere und Gelddocumente enthalten seien.

Der Kronprinz eilte am folgenden Tage mit der Königin nach Potsdam; selbst heut noch erhielten sie nur durch die Vermittelung der, nach dem Marmorpalais in der Nacht zurückgekehrten, Gräfin Lichtenau Zutritt zu dem sterbenden Gatten und Vater. Es war 11 Uhr Vormittags, als sie vor dem Marmorpalais im neuen Garten vorfuhren; die Königin trat schwankenden Trittes am Arme des Kronprinzen in das düstere Krankenzimmer ein, der König versuchte es, zu ihrem Empfange sich aufzurichten, sank jedoch sogleich wieder zurück in den Lehnsessel und in die Arme der Gräfin, welche ihn während der Unterredung mit der Königin und dem Thronfolger unterstützte. Nach einigen theilnehmenden Worten der Erkundigung „nach dem Befinden Seiner

Majeſtät“ bat der hohe Kranke den Kronprinzen, näher zu treten und ſagte zu ihm mit bebender Stimme: „Mein lieber Sohn, ich kenne deine vortrefflichen Eigenſchaften zu gut, um nicht gewiß zu ſein, daß du einſt das Glück unſerer getreuen Unterthanen machen wirſt und daß du die Achtung, welche ſich das Haus Brandenburg erworben hat, in ſeinem vollſtändigen Glanze erhalten wirſt. Dein Schmerz rührt mich“ — fuhr er nach einer Pauſe ängſtlicher Beklommenheit fort — „allein noch iſt es nicht ſo weit, ſich dem ganz hinzugeben — du warſt im vorigen Winter auch ſchon aufgegeben — und haſt dich doch wieder erholt — wir Alle — ſtehn — in der Hand — Gottes — die Gefahr aber iſt mir nah — ich will's nicht aufſchieben“ — hier wurde die Stimme ſo ſchwach, daß er der Gräfin ins Ohr flüſterte, aus deren Munde der Kronprinz die Worte vernahm: „nicht aufſchieben, dir meinen väterlichen Segen zu geben.“ Der Kronprinz kniete nieder und da der König zu ſchwach war, unterſtützte die Gräfin ſeinen Arm, um die Hand auf das Haupt des Sohnes zu legen. Er verſuchte es hierauf, Abſchied von der Königin zu nehmen; auch dieſe vernahm ſeine, in franzöſiſcher Sprache an ſie gerichteten, Worte nur durch den Mund der Lichtenau: „Mein Bedauern,“ ſagte er zu ſeiner Gemahlin, „Sie zuweilen gekränkt zu haben, Madame, thut mir aufrichtig leid, allein bewahren Sie ſich die feſte Verſicherung, daß ich keinen Augenblick meines Lebens aufgehört habe, eine ſo tugendhafte Gattin zu lieben und hochzuachten.“ Der König machte der peinlichen Lage, in welcher ſich die Seinen hier befanden, dadurch ein Ende, daß er ihnen ein Zeichen mit der Hand gab, ihn zu verlaſſen; auf ſeinen Wunſch gab die Gräfin ihnen das Geleit in das nächſte Gemach. Hier fiel die Königin, von Schmerz und angeborner Gutherzigkeit überwältigt, der Nebenbuhlerin um den Hals und dankte ihr für die treue Ausdauer bei der Pflege ihres ſterbenden Gemahls.

Der Kronprinz dagegen ſah ſie mit verachtenden Blicken an, welche ihr nichts Gutes verkündigten; allein die Gräfin war in der That ſo ſehr mit der Sorge um ihren kranken Freund beſchäftigt, daß ſie nur daran dachte, ihm die letzten Lebensſtunden zu erleichtern. Bei ihrem Wiedereintritt in das Krankenzimmer fragte ſie der König angelegentlichſt: was der Kronprinz zu ihr geſagt habe? „Keine Silbe,“ war die Antwort der Gräfin. „„Wie?““ fuhr mit allem Aufwand der letzten, ſchwachen Kräfte der König auf, „„mein Sohn hat Ihnen kein Wort des Dankes geſagt?““

Die ganze Nacht vom 15. zum 16. November brachte die Gräfin unter den größten Anstrengungen und Gemüthsbewegungen an dem Lehnsessel des, von den entsetzlichsten Qualen und gräßlichsten Phantasien geängsteten, Königs zu. Am frühen Morgen verließen sie, die selbst leidend war, die Kräfte und die Aerzte drangen in sie, sich auf ihr Zimmer zurückzuziehen, um sich zu erholen.

Sie that es, nachdem der Leibarzt Geheimrath Selle, den sie in einem Nebenzimmer aufsuchte, um ihm anzuzeigen, daß bei dem Kranken ein Blutsturz eingetreten sei, ihr das Versprechen gegeben, sie, sobald der entscheidende Moment eintreten sollte, sogleich zu rufen. Vergebens hatte sie nach dem Kämmerer und Schatzmeister Rietz in dieser qualvollen Nacht gefragt, Niemand hatte ihn im Palais gesehen. Jetzt kam er die Stufen heraufgekeucht und auf die Frage seiner Gebieterin, wo er sich herumtreibe? gab er zur Antwort, es lasse ihm keine Ruhe im Palais, er habe etwas Luft schöpfen müssen.

Am folgenden Morgen spielten einige Knaben des Militairwaisenhauses in dem nahen Gehölz und fanden in einer mit dürrem Laub bedeckten Grube eine Cassette mit Goldstücken, wie sich später ergab: zweitausend Stück Friedrichsd'or. Als dem Kämmerer davon Anzeige gemacht wurde, brach er in die größte Entrüstung über die Schelmen und Spitzbuben bei Hofe, denn andere könnten diesen Schatz nicht vergraben haben, aus; dabei aber kratzte er sich doch sehr hinter die Ohren und brummte beim Weggehen in den Bart: „Verflucht feine Spürnasen!"

Zu dem gefundenen Schatze meldete sich kein Eigenthümer und der Thronfolger machte später dem Waisenhause ein Geschenk damit.

Sobald die Gräfin, der es ebenfalls Bedürfniß war, im Garten etwas auf und ab zu gehen, sich nach ihrer Wohnung im Cavalierhause zurückgezogen hatte, nahm der General Bischoffswerder mit zwei Stabsofficieren Besitz von dem Vorzimmer des Königs, bei welchem sich jetzt nur noch Rietz, ein französischer Kammerdiener und drei Lakaien befanden. Bischoffswerder und Dr. Selle schickten der Gräfin alle Viertelstunden Nachricht von dem Befinden des Königs und ließen ihr, nachdem er bereits todt war, sagen, daß er in einen wohlthätigen Schlaf verfallen sei.

Gegen 9 Uhr am 16. November 1797 machte der Tod den Leiden des Königs ein Ende, er starb in einem Alter von 53 Jahren 2 Monaten.

Viertes Kapitel.

Bischoffswerder überbringt dem Kronprinzen die Nachricht von dem Tode des Königs. — Die Gräfin Lichtenau erhält Zimmerarrest. — Anklageacte wider dieselbe; — verliert durch einen Machtspruch des Königs ihr Vermögen und ihre Güter; — wird mit 4000 Thaler Pension nach der Festung Glogau verwiesen; — verheirathet sich mit Hrn. v. Holbein; — ihre Entschädigung auf Napoleons Befehl. — Der Hof Ludwigs XV.

aum, daß Friedrich Wilhelm II. die Augen geschlossen hatte, schickte der General Bischoffswerder einen der dienstthuenden Officiere des Marmorpalais an den Commandanten von Potsdam, ließ ihn im Vertrauen von dem Tode des Königs in Kenntniß setzen und ertheilte ihm den Befehl, auf der Stelle die Eingänge zu dem neuen Garten und dem Marmorpalais zu besetzen, zu dessen Commandanten er den Major v. Kleist, welcher sich bei ihm befand, ernannte. Er selbst warf sich auf sein Pferd und sprengte, von einigen Husaren gefolgt, im Galopp nach Berlin, um der Erste zu sein, welcher den Kronprinzen als König begrüßte. Dieser begnadigte ihn auf der Stelle mit dem Sterne des schwarzen Adlerordens. Kaum wußte der schlaue Höfling sich unter den Fittigen desselben geborgen, als er sich in bescheidene Sicherheit zurückzuziehen erklärte und den König ersuchte, seine Befehle durch den Minister Grafen Haugwitz nach Potsdam und dem neuen Garten zu senden.

Dieser erhielt sofort den Auftrag, sich nach Potsdam zu begeben, der Gräfin

Lichtenau den Zutritt zu dem königlichen Leichnam nicht zu gestatten und sie in ihrer Wohnung (im sogenannten Cavalierhause) bewacht zu halten. Nicht einer der vielen Freunde und hochgestellten Verehrer, die noch bis vor wenigen Tagen um einen gnädigen Blick, um ein günstiges Wort der allesvermögenden Gräfin gebuhlt hatten, gaben ihr jetzt ein Zeichen der Theilnahme; selbst die Leibärzte des Königs, Brown, Selle, Görke, um deren Besuch sie als schwer Erkrankte bitten ließ, kamen nicht und man schickte ihr einen Compagnie-Feldscheer als ärztlichen Beistand. Einer ihrer Vertrauten, der Graf St. Ygnon, königlicher Kammerherr, wurde unter militairischer Bedeckung nach der Hauptwache gebracht und bald darauf traten der Oberst v. Zastrow und der Major v. Kleist in ihr Zimmer und Ersterer kündigte ihr mit aller Höflichkeit an, daß er Befehl habe, sich aller, in ihren Schränken und Schreibtischen, sowohl in ihrer hiesigen, als auch in ihrer Berliner Wohnung befindlichen, Papiere zu versichern, weshalb er sich die Schlüssel dazu ausbitten müsse.

Noch strengeren Befehl kündigte am folgenden Tage ein Major der Garde ihr an; er forderte das von der Königin ihr geschenkte Portrait zurück; ihre alte Mutter, die sie bei sich hatte, und ihre Gesellschafterin Mlle. Chapuis, sowie die Tänzerin Schulzki wurden von ihr getrennt.

Sie wurde in einem abgesondert gelegenen Gartenhause in der Nähe des Marmorpalais in strenger Haft gehalten. Erst nach Verlauf von sechs Wochen wurde ihr gestattet, täglich zwei Stunden unter Aufsicht spazieren zu gehen. Ein förmlicher Proceß wurde nicht gegen sie eingeleitet, sondern die Untersuchung gegen sie einer außerordentlichen Commission übertragen, welche aus dem Minister v. Reck, dem Kammergerichts-Präsidenten v. Kircheisen, dem Cabinetsrath Beyme und dem Major v. Lützow bestand. Einen Rechtsbeistand hatte man der Gräfin nicht verstattet, doch verfuhr die Commission mit rücksichtsvoller Schonung und verlangte bei den Verhören auf die vorgelegten Fragen nicht auf der Stelle Antwort, sondern verstattete eine Frist bis zum nächsten Tage. Die vornehmsten Anklagepunkte waren folgende:

1) Die Staatsgeheimnisse verrathen zu haben.

Sie antwortete, daß sie dem Könige fortwährend eine treue Freundin gewesen sei und sich niemals in Staatsangelegenheiten gemischt habe. Sie berief sich hierbei auf Herrn v. Bischoffswerder, welcher ihr das Zeugniß ausstellte, daß sie nie einen Einfluß auf das Cabinet des Königs ausgeübt.

2) Die Geistesschwachheit des Königs gemißbraucht zu haben, indem sie die abergläubigen Geisterbeschwörungen der Illuminaten begünstigt habe.

Sie erklärte, daß sie ein ganzes Jahr lang die erklärte Feindin jenes geheimnißvollen Ordens und seiner Adepten gewesen sei, daß sie aber, da sie gesehen, wie ihr Unglaube dem Könige wehe thue und sogar seine Gesundheit gefährde, einen jeden Widerspruch aufgegeben habe. Sie habe sich gestellt, als ob sie daran glaube, daß die empfindsame und liebende Seele ihres erhabenen Freundes mit der des verstorbenen Grafen von der Mark, für welchen der zärtlichste der Väter die treueste Erinnerung bewahrt habe, in Rapport gesetzt werden könne.

3) In die königlichen Kassen Eingriffe gethan zu haben, zumal in die Baukasse.

Sie gab zu, daß der König für sie das Haus in Charlottenburg, wohin er sich gern zurückgezogen, und einen Schauspielsaal in Berlin, wo sie für seine Erheiterung gesorgt, gebaut habe. Da ihr der König nichts aus seiner Privat-Schatulle gegeben, auch kein baares Geld, so habe er zur Bestreitung ihres Haushaltes ihr Anweisungen auf die Baukasse ausgestellt, und wenn man die Rechnungen derselben nachsähe, so würde es sich ergeben, daß nicht jene Anweisungen es seien, durch welche die Baukasse erschöpft worden wäre.

4) Daß sie in Pyrmont sich Güter, welche zu den Staatsdomainen gehören, habe schenken lassen.

Sie antwortete, daß die Güter, welche sie von dem Könige zum Geschenk erhalten habe, zur Grafschaft Lichtenau gehörten, von der sie bis dahin nur den leeren Titel geführt hätte und daß sie glaube, dem Könige stehe das Recht zu, dem Titel die Güter hinzuzufügen.

5) Daß sie den schönen Krondiamant, der Solitair genannt, entwendet und dem sterbenden Könige zwei Brillantringe mit Gewalt von den Fingern gezogen.

Sie gab das Schubfach eines Schrankes in dem Zimmer des Königs an, in welchem man den Krondiamant finden werde. In Betreff der anderen Ringe sagte sie: „Der König trug zwei Ringe, davon der eine ein sogenannter Talisman war, mit einem Carneol mit eingegrabenen cabbalistischen Zeichen; der zweite Ring war ganz einfach und enthielt Haar des Grafen von der Mark.

Zehn oder zwölf Tage vor seinem Tode wollte der König diese beiden Ringe ablegen, um sich die Hände zu waschen; er konnte nicht damit zu Stande kommen und ich zog sie ihm ab. Da die Finger sehr angeschwollen waren, steckte ich sie ihm nicht wieder auf, um ihm nicht wehe zu thun; man wird beide Ringe in einem Necessaire des Königs finden."

6) Daß sie drei Tage vor dem Tode des Königs sein Portefeuille fortgebracht habe.

Sie erklärte, daß der Leibjäger Müller dies Portefeuille ganz offen vor allen Leuten durch den Garten getragen habe; dasselbe habe nichts anderes als ihre Briefe an den König enthalten.

7) Daß sie von dem sterbenden Könige seine Familie fern gehalten habe.

Sie führte zu ihrer Vertheidigung an, daß der König, so oft es ihm gefallen, seine Familie bei sich gesehen; sie selbst habe ihn veranlaßt, den Kronprinzen und seine Gemahlin nach Pyrmont kommen zu lassen, und am Tage vor seinem Tode habe sie auf seinen Wunsch, da er nicht mehr vernehmlich zu sprechen im Stande gewesen, seine Worte der Königin und dem Kronprinzen verdeutlicht.

Die Gräfin wurde fortwährend in engem Hausarrest in Potsdam gehalten und gewiß zu ihrer eigenen Sicherheit, denn die Bevölkerung Berlins war so aufgebracht gegen sie, daß sie daselbst der Gefahr grober Mißhandlungen ausgesetzt gewesen sein würde.

Nachdem sie drei Monate lang in banger Ungewißheit über ihr Schicksal zugebracht hatte, wurde ihr am 17. Februar 1798 durch eine, aus dem General Rüchel, Präsidenten v. Kircheisen, Cabinetsrath Beyme und Auditeur Pitschel bestehende, Commission eine königl. Cabinetsordre mitgetheilt, in welcher aus allerhöchster Machtvollkommenheit, ohne Verstattung eines Gerichtshofes oder einer Vertheidigung, Se. Maj. Friedrich Wilhelm III. bestimmte, daß der Gräfin Lichtenau die, von dem hochsel. Könige, seinem Vater, geschenkten Güter: Lichtenau, Breitenwerder und Roßwiese, ihre Häuser in Charlottenburg und Berlin und die bei ihr vorgefundenen 500,000 Thaler in holländischen Banknoten, als von dem hochsel. Könige gemachte Erpressungen, hiermit wieder abgenommen würden; ihr Mobiliar und ihr Schmuck sollte ihr zur Bezahlung ihrer Schulden wieder zurückgegeben werden.*)

*) Es hatte sich bei der gerichtlichen Abschätzung des Schmuckes ergeben, daß derselbe nicht,

Damit die Gräfin auch in Zukunft standesgemäß leben könne, wurde ihr eine Pension von 4000 Thaler jährlich bewilligt, unter der Bedingung, daß sie ihren Aufenthalt in der Festung Glogau nehme, dieselbe nicht ohne Genehmigung des Königs verlasse und sich in Schrift und Rede aller mißliebigen Aeußerungen gegen das königliche Haus und das gegen sie beobachtete Verfahren enthalten werde. Nachdem sie hierüber einen Revers ausgestellt, erhielt sie, zur Abwickelung ihrer Geschäfte, die Erlaubniß, drei Stunden während einer Nacht in Berlin zu verweilen, um ihre Mutter und ihre Schwester bei sich zu sehen und dann sich sogleich nach Glogau zu begeben. Diesen strengen Befehlen kam sie pünktlich nach. Später gestalteten sich ihre Verhältnisse günstiger. Nach Verlauf eines Jahres hatte die Gräfin sich mit ihren 4000 Thalern Pension in Glogau ganz gemüthlich eingerichtet. Sie bezog eine Wohnung für 400 Thaler, eine Summe, für die man in Glogau recht anständig wohnen kann. Nach und nach kamen die vergoldeten Meubel der Berliner Prachtzimmer, die eleganten Chaiselongs und Himmelbetten des Potsdamer Boudoirs wieder zum Vorschein, für Küche und Keller hatten sich noch einige angenehme Rückstände in den früheren Wohnungen vorgefunden, Koch und Kellermeister fanden sich wieder ein und bald war die ausgewählteste Herrengesellschaft wie in den früheren Tagen des Glanzes um sie versammelt. Hier drängte sich zu ihr ein herumziehender Comödiant und Guitarrenspieler — Fontano nannte er sich — heran und fand Gehör, nicht blos für Guitarre, sondern auch für seine Liebesbetheuerungen. Er entdeckte, daß er der Baron v. Holbein sei, warb um ihre Hand, der König Friedrich Wilhelm III. ertheilte durch eine Cabinetsordre seine Einwilligung. Sie erhielt die Erlaubniß, Glogau verlassen zu dürfen, zog zuerst nach Breslau, dann nach Wien, wo die Vermählung den 3. Mai 1802 (sie war 48, Holbein 28 Jahre alt) vollzogen wurde. Holbein gab sehr bald gegründete Ursache zur Scheidung. Sie zog nach Breslau zurück.

---

wie man behauptet hatte, eine Million Thaler an Werth betrage, sondern noch nicht 30,000 Thaler. Da nun die Schulden der Gräfin weit über 100,000 Thlr. betrugen, so hatte die Krone nicht Lust, sich mit Abwickelung dieser Angelegenheit zu beschäftigen. Aus Italien traf eine Schiffsladung von Kunstgegenständen ein, welche die gefälligen Freunde Hirt und Uhden in Rom und Neapel für sie besorgt hatten; die Rechnungen dafür betrugen 80,000 Thlr., und später sah sich der König genöthigt, diese Kunstschätze für seine Rechnung zu behalten. Durch Cabinetsordre vom 20. März 1804 machte der König der Gräfin bekannt, daß er es übernommen habe, die Ansprüche der Häuser Schickler in Berlin von 14,106 Thlr. und Micali in Livorno von 30,002 Thlr. zu befriedigen.

Den Einzug der Sieger nach der Schlacht von Jena in Berlin benutzte die Gräfin dazu, sich an die Großmuth Napoleons zu wenden und ihn zu bitten: zu befehlen, daß ihr die, durch königlichen Machtspruch entzogenen Güter und Gelder zurückerstattet würden. Gönner aus früherer Zeit und Parteigänger der Revolution (als solchen bezeichnet sie selbst Zerboni di Sposetti, preuß. Geheimrath) nahmen sich ihrer an und ihr wurde auf Napoleons Fürsprache 1809 eine Entschädigung von der Krone Preußen gewährt. Um dem Kaiser persönlich ihren Dank abzustatten, unternahm sie 1812 eine Reise nach Paris, wo sie in St. Cloud die Ehre hatte, JJ. MM. aufzuwarten. Mehr noch interessirte sie sich für Versailles, Trianon und die anderen Lustschlösser, in denen ihre hohen Vorbilder, eine Pompadour und du Barry, einst eine große Rolle gespielt hatten. Sie kehrte nach Preußen zurück, wo sie in den Tagen der Erhebung, auch ohne Mitglied des Tugendbundes zu sein, ihren Patriotismus bethätigte und 1820 starb.

Gehen wir nun auf die trübe Quelle zurück, aus welcher so unheilvolle Zustände ihren Ursprung nahmen, so werden wir vornehmlich auf den Einfluß, welchen Frankreich und insbesondere der Hof von Versailles auf die Sittenzustände Deutschlands und auf das deutsche Hofleben ausübte, zurückgeführt. Allerdings durfte sich Preußen in mancher Beziehung Glück wünschen, daß auf Friedrich I., der in Ludwig XIV. das nachahmungswürdigste Vorbild eines Königs verehrte, nicht ein Ludwig XV. folgte, welcher in schamloser Verhöhnung jeder Sitte und jedes Rechtes, mit seiner persönlichen Ehre zugleich die des Königthums Preis gab, sondern der sittenstrenge Friedrich Wilhelm I., der die hereinbrechende Verderbniß aufhielt, zum Theil durch seinen bürgerlichen Haushalt, zum Theil durch die Gewalt der Rohheit, die nur das für sich hatte, auf deutschem Grund und Boden gewachsen zu sein. Nachdem aber Friedrich II. die Dämme, welche deutsche Sitte und Anschauungsweise von Frankreich schieden, an vielen Stellen durchstochen und den weltumwälzenden Gedanken von Westen her die Schleusen geöffnet hatte, führte der Zustrom manchen unheilvollen Bodensatz über die deutsche Grenze herüber, welcher aufgerührt nach oben stieg und mehr den hohen als den niederen Schichten der Gesellschaft Verderben brachte.

„Wer die Monarchie entkräftigen wollte," sagt der schon oben genannte Geschichtschreiber der französischen Revolution, „der bedurfte eines entnervten Monarchen. So eröffnete sich die lange Reihe der Ausschweifungen, welche die

letzten Tage der alten Monarchie in Frankreich charakterisiren. Ludwig XV. wünschte nichts sehnlicher, als von der Unbequemlichkeit des Wollens befreit zu werden. Dieses Temperament des Königs machte sich Frau v. Pompadour vortrefflich zu Nutze, aber das Bedürfniß, ihre Herrschaft zu erhalten, legte ihr eine schwere Aufgabe auf, welche darin bestand: den König zu amüsiren. Denn Ludwig XV. war innerlich ganz ausgehöhlt und wurde von der drückendsten Langeweile gequält. Da ihm der Glanz der Feste und seine eigene Größe widerwärtig waren, so suchte er für seine abgespannten Sinne in der Einsamkeit den Reiz, welcher Tiberius bewogen hatte, eine allen Blicken verborgene Insel zu seinem Lieblingsaufenthalte zu wählen. Aber in der Einsamkeit drückte ihn der Müßiggang, welchen ihn die Wollust übrig ließ. Er liebte das Leben und war desselben überdrüssig; seine Favorite machte es sich zum Studium, ihm leben zu helfen und weil ihr dies zur Hälfte gelang, war ihre Macht ohne Grenzen. Sie stürzte Ministerien und bildete neue. Der Herzog von Choiseul würde, so groß auch seine Gewandtheit und seine Kühnheit waren, nie das höchste Ziel erreicht haben, wenn ihn nicht die Favorite unterstützt hätte. Vergeblich zürnten die Edelleute, in denen sich der Stolz des alten Adels erhalten hatte, daß eben dieser Adel sich einer neugebacknen Marquise, der Nichte eines königlichen Kammerdieners und der Tochter eines Commis von schlechtem Rufe, zu Füßen legen mußte. In jenen Edelleuten hatte sich nur der Stolz ohne die Ehre erhalten; das Idol, welches sie im Stillen schmähten, beteten sie öffentlich um die Wette an. An ihrer Toilette empfing die Maitresse die vornehmen Herren, Generale, Prälaten, Prinzen von Geblüt, und keiner durfte sich in ihrer Gegenwart setzen. Es beliebte ihr, Palastdame der Königin Marie Leszinska zu werden und dieser Skandal fand wirklich statt. Sie zu beleidigen war ein Majestätsverbrechen. Indessen hatte Frau v. Pompadour auch werthvolle Eigenschaften. Sie liebte die Künste und beschäftigte die Künstler, sie suchte die Verzeihung der Nachwelt durch den Schutz, den sie der Philosophie oft bewilligte, zu erlangen. Es war aber ihr Schicksal, der Welt durch ein merkwürdiges Beispiel zu zeigen, zu welchen schmachvollen Nothwendigkeiten die Erhaltung der absoluten Gewalt führt und welche Abscheulichkeiten sie anräth.

„Wenn man sich dem Ruhme der Fürsten opfert, so setzt man sich der Gefahr aus, sie zu verletzen; wenn man sich ihren Lastern opfert, so hat man die gewisse Aussicht, sie zu beherrschen. Das sah die Marquise ein und sie be-

schloß, durch schmutzige Dienste das Unrecht einer verblühten Schönheit und einer sich gegen den Liebesgenuß auflehnenden Gesundheit wieder gut zu machen. Indem sie unter einer poetischen Selbstaufopferung die Gemeinheit ihrer Berechnungen verbarg, gab sie sich das Ansehen, als ob sie sich durch leidenschaftliche Uneigennützigkeit über die Eifersucht erhöbe. „„Nur dies,““ sagte sie zum Könige, indem sie ihm die Hand aufs Herz legte, „„nur dies ist es, was ich will.““

„Was solche Ausschweifungen kosten mußten, läßt sich leicht denken. Die Verschwendungen im Hirschpark beliefen sich nach der Angabe gemäßigter Schriftsteller auf hundert Millionen. Welchen Maßstab soll man übrigens an diesen Skandal legen? Die Ausschweifungen Ludwigs XV., die nur zu bekannt waren, verbreiteten und beförderten die Sittenverderbniß des Volkes. Der König von Frankreich empfing Briefe, wie sie berühmte Schauspieler in den Epochen großer Sittenverderbniß empfingen: die Prostitution kam ihm entgegen. Anfänglich war man empört, später gewöhnte man sich daran und am Ende war man nur noch unruhig. Gerüchte, die aus einem anderen Zeitalter herrühren, verbreiteten sich im Volke. Man erzählte, daß Ludwig XV. als letztes Mittel, um sein Leben wieder anzufachen, Bäder von warmem Menschenblut verordnet seien. So zeigte sich im Innern das Königthum Ludwigs XV. und nach Außen hin war seine Rolle nicht weniger schmachvoll.“

Fünftes Kapitel.

Friedrichs II. Regierung im Greiſenalter. — Ein Urtheil des neunundzwanzigjährigen Goethe. — Altersſchwäche des Abſolutismus. — Das Volk begrüßt Friedrich Wilhelm II. als den Vielgeliebten. — Erwähnung der Landſtände. — Der Jeſuitenorden wird aufgehoben. — Der Miniſter v. Wöllner veranlaßt das Glaubensedict. — Die Herausgabe der Werke Friedrichs II., das Cenſuredict, die geiſtliche Examinations-Commiſſion. — Eine Entſcheidung des Kammergerichts gegen den Miniſter wird durch eine Cabinetsordre beſeitigt. — Der Prediger mit dem Zopfe.

Als einen Vorzug der abſoluten Monarchie pflegen die Vertheidiger dieſer Regierungsform beſonders dies hervorzuheben: daß durch die geſicherte Erbfolge ſich vom Vater auf den Sohn zugleich mit der Krone auch das Syſtem der Regierung vererbe, wodurch für die Erhaltung und ſtetige Fortbildung des Staates geſorgt werde. Dem können wir entgegnen, daß nach einer anderen Anſicht, deren Gewicht wir nicht gering anſchlagen wollen, es „eine Erbweisheit der Nationen giebt“, ein unveräußerlicher Schatz, ſicherer verwahrt als die Kronjuwelen in den königlichen Schatzkammern. Hiervon abgeſehen können wir, was unſer Königshaus betrifft, eine Ueberlieferung der Regierungsmaximen in directer Erbfolge keineswegs behaupten, vielmehr würde es nicht ſchwer halten, nachzuweiſen, daß auf dem preußiſchen Throne der Nachfolger ſich immer im entſchiedenen Widerſpruche mit den Grundſätzen ſeines Vorgängers befand und daß gerade dies das Fortſchreiten des preußiſchen Staates zu immer freierer Entwickelung weſentlich gefördert hat.

Die Kraft einer Persönlichkeit — und wäre sie ein Aristoteles, ein Goethe oder Thorwaldsen — erschöpft sich mit dem Alter und je mehr die Genialität in der Jugend und dem Mannesalter hervortrat, desto bemerkbarer werden die Schwachheiten des Greises. Diesen Tribut der Hinfälligkeit hatte auch Friedrich II. seinem hohen Alter zu entrichten; während er sich auf die wolkenfreie Höhe seines Olymps auf Sanssouci zurückzog, wo er nur Dichter und Philosophen — denn auch die Staats- und Kriegsmänner, welche er hier um sich versammelte, mußten sich als solche erweisen können, bei sich sah — glaubte er den Staat als wohleingerichtete Maschine, nicht als freien, geistigen Organismus, an den Fäden der Alleinherrschaft sein Stück abspielen lassen zu können. „Es ist ein schön Gefühl," schreibt der neunundzwanzigjährige Goethe aus Berlin den 17. Mai 1778, „an der Quelle des Krieges zu sitzen in dem Augenblicke, da sie überzusprudeln droht. Und die Pracht der Königsstadt und Leben und Ordnung und Ueberfluß, das nichts wäre ohne die tausend und tausend Menschen, bereit für sie geopfert zu werden. Menschen, Pferde, Wagen, Geschütz, Zurüstungen, es wimmelt von Allem. Wenn ich nur gut erzählen könnte von dem großen Uhrwerk, das sich vor Einem treibt; von der Bewegung der Puppen kann man auf die verborgenen Räder, besonders auf die große, alte Walze, F. R. gezeichnet, mit tausend Stiften schließen, die diese Melodien eine nach der anderen hervorbringt. — So viel kann ich sagen: je größer die Welt, desto garstiger die Farce und ich schwöre: keine Zote und keine Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft, als hier das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander." *) Als nun aber, je näher seiner Auflösung, der Donnergott auf Sanssouci die müden Hände oft sinken ließ, so daß die Maschine still stand, dann wieder aus dem Schlaf erwachend, die Fäden allzu streng anzog, da vernahm man, anstatt der harmonischen Weisen, die man sonst gehört, eine Mißstimmung, die sich durch das ganze Land, durch alle Schichten der Bevölkerung verbreitete. Der Verfasser der vertrauten Briefe, welcher einige Monate vor dem Tode Friedrichs als Halle'scher Student nach Potsdam und Berlin reiste, von glühender Begeisterung für den großen König erfüllt, war nicht wenig entrüstet über das gemeine Schimpfen auf sein Ideal eines Herrschers, welches er aus Aller Munde vernahm. „Von Potsdam,"

*) Goethe's Briefe an Frau v. Stein in den Jahren 1776—96. Weimar 1848.

ſchreibt er ſeinem Freunde, „fuhr ein Officiant, der ehemals in der Garde gedient hatte, mit in dem Poſtwagen. Er ſchimpfte auf Friedrich. Denke dir, wenn der Kerl nicht ſechs Fuß gemeſſen und mir durch ſeine Größe imponirt hätte, ich glaube, ich hätte ihn erwürgen können. „„Gott ſei Dank!““ ſagte er, „„daß der alte Filz bald abdrücken wird, er hat uns zuletzt noch recht cujonirt; bei der letzten Revue war er doch gar des Teufels. Der Krückſtock flog ihm man ſo in der Hand und alle Augenblicke hieß er bald den einen, bald den andern Stabsofficier ſich in Dreiteufels Namen hinter die Front ſcheeren.““ — „Warum war er aber ſo übel gelaunt, da er doch ſonſt ſo gütig war?“ fragte ich. — „„Den Teufel war er gütig, junger Herr, da wiſſen Sie nichts davon. Gütig iſt er in ſeinem Leben nicht geweſen, der Teufel war ſtets in ihm. Ich will Ihnen ſagen, junger Herr, der alte Schnupftabacksfabrikant und Kaffeeriecher ſieht die Menſchen ſo vor Beeſter an und uns Officianten vor Spitzbuben. Ja, wenn Sie von gütig ſprechen wollen, da iſt der neue Herr, der, will's Gott, bald dran kommen wird, der iſt gütig! Der nennt Alles „Sie“, grüßt alle Menſchen, achtet kein Geld, liebt das Vergnügen und hat den Grundſatz: man muß leben und leben laſſen. Herr, bei dem wird's ein Leben geben; das Geld, was der Alte zuſammengeſcharrt hat, wird wie in Waſſerbächen aus dem Schatze ſtrömen. Was werden die Frauensleute da für eine Zeit haben? Und Wein, ja Herr Studio, wie Waſſer wollen wir ihn hintergießen, denn, wiſſen Sie, ich bin in der königlichen Hofkellerei angeſtellt.““ Er lud mich ein, ihn dort — wenn es erſt ſo weit ſein ſollte — Portal Nr. 4, Eingang links an der Plumpe aufzuſuchen.“

Die Einführung der franzöſiſchen Regie, die Anſtellung franzöſiſcher Generalpächter und Steueraufſeher, der Alleinhandel mit gebranntem Kaffee, Schnupf- und Rauchtaback hatten eine allgemeine Erbitterung gegen den ſonſt ſo hoch gefeierten und verehrten großen König hervorgerufen und ſo fiel es ſeinem Nachfolger nicht ſchwer, durch Zurücknahme jener ſtrengen Verbote ſich bald zum Liebling des Volks zu machen; die Bürger konnten nach Belieben rauchen und ſchnupfen, ihre Frauen Kaffee trinken, ſo viel ſie mochten und Alles wohlfeiler als ſonſt, mehr bedurfte es nicht, um den Sieger bei Roßbach und Leuthen, den Schöpfer des preußiſchen Staats bei den getreuen und neubeglückten Unterthanen vergeſſen zu machen, zumal in der Haupt- und Reſidenzſtadt, wo man den Druck in der Nähe am härteſten empfunden.

Sofort nach dem Tode Friedrichs wurde der Geheimrath Delaunay, ein Franzose, welchen der König zur Einrichtung der Regie nach Berlin berufen hatte, zu strenger Rechenschaft über seine Verwaltung gezogen und schon am 6. Januar 1787 erschien ein königlicher Befehl, demzufolge vom 1. Juni d. J. „einem Jeden frei stehen sollte: Taback zu bauen, zu bereiten und zu verkaufen." Eben so sollte das Brennen des Kaffees und der Handel damit freigegeben werden; die Erhebung einer mäßigen Abgabe behielt sich der König vor. Nur scheinbar war diese königliche Milde; die Ausgaben steigerten sich, der Ausfall der Einnahmen mußte dadurch gedeckt werden, daß andere Lasten vermehrt wurden.

Da man von dem jungen Könige wußte, daß er sich der Staatsgeschäfte nicht mit besonderem Eifer annehmen werde, war man sehr darüber erfreut, daß er die auswärtigen Angelegenheiten dem zum Grafen erhobenen Herzberg, die des Heeres dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig, den er zum Feldmarschall ernannte, und dem General v. Möllendorf, die der Kirchen und Schulen dem Minister v. Zedlitz anvertraute, Männern, welche sich unter Friedrich die allgemeinste Achtung erworben hatten. Auch die Minister Graf Schulenburg-Kehnert, Graf Hoym, Struensee — früher Professor —, v. Reck griffen mit rühmlicher Thätigkeit in die Verwaltung der Finanzen und der Justiz ein. Selbst der, unter den drei vorhergehenden Königen zu gänzlicher Unbedeutendheit herabgekommenen Landstände wurde — wenn auch nur beiläufig — wieder gedacht und von dem Könige befohlen, ihnen den Entwurf des neuen Gesetzbuches, dessen Abfassung unter Friedrich begonnen worden war, vorzulegen und ihr Gutachten darüber einzuholen.

Auf dem Wege freisinnigen Fortschrittes schien Friedrich Wilhelm II. seinen Vorgänger sogar noch überholen zu wollen, indem er durch einen Befehl vom 9. October 1787 den Orden der Jesuiten, welcher in Schlesien unter Friedrich Aufnahme gefunden hatte, aufhob und die liegenden Gründe und Gebäude desselben zum Besten der katholischen Schulen und der Universitäten zu Halle und Frankfurt einzog. Solch freisinniges Auftreten des jungen Königs erweckte frohe Hoffnungen, allein die Freude war nur von kurzer Dauer. Jener bereits erwähnte Orden der Rosenkreuzer, welcher sich schon bei Lebzeiten Friedrichs gegen die Befreiung des Volksgeistes durch Wissenschaft und Vernunft-Religion verschworen hatte, war nur auf kurze Zeit zurückgetreten. Es darf uns nicht in allzu großes Erstaunen setzen, daß unter den Augen Friedrichs des

Großen und der durch ihn beschützten Philosophie und Aufklärung ein so wüster Aberglaube in Berlin und Potsdam sich Geltung verschaffen, später sogar zur Macht gelangen konnte. Der große König und seine Hofphilosophen, namentlich Voltaire, sahen ihre Weisheit für ein Privilegium der vornehmen Welt an. „Ich empfehle Ihnen" — schreibt Friedrich an Diderot — „den Aberglauben; man muß ihn bei anständigen Leuten zerstören und ihn der Canaille überlassen." Und an d'Alembert: „Die Vernunft wird bei den anständigen Leuten siegen, der Pöbel ist nicht für sie geschaffen." Eben so bekannte sich Friedrich II. laut genug zu dem Grundsatze: daß in seinem Staate ein Jeder nach seiner Façon selig werden könne, allein er rief die Jesuiten nach Schlesien und ließ die Rosenkreuzer in Berlin gewähren; die religiöse Bildung und Erziehung des Volkes gab er ihnen preis, wenn sie nur für gehorsame Unterthanen und unbedingte Unterwerfung unter den allerhöchsten Willen sorgten. Deshalb finden wir zu jener Zeit in Paris, wenn auch nicht dieselben, doch ganz ähnliche Erscheinungen des Fanatismus, des Betruges und des Aberglaubens. Wir erinnern hier nur im Vorübergehen an das Auftreten der Convulsionaire in Paris. Zu dem Grabe eines durch frommen Lebenswandel ausgezeichneten Diaconus Pâris, welcher der Kirche der Jansenisten angehörte, wallfahrteten seine Beichtkinder und ein junges Mädchen wurde, während sie hier im Gebet kniete, von Verzuckungen und Krämpfen befallen. Die Priesterschaft suchte diese zufällige Krankheit der abergläubischen Menge als ein Wunder darzustellen, und es gelang ihr. Die Ansteckung verbreitete sich allmälig, ergriff die kranken oder schwachen Köpfe, bemächtigte sich der enthusiastischen Gemüther und lockte die Betrüger an. Ein förmlicher Rausch trat ein. Auf den Kirchhöfen fielen gräßliche und wollüstige Auftritte vor. Frauen erschienen in aufgelöstem, leichtfertigem Gewande, um auf jenem Grabe zu wehklagen und zu prophezeihen. Man hörte nichts als geheimnißvolle und symbolische Unterredungen, ekstatische Entzückungen, Anrufungen des göttlichen Geistes. Die Einen ließen sich bei den Beinen mit Stricken in die Höhe ziehen, schüttelten die Köpfe, von denen das Haar leise herabfiel, und gingen von der Wuth zu einer unbeweglichen Traurigkeit über. Andere riefen mit klagender und girrender Stimme „den Helfer" (secouriste), baten, man möge ihnen auf den Leib treten, nahmen schamlose Stellungen an, stießen melancholische Prophezeihungen aus oder sangen unbekannte Melodien. Vergebens wurde der Kirchhof von St. Medard auf obrigkeitlichen

Befehl geschlossen; dies hatte nur die Folge, daß die Zahl der Convulsionaire zunahm. Sie nahmen Erde von dem Grabe des heiligen Pâris mit sich fort und zogen damit in die entfernteren Stadtviertel. Von ihren Versammlungen wußte man Wunderdinge zu erzählen, und die Verrücktheit steigerte sich so weit, daß sich die Dulder in freiwilliger Aufopferung an das Kreuz schlagen, Hände und Füße mit Nägeln durchbohren, einen Lanzenstich in die Seite geben und nach Sonnenuntergang in das Grabgewölbe legen ließen, von wo sie am dritten Tage frisch und gesund auferstanden. — „Wie Viele aber" — bemerkt der geistreiche Verfasser der Geschichte der französischen Revolution*) — „waren darunter, für welche das Schauen in die Zukunft nur eine Erwerbsquelle und ein Mittel war, um sich in der Gegenwart vor Armuth zu schützen. Und gleichwohl geschah es, daß sich Männer, welche das Studium gereift, daß sich achtbare Personen, namhafte Schriftsteller, Magistratspersonen durch Schauspiele rühren ließen, deren Unanständigkeit eine biblische Farbe trug und zur Frömmelei hinneigende Gemüther bald an Noahs Schlaf, bald an Davids scheinbaren Wahnsinn, oder noch mehr an die Nacktheit des im Staube sich wälzenden Saul erinnerte."

Nach Friedrichs II. Tode war die Arbeit der Rosenkreuzer in Preußen zunächst darauf gerichtet, das Andenken an den großen König in den Herzen des Volkes zu vernichten und dem Nachfolger die allgemeinste Verehrung zuzuwenden. Das Erstere erreichte man durch Schmähungen auf den geizigen Tyrannen und frechen Religionsspötter, als welchen sie Friedrich in Schrift und Wort darstellten; das Zweite durch Aufhebung drückender Auflagen, zu welcher sie den jungen König veranlaßten. Sobald der Orden dies im Stillen bewirkt hatte, trat er wieder in den Vordergrund und bemächtigte sich der Gewalt. Unter dem Vorgeben, die Heiligkeit des Thrones und der Kirche zu schützen, schlossen Minister, Generale, Hofbediente und Priester einen Bund, der, unter der alleingebietenden Macht der Krone, sich zur Unterdrückung der von Friedrich dem Großen hervorgerufenen „Aufklärung" in Staat und Kirche verschwor. Diese Aufklärung, welche dem Volke das Recht zusprach, von den Ministern Rechenschaft über die Verwendung seines Gutes und Blutes zu fordern, welche keine Privilegien und bevorzugten Stände, keine angebornen Vorrechte anerkannte,

*) Louis Blanc.

über die Eitelkeit verliehener Adelsdiplome, Ehrentitel, Ordensbänder und Kammerherrnschlüssel lächelte, in Sachen des Glaubens die Wissenschaft und Vernunft als höchste Richterinnen, das Zeugniß des eignen Geistes und das befreite Gewissen als unangreifbare Bollwerke der Religion in Schutz nahm, diese Aufklärung, welche als Wahlspruch die Worte des Dichters wählte:

„Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!"

sollte und mußte um jeden Preis unterdrückt und ausgelöscht werden. Der General v. Bischoffswerder und der zum Minister der Kirchen- und Schulangelegenheiten ernannte v. Wöllner hatten hierzu schon in ihren untergeordneten Verhältnissen während der Regierung Friedrichs II. im Geheimen die nöthigen Vorbereitungen getroffen; jetzt traten sie, der Zustimmung ihres Zöglings, Friedrich Wilhelms II., gewiß, ohne Rückhalt mit ihren Maßnahmen hervor. Zunächst wurde dem freisinnigen Minister v. Zedlitz die Verwaltung der Kirchen- und Schulangelegenheiten abgenommen und ihm die Rechtssachen von Pommern, Lingen, Mörs und Geldern übertragen. Der neuernannte Minister der Kirchenangelegenheiten v. Wöllner bezeichnete den Antritt seines Amtes durch ein Glaubens-Edict vom 9. Julius 1788, einen ministeriell-pfäffischen Bannstrahl, der zwar viel des Lärmens machte, zuletzt aber doch unschädlich in den Lüften verpuffte. „Man habe schmerzlich bemerkt," so hebt der Befehl an, „wie seit Jahren die Geistlichen und die Lehrer des Lutherischen und Calvinischen Bekenntnisses die Grundwahrheiten der Schrift untergruben und, unverschämt den ehrwürdigen Namen der Aufklärung deutelnd, Irrthümer ohne Zahl und längst dafür erkannte, ausstreuten. Der König wolle innere Ueberzeugung nicht zwingen, ja selbst bekannte Neuerer aus ihrem Amte nicht treiben, aber Jeder solle von nun an, dem hergebrachten und festgesetzten Kirchenglauben getreu, lehren, oder im Fall der Uebertretung mit Entsetzung vom Amte, oder noch härter gestraft werden." Mit Berufung auf Mose, die Propheten und die königliche Polizeiordnung wurde die Heilighaltung der Sonn- und Festtage eingeschärft und nachdrücklich befohlen, daß der geistliche Stand von Niemand verachtet und geringschätzt oder gar verspottet werden sollte. Und ein solcher Befehl ging von einem Manne aus, welcher sein Amt als Seelsorger und Prediger einer Dorfgemeinde um des schnöden Mammons Willen aufgegeben, seine Schülerin — ungewiß ob Verführer oder Verführter — die

37te Lieferung.

Von Elba nach St. Helena.

Von

Dr. Fr. Förſter.

Einleitende Geſchichte der Jahre 1786—1814.

Preis der Lieferung 5 Sgr. (18 Kr. Rh.)

Berlin.
Guſtav Hempel.

1866.

reiche Erbin des Gutsherrn geheirathet und sich ganz dem Dienste der Weltlust geweiht hatte. Derselbe Wöllner, welcher strenge Befehle gegen die Verspottung der Geistlichen erließ, hatte sich zu derselben Zeit von dem Könige die Erlaubniß zu erschleichen gewußt: Die Handschriften der nachgelassenen Werke Friedrichs II. drucken zu lassen, wofür er von der Deckerschen Geh. Oberhofbuchdruckerei eine sehr namhafte Summe ausgezahlt erhielt, unbekümmert um die Verspottung, welcher darin nicht nur die Diener der Religion, sondern diese selbst preisgegeben wird.

Bald aber wurde Wöllner gewahr, daß seine Gebote in Glaubenssachen machtlos waren; er mußte nun auch „Verbote" zu Hülfe rufen und von allen Gewaltmitteln, welche die römische Inquisition gegen freie Geistesregung mit gutem Erfolge, wirksamer noch als Scheiterhaufen, in Anwendung gebracht hatte, empfahl sich ihm die Censur als das bewährteste Gedankengift. Durch ein königliches Edict vom 19. December 1788 wurden wegen der überhandnehmenden schädlichen Schreibefreiheit alle im Inland erscheinenden Schriften, bevor sie dem Druck übergeben werden durften, einer vorgängigen Censur unterworfen. Zur Ausübung dieses, die Flügel der zarten Psyche mit roher Hand beschneidenden, Scharfrichteramtes wurden Censoren ernannt, in deren Ermessen es gestellt wurde, nach Belieben dasjenige durchzustreichen, wovon sie meinten, daß es mit den Ansichten des Ministeriums Wöllner und seiner Collegen sich nicht vertrage.*)

Als Beweggrund zu diesem, von dem Minister v. Carmer gegengezeichneten, Edicte (vom 19. December 1788) wird angegeben: „daß die Erfahrung gelehrt habe, was für schädliche Folgen eine gänzliche Ungebundenheit der Presse hervorbringe und wie häufig dieselbe von unbesonnenen oder gar boshaften Schriftstellern zur Verbreitung gemeinschädlicher, praktischer Irrthümer über die wichtigen Angelegenheiten der Menschen, zum Verderbniß der Sitten, zum hämischen

*) Wöllner hatte zu einem der Censoren den Consistorialrath Cosmar ernannt. Zu ...nem nicht geringen Erstaunen las der Minister am Schluß einer soeben in Berlin unter ...m Titel: „Allgemeine Zustände" erschienenen Flugschrift die Worte: „Wehe dem Lande, ...ssen Minister Esel sind!" In höchster Entrüstung ließ er den Censor zu sich bescheiden, las ihm diese Stelle vor und rief voll Zornes aus: „Herr Consistorialrath! Hab' ich Sie deshalb zum Censor ernannt, daß Sie dergleichen zum Druck verstatten?" — „„Befehlen Excellenz vielleicht"" — erwiderte Cosmar — „„daß ich anstatt „Wehe!" drucken lassen ...lle: „Wohl dem Lande!" u. s. w.""" Der Minister entließ ihn und schwieg.

Spott und boshaften Tadel öffentlicher Anstalten und Verfügungen u. s. w., besonders in den sogenannten Volksschriften bisher gemißbraucht worden." Es fehlte nicht an Stimmen, welche sich mit Einsicht und Muth gegen die Einführung der Censur erklärten. In der allgemeinen deutschen Bibliothek, welche Nicolai von Berlin bereits nach Kiel (in den dänischen Staaten war Preßfreiheit) übergesiedelt hatte, erschien eine Beurtheilung jenes Edicts (Bd. 115, S. 124), in welcher es heißt: „Wenn erwiesen werden kann, daß die Preßfreiheit ohne Einschränkung ein großes, unersetzliches Gut ist, daß ihre Einschränkung durch Censur theils viel Gutes, was die Preßfreiheit wirkt, hinwegnimmt, theils jenen Uebeln allerdings nicht steuern kann, ja gar neue vielfältige Uebel erzeugt, so wird folgen, daß das, aus dem Mißbrauche der Preßfreiheit entspringende Böse lieber erduldet, als mit ihrer Einschränkung so viel Gutes verloren gegeben werde."

Uns bleibt hierüber das unvergeßlich, was vor einiger Zeit im englischen Parlamente von dem berühmten Fox mit eben so vieler Wahrheit als Stärke gesagt wurde: „Durch alle Kunst der Pressen können die Wohlthaten nicht beschrieben werden, welche die Menschen der Preßfreiheit schuldig sind; alle Fesseln, die man ihr anlegte, raubten dem Lande blos das Wohlthätige der Presse, den Mißbrauch aber waren sie nicht im Stande zu vernichten." Für die Gewerbsgenossen nahm der Buchdrucker Joh. Fr. Unger in Berlin das Wort in einer Flugschrift: „Einige Gedanken über das Censur-Edict," worin er die Nachtheile, welche die Beschränkung der Preßfreiheit auf das Gewerbe ausübt, bündig darlegt. Allein der Zwang nahm mit jedem Jahre zu, besonders seitdem man durch diese Geistersperre das Eindringen und Verbreiten politischer Aufklärung abzuhalten gedachte. Länger als ein halbes Jahrhundert noch mußte seit jener Zeit für die Preßfreiheit gekämpft und gelitten werden, bis endlich im Märzdonnerwetter 1848 diese Schmach für immer getilgt wurde.

Mehr aber noch als der Schutz des alten Kirchengebäudes lag den Machthabern an der Bewahrung des alten Staatsgebäudes vor dem Eindringen der gefährlichen Geisteswitterung, welche seit dem Beginn der amerikanischen Freiheitskriege, der Errichtung einer Republik jenseit des Meeres und seit der Revolution jenseit des Rheines in unaufhaltsamen Strömungen sich über Deutschland ergoß und in Preußen einen durch Friedrich II. bearbeiteten Boden vorfand. Der Einfluß derer, welche noch in dem Geiste des großen

Königs dachten und handelten, wurde von der Person Friedrich Wilhelms fern gehalten und sie selbst aus dem Staatsdienst entlassen. Den Prinzen Heinrich empfing der König nicht mehr und die Minister Zedlitz und Hertzberg wurden in den Ruhestand versetzt; dem Letzteren wurde als unschuldige Nebenbeschäftigung die Aufsicht über die beiden bedeutungslosesten Institute, welche es damals in dem preußischen Staate gab: über die Akademie der Wissenschaften und über den Seidenbau belassen. Der eigentliche Grund des Sturzes Hertzbergs war jedoch kein anderer, als daß Bischoffswerder die Macht und Zukunft Preußens an Oestreich verkauft und verrathen hatte.

In Wien hatte Kaunitz sofort nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms II. auf die Entfernung Hertzbergs gedrungen, und der Kaiser Leopold erklärte Bischoffswerder, welchen ihm der König nach Italien nachgesendet, daß keine innige Verbindung und kein heilbringendes Einverständniß zwischen dem Wiener und Berliner Cabinet zu hoffen sei, so lange Hertzberg an den Geschäften Theil nehme.*) Von diesen auswärtigen Angelegenheiten wird später die Rede ausführlicher sein; wir verfolgen zunächst den Minister Wöllner auf seinen Verfinsterungswegen. Weder sein Glaubensbefehl, noch sein Censur-Edict hatten den gehofften Erfolg. Noch stand als höchste Behörde für Kirchen- und Schulangelegenheiten das Ober-Consistorium in Berlin, in welcher drei, durch Freisinnigkeit, Gelehrsamkeit und Charakterfestigkeit ausgezeichnete, Männer: Teller, Zöllner und Gedicke, entschlossen, das Recht der freien Untersuchung in Glaubenssachen als theuerste Errungenschaft der Reformation, in Preußen gesichert durch Friedrichs des Großen Wort und Schwert, zu wahren, dem Bunde der Finsterlinge mit Muth entgegentraten.

Wie diese Männer in amtlicher Wirksamkeit, so trat die, von dem Buchhändler Nicolai herausgegebene, allgemeine deutsche Bibliothek, eine vielverbreitete, kritisirende Zeitschrift, als vielgeschwätzige und dabei unermüdliche Vertheidigerin der Aufklärung gegen Wöllner und seine Genossenschaft mit wissenschaftlicher Widerlegung und satyrischem Humor auf. Dem Volkswitze und bitterster Verspottung gab Professor Bahrdt in Halle in einem Lustspiele das Wöllnersche Religions-Edict preis. Da Censur, Cabinetsordre und Kerker vergeblich zur Dämpfung des Unglaubens angestrengt wurden, versuchten die

*) Mémoires d'un homme d'état. T. I. p. 111.

Glaubensritter jetzt ein anderes Mittel, um das Uebel an der Wurzel anzugreifen. Das Ober-Conſiſtorium ließ man zwar dem Namen nach beſtehen, wagte es auch nicht, die obengenannten würdigen Männer daraus zu entfernen, allein man beſchränkte die Befugniſſe und den Wirkungskreis derſelben dadurch, daß eine neue geiſtliche Examinations-Commiſſion eingeſetzt und mit einer Inſtruction verſehen wurde, welche an die kraſſeſten Zeiten römiſcher Inquiſition erinnert. Zuvörderſt aber mußten feile und niedrig denkende Seelen gefunden werden, welche zu ſo ſchmachvollem Dienſte als eifrige und blinde Werkzeuge ſich hinzugeben bereit waren; es hielt nicht ſchwer, anzuwerben.

Der erſte war Hermann Daniel Hermes, Prediger zu Breslau, gebürtig aus Petznick in Pommern.*) Er hatte ſchon während der Regierungsjahre Friedrichs Strafpredigten wider die Sünde der Aufklärung gehalten, aus der Schrift den Untergang des neuen Sodom und Gomorrha (Potsdam und Berlin) prophezeit und die Wiederkehr des Reiches Gottes als nahe bevorſtehend (mit Friedrichs II. Tode) angekündigt. Noch unverſchämter als er ſpielte ſein Schwiegerſohn Heinrich Sigismund Oswald, Kaufmann in Breslau, den Geiſterſeher. Er rühmte ſich, daß ihm der Heiland auf einſamen Spaziergängen begegne, ihn erleuchte, ſo daß er die Zukunft ſchauen und in die Ferne zu wirken im Stande ſei.**) Eine nervenkranke Schlafrednerin war ſeine Sibylle, deren Weiſſagungen er verkündigte. Biſchoffswerder hatte die perſönliche Bekanntſchaft dieſer beiden Männer gemacht, die er als ſehr taugliche dienende Brüder in den Orden der Roſenkreuzer aufnahm; Beide folgten (1790) einer Berufung nach Potsdam, Hermes als Prediger, Oswald als Vorleſer des Königs mit dem Titel „Geheimer Rath", ein Hauptgehülfe bei den Geiſtererſcheinungen. Um das Collegium, welches man an die Stelle des Ober-Conſiſtoriums treten zu laſſen beſchloſſen hatte, zu vervollſtändigen, wurden noch hinzuberufen: der durch ſeine ſtupide Altgläubigkeit ausgezeichnete Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, C. G. Woltersdorf, ferner Joh. Eſaias Silberſchlag, Prediger an derſelben Kirche, ein guter Mathematiker, was ſich, wie das Schachſpiel, mit großer Bornirtheit verträgt, und ein fahrender Scholaſt, Namens Hilmer, der, in der Brüdergemeinde zu Niesky in der Lauſitz gebildet, ſpäter mit einem deutſchen

*) Nicht zu verwechſeln mit ſeinem Bruder Joh. Timoth. H., dem Verf. des Romans „Sophiens Reiſen von Memel nach Sachſen."

**) Von ihm erſchien 1786: „Analogie der leiblichen und geiſtlichen Geburt."

Baron auf Reisen gegangen war, sich der Rosenkreuzerei ergeben hatte und durch den Herzog Eugen von Würtemberg dem Kronprinzen von Preußen, Friedrich Wilhelm, empfohlen worden war, welcher ihn jetzt auf Wöllners Empfehlung von Breslau, wo er Lehrer an dem Magdalenäum war, als geistlichen Geheimen Rath nach Berlin berief. Diese vier geistlichen Räthe bildeten die neue Prüfungsbehörde und erhielten eine, unter dem 31. August 1791 ganz allein von dem Könige unterzeichnete, „Instruction für die königl. Examinations-Commission in geistlichen Sachen", als deren heilsamer Endzweck angegeben wurde: „Unter Gottes Segensbeistande den Irrlehrern und Verführern Einhalt zu thun, damit das Volk nicht, wie bisher geschehen, von der alten, reinen, wahren Religion Jesu abgeführt werde." Seit drei Jahren war das Religions-Edict, von dem sich Wöllner so großen Erfolg versprochen, erlassen und überall war es spurlos vorübergegangen; deshalb wurde der Examinations-Commission eingeschärft: „da das Religions-Edict die Basis aller ihrer vornehmsten Arbeiten und Hauptbeschäftigungen sein müsse, so haben sie solches in seinem ganzen Umfange genau zu beherzigen und dahin zu sehen, daß selbiges nach allen seinen Punkten und Clauseln, die die Aufrechthaltung der Orthodoxie und reinen christlichen Lehre betreffen, allenthalben in Ausübung gebracht werde." Die Examinations-Commission wurde beauftragt, eine Instruction an sämmtliche Consistorien des Landes ergehen zu lassen, welche dahin gerichtet sein sollte, „daß besagtes Religions-Edict künftighin nicht ferner wie bisher nur nachlässig beobachtet oder gar zurückgelegt werde." Es wurde nun ein vollständiges Inquisitions- und Spionirsystem durch das ganze Land eingerichtet. Die Commission sollte nach und nach durch Unter Commissionen in den Provinzen eine möglichst zuverlässige Kenntniß von den guten und schlechten Predigern und Schullehrern im ganzen Lande zu erlangen suchen und eine gedoppelte Liste anfertigen und einsenden. „In der ersten Liste," lautet der Befehl, „werden alle Prediger und Schullehrer nach ihrer Rechtschaffenheit, Geschicklichkeit, Verdiensten und vornehmlich nach ihrer Orthodoxie und Anhänglichkeit an der alten, reinen, christlichen Glaubenslehre aufgeführt und zwar zu dem Zwecke, daß aus dieser Liste diejenigen ausgewählt werden, mit welchen wichtigere Lehrstellen in Kirchen und Schulen künftig zu besetzen sind. In die zweite Liste kommen vornehmlich alle Neologen (Neudenker) und die ganze Rotte der sogenannten Aufklärer unter den Predigern und Schullehrern u. s. w., — um sie bei nicht er-

folgter Besserung dem weltlichen Arme zur wohlverdienten Cassation und Strafe zu übergeben."

Um von jetzt ab die Wirksamkeit des Ober-Consistoriums, welches aufzuheben Wöllner nicht den Muth hatte, gänzlich zu lähmen, erhielt die Commission die Befugniß: einen jeden Candidaten, der eine Pfarre oder ein Schulamt verlangte, bevor er zu dem Consistorial-Examen zugelassen wurde, über sein Glaubensbekenntniß und ob er auch nicht von den schädlichen Irrthümern der Neuerer und Aufklärer angesteckt sei, noch besonders zu examiniren und ihm ein schriftliches Zeugniß darüber auszustellen, ohne welches kein Candidat fernerhin vor dem Consistorium examinirt, noch zu einem Predigt- oder Schulamte zugelassen werden sollte. — Um aber die Räthe des Ober-Consistoriums ebenfalls unter strenger Beaufsichtigung zu halten, wurde ihnen ein Examinations-Schema zugefertigt und zwei von den Wöllnerschen Räthen sollten bei den Consistorial-Prüfungen der Candidaten anwesend sein. Allein „den Geist zu dämpfen" reichten so dürftige Mittel nicht aus; die von Wöllner ernannten Räthe befanden sich bei weitem mehr rücksichtlich des Wissens als des Glaubens auf dem so hochgepriesenen Standpunkte der Einfalt. Das von Hermes verfaßte Examinations-Schema, welches in dem schlechtesten Küchenlatein abgefaßt, außerdem weder kirchlich noch theologisch haltbar war, wurde von so gelehrten und bibelfesten Männern, wie Spalding, Teller, Zöllner und Gedicke, in seiner Nichtigkeit dargestellt, und außerdem in unzähligen Kritiken zerpflückt und zerstückt. In ihrer Beschämung und Herzensangst kauften die neugebackenen Consistorial-Räthe ihr lateinisches Examinations-Schema von dem Buchhändler zurück, um dessen weitere Verbreitung zu hindern, ließen aber mit Benutzung der ihnen nachgewiesenen Schnitzer es nach einigen Monaten wieder erscheinen. Allein es war ihnen nicht gelungen, „den Mohren weiß zu waschen," so daß es der neuen Auflage nicht besser erging als der alten. Die allgemeine deutsche Bibliothek, welche sich vor allen anderen Zeitschriften angelegen sein ließ, Jagd auf „das Berliner Schwarzwild" zu machen, erkannte sogleich die untergeschobene Umarbeitung und nach einem kurzen Nachweis der darin gemachten Verbesserungen wird (Bd. 56, Seite 138) bemerkt: „Aus diesen und anderen Veränderungen erkennt man schon die Flüchtigkeit, mit welcher bei aller Herzensangst, die dem Verfasser der lateinische Ausdruck verursacht haben muß, der Aufsatz hingeschleudert ist. Allein durch doppelt so viele Veränderungen würde er im Ganzen

wenig gewonnen haben. Wüßte man nicht, welcher Herkunft und Beſtimmung der Aufſatz ſei, man würde eher darauf rathen, daß er die Geburt eines Paters Lector in einem Capuziner-Convent ſein möchte, als das Werk eines Berliniſchen Ober-Conſiſtorialrathes (Hermes) oder eines ganzen geiſtlichen Collegiums für die preußiſchen Staaten.“ Nachdem darauf aufmerkſam gemacht worden iſt, daß wichtige Lehren, z. B. die vom Abendmahle, ganz vergeſſen worden ſeien, heißt es dann: „Uns ekelt bei allem übrigen Kram von ganz gemeiner Schulweisheit oder vielmehr ſchulgerechter Frömmelei ſo lange zu verweilen; wenn doch nur eine Spur von eigenem Nachdenken, von gelehrter Erkenntniß zur Stützung der Dogmen zu entdecken, wenn doch nur nicht Alles gar zu ſchülermäßig und aus den gangbarſten, ſchlechteſten Katechismen geſchöpft wäre, was hier den Examinatoren zu fragen, den Examinirenden zu antworten vorgeſchrieben iſt.“

Von den Altgläubigen war ſchon unter der Regierung Friedrichs II. großer Lärm über die Einführung eines neuen Geſangbuches erhoben worden; bekanntlich überließ der große König dieſe Angelegenheit den Gemeinden und ſchrieb den Bittſtellern zum Beſcheid: „ſie möchten „Nun ruhen alle Wälder“ und das andere dumme Zeug nach ihrem Belieben ſingen.“ Eine nicht geringe Anzahl von Gemeinden und Predigern war dagegen mit dem Geiſte der Zeit fortgeſchritten, hatte die verbeſſerten Geſang- und Religionsbücher angenommen und eingeführt. Wöllner ging nun in ſeinem Verdüſterungseifer ſo weit, den Schulen und Gemeinden des ganzen Landes die längſt abgeſchafften alten Geſangbücher und Katechismen wieder aufdringen zu wollen. Ein vor länger als dreißig Jahren ſchon erſchienenes, der Vergeſſenheit anheimgefallenes Lehrbuch: „die chriſtliche Lehre im Zuſammenhange,“ wurde von Hermes „auf allerhöchſten Befehl für die Bedürfniſſe der jetzigen Zeit umgearbeitet“ herausgegeben, und befohlen: daſſelbe als ein allgemeines Lehrbuch für die niederen Schulen der ſämmtlichen preußiſchen Lande einzuführen. Allein auch dieſer Verſuch, durch Gewiſſenszwang den noch unentwickelten Verſtand der Unmündigen in Feſſeln zu ſchlagen, ſcheiterte an dem Widerſpruche der öffentlichen Meinung. Ungeachtet der erneuten und geſchärften Cenſurgebote erſchienen dennoch Beurtheilungen, welche nur Verurtheilungen der Regierungsmaßregeln waren. Mit bewährtem Freimuthe ſprach die allgemeine deutſche Bibliothek ſich darüber aus (Bd. 115, S. 213): „das können und müſſen wir bezeugen“ — heißt es in einer Beur-

theilung des von Wöllner und Hermes verfaßten Lehrbuches — „daß, alt oder neu, viel oder wenig verändert, dieser Katechismus eines der armseligsten Bücher in seiner Art, um vieles schlechter, als irgend ein anderes und daß die Worte: „für die Bedürfnisse der jetzigen Zeit umgearbeitet," auf dem Titel des Buches eine wahre Schandrede auf die jetzige Zeit sei." Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß durch jenes Buch der Kinder Gedächtniß mit einer Menge unfruchtbarer und unbegreiflicher Sätze angefüllt, ihr Verstand leer und durch dunkle Vorstellungen verwirrt, ihr Herz zu müßigen und mystischen Andächteleien gestimmt würde. Von allen Seiten gingen bei dem Ministerium Verwahrungen und Widerspruch gegen die Einführung des neuen Lehrbuches ein, und da Wöllner außer Stande war, seine Zwangsmaßregeln im Großen durchzuführen, so suchte er sich dafür durch kleinliche Gewaltstreiche zu entschädigen. Von dem reformirten Prediger Gebhard in Berlin war eine nur 23 Seiten starke „Prüfung der Gründe, welche der Verfasser der kleinen Schrift: „„Ist ein allgemeiner Landes-Katechismus nöthig?"" beigebracht hat," Berlin bei Unger 1791 erschienen. Der Buchdrucker hatte das Manuscript zuvor zur Censur bei dem Ober-Consistorium eingereicht und der Ober-Consistorialrath Zöllner die Druckerlaubniß ertheilt. Kaum war dies Schriftchen erschienen, so verbot der Staatsminister v. Wöllner durch eine, von ihm ganz allein ausgegangene, Verfügung dem Buchhändler Unger unter Androhung einer fiscalischen Strafe von einhundert Ducaten den Verkauf dieser Schrift, „weil dieselbe einen sträflichen Tadel der von Sr. Majestät dem Könige verordneten Einführung eines allgemeinen Lehrbuches der christlichen Religion mit sich führe." Der Buchdrucker verklagte hierauf den Ober-Consistorialrath Zöllner wegen Schadenersatzes. Es entstand ein Proceß, welcher in keiner anderen Absicht geführt wurde, als die Maßregeln des Ministeriums in ihrer lächerlichen Ohnmacht dem öffentlichen Urtheile preiszugeben, und einen erfreulichen Beweis lieferte, daß an den Pfeilern des Kammergerichts die Pfeile der Gewaltstreiche machtlos zersplitterten. Das war die große Gewähr der Freiheit in dem protestantischen Staate, daß hier das Pfaffenregiment sich nicht hinter den Papst und die römischen Bullen verkriechen konnte, sondern den letzten Spruch vor dem weltlichen Gerichtshofe zu suchen und zu empfangen verpflichtet war. Die Entscheidung des Kammergerichts lautete zu Gunsten des verklagten Censors, welcher mit Fug und Recht der von dem Minister hinterher verbotenen Schrift die Druckerlaubniß

ertheilt habe. „Einer guten Sache“ — heißt es in den Entscheidungsgründen — „wird nicht sowohl durch ihre Gegner, als durch schlechte Vertheidiger geschadet. Wer schwache Gründe verdrängt, macht stärkeren Platz. Wenn es daher auch richtig wäre, daß die Einführung eines allgemeinen Landes-Katechismus von der Regierung beschlossen und dieser Beschluß dem Censor bekannt gewesen wäre, so könnte doch die Widerlegung falscher und schwacher Gründe, welche dafür streiten sollen, nicht als ein Hinderniß dieses Vorhabens betrachtet werden. Ja selbst alsdann, wenn Gründe dafür angeführt werden könnten, würde dennoch die Regierung vernünftiger Weise nichts mehr wünschen müssen, als daß vor der wirklichen Ausführung ihres Vorhabens die Gründe für und wider dasselbe in ihrer ganzen Stärke gezeigt werden möchten. Beklagter Censor würde sogar die der Regierung schuldige Ehrfurcht verletzt haben, wenn er angenommen hätte, sie wollte lieber den einmal angenommenen Vorsatz blindlings befolgen, als besseren Gründen Gehör geben. Wenn jemals über Gesetze und öffentliche Anstalten mit Nutzen geschrieben werden kann, so ist es gewiß zu der Zeit, da sie entworfen werden. Haben nun die Einrichtungen, welche getroffen werden sollen, das Religions- und Erziehungswesen zum Gegenstande, so ist es ja offenbar, daß unter den vielen tausend Menschen, welche diesem Geschäfte ihre ganze Lebenszeit widmen, mancher anzutreffen sein müsse, dessen Belehrung dem noch mit vielen anderen wichtigen Dingen beschäftigten Staatsmanne nützlich werden kann. Dergleichen Belehrungen dürfen um so weniger verhindert werden, da sie auch schon gegen bestehende Einrichtungen stattfinden müssen. Wenn nichts, was diesem entgegen ist, behauptet werden dürfte, so würden, wie Beklagter in seiner Deduction mit Recht anführt, alle Compendien der Staatswissenschaft unter die verbotenen Bücher, und Plato, Montesquieu und Thomasius unter die Staatsverbrecher gehören; ja es würden dadurch alle Bemühungen der Gelehrten auf Gedächtnißkram und unnütze Speculationen beschränkt werden. Daß es besonders in dem preußischen Staate erlaubt sei, die wirklich vorhandenen Anstalten und Gesetze zum Gegenstande gelehrter Untersuchungen zu machen, ist von dem Kammergerichte schon öfter anerkannt worden; ja, aus dem Censuredicte selbst erhellet dies ganz deutlich, wo es Artikel 11 heißt: „„Die Absicht der Censur ist keineswegs, eine anständige, ernsthafte und bescheidene Untersuchung der Wahrheit zu hindern,““ und im Eingange wird nicht die Prüfung, sondern die hämische Verspottung und der boshafte Tadel öffentlicher Anstalten und Verfügungen als

unzulässig gemißbilligt." — Durch diese Abweisung einer Klage gegen den Censor auf Schadenersatz war dem Minister das Urtheil gesprochen, daß er sich im Unrecht befinde, wenn er eine von der Censur zum Druck verstattete Schrift verbiete. Jetzt blieb der feigen Excellenz nichts Anderes übrig, als die Majestät vorzuschieben; eine königliche Cabinetsordre verbot, dem Ausspruche des Kammergerichts trotzend, die in Rede stehende Schrift, die nun um so eifriger gelesen und verbreitet wurde.

Noch mehr Aufsehen machte ein gegen den Prediger der Dorfgemeinde zu Gielsdorf in der Mittelmark, Schulz, erhobener Inquisitions-Proceß. Schulz hatte in einer Schrift: „Erweis des himmelweiten Unterschiedes der Moral von der Religion," die Sittenlehre (Humanität) unabhängig von dem Christenthume, dieses in seiner gegenwärtigen Form für hohle Andächtelei, die gesammte Priesterschaft für überflüssig erklärt. Dies Alles hatte man noch hingehen lassen, da er seine Behauptungen mit den Aussprüchen Friedrichs des Großen, wie sie in den von dem Minister v. Wöllner publicirten Schriften enthalten waren, belegen konnte. Als man aber dem Könige meldete, daß der Prediger Schulz die geistliche Nebelkappe, die Perrücke, abgelegt und auf der Kanzel mit dem martialischen Schmucke des Grenadiers, mit dem Puderzopfe erschienen sei, wurde gegen ihn der fiscalische Proceß eingeleitet. Wöllner hatte geheime Kundschafter in seine Predigten geschickt, auch sonst ihm mancherlei Fallstricke gelegt, so daß die ganze Anklage wider ihn auf gehässige und vor Gericht nicht gültig befundene Denunciationen zu begründen versucht wurde. Die Zeugnisse seiner Gemeinde lauteten sehr günstig für seine sittliche Führung und für die Liebe und Achtung, welche er sich durch eine treue Amtsführung erworben hatte. Das Kammergericht in Berlin sprach ihn von der gegen ihn erhobenen Anklage frei, allein durch einen königlichen Machtspruch vom 21. Mai 1792 wurde der arme Landprediger seiner Stelle entsetzt, den Zopf aber ließ er sich nicht nehmen, und mit ihm ist er auch der preußischen Geschichte unter dem Namen der „Zopfschulz" überliefert worden.

Bekanntlich wird diese Epoche der preußischen Geschichte als die des Zopfregiments bezeichnet. In der Politik, der Kunst, der Wissenschaft und schönen Literatur ward jede freiere, naturgemäße Regung in steife Regeln und Cabinetsordres eingeschnürt, das Erkennungs- und Ehrenzeichen des tapferen Soldaten, des guten Bürgers, des gehorsamen Beamten war der Zopf, eine Ueberlieferung

des geſtrengen Friedrich Wilhelms I.; ſelbſt die Unterſchrift eines „allerunterthänigſten treugehorſamen Knechtes oder Dieners“ durfte nicht anders als mit dem Zeichen des Zopfes oder Reſpectshakens verſehen, vor dem Vorgeſetzten erſcheinen.*) In dem Proceß wider den Prediger Schulz machte ſich die Ironie des Schickſals inſofern geltend, als ſich derſelbe, nicht weil er den Zopf verachtete, ſondern weil er ihn durch die geiſtliche Weihe zu noch höheren Ehren bringen wollte, die allerhöchſte Ungnade zuzog. Der Miniſter Wöllner hatte, wie erwähnt, durch ſeine Spione den Prediger Schulz, während er ſeine Dorfgemeinde von der Kanzel herab erbaute, belauſchen laſſen und hierauf von dem Könige eine Cabinetsordre erwirkt, worin ihm aufgetragen wurde, den ꝛc. Schulz zur Unterſuchung zu ziehen und dem Kammergerichte zur Beſtrafung zu überantworten, da er gegen die landesherrlichen, durch das Religions-Edict bekannt gemachten Befehle den Leuten Irrthümer vorgepredigt und von der reinen Grundlehre und der lutheriſchen Confeſſion abgewichen ſei. Das Kammergericht leitete die Unterſuchung ein, und da Schulz in ſeiner Vertheidigung betheuertet „von den Grundwahrheiten der Lehre Jeſu in ſeinen Predigten nie abgewichen zu ſein,“ forderte das Gericht das Ober-Conſiſtorium auf, zur Feſtſtellung der Anklage zuvor folgende Fragen zu beantworten: 1. Ob die Lehre Jeſu ſämmtliche Grundwahrheiten der chriſtlichen Religion enthalte und worin dieſe beſtehen? 2. Ob außer der Lehre Jeſu noch andere Grundwahrheiten der chriſtlichen Religion vorhanden und worin dieſe beſtehen? 3. Ob die Grundwahrheiten der lutheriſchen Confeſſion mit den Grundwahrheiten der chriſtlichen Religion übereinſtimmen und worauf ihre Nichtübereinſtimmung ſich gründe? 4. Was es mit den ſogenannten Glaubenslehren für eine Bewandtniß habe und ob dieſelben die Grundwahrheiten der Religion und die der lutheriſchen Confeſſion insbeſondere ausmachen? 5. Ob der Prediger Schulz bei ſeinen Lehren von der chriſtlichen Religion überhaupt, oder von der lutheriſchen Confeſſion abgewichen ſei?

Von den Ober-Conſiſtorialräthen ſprach der Probſt Teller ſich am Ent-

*) Dem Rittergutsbeſitzer Geiſt v. Beeren auf Großbeeren, bekannt durch eine Menge ſchnurriger Proceſſe, wurde von dem k. Kammergericht zu Berlin eine Eingabe zurückgeſchickt, weil er bei der Unterzeichnung den erforderlichen Reſpectshaken (den unerläßlichen Zopf) nicht hinzugefügt habe. Herr v. Geiſt ſchickte hierauf einen mit allen möglichen Sorten von Haken welche ſich in ſeiner Wirthſchaft vorfanden, beladenen Wagen dem Präſidenten des Kammergerichts mit Anheimſtellen, „aus den überſchickten Haken denjenigen, welchen ein hochpreisliches Kammergericht für den reſpectvollſten halte, den Acten beizufügen.“

schiedensten zu Gunsten des angeklagten Predigers aus. In seiner schriftlich nach bestem Wissen und Gewissen abgefaßten Erklärung, bei welcher er sich auf das Zeugniß der ganzen evangelischen Kirche beruft, sagt er: daß in der Theorie die sogenannte lutherische Religion keine anderen Grundwahrheiten habe, als diese wenigen: Ein Jeder sei in Glaubenssachen sein eigener Richter; und: alle Lehren müssen allein aus der Schrift hergeleitet werden, wobei sie jedoch die einzelnen Bücher, welche dazu gehören, unbestimmt lasse und dies auch thun müsse, um jenem ersten Grundsatze nicht zu widersprechen. Insoweit sei der ꝛc. Schulz von den Grundwahrheiten nicht abgewichen; er sei aber abgewichen von den in der Augsburgischen Confession und deren Apologie festgesetzten Ueberzeugungen der damaligen Reformatoren, welche in der deutschen Reichspraxis bisher für Grundwahrheiten gehalten worden. Der andere, die Abweichung von den Grundwahrheiten der christlichen Religion betreffende, Punkt lasse sich für keines anderen Person oder Partei Gewissen entscheiden, denn bekanntlich sei darüber in der Christenheit niemals Uebereinstimmung gewesen. Nach den Acten habe der ꝛc. Schulz nicht gegen den höchsten, allgemein anerkannten Grundsatz auch der christlichen Religion: Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten (Joh. 4, 23 und 24), gepredigt, auch die moralischen Vorschriften dieser Religion gelehrt, insoweit sie auf Ordnung und Sicherheit im Staate abzwecken. Die in der Cabinetsordre vom 15. December enthaltene Frage: ob der ꝛc. Schulz nach dem Religions-Edicte gelehrt habe? könne hiernach auch nicht anders als verneinend beantwortet werden.

Der Spruch des Kammergerichts, nach Eingang der Abstimmungen des Ober-Consistoriums, lautete: daß der Prediger Schulz zwar für keinen lutherischen Prediger zu achten, dennoch aber als ein christlicher Prediger mit seiner christlichen Gemeinde zu dulden und sie bei seinen Lehrvorträgen zu schützen sei. Als dem Könige dieser Spruch zur Bestätigung vorgelegt wurde, erließ derselbe unter dem 10. Juni 1792 an den Minister Wöllner ein — natürlich von diesem selbst abgefaßtes — Rescript, in welchem der Erklärung, daß der ꝛc. Schulz für keinen lutherischen Prediger zu achten sei, beigetreten wurde. Was aber den Ausspruch des Gerichts betreffe, daß Schulz für einen christlichen Prediger gelten müsse, so verwarf der König denselben mit strenger Rüge. „Se. Majestät" — heißt es in dem Rescript — „habe darüber, daß das Kammergericht sich unterstanden, ihm vorzuschreiben, den Schulz, ohngeachtet seiner Be-

UNIV. OF CALIFORNIA

hauptung gegen die christliche Religion, dennoch als Volkslehrer beizubehalten, dem Großkanzler seine Meinung geäußert, und die Räthe, welche für dessen Beibehaltung gestimmt, in Strafe genommen (Entziehung eines vierteljährlichen Gehaltes); da aus den angeführten Gründen erhelle, daß der Ober-Consistorialrath Teller durch sein Votum das Kammergericht verführt habe, so müsse derselbe ebenfalls bestraft werden. Der Minister solle ihn daher auf drei Monate von seinem Amte suspendiren, das Gehalt für diese Zeit einziehen und es dem Irrenhause überweisen." Da in dem Rescripte gesagt war, „daß das Erkenntniß von unfähigen oder gar unredlichen Richtern herrühre," reichten die davon betroffenen Kammergerichtsräthe durch den Großkanzler eine Vorstellung ein, in welcher sie sich gegen die so harte Anschuldigung der Unredlichkeit verwahrten. Der König erließ ihnen hierauf (30. Juni 1792) „aus angeborner königlicher Milde" die Strafe, ließ ihnen aber vorhalten: „sie hätten, mit Ueberschreitung des richterlichen Amtes und des Gegenstandes der Untersuchung, festsetzen wollen, der ꝛc. Schulz und die von ihm verführten Mitglieder seiner Gemeinde müßten als eine besondere Secte, den Landes- und deutschen Reichsgesetzen zuwider, in den königlichen Staaten geduldet werden. Dies sei ein offenbarer Eingriff in die königlichen Gerechtsame, den sie mit einer erzwungenen Auslegung des Religions-Edictes gegen die Worte und den klaren Inhalt desselben zu bemänteln gesucht, um einen Mann in seinem Amte zu behaupten, der zum lutherischen Prediger berufen worden, gleichwohl aber die ersten Grundwahrheiten der lutherischen Kirche geradezu verleugnet habe. Es sei aus Gnaden angenommen worden, daß sie diesen groben Fehler nicht aus Bosheit oder bösem Willen begangen. Künftig aber sollten sie nach ihrem geleisteten Eide und ihren Amts-Instructionen bei Beurtheilung von Rechtssachen die Vorschrift des Gesetzes zur allgemeinen Richtschnur sich dienen lassen, den klaren Verordnungen derselben ihre sogenannten philosophischen Raisonnements niemals unterschieben, und wenn ihnen der Sinn des Gesetzes zweifelhaft zu sein scheine, die nöthige Erläuterung bei der Behörde einholen, widrigenfalls sie zu gewärtigen hätten, daß ein solches Vergehen für einen frevelhaften Eingriff in die königlichen Gerechtsame und gesetzgebende Macht angesehen und an den Urhebern mit unfehlbarer Cassation nach Vorschrift der Landesgesetze geahndet werden solle."

Die Vorschriften der Landesgesetze aber, auf welche sich der König berief, gaben ihm keine Macht über das Gewissen und den Richterspruch. In dem

auf Friedrich Wilhelms II. Befehl 1791 publicirten Theile des Gesetzbuches, welcher die Bestimmungen über die kirchlichen Verhältnisse enthält, heißt es: „Die Begriffe der Einwohner des Staats von Gott und göttlichen Dingen, der Glaube und der innere Gottesdienst dürfen kein Gegenstand von Zwangsgesetzen sein; jedem Einwohner soll eine vollkommene Glaubens- und Gewissensfreiheit zustehen; Niemand soll schuldig sein, über seine Privatmeinungen in Religionssachen Vorschriften anzunehmen, Niemand wegen seiner Religionsmeinungen beunruhigt, zur Rechenschaft gezogen oder gar verfolgt werden dürfen." Die Geistlichen sollten in ihren Amtsvorträgen und bei dem öffentlichen Unterrichte zum Anstoße der Gemeinden nichts einmischen dürfen, was dem Grundbegriffe ihrer Religionspartei widerspreche; es wurde aber ihrem Gewissen überlassen, in wiefern sie bei innerer Ueberzeugung von der Unrichtigkeit dieser Begriffe ihr Amt dennoch fortsetzen könnten und für die untersagte Einmischung abweichender Religionsgrundsätze war keine Strafe festgestellt. — Das Religions-Edict erklärte zwar ebenfalls, keinen Gewissenszwang einführen zu wollen, allein den Geistlichen, denen bei Unterweisung ihrer Gemeinden die Vorschriften des Lehrbegriffs nicht unverletzbar bleiben würden (obwohl ihnen gestattet sein sollte, bei Beobachtung dieser Vorschriften ihre Aemter zu behalten), wurde Amtsentsetzung oder noch härtere Strafe angedroht. Da nun der Prediger Schulz seiner Gemeinde kein Aergerniß gegeben, vielmehr mit dieser und dem Patrone im besten Vernehmen lebte, nur in Druckschriften gegen die sogenannte Orthodoxie aufgetreten war, hatte ihn das Kammergericht, selbst mit Berufung auf das Religions-Edict, freigesprochen. Als nun durch ein königliches Patent vom 5. Februar 1794 das allgemeine neue Landrecht vom 1. Juli ab in Kraft gesetzt und darin ausdrücklich alle älteren Gesetze und Verordnungen für gänzlich aufgehoben und abgeschafft erklärt wurden, bemerkte Wöllner zu seinem Entsetzen, daß durch diese Bestimmungen die besten Paragraphen seines Religions-Edicts gestrichen worden seien. Er beeilte sich daher, noch vor dem 1. Juli, dem Tage, an welchem das neue Landrecht in Kraft treten sollte, eine Cabinetsordre (vom 12. April 1794) an das Justiz- und an das geistliche Departement zu veranlassen, in welcher diese bedeutet wurden, daß das Religions-Edict die einzige Richtschnur sei und bleibe, nach welcher das Verhalten der Prediger in ihrer Lehre oder in ihrem Volksunterrichte beurtheilt werden müsse. Das Ober-Consistorium müsse, sobald es erfahre, daß ein Prediger dem Religions-Edicte zuwider lehre und

handle, sofort von Amtswegen eine Untersuchung wider denselben veranlassen, deren Gegenstand nur die bezeichnete Anzeige sein könne. Wenn das Ober-Consistorium aus dem Untersuchungsprotokolle die Richtigkeit der Anzeige befinde, müsse es den Angeschuldigten sofort seines Amtes entsetzen. Falls der Denunciat (der von heimlichen Spionen belauerte und angeklatschte Prediger) gegen die Gesetzlichkeit des Verfahrens Einspruch erhebe, sollten zwar die Acten dem Justizcollegio vorgelegt werden, dasselbe könne jedoch nicht darüber, ob die Lehre des Denunciaten dem Religions-Edicte conform sei oder nicht, sondern nur über die Legalität des Verfahrens urtheilen, und müsse sein Gutachten längstens binnen 14 Tagen nach den erhaltenen Acten an den Staatsrath erstatten, dieser aber sofort die Sache zum Vortrage befördern und die Final-Resolution dem Könige zur Bestätigung vorlegen, bei welcher es alsdann sein Bewenden haben werde. Beiden Departements ließ der König seine allerhöchste Willensmeinung dahin erklären, daß in der Sache künftig mehr Ernst gebraucht und den Verwirrungen, welche die sogenannten Aufklärer und Neologen in den Gemüthern des Volkes anrichten, nach aller Strenge des Gesetzes gesteuert werden müsse. In einem beigefügten Rescripte wurde dem Großkanzler noch besonders befohlen, er solle, so lieb ihm die königliche Gnade sei, die Fiscale anhalten, bei den Untersuchungen gegen die Neologen und Uebertreter des Religions-Edictes nicht saumselig zu sein, wofern sie nicht selbst cassirt sein wollten. Da man sich scheute, die Ober-Consistorialräthe Teller, Zöllner und Gedicke zu entlassen, bestimmte eine Cabinetsordre, daß die Decrete zur Cassation neologischer Prediger in dem Ober-Consistorium nach Stimmenmehrheit abgefaßt werden, die genannten Räthe jedoch dabei nicht mitstimmen sollten. „Ihr kennt" — so lautet der Schluß dieser an Wöllner gerichteten Cabinetsordre — „Meinen ganzen Ernst, die alte, reine Religion Jesu in Meinem Staate aufrecht zu erhalten. Eure jetzige Erfahrung wird Euch aber belehrt haben, wie sehr die in dem Religions-Edicte empfohlene Gelindigkeit muthwillig gemißbraucht wird und wie wenig Ihr damit ausgerichtet habt. Ich befehle Euch demnach, unter Androhung Meiner Ungnade, mehr Strenge anzuwenden und strafende Exempel zu statuiren, weil die Sache für den Staat viel zu wichtig ist, als daß Ich nicht alle in Händen habende Mittel anwenden sollte, dem einreißenden Strome des Unglaubens in Meinem Lande als Landesherr entgegen zu arbeiten."

Von der Kanzel war der Zopf, wenn auch nicht ohne Gewaltmaßregeln,

durch Wöllner glücklich beseitigt, allein ihm ging es, wie es in Chamisso's witzigem Liede heißt: „Er dreht sich rechts, er dreht sich links, der Zopf der hängt ihm hinten!“ Ueberall, wohin er sich wendete, schlug dem Minister, je verfinsterungseifriger er wurde, desto heftiger der Zopf um die Ohren. In der Dorfschule, auf dem Gymnasium und ach! auf den Universitäten zumal, überall trat ihm die verhaßte hundertköpfige Hydra der Vernunft entgegen, und aus dem Rumpfe eines abgeschlagenen Hauptes schossen immer zehn neue hervor. Niemals standen der Bornirtheit so umfangreiche Mittel zur Knechtung der Gewissen und der Wissenschaft zu Gebote, als damals, und dennoch hat sie niemals eine schmählichere Niederlage erlitten. Dies möge von denjenigen beherzigt werden, welche in unseren Tagen immer wieder die Gesetzgebung zu Gewalt- und Zwangsmaßregeln gegen den in die Verfassung aufgenommenen Satz: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei!“ zu verleiten, einen erfolglosen Anlauf nehmen. Noch immer regen sich Wöllnerische Gelüste in den Wortführern der äußersten Rechten unserer Kammern, und da es scheint, daß diese Herren nicht viel gelernt, aber desto mehr vergessen haben, so erinnern wir hier sie gelegentlich noch an einige Feldzüge Wöllners wider den heiligen Geist.

Durch eine Cabinetsordre vom 27. Januar 1790 wurde die Einführung eines, unter dem Titel: „Die ersten Gründe der christlichen Religion für die Jugend der lutherischen Confession“ vor längerer Zeit von einem Halleschen Pietisten herausgegebenen, Lehrbuches in allen Schulen des Landes befohlen. Die Landstände des Fürstenthums Halberstadt wendeten nun gegen Wöllner seine eigenen Waffen. Sie hatten durch gelehrte aber freisinnige Theologen, darunter Nösselt in Halle, sich den Nachweis verschafft, daß in diesem, auf Befehl des Königs eingeführten, Lehrbuche Sätze sich befänden, welche Abweichungen von dem Augsburgischen Glaubensbekenntniß und von dem lutherischen Katechismus enthielten. In einer Eingabe an den König erklärten sie sich in ihrem Gewissen beschwert, daß ein von der strengen Rechtgläubigkeit abweichendes Lehrbuch in den Dorfschulen des Fürstenthums eingeführt werden sollte. Der König bezeigte dem Minister seine Unzufriedenheit und befahl ihm, der sich in seinen eigenen Schlingen gefangen sah, die Einführungsordre rückgängig zu machen, was in einem im Namen Sr. Majestät erlassenen Specialbefehl an die Landstände des Fürstenthums Halberstadt vom 14. April 1791 geschah, worin

der Minister seiner gekränkten Eitelkeit die armselige Genugthuung verschaffte, sich der möglichsten Grobheit zu befleißigen.

„Die Landstände" — hieß es in dem königlichen Bescheide — „hätten leicht von selbst urtheilen können, daß Alles, was sie gegen obbemeldetes Lehrbuch, ohne es gesehen zu haben, angeführt, lauter unverschämte Lügen und Unwahrheiten seien, welche sie sich von jenen neumodischen, sogenannten Aufklärern hätten aufheften lassen, denen Alles, was die Augsburgische Confession aufrecht erhalten solle und also auch sowohl Unser Religions-Edict, als das sich darauf beziehende Lehrbuch ein Dorn im Auge sei, welches sie mit so ohnmächtigen Waffen, als Lügen und Lästerungen seien, zu bestreiten sich erkühnen, weil ihre Macht nicht weiter reiche. Indeß wolle man den Landständen nicht verhalten, daß das anfangs verordnete Lehrbuch mit einem anderen vertauscht worden, nicht wegen seines gegen die Orthodoxie der lutherischen Kirche streitenden Inhaltes, wie man finden werde, wenn man sich die Mühe geben wolle, es zu lesen, sondern weil es zu weitläufig und für das Gedächtniß zu beschwerlich sei; das an die Stelle gewählte Lesebuch sei dasselbe, welches vor siebenundzwanzig Jahren genehmigt und vom vorigen höchstseligen Monarchen privilegirt worden, mithin allgemein bekannt und schon längst in den meisten Provinzen eingeführt sei, gegen welches also keine weiteren Einwürfe stattfänden." Es ist dies vielleicht der einzige Fall unter der Regierung Friedrich Wilhelms II., daß ein von den Landständen einer Provinz an den Thron gebrachter Einspruch Berücksichtigung fand. Der Minister wußte indeß dennoch wiederum des Königs Befehl dadurch zu vereiteln, daß er das ältere Religions-Lehrbuch umarbeiten und daraus Alles entfernen ließ, was nicht zu seinen Glaubensartikeln stimmte. „Weil es Unsinn ist, so glaube ich es," hatte ein berühmter katholischer Kirchenvater gesagt,*) und dies war auch das Bekenntniß, welches Wöllner von seinen Theologen verlangte.

Wo daher ein dem Glaubenszwange das Wort redendes Buch erschien, wurde von Wöllner für dessen Verbreitung eifrigst gesorgt. Ein Professor Römberg in Rostock hatte, um sich dem preußischen Minister zu empfehlen, eine Schrift: „Die symbolischen Bücher in Beziehung auf das deutsche Staatsrecht" drucken lassen. Wöllner kaufte sofort einige hundert Exemplare und

*) Credo, quia absurdum est. — Tertullian.

schickte sie auf allerhöchsten Befehl (1790) an die lutherischen Consistorien zur Vertheilung an die Geistlichen, mit dem Hinzufügen, daß darin nachgewiesen sei, daß Se. Majestät der König von Preußen als deutscher Reichsstand verpflichtet gewesen sei, das Religions-Edict zu erlassen. Auch diese Schrift entging dem Schicksale nicht, der Kritik anheimzufallen. Ein Professor des Joachimthalschen Gymnasiums in Berlin, Villaume, hatte mit allem Freimuthe, jedoch in leidenschaftloser Weise, eine Beurtheilung jener Schrift abgefaßt und die Handschrift durch den Drucker zur Censur eingeschickt. Der Ober-Consistorialrath Teller, dem als Censor sie vorgelegt wurde, nahm keinen Anstand, die Druckerlaubniß zu ertheilen, da die Schrift Villaume's die Prüfung der Gründe eines anderen Schriftstellers enthalte und es dem Staate wichtig sei, daß das Für und Wider solcher Materien von Gelehrten von allen Seiten beleuchtet werde, zumal der Verfasser die Sache mit aller Bescheidenheit behandele. Der Präsident des Consistoriums war zu zaghaft, als daß er diese Angelegenheit auf seine Verantwortung genommen hätte, er schickte die Villaume'sche Schrift und Tellers Gutachten zuvor an Wöllner, welcher sie dem Verfasser mit strenger Verwarnung, sie nicht drucken zu lassen, zurückgeben ließ. Villaume reichte bei dem vereinigten Justizdepartement deshalb eine Beschwerde ein, welche der Großkanzler v. Carmer und der Minister v. d. Reck für begründet achteten. Da Wöllner dagegen mit Berufung auf einen, in der Wahlcapitulation des Kaisers Leopold II. enthaltenen, Artikel Einspruch that, verlangte der Großkanzler von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Hertzberg, über die Gültigkeit jener Capitulation nähere Auskunft. Diese lautete gegen Wöllners Ansicht, worauf das Justizdepartement unter dem 21. Februar 1791 den Professor Villaume dahin beschied, daß ihm der Druck seiner Schrift gestattet, jedoch Weglassung oder Abänderung einiger heftigen, verächtlichen und wegwerfenden Ausdrücke gegen die durch Staatsgesetze approbirten symbolischen Bücher und demnächst Wiedereinreichung des Manuscripts zur Pflicht gemacht werde. Wöllner, welcher selbst Mitglied des Justizdepartements war, jedoch überstimmt wurde, hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem Könige eine Cabinetsordre zur Unterzeichnung vorzulegen, worin dieser von dem Großkanzler Anzeige der Gründe erforderte, weshalb er wolle, daß unter seinen, des Königs, Augen die Widerlegung einer Schrift gedruckt werde, deren Vertheilung unter die Prediger des Landes er selbst befohlen, deren Widerlegung also eine Widerlegung seiner Befehle sei. Mit

ehrenhaftem Freimuthe beantwortete der Großkanzler die Anfrage des Königs. Zur Rechtfertigung seines Verfahrens berief er sich auf die Verordnungen der Vorgänger des Königs, namentlich auf einen Erlaß des großen Kurfürsten, welcher die Vereidung der lutherischen Prediger auf die ungeänderte Augsburgische Confession ausdrücklich untersagte und durch ein Rescript an das Consistorium vom 1. December 1666 befohlen, daß die Candidaten des Predigtamtes allein auf das reine und seligmachende Wort Gottes, keineswegs aber auf andere menschliche Schriften in ihren Vocationen angewiesen werden sollten. Als in späterer Zeit das Domcapitel in Brandenburg von einem seiner Prediger einen Revers darüber verlangt habe, daß er nicht anders als nach der ungeänderten Augsburgischen Confession lehren wolle, habe König Friedrich I. ihm diese Anmaßung in einem Rescript vom 13. Januar 1713 ausdrücklich und bei Verlust seines Patronatrechtes untersagt und auf die Verordnung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm sich bezogen. ... Die Schrift des Rönnberg, welche der Professor Villaume zu widerlegen die Absicht habe, sei in der That voller Irrthümer gegen das Staatsrecht und voll nachtheiliger Grundsätze gegen die Freiheit der protestantischen Kirche in Deutschland, wie solches schon durch verschiedene in Leipzig und in dem Reich gedruckte, in Berlin öffentlich verkaufte gelehrte Schriften umständlich dargethan worden sei. — Uebrigens habe das Justizdepartement — mit Ausnahme des Herrn v. Wöllner — weder gewußt, daß der König allerhöchstselbst die Verbreitung der Rönnbergschen Schrift befohlen, noch geglaubt, daß die von dem geistlichen Departement geschehene Vertheilung derselben unter die Prediger das Verbot einer darüber anzustellenden bescheidenen Prüfung, die von keinem Landesgesetze, noch älteren oder neueren Censur-Edicten untersagt sei, enthalten könne.

Auf diese wohlmeinende Rechtfertigung des Verfahrens des Justizdepartements erfolgte nachstehende eigenhändige Antwort des Königs vom 5. Mai 1791: „Mein lieber Großkanzler v. Carmer! Das Villaume'sche Buch soll hier nicht gedruckt werden. Wenn der Druck von dergleichen Büchern in Meinem Lande zugelassen wird, so kann dies als eine Genehmigung für dergleichen Schriften angesehen werden, die Ich aber sehr entfernt bin, je zu geben. Ich bin gewiß tolerant, eben so wie Meine Vorfahren, und habe solches öffentlich im Religions-Edicte erklärt. Ich will keinen Gewissenszwang und lasse einen Jeden glauben, was er will. Aber das kann und werde Ich nie leiden, daß das gemeine

Volk durch Irrlehren von der alten, wahren, christlichen Religion abgeleitet und daß Schriften, die solches befördern, öffentlich in Meinem Lande gedruckt werden. Hierauf muß die Bücher-Censur schärfer und attenter sein. Die Prediger der lutherischen und reformirten Confession müssen nach der Bibel das Volk lehren, so wie diese in ihrer jedesmaligen Kirche erklärt wird. Die symbolischen Bücher müssen nicht zurückgesetzt werden, auf daß ein Jeder nach seinen Einfällen die Bibel verdrehe; denn daraus entsteht lauter Confusion und die sogenannten Aufklärer wissen selbst nicht, was sie wollen. Ich aber will Ruhe und Ordnung im Lande haben, und dazu muß Mir ein Jeder behülflich sein, worauf Sie, Mein lieber Großkanzler, und alle Meine Minister zu achten haben."

Dem Professor wurde hierauf sein Manuscript mit der Benachrichtigung zurückgesandt, daß durch eine höchsteigenhändige Cabinetsordre dem Justizdepartement die Hände gebunden worden, die Erlaubniß zum Druck zu ertheilen. — Da der König in seinem Befehl an den Großkanzler gesagt hatte: „Das Buch soll hier nicht gedruckt werden," schickte es Villaume nach Leipzig, wo es unter dem Titel: „Prüfung der Rönnbergschen Schrift über symbolische Bücher in Bezug auf das Staatsrecht. Von Villaume. 1791" erschien, und nun um so begieriger gekauft und gelesen wurde. Eine Confiscation anzuordnen, unterließ Wöllner; er war bereits schon wieder mit der Jagd auf andere Beute, diesmal auf ein philosophisches Hochwild, beschäftigt. Immanuel Kant, Professor an der Universität zu Königsberg, der Schöpfer eines philosophischen Systems und Begründer einer Schule, welche sich von jenem entlegenen Städtchen des deutschen Ostens über die gesammte gebildete Welt verbreitete, hatte sein Licht auch in die Finsternisse der Berliner Hof- und Volks-Geisterbanner scheinen lassen. Zwei rüstige Vorkämpfer für Aufklärung und evangelische Gewissensfreiheit, der Ober-Bibliothekar Biester und der Ober-Consistorialrath Gedicke, Director des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin, hatten als ein Organ für ihre Bestrebungen die Berliner Monatschrift begründet. In dem Aprilhefte 1792 derselben erschien eine Abhandlung von Kant: Von der Einwohnung des bösen Princips neben dem guten, d. i. vom radicalen Bösen in der menschlichen Natur. Der von Wöllner zum Censor bestellte Consistorialrath Hilmer hatte die Druckerlaubniß ertheilt, in dem guten Glauben, daß die philosophische Sprache zu unverständlich sei, als daß sie der christlichen Einfalt Schaden zufügen könne. Bei einigen nachfolgenden Abhandlungen aber

fing es an den Censoren nicht geheuer zu werden, indem schon die Ueberschrift einer derselben: „Von Religion und Pfaffenthum" ihnen so verdächtig erschien, daß sie die Druckerlaubniß zu versagen für gut fanden. Kant ließ hierauf diese Abhandlungen in Königsberg unter dem Titel: „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" in Druck erscheinen, wozu die dortige theologische Facultät die Genehmigung ertheilte. Am verfänglichsten erschien der Berliner Inquisition die Abhandlung über Religion und Pfaffenthum, in welcher der Königsberger Philosoph ausführte: daß das vernunftgemäße Denken, der Rationalismus, eine übernatürliche göttliche Offenbarung zwar als möglich einräume, aber sie zu kennen und für wirklich anzunehmen zur wahren Religion nicht für nothwendig erachte. „Die wahre Religion sei Erkenntniß unserer Pflichten als göttlicher Gebote und guter Lebenswandel das Einzige, was der Mensch thun könne, um Gott wohlzugefallen. Der statuarische (für unabänderlich erklärte) Kirchenglaube und Gottesdienst sei nützlich, insofern er den Zweck habe, von den unteren Stufen der menschlichen Bildung zu jener Erkenntniß hinaufzuführen und die Erfüllung der Pflichten zu befördern; aber ihn für wesentlich zum Dienste Gottes zu halten und ihn zur obersten Bedingung des göttlichen Wohlgefallens am Menschen zu machen, sei ein Wahn, dessen Befolgung eine solche vermeintliche Verehrung Gottes sei, wodurch dem wahren, von ihm selbst geforderten Dienste gerade entgegengehandelt werde. Die enge Pforte und der schmale Weg, der zum Leben führe, sei der des guten Lebenswandels; die weite Pforte und der breite Weg, auf dem Viele zum Verderben wandeln, sei die Kirche, nicht gerade, als ob es an ihr und ihren Satzungen liege, daß Menschen verloren werden, sondern weil das Gehen in sie, das Bekenntniß ihrer Satzungen und die Ausübung ihrer Gebräuche für den von Gott verlangten Dienst genommen werde. Wenn auch der Kirche freistehe, Geheimnisse der göttlichen Weisheit als ihr gewordene Offenbarungen zu verkünden, so würde doch die Meinung, daß diese Offenbarungen zu glauben, wie sie die heilige Schrift erzählt und sie, äußerlich oder innerlich, zu bekennen, an sich etwas sei, wodurch wir uns Gott wohlgefällig machen könnten, ein gefährlicher Irrwahn sein: denn dieses Glauben sei als inneres Bekenntniß eines festen Fürwahrhaltens so wahrhaftig ein durch Furcht abgezwungenes Thun, daß ein aufrichtiger Mensch eher jede andere Bedingung als diese eingehen möchte, weil er bei allen anderen kirchlichen Frohndiensten allenfalls nur etwas Ueberflüssiges,

hier aber in einer Erklärung, von deren Wahrheit er nicht überzeugt sei, etwas dem Gewissen Widerstreitendes thun würde. Die Nöthigung, etwas zu glauben, was nur historisch erkannt worden und darum nicht für Jedermann überzeugend sein kann, sei für gewissenhafte Menschen ein viel schwereres Joch, als der ganze Kram frommer aufgelegter Observanzen immer sein möge, bei denen es genug sei, daß man sie begehe, um mit einem eingerichteten Kirchenwesen zusammenzupassen, ohne daß Jemand innerlich oder äußerlich das Bekenntniß seines Glaubens ablegen dürfe, daß er es für eine, von Gott gestiftete Anordnung halte, als wodurch eigentlich das Gewissen verletzt werde. Das Pfaffenthum sei die Verfassung einer Kirche, in welcher der Fetischdienst*) gemachter Götzen regiere, und überall da anzutreffen, wo nicht Principien der Sittlichkeit, sondern statuarische Gebote, Glaubensregeln und Observanzen die Grundlage und das Wesentliche desselben ausmachen. Auf das Mehr oder Weniger komme es hierbei nicht an, wo der Werth oder Unwerth auf der Beschaffenheit des zu oberst bindenden Princips beruhe. Wenn dieses die gehorsame Unterwerfung unter eine Satzung als Frohndienst, nicht aber als freie Huldigung auferlege, die zuerst dem moralischen Gesetze geleistet werden solle, so mögen der auferlegten Observanzen noch so wenige sein, genug, wenn sie für unbedingt nothwendig erklärt werden, so sei dies immer ein Fetischglaube, durch den die Menge regiert und durch den Gehorsam unter einer Kirche — nicht einer Religion — ihrer moralischen Freiheit beraubt werde."

In diesen wenigen Sätzen war der Rationalismus als eine Macht begründet, welcher die löschpapiernen Bollwerke, Schanz- und Schandpfähle der Berliner Censoren hinwegriß. Selbst das bisher noch für probat gehaltene Hausmittelchen der Cabinetsordres mußte für vergeblich geachtet werden, wurde indessen doch nicht unversucht gelassen. In einem, auf allerhöchsten Specialbefehl erlassenen, Rescripte wurde „dem Würdigen und Hochgelahrten, Unserm lieben und getreuen Professor Kant zu Königsberg" das allerhöchste Mißfallen darüber zu erkennen gegeben, daß er seine Philosophie zur Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christenthums mißbrauche, wie er in dem bezeichneten Buche und in anderen kleinen Abhandlungen gethan habe. „Wir haben Uns zu Euch eines Besseren

*) Fetisch, d. i. Götzendienst.

versehen, da Ihr selbst einsehen müßt, wie unverantwortlich Ihr dadurch gegen Eure Pflicht als Lehrer der Jugend und gegen Unsere, Euch sehr wohlbekannten, landesväterlichen Absichten handelt. Wir verlangen des ehesten Eure gewissenhafteste Verantwortung und gewärtigen Uns von Euch, bei Vermeidung Unserer höchsten Ungnade, daß Ihr Euch künftighin dergleichen nicht werdet zu Schulden kommen lassen, sondern vielmehr, Eurer Pflicht gemäß, Euer Ansehen und Eure Talente dazu anwenden, daß Unsere landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde, widrigenfalls Ihr Euch bei fortgesetzter Renitenz unfehlbar unangenehmer Verfügung zu gewärtigen habt."

Der Philosoph Wolf in Halle war fünfzig Jahre früher auf Anstiften dortiger Frömmler durch einen Cabinetsbefehl Friedrich Wilhelms I. bei Strafe des Stranges verwiesen worden; so streng wurde nicht gegen den Königsberger Philosophen verfahren. Der König, welcher ihn persönlich kannte und wußte, daß durch seinen Philosophen die dortige Universität in Flor gekommen war, begnügte sich mit einer rechtfertigenden Verantwortung, in welcher Kant erklärte: „daß er, um dem mindesten Verdachte vorzubeugen, als könne er sich ins Künftige eine Entstellung oder Herabwürdigung des Christenthums zu Schulden kommen lassen, es für das Sicherste halte, als Sr. Majestät getreuester Unterthan feierlichst zu erklären, daß er sich fernerhin aller öffentlichen Vorträge, die Religion betreffend, es sei die natürliche oder geoffenbarte, sowohl in Vorlesungen als in Schriften gänzlich enthalten werde." — Kant war kein Charakter wie Luther, welcher vor Kaiser und Reich erklärte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen." Wenn sich aber auch der Philosoph, so wie der König menschlich schwach erwiesen, die Philosophie hat sich dadurch auf ihrer Sonnenbahn nicht aufhalten lassen.

Nicht leicht wohl ist in der Gesetzgebung irgend einer Zeit ein, mit der Unterschrift eines Königs versehenes, von einem Minister gegengezeichnetes, Edict erschienen, in welchem mit dem Heiligsten ein so frevelhaftes Spiel getrieben, dem Gewissen der ärgste Zwang angethan und der Heuchelei und Lüge zugleich eine gesetzliche Berechtigung gegeben worden wäre, als in dem Religions-Edicte. Den Religionslehrern der drei Confessionen: der protestantischen, reformirten und katholischen (denn auch die letztere erklärte Wöllner unter seinen Schutz und Beaufsichtigung zu nehmen) wurde Cassation und noch härtere Strafen angedroht, wenn sie etwas Anderes lehren würden, als was der einmal bestimmte

und feſtgeſetzte Lehrbegriff ihrer Religionspartei mit ſich bringe. Der ernſte Wille des Königs ſei auf Feſthaltung dieſer unveränderlichen Ordnung gerichtet, obſchon er den Geiſtlichen gleiche Gewiſſensfreiheit, wie allen anderen Unterthanen zugeſtehen und ihnen bei ihrer inneren Ueberzeugung keinen Zwang anthun wolle. Welcher Lehrer der chriſtlichen Religion eine andere als die im Lehrbegriffe ſeiner Religion vorgeſchriebene Ueberzeugung habe, der könne dieſelbe auf eigene Gefahr ſicher behalten, denn der König wolle ſich keine Herrſchaft über die Gewiſſen anmaßen, obgleich ein ſolcher Geiſtlicher nach ſeinem eigenen Gewiſſen aufhören ſollte, ein Lehrer ſeiner Kirche zu ſein und ein Amt niederlegen müßte, zu welchem er ſich aus obiger Urſache untüchtig fühle. Indeß wollte der König aus großer Vorliebe für die Gewiſſensfreiheit jetzt noch nachgeben, daß ſelbſt diejenigen, in öffentlichen Aemtern ſtehenden Geiſtlichen, von denen es bekannt ſein möchte, daß ſie von den bezeichneten Irrthümern mehr oder weniger angeſteckt, in ihren Aemtern ruhig gelaſſen werden, unter der Bedingung jedoch, daß die Vorſchrift des Lehrbegriffs ihnen bei Unterweiſung ihrer Gemeinden ſtets heilig und unverletzbar bleibe; entgegengeſetzten Falls ſie die angedrohte Strafe der Caſſation, oder eine noch härtere, unfehlbar treffen werde.

Handel-Kartell.

Im großen Kartenhaus (Grand Hotel Carlton, 3. Januar, 2 U. — Grand Hotel Victoria, 3. Januar, 3 U.) — Der Kartellvertrag ist unterzeichnet. — Der Vertrag: Abschluß. — Die Konventionalstrafe ist festgesetzt. — Die Kartellv

belächelt hatte, hatten Fleisch und Blut gewonnen und traten mit so ehernem Fuße in die Wirklichkeit, daß davon der Erdball erbebte.

Die schamlose Verletzung der Sitte und des Rechtes, die rücksichtslose Verschwendung des Gutes und Blutes des Volkes mußten, sobald dasselbe über die ihm beiwohnende Macht zur Einsicht gelangte, zur offnen Empörung gegen die ihm angethane Gewalt führen. Ludwig XIV. hatte die absolute Gewalt zur höchsten Spitze getrieben, sein Nachfolger theilte seine Herrschaft mit Maitressen, Baronen und Pfaffen. Die Millionen Steuern und Abgaben, welche im Schweiße des Angesichts der geknechtete Bauer, der thätige Handwerker durch ihrer Hände Fleiß, durch kühnen Unternehmungsgeist der Kaufmann aufbrachten, verschwendete der Hof mit seinen Günstlingen, ohne daß der Adel und die Geistlichkeit die Lasten des Staats tragen halfen, obschon sie durch großen Grundbesitz, einträgliche Staatsämter und Pfründen im Reichthum und Ueberflusse schwelgten.

Ludwig XVI. trat die faule Erbschaft des von dem Todtenwurm durchnagten Thrones an, im guten Glauben, den Schaden durch einen Firniß von Majestätsschaum, wenn nicht herzustellen, doch übertünchen zu können.

Unter Ludwig XV. waren die öffentlichen Gelder auf unverantwortlich Weise verschwendet worden, eine große Schuldenlast war die Folge davon. Das Mittel, welches unter den vorhergehenden beiden Regierungen Aushülfe in der Noth gewährt hatte: Ausschreibung neuer Steuern, Erhöhung der bestehenden, verschrieb zwar der Finanzminister als ein probates Recept, allein es fand sich im ganzen Reiche kein Wundarzt mehr, welcher sich dazu hergegeben hätte, dergleichen Schröpfköpfe dem Volke anzusetzen. Die Generalstände, welchen in frühester Zeit das Steuerbewilligungsrecht zustand, waren seit beinah zweihundert Jahren nicht einberufen worden; an ihrer Stelle hatten die hohen Gerichtshöfe, welche den Titel: „Parlamente“ führten, das Recht: die von dem Könige ausgeschriebenen Steuern in ihre Register einzutragen, als eine leere Formalität ausgeübt. Um ein gewaltiges Deficit von Tausenden von Millionen einigermaßen zu decken und neue Quellen der Einkünfte zu schaffen, hatten die Minister Turgot und Necker in Vorschlag gebracht: die Steuerbefreiungen des Adels und der Geistlichkeit aufzuheben. Der König scheute sich, zu solchen Maßregeln seine Zuflucht zu nehmen, er entließ diese beiden Minister und übertrug die Verwaltung der Finanzen dem Marquis Calonne, einem der lüderlichsten Hofschranzen und Maîtres de plaisir, den es jemals gegeben. Eine Zeit lang

halfen die Generalpächter und Wucherer dem Hofe aus der Noth, Erpressungen aller Art wurden angewendet, allein bald sah auch Calonne sich genöthigt, eine gleiche Besteuerung aller Stände als das einzige Rettungsmittel in Vorschlag zu bringen. Da er von Seiten der Parlamente Widerspenstigkeit bei der Einregistrirung befürchtete, schlug er dem Könige vor: die Notabeln des Reichs, welche einen Ausschuß der Generalstaaten bildeten, einzuberufen, um von ihnen die Zustimmung zur Aufhebung der Steuerbefreiungen zu erhalten. Die Notabeln des Königreichs bestanden aus 7 Erzbischöfen, 7 Bischöfen, 36 Herren des hohen Adels, 8 Staatsräthen, 4 Requetenmeistern, den Präsidenten der Parlamente, den Magistratspersonen aus Paris, Lyon und Straßburg, 23 Maires aus den größeren Städten und aus 3 Abgeordneten aus jeder mit Landständen versehenen Provinz. Diese Ja-Herren, denen nur eine berathende, keineswegs eine gesetzgebende Stimme, oder das Recht der Steuerbewilligung zustand, zeigten sich nicht so fügsam, als es der Minister bei ihrer Berufung nach Paris im Februar 1787 erwartet hatte. Die Notabeln, die man in Paris als nickende Gipsmännerchen feilbot, versagten ihre Zustimmung zu der von Calonne beantragten Landsteuer und Stempeltaxe, da sie selbst und ihre Mitstände dazu herangezogen werden sollten. Sie beschwerten sich bei dem Könige über Verletzung ihrer Privilegien und drangen auf die Entlassung Calonne's, welche ihnen bewilligt wurde. Zu seinem Nachfolger ernannte der König den Erzbischof von Toulouse, Herrn v. Brienne; Necker, welcher einem ausdrücklichen Befehle des Königs zuwider eine Vertheidigung seiner Verwaltung gegen die, ihm von Calonne gemachten, Beschuldigungen hatte drucken lassen, wurde aus Paris verwiesen. Der neu ernannte Erzbischof-Minister versuchte es noch einmal, das Parlament von Paris zur Einregistrirung der neuen Steuergesetze zu vermögen; in feierlicher Gerichtssitzung am 6. August 1787 legte er demselben den, von dem Könige deshalb erlassenen, Befehl vor, allein die sämmtlichen Räthe erhoben sich dagegen und erklärten, daß die Befugniß der Steuerverwilligung einzig und allein den Generalständen des Reichs zustehe.

Dies Wort zuckte wie ein elektrischer Schlag durch alle Herzen, man vernahm nur einen Ruf durch das ganze Königreich: „les états généraux!“ Nur die Hofpartei stimmte nicht in diesen Ruf mit ein; der König verwies das Parlament nach Troyes in der Champagne und befahl dem königlichen Steuerhofe, die Edicte zu publiciren. Der Geist der Widersetzlichkeit theilte sich von

dem obersten Gerichtshofe der Hauptstadt der gesammten Bevölkerung mit und, was das Bedenklichste war, die Soldaten und Unterofficiere, durch das Ausschließen der Bürgerlichen von den Officierstellen, gegen den Hof und besonders gegen den jüngeren Bruder des Königs, den dummstolzen Grafen Artois, erbittert, verweigerten den Dienst, als sie zur Verhaftung der widersetzlichen Parlamentsmitglieder commandirt wurden; der Commandant der Pariser Stadtwache legte seine Stelle nieder, die Straßenlieder und Spottbilder nahmen Partei gegen den Hof und die Minister. Dem Könige wurde unheimlich zu Muthe, er veranlaßte Brienne mit den verbannten Parlamentsmitgliedern in Unterhandlung zu treten, und diese erklärten, unter der Bedingung, daß jene beiden Edicte zurückgenommen und die Generalstände berufen würden, die Ausschreibung einer neuen Anleihe, unter Vorbehalt der Genehmigung der Vertreter des Volks, einzuregistriren. Das Parlament kehrte nach Paris zurück und der König begab sich den 19. November 1787 in dessen Mitte, nicht um ein „Lit de Justice", in welchem sie nur königliche Befehle entgegen zu nehmen hatten, zu halten, sondern zu einer „Séance royale", in welcher freie Verhandlung gestattet war. Der Großsiegelbewahrer Lamoignon legte die Verfügung wegen der Anleihe vor und erlaubte sich sehr zur Unzeit den Parlamentsräthen eine Strafrede zu halten, in welchen er ihnen einschärfte: „daß der König der unumschränkte Herr der Nation sei, daß die gesetzgebende Gewalt ihm allein und ungetheilt gehöre und daß er deshalb Niemandem als nur Gott allein von der Anwendung Rechenschaft zu geben habe." Diese Rede rief eine lebhafte Erwiderung hervor, in welcher wenig schonende Rücksicht auf den anwesenden König genommen wurde. Als hierauf der Siegelbewahrer, ohne die Frage zur Abstimmung bringen zu lassen, die Anleihe als von dem Parlament bewilligt einzuregistriren befahl und der König schweigend seine Zustimmung zu erkennen gab, erhob sich sein Oheim, der Herzog von Orleans, als Vertheidiger des Rechtes, und erklärte das Verfahren der Krone für einen Gewaltstreich. Die Einregistrirung unterblieb, der König verließ höchst unwillig die Versammlung, in welcher er zum ersten Mal während seiner Regierung sich in der traurigen Nothwendigkeit befand, die Wahrheit hören zu müssen. Am folgenden Tage wurde der Herzog von Orleans auf sein sechs Stunden entlegenes Landhaus verwiesen, einige Parlamentsräthe verhaftet (6. Mai 1788) und zwei Tage später sämmtliche Parlamente des Königreichs aufgehoben. Diese aber erhoben Einspruch in allen

Provinzen; das zu Toulouſe erklärte die Conſtitution des Reichs für geſtürzt und rief das Volk auf, ſich auf das Gefühl ſeiner eigenen Macht zu verlaſſen. Die Bürger in den Städten, in welchen die Parlamente ihren Sitz hatten, erklärten ſich zu ihrem Schutze bereit und die Soldaten traten auf ihre Seite, mehrere höhere Officiere baten um ihren Abſchied, um nicht gezwungen zu werden, gegen ihre Mitbürger zu fechten. In Paris beſchränkte ſich der Lärm auf die niedrigſten Schichten der Straßenjungen (gamins), welche eine Strohpuppe mit dem Talar und der Biſchofsmütze, den Miniſter-Erzbiſchof Brienne vorſtellend, verbrannten. Der Hof gerieth in Angſt, die Miniſter in Verwirrung, die Königin, welche noch am meiſten Beſonnenheit zeigte, ſchrieb an den verbannten Necker, welcher unter der ihm zugeſtandenen Bedingung, daß Brienne entfernt werde, als erſter Miniſter nach Paris zurückkehrte und an die Spitze der Geſchäfte trat. „Es iſt zu ſpät!“ dies auch in unſeren Tagen oft vernommene, verhängnißvolle Wort, hatte Necker ausgeſprochen, als er den erſten Blick in das Schreiben der Königin that; und es war zu ſpät. Die Einberufung der Reichsſtände erklärte Necker für nicht länger zu verſchieben. Bei den früheren Verſammlungen der Generalſtände hatten der Adel und die Geiſtlichkeit ſich ein ſehr entſchiedenes Uebergewicht über den dritten, den Bürgerſtand (tiers état) angemaßt. Dieſer letztere, den wir in Deutſchland den Mittelſtand zu nennen pflegen, war auch in Frankreich ſeit dem Aufblühen der Städte, der Gewerbe, des Handels derjenige Stand geworden, welcher nicht nur die meiſten Mittel, ſondern auch die meiſte Bildung beſaß und der Anzahl nach jene beiden um das Zehnfache und mehr noch überwog. Die Rechte des dritten Standes zur Geltung zu bringen, war eine unabweisbare Aufgabe der Zeit, in tauſend und mehr Flugſchriften war ſie in den letzten Jahren zur Sprache gebracht und die Frage: „Was iſt der dritte Stand?“ von dem geiſtreichen Abbé Sieyes, General-Vicar des Biſchofs von Chartres, mit dem einfachen Wörtchen: „Alles“ beantwortet worden. Necker berief zur Entſcheidung der Frage: ob in der Reichs-Verſammlung nach Ständen, wie der Adel und die Geiſtlichkeit, oder nach der Kopfzahl, wie der dritte Stand verlangte, geſtimmt werden ſollte, noch einmal den Ausſchuß, die Notabeln (den 6. November 1788) nach Verſailles. Die Anſicht des Grafen von der Provence — ſpäter König Ludwig XVIII. — und mehrerer freiſinniger Barone beſtimmte Necker: die Generalſtände zum 27. April 1789 nach Verſailles einzuladen, und zwar dreihundert vom Adel, dreihundert

von der Geistlichkeit und sechshundert aus dem Bürgerstande. Da bei den Wahlen keine Beschränkung durch Grundbesitz und Vermögen stattfand, kamen Männer von Talent und Charakter zum Vorschein, welche bisher in bescheidener Verborgenheit in gedrückten Verhältnissen verkümmerten, aus dem Bürgerstande sowohl, als vornehmlich — aus dem Stande der Geistlichen und des Adels. Die von mehreren Seiten gemachten Vorschläge: die Reichsstände in einer Provinzialstadt zu versammeln, um sie den Einflüssen und Bewegungen der Hauptstadt zu entziehen, sagten weder dem Minister noch dem Könige zu, vielmehr glaubte man bei Hofe durch den Glanz prächtiger Feste zu blenden und durch Entfaltung der bewaffneten Macht zu imponiren; indessen wurde die, vier Stunden von Paris entfernte, Residenz Versailles zum Versammlungsorte bestimmt, wo am 5. Mai 1789 nach einhundert und fünfundsiebenzig Jahren zum ersten Male wieder die Generalstände vor dem Throne ihres Königs erschienen.*) Dem Adel, welcher in spanischer Tracht mit Sammetmantel und Federhut erschien, und der Geistlichkeit in ihren Purpurmänteln und goldstoffenen Gewändern öffneten sich die hohen Flügelthüren des Haupteinganges; den Deputirten des Bürgerstandes in ihrem schlichten Kleide wurde ein schmales Seitenpförtchen an der Hintertreppe als Eingang angewiesen. Der König, von sämmtlichen Prinzen und Prinzessinnen des Hofes umgeben, von dem strahlenden Schweife der besternten und bebänderten Camarilla gefolgt, wurde, als er den Thron bestieg, mit freudigem Zurufe begrüßt; die, von den Ministern ihm vorgeschriebene, Rede, die er ablas, war so farblos gehalten, daß Niemand daran Anstoß nehmen konnte. Hierauf nahm Necker das Wort und gab in einem dreistündigen Vortrage eine Schilderung der Zustände des Landes und der Mittel zur Abhülfe der bedrängten Lage, indem ein Deficit von sechsundfünfzig Millionen vorhanden sei. In dem ministeriellen Tone eines Richelieu nahm er für die Befehle Sr. Majestät unbedingten Gehorsam in Anspruch, erklärte, daß dem Könige noch hinreichende Mittel zu Gebote ständen, daß nur der Beirath der getreuen Stände bei Ausschreibung der nöthigen Auflagen und Anleihen verlangt werde. Um den Adel zufrieden zu stellen, schmeichelte er dessen Eitelkeit durch Aufzählung seiner

*) Tages zuvor wurde eine förmliche Procession gehalten, welcher der König, die Königin und sämmtliche Prinzen und Prinzessinnen sich anschlossen, ein jeder Theilnehmer mit einer Kerze in der Hand. Unter den Deputirten des dritten Standes war nur ein einziger Bauer, Michel Gérard, Deputirter von St. Martin de Rennes, anwesend.

Verdienste um die Monarchie und der, diesem Stande zustehenden, wohlerworbenen Privilegien, weshalb er auch nicht in Abrede stellte, derselbe befinde sich bei der Forderung der Abstimmung nach Ständen, nicht nach Köpfen, in seinem guten Rechte, empfahl ihm jedoch den Vorschlag in Erwägung zu ziehen: bei den Abstimmungen mit beiden Formen abzuwechseln. Das Wort, worauf die Versammlung, worauf die ganze Nation mit gespanntester Erwartung harrte, das Wort „Charte" oder „Constitution" kam in seiner Rede nicht vor und schon in dieser ersten Sitzung wurde es offenbar, daß er nicht der Mann sei, um bei dem nahenden Sturme an dem Steuer der lecken Staatsgaleere zu stehen. Er hatte wohl die Gefahr erkannt und dem Könige, als das einzige Mittel, den Sturm zu beschwören, den Entwurf einer, nach englischem Muster geformten, „Charte" vorgelegt, mit einem Oberhause des hohen Adels und der Geistlichkeit, und einem Unterhause des dritten Standes. Diese Charte rieth er, „als ein freies Geschenk des königlichen Entschlusses zu octroyiren," d. h. zu bewilligen, bevor die Nation sie ihm abdringe. So verblendet aber waren die Königin, der Graf von Artois und die gesammte Camarilla, daß sie es einen Verrath an dem Throne nannten, wenn man einem Könige von Frankreich anmuthe, von seiner souverainen Unbeschränktheit in die schmachvolle Abhängigkeit eines Königs von England herabzusteigen. Solchen Rathgebern schenkte Ludwig XVI. in thörichtem Allmachtgelüste Gehör; Necker verlangte und erhielt eine Entlassung.

Unterdessen war es in der National-Versammlung („assemblée nationale" hatte sie der König selbst zuerst genannt) zum offnen Zerwürfniß gekommen. Der Adel und die Geistlichkeit beharrten darauf, nach Ständen gesondert zu berathen, der dritte Stand dagegen erklärte: ein jeder Abgeordneter sei hierher als Abgeordneter der ganzen Nation gekommen, weshalb die Berathung und Abstimmung in gemeinsamer Sitzung nach der Kopfzahl stattfinden müsse. Jene beiden Stände zogen sich in die ihnen angewiesenen Kammern zurück, der dritte blieb in dem allgemeinen Ständesaal und erklärte sich auf den Vorschlag des Abbé Sieyes am 17. Juni 1789 zur alleinigen National-Versammlung. Der schon in dieser Sitzung gemachte Vorschlag, die Steuerverweigerung auszusprechen, fand nicht hinlängliche Unterstützung, dagegen faßte die Versammlung den Beschluß: „daß die bestehenden Abgaben, obwohl sie bisher gesetzwidrig gewesen, kraft vorläufiger Bewilligung noch ferner erhoben werden könnten."

Dieſer Vermeſſenheit ein Ziel zu ſetzen, ließ der König, dem der Adel ſeine Unterſtützung zugeſagt hatte, durch einen Herold am 20. Juni in Verſailles die Sitzungen der Stände bis zu einer, in wenigen Tagen zu haltenden, königlichen Sitzung für aufgehoben erklären; der Verſammlungsſaal wurde geſchloſſen, Soldaten wehrten mit vorgehaltenen Bajonetten den Abgeordneten den Eintritt. Da forderte Bailly, der Präſident der National-Verſammlung, die Mitglieder auf, ihm in den Saal des Ballhauſes*) zu folgen, wo ſie in der Eile, ſo gut es ſich thun läßt, ſich einrichten. Man bietet dem Präſidenten den einzigen hier vorhandenen Stuhl an, er ſchlägt ihn aus und bleibt wie ſämmtliche Mitglieder ſtehen; eine Gartenbank dient den Secretairen als Schreibpult; die Sitzung iſt öffentlich. Der Vorſchlag: ſofort nach Paris aufzubrechen, wird durch die beſonnene Mäßigung des Präſidenten beſeitigt. Da erhebt ſich Mounier und fordert die Deputirten auf, ſich durch einen Eid verbindlich zu machen, vor der Feſtſtellung der Conſtitution ſich nicht zu trennen. Sogleich wird die Eidesformel abgefaßt und der Präſident nimmt die Ehre in Anſpruch, der Erſte zu ſein, welcher ſchwört und den Schwur empfängt: „Wir ſchwören," ſo lautet die Formel, „einen feierlichen Eid, uns niemals zu trennen und uns überall zu verſammeln, wo es die Umſtände geſtatten werden, bis die Verfaſſung des Königreichs feſtgeſtellt und auf ſicherm Grunde errichtet ſein wird!" Alle erheben die Hand zum Schwur, aus jedem Munde ertönt dieſer feierliche Eid, auch das in dem Saale und davor verſammelte Volk ſchwört mit und ruft: „Es lebe die National-Verſammlung! Es lebe der König!" So gut königlich war damals noch das Volk geſinnt.

Der König berief hierauf die Abgeordneten aller drei Stände zu einer königlichen Sitzung am 23. Juni, in welcher er dem dritten Stande ſein allerhöchſtes Mißfallen über das Vorgefallene zu erkennen gab und den Befehl wiederholte, die Abſtimmung nach Ständen beizubehalten. Als Grundlagen der, aus allerhöchſter Gnade und freiem Entſchluſſe zu gebenden, Verfaſſung wurden in einem königlichen Erlaſſe bezeichnet: Aufhebung der Steuerbefreiungen, Berufung der Provinzialſtände, Verlegung der inneren Zollſtellen an die Grenzen, Sicherſtellung der perſönlichen Freiheit, Abhängigkeit der Beſteuerung von der Zuſtimmung der in regelmäßigen Friſten zu berufenden Reichsſtände. „Werden

*) Der Hof pflegte ſich mit Ball- und Ballonſpiel zu vergnügen.

die Abgeordneten," fügte der König in einem, seine gegenwärtige Macht überschätzenden, Tone hinzu, „sich Meinem Willen nicht fügen, so werde Ich es allein über Mich nehmen, Mein Volk mit einer Verfassung zu beglücken," und der Minister schloß seine Rede mit den Worten: „Im Namen und Auftrage Sr. Majestät des Königs befehle ich Ihnen, meine Herren, sofort auseinander zu gehen und morgen ein Jeder in dem, *seinem Stande* bestimmten, Saale zu erscheinen und daselbst Sitzung zu halten." Hierauf erhob sich der König und verließ den Saal, gefolgt von der Geistlichkeit und dem Adel. Da erhob sich der, zu dem dritten Stande übergetretene, *Graf Mirabeau* aus der Provence und rief mit edler Entrüstung: „Also Befehl? und von wem? Von unserm Beauftragten, der von uns, den Inhabern eines unverletzlichen staatsbürgerlichen Priesterthums, Befehle zu empfangen hat! Ich verlange, daß wir uns in die Würde der gesetzgebenden Macht hüllen und unserem Eide getreu nicht eher auseinandergehen, als bis wir Frankreich eine Verfassung gegeben haben!" Der Groß-Ceremonienmeister kehrte in den Saal zurück und befragte nochmals den Präsidenten: ob er die Willensmeinung Sr. Majestät vernommen habe. Graf Mirabeau entgegnete: „Ja, wir haben gehört, welche Worte man dem Könige in den Mund gelegt hat; Sie aber, Herr Ober-Hof-Ceremonienmeister, haben nicht das Recht, hier zu sprechen. Gehen Sie und sagen Sie Ihrem Gebieter, wir seien hier Kraft der Gewalt des Volkes und er möge die Gewalt der Bajonette versuchen, uns von hier zu vertreiben." Mit lautestem Zurufe stimmte ihm die Versammlung bei und setzte, als ob nichts geschehen sei, die Berathung fort. Der Ceremonienmeister brachte mit verstörtem Gesicht die Nachricht von der Aufnahme, die seine Botschaft gefunden, zu dem Könige, der in seiner Rathlosigkeit sogleich einen Eilboten an Necker absendete, diesen wieder zu sich beschied und ihn nach seiner Rückkehr mit der Königin gemeinschaftlich beschwor, das Ministerium wieder zu übernehmen. Er that es unter der Bedingung, daß der König die Stände zu gemeinsamer Berathung am 27. Juni zusammenrufe, indem bereits vierzig Mitglieder des Adels unter Anführung des Herzogs von Orleans sich dem dritten Stande als der wahrhaften National-Versammlung angeschlossen hätten. Dies geschah; die Bewohner von Versailles, durch Gäste aus Paris verstärkt, hielten lautjubelnde Umzüge, riefen dem Könige und der Königin, die auf dem Altan des Schlosses erscheinen mußten, vielfaches Lebehoch! — eine Ehre, die freilich auch dem Herzoge von Orleans und den

Führern der National-Verſammlung zu Theil wurde. Der Camarilla ward immer unheimlicher bei dieſen ungewohnten Freudenbezeugungen des Volkes, der König und die Königin wurden aufs Neue eingeſchüchtert, ſo daß die Hofpartei einen Befehl an den Marſchall Broglie auswirkte, ein Heer von 30,000 Mann, aus Schweizern, Deutſchen und Italienern beſtehend, bei Paris zuſammenzuziehen. Hierdurch fühlten ſich die in Paris liegenden königlichen Garde-Regimenter verletzt, die Disciplin war längſt gelockert, die Befehle der Officiere wurden nicht geachtet, in Schaaren zogen die Gardiſten nach dem Palais-royal, der Wohnung des Herzogs von Orleans, um hier in den geräumigen Höfen und Gärten die aufreizenden Reden der Männer des Volkes zu vernehmen. Die Anſammlung der Truppen, um Paris zu cerniren (einzuſchließen), blieb kein Geheimniß und die noch immer in Verſailles tagende National-Verſammlung faßte in der Sitzung vom 10. Juli auf Mirabeau's Antrag den Beſchluß, dem Könige eine Adreſſe zu überreichen, worin in Ausdrücken gebieteriſcher Ergebenheit die Entfernung der Truppen verlangt wurde. Der König ließ der National-Verſammlung die Antwort ertheilen: die Truppen ſeien beſtimmt, neue Unordnungen in der Hauptſtadt zu verhüten, die Ausübung der Geſetze und die öffentliche Ruhe zu ſichern und die Freiheit der Verſammlung gegen Terroriſiren durch Volkshaufen zu ſchützen.

Die National-Verſammlung beruhigte ſich bei dieſem Beſcheid. Der Marſchall Broglie rückte näher gegen Paris vor, die Hofpartei dünkte ſich der Unterdrückung der ganzen Farce, wofür ſie die National-Verſammlung hielt, ſo ſicher, daß ſie den König aufs Neue beſtimmte, Necker zum zweiten Male zu verabſchieden und diesmal ſogar mit dem Befehl, heimlich abzureiſen und in kürzeſter Friſt Frankreich zu verlaſſen. Mit edler Selbſtverleugnung reiſte Necker noch in der Nacht unbemerkt ab und gedachte auf einem Umwege durch die Niederlande und Deutſchland nach der Schweiz zu gehen. In Paris brachte dieſe Nachricht eine gewaltige Aufregung hervor; es war Sonntag den 12. Juli; die öffentlichen Gärten und Spaziergänge mit Menſchen gefüllt; die Theater werden verlaſſen, die Menge zieht, eine Büſte Neckers vorauftragend, nach dem Palais-royal, der Herzog von Orleans, deſſen Wagen man mit dem Zurufe umringt, er möge der Nation Genugthuung verſchaffen, fordert die Menge auf: ſich zu bewaffnen. Die auf dem Stadthauſe verſammelten Wahlmänner der Stadt Paris decretiren die Errichtung der Nationalgarde, eine blau-roth-weiße

Fahne, die Farben der Stadt Paris, wird aufgepflanzt, 30,000 Gewehre, welche in dem Hotel der Invaliden aufbewahrt wurden, werden am Morgen des 14. Juli an die waffenfähigen Bürger vertheilt, mit denen ſich die, auf dem Marsfelde aufgeſtellte, königliche Garde, mit den Nationalfarben geſchmückt, ſogleich verbrüdert. In dem öſtlichen Theile der Stadt befand ſich ein, im 14. Jahrhundert gegen die Einfälle der Engländer angelegtes, feſtes Schloß, die Baſtille genannt. Später hatten die Könige dieſe Burg als einen Zwinger gegen die unruhige Bürgerſchaft und zuletzt als ein gefürchtetes und verhaßtes Staatsgefängniß benutzt, in welchem Hunderte von Unſchuldigen, ohne Urtheil und Recht, auf Lebenszeit eingekerkert worden waren. Gegen die düſteren Mauern dieſes, unter tauſend bangen Seufzern und Thränen ſo oft verwünſchten, Zwingers richtete ſich die erſte Unternehmung des bewaffneten Volkes. Die Beſatzung zählte nicht mehr als 115 Mann, allein tiefe Gräben, hohe Mauern, feſte Thore und Zugbrücken hemmten in zweifachem Umkreiſe den Zugang. Durch Ueberrumpelung und durch die Kühnheit einiger Arbeiter, welche das Thor erkletterten und die Ketten der Zugbrücke ſprengten, gelang es in den erſten Hof einzudringen. In dem zweiten Hofe thut die Beſatzung eine Zeit lang Widerſtand, allein der Commandant ſieht ſich bald genöthigt zu capituliren, und eine wilde und wüſte Rotte dringt mit Mordgeſchrei ein, gereizt durch einige einzelne Flintenſchüſſe, die nach der Uebergabe noch auf das Volk gethan worden waren. [· Der Tag der Erſtürmung der Baſtille (14. Juli 1789) wird gewöhnlich als Anfang der franzöſiſchen Revolution bezeichnet, ein blutiger Anfang, da ſchon heut mehrere Opfer der Volkswuth erlagen, deren Köpfe auf Spießen umhergetragen wurden. Als der König, den die Camarilla durch verfälſchte Zeitungen über die Stimmung des Volkes in Täuſchung gehalten hatte, durch ein Mitglied der National-Verſammlung, den Herzog von Liancourt, der es mit ihm und dem Volke wohlmeinte, erfuhr, welche Gefahr im Verzuge ſei, begab er ſich am 15. Juli in die National-Verſammlung, erklärte die Sache des Volkes für die ſeine und ertheilte ſofort den Befehl zum Rückzuge der Truppen. Die National-Verſammlung nahm dieſe Erklärung mit Beifallruf und Händeklatſchen auf, geleitete den König nach dem Schloſſe zurück und ſchickte eine Deputation mit dieſer frohen Botſchaft nach Paris. Bei derſelben befanden ſich der Marquis v. Lafayette, welcher von dem Volke zum Oberſten der Nationalgarde, und der Präſident Bailly, welcher zum Maire von Paris ernannt wurde.

Die königlichen Garden aber wieſen die, durch den Herzog von Liancourt ihnen im Namen des Königs verkündigte, Verzeihung zurück und verlangten für ihren Uebertritt zu dem Volke eine lobende Anerkennung, welche ihnen auch gewährt wurde. Jetzt war die Camarilla geſprengt; der Graf von Artois, die Prinzen Condé, der Marſchall Broglie, der Baron Breteuil flohen nach Deutſchland und der Schweiz. An Necker erließen der König und die National-Verſammlung die dringende Einladung zur Rückkehr. Zur Beſchwörung des Aufruhrs der Hauptſtadt wurde es für unerläßlich gehalten, daß ſich der König ungeſäumt dahin begebe und dem Volke zeige. „Du gehſt zum Schaffot!“ rief ihm die Königin zu, als er mit Thränen ſich von ihr losriß. Der König hielt einen wahren Triumphzug in Paris; als er, mit der dreifarbigen Bandſchleife am Hute, auf dem Balcon des Stadthauſes ſich der Menge zeigte, wollte der Jubel nicht enden und bei ſeiner Zurückfahrt drängten ſich Alle heran, ſeine Hände, ſeinen Rockſchooß, ja um ſeine Fußſtapfen zu küſſen. So unerwartete Gunſtbezeugungen erweckten ſogleich den früheren Hochmuth wieder und noch bevor Necker zurückgekehrt war, ließ der König dem Baron Foulon, einem geſchwornen Feind des Volkes, Anträge wegen der Bildung eines neuen Miniſteriums im alten Sinne machen. Von Foulon aber war bekannt, daß er den Pariſern angedroht: „In ihren Straßen ſolle Gras wachſen und das Volk das Heu freſſen!“ Er fiel, ein blutiges Opfer roher Volksjuſtiz und wurde vor dem Stadthauſe an einen Laternenpfahl aufgeknüpft. In der National-Verſammlung, welche gegen ſolche Gewaltthaten einſchreiten wollte, erklärten Stimmführer wie Mirabeau und Barnave: „Das Volk habe ſich ſelbſt Recht verſchafft; das Maß ſei voll geweſen, die Beſtrafung eines Vezirs möge den anderen zur Warnung dienen. Ob denn das vergoſſene Blut ſo rein geweſen, daß man darüber ſo viel Lärmens mache.“

Siebentes Kapitel.

Neckers Rückkehr. — Aufruhr in den Provinzen. — Des Feudalstaates glorreiches Ende in der Nacht vom 4. August 1789. — Hingebung des Adels. — Ludwig XVI. „der Wiederhersteller der Freiheit". — Ob aufschiebendes? ob absolutes Veto? — Die Camarilla in Versailles. — Die Demokraten in Paris. — Zug eines Volkshaufens nach Versailles den 5. October. — Lafayette. — Der König muß ein Fischweib umarmen. — Die Garden machen Brüderschaft mit dem Volke. — Der König wird zur Rückkehr nach Paris gezwungen. — Die National-Versammlung in der Reitbahn. — Die rechte und linke Seite; der Berg; die Clubs. — Die geistlichen Güter zu National-Eigenthum erklärt. — Talleyrand. — Ludwig von den Geistlichen ins Gebet genommen; — verschreibt seine Seele dem Papst. — Montesquieu über den Adel. — Die Feier des 14. Juli 1790. — Beschwörung der Verfassung durch den König. — Die Erklärung der Menschenrechte. — Ein Brief Ludwigs XVI. an Friedrich Wilhelm II.

Zum dritten Male folgte Necker dem Rufe des Königs und kehrte aus der Verbannung zurück. Das Volk empfing ihn überall mit Ehren- und Freudenbezeugungen, wie sie kaum jemals einem siegreichen Feldherrn oder Erretter des Vaterlandes erwiesen worden sind. Er wendete seinen Einfluß auf die Menge dazu an, die Achtung des Eigenthums, Schonung des Adels und der Geistlichkeit und Liebe zu dem Könige anzuempfehlen, und mehrere dem Tode bestimmte Opfer erhielten auf seine Fürsprache sogleich die Freiheit wieder. Den Führern der Revolution gelang es jedoch sehr bald, Neckers Einfluß zu lähmen, ein neuerwählter Gemeinderath von 150 Mitgliedern bildete in Paris die oberste Behörde und widerrief die an Necker von den Wahlherren gemachten, Zusicherungen.

Das Sturmgeläut des Aufruhrs von Paris pflanzte ſich in furchtbaren Wellenſchlägen durch die Provinzen fort, die aufreizenden Worte der Rednerbühne der Hauptſtadt wurden dort zur That. In läſſiger Gewohnheit patriarchaliſcher Herrſchaft, mehr noch im höhnenden Uebermuthe auf Bevorzugung durch Geburt und Herkommen trotzend, übte der Landadel, mit Berufung auf hiſtoriſche Ueberlieferung und auf wohlerworbene Rechte, die ſchmachvollſte Bedrückung des geknechteten Landvolkes aus, welches durch angeſtrengteſte Arbeit die Millionen erwerben mußte, welche der Edelmann am Hofe und auf Reiſen verſchwendete, während der Bauer daheim an Leib und Seele verkümmerte. Die Lehre von der *chriſtlichen Freiheit*, welche bereits zur Zeit der Reformation in Deutſchland bis in die Hütte des unterthänigen Bauern und Leibeigenen gedrungen war, fand jetzt lebhaften Anklang bei den franzöſiſchen Bauern, denen das neue Evangelium „*von den Rechten der Menſchheit*“ gepredigt wurde. In Deutſchland hatte der Rittergutsbeſitzer ſich in roher Gutmüthigkeit damit begnügt, die zu Zwangsdienſten pflichtigen Leute zu keiner anderen Nutzung, als ſein anderes Zugvieh anzuſtrengen; in Frankreich trieb man die Sache witziger und raffinirter. Hier legte der gnädige Herr ſeinen Bauern den Dienſt auf, in den Sommernächten die Fröſche des Schloßteiches auf die Köpfe zu ſchlagen, damit Ihre Gnaden nicht im Schlafe geſtört würden. Die jugendliche Braut des Dorfbewohners mußte die Blüthe ihres Hochzeitskranzes und ihrer Unſchuld von dem adligen Wüſtlinge, wenn er dies Recht geltend machte, brechen laſſen und das rohe Vergnügen der Jagd — Jägervölker ſtehen auf der niedrigſten Stufe der Bildung — koſtete dem Bauer, welcher es wagte, ſein Saatfeld gegen die Verwüſtung des Wildes mit Hunden und Waffen zu ſchützen, oft Leben oder Freiheit. Jetzt nun, als die Millionen Staatsbürger den Einen, welchem ſie bisher als unbeſchränktem Herrn unterthänig geweſen waren, nicht mehr als ſolchen anerkannten, fanden es die Bauern ganz in der Ordnung, ſich den Frohnden und anderen unerträglichen Laſten, die ihnen der Alleinherrſcher des Dorfes auferlegte, zu entziehen. Wollte der Gutsherr Gewalt brauchen, wurde er mit Gewalt zurückgewieſen; an vielen Orten brach die ungebildete, nun zügelloſe Maſſe die Ketten in eigenmächtiger Empörung und nahm für Jahrhunderte lang dem Bauernſtande angethane Schmach blutige Rache; viele der ſchönſten Schlöſſer und Landhäuſer des Adels wurden ein Raub der Flammen und der Verwüſtung und ihre Eigenthümer vertrieben oder erſchlagen. Hier zeigte ſich

nun ein Theil des französischen Adels würdig seines Namens und seines Berufs: an Edelmuth es allen Anderen zuvorzuthun. Wie die Ketten, in welchen die römische Kirche und das Papstthum die Geister gefesselt hielt, nur durch einen Mönch, einen eifrigen Katholiken, wie Martin Luther, gebrochen werden konnten, — denn von innen heraus und an ihr selbst mußte die Kirche die Heiligung beginnen — so ist auch das absolute Königthum durch einen König: — Friedrich II. — und die Adelsherrschaft (Aristokratie) durch einen Grafen: — Mirabeau — gestürzt worden.

Mirabeau zog durch seine, aus tiefem Gefühl hervorgehende Begeisterung und durch die Macht seiner Beredtsamkeit eine große Anzahl gebildeter und freisinniger Männer seines Standes auf die Seite derer hinüber, welche überlieferte Vorurtheile aufgaben und für die Verwirklichung des Rechtes in dem freien Staate zu jedem Opfer sich bereit erklärten. Als nun in der Abendsitzung der National-Versammlung am denkwürdigen 4. August ein Aufruf an das Landvolk zur Berathung kam, worin dasselbe zur Bezahlung der nicht gesetzlich aufgehobenen Steuern und Abgaben und zum Gehorsam gegen die bestehenden Gesetze ermahnt wurde, erhob sich der Vicomte de Noailles und sagte: „Unsere Worte werden keinen Erfolg haben, wenn wir dem Volke nicht durch Thaten beweisen, daß wir aufrichtig gesonnen sind, ihm zu helfen. Ich beantrage: die Adelsvorrechte, welche durch ihren Druck die Volkswuth hervorgerufen haben, aufzuheben, die persönliche Unterthänigkeit der Landleute für erloschen, alle dinglichen Leistungen derselben für ablösbar zu erklären.“ Die Verhandlung hatte anfänglich einen ruhig berathenden Charakter; der Herzog von Aiguillon suchte geltend zu machen, daß die Feudalrechte nur gegen vollständige Entschädigung aufgehoben werden dürften, da sie ein wahrhaftes Eigenthum seien. Der Marquis Foucault verlangte, daß die mit Gnadengehalten überschütteten Hofleute zunächst herangezogen würden zu den allgemeinen Lasten; der Herzog von Chatelet gab dies zu, erinnerte aber zugleich an die reichen Pfründen der Bischöfe und an den Zehnten der Geistlichen. „Die Geistlichkeit,“ erklärte der Bischof von Nancy, „schließt sich in jeder freiwilligen Entsagung dem Adel an.“ „Wir leisten,“ rief der Bischof von Chartres, „auf die Zehnten Verzicht, allein der Adel muß seine Privilegien auf die Taubenhäuser und Karnickelgehege fallen lassen, er muß die Fischerei frei geben und die tyrannischen Gesetze der Jagd aufheben.“ Ein Stand suchte jetzt den anderen an Edelmuth und Hingebung

für das allgemeine Wohl zu übertreffen. Der umfaſſendſte und folgenreichſte Beſchluß, den jemals eine Volksverſammlung gefaßt, kam in dieſer Nacht zu Stande: Aufhebung der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit, der Jagd- und Fiſchereigerechtigkeit, die Verwandlung der Zehnten in ablösbare Renten. Alle Privilegien, Standesunterſchiede und Standesvorrechte ſind abgeſchafft; in Frankreich giebt es hinfort nur ein Geſetz, vor dem Alle gleich ſind, es giebt nur eine Nation, nur einen Titel: „franzöſiſche Bürger;" alle Provinzialrechte hören auf, die Zünfte werden aufgehoben; Schwurgerichte werden eingeführt; die Perſon und das Eigenthum ſind frei. Der Abbé Sieyes ſuchte zwar noch in einer nächſtfolgenden Sitzung die Zehnten der Geiſtlichkeit durch den feierlichen Zuruf zu retten: „Ihr wollt frei ſein und wißt nicht einmal gerecht zu ſein!" Allein der Erzbiſchof von Paris, Baron v. Guigne, erklärte im Namen der geſammten Geiſtlichkeit, daß ſie auf den Zehnten Verzicht leiſte. Auf die Bemerkung des Abbé Sieyes, daß man dadurch den großen Grundbeſitzern, welche dieſe Abgabe bisher betroffen habe, ein Geſchenk von 60 Millionen mache, entgegnete ihm Mirabeau: es gebe hinfort nur drei Weiſen in der bürgerlichen Geſellſchaft zu leben, entweder als Bettler, oder als Dieb, oder als Beſoldeter. Was man ſein Eigenthum zu nennen pflege, ſei nur der Preis, welchen ihm die Geſellſchaft für die Auszahlungen giebt, welche er an andere ihrer Glieder zu leiſten verpflichtet iſt; die Grundbeſitzer ſeien nur die Verwalter und Haushalter eines Theils des Vermögens der Geſellſchaft.*) Die National-Verſammlung ordnete zur Feier dieſer, eine neue Zeit des Friedens, der Einigkeit und des Glücks herbeiführenden, Beſchlüſſe ein feierliches Te Deum an, zu welchem der König eingeladen wurde, welchem man, nachdem er, nach einer vergeblichen Zögerung, dem Decret (20. September) ſeine Genehmigung ertheilt hatte, den Namen: „Wiederherſteller der Freiheit" zuerkannte. Die anfängliche Weigerung des Königs, das ihm vorgelegte Decret zu vollziehen, führte zu einer lebhaften Erörterung darüber, ob dem Könige ein abſolutes (unbedingtes), oder ein ſuspenſives (aufſchiebendes) Veto (ich verbiete) zuſtehen ſolle. Der Graf Mirabeau hatte ſich für das abſolute Veto erklärt und zwar in einer ſehr energiſchen Weiſe. „Einer der Redner," ſagte er, „iſt der Meinung, daß, wenn das Volk geſprochen, die Genehmigung des Königs nicht nothwendig ſei; ich aber

*) Schon damals alſo Communismus, wenn auch noch nicht ſo weit getrieben, wie 1848 Proudhon es verlangt, deſſen Grundſatz war: „Das Eigenthum iſt Diebſtahl."

38ste Lieferung.

Von Elba nach St. Helena.

Von

Dr. Fr. Förſter.

Einleitende Geſchichte der Jahre 1786—1814.

Preis der Lieferung 5 Sgr. (18 Kr. Rh.)

Berlin.
Guſtav Hempel.
—
1866.

Digitized by Google

meine Herren, halte das Veto des Königs für so durchaus nothwendig, daß ich lieber in Constantinopel als in Frankreich leben möchte, wenn er es nicht hätte. Ja, ich erkläre, daß ich nichts Furchtbareres kenne, als die souveraine Aristokratie von sechshundert Personen, welche sich morgen für unabsetzbar, übermorgen ihr Amt für erblich erklären könnten und, wie die Aristokraten aller Länder, damit endigen würden, alle Gewalt an sich zu reißen." Von dem aufschiebenden Veto sagt Mirabeau, daß es aus der Furcht hervorgegangen sei, der König könne sagen: das ist der Wille meines Volkes, aber der meine steht ihm entgegen und mein Wille soll gelten. Dagegen, daß der König dies nicht sagen werde, gebe es eine Macht, die weit über die Macht der Könige hinausreiche: die öffentliche Meinung. „Ich fasse Alles in einem Worte zusammen," so schloß er seine Rede, „ich verlange: Jährlichkeit der National-Versammlung, Bewilligung des Heeres und der Steuern immer auf ein Jahr, Verantwortlichkeit der Minister und die königliche Sanction ohne alle Beschränkung in Worten, aber in der That genügend begrenzt; das ist das Palladium der Nationalfreiheit und die köstlichste Handhabung der Freiheit, welche einem Volke zu Theil werden kann." Dennoch gestand die Versammlung dem Könige nur das aufschiebende Veto zu, so daß er einem Gesetze, welches ihm von der Versammlung des nächsten Jahres nochmals vorgelegt wurde, die Genehmigung nicht versagen durfte. Der König hielt seine Erklärung hierüber noch zurück, ebenso über die ihm bereits als Einleitung zur Constitution vorgelegte „Erklärung der Menschenrechte".

Schon hatte sich wieder eine neue Camarilla in Versailles um den König gebildet, welche entschlossen war, mit Hülfe eines treu gebliebenen Regiments Garde du Corps und der, aus der Provinz herbeigezogenen, flandrischen Regimenter den König zu entführen. Die Gardisten gaben den angekommenen Kameraden ein glänzendes Fest in dem Hercules-Saale des Schlosses; die Königin mit dem Kronprinzen auf dem Arme trat in den Saal: der König, welcher von der Jagd zurückkehrte, kam wie zufällig hinzu, sie wurden mit lautem Lebehoch begrüßt. Die Musikbanden spielten: „O Richard, o mein König, ob dich

Welt verläßt, wir bleiben dir getreu;" die Gardisten warfen die dreifarbige okarde an die Erde, traten sie mit Füßen, steckten die königliche Cokarde wieder f, schwangen die bloßen Säbel, schwuren die National-Versammlung zum eufel zu jagen und den König zu befreien. Der König und noch mehr die önigin nahmen diese Ergebenheitsbezeugungen wohlgefällig auf und genehmigten

eine Wiederholung dieſes Feſtes in noch größerem Maßſtabe Tages darauf in der königlichen Reitbahn. Die National-Verſammlung, welche nicht weit davon entfernt ihre Sitzung hielt, wurde beleidigt und verhöhnt und mußte fürchten, von der übermüthigen Garde-Soldateska mit bewaffneter Hand angegriffen zu werden. Mit Blitzesſchnelle war die Nachricht von dieſen Vorgängen nach Paris gelangt, wo das Volk und zwar das der unterſten Schichten darüber in die entſetzlichſte Aufregung gerieth, zumal da von den Aufwieglern die Vertheuerung der Lebensmittel in der Hauptſtadt der Hofpartei zur Laſt gelegt wurde, welche damit umgehe, Paris auszuhungern. Das größte Lärmgeſchrei erhoben die Hökerinnen, Trödel- und Fiſchweiber, letztere berühmt unter dem Ehrentitel der „Damen der Halle“. Sie ſtimmten dem Vorſchlage: in Maſſe nach Verſailles zu ziehen, mit gräßlichem Wuthgebrüll bei. Zuvor zog man (den 5. October) vor das Stadthaus, plünderte die Waffenvorräthe der Bürgerwehr, drohte mit Fackeln das Haus in Brand zu ſtecken, mit Stricken den geſammten Bürgerrath an die Laternen zu knüpfen. Dieſer läßt nun Waffen vertheilen und giebt dem Chef der Nationalgarde Lafayette den Befehl, mit einem anſehnlichen Corps nach Verſailles zu marſchiren. Mehrere Stunden vor ihm war das fliegende Corps der Damen der Halle und Pikenmänner dort eingetroffen und von dem Präſidenten der National-Verſammlung, Mounier, nach dem Schloſſe geführt worden, wo ſie den Zutritt zu dem Könige erzwangen und von ihm die Verſicherung erhielten, daß er die Menſchenrechte anerkennen und für Abſtellung der Hungersnoth ſorgen werde. Der König wurde genöthigt, die Anführerin der Fiſchweiber zu umarmen und durch einen herzhaften Kuß die Menſchenrechte zu beſiegeln. Man begnügte ſich nicht damit, daß er ſeine „Zuſtimmung“ (accession) gab, er mußte ſeine „Anerkennung“ (sanction) ertheilen. Das Regiment Flandern machte ſogleich mit den wilden Schweſtern die traulichſte Brüderſchaft und dem Commandanten von Verſailles, Grafen d'Eſtaing, welcher ſich bereit hielt, mit Waffengewalt dieſen tobenden Haufen zu verjagen, ſchrieb der König: „Möge Gott die öffentliche Ruhe herſtellen. Nur keinen Angriff, keine Bewegung, die glauben laſſen könnte, daß ich daran denke, mich zu rächen oder auch nur mich zu vertheidigen.“ — Dennoch waren einige Gardes du Corps mit dem Volke handgemein geworden und zu rechter Zeit erſchien Lafayette mit der geordneten Truppe, um ein gräßliches Blutbad zu verhindern. Aus der Menge ertönte jetzt der Ruf: „Nach Paris!“ er galt dem Könige,

dem ſich die wilde Rotte als Geleit nach der Hauptſtadt anbot. Er ſah ſich gezwungen zu folgen und ſobald er von dem Balcon herab dieſen ſeinen Entſchluß erklärte, verwandelte ſich die Wuth des Volkes in Freudengeſchrei und Jubelruf. Die Gardes du Corps ſtimmten ein, ließen ſich mit dreifarbigen Bändern und Cokarden ſchmücken und umgaben in gemiſchten Reihen mit dem Volke und der Nationalgarde die Wagen der königlichen Familie. Dem Zuge voran ſchritt ein rieſiger Mann, Jourdan der Kopfabhacker (le coupe-tête), der in ſeinen, von Menſchenblut triefenden, Händen das Mordbeil ſchwang, durch ſeinen großen Bart und eine Art ſchwarzes Prieſtergewand mit weißen Streifen auf dem Rücken und der Bruſt ausgezeichnet. In Paris angekommen, ſchwoll der Zug zu einer ungeheuren Volksmenge an, welche ſich nach dem Stadthauſe wälzte. Auch hier wurde der König mit vieltauſendſtimmigem Lebehoch! empfangen, welches ſich am folgenden Tage in allen Stadttheilen wiederholte, wo unter Trompetenſchall Herolde bekannt machten, daß der König ſeinen gewöhnlichen Aufenthalt in Paris nehmen werde. Die National-Verſammlung folgte nun ebenfalls nach Paris nach, wo ſie zuerſt in der Capelle des erzbiſchöflichen Palaſtes, hernach in der königlichen Reitbahn neben den Tuilerien ihre Sitzungen hielt. Bereits in Verſailles hatte ſich die Verſammlung in eine linke — die Volkspartei — und in eine rechte Seite — gemäßigte Königliche — getheilt; hierzu kam in Paris noch eine dritte Partei, die Republicaner, welche auf den oberſten Bänken ihre Sitze einnahmen und „der Berg“ (les montagnards) genannt wurden. Von noch größerem Einfluſſe auf die Maſſe war der, ebenfalls ſchon in Verſailles gegründete, Club der Jacobiner. Ihnen gegenüber bildete ſich der royaliſtiſche Club der Feuillants. Bei dem Umzuge nach Paris nahm die große Mehrzahl der rechten Seite die Gelegenheit wahr, ſich aus Feigheit vom politiſchen Schauplatze zurückzuziehen und ihren Gegnern das Feld zu räumen. Die Rückkehr des Königs wirkte günſtig auf die Stimmung in der Hauptſtadt, die Geſetze traten wieder in Kraft und mehrere, die des Mordes überführt worden waren, wurden hingerichtet. Lafayette erwirkte von der National-Verſammlung die Publicirung des Martial-Geſetzes, nach welchem ein Jeder als Aufrührer beſtraft wurde, welcher ſich nicht in ſeine Wohnung begebe, ſobald unter Aufpflanzung der rothen Fahne das Aufruhrgeſetz verkündigt worden ſei. Je mehr aber das Volk zur Ordnung zurückkehrte, deſto thätiger wurde die Camarilla und die alte Adelspartei, um ihre Macht

wieder zu gewinnen. Selbst Mirabeau, an sinnliche Genüsse aller Art gewöhnt, wozu ihm bei seinem verschwenderischen Haushalte sehr bald die Mittel fehlten, neigte sich wiederum dem Hofe zu, ohne jedoch seinen früheren Ansichten von der Nothwendigkeit: dem Volke eine Verfassung nach englischem Vorbilde zu bewilligen, ungetreu geworden zu sein. Er hörte auf, der Abgott des Volkes zu sein. „Vor wenigen Tagen noch," sagte er in der Sitzung der National-Versammlung im Februar 1790, „wollte man mich im Triumph umhertragen; heut ruft man auf den Straßen „„Mirabeau's Hochverrath"" aus; vom Capitol zu dem Trapejischen Felsen ist nur ein Schritt!" Und dennoch ward er später zum Verräther an der Volkspartei. Was von jetzt an den König und mit ihm das Königthum dem Untergange entgegenführte, war die volksverrätherische Unwahrheit des Charakters Ludwigs XVI., welcher einer großen Anzahl von Beschlüssen der National-Versammlung seine Genehmigung ertheilte, obschon er den Inhalt derselben in tiefster Seele verabscheute und in keiner anderen Absicht mit einem, Jedermann überraschenden, Leichtsinne seinen Namen darunter setzte, als um unter später eintretenden günstigen Umständen, auf die er mit thörichter Zuversicht rechnete, jene Unterschriften, als ihm mit Gewalt abgedrungene, zurücknehmen zu können. Auf den Antrag des Bischofs von Autun, des in allen Stürmen der Revolution, des Kaiserreichs, der Restauration und der Herrschaft Louis Philipps oben auf schwimmenden Herrn v. Talleyrand-Perigord, waren (den 10. October 1789) die geistlichen Güter für Staatseigenthum erklärt und auf dieselben lautende Assignate — eine Art Papiergeld — zur Deckung der Staatsschuld anzufertigen und auszugeben von der National-Versammlung beschlossen worden. Diesem Beschlusse sowohl, als einigen anderen, wodurch die Gleichstellung der verschiedenen christlichen Glaubensbekenntnisse, Aufhebung der Klöster und Mönchsgelübde, Unterordnung der Geistlichkeit unter die bürgerliche Gesetzgebung festgestellt wurde, hatte der König durch seine Unterschrift seine Genehmigung und erforderliche Sanction ertheilt. Da nahm ihn einer der heimlichen Beichtväter der Königin ins Gebet und ängstigte sein Gewissen so sehr, daß er einen reumüthigen Brief an den Papst schrieb, in welchem er seinen Abscheu gegen die Revolution als eines Werkes des Fluches und der Finsterniß, und zugleich den festen Entschluß aussprach, nichts ohne die Genehmigung Sr. Heiligkeit thun zu wollen. Der König hätte bedenken sollen, daß das Briefgeheimniß, welches so oft auf seinen Befehl verletzt

worden war, jetzt auch seine Briefe nicht mehr schützte. So kurz aber war sein Gedächtniß, daß er zwölf Tage später vor versammeltem Volke feierlich beschwor, was er niemals zu halten dem unumschränkten Herrn seines Gewissens und seiner Seligkeit in dem erwähnten Briefe angelobt hatte.

Nicht minder an das Herz gewachsen war dem Könige sein Titel: „par la grâce de Dieu, roi de France et Navarre," welcher in den einfacheren: „König der Franzosen" abgekürzt wurde, doch behielt die National-Versammlung die Anrede: „Sire" und „Majestät" noch bei. Desto unerbittlicher war man gegen alle Adelstitel: die Prinzen, Herzöge, Vicomtes, Grafen, Marquis, Barone, Hoheit, Durchlaucht, Excellenz, Herrlichkeit, Gnaden und all dergleichen Plunder der Eitelkeit und Hoffahrt wurden zugleich mit dem Erbadel (den 19. Juni 1790) für ewige Zeiten abgeschafft. Von Männern der edelsten Geschlechter, der Montmorency, Lafayette, Lameth, Noailles, waren diese Anträge ausgegangen, sie erklärten, daß die Zeit gekommen sei, wo man im Himmel nicht mehr die Seligkeit durch die Verdienste der Heiligen und auf Erden Anerkennung nicht mehr durch die Thaten der Ahnherren zu erhalten hoffen dürfe, vielmehr das eigene Verdienst allein in die Waagschale gelegt werden müsse. Von den Schlössern und Wagen verschwanden die Wappen, die Ordensbänder, Sterne und Kreuze und die reichgalonirten Livréen der Dienerschaft wurden abgelegt, so sehr auch die Posamentiere und Goldarbeiter darüber klagten. Montesquieu neigte hierbei sich auf die Seite der Schwachen; er verbat sich den Namen „Riquetti", seinen ursprünglichen bürgerlichen Familiennamen, unter welchem er jetzt in den Listen der National-Versammlung aufgeführt wurde, und schrieb an seinen Freund Mauvillon: „Ich denke grade wie Sie in Beziehung der Titel, der Livréen u. s. w. Nichts ist unmöglicher, als die Gewalt der Erinnerungen aus den Herzen der Menschen herauszureißen; der wahre Adel ist in diesem Sinne eine eben so unzerstörbare, als geheiligte Sache. Die Formen werden wechseln, die Eitelkeit wird bleiben. Lasse man einen Jeden gleich sein vor dem Gesetze, jedes Monopol, besonders jedes sittliche verschwinde, alles Andere ist Eitelkeit, dahin oder dorthin verlegt."

Eine der einflußreichsten Verfügungen aber war die Aufhebung der alten Provinzen mit ihren besonderen Rechten und die Eintheilung in dreiundachtzig Departements, wodurch die Möglichkeit angebahnt wurde, daß die Nation sich als eine einige fühlen lernte; das französische Nationalgefühl wurde geweckt,

dem jedes andere Intereſſe ſich unterordnete und durch welches ſo Großes bewirkt wurde.

Faſt mehr noch als die Hofpartei trat die katholiſche Geiſtlichkeit mit fanatiſcher Wuth den Decreten der National-Verſammlung entgegen. Die große Mehrzahl verweigerte ſpäter den Eid auf die Verfaſſung und der König unterſtützte dieſe Geſinnung dadurch, daß er zu ſeinen Beichtvätern nur ſolche Prieſter nahm, welche den Eid verweigert hatten. In der Verſammlung ſelbſt war die Geiſtlichkeit ſtark vertreten und wenn auch der Biſchof von Autun (Talleyrand) den Fanatikern mit großer Ueberlegenheit freiſinniger Anſicht entgegentrat, ſo nahm doch ſelbſt der geiſtreiche Sieyes, wie ſchon erwähnt, die geiſtlichen Zehnten in Schutz. In dem ſüdlichen Frankreich, namentlich in Montpellier, Nismes und Montauban, hatten die Prieſter dem unwiſſenden Landvolke eingeredet, daß man in Paris die katholiſche Religion abſchaffen wollte, und ſchon wurden in jenen Städten an einzelnen Proteſtanten die ſchändlichſten Greuel verübt. In der Sitzung vom 12. April 1790 trug Dom Gerle, ein Führer der Prieſterpartei, darauf an: die katholiſche Religion zur Staatsreligion zu erklären. Ein anderer Prieſter bedrohte die Verſammlung mit dem Bannfluche des Papſtes. Als einer der Redner bei dieſer, ſehr ſtürmiſch geführten, Verhandlung dem ſehr chriſtlichen Könige Ludwig XIV., als dem Beſchützer der alleinſeligmachenden Kirche, großes Lob ſpendete, nahm Mirabeau das Wort und ſagte: „Ich wundere mich nicht, daß man die Regierung deſſen hier anführt, welcher das Edict von Nantes widerrief; allein bedenken Sie wohl, m. H., daß ich von dieſer Tribüne aus, auf welcher ich ſtehe, das verhängnißvolle Fenſter erblicke, von welchem ein König von Frankreich*) Mörder ſeiner Unterthanen wurde, indem er ſeine irdiſchen Angelegenheiten in die Religion einmiſchte; von dort aus gab er das Zeichen zur St. Bartholomäusnacht.“ Jener Antrag wurde fallen gelaſſen; allein bald ſuchte die verbündete Partei der Prieſter und Ariſtokraten einen neuen Sturm auf die Verſammlung. Einer ihrer gewaltigſten Vorkämpfer, Marquis de Maury, ſtellte, mit Berufung auf das, von ſeiner Partei bisher durchaus nicht anerkannte Princip der Volksſouverainetät, den weiteren Fortbeſtand der National-Verſammlung in Frage, da keiner der Anweſenden ein Mandat von dem Volke aufzuweiſen habe und es ein uſurpirtes

*) Karl IX. den 24. Auguſt 1572.

Recht sei, welches sie sich sämmtlich angemaßt hätten. Die Unterscheidung einer *constituirenden* Versammlung von einer *legislativen* nannte er eine Chimäre, indem ein souverainer Convent nur in der Abwesenheit einer jeden Regierungsgewalt existiren könne. Sei die Versammlung ein solcher Convent, so möge sie den König absetzen und den Thron für erledigt erklären. Auch diesmal gab Mirabeau dem allgemeinen Unwillen, welcher sich nach dieser Rede kund gab, den angemessenen Ausdruck. „Man fragt," sagte er, „seit wann die Abgeordneten des Volkes der National-Convent geworden sind? Ich antworte: an demselben Tage, an welchem sie, da sie ihr Sitzungslocal geschlossen und von Soldaten besetzt fanden, sich nach dem ersten besten Ort begaben, an welchem sie ihre Versammlungen fortsetzen konnten und wo sie den heiligen Eid leisteten, eher zu sterben, als die Rechte der Nation aufzugeben und zu verrathen. Welches auch unsere Vollmachten waren, von diesem Tage an haben sie ihre Natur geändert. Welches auch die Vollmachten sein mögen, die wir ausgeübt haben, unsere Anstrengungen, unsere Arbeiten haben sie beglaubigt, die Zustimmung der ganzen Nation hat sie geheiligt. Sie erinnern sich des Wortes jenes großen Mannes des Alterthums, welcher die gesetzlichen Formen verletzt hatte um das Vaterland zu retten. Von einem parteisüchtigen Tribun aufgefordert zu sagen, ob er dem Gesetze gehorsam gewesen, antwortete er: „„Ich schwöre, daß ich das Vaterland gerettet habe."" Meine Herren (rief hierauf, gegen die Deputirten des dritten Standes gewendet, Mirabeau), ich schwöre, daß Sie Frankreich gerettet haben!"

Der Mittelpunkt, in welchem der Herzschlag des neuen Lebens am lautesten pulsirte, war Paris und jetzt um so mehr, seitdem der Hof und die National-Versammlung sich wieder hier befanden. War nun auch die neue Verfassung noch nicht in allen einzelnen Bestimmungen festgestellt, so lag sie doch im Entwurfe dem Könige zur Genehmigung vor, und um der Ungewißheit und Aufregung in den Provinzen ein Ende zu machen, der schwankenden Gesinnung des Königs und den Meutereien der Hofpartei einen ehernen Riegel vorzuschieben, veranstaltete die Municipalität von Paris in Gemeinschaft mit der National-Versammlung zur Feier der Wiederkehr des Tages der Erstürmung der Bastille (den 14. Juli 1790) ein großes Volksfest auf dem Marsfelde bei Paris, zu welcher Abgeordnete des Heeres und der Nationalgarden sämmtlicher Departements zu einer allgemeinen Verbrüderung (fédération) berufen wurden. Der König

war ebenfalls eingeladen worden, bei dieſem Feſte zu erſcheinen, um gemeinſchaftlich mit dem Volke die Verfaſſung — obſchon ſie noch nicht in vollſtändiger Faſſung vorlag — zu beſchwören. Einhundert und dreißigtauſend Abgeordnete der Nationalgarden aus allen Theilen des Königreichs hatten ſich eingefunden und zogen in gemiſchten Reihen mit den theilnehmenden Regimentern des Heeres auf den für dieſe Feſtlichkeit eingerichteten Platz. In der Mitte war auf einem 25 Fuß hohen reichbehangenen Gerüſte der Altar des Vaterlandes aufgerichtet, an welchem, von 300 Prieſtern umgeben, der Biſchof von Autun die Meſſe feierte. Vor der Militairſchule, welche auf der Südſeite den Platz begrenzte, waren für den König, welcher auf dem Thronſeſſel ſich niederließ, für die Miniſter, den Hof und die Mitglieder der National-Verſammlung Tribünen errichtet; die amphitheatraliſch umherlaufenden Sitzreihen wurden von vielen Hunderttauſenden von Zuſchauern und Theilnehmern eingenommen. Nachdem die Meſſe geendet war, ſtieg Lafayette die Stufen zu dem Throne des Königs hinauf und empfing von ihm die Eidesformel, um ſie auf dem Altare niederzulegen. Als er ſie dort in erhobener Hand dem Volke zeigt, ertönt unter dem Schwenken der Fahnen und Waffen, dem Schalle der Kanonen, den Fanfaren der Trompeten und Wirbel der Trommeln aus dem Munde der vielen Hunderttauſende der Ruf: „Ich ſchwöre.“ Jetzt erhebt ſich der König, tritt einige Schritte vor, die Menge ſchweigt und die Hand gegen den Altar erhoben ſpricht er: „Ich, König der Franzoſen, ſchwöre, die Gewalt, welche die conſtitutionelle Acte des Staats mir übertragen hat, anzuwenden zur Aufrechthaltung der durch die National-Verſammlung decretirten und von mir angenommenen Verfaſſung!“ Mit einem lang andauernden Jubelruf wurden die Worte des Königs aufgenommen, es war nicht das Feſt eines, durch die verſchiedenſten Lebensverhältniſſe, durch Bildung, Vermögen und Leidenſchaften getrennten Volkes, es war ein wahres Familienfeſt, bei welchem alle Theilnehmer nur ein Herz und eine Seele waren. In Freudenthränen umarmten ſich Bekannte und Unbekannte, Alle riefen: Es lebe der König! Es lebe die Conſtitution! Es lebe Frankreich! Der Tag einer allgemeinen Verſöhnung ſchien angebrochen zu ſein, die Augen des Königs und der Königin füllten ſich mit Thränen heißen Dankes für die, von dem Volke ihnen bewieſene, Liebe und Anhänglichkeit; aber allzuraſch trocknete die verzehrende Gluth des, nur auf kurze Zeit zurückgedrängten, herzloſen Stolzes jene Zeichen weicher, menſchlicher Empfindung auf, der König

und die Königin verfielen wieder dem Hochmuthsteufel und seiner Hölle. Der Verfassungsentwurf, welchen der König und die Nation schon damals beschworen, obschon er erst am 3. September 1791 vollständig in die Constitution des Königreichs aufgenommen, enthielt nachstehende

Erklärung der Menschenrechte.

„Die zur National-Versammlung vereinigten Vertreter der französischen Nation, angesehen, daß die Unkunde, das Vergessen oder die Mißachtung der Menschenrechte die einzigen Ursachen des öffentlichen Unglücks und der Verderbtheit der Regierungen sind, haben beschlossen, in einer feierlichen Erklärung die natürlichen, unveräußerlichen und heiligen Rechte des Menschen niederzulegen, damit diese Erklärung, allen Mitgliedern dieser Gesellschaft stets gewärtig, ihnen unaufhörlich ihre Pflichten und ihre Rechte in das Gedächtniß rufe; damit die Thaten der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt in jedem Augenblicke mit dem Zwecke jeder staatlichen Einrichtung verglichen werden können und auf diese Weise um so mehr geachtet werden; damit die Beschwerden der Bürger von nun an stets auf einfache und unbestreitbare Principien gegründet, immer zur Erhaltung der Verfassung und zum Wohle Aller ausschlagen.

„Hiernach erkennt die National-Versammlung und erklärt in Gegenwart und unter der Anleitung des höchsten Wesens folgendes als die Rechte des Menschen und des Bürgers:

„§ 1. Die Menschen werden gleich geboren und bleiben gleich an Rechten. Die gesellschaftlichen Unterschiede können nur auf den allgemeinen Nutzen gegründet sein.

„§ 2. Der Zweck einer jeden Staatsgesellschaft ist die Heiligung der natürlichen und unverjährbaren Rechte der Menschen. Diese Rechte sind: die Freiheit, das Eigenthum, die Sicherheit und der Widerstand gegen Unterdrückung.

„§ 3. Das Princip jeder Souverainetät ruht wesentlich in der Nation; keine Körperschaft, kein Einzelner kann eine Autorität ausüben, die nicht wesentlich von ihr ausfließt."

Von den übrigen, eine neue Gestaltung des Staats-, Bürger- und Volksrechtes herbeiführenden, Bestimmungen erwähnen wir noch folgende: „Das Gesetz ist der Ausdruck des allgemeinen Willens. Alle Bürger haben das Recht persönlich oder durch ihre Vertreter zur Erlassung derselben beizutragen. Das Gesetz muß für alle gleich sein. Alle Bürger sind gleich zulässig zu allen

Würden, Stellen und öffentlichen Aemtern nach ihren Fähigkeiten und ohne andere Unterschiede als die, welche durch ihre Tugenden und ihre Talente bedingt sind.*) — Kein Mensch kann angeklagt, ergriffen oder gefangen gehalten werden, außer in den von dem Gesetze bestimmten Fällen und in den von diesem vorgeschriebenen Formen. Die, welche willkürliche Befehle nachsuchen, ausfertigen, vollziehen oder vollziehen lassen, sollen bestraft werden; aber jeder Bürger, der im Namen des Gesetzes aufgefordert oder ergriffen wird, muß augenblicklich gehorchen; er macht sich schuldig durch Widerstand. — Niemand darf wegen seiner religiösen Ansichten beunruhigt werden. — Der freie Austausch der Gedanken und Meinungen ist eins der kostbarsten Rechte des Menschen; jeder Bürger kann frei sprechen, schreiben und denken unter Verantwortung des Mißbrauchs dieser Freiheit in den von dem Gesetze bestimmten Fällen. — Zur Unterhaltung der öffentlichen Macht und für die Verwaltungskosten ist eine allgemeine Besteuerung unumgänglich; sie muß gleichmäßig unter alle Bürger nach Verhältniß ihrer Kräfte vertheilt werden. — Alle Bürger haben das Recht, selbst oder durch ihre Vertreter die Nothwendigkeit der öffentlichen Beisteuer auszusprechen, sie frei zu bestimmen, ihren Gebrauch zu überwachen, ihre Höhe und ihre Dauer, die Art ihrer Erhebung und Rückzahlung anzuordnen. — Da das Eigenthum ein heiliges unverletzliches Recht ist, so kann Niemand desselben beraubt werden, es sei denn, daß die öffentliche Nothwendigkeit es offenbar erfordert, in welchem Falle er vorweg eine genügende Entschädigung zu fordern berechtigt ist."

Durch ganz Europa wurde die Verkündigung der Menschenrechte von den Unterdrückten mit Jubel und froher Hoffnung, von den Unterdrückern mit Abscheu und banger Furcht aufgenommen.

In Deutschland fand dies neue Evangelium an den ausgezeichnetsten Dichtern und Denkern muthvolle Apostel, Kant in Königsberg, Klopstock in Holstein begrüßten mit Wort und Gesang das über die entwürdigte Menschheit aufgegangene Heil. „So lange die Sonne am Firmamente steht" — sagt ein Zeitgenosse jener Begebenheiten — „und die Planeten um sie her kreisen, war das

*) In seiner Entgegnung auf die Beschlüsse der National-Versammlung vom 4. August hatte der König zu erwägen gegeben: daß für die Käuflichkeit der Aemter eben so vortreffliche Gründe angeführt werden könnten, als dagegen. Wer bezahlen könne, leiste dadurch Gewähr für eine anständige Erziehung und die Versammlung möge in ihrer Weisheit diesen Artikel noch einmal bedenken.

nicht erlebt worden, daß der Mensch aus dem Gedanken und auf dem Gedanken die Welt der Wirklichkeit, den Staat erbaut.

„Moses und die Propheten hatten verkündet, daß Jehova, Anaxagoras der griechische Weltweise, daß der Nous die Welt regiere; nun aber erst (1790 in Frankreich) ist der Mensch dazu gekommen zu erkennen, daß der Gedanke die geistige Wirksamkeit regieren soll. Es war dies ein herrlicher Sonnenaufgang. Eine erhabene Rührung hat in jener Zeit geherrscht, ein Enthusiasmus des Geistes hat die Welt durchschauert, als sei es zur wirklichen Versöhnung nun erst gekommen!“*)

Von solchem Gefühle heiligen Schauers spürte weder Ludwig XVI. noch irgend einer seiner königlichen Brüder und Vettern in ganz Europa auch nur die leiseste Spur. Wie jenes erste Evangelium den Juden und Heiden, so erschien dieses zweite den Gewaltigen und Machthabern ein Aergerniß und eine Thorheit. Warnende Stimmen ehrenwerther Gesinnung und gründlicher Staatswissenschaft hatten Friedrich Wilhelm II. an den hohen Beruf gemahnt, welchen die Weltgeschichte dem Reiche, dessen Herrscher er war, zugetheilt habe; er achtete ihrer nicht. Für die große Zukunft des preußischen Staates durfte es als vorbedeutungsvoll und heilverkündend angesehen werden, daß derselbe ausgezeichnete Geist, welcher den ersten Funken glühender Begeisterung und wahrhafter Erkenntniß der Freiheit in die französische Nation warf, zu derselben Zeit und noch früher die Seele des Königs von Preußen dafür zu entzünden suchte. Lange zuvor, eh die Phantasie unseres großen Dichters den Marquis von Posa vor Philipp II. treten und „eine Feuerflocke Wahrheit kühn in des Despoten Seele werfen läßt“, richtete der, als Graf damals noch unberühmte, Mirabeau, welcher 1786 nach Potsdam gegangen war, um die Glorie der scheidenden Sonne zu bewundern, einen Brief an Friedrich Wilhelm II. bei seiner Thronbesteigung, in welchem er ihm dringend an das Herz legte, die Menschenrechte seinem Volke nicht länger vorzuenthalten. Bei aller Bewunderung, welche er dem dahingeschiedenen großen Könige zollte, machte er den Nachfolger darauf aufmerksam, daß ein neues Zeitalter anhebe, welches die alten Staatseinrichtungen nicht mehr ertragen werde. Er nannte den damals so hochberühmten preußischen Kriegsstaat eine militairische Sklaverei, indem ausschließlich den unteren Volksklassen die

*) Hegel, Philosophie der Geschichte.

Verpflichtung aufgelegt werde, vom 18. bis 60. Jahre Soldat zu ſein. Er empfahl Aufhebung der Privilegien des Adelſtandes, welchem der ausſchließliche Beſitz der Rittergüter, der Officier- und höheren Beamtenſtellen zuſtand; Abſchaffung der Cenſur, der Lotterie, ſowie aller, die Arbeit und den Fleiß der Menge zu Gunſten Einiger beſchränkender, Privilegien und Monopole, unentgeltliche Rechtspflege, auskömmliche Ausſtattung der Volksſchullehrer, Verleihung der bürgerlichen Rechte an die Juden, Veränderung des ſtaatswirthſchaftlichen Syſtems der indirecten Auflagen, Parcellirung der Domainen gegen Naturalzinſen an Coloniſten, welche dadurch Grundeigenthümer würden. Das Anſammeln des baaren Geldes, welches aus den, von den Unterthanen gezahlten, Steuern gezahlt wurde, in der Schatzkammer niederzulegen, bezeichnete er als eine eben ſo große Thorheit, als wenn ein Fürſt, um Eroberer zu werden, ſein Heer in Caſernen einſperren wollte. Mirabeau war ein entſchiedener Freihandelsmann: er empfahl dem Könige Aufhebung der hohen Zölle und Waarenverbote, wobei er eine ſo genaue Kenntniß der preußiſchen Handelsverhältniſſe zeigte, daß er die richtigſten Mittel angab, um die Meſſen zu Frankfurt und Breslau in Aufnahme zu bringen. „Welch eine großartige That" — ſchreibt er dem Könige — „wenn Sie, Sire, zu derſelben Zeit, wo einige Ihrer Nachbarn durch den Unſinn der Grenzſperre ſich auszeichnen, zu der größten Wohlthat, zu der nützlichſten ſtaatswirthſchaftlichen und finanziellen Speculation gelangen, dem Gewerbefleiße, den Künſten, dem Handwerke, dem Handel die Feſſel abzunehmen, — dem Handel, der nur im Schatten der Freiheit leben kann und der von den Königen nichts verlangt, als daß ſie ihm nichts Böſes zufügen ſollen. Das ſchönſte, das ſicherſte Mittel, Alles zu haben, was die Natur nicht verbietet, iſt die Freiheit."

Mirabeau hatte es ſich angelegen ſein laſſen, ſich ſo viel Kenntniß der deutſchen Sprache zu verſchaffen, um die preußiſchen Geſetzbücher verſtehen zu lernen, außerdem aber konnte das gebildete und vornehme Berlin, was die Sprache betraf, damals für eine franzöſiſche Colonie gelten, wodurch es einem ſo geiſtreichen Manne wie Mirabeau nicht ſchwer wurde, ſelbſt die Verfaſſung, den Geiſt der Geſetze, der Regierung und des Volkes genau kennen zu lernen und ſich darüber auszuſprechen. „Wenngleich," ſagt er, „die preußiſche Nation durch mancherlei ungünſtige Umſtände in ihrer Entwickelung aufgehalten wurde, ſo beſitzt ſie dennoch weit mehr öffentlichen Geiſt, als man von ihrer knechtiſchen

Verfassung erwarten sollte. Mag die unumschränkte Gewalt sogar für den, der sie besitzt, furchtbar sein, so steht es dafür auch in der Macht unumschränkter Monarchen, große Institutionen, wichtige Reformen, mit Einem Worte, die Wiedergeburt der Reiche zu bewerkstelligen. Durch kleinliche Verordnungen kann dies nicht geschehen, auch nicht durch schnelle, der Folgerichtigkeit entbehrende Entschlüsse; durch dergleichen hat derjenige der Nebenbuhler des großen Königs,*) der die meisten Dinge versuchte, seiner politischen Achtung mehr, als durch seine anderen groben Fehler geschadet. Ein König muß lernen, was zu thun ist, dann seine Minister vielleicht, gewiß aber sein ganzes Volk unterrichten. Hat der Fürst auf diese Weise Acte der Gesetzgebung durch die dafür gewonnene Ueberzeugung vorbereitet, dann wird er ohne Erschütterungen und ohne Hindernisse zu staatlichen Schöpfungen gelangen, welche nur in ruhigeren und weniger bedrängten Zeiten, als die ersten Augenblicke einer neuen Regierung sind, unternommen werden und gedeihen können. Die Achtung Europas zu verdienen, die Hoffnungen und die Wünsche der Weisen zu erfüllen, mögen Ew. Majestät sich vorbehalten; die leichteren Reformen aber werden Sie durch einen bloßen Act Ihres Willens vollziehen können und dadurch ein großes Beispiel geben, was Einsicht und guter Wille für die Beglückung der Welt und für die Abwendung der die Menschheit drückenden Uebel zu thun vermögen, was das verständige und kräftige Wohlwollen wirken könne, wenn es helfend, erfrischend, ermunternd in das ermattete Staatsleben eingreifen soll und welches noch nie auf einem Throne ohne trübe Beimischung geblieben ist."**) Durch eine schmeichelhafte Aufnahme seines Briefes von Seiten des Königs, durch die Versicherung der Hochachtung der angesehensten preußischen Staatsmänner aufgemuntert und unterstützt durch eine Menge von Materialien schrieb Mirabeau in Gemeinschaft mit dem braunschweigischen Major Mauvillon ein größeres Werk über die preußische Monarchie, worin er dasjenige, was er in dem Briefe nur angedeutet hatte, ausführlich behandelte. Niemals ist dem preußischen Staate, und noch dazu von einem Ausländer, ein günstigeres Horoskop gestellt worden; wir müssen dem Zeichendeuter zugestehen, daß er mit weissagendem Blick in die Zukunft geschaut

*) Kaiser Joseph II.

**) Lettre remise à Frédéric Guillaume II. de Prusse, le jour de son avénement au trône. Par le Comte de Mirabeau. Berlin 1787. — Vergl. Mentzel, zwanzig Jahre preußischer Geschichte. S. 19.

hat, weil er die Gegenwart verſtand und erkannte. Bedenken wir, daß die nachfolgenden Worte vor mehr als ſechzig Jahren geſchrieben wurden, ſo werden wir dem Manne, der ſie ausſprach, unſere Bewunderung nicht verſagen können. „Die preußiſche Monarchie" — ſagt Mirabeau — „verdient an ſich die Theilnahme jedes denkenden Menſchen; ſie iſt ein ſchönes und großes Kunſtwerk, an welchem geniale Künſtler Jahrhunderte hindurch gearbeitet haben; ſie hat treffliche Einrichtungen, der Geiſt der Ordnung und Regelmäßigkeit iſt ihr einwohnend, Denkfreiheit und religiöſe Duldung ſind herrſchend, bürgerliche Freiheit iſt hier beinah ſo weit gewährt, als es in einem, der unumſchränkten Herrſchaft eines Einzigen unterworfenen, Lande möglich iſt, in welchem die Ueberreſte der Barbarei noch einen großen Theil des Bauernſtandes zur Knechtſchaft (Leibeigenſchaft und Hörigkeit) verurtheilt; ſie beſitzt ein Militairſyſtem, welches nur weniger Veränderungen bedarf, um ein vollkommenes zu ſein; ſie hat endlich dem geſammten Europa das Beiſpiel einer Geſetzgebung aufgeſtellt, dem noch keine andere ſich nähert. Mit dem Untergange Preußens würden alle dieſe Wohlthaten ſchwinden und in Vergeſſenheit fallen, die Regierungskunſt vielleicht in ihre Kindheit zurückfallen. Und wie für die Menſchheit, wie für ganz Europa, ſo würde der Fall Preußens beſonders für Frankreich einen unerſetzlichen Verluſt bringen; denn er würde ganz Deutſchland der Herrſchaft Oeſtreichs überliefern, welches nach ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit des inneren geiſtigen Berufes für dieſelbe entbehrt. Dennoch iſt dieſe Herrſchaft das Ziel, welches der Kaiſer bei allen ſeinen Plänen vor Augen hat, und welches er, trotz aller Fehler, welche er begeht, erreichen muß, wenn nichts geſchieht, den nachdrücklichen Druck der Maſſen zu vermindern und die Ueberlegenheit aufzuwiegen, welche ein Reich mit 20 bis 30 Millionen Einwohner über einen Staat von 5 bis 6 Millionen beſitzt,*) nachdem das Oberhaupt jenes Reichs an dem Beiſpiele Friedrichs gelernt hat, von den ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln einen anderen Gebrauch als ſeine Vorgänger zu machen. Was iſt aber zu thun, um den bevorſtehenden Stoß abzuwenden? Soll man dem Hauſe Brandenburg mehr Länder verſchaffen, ſeine Provinzen durch Austauſch abrunden? Dies würde durch die ſchreiendſte Ungerechtigkeit geſchehen können, wenn der Vortheil der Fürſten für Alles, die Völker für nichts gerechnet würden. — — — Als Weltbürger und Franzoſen

*) Dies war damals das Verhältniß von Oeſtreich und Preußen rückſichtlich der Bevölkerung.

verehren wir den König von Preußen als den natürlichen Schirmherrn der deutſchen Verfaſſung; aber er würde uns mehr als gleichgültig, er würde uns verhaßt werden, wenn er andere Abſichten hegte, er würde uns verhaßt werden, wenn er daran dächte, ſich auf ihren Trümmern zu vergrößern. Ländertauſch iſt nicht weniger mißliebig, als das ſogenannte Arrondiren (Abrunden der Grenzen). Man tauſche die Lauſitz gegen die fränkiſchen Fürſtenthümer ein, wenn die Einwohner dieſer Provinzen es wollen; aber es iſt ein, unſeres erleuchteten, die Rechte des Menſchen endlich erkennenden, Zeitalters unwürdiger, Act der Gewalt und Tyrannei, ſolchen Austauſch auszuführen, ohne die Einwohner zu fragen. Glücklicher Weiſe hat das Haus Brandenburg nicht nöthig, ſeine Zuflucht zu einem dieſer verhaßten Mittel zu nehmen, um ſich zum Widerſtande gegen das Haus Oeſtreich zu verſtärken; es beſitzt ein milderes, ſchöneres, zuverläſſigeres Mittel. Es führe in ſeine Staaten eine wahrhaft verſtändige, lebenerzeugende Verwaltung ein, es gewähre den Menſchen und den Sachen, der Perſon und dem Eigenthum Freiheit. Die Knechtſchaft verſchwinde zuerſt auf den Domainen. — Man möge dem Adel, weil man ihn nicht wird zwingen wollen, vielleicht nicht zwingen dürfen, auf ſeinen Gütern das, von dem Landesherrn auf den Domainen eingeſchlagene, Verfahren zu befolgen, das Privilegium abkaufen, ſeine Nebenmenſchen in Knechtſchaft zu halten, man möge angemeſſene Summen auf die Ablöſung der Dienſte verwenden, man erleichtere die indirecten Abgaben, man hebe die Monopole auf, man ſchaffe Handelsfreiheit. Die erforderliche Zeit dazu wird gewonnen werden, wenn der Friede ſo lange beſteht, als das Haus Brandenburg nöthig hat, ſich dieſe haltbare Grundlage zu geben. Man erhalte alſo den Frieden, allein in der einzigen Weiſe, die dem Einſichtigen und Starken geziemt, indem man zum Kriege bereit iſt und ihn kräftig, furchtbar in dem Augenblicke führt, wo er unvermeidlich erſcheint. Wenn die Umſtände, mit Klugheit und Entſchloſſenheit abgewogen, fordern, daß man ihn beginne, dann beginnt ihn, ſchlägt die größten Schläge ſo bald als möglich, es iſt die einzige Art, ſchnell zum Ziele zu gelangen.

„Nichts erſcheint naturgemäßer und klüger, ſo lange der jetzige Stand der europäiſchen Verhältniſſe dauert, als das feſteſte und aufrichtigſte Vertheidigungsbündniß aller benachbarten Mächte Deutſchlands mit dem Oberhaupte des Hauſes Brandenburg, um nicht nur für deſſen eigene Beſitzungen, ſondern auch für die anderen deutſchen Staaten Gewähr zu leiſten. Der von Friedrich II. errichtete

deutsche Fürstenbund (ein Völkerbund wäre freilich zuverlässiger gewesen) ist in dieser Beziehung ein Meisterstück, aber, damit er von Wirkung sei, müssen diese Fürsten unter den Waffen bleiben, sie müssen entschlossen sein, beim Eintritt der Gefahr ihrem Beschützer zur Seite zu treten. Wenn sie Kleinmuth zeigen, dann wird jeder Widerstand zu nichts: wenn sie ihre eigene Sache verlassen, wenn sie Anderen die Sorge für ihre Vertheidigung übertragen, dann wird die Theilung Deutschlands ausgeführt und befestigt sein, bevor ein auswärtiger Helfer zur Stelle sein kann. Ein unsicheres, kleinmüthiges, schwankendes Verfahren würde dieses verhängnißvolle Ereigniß beschleunigen. Mit einem aufrichtigen, großmüthigen, selbst heroischen Willen, treuer Beschützer der germanischen Freiheit zu sein, wird ein König von Preußen fühlen, daß er sicher ist, nicht allein zu sein. Was aber könnten ihm Bundesgenossen helfen, die nichts wagen wollten, weder für ihn, noch für sich selbst? Wenn er aber gänzlich ihren Absichten und ihrem Muthe mißtrauen müßte, was würde ihm übrig bleiben, als seinen Antheil an dem, was er nicht vertheidigen könnte, zu nehmen? — Wenn jetzt weder der Reichstag noch die Reichsgerichte den Schwachen gegen den Starken beschützen, so schließt dies die Möglichkeit nicht aus, diese Institutionen einst in wirksamere Formen zu bringen, wenn sie nur minder gefährlichen Händen, als denen des Hauses Oestreich übertragen würden. — Preußen selbst soll die Kaiserkrone nicht erstreben, es soll sich die schöne Rolle des Wächters der deutschen Freiheit, des tugendhaften Volkstribuns (tribunus plebis) vorbehalten. Dieser Posten ist ehrenvoller als der des Consuls und die Natur der Dinge will, daß sich Preußen auf demselben behaupte und mit demselben begnüge. Wären wir von dieser wichtigen Wahrheit nicht so fest überzeugt, wäre die preußische Monarchie nicht wirklich das Palladium der deutschen Freiheit, welchem wir den entscheidendsten Einfluß auf das Wohl Europas beimessen, wenn auch nur durch das Beispiel und die täglich zunehmenden Fortschritte, welche die Menschheit in Deutschland macht, was würde uns dieses Land und seine Verfassung angehen? — — Wenn dieses große und prächtige deutsche Reich der Meierhof eines oder zweier Despoten und der Schauplatz der blutigen Spiele sein soll, welche ihre Leidenschaften, oder auch nur ihre Intriguen, ihre Interessen oder die Einfälle ihrer Veziere herbeiführen werden, dann werden unsere Augen mit Verachtung, mit Abscheu sich abwenden und wir werden das freie Amerika bitten, die Menschheit der Verbrechen ihrer Tyrannen zu entbinden. Bürger

Deutſchlands, von welchem Range ihr ſein mögt, hört einen Fremden, der euch ſchätzt, weil ihr eine große, verſtändige, erleuchtete Nation bildet, die weniger verdorben als die Mehrheit der anderen Völker und durch ihren Charakter eben ſo entfernt, als glücklicher Weiſe durch ihre Verfaſſung unfähig iſt, Europa zu unterjochen oder auch zu verheeren. Betrachtet die Standarte Preußens als die Fahne eurer Freiheit, ſchließt euch an ſeine Macht an, unterſtützt ſie, befördert jeden, den Geſetzen der Billigkeit entſprechenden, Zuwachs, freut euch ihrer Erfolge, verhindert, ſo viel ihr könnt, daß ſie nicht auf Irrwege gerathe; ſie ſind ihr tödtlich, weil ſie keine andere ſichere Grundlage als ihre Tüchtigkeit hat. Als ein Bewunderer des großen Königs, dem das Haus Brandenburg mehr als jedem anderen ſeine Macht verdankt, würde ich ohne Zweifel an dieſem ſchönen, obgleich auf zu zerbrechlichem Grunde errichteten, Gebäude ein lebhaftes Intereſſe nehmen, wäre es nur das Werk dieſes außerordentlichen Mannes. Aber, wenn das Glück Deutſchlands davon unabhängig wäre, ſo würde ich es unterlaſſen, euch, mein Vaterland, ganz Europa zu beſchwören, die preußiſche Monarchie zu unterſtützen, der Klugheit, dem Wohlwollen Zeit zu laſſen, ſie zu befeſtigen und ihre Grundlage zu erweitern. Um die dahin führenden Mittel vor Augen zu ſtellen, ſind auf dieſes mein Werk ſo anhaltende und angeſtrengte Mühen verwendet worden. Dieſe Mittel ſind keine anderen als: Friede und Freiheit, bürgerliche Freiheit aller Unterthanen, Gewerbefreiheit, Handelsfreiheit, Religionsfreiheit, Denkfreiheit, Preßfreiheit, Freiheit der Perſonen und des Eigenthums. Darauf geht die ganze Kunſt des Regierens zurück, darin ruht, wie in einem furchtbaren Keime, die Wohlfahrt der Reiche. Aber die preußiſche Monarchie iſt näher daran als eine andere, eine ſo ſchöne Erndte zu ſammeln; Alles darin iſt reif für eine große Revolution, kein mächtiges Hinderniß ſtellt ſich entgegen. Möge der ſchützende Genius Europas über ihrem Schickſale wachen, möge er ſie vor ihren eigenen Irrthümern bewahren, möge er ſie in den Gefahren, von denen ſie bedroht iſt, aufrecht erhalten, möge er ſie auf den Gipfel der Größe und Macht führen, welche ſie nur durch Gerechtigkeit und Weisheit erreichen kann.“*)

*) De la Monarchie prussienne. T. V. p. 567. Mit ſo rückſichtsvoller Schonung wie Mirabeau in dem oben erwähnten Briefe und in dieſem Werke von dem Könige von Preußen ſpricht, thut er es nicht in den an den Miniſter Calonne gerichteten vertraulichen Berichten aus Berlin, welche auf Veranlaſſung der franzöſiſchen Königin, wie man glaubt,

Weder in Deutschland, noch in Preußen fanden Mirabeau's Aufforderungen Gehör; an Friedrich Wilhelm II. waren sie eben so spurlos vorübergegangen, als die Reden ähnlichen Inhalts an Ludwig XVI., welcher mit jedem Tage einen Schritt näher dem Verderben kam. Fortwährend spielte derselbe sein verdecktes Spiel mit den Feinden Frankreichs, welches nach dem Schwur, den er auf dem Marsfelde gethan, als Hochverrath an der Nation bezeichnet werden mußte. Sein Bruder, der Graf Artois, und der Prinz Condé errichteten unmittelbar an der französischen Grenze auf dem Gebiete des Erzbischofs von Trier Regimenter, legten Magazine und Waffenniederlagen an, um einen Einfall nach Frankreich zu unternehmen; zu Hunderten zogen ihnen die Officiere, die ihre Fahnen verließen, und der reiche Adel Frankreichs zu. Der König erließ zwar, von der National-Versammlung gedrängt, einen offenen Brief an die Prinzen, worin er sie aufforderte, zurückzukehren, allein dem Gesetz, welches die Auswanderung untersagte und die Ausgewanderten verhindern sollte, gegen ihr Vaterland sich zu rüsten, ertheilte er seine Genehmigung nicht. Während er die National-Versammlung und ganz Frankreich versicherte, treu an der am 14. Juli 1790 beschworenen Verfassung zu halten, sendete er geheime Botschafter an die Höfe von Wien, Petersburg, Madrid und Stockholm, um ein Bündniß der gekrönten Häupter zu einem feindlichen Einfall nach Frankreich zu Stande zu bringen. An Friedrich Wilhelm II. schrieb er — (wir bitten auf das Datum zu achten) — am 3. December 1790: „Mein Herr Bruder! Ich habe durch Herrn de Moustier erfahren, welche Theilnahme Ew. Majestät nicht allein für Meine Person, sondern auch für das Wohl Meines Königreichs hegen. Die von Ew. Majestät getroffenen Anordnungen, Mir, sobald es das Wohl Meines Volkes erheischen sollte, hiervon Beweise zu geben, haben Mein Gefühl

---

gegen den Willen Mirabeau's gedruckt wurden, in der Absicht, ihm deshalb den Proceß zu machen. Ein demokratisch gesinnter Graf war zu jener Zeit (1787) dem Hofe zu Versailles ein Greuel, der Staatsanwalt mußte gegen ihn wegen Verletzung des Völkerrechts und einer, den französischen Adel entehrenden, Beleidigung der erhabensten Personen eines befreundeten Hofes bei dem Parlamente eine Klage einreichen, obschon der König von Preußen und sein damals in Paris anwesender Oheim, der Prinz Heinrich, erklärt hatten, keine Beschwerde erheben zu wollen. Die Briefe Mirabeau's wurden durch Parlamentsspruch zum Verbrennen durch Henkershand verurtheilt. Der Adel der Provence, dem er angehörte, erklärte ihn für ausgeschlossen aus diesem Stande; er selbst aber hatte schon zuvor seinen Grafentitel abgelegt und war zu dem dritten Stande übergetreten, in welchem die Städte Arles und Marseille ihn 1789 gleichzeitig zu ihrem Abgeordneten wählten.

lebhaft erregt; Ich nehme jene Theilnahme mit Vertrauen in dem gegenwärtigen Augenblick in Anſpruch, in welchem, trotzdem daß Ich die neue Conſtitution angenommen habe, die Rottirer (les factieux) den Plan ganz offen zeigen, den Reſt der Monarchie zu vernichten. Ich habe Mich an den Kaiſer, an die Kaiſerin von Rußland, an die Könige von Spanien und Schweden gewendet und ihnen einen Congreß der Hauptmächte, welcher von einer bewaffneten Macht unterſtützt werden müßte, in Vorſchlag gebracht, als die beſte Maßregel, um hier die Rottirer aufzuhalten, Mir das Mittel zu geben, eine erwünſchtere Ordnung der Dinge herzuſtellen und zu verhindern, daß das Uebel, welches uns ergriffen hat, die anderen Staaten Europas nicht heimſuche. Ich hoffe, Ew. Majeſtät werden Meine Ideen genehm halten und über die Schritte, welche Ich bei Ihnen thue, das abſoluteſte Stillſchweigen beobachten; Sie werden ſehr wohl fühlen, daß die Umſtände, in denen Ich Mich befinde, Mir die allergrößte Vorſicht gebieten; deshalb iſt der Baron Breteuil einzig und allein in Meinem Geheimniß, und Ew. Majeſtät können ihm jede Mittheilung anvertrauen" u. ſ. w.

Friedrich Wilhelm ließ hierauf dem Könige von Frankreich durch ſeinen Geſandten in Paris, den Baron Goltz, das Anerbieten machen, zur Beſiegung der revolutionairen Partei 80,000 Mann Hülfstruppen in Frankreich einrücken zu laſſen, wogegen er verlangte, Ludwig ſolle das, mit Oeſtreich geſchloſſene, Bündniß aufgeben und ſich mit Preußen verbinden. Dieſen Antrag ließ Ludwig durch den Grafen Montmorin ablehnen. Bevor wir aber das, ſpäter dennoch erfolgte, bewaffnete Einſchreiten des Königs von Preußen gegen die franzöſiſche Revolution jenſeit des Rheines erzählen, haben wir vorher noch Einiges aus den erſten Jahren ſeiner Regierung nachzuholen.

Achtes Kapitel.

Die holländiſchen Patrioten. — Einmarſch der Preußen in Holland. — Die Erbſtatthalterin verlangt und erhält Genugthuung. — Aufſtände in Löwen, Cöln, Lüttich. — Heimliche Flucht des Biſchofs. — Einmiſchung des Reichskammergerichts. — Einmarſch und Abzug der Preußen in und aus Lüttich. — Wiederherſtellung des alten Unrechtes durch Oeſtreich. — Bündniß Preußens mit der hohen Pforte. — Die Convention zu Reichenbach (27. Juli 1790). — Die verſuchte Erwerbung Danzigs und Thorns mißlingt. — Joſeph II. ſtirbt. — Leopold II. Kaiſer. — Preußen ohne Flotte, ruft den Schutz Dänemarks an.

Friederike Wilhelmine Sophie, Gemahlin Wilhelms V., Statthalters der vereinigten Provinzen von Holland, hatte ſich mit wiederholt dringenden Bitten an ihren Bruder, den König Friedrich Wilhelm II., gewendet: er möge ſich ihres, von den Generalſtaaten — ſo hießen in dieſem Freiſtaate die Volksrepräſentanten — bedrängten, Gemahls annehmen. Eine Vermittelung zwiſchen den ſtreitenden Parteien, welche Friedrich Wilhelm durch ſeinen Geſandten, den Grafen Görz, verſuchen ließ, gelang nicht, Wilhelm V. verließ ſeine Reſidenz, den Haag, wo ihm der Oberbefehl über die Beſatzung genommen worden war, und zog ſich, ohne daß ihm deshalb Schwierigkeiten gemacht worden wären, nach Nimwegen, einer kleinen holländiſchen Stadt an der preußiſchen Grenze, zurück. Von hier aus war er und noch mehr ſeine Gemahlin thätig, die angemaßten Hoheitsrechte eines Souverains, im Charakter eines Königs von Preußen, wieder zu erringen. Einander gegenüber ſtanden in

blutigem Kampfe die Patrioten und die Orangiſten; für die erſteren hatten ſich die Stände von Holland, Over-Iſſel und Gröningen; für den Statthalter: Geldern mit Utrecht, Friesland und Zeeland erklärt; außerdem gab es in jeder Stadt eine Volkspartei und eine Partei des Statthalters, die mit den Fäuſten und blanker Waffe ihre Anſichten durchzufechten ſuchten. Während ſich das Land in bedenklicher Aufregung befand, unternahm die Prinzeſſin-Statthalterin am 28. Juni 1787 eine Reiſe von Nimwegen nach dem Haag in keiner anderen Abſicht, als um eine Rückkehr ihres Gemahls dorthin vorzubereiten. An der Grenze der Provinz Holland wurde ihr Wagen von einem Poſten des Freicorps von Gouda angehalten. Der Lieutenant, dem die Prinzeſſin ſich zu erkennen gab, bedauerte, daß er wegen der Fortſetzung ihrer Reiſe höheren Befehl einholen müſſe. Bald darauf erſchienen drei Mitglieder der ſouverainen Commiſſion aus Wörden, und obſchon die Prinzeſſin erklärte, daß ſie, in den beſten Abſichten, zur Vermittelung des guten Vernehmens, ſich nach dem Haag zu begeben Willens ſei, wurde ſie mit aller Achtung und Höflichkeit bedeutet, daß dieſe Reiſe, wegen großer Aufregung und blutiger Kämpfe in der Provinz, für ihre Perſon mit zu großer Gefahr verbunden ſei, ſo daß darüber zuvor an die Staaten von Holland nach dem Haag berichtet werden müſſe. Die Prinzeſſin fügte ſich in ihr Schickſal und begab ſich unter ehrenvollem und ſicherem Geleit eines Cavallerie-Detachements des Regiments Heſſen-Philippsthal nach dem Städtchen Schonhove, um hier die Antwort aus dem Haag zu erwarten. Ueberall wurde ihr die größte Achtung bezeigt, denn daß ihr ſowohl, als ihrer Ehrendame, Fräulein v. Stahremberg, an verſchiedenen Orten eine brennende Pfeife Tabak angeboten wurde, war nur im Geſchmack der Holländerinnen und wurde von ihr mit Unrecht für eine Beleidigung gehalten. Bei ihrem Gemahl aber und mehr noch bei ihrem Bruder in Berlin, beklagte ſich die Prinzeſſin in den bitterſten Ausdrücken über die ihr widerfahrene Begegnung und Wilhelm V. beeilte ſich von den Staaten in Holland die Beſtrafung jener Commiſſion in Wörden in den beſtimmteſten Ausdrücken zu fordern. Friedrich Wilhelm II. ließ es hierbei nicht bewenden, er ließ durch ſeinen Geſandten v. Thulemeyer am 9. Juli den Staaten von Holland eine Denkſchrift und am 6. Auguſt eine zweite überreichen, in welchen er für die, ſeiner Schweſter königliche Hoheit zugefügten, Beleidigungen eine „eclatante Genugthuung“ forderte und im Fall ihm dieſe verweigert würde, die Staaten ſich die Folgen davon ſelbſt zuzuſchreiben haben würden,

indem er in der beleidigten Schwester sich selbst für beleidigt halte und genügende Auskunft verlangen müsse. Unterdessen versammelte der König ein Heer von 24,000 Mann in Wesel und Cleve, welches sich jeden Tag bereit hielt, unter dem Befehl des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, welcher die nöthigen Verabredungen mit dem Staathalter in Nimwegen getroffen hatte, die Grenze zu überschreiten. Am 9. September 1787 überreichte Thulemeyer eine dritte Note, welche in noch mehr anmaßend gebieterischem Tone als die früheren abgefaßt war. Die Holländer wiederholten nochmals, daß eine Veranlassung zu einer Genugthuung nicht vorliege, da der Prinzessin von Oranien nirgend und von Niemandem in Holland eine Beleidigung zugefügt worden, im Gegentheil die Generalstaaten sie eingeladen hätten, mit ihren Kindern nach dem Haag zu kommen und unter der Vermittelung der Könige von Preußen, Frankreich und England ein friedliches Einverständniß herzustellen. Ohne sich hierauf in fernere Unterhandlung einzulassen, befahl der König dem Herzoge von Braunschweig den 13. September über Nimwegen und Arnheim in Holland einzurücken. Dieser Ueberfall eines wehrlosen, durch blutigen Parteikampf entzweiten, Volkes hatte für die preußischen Waffen den glänzendsten Erfolg. Man wagte den Adlern Friedrichs des Großen nirgend entgegen zu treten; hätte man es gethan, man würde bald gewahr geworden sein, daß ihren Flügeln bereits die besten Schwungfedern entfallen waren. Allein auch die Holländer waren nicht mehr jene Helden, welche einst Wilhelm I. gegen Alba's Schaaren in den Kampf führte. Nirgend hielten die Freischaaren und die Bürgerwehr Stand; schon am 16. verließ die 8000 Mann starke Besatzung Utrecht, ohne einen Angriff abzuwarten, nach dem ersten Kanonenschuß ergab sich das feste Gorkum. Die Holländer hatten darauf gerechnet, die Dämme zu durchstechen und das Land zu überschwemmen, allein kein günstiger Nordwest, wie am 3. October 1574, trieb zur Vertilgung der eingedrungenen Feinde die Meereswellen in das Land herein. Der Statthalter hielt am 20. September seinen Einzug in den Haag, wo ein Beschluß der Generalstaaten ihn sofort wieder in alle Würden und Aemter einsetzte. Bald darauf capitulirte die größere Hauptstadt Amsterdam, welche am 10. October dem preußischen Heerführer das Harlemer Thor übergab, die Orange-Fahne aufpflanzte und sich dem Statthalter unterwarf. Hierauf trat nun auch die Frau Statthalterin mit ihren Genugthuungsforderungen hervor, die sich nicht in den Grenzen der Mäßigung hielten. Zwar verlangte sie nicht die Köpfe der

Patrioten, wohl aber ihre Häupter. Siebzehn der einflußreichſten Führer der republikaniſchen Partei machte ſie namhaft, deren Entfernung von ihren Aemtern erfolgte, andere wurden verbannt. Einige kleinere Städte, welche ſich durch ihre patriotiſche Geſinnung ausgezeichnet hatten, wurden den Regimentern des Statthalters zur Plünderung überlaſſen. In Bois-le-Duc, einer Stadt von 4000 Häuſern, wurde die Hälfte davon durch die Soldaten des Statthalters, und zwar nach erfolgtem Friedensſchluſſe, ausgeplündert und niedergebrannt. Viele hundert Familien wanderten nach Lüttich und nach Frankreich aus. Dem preußiſchen Staatsſchatze koſtete die Genugthuung, welche der König ſeiner Schweſter für eine ihr angebotene Pfeife Tabak von den hochmögenden Herren Generalſtaaten verſchaffte, mehr als 10 Millionen Thaler. Mit dem Statthalter ſchloß Friedrich Wilhelm am 15. April, mit der Krone England den 13. Auguſt 1788 Bündniſſe ab, in denen Preußen aufs Neue die, keineswegs eines freien Staates würdige, Verpflichtung einging: für ſo und ſo viel Ducaten und Pfd. Sterling ſo und ſo viel Truppen jenen Mächten zur Verfügung zu ſtellen. Nur zu bald ſollte der König an die traurige Verpflichtung, welche dieſer Menſchenhandel ihm auflegte, erinnert werden.

Die Erhebung des franzöſiſchen Volkes durchzitterte, wie wir ſchon oben bemerkten, damals alle edleren Geiſter; von Frankreich ging, wie von Deutſchland einſt auf dem Gebiete der Kirche, ſo nun auf dem des Staates, eine gewaltige Bewegung aus und die nachbarlichen, ſprachverwandten Völker wurden zunächſt davon berührt. Die Vaterſtadt Rouſſeau's, Genf, bisher ein ariſtokratiſcher Freiſtaat, in welchem eine Anzahl reicher Familien ſich eine drückende erbliche Herrſchaft angemaßt hatte, machte ſich von ihrem ſtädtiſchen Adel unabhängig durch die Verfaſſung, welche ſich das Volk am 13. Februar 1789 gab. In den ehemals ſpaniſchen, zu der Zeit öſtreichiſchen Niederlanden erhoben ſich im Juli 1789 die Städte Tirlemont und Löwen gegen die Eingriffe des Kaiſers Joſephs II. in ihre Rechte und Freiheiten, und bald folgten die größeren Städte nach. Auch in Cöln am Rheine, der erzbiſchöflichen Stadt, deren Bürger von jeher mit den freiheitsliebenden Niederländern ſympathiſirten, erhob ſich 1789 das Volk, ſtürmte das Rathhaus und bemächtigte ſich des Stadtſiegels. Ernſtere Unruhe regte ſich in dem, damals zum deutſchen Reichsverbande gehörenden, Bisthum Lüttich, ſo daß der Biſchof, ein Graf v. Hönsbrück, es für gerathen hielt, einem Aufſtande durch freiſinnige Zugeſtändniſſe zuvorzukommen. In einem, unter dem 13. Auguſt

1789 an die Mitglieder des Domstiftes gerichteten, Aufrufe forderte er die, auf fetter Pfründe ihre faulen Bäuche pflegenden, Pfäfflein auf, daß sie auf ihre bisherige Steuerfreiheit zu verzichten sich geneigt erklären möchten. Sie thaten es; allein die guten Bürger von Lüttich waren hiermit noch lange nicht zufrieden gestellt. Sie holten ihre alten Freiheitsbriefe hervor, in welchen ihnen, nach einem Grundvertrage vom Jahre 1316, die Wahl ihrer Rathsmitglieder und Theilnahme an der Gesetzgebung und Verwaltung zustand. Die Bürgerschaft trat zusammen, setzte die von dem Bischof ihr aufgedrungenen Rathsherren ab, wozu dieser, unter freundschaftlicher Versicherung, „daß er Alles gewähre, was seine braven Lütticher glücklich mache," seine Genehmigung ertheilte. Er befahl seiner Dienerschaft, große Hutschleifen mit den neuen Landesfarben anzulegen, ordnete die Berufung der allgemeinen Landstände zu dem Landtage an, welcher am 31. August 1789 beginnen sollte, und bezeigte in einem Schreiben vom 27. August: wie aufrichtige Theilnahme er an der allgemeinen Wohlfahrt des Landes nehme. In derselben Nacht aber verließ er heimlich sein Schloß Seraing und entwich nach Trier. In einem zurückgelassenen, für den Druck bestimmten, Manifeste erklärte er zur Beruhigung seiner getreuen Lütticher, „daß er das Land keineswegs in der Absicht verlassen habe, um bei dem Kaiser und Reich Hülfe zu suchen, auch an Niemand einen dergleichen Auftrag ertheilt habe. Sollten bei dem Reichsgerichte Klagen wider die Stadt und das Land Lüttich in seinem Namen erhoben werden, so erkläre er sie zum Voraus für nichtig. Nur Gesundheitsrücksichten hätten ihn bewogen, sich von der Nähe des Landtages, bei welchem es nicht an Aufregung fehlen werde, zurückzuziehen." Unter der Hand aber hatte der Bischof dafür gesorgt, daß das Reichskammergericht zu Wetzlar einen Drohbrief an die Stadt und das Land Lüttich erließ, in welchem angekündigt wurde, daß das Reich mit bewaffneter Hand einschreiten, dem Unfug und der Empörung ein Ende machen und die bisherige Verfassung wiederherstellen werde. Der Bischof faßte nun auch wieder guten Muth, erklärte von Trier aus seine früheren Bewilligungen für erzwungen und drang bei dem Reichsgericht auf bewaffnetes Einschreiten gegen seine rebellischen Unterthanen. Es rückte hierauf ein Reichsheer unter Anführung des preußischen Generals v. Schliefen in Lüttich ein. Die Versuche des preußischen Kreisgesandten v. Dohm, eine Versöhnung des Bischofs mit seinen Unterthanen zu Stande zu bringen, scheiterten an der Hartnäckigkeit und Rachsucht des geistlichen Hirten, der mehr

von der Natur des Wolfes, als von der des Hirten hatte. Er lehnte die Vermittelung, welche der König von Preußen zu übernehmen sich erbot, mit geistlichem Hochmuthe ab, so daß jener seine Truppen (den 1. April 1790) abrief. Jetzt übernahm Oestreich das Häscheramt für den Bischof und dem Lande wurden die ungerechten alten Zustände vom Jahre 1684 wieder aufgedrungen. Die Freude war nicht von langer Dauer; die französische Republik nahm 1794 das Bisthum Lüttich in Besitz und der Bischof ward nicht mehr gesehen.

Wie die im Westen untergehende Sonne nicht nur den Abendhimmel durch ihren, aus dem Wellengrabe noch einmal aufstrahlenden, Purpur mit Glanz erfüllt, sondern mit goldflammendem Gewölk zur selben Stunde weithin den Osten röthet, so ward auch Friedrichs des Großen Stern nicht sofort nach seinem Heimgange in Nacht begraben; während im Westen seinen Namen Dämmerung umfing, blitzte er im Osten noch einmal wetterleuchtend auf.

Die, in ihren Grundvesten wankende, ottomanische Pforte suchte in ihrer Bedrängniß eine Stütze an Preußen zu gewinnen; sie that dies in der Erinnerung an den Ruhm Friedrichs des Großen und an das mit ihm einst geschlossene Bündniß. Jetzt von zwei mächtigen Gegnern, von Rußland und Oestreich, angefallen, bewarb der Großsultan sich um Friedrich Wilhelms II. Freundschaft und beide schlossen (den 31. Januar 1790) ein Schutz- und Trutzbündniß ab. Daß es dem preußischen Cabinet nicht um die Wohlfahrt des ottomanischen Reiches, vielmehr nur darum zu thun war, bei der Friedensvermittelung irgendwo ein gut gelegenes Stück Land zu erbeuten, bedarf bei der uns bekannten Politik jener Zeit keiner Entschuldigung. Selbst der brave Herzberg ertheilte damals dem Könige den Rath, „diese schöne Gelegenheit: Danzig und Thorn zu erwerben, wenn es auch auf Kosten des türkischen Alliirten geschehen müßte, nicht vorübergehen zu lassen." Das Schicksal der Länder und Völker, zumal des östlichen Europas, war auf die Spitze des Degens gestellt; Preußens Macht bestand in den Soldatenröcken, die es in das Feld stellte; nach den Herzen, die darunter schlugen, wurde wenig gefragt. Um die Feinde ebenso wie die Freunde stutzig zu machen, führte der König ein ansehnliches Heer nach Schlesien; die Generale Herzog Ferdinand von Braunschweig und Möllendorf, Namen, die aus dem siebenjährigen Kriege her noch einen guten Klang hatten, waren in seinem Gefolge. Ein zweites Heer wurde unter dem General Kalkreuth bei Thorn und ein drittes unter dem General Grafen Henckel an der russischen Grenze in Lit-

thanen zusammengezogen. In Folge so drohender Rüstungen erklärte Oestreich sich bereit, unter preußischer Vermittelung mit der hohen Pforte Frieden zu schließen, und die Bevollmächtigten traten gegen Ende Juni 1790 in dem schlesischen Städtchen Reichenbach zusammen. Nur zu deutlich trat hier Herzbergs Plan, im Trüben zu fischen, hervor. Er versprach den Polen, die Rückgabe Galiziens von Oestreich für die Abtretung von Danzig zu verschaffen, allein diese wollten „ihr Gibraltar" an Preußen nicht abtreten, und England und Holland protestirten ebenfalls gegen jenes Verlangen Herzbergs, welcher nach der Lage der Sachen sich damit begnügen mußte, daß Oestreich mit der Pforte Waffenstillstand schloß und die weiteren Friedensunterhandlungen zu Sziſtowa fortsetzen ließ. Dadurch gewann Leopold II., welcher nach dem Tode seines Bruders Josephs II. (den 20. Februar 1790) die Regierung der östreichischen Erblande angetreten hatte, Zeit, seine anderweitigen, sehr verwickelten Verhältnisse zu ordnen. Er eilte nach Frankfurt (30. September), um sich zum deutschen Kaiser wählen zu lassen, versöhnte die Ungarn, die ihn (den 9. November) in Preßburg zum Könige ausriefen, und ließ durch ein ansehnliches Heer von 30,000 Mann das empörte Belgien zum Gehorsam zurückführen. Unter so günstiger Wendung seiner Angelegenheiten lehnte der Kaiser nicht allein jede fernere Vermittelung Preußens in der Friedensunterhandlung zu Sziſtowa ab, sondern verletzte das Ehrgefühl des Königs geflissentlich dadurch, daß in dem Friedensschluß der Verhandlungen zu Reichenbach keine Erwähnung geschah, von Preußen aber eine Erklärung verlangt wurde: „daß es für immer auf alle Erwerbungen in Polen Verzicht leiste." — In gleicher Weise verunglückte die Einmischung, welcher sich Preußen in die Händel Rußlands mit der Pforte unterzogen hatte. Schon damals büßte Preußen dafür, daß es den großartigen Plan des großen Kurfürsten, durch Gründung einer Flotte in die Reihe der Seemächte einzutreten, aufgegeben hatte. Vergebens rief es zum Schutze seines Ostseehandels England um Hülfe an; es mußte um die Freundschaft des kleinen Dänemarks betteln, um noch leidlich und mit Ehren aus den Verwickelungen mit Rußland herauszukommen; aber noch größere, Verderben drohende Gefahren hatten sich unterdessen jenseit des Rheines vorbereitet.

Neuntes Kapitel.

Geheime Verhandlungen der Höfe von Paris, Wien und Berlin. — Mirabeau's Vorschlag, einer Verbindung zu accreditiren. — Sein letztes Auftreten in der National-Versammlung. — Drei Ziele — Staat Ludwigs XVI. von Paris. — Er wird in Vincennes empfindlicher und nach Paris zurückgebracht. — Neue Verhandlungen. — Er bestimmt die Verfassung nochmals den 13. September 1791. — Der constitutionirten Versammlung letzte Sitzung den 30. September.

So viel erkannte auch das blödeste Auge an den deutschen Höfen und in den deutschen Cabinetten, daß die Verbindung der Menschenrechte in Frankreich selbst in dem, in schmählichster Entwürdigung verkommenen, Deutschland hie und da einen Wirbelwind aufregen könne, welcher die verschiedenen Provinzen des heiligen römischen Reichs aufjauchzend durchjubilirte, wenn „Wogen Demosthenes,“

rief man damals schon in Potsdam, „lassen nur Windhirn!“ und derer damit meinte sie Ingolstadt und der Orde Illuminaten. Die Patrioten in Holland waren vor den preußischen Fahnen furchtsam zurückgewichen, den empörten Belgien und östlich hatten sich dem Heere des Kaisers unbedingt unterworfen, es schien nur einen dreytägigen Schlagen an die Schleife der Reichsfahnenstange, nur den Schreibens eines vereinigten preußisch-österreichischen Heeres am Rhein zu bedürfen, um die National-Versammlung in Paris auseinander zu sprengen. Ein französischer Herr gab es, nach den Versicherungen der ausgewanderten Prinzen, nicht mehr; der Adel, sagten sie, ist ihnen gehegt und eine Armee ohne Adel, welches ohne

Digitized by Google

Officiere, sei ein Unding. Die jungen Garde-Lieutenants in Potsdam, bearbeitet von Emissairen des französischen Hofes, sprachen schon jetzt von einer Frühlingspromenade nach Paris und versahen sich dazu mit den nöthigen Wegweisern und Plänen der Stadt. Dieser kriegslustige Uebermuth wurde in dieser Zeit aufs Neue durch Vorgänge folgenschwerer Art in Frankreich angefacht. Ludwig XVI. blieb, trotz der Versicherungen, welche er der National-Versammlung, trotz der Eidschwüre, die er auf die Verfassung (den 14. Juli 1790) geleistet, fortwährend in Verbindung mit seinen ausgewanderten Brüdern, und seine Gemahlin bestürmte ihren Bruder, den Kaiser Leopold, mit Bitten, durch bewaffnetes Einschreiten die alte Ordnung in Frankreich wieder herzustellen. Der Kaiser, welcher sich eben in seinen italienischen Staaten befand, ließ seiner Schwester durch einen Vertrauten, den Grafen Durfort, aus Mantua (den 20. Mai 1791) die Versicherung zugehen, daß er 35,000 Mann nach den Niederlanden, 20,000 Mann nach dem Elsaß werde aufbrechen lassen. Eine gleiche Anzahl Schweizer sollten auf Lyon, die Piemontesen nach der Dauphiné marschiren. Ein spanisches Heer sollte die Pyrenäen, ein preußisches den Rhein überschreiten, England hatte versprochen, sich neutral zu halten. Dem Könige war bereits im vergangenen Jahre von verschiedenen Seiten der Rath ertheilt worden, die Hauptstadt und im äußersten Falle sogar Frankreich zu verlassen, um seine volle Freiheit wieder zu gewinnen. Mirabeau, bisher der geistesgewaltige Wortführer der Volksrechte, war zu der Ueberzeugung gelangt, daß es nicht möglich sein würde, in Paris unter dem Einflusse der täglich drohender anschwellenden, tobenden Menge das Verfassungswerk zu vollenden. Er hatte schon seit einiger Zeit Zutritt zu dem Könige, welcher sich eines solchen Mannes als einer mächtigen Stütze der Monarchie zu versichern wünschte. Der Plan Mirabeau's war: der König solle sich nach Lyon begeben, von hier ein Manifest an die Nation erlassen, zugleich mit dem Entwurfe einer neuen Verfassung, welche der König octroyiren sollte, und die Einberufung der ersten National-Versammlung anordnen, welche nicht so entschieden republikanische Elemente in sich enthalten werde, als die eben noch versammelte gesetzgebende Versammlung. Der Chef der Polizei, der Intendant des königlichen Hauses und der General Bouillé, welcher mit einem, dem Könige ergebenen, Heere Montmédy und die Umgegend besetzt hielt, wurden zu Mirabeau's Verfügung gestellt, welcher einige der einflußreichsten Mitglieder der National-Versammlung für seinen Plan gewonnen

hatte. An der Ausführung desſelben, welcher vielleicht die Geſchicke Frankreichs, wenn auch nicht aufgehalten, doch in eine mehr geſicherte Strömung geleitet haben würde, wurde Mirabeau durch den Tod verhindert. Sein letztes Auftreten auf der Rednerbühne glich dem letzten Aufrichten des zum Tode verwundeten Löwen, bei deſſen die Seele aushauchendem Gebrüll die ihn umringenden Jäger und Bluthunde zitternd und voll Furcht zurückweichen. Man verhandelte wegen eines die Auswanderung verbietenden Geſetzes. Mirabeau ſprach dagegen und las einen an Friedrich Wilhelm II. über dieſen Gegenſtand geſchriebenen Brief vor, in welchem er das Recht der Auswanderung als eines der heiligſten Rechte der Menſchen, welche nicht mit Wurzeln im Boden hafteten, vertheidigte. Als dennoch die Leſung des Geſetzentwurfes geſchah, nach welchem einer dictatoriſchen Commiſſion von drei Mitgliedern die Macht: Auswanderungspäſſe zu ertheilen, übertragen werden ſollte, rief Mirabeau in höchſter Entrüſtung aus: „Jene Popularität, um die ich mich bewarb, deren ich mich ſo gut als ein Anderer zu erfreuen hatte, iſt kein ſchwaches Reis, ich werde es tief in das Land einſenken und es wird auf dem Boden des Rechts und der Vernunft gedeihen. Allein ich ſchwöre, wenn Sie dies Geſetz der Emigration beſchließen, ſo werde ich Ihrem Beſchluſſe *nicht gehorſam ſein!*“ Nur Mirabeau durfte der Verſammlung in ſolcher Weiſe Trotz bieten, ſeine Gegner verſtummten; als ſie nach längerer Pauſe ſich von ihrem Erſtaunen erholt hatten, aufs Neue zu murren und zu lärmen anfingen und ein Mitglied der Linken, Goupil, die Frage hinwarf: „Wer hat Herrn v. Mirabeau das Recht ertheilt, hier eine Dictatur auszuüben?“ eilte er ſogleich wieder zur Tribüne und ohne ſich an den Einſpruch des Präſidenten, der ihm das Wort nicht ertheilt hatte, zu kehren, ſagte er: „Ich erſuche diejenigen, welche mich unterbrechen, ſich zu erinnern, daß ich mein ganzes Leben hindurch die Tyrannei bekämpft habe und immer bekämpfen werde, wo ſie auch ihren Sitz haben möge,“ wobei er mit ſeinen durchdringenden Augen eine ſtrenge Muſterung der Mitglieder der äußerſten Rechten zur äußerſten Linken vornahm. Als er im Verlauf ſeiner Rede aufs Neue unterbrochen wurde, rief er mit ſeiner Donnerſtimme, gegen die äußerſte Linke gewendet: „Still! ihr dreißig Stimmen!“ und ſie verſtummten. Es war dies das letzte Aufblitzen des größten parlamentariſchen Genies, welches Frankreich jemals beſeſſen hat. Seine Kraft war gebrochen, er erſchien noch einige Male in der Verſammlung, allein ſeine Zeit war vorüber. Er ſtarb den 2. April 1791

und die Gewalt, die er im Leben ſo oft ausgeübt, die getrennteſten Parteien zu vereinigen und einem gemeinſchaftlichen Ziele zuzuführen, er übte ſie, wenn auch nur auf einen Tag, auch nach dem Tode noch aus. Der Hof, die Stadt, die National-Verſammlung, Bürger und Soldaten, Arm und Reich, Alle ſchloſſen ſich mit gleicher Betrübniß dem Trauerzuge an, welcher Mirabeau's ſterblicher Hülle das Geleit zur Gruft in die zum Pantheon geweihte Kirche der heiligen Genoveva gab, welche die Aufſchrift führt: „Den großen Männern das dankbare Vaterland.“

Nach Mirabeau's Tode überließ ſich der König bei der Ausführung des Fluchtplanes ganz den Anordnungen des Baron Breteuil, welcher ſich bei den ausgewanderten Prinzen befand, und des Generals Bouillé, welcher ein Armeecorps bei Montmédy befehligte. Zu dieſer Zeit ging die Hof- und Prieſterpartei damit um, den König nach Metz zu entführen, von wo er mit einer Armee nach Paris zurückkehren ſollte. Die Königin war damit einverſtanden, ohne der warnenden Stimme, welche ſie auf die Gefahren dieſes Unternehmens aufmerkſam machte, Gehör zu ſchenken. Der Graf d'Eſtaing, ein tapferer Seeofficier, Commandant von Verſailles, welcher mit gleicher Hingebung dem Könige und dem Volke zu dienen entſchloſſen war, beſchwor die Königin, ſo verderbliche Pläne nicht weiter zu unterſtützen. „Ich beſchwöre Ihre Majeſtät,“ ſchreibt er der Königin, „wohl zu bedenken, wohin ein einziger falſcher Schritt führen wird — er würde theuer zu ſtehen kommen. Ich ſah Thränen in den Augen der Königin bei den erſten Opfern, welche gefallen ſind; jetzt würde man Ströme unnütz vergoſſenen Blutes zu beklagen haben. Nur wenn man dem angeſchwollenen Wildbache vorauseilt, wenn man ihn in ein ſicheres Bett leitet, kann man ſeiner Herr werden. Noch iſt nichts verloren; die Königin kann dem Könige ſein Königreich wiedererobern“ u. ſ. w. Wie geheim nun auch die Verabredungen und Veranſtaltungen zur Flucht gehalten wurden, dennoch hegte man in Paris ſchon ſeit längerer Zeit Verdacht. Als am 18. April der König und die Königin ſich nach St. Cloud begeben wollten, um dort das Oſterfeſt von ihren alten Beichtvätern, welche den Eid auf die Verfaſſung nicht geſchworen hatten, celebriren zu laſſen, hielt das Volk die Wagen, unter denen ſich auch einige ſchwerbepackte Reiſewagen befanden, zurück und trotzdem daß Lafayette mit der Nationalgarde herbeieilte und ſich erbot, freie Bahn zu machen, lehnte der König dies Anerbieten ab, blieb in Paris und führte in der National-Verſammlung,

wohin er sich auf der Stelle begab, über die Gewalt, die man ihm angethan, heftige Beschwerde. Er wurde mit freudigem Zuruf empfangen und erhielt die Versicherung, daß Alles geschehen werde, um die Wiederholung ähnlicher Auftritte zu verhindern. Gegenüber dem Auslande suchte Ludwig beständig den Schein anzunehmen, daß er sich in vollständigster Unfreiheit befinde, damit jede Vollziehung eines Gesetzes, jede Zustimmung zur neuen Ordnung der Dinge, als ihm mit Gewalt abgedrungen, angesehen werden sollte. Nur so erklärt es sich, daß er noch unter dem 23. April durch Herrn v. Montmorin den fremden Gesandten eine Note mittheilen ließ, in welcher er den auswärtigen Mächten erklärte, daß er den Eid auf die Verfassung geleistet, daß er ihn halten werde und jeden für seinen Feind erkläre, welcher das Gegentheil davon zu verbreiten sich unterfange. Zu derselben Zeit aber gingen geheime Boten zwischen dem kaiserlichen Hofe, den Emigranten in Coblenz und dem Könige hin und her und dieser Letztere gab dem General Bouillé Nachricht, daß er, der getroffenen Verabredung gemäß, Paris in der Nacht des 20. Juni heimlich verlassen und auf der Straße von Châlons, Clermont und Varennes sich nach Montmédy begeben werde. Vornehmlich hatte die Königin diesen unheilvollen Plan eifrigst betrieben. Um Mitternacht den 20. Juni verließ die königliche Familie in einzelnen Abtheilungen die Tuilerien; die Königin, welche sich von einem Garde du Corps führen ließ, irrte lange in den Straßen umher und wäre entdeckt worden, wenn sie sich nicht in eine Thürhalle versteckt hätte. Endlich gelangten die verschiedenen Wagen glücklich zum Thore hinaus. Der König, als Kammerdiener verkleidet, saß in dem Wagen mit seinen beiden Kindern und deren Gouvernante, Madame de Tourgel, welche in ihrem Passe als Frau v. Korff aus Kurland bezeichnet war. Erst nach 8 Uhr am anderen Morgen wurde die Flucht des Königs in Paris entdeckt, welche man allgemein für eine „Entführung“ (enlèvement) hielt. Lafayette, welchen das Volk ungegründeter Weise in dem Verdacht hatte, daß er die Flucht begünstigt habe, erließ sogleich Befehle: „die Folgen jener Entführung aufzuhalten und die Fortsetzung der Reise zu verhindern.“ Die National-Versammlung eröffnete um 9 Uhr ihre Sitzung und faßte zunächst den Beschluß, daß die Minister von Niemand als von ihr Befehle zu empfangen haben sollten. Der König hatte ein an den Intendanten der Civilliste, Herrn Laporte, gerichtetes Memoire zurückgelassen, in welchem er sich über den Verlust aller seiner königlichen Prärogativen und über die auf 30 Millionen Franken

beſchränkte Civilliſte beklagte. Die Flucht des Königs brachte weder in der Verſammlung, noch in Paris einen großen Eindruck hervor; die Hofpartei freute ſich im Stillen, den König gerettet zu wiſſen, der bald an der Spitze eines Heeres zurückkehren werde, die Volkspartei freute ſich ebenfalls nur im Stillen, auf ſo gute Manier des Königs ledig zu ſein, den ſie nie wieder aufzunehmen gedachte.

Unterdeſſen war Ludwig XVI., welcher unvorſichtiger Weiſe beim Umſpannen der Pferde in St. Menehould den Kopf aus dem Wagen ſteckte, von Drouet, dem Sohne des Poſtmeiſters, erkannt worden. Dieſer, ein eifriger Revolutionair, eilte, da es in Menehould an Zeit und Anſtalten zur Arretirung fehlte, nach der nächſten Station Varennes, wo er vor den Flüchtlingen eintraf. Er machte bei der Municipalität Anzeige und ſtellte ſich mit einigen National-Gardiſten an eine Durchfahrt durch ein Thor, wo der hochbepackte Reiſewagen aufgehalten wurde, mit vorgehaltenem Gewehre und dem Rufe: „Eure Päſſe!“ entgegen. Der König giebt den Paß der Frau v. Korff ab, der Procurateur der Commune, Sauſſe, dem er eingehändigt wird, läßt eine hinreichende Anzahl National-Gardiſten zuſammenrufen und erklärt dem Könige, daß er erkannt ſei und angehalten werden müſſe. „Wenn Sie ihn“ — ruft die Königin leidenſchaftlich Sauſſe zu — „wenn Sie ihn als Ihren König erkannt haben, ſo ſprechen Sie auch mit der Achtung, die Sie ihm ſchuldig ſind.“ Noch immer hofften die Unglücklichen auf die Ankunft des Generals Bouillé mit einer Truppenabtheilung; in Varennes ſelbſt lag bereits ein Detachement Huſaren, welches er mit dem Befehle, einen Geldtransport zu begleiten, dahin geſchickt hatte. Die Officiere traten zuſammen und forderten die Huſaren auf, den König zu befreien, allein dieſe erklärten ſich für die Nationalgarde.

Die Lage des Königs wurde mit jedem Augenblicke bedenklicher, das Zimmer, in welches er mit ſeiner Familie eingetreten war, füllte ſich mit Menſchen, er wendet ſich an die ihn umgebenden Bürger der Stadt, verſichert, daß er ſich in keiner anderen Abſicht nach Montmédy begeben wolle, als um ſich der Tyrannei von Paris zu entziehen, und für das Wohl ſeines Volkes zu ſorgen. Er umarmt Sauſſe und beſchwört ihn, ihn weiter reiſen zu laſſen; die Königin mit ihren beiden Kindern faſſen die Hände des Procurateurs und benetzen ſie mit Thränen, es iſt umſonſt. Eine fürchterliche Nacht wird ſchlaflos zugebracht; am Morgen um 6 Uhr trifft Romeuf, der Adjutant Lafayette's, mit dem Ver-

haftsbefehl ein, die Rückreise nach Paris wird angetreten. Eine Stunde später kam der General Bouillé mit einem Dragoner-Regiment bei der Stadt an, er fand die Brücken abgetragen, die Thore verbarrikadirt und mußte es aufgeben, den König zu retten. Acht Tage brachte die königliche Familie auf der Rückkehr nach Paris zu; zwei Abgeordnete, Barnave, ein junger, liebenswürdiger Advocat, der sich das vollkommenste Vertrauen der Königin gewann, und Péthion, ein strenger Magistratsbeamter, ohne feinere Bildung, befanden sich in demselben Wagen mit dem Könige, der Königin und den beiden Kindern. Bei der Rückkehr der königlichen Familie beobachtete die Stadt Paris eine würdige Haltung; in einem öffentlichen Anschlage las man: „Wer dem Könige Beifall zuruft, soll geprügelt, wer ihn beleidigt, soll aufgehangen werden!“ Das Eine wie das Andere unterblieb; die königliche Familie kehrte unbeachtet in die Tuilerien zurück. Hier wurde Ludwig in anständigem Hausarrest gehalten, Gartenpromenade in den Frühstunden war ihm gestattet, an der Regierung ward ihm kein Antheil verstattet und von der National-Versammlung eine Erklärung von ihm über seine Flucht verlangt. Barnave übernahm das bedenkliche Geschäft, diese Erklärung für den König abzufassen. Der König erklärte darin, daß die Vorgänge am 18. April in Paris, wo man den Aufstand gegen ihn auf das Gröblichste verletzt, ihn veranlaßt hätten, seine zeitweilige Residenz nach Montmédy zu verlegen. Niemals sei es ihm in den Sinn gekommen, Frankreich verlassen zu wollen, weder mit auswärtigen Mächten, noch mit der Emigration hätten hierüber Unterhandlungen stattgefunden. Ein Hauptgrund, weshalb er Paris verlassen, sei der, dem Auslande zu zeigen, daß er nicht gefangen gehalten werde. Am Schlusse versichert er, daß die Reise ihm Gelegenheit gegeben habe, sich davon zu überzeugen, daß die allgemeine Stimme sich zu Gunsten der Verfassung ausspreche und daß er daher für sie zu jedem persönlichen Opfer bereit sein werde, wenn er dadurch den Frieden und das Glück der Nation sichern könne. Die mit der Berichterstattung beauftragte Commission legte der National-Versammlung am 16. Juli ihren Bericht vor, in welchem sie erklärte: „die Reise enthalte nichts Strafbares, außerdem sei der König nach der Constitution unverletzlich und zur Entthronung liege kein Grund vor, da er der Aufforderung der National-Versammlung Folge geleistet.“ Die gemäßigte Partei, damals noch die Mehrzahl der Versammlung, erklärte diese Gründe für genügend, und der König wurde in der Ausübung seiner constitutionellen Rechte nicht weiter

beschränkt. Dagegen erhob die Partei der Republikaner, namentlich Robespierre in dem Club der Jacobiner, mächtigen Einspruch. Sie luden die Freunde des Volkes ein, am folgenden Tage sich auf dem Marsfelde zu versammeln und auf dem Altare des Vaterlandes eine Bittschrift an die National-Versammlung zu unterzeichnen, worin diese aufgefordert wurde, den König für entthront zu erklären, da er an dem Vaterlande zum eidbrüchigen Verräther geworden sei. Am folgenden Tage strömte die aufgeregte Menge nach dem Marsfelde; Lafayette hatte Befehl erhalten, den Platz zu säubern, der Maire Bailly begab sich, da die Menge offene Gewalt gegen die Nationalgarde geübt hatte, zur Stelle und pflanzte die rothe Fahne, das Zeichen, daß die Aufruhracte proclamirt worden sei, auf. Da auf ihn sowohl als auf Lafayette mehrere Schüsse fielen, commandirte Letzterer: „Feuer!" und der Altar des Vaterlandes, vor welchem vor zwei Jahren der Bund der Eintracht und der Bruderliebe beschworen worden war, wurde durch Bürgerblut, im Bruderkampfe vergossen, befleckt.

Der König, welcher sich wiederum in vollständigster Freiheit befand, begab sich in die National-Versammlung, wo er (den 13. September) feierlich die Annahme der nun vollständig abgefaßten Constitution erklärte. Eine allgemeine Amnestie wegen aller auf die Revolution bezüglichen Vergehungen wurde ausgesprochen und die constituirende Versammlung hielt am 30. September ihre letzte Sitzung. Diese erste National-Versammlung, welche sich die Constituante nannte, hatte ihren Auftrag mit der Vollendung der Verfassung erfüllt und ging auseinander, da die öffentliche Stimme die Einberufung einer gesetzgebenden National-Versammlung, welcher die Revision der Verfassung übertragen wurde, verlangte. Die Mitglieder der Constituante hatten auf Robespierre's Antrag beschlossen, daß keiner von ihnen in die neue Versammlung eintreten sollte, und so geschah es, daß diese zweite, obschon sie sich „die gesetzgebende" nannte, hierzu weniger befähigt war als die erste. Die Grundsätze und Ansichten, welche in der ersten Versammlung durch die Minorität der linken Seite vertreten wurden, hatten jetzt die Majorität der rechten für sich und eine entschieden republikanische Linke war hinzugekommen. Der König sah sich genöthigt, sich Männern, wie Lafayette, Lameth, Barnave, Péthion u. a., welche er früher von sich gestoßen hatte, anzuvertrauen. Dies Hin- und Herschwanken im Charakter des Königs, sein Festhalten an den Formen des Absolutismus, nachdem der Gehalt desselben längst entwichen war, und seine wahrhaft kindische

Reizbarkeit mußten ihn dem Verderben mit jedem Schritte, den er that, näher führen. „Die Entschlüsse des Königs," sagt Thiers in seiner Geschichte der Revolution,*) „waren gefaßt, allein, Dank seiner Schwäche, sie waren nie unwiderruflich." Er mußte sie durch die That beweisen, bevor man daran glauben konnte; sein Charakter, obschon gutmüthig, war nicht ohne eine gewisse Anlage zu übler Laune, seine Entschlüsse konnten daher leicht durch ein Versehen der National-Versammlung erschüttert werden. Dergleichen blieben nicht aus. Sie bestimmte in Betreff des Ceremoniels, daß die Anrede „Sire" und „Majestät" wegfallen und für den König ein Lehnsessel von derselben Form, wie der des Präsidenten aufgestellt werden sollte. Der Stolz des Königs fühlte sich hierdurch so sehr gekränkt, daß er erklärte, er werde die Versammlung nicht in Person eröffnen. Die Versammlung legte auf die Form des Lehnsessels nicht so großen Werth, wie der König und überließ die Beschaffung desselben dem Hof-Ceremonienmeister. Nun erschien der König, wurde mit allgemeinem Lebehoch begrüßt, allein eine empfindliche Verletzung wurde ihm dadurch zugefügt, daß, sobald der König sich niedersetzte, die Mitglieder ebenfalls Platz nahmen. „Mußten Sie," rief der König aus, als er sich wieder allein mit der Königin befand, „mußten Sie deshalb nach Frankreich kommen, um Zeugin einer solchen Erniedrigung Ihres Gemahls zu sein." Auch darin zeigte sich der launenhafte Charakter des Königs, daß er sich gegen Lafayette eines Tages beklagte, daß er in seinem eigenen Schlosse durch Nationalgarden bewacht würde. Als nun am folgenden Tage der General den Befehl von dem Stadthause brachte, daß die Leibgarde wieder die Posten in den Tuilerien beziehen sollte, lehnte es der König ab, und sagte, er ziehe es vor, sich den Bürgern von Paris anzuvertrauen; doch that er es nur, damit es noch mehr den Anschein gewinne, er werde gefangen gehalten.

*) T. I. p. 186 (Brüsseler Ausgabe).

Zehntes Kapitel.

Rundſchreiben Leopolds II. an die europäiſchen Höfe vom 6. Juli 1791. — Friedrich Wilhelm II. ſendet den General Biſchoffswerder an den Kaiſer zum Abſchluß eines Bündniſſes. — Coblenz, das Hauptquartier der franzöſiſchen Auswanderer. — Die Brüder Ludwigs XVI. für Feinde des Vaterlandes erklärt. — Congreß zu Pillnitz im Auguſt 1791. — Declaration Leopolds II. und Friedrich Wilhelms II. — Ludwig XVI. lehnt die Einmiſchung fremder Mächte öffentlich ab, heimlich begünſtigt er ſie. — Leopold II. nimmt gemäßigte Geſinnungen an; — er erläßt ein zweites Rundſchreiben friedlichen Inhaltes. — Entſchädigungsforderung deutſcher Reichsfürſten in dem Elſaß. — Drohende Sprache des Reichstages gegen Frankreich. — Antwort Ludwigs XVI. — Sendung des Grafen v. Segur nach Berlin. — Kriegsluſt des Königs. — Der Prinz Heinrich ein Demokrat. — Frau v. Staël und der Herzog von Braunſchweig. — Darlegung der europäiſchen Cabinetspolitik Frankreich gegenüber. — Oeſtreich und Preußen ſchließen den 7. Februar 1792 ein Bündniß. — Kaunitz und das öſtreichiſche Comité in Paris. — Ludwig XVI. begünſtigt die Contrerevolution. — Aufregung der Jacobiner.

Die verunglückte Flucht des Königs und die Begegnung, welche er ſeit ſeiner unfreiwilligen Rückkehr nach Paris erfuhr, erfüllten die europäiſchen Cabinette mit Gefühlen des Schreckens und der Rache. Alle gekrönten Häupter fühlten ſich in der, dem Könige von Frankreich angethanen, Schmach verletzt, Alle waren bereit, ſeine Sache zu der ihrigen zu machen. Der Pariſer Hof und die ausgewanderten Prinzen unterließen es nicht, das Feuer zu ſchüren,

an alle Höfe wurden öffentliche und geheime Emissäre gesendet; vor allen rechnete man auf den Kaiser Leopold II. und auf den König von Preußen. Der Kaiser, welchen die von seiner Schwester an ihn abgesendeten Eilboten in Padua trafen, erließ von hier unter dem 6. Juli 1791 ein Rundschreiben an sämmtliche europäische Fürsten, in welchem er vorschlug, gemeinschaftlich mit ihm Frankreich zu erklären: „daß sie die Sache des allerchristlichsten Königs für ihre eigene erklärten; daß sie forderten, daß der König und seine Familie auf der Stelle seine vollständige Freiheit wieder erhalte, um, wohin es ihm beliebe, sich begeben zu können, indem alle Höfe für den allerchristlichsten König und seine Familie die Unverletzlichkeit und die Achtung verlangten, zu welcher das Natur- und Völkerrecht die Unterthanen gegen ihre Fürsten verpflichte; daß sie sich sämmtlich vereinigten, um mit dem größten Eclat einen jeden Angriff, welchen man sich auf die Freiheit, die Ehre oder Sicherheit des Königs, der Königin und der königlichen Familie erlauben würde, zurückzuweisen; daß sie nur diejenigen Gesetze für constitutionell und legitim anerkennten, welche die freiwillige Zustimmung des in dem vollen Genuß seiner Freiheit sich befindenden Königs erhalten hätten, dagegen aber gemeinschaftlich alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel anwenden würden, um dem Scandal der Anmaßung einer Gewalt ein Ende zu machen, welches den Charakter des offenen Aufruhrs an sich trüge, und deren verderbliches Beispiel zu ersticken, eine Pflicht aller Regierungen sei.“ Sogleich nach Empfang dieser Mittheilung schickte Friedrich Wilhelm den General Bischoffswerder nach Wien, wo er am 25. Juli mit Kaunitz ein Bündniß zwischen Preußen und Oestreich abschloß, welchem jene Declaration zu Grunde gelegt wurde.

Die gemäßigt gesinnte Partei der National-Versammlung, welche die constitutionelle Monarchie aufrichtig wollte, wendete allen ihren Einfluß an, um den Kaiser Leopold darüber aufzuklären, daß jede Drohung von Seiten des Auslandes, jede Rüstung gegen Frankreich dem Könige und dem Königthume das größte Verderben bereiten würde, da sich die Nation in Masse dagegen erheben werde. In der That gelang es dem französischen Gesandten in Wien, Marquis v. Noailles, einem Freunde Lafayette's, den Kaiser zur Vorsicht und zum Frieden zu stimmen; allein dies stimmte nicht mit der Ansicht der ausgewanderten Prinzen überein. Die beiden Brüder des Königs, der ältere, welcher den Ehrentitel „Monsieur“ führte, und der Graf von Artois hatten sich über

Brüssel nach dem Rhein begeben, wo sie bei den Erzbischöfen von Cöln und Trier gute Aufnahme fanden und darauf ihr Hauptquartier in Coblenz aufschlugen. Von hier aus sendeten sie den Oberst Baron v. Roll nach Berlin mit einem Schreiben, in welchem Monsieur erklärte: „es sei die förmliche Absicht des allerchristlichsten Königs, daß die Prinzen, seine Brüder, in seinem Namen und in Gemeinschaft mit den anderen Mächten Alles thun möchten, was zur Wiederherstellung seiner Freiheit und zum Wohle des Staates führen könne, und daß sie insbesondere von dem Könige von Preußen hofften, er werde Maßregeln ergreifen, welche den Umsturz, mit welchem die Revolution Frankreich und Europa bedrohe, abwenden würden." Friedrich Wilhelm, dessen politischer Horizont beschränkt war, dem es schmeichelte, daß das einst so großmächtige französische Königshaus sich an ihn als einen Erretter aus der Noth wendete, ging nur allzu bereitwillig auf die ihm gemachte Aufforderung ein und ließ durch seinen Gesandten in Mainz den Marschall Bouillé, welcher nach dem verunglückten Fluchtversuche des Königs Frankreich verlassen hatte, einladen, sich den 26. oder 27. August in Pillnitz, einem Lustschlosse des Kurfürsten von Sachsen, einzufinden und die Operationspläne zum Einrücken in Frankreich mitzubringen.

In Pillnitz trafen am 25. August 1791 der Kaiser Leopold mit dem Erzherzoge Franz (nachmaligem Kaiser), Feldmarschall Lascy, Baron Spielmann, Grafen Palffy, der König von Preußen mit den Generalen Fürsten von Hohenlohe und v. Bischoffswerder und dem Freiherrn v. Stein ein, welche von dem Kurfürsten Friedrich August feierlich empfangen und auf das Glänzendste bewirthet wurden. Durch verschwenderische Feste, Schauspiel, Oper, Concerte, Illuminationen und Feuerwerke suchte man die Welt zu blenden und dem getreuen Volke der Sachsen, auf dessen Unkosten man sich lustig machte, Sand in die Augen zu streuen, als ob es nur auf eine von den beiden mächtigsten deutschen Fürsten dem Kurfürsten erwiesene Ehre abgesehen sei; allein die Ankunft des Grafen von Artois, des Marschalls Bouillé, Ministers Calonne und anderer Emigranten ließ es nicht lange ein Geheimniß bleiben, worauf es bei dieser Zusammenkunft abgesehen sei. —

Wie zurückhaltend auch der Kaiser, wie vorsichtig die östreichischen Diplomaten waren, sie wurden durch die französischen Prinzen, welche den König von Preußen bereits für sich gewonnen hatten, so bestürmt, daß Leopold sich fügte

und gemeinschaftlich mit Friedrich Wilhelm nachstehende, von Calonne abgefaßte Declaration in Pillnitz am 27. August unterzeichnete:

„Se. Maj. der Kaiser von Oestreich und Se. Maj. der König von Preußen erklären, nachdem sie die Wünsche und Vorstellungen von Monsieur und dem Herrn Grafen von Artois vernommen haben, die Lage, in welcher sich gegenwärtig Se. Maj. der König von Frankreich befindet, für eine die sämmtlichen Souveraine Europas interessirende Angelegenheit. Sie hoffen, daß dieses Interesse von den Mächten, deren Beistand in Anspruch genommen worden ist, anerkannt werden wird und daß sie sich nicht weigern werden, vereinigt mit den genannten Majestäten die wirksamsten Mittel zu ergreifen, um den König von Frankreich in den Stand zu setzen, in vollkommenster Freiheit die Grundlagen einer monarchischen Regierung festzustellen, welche eben so sehr den Rechten der Souveraine, wie dem Wohlbefinden der Franzosen angemessen ist. In diesem Falle sind die genannten Majestäten entschlossen, sofort und in Uebereinstimmung die nöthigen Streitkräfte aufzubieten, um das Ziel, welches sie sich gemeinschaftlich gestellt haben, zu erreichen. Einstweilen werden sie ihren Truppen die nöthigen Befehle ertheilen, damit sie sich bereit halten, ins Feld zu rücken.

(gez.) Leopold. Friedrich Wilhelm."

Die Revision der Verfassung war unterdessen von der National-Versammlung vollendet und am 14. September von dem Könige beschworen worden. Eine unter dem 16. October an den Wiener Hof von Ludwig XVI. erlassene Erklärung bestimmte den Kaiser, den französischen Gesandten wieder bei sich zu empfangen und an die anderen Höfe eine Note zu erlassen, worin er die Ansicht aussprach: in Frankreich scheine ruhige Besonnenheit zu erwachen, der König sei seiner Freiheit wiedergegeben und den deutschen Fürsten wünsche er nichts weiter zu empfehlen, als die Vermeidung alles dessen, was die noch unsichere Entwickelung der neuen Verfassung stören dürfte. Es traten auf einige Zeit die Kriegsgedanken des Kaisers in den Hintergrund, zumal Ludwig XVI. ihm eröffnete, daß, wie die Sachen jetzt ständen, die Drohung eines Krieges ihn nur in die größte Gefahr bringen werde. Kaunitz hielt jedoch an der Ansicht fest, daß der auf die Verfassung von dem Könige geleistete Eid für nicht verbindlich zu erachten sei, da Ludwig sich in einem Zustande der Unfreiheit befinde, und rieth zu warten. Vergebens drangen die ausgewanderten Prinzen in den Kaiser und den König von Preußen, die Declaration von Pillnitz zur Ausführung zu

bringen. In ihrer Protestation gegen die Constitution vom 14. September nannten sie dieselbe „die Vernichtung der Religion, den Umsturz der Monarchie, die Verletzung aller Rechte". Da der König gefangen gehalten wurde, erklärten sie dessen Zustimmung zur Constitution für erzwungen und kündigten der National-Versammlung drohend an: „der Kaiser und der König von Preußen hätten durch den Vertrag zu Pillnitz die Verbindlichkeit übernommen, der Krone von Frankreich ihr Ansehen wieder zu verschaffen und den König der Unterjochung durch die Demagogen und das Land dem Unglücke der Anarchie zu entreißen." —

Die Prinzen setzten Alles in Bewegung, um die Höfe von Berlin und Wien zur Kriegserklärung zu nöthigen, allein an beiden hohen Stellen war man zu der Ueberzeugung gelangt, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen dies nicht an der Zeit sei. Von beiden Höfen wurde die von Ludwig gemachte Mittheilung, daß er die Constitution angenommen habe, mit einer zustimmenden Erwiderung beantwortet. Der Kaiser erließ an die europäischen Höfe, an die er aus Padua unter dem 6. Juli geschrieben, eine zweite Note, in welcher es heißt: „Se. Maj. glaubt, daß man den König von Frankreich für frei und deshalb die Annahme der Constitution und die darauf gefolgten Acte für gültig anerkennen müsse." Er spricht die Hoffnung aus, daß die gute Ordnung sich befestigen und die gemäßigte Partei die Oberhand behalten werde. Nur für den Fall, daß man sich hierin getäuscht habe, fordert er die befreundeten Mächte auf, an der Coalition festzuhalten. Im Widerspruch mit diesen friedlichen Versicherungen gestattete der Kaiser den Erzbischöfen von Cöln und Trier die Errichtung von königlich französischen Emigranten-Regimentern auf ihrem Gebiete, und die französischen Prinzen hielten Hof in Coblenz, bei welchem der von aristokratischer Tollwuth befallene König Gustav von Schweden, die Kaiserin Katharina von Rußland und der König von Spanien ihre von Paris abberufenen Gesandten beglaubigten.

Mehr aber noch als der Kaiser und der König von Preußen waren diejenigen deutschen Reichsvasallen, Fürsten und Bischöfe von dem Umsturze des Lehnswesens und der Adelsvorrechte in Frankreich betroffen worden, welche an dem durch frühere Friedensschlüsse an Frankreich abgetretenen Reichsgebiete Besitzungen oder Renten hatten, auf welche sie nach den denkwürdigen Beschlüssen des 4. August 1789 Verzicht zu leisten sich entschließen sollten. Entschädigungs

39ste Lieferung.

Von Elba nach St. Helena.

Von

Dr. Fr. Förſter.

Einleitende Geſchichte der Jahre 1786—1814.

Preis der Lieferung 5 Sgr. (18 Kr. Rh.)

Berlin.
Guſtav Hempel.

1866.

vorschläge, welche Ludwig mit Genehmhaltung der die Heiligkeit der Verträge und des Eigenthums nicht ganz verwerfenden constituirenden Versammlung den Betheiligten machen ließ, wurden abgelehnt und geistliche und weltliche Reichsunmittelbare bestürmten Kaiser und Reich mit den dringendsten Aufforderungen, ihnen Genugthuung und volle Entschädigung von Frankreich zu verschaffen. Die Anerbietungen, welche Ludwig in dem ersten Jahre der Revolution den Betheiligten gemacht hatte, war er jetzt nicht mehr im Stande zu bewilligen. Die auf deutschem Reichsboden fortdauernden Rüstungen der Emigranten regten zu immer heftigerer Erbitterung auf, und er selbst sah sich gezwungen, durch ein Decret vom 31. October 1791 seinen Bruder Louis Stanislaus Xavier zur Rückkehr binnen zwei Monaten bei Verlust der Anwartschaft auf den Thron aufzufordern und durch ein zweites einen jeden Franzosen des Hochverraths und des Todes für schuldig zu erklären, welcher am 1. Januar 1792 noch Theil an den bewaffneten Versammlungen an den Grenzen nehmen werde. Der Kaiser erließ hierauf an die Kurfürsten von Trier und Cöln eine Aufforderung, fernerhin die Ansammlung französischer Bewaffneter auf ihren Gebieten nicht mehr zu gestatten, zu gleicher Zeit erklärte er aber in einem Schreiben an Ludwig XVI. vom 3. December 1791 „seinen festen Entschluß, den in dem Elsaß und Lothringen ansässigen Reichsfürsten denjenigen Beistand zu leisten, welchen die Würde der Kaiserkrone und die Constitution des heil. röm. Reichs erheischten, im Fall ihnen nicht die vollständige Wiedereinsetzung in ihre Gerechtsame und Privilegien zu Theil würde.“ Diesem Schreiben war ein Beschluß des Reichstages beigefügt, welchem der Kaiser die Sanction ertheilt hatte, unter Hinzufügung einer feierlichen Verwahrung „gegen alle seit dem Monat August 1789 von der National-Versammlung erlassenen Decrete, welche als Usurpation, Treubruch und Verletzung der Landes-Souverainetät des Kaisers und des Reichs hiermit für ungültig erklärt würden.“

Wenn man in der früheren Zeit der Cabinetspolitik eine solche Zuschrift vom deutschen Reichstage in Paris als eine „querelle allemande“ unbeachtet bei Seite legte, so sah sich jetzt der „constitutionelle König“ genöthigt, darauf zu antworten. Am 16. December begab sich Ludwig in die National-Versammlung, welche ihm bereits in einer besonderen Botschaft erklärt hatte: „die gesammte Nation erhebe den Ruf nach Krieg und ziehe diesen einer verderblichen schmachvollen Zögerung vor.“ Der König nahm selbst das Wort

und theilte mit, er habe dem Kurfürsten von Trier erklärt, daß, wenn nicht bis zum 15. Januar 1792 die bewaffnete Zusammenschaarung der ausgewanderten Franzosen auf seinem Gebiete aufgehört haben würde, er in ihm nichts anderes als einen Feind Frankreichs erkennen werde. Er theilte ferner mit, daß er den Kaiser aufgefordert habe, sein Ansehen als Oberhaupt des Reichs geltend zu machen. „Sollten," so schloß er, „meine Aufforderungen bei dem Kaiser und dem deutschen Reiche kein Gehör finden, dann, meine Herren, bleibt mir nichts anderes übrig, als den Krieg in Vorschlag zu bringen." Die Versammlung nahm diese Rede kalt auf; allgemein fühlte man derselben an, daß sich der König dabei Gewalt angethan, daß er nicht von jener Begeisterung erwärmt worden war, welche die Herzen aller Patrioten durchglühte. Zu noch helleren Flammen wurde diese Gluth entzündet, als der Versammlung eine Note des kaiserlichen Hofes an den französischen vom 21. December mitgetheilt wurde, in welcher der Kaiser erklärte, daß er seinem in den Niederlanden ein Armeecorps befehligenden General Bender Befehl ertheilt habe, die Grenzen des Erzbisthums Trier gegen eine jede Ueberschreitung französischer Truppen sicher zu stellen. Dergleichen drohende Herausforderungen trieben in Frankreich mit jedem Tage mehr die Leidenschaften des verletzten Nationalgefühls zu den heftigsten Erwiderungen.

Noch immer dachte Ludwig den Frieden zu erhalten; er rechnete hierbei darauf, den König von Preußen, von dem nur zu bekannt war, daß er seine Vergnügungen nicht auf dem rauhen Feldbette und im Schlachtgetümmel suche, für sich zu gewinnen und von dem Kaiser zu trennen. Mit diesem Auftrage wurde Herr v. Segur zu Ende des Jahres 1791 als „ambassadeur" nach Berlin geschickt. Er befand sich hier sogleich in einer schiefen Stellung, indem Ludwig bei dem Könige den Vicomte Caraman als besonderen diplomatischen Agenten beglaubigt hatte und die ausgewanderten Prinzen ebenfalls einen von dem Könige empfangenen Gesandten, Baron Roll, in Berlin hatten. Herr v. Segur war als ein freisinniger Patriot bekannt und daher bei Hof nicht zum Besten aufgenommen. Der König nahm sein Beglaubigungsschreiben am 12. Januar 1792 in Empfang und sagte ihm auf die friedlichen Versicherungen, welche er überbrachte: „Greifen Sie Oestreich nicht an, lassen Sie Deutschland in Frieden, dann werde ich Ihnen keinen Krieg machen." Ohne eine Erwiderung abzuwarten, wendete sich der König mit ironischem Lächeln an einige

französische Emigranten, Generale und Marquis, welche gegen das sonst beobachtete Ceremoniel zu dem Empfange des königlichen Ambassadeurs eingeladen worden waren. In einem Handbillet hatte der König seine Gemahlin aufgefordert, Herrn v. Segur „sehr kalt" (très-froidement) zu empfangen, und seine Minister Schulenburg und Finkenstein ließen es sich angelegen sein, ihm alle mit ihrer Stellung verträglichen Unhöflichkeiten zu erweisen. „Der König Friedrich Wilhelm," sagt ein wohlunterrichteter Zeitgenosse, „sehr gereizt durch die von Paris aus gegen alle Throne gerichteten Declarationen, wünschte mehr als jemals, daß es zum Kriege kommen möchte, zu welchem ihn die Bestürmungen der Emigranten und die gelegentlichen Aeußerungen seiner Günstlinge hindrängten. Die Contrerevolution in Holland, sagten sie, hat nur drei Wochen, die in den Niederlanden vierzehn Tage gekostet; mit Frankreich werden wir in höchstens drei Monaten fertig sein. Der Prinz Heinrich war an dem preußischen Hofe der einzige Parteigänger Frankreichs; er sprach ganz offen seine Befürchtungen über einen Krieg aus, dessen Folgen unberechenbar seien; allein dieser Prinz hatte bei Hof weder Einfluß, noch Glauben." *)

Noch bevor Herr v. Segur nach Paris meldete, daß wenig Hoffnung vorhanden sei, den preußischen Hof günstig für die Sache der Constitution zu stimmen, wurde von der dortigen constitutionellen Hofpartei, deren Seele Frau v. Staël, die Tochter des Exministers Necker, Gemahlin des schwedischen Gesandten, war, der Plan gefaßt, dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig, der für den würdigsten Zögling Friedrichs des Großen galt, die Stelle eines Oberfeldherrn der königlich französischen Heere anzutragen. Zu den Füßen der geistreichen Frau v. Staël schmachteten damals der Kriegsminister Narbonne und der Bischof von Autun, Talleyrand. Ein Sohn des als Feldherr hochgeachteten Generals Custine wurde an den Herzog mit einem eigenhändigen Schreiben Ludwigs XVI. gesendet, worin ihm dieser unter den schmeichelhaftesten Versicherungen seiner Achtung das glänzende Anerbieten machte, als Marschall von Frankreich in seine Dienste zu treten. Der Herzog lehnte den Antrag in so entschiedener Weise ab, daß er nicht zum zweiten Male damit behelligt wurde. Als man aber in Frankreich davon Kenntniß erhielt, wurde dies von der revolutionairen Partei ausgebeutet, um den König neuen Verdächtigungen Preis zu

*) Mémoire d'un homme d'état. T. I. p. 185.

geben, welche um so leichter Eingang fanden, als man wußte, daß er geflissentlich die constitutionell gesinnten Generale zurücksetzte, und namentlich gegen Lafayette, der ihm fortwährend die aufrichtigste Hingebung bewies, kalt und mißtrauisch war, wozu die Königin es an Aufreizung nicht fehlen ließ. Die Zeit aber war — wenigstens an dem Hofe zu Versailles — vorüber, wo die gereizte Empfindlichkeit einer Königin den weltgeschichtlichen Gang der Ereignisse hätte aufhalten können.

Am 14. Januar hielt der Berichterstatter der diplomatischen Abtheilung der National-Versammlung Vortrag über die von dem Kaiser unter dem 21. December an den König gerichtete Note. „Es ist Zeit" — so begann der Redner — „es ist hohe Zeit, der französischen Nation die Stellung anzuweisen, welche ihr dem Auslande gegenüber zukommt, ihre Unabhängigkeit zu zeigen und jene finstere Politik zu Schanden zu machen, welche der Revolution eine rückgängige Bewegung anweisen, unsere inneren Angelegenheiten dem Einflusse einiger fremden Fürsten, den allgemeinen Willen eines großen Volkes Gesetzen, welche sich dasselbe nicht selbst gegeben hat, unterwerfen will; es ist Zeit, allen Völkern einen schlagenden Beweis von der Macht und dem Muthe der Franzosen zu geben.... Eine Nation von 24 Millionen freier Menschen, welche nichts Anderes als die Freiheit und diese ganz will, erniedrigt sich nicht bis dahin, ihre Souverainetät dem Willen einiger Despoten zu unterwerfen. An euch, die ihr beauftragt seid, im Namen des Volks zu sprechen, an euch ist es, zu prüfen, ob nach dem Benehmen des Kaisers dessen Note als eine Feindseligkeit betrachtet und der Krieg gegenwärtig als ein nicht angreifender unternommen werden muß. In einer ähnlichen Lage hielt Friedrich der Große die Anstrengungen, welche der Wiener Hof gegen ihn machte, nur dadurch auf, daß er ihm zuvorkam. Er griff an; ein plötzlicher Einbruch befestigte auf seinem Haupte die Krone, welche der geringste Aufschub ihm würde entrissen haben. — Sagen Sie," so schloß der Redner, „dem Könige, daß der Krieg nothwendig ist, daß die öffentliche Meinung ihn verlangt, daß das Wohl des Staats ihn gebieterisch von ihm erheischt, daß die Nation wünscht, daß er ihr Beweise seiner Zuneigung gebe, daß er jede fremdartige Rücksicht dem Heile des Vaterlandes zum Opfer bringe, daß die Nation von ihrem Könige ein festes, beharrliches, loyales Benehmen erwarte, wofür das Vertrauen und die Liebe des Volkes der Lohn sein wird."

Eine noch leidenschaftlichere Sprache führte der Präsident Gadet. Als es verlautete, daß der Hof, von einigen Mitgliedern der früheren Constituante unterstützt, die Angelegenheit der Nation einem europäischen Fürsten Congresse zur Entscheidung zu überlassen geneigt sei, sprach er heftig dagegen und rief aus: „Belehren wir die sämmtlichen Fürsten, daß die französische Nation entschlossen ist, ihre ganze Constitution aufrecht zu erhalten. Bezeichnen wir den Verräthern zum Voraus ihren Platz, und dieser ist kein anderer als das Schaffot. Ich schlage vor, auf der Stelle den Beschluß zu fassen, daß die französische Nation „für infam, für einen Verräther des Vaterlandes, für schuldig der Beleidigung der Nation" einen jeden Beamten der vollziehenden Gewalt, einen jeden Franzosen erklärt, welcher direct oder indirect Theil nimmt an einem Congresse, dessen Zweck wäre, irgend eine Veränderung der Constitution, ein Uebereinkommen der Nation mit den emigrirten Rebellen, oder eine Abfindung mit den in dem Elsaß ansässigen Fürsten herbeizuführen. Ich trage darauf an, daß diese Erklärung dem Könige auf der Stelle mit der Einladung überbracht wird, sie allen Fürsten Europas zur Kenntniß zu bringen und ihnen zu erklären, daß er jeden Fürst, welcher die Absicht blicken lasse, einen Angriff auf die Constitution zu machen, für einen Feind Frankreichs erklären werde." Einstimmig trat die Versammlung unter den lautesten Beifallsbezeigungen aller Anwesenden diesem Antrage bei, und der Minister hielt es für rathsam, noch an demselben Abende der Versammlung den Beitritt des Königs zu dieser Erklärung mitzutheilen. Als die Depeschen der Gesandten dies Ergebniß nach Wien und Berlin meldeten, sah man einem baldigen Ausbruche des Krieges als unvermeidlich entgegen. „Die Franzosen wollen den Krieg," sagte der Kaiser laut und vernehmlich über Tafel, „sie sollen ihn haben und sie werden sehen, daß der friedliebende Leopold den Krieg, wenn es sein muß, zu führen versteht." — Sogleich flogen Couriere nach Berlin und Coblenz, um nähere Verabredungen wegen des Einmarsches nach Frankreich zu treffen. Die Kurfürsten von Trier und Cöln, welche sich jetzt als die nächsten Nachbarn einem feindlichen Einfalle von Seiten der Franzosen ausgesetzt sahen, hatten die emigrirten Brüder des Königs veranlaßt, den Schein öffentlichen Waffenaufgebots einzustellen, so daß der König Ludwig von seinem Gesandten in Coblenz einen ihn zufriedenstellenden Bericht erhielt, welcher die Versicherung enthielt, daß die bewaffneten Corps der Emigranten sofort aufgelöst werden würden. Der König, obschon er selbst diesen Berichten keinen

Glauben ſchenkte, beauftragte dennoch einen ſeiner Miniſter, die National-Verſammlung davon in Kenntniß zu ſetzen, und daß er daran die Hoffnung zur Erhaltung des Friedens knüpfe. Mit Entrüſtung nahm die Verſammlung die königliche Botſchaft auf, in welcher ſie nur Feigheit oder Verrath zu erkennen glaubte. Mit einer geharniſchten Zornrede nahm der Abgeordnete Briſſot gegen den Miniſter das Wort: „Endlich" — ſagte er — „iſt die Maske gefallen! Euer wahrer Feind iſt jetzt bekannt. Der dem General Bender ertheilte Befehl lehrt euch ſeinen Namen kennen: es iſt der deutſche Kaiſer. Die Kurfürſten von Trier und Cöln ſchob er nur vor, die Emigranten waren nur ein Inſtrument in ſeiner Hand. Jetzt dürft ihr die Emigranten verachten, dem hohen National-Gerichtshofe ſteht es zu, die Nation wegen der Empörung jener bettelnden Prinzen zu rächen. Die Kurfürſten ſind eures Zornes nicht würdig, die Furcht machte, daß ſie euch zu Füßen ſtürzten. Euer wahrer Feind iſt der Kaiſer! Jetzt gilt es, das oft vernommene Wort zu erfüllen: die Conſtitution oder der Tod! Bedenkt eure Lage wohl. Eure Conſtitution iſt ein wider die abſoluten Throne für alle Ewigkeit geſchleuderter Fluch; von allen Königen wird ſie gehaßt, denn ſie macht ihnen den Prozeß, ſie ſpricht ihnen das Urtheil, ſie ſcheint einem Jeden von ihnen zuzurufen: „Morgen wirſt du nicht mehr, oder du wirſt nur König ſein durch das Volk!" Dieſe Wahrheit hat in den Herzen Leopolds und Friedrich Wilhelms wiedergehallt, ſie ſuchen den verhängnißvollen Moment hinauszuſchieben. Daher müſſen wir ihnen ſagen: es iſt unſere Conſtitution, welche ihr vernichten wollt, ſo leiſtet entweder auf dies Unternehmen Verzicht, oder bereitet euch auf den Krieg. Vielleicht wird man uns ſagen, man wolle keine Gewalt brauchen, nur auf einem Congreſſe einige Mängel unſerer Conſtitution verbeſſern. Allein ſolch ein Congreß, ſelbſt wenn er friedlich wäre, würde eine ſchimpfliche Beleidigung für die franzöſiſche Nation ſein. Fluch alſo den Ehrgeizigen, welche, um die Verwirrung zu verlängern, dieſen Vorſchlag gethan! Fluch den Mächten, welche thöricht genug ſind, ſie zu beſchützen! — Und mit welchem Rechte will der Kaiſer ſich in unſere Angelegenheiten einmiſchen? Unterhandeln, das heißt uns alle Vortheile eines offenen Krieges verlieren machen; während dieſer politiſchen Komödie werden die Rüſtungen unſere Mittel erſchöpfen, die Unruhen im Innern dauern fort, die vereinigten Streitkräfte ſammeln ſich an der Grenze, die günſtige Jahreszeit für ſie kommt heran, ſie treten mit ihren Forderungen

hervor, Drohungen folgen ihren honigsüßen Worten, man beleidigt sich, der Einbruch findet statt, ein verheerender Krieg verwüstet unsere Dörfer, die Mißvergnügten treten unter die Fahnen des Auslandes, zugleich mit dem Bürgerkriege haben wir Krieg gegen die Fremden. Dies sind die geheimen Aussichten eurer Feinde, sie sind Könige, ihr seid das Volk, sie sind Despoten, ihr seid frei; nun aber besteht zwischen der Tyrannei und der Freiheit keine aufrichtige Uebereinkunft. Ich würde daher nicht, wie das Ministerium, zum Kaiser sagen: „Willst du dich verbindlich machen, Frankreich und seine Unabhängigkeit nicht anzugreifen?" Ich würde zu ihm sagen: „Du hast einen Bund gegen Frankreich geschlossen, ich muß dich bekämpfen!" Und dieser sofortige Angriff ist gerecht, nothwendig, geboten durch die Umstände und durch euren Schwur: die Verfassung oder der Tod!"

Der Minister sah sich genöthigt, seine friedlichen Anträge zurückzuziehen, und gab die Versicherung, von dem Kaiser eine kategorische Antwort zu fordern. Die National-Versammlung ließ hierauf am 25. Januar dem Könige diejenigen Punkte mittheilen, welche sie in die an den Kaiser zu richtende Note aufgenommen wünschte. 1) Der König solle dem Kaiser erklären, daß er in Zukunft mit keiner Macht politische Beziehungen unterhalten könne, als im Namen der französischen Nation und kraft der durch die Verfassung ihm übertragenen Vollmachten. 2) Der Kaiser solle erklären, ob er in Frieden mit der französischen Nation zu leben wünsche und ob er auf jedes, gegen die Souverainetät, Unabhängigkeit und Sicherheit der französischen Nation gerichtete, Bündniß verzichte? 3) Gebe der Kaiser auf diese Punkte bis zum 1. März nicht vollständige und genügende Erklärung, so solle sein Schweigen, sowie eine jede ausweichende Antwort für eine Kriegserklärung gelten. —

Als die Höfe von Wien und Berlin Kenntniß von diesem Beschlusse erhielten, beeilten sie sich (den 7. Februar 1792) ein Schutz- und Trutzbündniß zu unterzeichnen, in welchem die Streitkräfte und anderweitigen Mittel festgestellt wurden, mit denen man gegen die französische Revolution und deren Verbreitung nach Deutschland den Vernichtungskrieg zu beginnen beschloß. Dennoch lag dem Kaiser daran, den Schein zu vermeiden, als ob die Herausforderung zum Kriege von ihm und Preußen ausgehe. In einem Schreiben Leopolds an Friedrich Wilhelm vom 5. Februar 1792 heißt es: „Gegenwärtig sind es die Franzosen, welche uns auf jede Weise herausfordern und uns das Recht zu

einer bewaffneten Intervention geben. Die Hauptpunkte unserer Reclamation müssen zum Zwecke haben: 1) daß Frankreich seine Rüstungen einstelle, 2) daß die französische Regierung durch die energischsten Mittel die verbrecherischen Umtriebe der Clubs und einzelner Individuen zur Verbreitung revolutionairer Ideen im Auslande und zum Umsturze der monarchischen Regierung in Frankreich verhindere und zur Strafe ziehe."

Das preußische Cabinet, seit der Entfernung Herzbergs, von Oestreich in das Schlepptau genommen, sagte bereitwillig zu, mit seiner ganzen Kriegsmacht nach dem Rheine aufzubrechen, so daß mit dem Frühjahre ein vereinigtes östreichisch-preußisches Heer von 180,000 Mann an der Grenze von Basel bis zu der Mündung der Schelde zum Einbruch in Frankreich bereit gehalten werden sollte. Friedrich Wilhelm berief den Herzog von Braunschweig nach Potsdam und hielt hier am 16. Februar einen Kriegsrath, zu welchem nur noch die Minister v. Schulenburg und v. Bischoffswerder befohlen worden waren. Es wurde beschlossen, den Kurfürst von Sachsen zum Beitritt zur Coalition einzuladen und dem Wiener Hofe den Plan zu dem sofort zu eröffnenden Feldzuge vorzulegen. An sämmtliche Regimenter erging der Befehl, sich marschfertig zu halten, die Magazine wurden gefüllt, die Artillerie in Stand gesetzt; das von Friedrich II. in den Kellern des Schlosses von Berlin aufgestapelte Lager von Tonnen Goldes wurde ohne Schonung angezapft.

Unterdessen hatte der Kaiser — oder vielmehr der für ihn die politischen Angelegenheiten führende Minister Kaunitz — in einer Note vom 17. Februar die von dem Könige von Frankreich — oder vielmehr von der für ihn die politischen Angelegenheiten führenden National-Versammlung — gestellten Anfragen (vom 21. Januar) beantwortet. Diese mehrere Bogen füllende Schrift zerfällt in zwei Theile, davon der erstere eine in dem weit- und breitspurigen Geheimen-Hof-Canzelei-Style abgefaßte Rechtfertigungsschrift des Benehmens des Kaisers mit Versicherung friedlicher Absichten, der zweite ein in der leidenschaftlichsten Sprache gegen den Jacobinerclub in Paris geschleudertes, herausforderndes Manifest enthält. Diese Verschiedenheit der Schreibart und des Inhaltes hat ihren Grund darin, daß nur die erste Hälfte in der Kanzlei von Kaunitz, die zweite in dem unter unmittelbarem Einflusse der Königin stehenden östreichischen Comité in Paris abgefaßt worden war. „Man war allgemein davon überzeugt, daß die amtliche Abfassung dieser Note zwischen dem Könige

von Frankreich, dem Kaiſer und ihren beiderſeitigen Räthen ſchließlich war verabredet worden; man nannte ſogar Barnave und Duport, zwei Mitglieder der Conſtituante, als diejenigen, welche die Note redigirt hätten. Man fügte hinzu, daß die Urſchrift durch die Königin nach Brüſſel an den Grafen Mercy-Argenteau und durch dieſen an den Kaiſer geſchickt worden ſei. Außerdem theilte die Königin ihrem Bruder zur Benutzung eine Denkſchrift mit, welche von einem geheimen Comité der Ex-Conſtituante abgefaßt war und von dem das Original ſpäter in einem, in einem Zimmer des Königs eingemauerten eiſernen Schranke gefunden wurde."*) Während der erſte Theil der Note des öſtreichiſchen Staatskanzlers ſich auf eine hiſtoriſche Darſtellung des Verhaltens des kaiſerlichen Hofes ſeit der verunglückten Flucht des Königs beſchränkt, nimmt der zweite die Auswanderer in Schutz und wirft die Schuld alles Unheils auf die Jacobiner. „Die wahre Urſache" — heißt es in der Note — „aller dieſer Aufregungen liegt vor den Augen Frankreichs und Europas offen da, es iſt der Einfluß und die Heftigkeit der republikaniſchen Partei, welche durch die Grundſätze der Conſtitution verurtheilt, durch die conſtituirende Verſammlung proſcribirt wurde, deren Uebergreifen über die gegenwärtige geſetzgebende Verſammlung mit Schrecken und Schmerz von Allen bemerkt wird, denen das Wohl Frankreichs am Herzen liegt. Es iſt die Wuth dieſer Partei, welche Scenen des Gräuels und der Verbrechen hervorrief, durch welche die, von dem Könige ſelbſt angeregten und unterſtützten Reformen der franzöſiſchen Verfaſſung beſchmutzt wurden und welchen Europa ruhig zugeſehen haben würde, wenn nicht die von allen göttlichen und menſchlichen Geſetzen verdammten Gewaltthaten die auswärtigen Mächte gezwungen hätten, ſich zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und zur Sicherheit und Ehre der Kronen feſt zu verbinden. Die Führer dieſer Partei ſind es, welche, ſeitdem die neue Conſtitution die Unverletzlichkeit der monarchiſchen Regierung ausgeſprochen hat, ohne Aufhören den Grund derſelben zu unterwühlen ſuchen, indem ſie die geſetzgebende Gewalt dahin drängen, ſich die Rechte der vollziehenden anzumaßen, oder den König durch Straßenaufruhr oder durch Verdacht, den ſie auf ihn zu werfen wiſſen, zwingen, ihren Anforderungen nachzugeben. Da ſie überzeugt ſind, daß die Mehrzahl der Nation

*) Mad. de Staël, considération sur la révolution française. T. II. — Mémoires d'un homme d'état. T. I. p. 241.

der Annahme der Republik oder, um richtiger zu sagen, der Anarchie widerstrebt und sie verzweifeln, zum Ziele zu gelangen, wenn sich die Ruhe im Innern wiederherstellt, der Friede nach außen erhalten wird, richten sie alle ihre Anstrengungen darauf, einen auswärtigen Krieg herauf zu beschwören." Noch rückhaltloser war das Schreiben abgefaßt, mit welchem Kaunitz dem französischen Gesandten in Wien eine Abschrift dieser Note mittheilte. In diesem klagt er die, unter der Bezeichnung, Partei der Jacobiner, bekannten Männer als die Urheber alles Unheils, als die Anstifter des Krieges an. „Der Kaiser" — so schließt der Staatskanzler sein Schreiben — „glaubt es der Wohlfahrt Frankreichs und des ganzen Europas schuldig zu sein, sowie er auch dazu durch die Herausforderungen und Drohungen der Jacobiner sich ermächtigt achtet, jene verderbliche Secte zu entlarven und öffentlich zu denunciiren, nicht nur als die Feinde des allerchristlichsten Königs und der Grundbestimmungen der gegenwärtigen Constitution, sondern als die Störer des Friedens und der öffentlichen Ruhe" u. s. w. Nun war in das Wespennest gestört worden, und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn der wilde Schwarm herausstürzt und sich zunächst auf diejenigen wirft, die unbesonnen ihn zur Wuth gereizt haben.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Delessert, hatte die unvorsichtige Offenheit, der National-Versammlung am 1. März nicht allein die Note des Kaisers, sondern auch seinen eigenen Briefwechsel mit Kaunitz vorzulegen. Er theilte ferner mit, daß sich der König durch die freundschaftlichen und friedlichen Erklärungen und Versicherungen des Kaisers für zufriedengestellt und bereit erklärt habe, sobald der Kaiser seine Truppen in den Niederlanden und im Breisgau auf die Stärke vom 1. April 1791 zurückführe, die französischen Truppen an der Grenze ebenfalls wieder auf den gewöhnlichen Fuß der Garnison zu beschränken.

Schon in der Versammlung war die Vorlesung des kaiserlichen Schreibens durch laute Mißfallsäußerungen unterbrochen worden. Als dasselbe am folgenden Tage in den öffentlichen Blättern erschien, gerieth Paris und bald ganz Frankreich darüber in die größte Aufregung. In der nächsten Sitzung wurde Delessert, welcher zu den königlich gesinnten Feuillants gehörte, angeklagt, die Würde der Nation dem kaiserlichen Hofe gegenüber nicht gewahrt, dem Staatskanzler Kaunitz eine falsche Ansicht von den französischen Zuständen und dem Könige verderbliche Rathschläge ertheilt zu haben. „Von dieser Tribüne" —

ſagte Vergniaud, auf die Tuilerien zeigend — „erblickt man den Palaſt, in welchem bösgeſinnte Räthe dem Könige, welchen uns die Conſtitution gegeben hat, irre leiten und betrügen; ich erblicke die Fenſter, hinter denen man die Contrerevolution ausbrütet und auf Mittel und Wege ſinnt, uns in die alte Knechtſchaft zurückzuwerfen. Oft ſchon iſt in früheren Zeiten der Schrecken im Namen des Despotismus aus jenem berüchtigten Palaſte hervorgebrochen; möge er heut im Namen des Geſetzes dahin zurückkehren, möge er dort alle Herzen erfüllen und mögen Alle, die es bewohnen, bedenken, daß unſere Conſtitution Unverletzlichkeit nur dem Könige zugeſteht.“ Deleſſert wurde in Anklagezuſtand verſetzt und dem National-Gerichtshofe in Orleans überwieſen.

Elftes Kapitel.

Bischoffswerders Sendung nach Wien. — Tod Leopolds II. — Verdacht einer Vergiftung. — Die Maitressen des Kaisers. — Gustav III. von Schweden wird ermordet. — Das Ministerium Dumouriez. — Roland in Paris. — Dumouriez und die Königin. — Sein diplomatischer Notenwechsel mit Kaunitz. — „Die Armeen halten die Völker nicht zurück, wenn sie frei sein wollen." — Der östreichische Hof-Canzleistyl und die Sprache der Jacobiner. — Des Vice-Hof- und Staatskanzler Joh. Ph. v. Cobenzls Noten. — Ein Brief Ludwigs XVI. an Franz I. — Kriegserklärung Frankreichs. — Der eiserne Wandschrank in den Tuilerien. — Condorcet rechtfertigt die Revolution und den Krieg. — Die Franzosen in den Niederlanden zersprengt. — Die Schweizergarde und die Fédérés. — Der Brief des Ministers Roland an den König.

Der General Bischoffswerder traf mit einem, in dem Kriegsrathe zu Potsdam entworfenen, Operationsplane in der Nacht vom 27. zum 28. Februar 1792 in Wien ein, und machte sogleich am frühen Morgen dem Staatskanzler einen Besuch, um sofort bei dem Kaiser angemeldet zu werden. Kaunitz empfing ihn mit bedenklichem Gesichte und theilte ihm mit, daß der Kaiser, welcher noch am 26. Februar in bestem Wohlsein dem türkischen Gesandten Audienz ertheilt habe, Tages darauf plötzlich und lebensgefährlich erkrankt sei. Die herbeigerufenen Aerzte glaubten an den krankhaften Schmerzen in den Eingeweiden, über welche der Kranke klagte, eine Entzündung zu erkennen und verordneten Aderlaß. Die Schmerzen blieben dieselben, der Leib schwoll an, es stellte sich ein heftiges Erbrechen ein. Jetzt

wurden die Mittel geändert, um 2 Uhr des Nachmittags trat einige Ruhe ein, die Aerzte verließen den Kranken. Bald darauf fing das Erbrechen mit doppelter Heftigkeit an und unter unsäglichen Schmerzen verschied Leopold II., der mächtige Kaiser und Gebieter vieler Königreiche, in den Armen zweier Kammerdiener. Die Kaiserin, welche den entgegengesetzten Flügel der Hofburg bewohnte, fand den Gemahl bereits erkaltet, dessen Herz freilich nie warm für sie geschlagen hatte. An Viele — und nicht immer an die würdigsten — hatte der Kaiser während seines stillschwelgerischen Lebens sein Herz verschenkt, welches nun als eine heilige Reliquie in eine goldene Kapsel eingeschlossen den frommen Vätern Capucinern zur Aufbewahrung anvertraut wurde.

Der plötzlich und unter so gewaltsamen Anzeichen eingetretene Tod des Kaisers gab zu böswillig ausgestreuten Gerüchten von Vergiftung Veranlassung. Einer der Leibärzte, Dr. Lagusius, wollte Wirkungen eines Giftes erkannt haben. Nun erzählte man sich, daß auf einem Maskenballe eine verkappte Schöne dem Kaiser vergiftetes Zuckerwerk gereicht habe. Andere bezeichneten die „schöne Italienerin", deren Gunst Leopold erkauft hatte, als Giftmischerin. „Lassen wir" — sagt ein Zeitgenosse — „diese unverbürgten Anekdoten unbeachtet; so viel ist außer Zweifel: Leopold hatte eine große Leidenschaft für das schöne Geschlecht, die feurige Italienerin Donna Livia, die muntere Polin Prohaska, die schmachtende deutsche Gräfin Walkenstein und noch viele Andere aus niedrigeren Schichten der Gesellschaft waren als Opfer der Verführung durch die Kaiserducaten gefallen. Sämmtliche Favoritinnen verschwanden sogleich nach dem Tode ihres Sultans aus Furcht, der Volksrache anheimzufallen, oder doch wenigstens einer strengen Behandlung von Seiten des Thronfolgers. Die Gräfin Walkenstein, welche in Wien dieselbe Rolle, wie in Berlin die Gräfin Lichtenau spielte, war von der Kaiserin auf Befehl des Kaisers empfangen worden und sogar in ein freundschaftliches Verhältniß zu ihr getreten. Der Kaiser hatte ihr ein Geschenk von 200,000 Gulden in Bankscheinen gemacht, die Anderen waren nicht so gut bedacht worden, obschon der Kaiser immer sehr freigebig gegen sie war und keine jemals unbeschenkt verließ. Er hatte neben seinem Schlafgemach ein Zimmer zu einer Niederlage von Galanteriewaaren, Schmucksachen, Kleiderstoffen eingerichtet; hier wurden allein gegen tausend Stück Schminktöpfchen aus den ersten Pariser Parfümerieläden vorgefunden, was einen Maßstab für den Inhalt dieses geheimen kaiserlichen Gemachs giebt. Außerdem fand man darin

unter anderen Essenzen auch ein, in der damaligen vornehm-galanten Welt beliebtes, italienisches Stärkungsmittel, „diavolini“ genannt, Pillen, welche der Kaiser, der ein geschickter Laborant war,*) in seiner eigenen Hexenküche zu bereiten pflegte. In dem engeren Kreise des Hofes war man der Meinung, daß der Kaiser sich durch seine eigenen Gebräue zu Grunde gerichtet habe. Sein Nachfolger in den Erblanden, sein erstgeborner Sohn Franz, war kaum 24 Jahre alt, schwach an Körper und Geist, doch von ehrlichem Gemüth und hausbackenem Verstande. Er behielt Kaunitz als ersten Minister, ernannte jedoch den Feldmarschall Lascy zum Minister des Kriegsdepartements, von welchem sofort die Befehle zu Truppenrüstungen nach allen Provinzen ergingen. Bischoffswerder kehrte mit der, ihm mündlich und schriftlich von dem Könige von Ungarn und Böhmen — erst im Juli wurde er zum deutschen Kaiser erwählt — gegebenen Versicherung nach Berlin zurück, daß das Haus Oestreich dem zu Pillnitz geschlossenen Vertrage treu bleiben werde und mit Preußen gemeinschaftlich den Krieg gegen die Revolution in Frankreich zu unternehmen bereit sei. Der Marquis Noailles, Gesandter des constitutionellen Königs der Franzosen, wurde nicht mehr bei Hofe empfangen; Franz ließ den ausgewanderten Prinzen die freundschaftlichsten Versicherungen ertheilen; ebenso ergingen an die Höfe von Petersburg und Stockholm Einladungen zur Theilnahme an dem nun bald zu beginnenden Kampfe. Den König Gustav III. von Schweden erreichte diese Aufforderung nicht mehr; dieser ritterliche Don Quixote des Nordens, welcher gegen die Revolution in Frankreich zu Felde ziehen wollte und in dem eigenen Lande dem Adel die Vorrechte nahm, fiel von der Kugel Ankarströms auf einem Maskenballe in der Nacht vom 16. zum 17. März 1792. Hier war die Verschwörung gegen das Leben des Königs von der Ritterschaft ausgegangen, welche der Krone nur so lange Treue hielt, als sie ihre Privilegien unangerührt ließ.

Der Notenwechsel des östreichischen Hofes mit dem französischen wurde nach dem Tode des Kaisers lebhaft fortgeführt, allein nicht mehr in einer so unentschiedenen Weise, wie unter dem deshalb in Anklagestand versetzten Minister Delessert.

---

*) Diese Neigung hatte sich auf seinen Sohn, nachmaligen Kaiser Franz, vererbt, der bekanntlich der beste Siegellack-Fabrikant in Oestreich war.

Ludwig ſah ſich hierdurch genöthigt, ſein Miniſterium, welches zum großen Theile aus Feuillants beſtand, zu entlaſſen und ſich ein neues aus den zur Republik ſich hinneigenden Girondins und Jacobinern zu wählen. „Ohne Zweifel“ — bemerkt Thiers*) — „meinte es Ludwig XVI. aufrichtig, wenn er ſich einer Partei anvertraute, allein er that es nicht ohne Launenhaftigkeit und Bedauern. Sobald daher dieſe Partei ihm eine ſchwere, aber nothwendige Bedingung ſtellte, verwarf er ſie; ſogleich war das Mißtrauen da, die Gereiztheit folgte, und bald war ein Bruch die Folge dieſer unglücklichen Verbindungen von Herzen, welche von Intereſſen, die einander zu ſchroff entgegenſtanden, ausſchließlich eingenommen wurden.“ Die einflußreichſten und bedeutendſten Charaktere des neuen Miniſteriums waren der General Dumouriez und der Fabrik-Inſpector Roland. Dumouriez, welcher mit den Jacobinern und Girondiſten als lebensluſtiger Geſellſchafter verkehrte, ſtand als ein der neuen Zeit und dem Ruhme Frankreichs mit Entſchiedenheit ſich hinneigender Soldat bei der Volkspartei in gutem Anſehen; Roland hatte ſich durch einige Schriften über Induſtrie und mechaniſche Künſte einen Namen gemacht, war ein ſtrenger Charakter, deſſen rauhe Tugend jedoch gemildert und gemäßigt wurde durch eine liebenswürdige und geiſtreiche Gattin. „Madame Roland war ſchön und jung. In ſtiller Zurückgezogenheit hatte ſie ſich mit philoſophiſchen und republikaniſchen Ideen bekannt gemacht, welche den Kreis der gewöhnlichen Frauenbildung damaliger Zeit überſchritten. In innigſter Freundſchaft mit ihrem Gatten lebend, lieh ſie ihm ihre Feder, theilte ihm einen Theil ihrer Lebhaftigkeit mit und entzündete nicht nur ihn, ſondern die Mehrzahl der Girondiſten durch den Hauch ihrer Begeiſterung. Die Freunde der Freiheit und der Philoſophie huldigten in ihr der Schönheit, dem Geiſte und ihren eigenen Anſichten.“

Erſt vor wenigen Jahren war ganz Paris darüber in Alarm gerathen, daß der berühmte Franklin, der als Abgeordneter der amerikaniſchen Freiſtaaten nach Paris kam, die Tuilerien in einem anſtändigen Ueberrocke betreten hatte. Als nun der neu ernannte Miniſter Roland zum erſten Male bei Hofe vorgeſtellt wurde, wendete ſich die Königin entrüſtet zu einer der Damen ihrer Geſellſchaft und ſagte: „Die Republik hat die Schwellen der Tuilerien überſchritten, der Miniſter Herr Roland hat die Unverſchämtheit, ohne Schuh-

*) Histoire de la révolution. T. I. p. 199.

ſchnallen ſich hier zu präſentiren.“ Sie gab ſich nicht eher zufrieden, bis Roland geſtürzt war, und doch war dieſer tüchtige Mann der einzige wahrhafte Freund des Königs, wenn wir diejenigen ſo nennen dürfen, welche den Königen in Betreff der Forderungen der Zeit und der öffentlichen Meinung die Wahrheit nicht verhehlen. Der Verſuch, welchen die Königin machte, Dumouriez für die Royaliſten zu gewinnen, ſcheiterte an der Charakterfeſtigkeit des alten Soldaten. Ueber ſeine erſte Unterhaltung mit Marie Antoinette theilt er ſelbſt in ſeinen Denkwürdigkeiten Folgendes mit. „Ich fand die Königin allein, ſehr erhitzt, mit großen Schritten in ihrem Zimmer auf- und abgehend, ich blieb am Kamin ſtehen, ſie kam mit majeſtätiſchem, aber verſtörtem Ausſehen auf mich zu und ſagte: „„Mein Herr, in gegenwärtigem Augenblicke ſind Sie allvermögend, allein nur durch die Gunſt des Volkes, welches ſeine Abgötter bald wieder zerſchlägt. Ihre Exiſtenz hängt von Ihrem Benehmen ab. Man ſagt, Sie beſäßen viel Talent. Sie können ſich wohl denken, daß weder der König, noch ich alle dieſe Neuerungen und am wenigſten die Conſtitution ertragen werden. Ich erkläre Ihnen dies ganz offen, darnach nehmen Sie Ihre Partei.““ — „Madame,“ entgegnete Dumouriez, „ich bin außer mir über das ſchmerzliche Bekenntniß, welches Ew. Maj. mir ſoeben machen: ich werde es nicht verrathen, allein ich ſtehe zwiſchen dem Könige und der Nation und gehöre dem Vaterlande an. Geſtatten Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß das Heil des Königs, das Ihrige, das Ihrer erlauchten Kinder an die Conſtitution geknüpft iſt, ebenſo wie die Wiederherſtellung ſeiner legitimen Autorität. Ich würde Ihnen ſchlecht dienen, wenn ich anders ſpräche. Sie ſind beide von Feinden umgeben, welche Sie ihrem Eigennutze aufopfern. Wird die Conſtitution erſt volle Geltung haben, dann wird ſie, weit entfernt, das Unglück des Königs zu ſein, ſein Glück und ſeinen Ruhm befördern; es iſt unerläßlich, daß er, ſo viel an ihm iſt, dazu beiträgt, ſie raſch und auf ſicherer Grundlage zu Stande zu bringen.“ Nachdem der General die leidenſchaftliche Aufregung der Königin hatte austoben laſſen, fügte er hinzu: „Glauben Sie mir, Madame, ich habe kein Intereſſe, Sie zu täuſchen; ich verabſcheue eben ſo ſehr, wie Sie, Verbrechen und Anarchie. Glauben Sie mir, ich habe Erfahrung; meine Stellung verſtattet mir mehr, als Ew. Maj. die Ihrige, die Begebenheiten zu beurtheilen. Es iſt dies nicht eine augenblickliche Volksaufregung, wofür Sie es zu halten ſcheinen; es iſt dies die faſt einſtimmige Inſurrection einer großen Nation gegen althergebrachte Mißbräuche.

Ich habe bei der Revolution mein Auge auf den König und auf die ganze Nation zugleich gerichtet; Alles, was darauf abzielt, beide zu trennen, führt beide dem Untergange zu; ich bemühe mich, so viel ich vermag, beide zu vereinigen." Die Unterhaltung endigte damit, daß Dumouriez sich, wenn auch nicht die Zustimmung der Königin zu seinen Grundsätzen, doch ihre Achtung in hohem Grade gewann.

In welcher Weise Dumouriez den, gegen Frankreich verschworenen, Fürsten gegenüber aufzutreten fest entschlossen war, sprach er offen in seiner ersten Rede in der National-Versammlung aus. „Indem der König" — sagte er — „mich zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt hat, wollte er von seiner Anhänglichkeit an die Constitution einen Beweis geben. — Während meine Collegen, ein jeder in seinem Departement, bemüht sein werden, der Vollziehung der Gesetze die nöthige Kraft zu verleihen, werde ich, meine Herren, bei den fremden Mächten das Organ Ihrer Energie sein. Die Wahrheit wird alle meine Depeschen im Namen des Königs dictiren. Eine freie und mächtige Nation braucht ihre Zuflucht nicht zur Lüge und zur Schelmerei zu nehmen. Die National-Versammlung, der König, die Minister werden hinfort ein untheilbares Ganze sein." *) Dumouriez legte der Abtheilung für die diplomatischen Angelegenheiten in der National-Versammlung einen vertraulichen Bericht vor, in welchem er sich über die Stellung Frankreichs zu den verschiedenen europäischen Staaten mit richtiger Einsicht in die Verhältnisse klar und bündig ausspricht. Er erkennt darin an, daß durch die constitutionellen Decrete mehrere Enclaven deutscher Reichsfürsten große Verluste erlitten hätten, daß man aber zu Gunsten ausländischer Souveraine nicht hätte im Inlande Feudalrechte und Feudallasten können in einzelnen Kreisen bestehen lassen. Eine Entschädigung zu gewähren, erfordere die Gerechtigkeit; es würde Frankreich Geld gekostet haben, allein die National-Versammlung war nicht so ungerecht, ein anständiges

*) Schon damals nahm die National-Versammlung einen guten Anlauf zur Reform der unnöthigen Ausgaben für die müßigen und kostspieligen Gesandtschaften. „Wozu nützt uns ein Botschafter in Rom? ein zweiter in Florenz? mit 200,000 Franken Gehalt. Ein Botschafter in Parma, um den Prozessionen der Infantin beizuwohnen! Ein Gesandter in Venedig, um die Gondelfahrt auf dem Bucentauro mitzumachen! In Genua ein Minister, um den Senatoren die Aufwartung zu machen und das Cicisbeat zu studiren! Wir haben nirgend Gesandte, welche die Ehre und Würde der Nation vertreten, es sind die verkauften Spione der Camarilla und des Hofes."

Abkommen zu verweigern, mit mehreren kleinen deutschen Fürsten war es bereits getroffen, und sie fanden ihren Vortheil dabei, als mit einem Male Oestreich und Preußen diese Angelegenheit verwirrten, indem sie sie zu einer allgemeinen Reichsangelegenheit machten. „Ein Krieg gegen Frankreich" — fährt Dumouriez fort — „würde das deutsche Reich nur dem Ruine entgegenführen, ohne Aussicht auf einen Gewinn, im Gegentheil, wenn Preußen und Oestreich die Willkürherrschaft wiederherstellen, werden sie allein von der Zerstückelung des Reichs profitiren, die Vermehrung ihrer Macht wird dann auf Kosten der anderen Stände des Reichs und zur Schwächung der Verfassung desselben geschehen." In seiner ersten Depesche an den französischen Gesandten in Wien, den Marquis de Noailles, vom 19. März 1792 spricht Dumouriez sich ebenfalls offen und bestimmt über die Politik aus, welche Frankreich Oestreich und Preußen gegenüber zu verfolgen gedenke. Da Kaunitz in seiner letzten Note die Flugschriften und Clubs als ein so großes Aergerniß bezeichnet hatte, bemerkte Dumouriez: „Ich will die Clubs und Pamphlets nicht erwähnen; eine Veranlassung, den Krieg zu erklären, können sie nicht sein; wäre dies der Fall, so hätten sämmtliche europäische Mächte längst einen Kreuzzug gegen England unternehmen müssen." Vornehmlich stellt er die Forderung: Oestreich solle seine Truppenzahl in Belgien vermindern und die bewaffneten Haufen der Emigranten von dort ausweisen. „Der Vorwand" — sagt er — „den Oestreich nimmt, in den Niederlanden eine große Anzahl Truppen aufstellen zu müssen, um das Eindringen revolutionairer Grundsätze zu verhindern, ist ungenügend. Die Armeen halten die Völker nicht zurück, wenn sie frei sein wollen; je mehr man Gewalt entgegensetzt, desto mehr Kraft entwickelt sich und wird zur Wuth. Genua ist ein warnendes Beispiel für Oestreich; diese Stadt von mittlerer Größe hat eine ganze Armee aus ihren Mauern vertrieben. Ein zweites, noch schlagenderes Beispiel, daß ein Heer nichts gegen die Erhebung eines ganzen Volkes vermag, ist die französische Revolution. Der Wiener Hof kennt sehr wohl die Wühler in Belgien: er weiß sehr wohl, daß unsere Constituante die Belgier zurückgewiesen hat, weil ihre theokratische, von einer fanatischen Priesterschaft angestiftete Revolution das Gegentheil von der unsrigen war." In Beziehung auf Preußen ist Dumouriez der Ansicht, den Hof von Berlin, obschon er offen die Emigranten begünstige, zu schonen, er betrachtete dessen Annäherung an den Hof von Wien als eine politische Verirrung, von

welcher er bald zurückkommen werde. „Wir wollen den König von Preußen, welche Partei er auch ergreifen mag, nicht als Feind behandeln, und immer seine Sache von der Oestreichs trennen. Hierdurch halten wir uns eine Thür offen zu versöhnlicher Verständigung mit Preußen, wenn jene unnatürliche Verbindung, wie zu erwarten steht, bald wieder erkalten sollte.“*) In Wien war man fortwährend der Meinung, durch Drohungen die tonangebende Partei in Paris einzuschüchtern und den verzagenden König zu ermuthigen. Unter dem 18. März erließ Kaunitz als Antwort auf die letzten Depeschen des Ministers Delessert eine Note, von welcher der damals in Wien anwesende Bischoffswerder zuvor Kenntniß erhielt. Auch diese Note erging sich nur in Ausfällen „gegen die blutdürstige und wüthende Partei, welche mehr und mehr darauf versessen sei, durch Emeuten und Volksaufruhr jede Art der Autorität, jede Ausübung der Gesetze zu vernichten und die Freiheit des allerchristlichsten Königs zur Täuschung und Lüge mache.“ Am Schlusse der Note spricht Kaunitz die Hoffnung aus, „daß der gesunde und vornehmste Theil der französischen Nation in einer tröstlichen Aussicht die Unterstützung und das Vorhandensein einer Uebereinkunft (d'un concert) erblicken werde, deren Absichten seines Vertrauens sowohl, als der bedenklichsten Krisis, welche jemals die gemeinsamen Interessen Europas betroffen, sich würdig erweisen werde.“

Bevor Dumouriez in der Versammlung diese Note lesen ließ, sagte er: „Ich ersuche die Versammlung, ihre gerechte Entrüstung zurückzuhalten. Am Schlusse appellirt der östreichische Minister an den gesunden und vornehmsten Theil der Nation, d. h. die Aristokratie, um diese einzuladen, sich um die Uebereinkunft der Mächte zu schaaren. Ich vermuthe, daß diesem „Concert“ die Harmonie fehlen wird und daß Frankreich, vereinigt durch die Bande des Patriotismus, über alle Bündnisse seiner Feinde triumphiren wird.“

Der französische Gesandte in Wien erhielt nun von Dumouriez den Auftrag, auf die Verminderung der östreichischen Truppen in Belgien zu dringen. Dies mußte nothwendig zu einer Kriegserklärung führen. In Berlin schürte die Adelspartei das Feuer und Bischoffswerder erhielt den Auftrag, den Kaiser Franz dahin zu bestimmen, daß er, im Falle der östreichische Hof noch Anstand nähme, den Krieg zu erklären, dem Könige von Preußen überlassen möchte, die

*) Dieser Ansicht blieb er selbst dann noch treu, als er mit den Waffen in der Hand das preußische Heer in der Champagne hätte vernichten können.

Offensive zu ergreifen. Franz erklärte sich hiermit einverstanden, jedoch sollte das Nähere noch verabredet werden. Am 5. April verließ Bischoffswerder Wien, nachdem er noch ein Umlaufschreiben an die verbündeten Höfe mit ausgearbeitet hatte, worin die Truppenzahl und die Hülfsgelder, welche ein jeder derselben zu übernehmen hatte, festgesetzt worden waren. In Prag verabredete er mit dem östreichischen General Hohenlohe eine Zusammenkunft zu einem Kriegsrathe in Leipzig, zu welchem der Herzog von Braunschweig eingeladen wurde. Der Befehl, sich marschfertig zu halten, wurde an sämmtliche Regimentschefs wiederholt und dabei ihnen „die Anwerbung von Franzosen, Elsassern, Lothringern, auch jedes Deutschen verboten, da der König nur Landeskinder in seinem Heere haben wolle," ein Verbot, das zu spät eintraf, da die Regiments- und Compagnie-Inhaber längst schon durch Werbung im Auslande für Vollzähligkeit gesorgt hatten. —

Seitdem Dumouriez und seine, aus der Gironde und den Jacobinern hervorgegangenen, Freunde das Ministerium bildeten, hielt es Kaunitz unter seiner Würde, die diplomatischen Noten für Paris zu unterzeichnen; er übertrug dies dem Vice-Hof- und Staatskanzler Joh. Philipp v. Cobenzl. Eine von diesem unterzeichnete, jedoch ebenfalls aus Kaunitz Feder hervorgegangene Note vom 25. März übertraf die früheren noch an herausforderndem Tone. „Diese Note des Herrn v. Cobenzl," sagt Thiers, „ist von allen Fehlern der gegen Frankreich verbündeten Mächte einer der unpolitischsten, welchen sie jemals begingen." Cobenzl forderte im Auftrage seines Hofes „die Wiederherstellung der französischen Monarchie nach den, durch die königliche Declaration vom 23. Juni 1789 bestimmten Grundlagen," mithin nichts Geringeres, als die Wiederherstellung der drei Stände, die Zurückgabe der Güter an die Geistlichkeit, Avignons an den Papst und der Feudalrechte an die deutschen Reichsstände im Elsaß. Dabei wurden die Vorwürfe gegen die republikanische Partei des Umsturzes und der Unordnung in noch heftigeren Ausdrücken als früher wiederholt. In seiner Depesche an den Gesandten in Wien vom 27. März beauftragt Dumouriez diesen, über die inneren Verhältnisse Frankreichs den östreichischen Hof vollständig aufzuklären. „Unsere Regierung" — heißt es darin — „hat, was auch Herr v. Cobenzl sagen mag, Stärke und Festigkeit, es ist durchaus nicht die Rede von einem republikanischen System, der König ist mit einer constitutionellen Macht bekleidet, welche der des Despotismus weit überlegen ist. Meint man,

wir befänden uns in der Anarchie, so wird man uns nicht für gefährlich halten, und man verbindet sich gegen uns, nur um uns zu zerstückeln und zu berauben; befinden wir uns aber in guter Ordnung, so thut man Unrecht, uns zu bedrohen." Obschon er den Ausbruch des Krieges für unvermeidlich hielt, veranlaßte er dennoch Ludwig XVI., einen versöhnlichen Brief an den König Franz I. zu schreiben. „Ew. Majestät," heißt es in demselben, „können nicht zweifeln, daß es mein eigener freier Wille war, die Constitution anzunehmen, ich habe geschworen, sie aufrecht zu halten, meine Ruhe und meine Ehre sind daran geknüpft, mein Schicksal ist mit dem der Nation verbunden, deren erbicher Repräsentant ich bin und die trotz der Verleumdungen, welche man über sie ausstreut, die Achtung aller Völker verdient und besitzen wird. Die Franzosen haben geschworen: frei zu sein oder zu sterben! Ich habe denselben Schwur gethan" u. s. w. Am Schlusse legt Ludwig dem Könige Franz nochmals die Erhaltung des Friedens ans Herz. Als Antwort darauf erfolgte eine zweite Note von Cobenzl, in welcher auf die früher von dem Wiener Hofe gestellten Bedingungen verwiesen und dabei bemerkt wurde, daß man um so weniger davon abgehen könne, als der König von Preußen derselben Ansicht sei. Dem Könige der Franzosen wurde nun, nachdem alle Wege einer friedlichen Ausgleichung vergebens versucht worden waren, von seinen Ministern vorgestellt, daß nichts Anderes übrig bliebe, als den Krieg zu erklären. Der König verlangte noch einen dreitägigen Aufschub, und obschon er nach Verlauf dieser Frist sich bereit erklärte, legte er dennoch in jenen schon erwähnten eisernen Wandschrank eine Verwahrungsacte nieder, mit der Erklärung: daß er gegen den Krieg gestimmt habe. Am 20. April begab er sich in die National-Versammlung, von sämmtlichen Ministern gefolgt. Ludwig hielt sich insofern noch eine Hinterthür für sein Gewissen offen, als er der Versammlung nicht anzeigen wollte, er selbst habe, wozu die Constitution ihn ermächtigte, den Krieg zu erklären für nothwendig erachtet, vielmehr brachte er die Kriegserklärung in Antrag und stellte der Versammlung anheim, darüber Beschluß zu fassen. Sie that dies noch in derselben Sitzung, welche bis spät in die Nacht hinein währte, und ihr Beschluß lautete: „In Betracht, daß Franz I., König von Ungarn und Böhmen, das mit anderen Mächten gegen die Freiheiten der französischen Nation geschlossene Bündniß nicht aufgeben wolle, daß er Franzosen gegen ihr Vaterland bewaffne, auf die, zu friedlicher Ausgleichung von dem Könige der Fran-

zosen gemachten Anträge keine Antwort ertheile u. s. w., sei die Nothwendigkeit eingetreten, den Krieg zu erklären."

Die damaligen Stimmführer in Frankreich, eben so die späteren französischen Geschichtsschreiber bis auf den heutigen Tag, haben sich bemüht, nachzuweisen, daß nicht Frankreich, sondern die Cabinette von Oestreich und Preußen es waren, welche diesen Krieg veranlaßten. In der National-Versammlung selbst verwarfen die Feuillants, die sich dem Könige dadurch gefällig erweisen wollten, die Kriegserklärung als eine Verletzung der Verfassung, nach welcher Frankreich niemals einen Angriffskrieg führen dürfe. Die Versammlung ertheilte einem ihrer geistreichsten Mitglieder, dem Girondisten Condorcet, den Auftrag: „eine Darlegung der Gründe, welche die National-Versammlung bewogen habe, auf den förmlichen Antrag des Königs, dem Könige von Ungarn und Böhmen den Krieg zu erklären," für die Oeffentlichkeit auszuarbeiten. Er sucht ebenfalls in seiner Einleitung die National-Versammlung gegen den Vorwurf zu rechtfertigen, als habe sie diesen Krieg hervorgerufen, er glaubt, daß eine einfache Darlegung genügen werde, die Repräsentanten der Nation selbst bei dem Auslande von diesem Vorwurfe frei zu sprechen, „indem die Natur in das Herz eines jeden Menschen das eigene Gefühl der Gerechtigkeit gelegt habe... Eine jede Nation," fährt er fort, „hat allein das Recht, sich Gesetze zu geben und sie abzuändern. Dieses Recht hat entweder keine, oder sie haben es alle mit vollkommener Gleichheit; dies Recht einem fremden Volke rauben zu wollen, heißt: bei dem eigenen es nicht anerkennen, dessen Bürger oder Oberhaupt man ist, es heißt sein Vaterland verrathen, sich als einen Feind des ganzen Menschengeschlechts erklären." Den einzigen und alleinigen Grund des Krieges findet Condorcet in dem Zusammenstoße der absoluten fürstlichen Macht mit der Volkssouverainetät. „Allerdings," sagt er, „hat die französische Nation es laut verkündigt, daß die Souverainetät nur dem Volke zusteht, welches, durch die Rechte der Nachkommenschaft gebunden, sich dieser Gewalt nicht für immer entäußern kann; sie hat feierlich anerkannt, daß kein Herkommen, kein ausdrückliches Gesetz, keine Uebereinkunft eine Gesellschaft von Menschen einer Autorität unterordnen darf, ohne Vorbehalt, dieselbe wieder zurückzunehmen. Welche Vorstellung aber müßten sich die Fürsten von der Legitimität ihrer Gewalt, oder der Gerechtigkeit, mit welcher sie dieselbe ausüben, machen, wenn sie das Aussprechen solcher Grundsätze als ein Unternehmen gegen die Ruhe ihrer Staaten ansehen wollten.

Werden ſie ſagen, daß jene Ruhe durch die Schriften oder die Reden einiger Franzoſen gefährdet werde? Das hieße mit bewaffneter Hand ein Geſetz gegen die Preßfreiheit verlangen, es hieße dem Fortſchritte der Vernunft den Krieg erklären." Er glaubt, dergleichen Vorwürfe um ſo mehr zurückweiſen zu dürfen, als es ja offenkundig genug ſei, daß die deutſche officielle Preſſe es an Schmähungen der franzöſiſchen Nation nicht fehlen laſſe, die Emigranten im Auslande die ſchändlichſten Verleumdungen und Angriffe gegen die franzöſiſche Nation drucken ließen und ihre aufrühreriſchen Schriften in Frankreich zu verbreiten ſuchten. „Man hat" — heißt es dann weiter — „zu verbreiten geſucht, daß der Wunſch der franzöſiſchen Nation zur Aufrechthaltung der Gleichheit und Unabhängigkeit nur der einer Faction ſei. Allein die franzöſiſche Nation beſitzt eine Conſtitution, dieſe iſt anerkannt und angenommen worden von den geſammten Bürgern, ſie kann nur durch den Willen des Volkes und in den vorgeſchriebenen Formen verändert werden; ſo lange ſie beſteht, haben nur die durch ſie eingeſetzten Gewalten das Recht, den Willen des Volkes auszuſprechen, ſie ſind es, durch welche den auswärtigen Mächten dieſer Wille verkündigt worden iſt. Es iſt der König, welcher von der National-Verſammlung erſucht und indem er die durch die Conſtitution ihm zugetheilten Functionen ausübte, ſich über die den Emigranten geſtattete Bewaffnung beſchwerte; es iſt der König, welcher über den gegen Frankreich geſchloſſenen Bund Aufklärung verlangte, und man muß ſich wundern, dasjenige als das Geſchrei einiger Wühler bezeichnen zu hören, was ein feierlicher Wunſch des Volkes iſt, ausgeſprochen von deſſen geſetzmäßigen Vertretern! — Und außerdem, was verſtehen unſere Feinde unter einer Faction, welche ſie anklagen, gegen die allgemeine Freiheit des Menſchengeſchlechts ſich verſchworen zu haben? Es wäre alſo die geſammte Menſchheit, welche knechtiſche Miniſter mit dem verhaßten Namen einer Faction zu brandmarken wagen. Allein, der König iſt nicht frei, ſagen ſie. Wie? alſo man iſt nicht frei, wenn man von den Geſetzen ſeines Landes abhängig iſt? Die Freiheit, ſie zu verletzen, ſich ihnen zu entziehen, ihnen eine fremde Gewalt entgegenzuſtellen, würde kein Recht, wohl aber ein Verbrechen ſein." Am Schluſſe kommt er noch einmal darauf zurück, die franzöſiſche Nation gegen den Vorwurf zu verwahren, daß ſie der angreifende Theil ſei. „Wenn der Hochmuth der Könige freigebig mit dem Blute ihrer Unterthanen iſt, ſo iſt die Menſchlichkeit der Repräſentation einer freien Nation geizig ſelbſt mit dem Blute ihrer Feinde. — Endlich aber iſt der Schleier gefallen!

Bürger! Wer von euch würde die uns gemachten schmachvollen Bedingungen unterzeichnen? Wiederherstellung der feindlichen Knechtschaft, eine erniedrigende Ungleichheit der Bürger, der Zehnte, die Inquisition wieder aufgerichtet, das Eigenthum, welches ihr im Vertrauen auf Treu und Glauben erworben, den Usurpatoren ausgeliefert, das Jagdrecht aufgehoben und dem wilden Gethier eure Saatfelder zum Verwüsten überlassen, euer Blut für die ehrgeizigen Pläne eines feindlichen Fürstenhauses vergossen, das sind die Bedingungen zwischen dem Könige von Ungarn und treulosen Franzosen. Dies ist der Friede, den man euch anbietet. Nein, ihr werdet ihn niemals annehmen. Die Elenden sind in Coblenz, und Frankreich hegt in seinem Schoße nur Männer, welche der Freiheit würdig sind. — — Es bedarf der Zeit, um die Sklaven des Despotismus einzuexerciren; allein jeder Mann ist Soldat, wenn es gilt, die Tyrannei zu bekämpfen — das französische Reich in seinem weiten Umfange wird unseren Feinden nur einen einzigen Willen entgegenstellen, den: zu siegen oder zu fallen mit der Constitution und den Gesetzen!" — Von dem ganzen Lande wurde die Kriegserklärung mit freudiger Zustimmung aufgenommen. Dumouriez entwarf den Operationsplan, dem zufolge General Lafayette mit 50,000 Mann in Belgien einrücken sollte, da man hier die Bevölkerung zum Aufstande und zur Abwerfung des östreichischen Joches bereit wußte. Den Oberbefehl führte der Marschall Rochambeau. Dieser ließ, um den Feind über den Marsch Lafayette's zu täuschen, eine kleinere Abtheilung unter dem General-Lieutenant Biron (den 25. April) gegen Mons rücken. Bei dem ersten Anblicke der Oestreicher machen zwei französische Dragoner-Regimenter Kehrt, werfen sich auf ihre eigene Infanterie und Alles läuft unter dem Geschrei: „Wir sind verrathen! Wir sind verkauft!" auseinander. Eine zweite Abtheilung, welche an demselben Tage aus Lille ausrückte, erfuhr dasselbe Schicksal. Die Reiterei wendete bei dem Anblicke der Feinde um, und die Infanterie, welche in der Flucht jener mit fortgerissen wurde, glaubte so sicher an einen Verrath, daß mehrere der verdächtigen Officiere, darunter General Dillon, niedergestochen wurden. Lafayette sah sich jetzt genöthigt, mit seinem Armeecorps Halt zu machen und den Marsch auf Brüssel oder Lüttich aufzugeben. Diese Vorgänge gaben Veranlassung zu neuen Verdächtigungen des Königs, der Königin und deren Umgebungen; selbst Dumouriez und Lafayette sahen sich den heftigsten Anklagen von Seiten der Jacobiner ausgesetzt und, wie wir bald erfahren werden, nicht ohne Grund.

Die Constitution verstattete dem Könige eine constitutionelle Garde und einen constitutionellen Hofstaat; die erstere sollte 1800 Mann stark sein, aus einem Drittel Linienſoldaten und aus zwei Drittel jungen Bürgern gewählt werden; die Wahl der Personen des Hofstaates war dem Könige überlassen worden; allein er wollte in seiner nächsten Umgebung nur solche Priester und Kammerherren haben, welche die Verfassung zu beschwören sich weigerten. Die Leibgarde war aufgelöst worden, empfing jedoch ins Geheim von dem Könige ihren Sold fort; den, in die constitutionelle Garde eingetretenen, Bürgersöhnen wurde der Dienst so verleidet und sie wurden von den Officieren der Linie so hochmüthig behandelt, daß sie zurücktraten, und bald hatte der Herzog von Brissac die Anzahl der Garde auf 6000 Mann gebracht. Um dieser Leibwache, in die noch einige tausend Mann Schweizer eintraten, die Spitze bieten zu können, hatte der Minister Servan, der Gironde angehörend, ohne die vorgängige Genehmigung des Königs einzuholen, in der National-Versammlung den Antrag gemacht, zur Feier des 14. Juli ein Lager von 20,000 Föderirten bei Paris zu versammeln. Der Vorschlag wurde hier mit großem Beifall aufgenommen, allein der König versagte, so sehr auch in dem Ministerrathe Servan, Roland und Clavière in ihn drangen, seine Zustimmung. Anstatt mit aller Macht zu rüsten und an die bedrohten Grenzen zu rücken, war der König nur darauf bedacht, sich hinter den eisernen Gittern der Tuilerien mit Kanonen und Bajonetten zu versehen. In diesen verhängnißschweren Tagen schrieb Roland — wie versichert wird — nicht ohne Theilnahme seiner Gattin, jenen berühmten Brief an den König, aus welchem die Minister aller constitutionellen Könige lernen können, welche Sprache allein frommen kann, wenn sich ihr das Ohr, das sie vernehmen soll, nicht verschließt. „Mit Ew. Maj. Vertrauen beehrt“ — schreibt Roland — „und auf einen Posten gestellt, wo ich Ihnen die Wahrheit sagen muß, werde ich es wagen, sie Ihnen ganz zu sagen, es ist dies eine, mir von Ihnen selbst auferlegte, Verpflichtung. Die Franzosen haben sich eine Constitution gegeben; sie hat Unzufriedene und Rebellen erzeugt; die Mehrheit der Nation will sie aufrecht erhalten, sie hat geschworen, sie mit ihrem Blute zu vertheidigen, sie sieht mit Freuden einem Kriege entgegen, welcher ihr ein großes Mittel an die Hand giebt, sie sicher zu stellen. Unterdessen macht die Minderheit, durch Hoffnungen unterstützt, alle Anstrengungen, um den Sieg davon zu tragen. Daher dieser innere Streit, diese Anarchie, unter welcher die guten Bürger seufzen und

auf die sich die Uebelwollenden berufen, um die neue Ordnung der Dinge zu verdächtigen, daher diese Spaltungen überall, denn nirgend giebt es jetzt noch Gleichgültige, man will entweder den Triumph oder die Abänderung der Constitution, man bemüht sich, sie aufrecht zu erhalten oder zu stürzen.

„Ew. Maj. erfreuten sich großer Prärogative, von denen Sie glaubten, daß sie zu dem Königthume gehörten; erzogen in der Ansicht, sich dieselben erhalten zu müssen, konnten Sie nicht mit Vergnügen sehen, daß man sie Ihnen nahm; das Verlangen, sie wieder zu erhalten, war eben so natürlich, wie das Bedauern, sie vernichtet zu sehen. Diese dem menschlichen Herzen natürlichen Gefühle wurden von den Feinden der Revolution in Betracht gezogen; sie haben deshalb auf eine geheime Begünstigung gezählt, bis die Umstände eine offne Protection verstatten würden.

„Ew. Maj. waren daher beständig in der Alternative, entweder Ihren ersten Gewohnheiten, Ihren besonderen Neigungen nachzugeben, oder die, von der Philosophie vorgeschriebenen, von der Nothwendigkeit gebotenen Opfer zu bringen und somit entweder die Reaction zu ermuthigen, indem sie die Nation beunruhigen, oder diese zu beschwichtigen, indem Sie sich mit ihr vereinigen. Alles hat seine Zeit und die der Ungewißheit ist jetzt eingetreten.

„Kann Ew. Maj. sich jetzt offen mit denen verbinden, welche sich anmaßen, die Constitution zu reformiren, oder sollen Sie edelmüthiger Weise sich ohne Rückhalt ihr widmen, um sie triumphiren zu machen? Dies ist die eigentliche Frage, deren Lösung der gegenwärtige Zustand der Dinge unerläßlich macht; was die andere, sehr metaphysische, betrifft: ob die Franzosen reif für die Freiheit seien, so gehört ihre Discussion nicht hierher, denn es handelt sich nicht darum, zu beurtheilen, was aus uns nach hundert Jahren geworden sein wird, sondern zu sehen, wessen das gegenwärtige Geschlecht fähig ist.“ Nachdem er die, in Folge der Revolution, welche für diesmal noch an den Stufen des Thrones Halt machte, abgeschafften Privilegien und neu gegebenen Gesetze, die auf die ewigen Rechte der Menschen gegründet sind, aufgezählt und hierbei hervorgehoben hat, daß eben dadurch das Vaterland nicht mehr ein leeres Wort, sondern ein leibhaftes Wesen geworden sei, für welches die Edelsten des Volkes in den Tod zu gehen bereit wären, fährt er fort: „Bis zu welchem Grade wird diese Begeisterung sich steigern, wenn die an der Grenze versammelten feindlichen Streitkräfte sich mit den Umtrieben der Reaction im Innern verständigen werden?

Die Gährung hat in allen Theilen des Königreichs den höchsten Grad erreicht; sie wird auf eine furchtbare Weise losbrechen, wenn sie nicht endlich durch ein überzeugtes Vertrauen zu den Absichten Ew. Maj. zur Ruhe gebracht wird, allein dies Vertrauen wird nicht durch bloße Betheuerungen hergestellt, es verlangt Thaten zu sehen. — — Jetzt ist nicht mehr Zeit zum Zurücktreten, nicht einmal mehr zum Abwarten, die Revolution hat sich in den Geistern vollzogen, sie wird sich um den Preis von Blut vollenden, sie wird mit Blut festgekittet werden, wenn die Weisheit nicht das Unglück verhütet, welches noch vermieden werden kann. Ich weiß, daß man sich einbilden kann, Alles durch die äußersten Maßregeln durchzuführen, zu bändigen; allein wenn man die Gewalt entfaltet, um die National-Versammlung zu bezwingen, wenn man den Schrecken in Paris verbreitet haben würde, dann würde Zerwürfniß und Erstaunen ringsumher sich verbreiten, ganz Frankreich würde sich mit Abscheu erheben, und sich selbst in den Abscheulichkeiten des Bürgerkrieges zerfleischend, würde es jene finstre Energie entwickeln, die Mutter der Tugenden und der Verbrechen, immer denen verderblich, welche sie hervorgerufen haben. ... Man hat Sie grausam betrogen, Sire, als man Ihnen gerathen, sich von diesem so leicht zu gewinnenden Volke zurückzuziehen, ihm zu mißtrauen. Indem man Sie beständig in Unruhe versetzt, hat man Sie zu einem Betragen veranlaßt, welches im Volke Mißtrauen erregt; sobald dasselbe sehen wird, daß Sie entschlossen sind, die Constitution in Gang zu bringen, an welche es das Glück seiner Zukunft knüpft, dann werden Sie mit Dank und Verehrung überschüttet werden. Das von dem Könige in Schutz genommene Verhalten der Priester und der Garde, welche darauf sinnen, die Verfassung umzustürzen, veranlaßt die öffentliche Meinung, gegen die Absichten Ew. Maj. Zweifel zu hegen, und das tief betrübte Volk wird glauben, in seinem Könige den Freund und Verbündeten der Verschwörer zu erblicken. Gerechter Himmel! Sind denn die Mächtigen der Erde mit Blindheit geschlagen und hören sie auf keinen anderen Rath, als auf den, der sie ins Verderben führt!

„Ich weiß, daß die rauhe Sprache der Wahrheit selten in der Nähe des Thrones Aufnahme findet, auch weiß ich, daß nur deshalb, weil sie dort fast niemals vernommen wird, die Revolutionen nothwendig werden, vor Allem aber weiß ich, daß ich verbunden bin, Ew. Maj. die Wahrheit zu sagen, nicht nur als ein dem Gesetz unterworfener Bürger, sondern als ein, mit Ihrem Vertrauen

beehrter, oder mit Aemtern, welche dies vorausſetzen, betrauter Miniſter, und ich kenne nichts, was mich hindern könnte, eine Pflicht zu erfüllen, welche mein Gewiſſen mir gebietet." — Roland bat in dem verſammelten Miniſterrathe, welchem der König beiwohnte, um die Erlaubniß, ſeinen Brief vorleſen zu dürfen, obſchon er denſelben dem Könige vorher zugeſchickt hatte, von dem er jedoch ungeleſen zurückgelegt worden war. Der König verließ den Miniſterrath in erbitterter Stimmung, beklagte ſich bei der Königin über die Unverſchämtheit ſeines zum Miniſter erhobenen Fabrikanten, der die Sprache eines Jacobiners gegen ihn führe. „Und nicht einmal Schnallen auf den Schuhen!" fiel die Königin dem Gemahl in die Rede, „er darf nicht eine Stunde länger Miniſter bleiben."

„Der König" — bemerkt Mad. Campan in ihren Denkwürdigkeiten — „verfiel zu jener Zeit in eine Muthloſigkeit, welche bis zur körperlichen Erſchlaffung ging. Er blieb zehn Tage lang ohne ein Wort zu ſprechen, ſelbſt in dem Kreiſe ſeiner Familie, ausgenommen die paar Worte, welche er bei der Partie Trictrac, die er nach Tiſche mit Prinzeß Eliſabeth zu ſpielen pflegte, ſprach. Die Königin verſuchte es, ihn aus dieſer Lage zu reißen, welche in einer Zeit der Entſcheidung, wo ein jeder Augenblick zum Handeln aufforderte, ſo unheilbringend war. Sie warf ſich ihm zu Füßen und führte bald ihre Schreckbilder vor, bald ſprach ſie Betheuerungen ihrer Zärtlichkeit aus. Sie forderte ihn auf, zu bedenken, was er ſeiner Familie ſchuldig ſei und ging ſogar ſo weit, ihm zu ſagen, daß, wenn er fallen müſſe, es mit Ehren ſein ſolle, ohne abzuwarten, bis man hineindränge, um einen nach dem andern von ihnen auf dem Fußboden ihrer Zimmer zu erdroſſeln."

Zwölftes Kapitel.

Ludwig XVI. erklärt öffentlich den Krieg und führt heimliche Correspondenz mit den Höfen von Wien und Berlin. — Sein Entwurf zu dem Manifeste des Herzogs von Braunschweig. — Manifest des Don in Wien. — Der König läßt Dumouriez fallen und beruft ein reactionaires Ministerium. — Lafayette's Drohbrief gegen die Jacobiner. — La veto Pétion. — Der Frauer Fanferne und der Schlächter Legendre. — Barbaroux-Antinous. — Eine Sturmpetition der Vorstadt St. Antoine am 20. Juni 1792. — Die Götter der Tuilerien werden gestürmt. — Der König empfängt die Bittsteller und setzt eine rothe Jacobiner-Mütze auf. — Lafayette erscheint in Paris. — Seine Drohrede, die Jacobiner zu sprengen und den König zu entführen. — Verblendung der Königin über die nahe Hülfe. — Die Preußen in Coblenz. — Das Vaterland ist in Gefahr! — Die National-Versammlung erklärt den Antrag auf Abschaffung des Königthums für unsinn. — Die Feier des 14. Juli 1792. — Der König weigert sich, an die Säule der Freiheitserschaft den Feuerbrand zu legen. — Die letzte warnende Stimme aus dem Volke. — Die Dolchritter von Adel. — Erneuter Fluchplan. — Der Herzog von Liancourt. — Unentschlossenheit des Königs.

er durch die Verrätherei königlich gesinnter Officiere verunglückte Einbruch in Belgien, die Wahl eines Ministeriums aus einer der Constitution feindlich gesinnten Partei, die Vernachlässigung der Ausrüstung eines Heeres, während die Feinde bereit standen, die Grenzen zu überschreiten, und dabei die auf sicheren Nachrichten beruhende Ueberzeugung, daß der König und die Königin in fortgesetzter Verbindung nicht nur mit den ausgewanderten Prinzen, sondern selbst mit den Höfen von Wien und Berlin, mit dem Hauptquartiere der Feinde blieben, dies Alles steigerte die Erbitterung

Digitized by Google

der Bevölkerung der Hauptstadt von Tage zu Tage mehr. In der That übte Ludwig XVI., nachdem er feierlich die Constitution beschworen, nachdem er dem Kaiser den Krieg erklärt, so schnöden Verrath, daß ihn vor allen Anderen die Schuld trifft, die blutdürstigen Rachegeister der Hölle heraufbeschworen zu haben, unter deren Streichen sein eigenes Haupt mit vielen tausend anderen als Opfer fiel.

Im Juli 1792 ertheilte Ludwig XVI. mit Zustimmung des Ministers Bertram de Molleville, welcher auf der Seite der alten Aristokratie stand, einem treuen Anhänger seines Hauses, Mallet du Pan, den allergeheimsten Auftrag, sich zu den emigrirten Prinzen nach Coblenz und an die Höfe von Wien und Berlin, oder in das Hauptquartier der gegen Frankreich Verbündeten zu begeben, wozu er ihn mit einer von ihm eigenhändig geschriebenen Instruction versah, deren wesentlicher Inhalt in folgenden Punkten bestand:

1) Die Prinzen und ausgewanderten Franzosen sollen fürs Erste nicht Theil an dem Kriege nehmen, um demselben nicht den Charakter eines Krieges auswärtiger Mächte gegen Frankreich zu nehmen.

2) Sie sollen nur als Partei, nicht als Schiedsrichter auftreten, und das Schiedsrichteramt dem Könige, sobald er seine Freiheit wieder erlangt haben wird, und den Mächten, welche dieselbe fordern werden, allein zustehen. Ein anderes Benehmen von ihrer Seite würde den Bürgerkrieg hervorrufen, das Leben des Königs und seiner Familie in Gefahr setzen, den Thron umstürzen und den Jacobinern alle anderen Revolutionaire zuführen, welche sich täglich mehr und mehr von ihnen zurückziehen.

3) Den Höfen von Wien und Berlin solle er den Entwurf zu einem Manifeste vortragen, welches sie vor ihrem Einmarsche in Frankreich erlassen sollten. Von Wichtigkeit sei es, dies Manifest so zu redigiren, daß dadurch die Jacobiner von dem Reste der Nation getrennt und alle diejenigen beruhigt würden, welche fähig wären, von ihrer Verwirrung zurückzukommen, oder welche, ohne die gegenwärtige Constitution zu wollen, die Unterdrückung der Mißbräuche und die Herrschaft einer gemäßigten Freiheit unter einem Monarchen wollten, für dessen Autorität das Gesetz die Grenzen bestimmen solle.

4) In dieses Manifest müsse die Grundwahrheit aufgenommen werden, daß man den Krieg einer antisocialen Faction, keineswegs aber der französischen Nation erkläre; daß man die Vertheidigung der legitimen Regierungen und der Völker gegen eine wüthende Anarchie übernehmen, daß man keine Gesetze auf-

dringen, keine Zerstückelung Frankreichs wolle, daß man aber die National-Versammlung, die Verwaltungsbehörden, die Municipalitäten, die Minister persönlich und individuell mit ihrem Gut und Blut für alle gegen die geheiligte Person des Königs, der Königin, der königlichen Familie begangenen Gewaltthätigkeiten, sowie für jeden den Personen und Eigenthum der Bürger zugefügten Schaden verantwortlich mache.

5) Der Abgeordnete solle den Mächten den Wunsch des Königs mittheilen, bei dem Eintritt in das Königreich zu erklären, daß sie bereit seien, den Frieden zu bewilligen, daß sie aber mit Niemand Anderem, als mit dem Könige unterhandeln würden und könnten, daß sie deshalb darauf drängen, daß ihm die vollständigste Freiheit wieder gegeben würde, daß man sofort einen Congreß eröffnen werde, auf welchem, nach bereits festgestellten Grundsätzen, die verschiedenen Interessen in Erwägung gezogen werden sollten, zu welchem die Emigranten als Kläger zugelassen und auf welchem der allgemeine Plan der Reclamationen unter dem Schutze und der Gewähr der Mächte verhandelt werden sollte.

Mallet du Pan nahm seinen Weg über Genf, wohin er öfter zu reisen pflegte, und hatte bereits am 15. Juli eine Conferenz mit dem Grafen Cobenzl und dem Minister Haugwitz. Man schenkte ihm nicht nur vollkommenes Vertrauen, sondern ertheilte ihm die Versicherung, daß die Ansichten, Wünsche und Erwartungen des Königs ganz mit denen des östreichischen und preußischen Cabinets übereinstimmten. Die Herren Diplomaten waren ihrer Sache so gewiß, daß sie mit dem französischen Abgesandten Verabredung über die Wiederherstellung des ancien régime, der Parlamente, der Adelsrechte, der Zurückgabe der geistlichen Güter an die katholische Kirche trafen, auch den Vorschlag machten, aus den Emigranten vorläufig schon eine Garde, oder da ihre Anzahl nach dem Einmarsch in Frankreich durch den Zulauf von allen guten Bürgern und Soldaten zu Legionen anschwellen werde, ein Heer zu bilden, welches man dem Könige nach seiner Befreiung aus den Händen der Jacobiner sofort zur Verfügung stellen wolle.

Die Redaction des Manifestes wurde einem im Gefolge der französischen Prinzen befindlichen ehemaligen Kanzler des Herzogs von Orleans, Namens Simon, übertragen; mit gewöhnlicher Schlauheit zog sich das östreichische Cabinet von der Publication desselben zurück und überließ dem Oberfeldherrn des Königs von Preußen, dem Herzoge von Braunschweig, die trügerische Ehre,

jene berüchtigte Schrift, von der alsbald die Rede sein wird, als von ihm ausgegangen zu unterzeichnen und als eine Brandfackel nach Frankreich zu schleudern, wodurch eine Feuersbrunst entzündet wurde, deren Flammen denen ins Gesicht schlugen, welche auf so widerwärtigen Wind nicht gefaßt waren. Frankreich stand damals an dem Abgrunde des Verderbens durch innere Zerrüttung; eine gründliche Heilung der seit einem Jahrhundert unterfaulten Zustände konnte nur dadurch möglich werden, daß das alte Gebäude völlig zusammenbrach und auf der abgeräumten Brandstätte Raum und sicherer Grund zu einem neuen Bau gewonnen wurde. Dazu, daß dieses Ziel gefördert und erreicht wurde, hat nichts so sehr beigetragen, als der von Oestreich und Preußen gegen die französische Revolution unternommene Krieg, zugleich aber fällt auch diesem Kriege zum großen Theile zur Last, daß jene Erhebung einer Nation für die allgemeinen Rechte der Menschheit mit Gräuel und Schandthaten befleckt wurde.

So weit aber ging die Verblendung des durch Schwäche des Geistes und Herzens unglücklichen Königs, daß er mehr denn jemals die Hoffnung zur Besiegung der Revolution nicht auf die Männer, welche es redlich mit der constitutionellen Monarchie meinten, sondern auf die vorrückenden Heere der Preußen und Oestreicher setzte. Wir sahen, wie Ludwig XVI. nach einander die bedeutendsten Führer der Revolution, Führer in dem Sinne, daß sie die Zügel mit fester Hand hielten und die wildgewordenen Rosse nicht durchgehen ließen, Männer wie Necker, Mirabeau, Dumouriez, Roland, Servan, Lafayette und noch viele Andere, welche mit Aufrichtigkeit und Hingebung ihm dienten, von sich stieß, wenn sie sich erlaubten, Se. allerchristlichste Majestät auf die Schranken, welche die Constitution dem Königthume stelle, aufmerksam zu machen. Sobald Dumouriez darauf drang, daß der König die Aufstellung eines Lagers von 20,000 Föderirten bei Paris genehmigen solle, welche er nach kurzem Verweilen nach der Grenze gegen die Feinde zu schicken versprach, entzog ihm Ludwig sein Vertrauen, obschon er wußte, daß keiner seiner neuen Minister, die er aus den Reihen der Reaction wählte, im Stande sein würde, der Bergpartei in der Kammer und noch weniger den Jacobinern außerhalb die Stirn so zu bieten, wie Dumouriez es gethan, welcher, als ihm auf eine, mit soldatischer Entschiedenheit gemachte, Aeußerung in der Versammlung zugerufen wurde: „man werde ihn nach Orleans (dem Gerichtshofe für die Minister) schicken," kaltblütig antwortete: „Desto besser; ich werde dort die Bäder und Molkenkur gebrauchen!"

worauf er unangefochten blieb. Ebenso zeigte Lafayette in dieser für den König mit jeder Stunde bedenklicher werdenden Zeit, der Umsturzpartei gegenüber, Besonnenheit und Muth. Er schrieb aus dem Feldlager an die National-Versammlung einen Brief (den 15. 1792), in welchem er in noch schärferen Worten, als es Kaunitz gethan, gegen die Jacobiner loszog. „Blicken Sie um sich" — schreibt er — „können Sie es sich verbergen, daß eine Faction — und um jede Unbestimmtheit zu vermeiden, daß die Faction der Jacobiner alle diese Unordnungen veranlaßt. Sie ist es, welche ich offen anklage! Organisirt wie ein besonderes Reich mit seiner Hauptstadt, seinen Verzweigungen, blos geleitet durch einige ehrgeizige Häupter, bildet diese Secte eine abgeschlossene Körperschaft mitten in dem französischen Volke, dessen Vollmachten sie sich anmaßt, indem sie seine Abgeordneten unterjocht. Von daher kommt es, daß in den öffentlichen Sitzungen die Liebe der Gesetze Aristokratie, ihre Verletzung Patriotismus genannt werden; dort empfangen die Mörder von Desilles Triumphe, die Verbrechen eines Jourdain finden Lobredner und der Mord, welcher die Stadt Metz besudelt hat, erweckt höllisches Lobgeschrei. Glaubt man diesem Tadel zu entgehen, indem man sich mit einem östreichischen Manifeste breit macht, in welchem Jene Sectirer genannt werden? Sind sie geheiligt, weil Leopold ihren Namen genannt hat? — — Möge die Herrschaft der Clubs, durch die National-Versammlung vernichtet, der Herrschaft des Gesetzes weichen, ihre Anmaßung der festen und unabhängigen Haltung der constituirenden Autoritäten, ihre auflösenden Maximen den wahren Grundsätzen der Freiheit, ihre wahnsinnige Wuth dem ruhigen und festen Muth einer Nation, welche ihre Rechte kennt und sie vertheidigt, ihre sectirerischen Berechnungen den wahrhaften Interessen des Vaterlandes, welches in diesem Augenblicke der Gefahr alle diejenigen vereinigen muß, für welche seine Unterjochung und sein Verderben nicht Gegenstände eines wüsten Spieles und einer niederträchtigen Speculation sind."

Es gehörte kein geringer Muth dazu, in solcher Weise den Club der Jacobiner anzugreifen, in welchem bereits Danton, Marat und Robespierre das Wort führten, welcher aus den geschlossenen Grenzen eines Clubs schon längst mit seinen Lehren und Thaten auf die Märkte und Straßen hinausgetreten war und dem als Macht die niedere Bevölkerung der Hauptstadt und die Zuzüge aus den Provinzen zu Gebot standen. Der Maire von Paris, Péthion, war ein entschiedener Republikaner und stand bei der großen Masse der Bevölkerung der

Hauptstadt in so hoher Achtung, daß er den Zunamen „Die Tugend," „La Vertu Péthion," erhielt; mit Schmeicheleien und Bestechungen, welche der Hof auch bei ihm versuchte, war ihm nicht beizukommen. Einen noch unmittelbareren Einfluß auf die Massen der Vorstädte übten einige durch Rednertalent, Kraft der Stimme und der Fäuste ausgezeichnete Handwerker aus, unter denen der Brauer Santerre und der Schlächter Legendre sich schon jetzt einen Namen gemacht hatten. Die Weigerung des Königs, seine Zustimmung zu dem Lager der Föderirten bei Paris zu geben, wobei er von dem, ihm durch die Verfassung gestatteten, Veto Gebrauch machte, hatte vornehmlich in den untersten Volksklassen die größte Erbitterung erregt, da es immer deutlicher wurde, daß Ludwig den eindringenden Feinden kein hinreichendes Heer entgegenstellen wollte. Aus Marseille traf eine Deputation ein, an ihrer Spitze der Student Barbaroux, wegen seiner Schönheit „Antinous" genannt. Sie reichte eine Bittschrift bei der National-Versammlung ein, in welcher es heißt: „Die französische Freiheit ist in Gefahr, allein der Patriotismus des Südens wird Frankreich retten. Der Tag des Zornes des Volkes ist angebrochen. Gesetzgeber! Die Stärke des Volkes liegt in euren Händen, so macht Gebrauch davon. Der französische Patriotismus verlangt mit verstärkter Heeresmacht an die Grenzen zu rücken, ihr werdet ihn nicht zurückweisen u. s. w."

Mit jedem Tage stieg die Aufregung höher, in den Tuilerien aber blieb man taub gegen die Stimme der Wohlmeinenden: der König hörte jeden Morgen die Messe, spielte nach aufgehobener Tafel Trictrac und die Königin berechnete nach der ihr auf geheimen Wegen zugegangenen Marschroute den Tag, an welchem die Preußen unfehlbar in Paris einrücken würden.

In der Vorstadt St. Antoine hatte man verabredet, den 20. Juni, den Tag, an welchem die National-Versammlung sich 1789 im Ballhause zu Versailles constituirte, festlich zu begehen. Man beschloß zugleich, an diesem Tage bewaffnet eine Sturmpetition der National-Versammlung und dem Könige zu überreichen, in welcher um die Gewährung des Lagers bei Paris gebeten werden sollte. Das Directorium des Seine-Departements untersagte das Fest, sowie eine Versammlung von Bewaffneten; die National-Versammlung erklärte, die Bittsteller nicht vorzulassen; allein während die rechte und linke Seite darüber die heftigsten Reden wechselten, traten die Sprecher des bewaffneten Festzuges in den Saal und übergaben die Bittschrift, in welcher es unter Anderem heißt:

„Das Volk ist bereit, es wartet nur auf euch; es stellt euch große Mittel zur Verfügung, um den zweiten Artikel der Menschenrechte: Widerstand gegen Unterdrückung, auszuführen. Möge die geringe Zahl derer von euch, die sich nicht mit unseren Gesinnungen vereinigen wollen, das Land der Freiheit verlassen und nach Coblenz gehen. Forschet der Ursache der Uebel, welche auf uns lasten, nach und wenn sie ihren Ursprung in der vollziehenden Gewalt haben — möge diese vernichtet werden!“ Die eingeschüchterten Mitglieder der Rechten und die sympathisirenden der Linken genehmigten hierauf den Durchzug der gesammten, mit Piken bewaffneten, Volksmenge durch den Sitzungssaal. Der Brauer Santerre und der Marquis de St. Hurugues führten mit gezogenen Säbeln den Zug an, welcher von Sackträgern, Fischweibern und Handwerkern aller Art gebildet wurde. Es zeigte sich die Rohheit einzelner Schreckensmänner bereits an diesem Tage schon in scheußlichen Gestalten; einer dieser Gesellen trug auf seiner Pike ein blutiges Kälberherz mit der Inschrift: Aristokratenherz; Andere trugen zerlumpte Beinkleider auf den Spießen unter dem Geschrei: „Es leben die Ohnehosen!“ denn bald wurde der Titel: „Sansculotte“ ein ehrenvoller Schimpfname. Die Mehrzahl dieser Leute trug rothe Fischermützen, woran man die Jacobiner erkannte, welche bereits Mitglieder in allen Klassen, von den Prinzen des Hauses Orleans bis zu dem Lumpensammler, zählten. Von der National-Versammlung begab sich der Zug nach den Tuilerien, die eisernen Gitter wurden auf Befehl des Königs geöffnet, welchem man gesagt hatte, der Zug werde seinen Weg durch den Schloßhof und den Garten ohne weiteren Aufenthalt nehmen. Allein dem war nicht so; der Zug kehrte zurück und drang unter dem Geschrei: „Nieder mit dem Veto! Es leben die Sansculotten! Gebt uns das Lager bei Paris!“ in die inneren Räume des Schlosses. Sie stiegen die Treppen hinauf und schlugen die Thüren, die sie verschlossen fanden, ein. Der König, bei dem sich der alte Marschall de Mouſy und einige ihm ergebene Officiere der Nationalgarde befanden, trat der Menge mit den Worten entgegen: „Hier bin ich, was verlangt ihr von mir?“ Der Schlächter Legendre als Wortführer erklärte, daß das Volk eine Bittschrift zu überreichen wünsche. Der König bewilligte dieses Verlangen und die Menge folgte ihm nach einem der größeren Säle, wo er in einer Fensternische auf einen Tisch gehoben wurde. Während der Sprecher hier die Bitte vortrug, dem Decrete wegen des Lagers der Föderirten kein Veto entgegenzustellen, fiel die Menge

mit dem Rufe ein: „Nieder mit dem Veto! Keine Prieſter! Keine Ariſtokratie! Es lebe die Nation!“ — „Hier iſt,“ entgegnete der König, „weder der Ort, noch die Zeit, um den Beſcheid zu geben, ich werde das thun, was die Conſtitution mir vorſchreibt. Es lebe die Nation! Ich bin gewiß ihr beſter Freund!“ — „Wohlan denn!“ ruft Einer aus dem Volke ihm zu, „zeig' es uns!“ Er reicht ihm auf einer Pike eine rothwollene Jacobinermütze zu, mit welcher ſich der König unter dem jubelnden Beifall der mehrentheils angetrunkenen Geſellſchaft bedeckt. Man reicht ihm nun auch eine Flaſche, aus der er auf das Wohl der Nation trinken muß.

Die Königin eilte in größter Beſorgniß um ihren Gemahl mit ihren beiden Kindern herbei; man hatte dem Dauphin ebenfalls eine Jacobinermütze aufgeſetzt. Santerre bildete eine Schutzwehr für die Königin und ihre Kinder, und nahm dem Prinzen die rothe Mütze, die ihm ganz über die Augen gefallen war, wieder ab. Endlich kam auch der Maire Péthion, den man nicht ohne Grund in dem Verdachte hatte, daß er abſichtlich die Wache der Nationalgarden nicht zu rechter Zeit verſtärkt hatte. „Fürchten Sie nichts, Sire,“ rief er dem Könige zu, „Sie ſind von Ihrem Volke umgeben.“ Der König nahm die Hand eines Nationalgardiſten, legte ſie an ſein Herz und ſagte: „Nichtwahr, es ſchlägt nicht anders als gewöhnlich?“ Péthion forderte jetzt die Menge auf, ſich in Ordnung zurückzuziehen, was auch ſofort geſchah. Die Ueberreichung der Sturmpetition am 20. Juni und das Eindringen bewaffneter Volkshaufen in das königliche Schloß wurde durch das ganze Land mit Unwillen vernommen. Der König erließ eine Ordonnanz, in welcher er ſagte: „Die Franzoſen werden es nicht ohne Schmerz vernommen haben, daß, verleitet durch einige Rottirer, eine bewaffnete Menge in die Wohnung des Königs eingedrungen iſt. Der König hat den Drohungen und Beleidigungen nichts anderes entgegengeſetzt, als ſein gutes Gewiſſen und ſeine Liebe für das Gemeinwohl.... Wenn diejenigen, welche die Monarchie umſtürzen wollen, eines Verbrechens mehr bedürfen, ſo mögen ſie es begehen“ u. ſ. w. Als der Maire Péthion dem Könige Bericht darüber erſtatten wollte, daß die Bevölkerung von Paris ſich fernerhin ruhig verhalten werde, ließ ihn der König nicht zum Worte kommen, ſondern rief ihm zu: „Schweigen Sie!“ Péthion erwiderte: „Der Beamte des Volkes darf nicht ſchweigen, wenn er ſeine Schuldigkeit thut und die Wahrheit ſagt.“ Der König: „Sie ſind für die Ruhe von Paris mit Ihrem Kopfe verantwortlich!“ Péthion:

„Ich kenne meine Schuldigkeit, ich werde sie erfüllen!“ Der König: „Genug! Genug! Gehen Sie! Verlassen Sie mich!“ Péthion zog sich zurück und erhielt auf außergewöhnlichem Wege seine Entlassung. Die Hofpartei sorgte für Adressen der Ergebenheit aus allen Provinzen, selbst in Paris kam eine solche erkaufte Lügenschrift mit einigen zwanzigtausend Unterschriften zu Stande; man schmeichelte dem Könige über die ruhige Haltung, welche er den Aufrührern entgegengesetzt hatte. „Bald aber sah man, daß dieser passive Muth, welcher Widerstand leistet, nicht jener active, unternehmende Muth ist, welcher den Gefahren zuvorkommt, anstatt sie mit Ergebung zu erwarten.“*)

Auf die Nachricht von den Vorgängen am 20. Juni in Paris verließ Lafayette, nachdem er mit dem älteren commandirenden General die nöthigen Verabredungen getroffen, das Heer und eilte nach Paris. Im Vertrauen auf die Nationalgarde, die ihm ganz ergeben war, trat er am 28. Juni in die National-Versammlung. Er berichtete, daß eine Menge Adressen der einzelnen Regimenter bei ihm eingegangen sei, in denen das Heer seinen Unwillen über die Verletzung des königlichen Schlosses ausspreche. Er trug darauf an, die Anstifter jenes Aufzuges gerichtlich zu verfolgen und „eine Secte (die Jacobiner) zu vernichten, welche sich Eingriffe in die Souveraihetät der Nation erlaube und deren öffentliche Verhandlungen keinen Zweifel über die Entsetzlichkeit ihres Vorhabens übrig ließen.“ Trotz des Einspruches des Berges beschloß dennoch die Versammlung, die Anträge des Generals einer Commission zu überweisen. Lafayette meldete sich bei dem Könige, der ihn mit großer Kälte empfing; denn seit dem mißlungenen Fluchtversuche war er, und noch mehr die Königin, gegen ihn als Urheber der Festnehmung in Varennes unversöhnlich erbittert. Lafayette erbot sich, mit der ihm ganz ergebenen Nationalgarde die Jacobiner auseinander zu sprengen; er setzte sich zur Rettung des Königs den größten Gefahren aus, wie er auch einige Wochen später den Antrag machte, nach Paris zurückzukehren und den König nach Compiègne zu entführen; allein er fand weder jetzt noch später bei dem verblendeten Hofe Gehör, welcher nur von der Aristokratie und den ausländischen Bajonetten Hülfe annehmen wollte. „Und diesen Mann,“ sagt Thiers von Lafayette, „den man so vollständig im Stiche ließ, als er sich den Dolchen aussetzte, um den König zu retten, hat man angeklagt, Ludwig XVI.

*) Thiers, Histoire de la révolution. T. 1. p. 221.

verrathen zu haben. Die Historiographen des Hofes haben vorgegeben, daß seine Anstalten schlecht combinirt gewesen seien. Ohne Zweifel war es leichter und sogar dem Anscheine nach sicherer, sich der Hülfe von 80,000 Mann Preußen zu bedienen; allein in Paris und entschlossen, die Fremden nicht zu rufen, was konnte man anderes thun, als sich an die Spitze der Nationalgarde stellen, um die Jacobiner auseinander zu sprengen?"

Das preußische Heer, 80,000 Mann stark, alte Soldaten des großen Friedrich, geführt von dem Herzoge von Braunschweig, dem berühmtesten Feldherrn seiner Zeit, hatte sich in und bei Coblenz mit dem von den französischen Prinzen aufgebrachten Emigrantenheere vereinigt und rückte gegen die französische Grenze vor. Der französische Oberfeldherr, General Luckner, zog sich zurück, da er viel zu schwach war, um Widerstand leisten zu können. Durch Paris und bald durch ganz Frankreich tönte der Ruf: „Zu den Waffen!" Nur bei Hofe wurden mit jedem Tage die verdüsterten und geängsteten Züge heiterer, die Aeußerungen in dem vertrauten Zirkel immer zuverlässiger. „In sechs Wochen," sagte die Königin zu Frau v. Campan, „können unsere Freunde in Paris sein. Hier sehen Sie die Marschroute des Königs von Preußen; den und den wird er in Verdun sein; den und den wird man Lille beschießen, vielleicht sind wir schon in vier Wochen befreit!" — Die National-Versammlung drang in die Minister, den König zur Genehmigung des Lagers von 20,000 Mann bei Paris zu vermögen; auch jetzt noch verweigerte Ludwig seine Genehmigung. Die Folge davon war, daß die Municipalitäten verschiedener Departements zu freiwilliger Bewaffnung aufriefen und ihren Marsch über Paris nach der Grenze hin anordneten. Der König sah sich gezwungen, nachzugeben; er befahl die Errichtung einer Reserve von 42 Bataillonen, welche sich bei Soissons versammeln sollte. In der National-Versammlung wurde der Antrag vorbereitet, zu erklären: „Das Vaterland ist in Gefahr!" Daß der König und seine Minister es dahin kommen ließen, daß nicht von ihnen, sondern von der Versammlung diese Erklärung erlassen wurde, führte jenes verderbenschwangere Gewitter herauf, dessen furchtbarer Blitzstrahl nicht nur die Krone, auch das Haupt, welches sie trug, zerschmetterte. War jene Erklärung erst ausgesprochen, dann war es um die königliche Gewalt geschehen, die Vollziehung ging an das Volk über; dann blieb die National-Versammlung, sowie alle Gemeinde-, Bezirks- und Departementsbehörden in permanenter Sitzung; alle waffenfähigen Männer

mußten in die Nationalgarde eintreten und konnten gegen den Feind verwendet werden. Außer der dreifarbigen Cokarde und Fahne durfte kein anderes Feldzeichen getragen oder aufgepflanzt werden; Auflehnung wider die öffentliche Gewalt wurde mit dem Tode bestraft. Der erste Antrag, diese Erklärung auszusprechen, wurde in der Sitzung vom 30. Juni gemacht; der rechten Seite gelang es durchzusetzen, daß die Entscheidung darüber bis zum 3. Juli verschoben wurde. An diesem Tage nahm der Girondist Vergniaud, nach Mirabeau das größte Rednertalent der Versammlung, zuerst das Wort. „Wenn man," so begann er, „nicht an die unvertilgbare Liebe des Volkes zur Freiheit glaubte, würde man im Zweifel sein, ob unsere Revolution rückwärts schreiten, oder ob sie ihr Ziel erreichen werde. Unsere Nordarmee marschirte gegen Belgien, sie wendet mit einem Male um; der Kriegsschauplatz wird auf unser Gebiet verlegt und den unglücklichen Niederländern lassen wir kein anderes Andenken zurück, als die Feuersbrünste, welche unserem Rückzuge als Fackel dienten. Zu derselben Zeit bedroht ein ansehnliches preußisches Heer den Rhein, obschon man uns Hoffnung gemacht hat, daß der Marsch desselben nicht so rasch erfolgen würde. Wie kommt es, daß man diesen Augenblick gewählt hat, um populäre Minister zu entlassen, die Kette ihrer Arbeiten zu zerreißen, die Regierung unerfahrenen Händen anzuvertrauen und nützliche Maßregeln zurückzuweisen, welche wir vorzuschlagen für unsere Pflicht hielten? Sollte es wahr sein, daß man (bei Hofe) unsere Siege fürchtet? Geizt man mit dem Blute in Coblenz oder mit dem eurigen? Und Sie, meine Herren, was gedenken Sie für das öffentliche Wohl zu thun?

„Ihr Alle, die man sich schmeichelt, eingeschüchtert zu haben, ihr, deren Gewissen man zu beruhigen meint, wenn man euren Patriotismus Parteigeist nennt, als ob man nicht auch jene, welche den Eid in dem Ballhause leisteten, Rottirer genannt hätte; ihr, die man so sehr verleumdet hat, weil ihr nicht zu jener hoffärtigen Kaste gehört, welche die Constitution in den Staub geworfen hat, ihr, die man strafbarer Absichten für schuldig erklärte, als ob euch eine Civilliste zu Gebote stände, ihr, die man zu trennen wußte, die ihr aber jetzt, in dem Augenblicke der Gefahr, euern Haß, eure elenden Meinungsverschiedenheiten abgelegt habt, ihr alle hört mich: welches sind eure Hülfsquellen? Was gebietet euch die Nothwendigkeit? Was gestattet euch die Constitution?"

Schon bei dieser Anrede wurde der Redner von stürmischem Beifall unterbrochen. Er ging zu einer Schilderung der Gefahren, welche Frankreich bedrohten,

über und unterschied hier die inneren von den äußeren. „Um den ersteren zuvorzukommen, hat die Versammlung ein Decret gegen die Priester, welche den Eid auf die Verfassung nicht schwören wollen, vorgeschlagen; sei es nun, daß der blutgierige Schatten der Medicis in den Hallen der Tuilerien umgeht, daß ein fanatischer La Chaise oder Letellier das Gewissen des Königs beunruhigt, das Decret wurde von dem Throne zurückgewiesen. Es ist nicht erlaubt zu vermuthen, ohne den König zu beleidigen, daß er religiöse Wirren zu haben wünscht. Er glaubt sich also mächtig genug, er hat hinreichend alte Gesetze, um die öffentliche Ruhe zu erhalten. Um die auswärtigen Gefahren abzuwenden, hatte die Versammlung an ein Reservelager gedacht; der König hat es abgelehnt: es hieße ihn nochmals beleidigen, zu glauben, daß er Frankreich den Feinden überliefern wolle, er wird also hinreichende Streitkräfte bereit halten, es zu schützen; seine Minister müssen uns mit ihren Köpfen für das Wohl des Vaterlandes einstehen.

„Allein es wird nicht genügen, die Minister in den Abgrund zu schleudern, welchen ihre Falschheit oder ihre Unfähigkeit gegraben hat; möge man mich ruhig anhören, möge man mich nicht errathen wollen." Der Redner macht eine Pause, die Aufmerksamkeit verdoppelt sich.

„Im Namen des Königs haben die ausgewanderten Prinzen Europa gegen uns aufgeboten; um die Würde des Königs zu rächen, wurde der Vertrag zu Pillnitz geschlossen; um dem Könige von Frankreich zu Hülfe zu kommen, erklärt uns der König von Ungarn und Böhmen den Krieg, marschirt der König von Preußen gegen unsere Grenzen. Nun lese ich aber in der Constitution: Wenn sich der König an die Spitze eines Heeres stellt und dieses gegen die Nation führt, oder wenn er sich nicht durch einen formellen Act einem solchen, in seinem Namen ausgeführten, Unternehmen widersetzt, wird angenommen, daß er die Krone niedergelegt habe.

„Was nennen Sie nun einen formellen Act des Widerstandes? Wenn 100,000 Oestreicher nach Flandern, 100,000 Preußen nach dem Elsaß marschiren und der König 10- oder 20,000 Mann ihnen entgegenstellt, heißt das ein formeller Act des Widerstandes? ——— Wenn nun, während Frankreich in seinem Blute schwömme, der König zu euch sagte: Es ist wahr, die Fein behaupten für mich zu handeln, für meine Würde, für meine Rechte, allein ich ha euch bewiesen, daß ich nicht ihr Mitverschworner bin, ich habe eine Armee geg sie ins Feld gestellt. Diese Armee war freilich zu schwach, allein die Constituti

40ste Lieferung.

Von Elba nach St. Helena.

Von

Dr. Fr. Förſter.

Einleitende Geſchichte der Jahre 1786—1814.

Preis der Lieferung 5 Sgr. (18 Kr. Rh.)

Berlin.
Guſtav Hempel.
—
1866.

bestimmt ihre Stärke nicht; ich habe allerdings die Truppen zu spät zusammengezogen, allein die Constitution stellt keine Zeit dazu fest; ich habe einen General zurückgehalten, welcher auf dem Wege zum Siege war, allein die Constitution befiehlt keine Siege; ich hatte Minister, welche die Versammlung betrogen und die Regierung desorganisirten, allein ihre Ernennung ist meine Sache; die Versammlung hat heilsame Decrete erlassen, welche ich nicht sanctionirt habe, allein ich hatte ein Recht dazu, ich habe Alles gethan, was die Verfassung mir vorschreibt, man darf daher an meiner Aufrichtigkeit nicht zweifeln. (Lang anhaltender Beifall.) Würde der König gegen Sie, meine Herren, diese Sprache führen, wären Sie dann nicht berechtigt, ihm zu antworten: O König, der du wie der Tyrann Lysander meinst, die Wahrheit gelte nicht mehr als die Lüge, der du die Gesetze nur so weit liebst, als sie dir die Macht sichern, durch welche du ihnen trotzen kannst, heißt das uns vertheidigen, wenn du den feindlichen Heeren eine so geringe Macht entgegenstellst, daß unsere Niederlage nothwendig erfolgen muß?... Ertheilt dir die Constitution das Recht, deine Minister zu wählen zu unserem Heile oder zu unserem Verderben? Stellt sie dich an die Spitze der Armee zu unserem Ruhme oder zu unserer Schande? Verwilligt sie dir eine Civilliste und so viele andere Vorrechte, um die Constitution und das Reich constitutionellement zu Grunde zu richten? Nein, nein, Mann, welchen der Edelmuth der Franzosen nicht zu rühren vermochte, dem nur das Gefühl des Despotismus wohl thut, du bist nichts mehr für diese Constitution, welche du auf so unwürdige Weise verletzt hast, für dies Volk, welches du so schändlich verrathen hast.... (Unterbrechung durch stürmischen Beifall.) Doch nein, wenn unsere Armeen noch nicht vollzählig sind, der König trägt ohne Zweifel nicht die Schuld daran, er wird die nöthigen Maßregeln ergreifen, uns zu retten. Der Marsch der Preußen wird zuverlässig nicht so triumphirend werden, als sie es sich einbilden, allein man muß Alles bedenken, Alles sagen, denn Aufrichtigkeit allein kann uns retten!"

Bei aller Aufregung bewies die Versammlung große Mäßigung dadurch, daß sie die öffentliche Erklärung: „Das Vaterland ist in Gefahr!" noch verschob.

König und seine Minister sahen sich jetzt dazu gedrängt, ebenfalls etwas zu ; Ludwig ließ der Versammlung eine Botschaft zugehen, in welcher er ihr heilte, daß Anzeichen drohender Feindseligkeiten von Seiten Preußens vorhanden . Zu diesen Anzeichen zählte er die Convention von Pillnitz, die Zurückweisung

des französischen Gesandten in Berlin, die Abberufung des preußischen von Paris, den Anmarsch einer preußischen Armee von 52,000 Mann. „Dies Alles beweist mir" — so lautete die Botschaft — „daß zwischen Wien und Berlin ein Bündniß besteht." Diese hochweise Schlußbemerkung wurde mit allgemeinem Gelächter aufgenommen. Hatte der König sich durch diese Mittheilung der größten Gefahr, die es für ihn den Franzosen gegenüber gab, der Gefahr, *sich lächerlich zu machen*, ausgesetzt, so machte er sich an demselben Tage durch die Vollziehung eines Decretes, welches die Suspension des vom Volke vergötterten Péthion, Maire's von Paris, aussprach, weil er am 20. Juni die Tuilerien nicht beschützt habe, noch verhaßter, als er es schon war. Die Straßen von Paris wurden wiederum von Volkshaufen durchzogen, welche riefen: „*Péthion oder den Tod!*" Darunter mischte sich bereits der Ruf: „*Es lebe die Republik!*"

Aus Marseille war bei der National-Versammlung eine Bittschrift eingegangen, in welcher der Antrag gestellt war: das Königthum des regierenden Hauses abzuschaffen und ein Wahlkönigreich ohne Veto zu errichten. Der Ausschuß der Zwölfe, an welche diese Bittschrift verwiesen wurde, hatte jedoch noch so viel Muth und Sinn für Gesetzlichkeit, daß er darauf den Paragraphen anwendete, welcher ein jedes auf Umsturz der Verfassung zielende Project *für infam* erklärte. Péthion wurde wiederum in sein Amt eingesetzt.

Der König aber, anstatt sich mit entschlossener Hingebung an die Spitze des Volkes zu stellen, welches vor allem Anderen verlangte, gegen den Feind an die Grenze geführt zu werden, zog sich mit der Königin und einer kleinen Anzahl altadeliger Hofleute in die innersten Gemächer der Tuilerien zurück, in tausend Aengsten bei jedem Straßenlärm, vor jedem Zeitungsblatte zitternd, oder es ungelesen lassend. Die Besorgniß der Königin vor Vergiftung ging so weit, daß sie und der König ihr Mittagsmahl sich in der Küche einer der Kammerfrauen bereiten und Hunde und Katzen zuvor davon füttern ließen. Marie Antoinette hatte für ihren Gemahl ein „Plastron" aus vierundzwanzigfach übereinander gelegtem Seidenzeug von Löschpapier genäht, welches er unter der Weste tragen mußte. Mit solchem stich- und kugelfesten Unterfutter auswattirt, gestattete die überängstete Gemahlin dem Könige an der Jahresfeier des 14. Juli auf dem Marsfelde Theil zu nehmen, welche diesmal einen nicht minder erhebenden Anblick wie zwei Jahre vorher gewährte, und dennoch hatte die Feier einen ganz anderen Charakter angenommen. Das Marsfeld war in ein Feldlager verwandelt,

83 Zelte bezeichneten die 83 Departements, in welche Frankreich eingetheilt worden war. Der Altar des Vaterlandes, an welchem vor zwei Jahren Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Prieſter, 300 an der Zahl, in pontificalibus die Meſſe celebrirten, war diesmal in einfacherer Form aufgerichtet worden; kein Prieſter war gegenwärtig. Ihm gegenüber ſtand auf einem Scheiterhaufen eine Säule mit Kronen, Biſchofsmützen, Hermelinmänteln, Cardinal- und Doctorhüten, Ordensbändern, Adelsdiplomen, Wappenſchilden, Schlüſſeln des heiligen Petrus und anderer profaner Kammerherren, mittelalterlichem Rüſtzeug aller Art von unten bis oben behangen. Nachdem der König aus ſeinem Zelte, von Nationalgarden und Linientruppen umgeben, zu dem Altare des Vaterlandes herangetreten war und hier den Eid auf die Conſtitution wiederholt hatte, reichte Einer aus dem Volke ihm eine brennende Fackel mit der Aufforderung, „die Säule der Feudalherrſchaft“ anzuzünden. Der König hatte Geiſtesgegenwart genug, dies mit den Worten abzulehnen: „Es giebt keine Feudalherrſchaft mehr!“ Die Pariſer, welche über einen Witz, über eine treffende Antwort alles Andere vergeſſen, riefen: „Es lebe der König!“ und geleiteten ihn unter großem Jubel nach der nahe gelegenen Kriegsſchule, wo ihn die Königin mit ſo auffallender Heftigkeit in ihre Arme ſchloß, als ob er Mörderhänden glücklich entronnen ſei. Dieſe Furcht der Königin war damals ganz unbegründet; nicht ermorden, wohl aber entthronen und unſchädlich machen wollten die Stimmführer den König, von deſſen Einverſtändniſſe mit den Feinden des Vaterlandes, ſowie davon, daß auf ein Wort von ihm die Fremden die Grenzen nicht überſchreiten würden, man allgemein überzeugt war.

An warnenden Stimmen treuer Unterthanen, von denen er mehr Aufklärung über das, was ihm allein frommen konnte, als von ſeinen Miniſtern erhielt, fehlte es ihm auch jetzt nicht. Ein Zimmermaler des Schloſſes, Namens Boze, der Freund eines Kammerdieners des Königs, Tierry, veranlaßte drei der einflußreichſten Girondiſten, Vergniaud, Genſonné und Gadet, einen Brief an ihn zu richten, in welchem ſie ihm ihre Anſichten über die Lage Frankreichs ausſprachen, und welcher beſtimmt war, dem Könige durch den Kammerdiener beim Frühſtück vorgelegt zu werden. Als unerläßlich zur Beruhigung des Staates und zur Rettung der Krone erklärten ſie, der König müſſe ſeine gegenwärtigen unpopulairen Miniſter entlaſſen und dafür patriotiſche berufen, für die Entfernung der fremden Truppen von den Grenzen Sorge

tragen, da dies in seiner Gewalt stehe, dem Dauphin (Kronprinzen) eine constitutionelle Erziehung geben lassen, die Ausgaben der Civilliste der National-Versammlung vorlegen lassen, Lafayette verabschieden. Der König bezeugte dem Kammerdiener, welcher sich in dergleichen unangenehme Dinge mischte, seinen allerungnädigsten Unwillen und befahl ihm, den Herren, welche jenen Brief geschrieben hätten, zu sagen, daß nicht er, sondern die sogenannten patriotischen Minister Schuld daran wären, daß die Feinde an der Grenze ständen; er könne jetzt nichts dagegen thun, als die bereits angeordneten Maßregeln. Auf eine Beantwortung der anderen Vorschläge ließ er sich gar nicht ein.

Nur auf Eins waren er und die Königin unablässig bedacht: sich in den Tuilerien mit einer hinreichenden Anzahl Getreuer zu umgeben, um bei der Annäherung der Verbündeten einen Angriff des Volkes auf das Schloß abzuwehren und sich mit bewaffneter Hand zu den Feinden durchzuschlagen. Die im Februar des vergangenen Jahres auseinander gesprengten jungen Edelleute des Hofes, die man die Dolchritter genannt hatte, fanden sich wieder in dem Schlosse ein. Als Ersatzmannschaft für die entlassene Garde hatte sich, von dem Hofe begünstigt und bezahlt, ein royalistischer Club unter dem Namen „Franzosen-Club" gebildet, welcher in seinem nahe bei den Tuilerien gelegenen Versammlungsorte Waffen versteckt hielt. Die Bezahlung dieses Clubs kostete der Civilliste täglich 10,000 Francs. Nicht ein einziger entschlossener Mann befand sich in der Umgebung des Königs, welcher gegen das Andringen wohlgesinnter Freunde nur durch die eigene Unentschlossenheit stark war. Bald wurde der Vorschlag des edlen Malesherbes: die Krone niederzulegen, in Erwägung gezogen, bald auf den Plan des Herzogs von Liancourt eingegangen, welcher dem Könige sein festes Schloß Gaillon in der Normandie anbot, von wo Lafayette ihn unter starker Bedeckung zur Armee geleiten sollte; auch war die Küste nicht fern und ein Schiff konnte ihn leicht nach England bringen. Dagegen erklärte sich die Partei der Emigration, welche eine Flucht über Compiègne durch die Ardennen nach dem Rheine vorschlug. Jeder Kammerdiener, jede Hofdame — auch Frau v. Staël fehlte nicht — legten dem Könige und der Königin ihre Rettungspläne vor. Andere meinten wieder: der König müsse einige der Häupter der wüthenden Republikaner zu erkaufen suchen. Man trat mit Danton in Unterhandlung; er nahm von dem Könige unter dem Vorwande rückständigen Gehaltes als Advocat des Conseils beträchtliche Summen in

Empfang, mit denen er jedoch nur Republikaner zum Umſturze des Thrones anwarb. „Ein Jeder“ — bemerkt Thiers — „wünſcht einem ſchwachen Könige Rath zu ertheilen, weil ein Jeder ſich die Hoffnung macht, ihm einen Willen zu geben, den er nicht hat. Eine ſo große Menge entgegengeſetzter Eingebungen kam zu der natürlichen Unentſchloſſenheit Ludwigs XVI. hinzu, und dieſer unglückliche Fürſt, von guten Rathſchlägen umlagert, betroffen bald von der Klugheit der Einen, bald fortgeriſſen von der Leidenſchaft der Anderen, gequält von der Sorge für die Seinen, geängſtigt von Gewiſſensſkrupeln, ſchwankte zwiſchen tauſend Vorſchlägen und ſah die Wellen des Aufſtandes heranbrauſen, ohne zu wagen, ſich ihnen entgegen zu werfen oder zu fliehen.“

Dreizehntes Kapitel.

Die Kaiserwahl zu Frankfurt am Main. — Uebermuth preußischer Heerführer: „Wir machen nur eine militairische Promenade nach Paris.“ — Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. — Sein Memoire an Friedrich Wilhelm II. — Eitle Versprechungen der ausgewanderten Prinzen. — Der französische Gesandte in Berlin erhält seine Pässe. — Geheime Geschichte des Manifestes des Herzogs von Braunschweig. — Der Kaiser und der König von Preußen in Mainz.

Die gesammte Bevölkerung der freien Reichsstadt Frankfurt am Main befand sich seit dem Monat Mai in großer Aufregung; diese nahm von Tag zu Tag zu, seit die zur Kaiserwahl berufenen Kurfürsten, theils in Person, theils durch ihre Gesandten vertreten, sich hier eingefunden hatten. Obschon Alles vorher längst abgemacht war und Niemand daran dachte, einem anderen, als dem Könige von Böhmen und Ungarn, Erzherzoge von Oestreich u. s. w., Franz I., die Krone des heiligen römischen Reichs deutscher Nation auf das Haupt zu setzen, so wurde doch vorher noch zur Erleuchtung der irrenden Seelen das „Veni creator Spiritus!“ angestimmt und die heilige Geist-Messe celebrirt; denn nach den Statuten des Reichs konnte die Kaiserkrone nur einem, der alleinseligmachenden römisch-katholischen

Kirche angehörenden, Fürsten übertragen werden. Am 5. Juli 1792 wurde die Wahl des römischen Kaisers und Königs von Deutschland Franz II.*) in herkömmlicher Weise vollzogen und am 11. Juli hielt er seinen feierlichen Einzug, worauf die Krönung statt fand, bei welcher, wie von jeher, der auf öffentlichem Platze gebratene und dem Volke zum Besten gegebene Krönungs-Ochse eine bedeutende — um nicht zu sagen die Hauptrolle — spielte. In verdoppeltem Strahle floß aus dem Springbrunnen am Römer rother und weißer Wein, Krönungsmünzen wurden unter das Volk ausgeworfen, Tanz, Illumination, Böllerschüsse, Pauken und Trompeten ertönten, das beglückte Volk rief: „Es lebe der Kaiser Franz!“ und freute sich der schönen Gegenwart, von glücklicher Zukunft träumend.

Für die kriegerischen Anstalten zur Bezwingung der französischen Revolution hatte Kaiser Franz seinem getreuen Verbündeten, dem Könige von Preußen, die Vorhand überlassen. In Berlin aber befanden sich Staatsmänner und Generale in völliger Täuschung über die Zustände in Frankreich. Bei der Heerschau, welche der König Ende Mai über das Armeecorps hielt, welches sich gegen den Rhein in Marsch setzen sollte, äußerte der General Bischoffswerder in einer Gesellschaft höherer Officiere: „Kaufen Sie nicht zu viel Pferde, die Komödie wird nicht lang dauern. Die Freiheit geht in Paris schon in Rauch auf. Die Armee der Advocaten wird in Belgien bald auseinander gejagt sein und zum Herbst, denk' ich, werden wir wieder zu Haus sein.“ In gleichem Sinne äußerte sich der sonst so verständige Herzog von Braunschweig: „Meine Herren,“ sagte er bei derselben Heerschau zu einigen Officieren, welche um Urlaub baten, um zur Vervollständigung der Feldequipage noch Einkäufe zu machen; „meine Herren, ja nicht so viel Umstände, so viel unnöthige Ausgaben; wir machen nichts weiter als eine militairische Promenade nach Paris.“ —

Da der Herzog von Braunschweig bei dieser „militairischen Promenade“ eine Hauptrolle zugetheilt erhielt, so dürfte es hier am Orte sein, nähere Bekanntschaft mit ihm zu machen.

---

*) Als König von Böhmen und Ungarn Franz I., als deutscher Kaiser Franz II., nach der Auflösung des deutschen Reichs Kaiser Franz I. von Oestreich.

Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig war geboren zu Braunschweig den 9. October 1735; sein Vater war der Herzog Karl, seine Mutter Philippine Charlotte, Schwester Friedrichs II. Seine Erzieher waren der protestantische Abt Jerusalem und der herzogliche Rath v. Walmoden.

Sein berühmter Oheim, der Prinz Ferdinand von Braunschweig, der Sieger von Crefeld und Minden, nahm ihn während des siebenjährigen Krieges zu sich und weihte ihn in die ausübende Kriegsführung ein. Der König gewann seinen Umgang lieb, auch zeichnete er sich in mehreren Schlachten und Gefechten aus. Im Januar 1764 vermählte er sich mit der Prinzessin Auguste, einer Schwester Georgs III. von England, welche jedoch sein flüchtiges Herz nicht lange zu fesseln vermochte. Er trat 1768 eine Reise nach Frankreich und Italien an, wo er für seine Leidenschaft für Musik, Alterthümer und schöne Frauen große Summen verschwendete. Für seine Gemahlin brachte er einige von dem berühmten Winkelmann ausgewählte Antiken mit, für sich selbst eine junge Römerin, welche er als Gräfin Bianconi bei Hofe vorstellte.

Mehrmals begleitete er Friedrich II. auf seinen militairischen Rundreisen und zu den Heerschauen in Schlesien und bei Potsdam und ihm übertrug der König als preußischem General-Lieutenant in dem Erbfolgekrieg 1778 den Oberbefehl über ein, bei Troppau aufgestelltes, Armeecorps. Nach dem Tode seines Vaters trat er 1780 die Regierung des Landes an, welches so verschuldet war, daß er — zumal er das Schwabenalter längst hinter sich hatte — wohl einsah, daß ein geordneter Hof- und Haushalt hier vor allen Dingen Noth thue.

Wir besitzen aus jener Zeit eine, von der Hand Mirabeau's, welcher die persönliche Bekanntschaft des Herzogs in Braunschweig machte, niedergeschriebene Charakteristik. „Sein Gesicht," heißt es darin, „kündigt Tiefe und Feinheit an, er spricht mit Bestimmtheit und Eleganz, er ist zum Erstaunen thätig, gut unterrichtet und Alles durchschauend. Sich ganz den Verwaltungsgeschäften seines Landes widmend, sah er ein, daß vor Allem das Nothwendigste strenger Haushalt sei. Nur in einem Punkte war er von jeher sehr nachsichtig gegen sich. — — Seine gegenwärtige Maitresse, Fräulein v. Hertefeld, früher Hofdame der Königin von Preußen, ist die anständigste Dame am Hofe, und

diese Wahl sagte der Herzogin so zu, daß, als kürzlich der Herzog eine andere Wahl zu treffen beabsichtigte, die Gemahlin und die Maitresse sofort sich gemeinschaftlich dagegen verschworen. So sehr er aber auch dem Vergnügen ergeben ist, so versäumt er darüber keine seiner Pflichten. Auf seinem Posten als preußischer General ist er immer zu rechter Zeit da, kein Anderer ist so früh auf, so thätig, so bis in das Kleinste exact wie er. In früheren Jahren und unter dem Befehl des großen Königs hatte ihm der Krieg Vergnügen gemacht; jetzt, in seinem fünfzigsten Jahre, war er darin anderen Sinnes geworden." „Weiß ich doch," sagte er zu Mirabeau, „welch' ein gewagtes Spiel der Krieg ist! Ich hatte nie Unglück darin, ich würde jetzt sogar vorsichtiger sein und das Glück könnte mir dennoch untreu werden. Niemals wird ein vernünftiger Mann, zumal im vorgerückten Alter, seinen Ruf in so gefährlicher Laufbahn aufs Spiel setzen, wenn er auf irgend eine Weise sich davon losmachen kann."

Im Wesentlichen stimmt hiermit das Urtheil Steins überein, welcher ihm damals durch Dienstverhältnisse nahe stand. — „Des Herzogs Gestalt," bemerkt Stein,*) „war edel, groß, kräftig, durch Leibesübungen ausgebildet, eine offene Stirn, ein schönes, feuriges Auge, in seinem Munde Feinheit und Freundlichkeit, in seinem Betragen Würde und oft — übertriebene Höflichkeit. Sein Geist war vielumfassend, scharfsinnig, ausgebildet durch mannigfaltige Kenntnisse, besonders der Geschichte und der Kriegswissenschaften, die ihm eine sorgfältige Erziehung, seine Erfahrung, sein rastloser Fleiß verschafft hatten. In seinen Entwürfen war er in Folge seiner Erfahrung äußerst bedächtig, oft furchtsam; in der Ausführung und am Tage der Schlacht zeigte er den hohen Muth, die unerschütterliche Gelassenheit, den Scharfblick eines großen und erfahrenen Feldherrn. Diese Eigenschaften wurden gelähmt durch eine übertriebene Furcht vor Tadel, der seinen Ruhm beeinträchtigen könnte, durch Mangel an fester, unerschütterlicher Willenskraft, das für gut und nöthig Erkannte auszuführen und diejenige Stelle im preußischen Staate zu ergreifen, die ihm der Charakter Friedrich Wilhelms II. anwies, nämlich: sich an die Spitze der Geschäfte zu setzen und alle gegen ihn einwirkende Subalternen zu entfernen, die seine Pläne untergruben, ohne daß er nachdrücklich widersprach, oder daß er die Nothwendig-

*) Pertz, das Leben Steins. Th. I. S. 93.

keit, sie verstümmelt auszuführen, und die daraus ihn treffende Verantwortlichkeit zurückgewiesen hätte."

Wir haben bereits oben erwähnt, daß der nach Berlin gehende französische Gesandte Custine den Auftrag erhielt, dem Herzoge Ferdinand den französischen Marschallsstab anzubieten, den er ausschlug. Der König berief ihn im Februar 1792 nach Berlin, um mit ihm und einigen Vertrauten den Feldzugsplan gegen Frankreich und die gegen Polen zu ergreifende Politik zu verabreden. Der Herzog übernahm es, eine Denkschrift über die von dem Könige ihm mitgetheilten Punkte abzufassen und schickte dieselbe aus Braunschweig an Bischoffswerder mit nachstehendem Briefe vom 19. Februar: „Beifolgend das Memoire, welches ich auf Befehl des Königs ausgearbeitet habe; es ist eigentlich sein Werk, ich habe nichts weiter gethan, als die Gedanken und die Nachweise, welche Se. Maj. mir mitzutheilen für gut fand, zusammenzustellen; ich wünsche nur, die Ideen des Königs richtig aufgefaßt zu haben. Erst, wenn wir an der Maas angekommen sein werden, werden die Umstände uns die Maßregeln für den weiteren Verlauf des Feldzuges an die Hand geben. Sie wissen noch besser als ich, von welchem wichtigen Einflusse auf die Operationen der Armee der Geist im Innern Frankreichs sein wird und die mehr oder minder günstige Stimmung derjenigen, welche uns die Einnahme der festen Plätze erleichtern werden. Sehr gut wird es sein, eine Proclamation an die Nationalgarde zu erlassen, in welcher man erklärt, daß man nicht gegen die Nation Krieg führe, daß man nicht an ihrer Freiheit rühren, durchaus nicht ihre Verfassung umstürzen wolle, daß man aber Abstellung der gegen die im Elsaß ansässigen deutschen Fürsten ergriffenen Maßregeln verlange.

„Die Angelegenheit der Entschädigungen wird große Verlegenheiten machen, wenn man von dem Kaiser nicht die Zustimmung zu den Veränderungen in Polen wird erlangen können. Ich für mein Theil gebe den Erwerbungen, welche man in Polen zu machen gedenkt, den Vorzug vor den Eroberungen in Frankreich, denn durch dieselben wird der Geist, in welchem man diesen Krieg zu führen gedenkt, gänzlich verändert.*) — — Das einzige Mittel zu reussiren ist, daß die ersten Schritte, die wir thun, dem Ziele angemessen sind,

*) Die hier berührte Angelegenheit Polens wird später im Zusammenhange dargestellt werden.

welches wir erreichen wollen; nur so dürfen wir uns in einen Krieg einlassen, welcher rasch entschieden werden muß und zwar um so mehr, als unberechenbare Ereignisse eintreten können, denn die Köpfe, von denen gegenwärtig das Schicksal Frankreichs abhängig ist, sind so erhitzt, daß man sich der außerordentlichsten Entschlüsse von ihnen versehen darf."

Der König beauftragte, wie wir bereits wissen, den General Bischoffswerder, dieses Memoire nach Wien zu bringen, wo der Tod Leopolds nur für kurze Zeit die Rüstungen aufhielt, die unter Franz I. mit desto größerem Eifer fortgesetzt wurden.

Die offenbar durch Verrätherei verunglückte erste Expedition Lafayette's nach den Niederlanden rief bei den Preußen und Oestreichern den größten Uebermuth hervor; sie mißgönnten einander schon den Vorzug, die Ersten in Paris zu sein und die National-Versammlung auseinander zu jagen, welches namentlich den preußischen Truppen als der Zweck des Marsches nach Paris in einem Tagesbefehle bezeichnet wurde.

Zur oben erwähnten Heerschau in Magdeburg hatte der König den Marschall Bouillé, der nach der verunglückten Flucht Ludwigs XVI. Frankreich verlassen hatte, eingeladen; er eilte von Mainz herbei und der Feldzugsplan wurde mit ihm verabredet. Auch er bezeichnete Paris als das rasch zu erreichende Ziel, als den kürzesten Weg dahin den durch die Champagne. Die Festungen Longwy, Sedan und Verdun wurden als unhaltbar geschildert, die Erhebung des Landvolkes unter dem Banner der Lilien in sichere Aussicht gestellt; weder eine Armee, noch Feldherren sollten den Demokraten zu Gebote stehen. Im ungünstigen Falle, daß man Paris nicht im ersten Anlaufe erreichen würde, wurde beschlossen, sich der Festungen Mezières und Montmédy zu bemächtigen, und zwischen der Maas und Chiers Winterquartiere zu beziehen.

Größere Schwierigkeiten aber als die feindlichen Festungen und Armeen legten den Verbündeten — (so werden wir die Oestreicher und Preußen von jetzt an nennen) — die Anmaßungen der ausgewanderten Prinzen und ihres Gefolges in den Weg. Nach dem Tode Leopolds hatten sie es durchgesetzt, daß Oestreich den Oberbefehl über das Heer dem Könige von Preußen überließ; durch diese Höflichkeitsbezeigung wollte Franz I. sich der Zustimmung Friedrich Wilhelms bei der Kaiserwahl und der Auflösung des Fürstenbundes versichern.

Die französischen Prinzen waren dem Könige von Preußen nicht nur zu großem Danke verpflichtet, da er ihnen auf ihre sehr unsichern Wechsel große Summen vorgestreckt hatte und sie außerdem die Ueberzeugung hegten, daß das preußische Cabinet und Heer leichter in Bewegung zu setzen seien, als der Hofkriegsrath und die Hofstaats-Canzlei in Wien. So sehr nun auch der noch immer in der Nähe des Kaisers verweilende Botschafter Ludwigs XVI. darauf bestand, daß sich kein französisches Emigrantencorps bei der nach Frankreich einrückenden Armee der Verbündeten befinden sollte, vielmehr die Prinzen Artois und Condé auf dem rechten Rheinufer zurückbleiben und erst, wenn sie ein Heer von 20,000 Mann beisammen hätten, nachfolgen sollten, setzte der Marschall Bouillé es dennoch durch, daß die Prinzen mit ihren Truppen von 10- bis 15,000 übergelaufener und angeworbener Mannschaft der preußischen Hauptarmee zugetheilt wurden, vornehmlich um die, wie sie behaupteten, „regimenterweise" zu ihnen übergehenden königlichen Truppen sogleich unter ihre Fahnen aufzunehmen.

Friedrich Wilhelm hatte Berlin am 10. Juli verlassen, um mit Franz I. in Mainz eine Zusammenkunft zu halten und sich dann sofort zu seiner Armee, welche bereits auf dem linken Rheinufer an der Mosel bei Coblenz stand und sich auf dem Marsche nach der französischen Grenze befand, zu begeben. Der Minister Graf Schulenburg hatte dem französischen Gesandten in Berlin, Custine, unter anderen Vorwürfen auch den gemacht, daß er die Bevölkerung Berlins für den Versuch einer Revolution geneigt zu machen suche und ihm seine Pässe zugestellt. Auf seiner Reise nach dem Rheine wurde Friedrich Wilhelm überall mit einem Jubel begrüßt, als ob er bereits siegreich von Paris zurückkehre. Der gelehrte Coadjutor v. Dalberg in Erfurt schmeichelte ihm bei dem Empfange auf der Durchreise mit einer glänzenden Illumination und der über einem Triumphbogen angebrachten Inschrift: Wilhelmus sibi vivat! Neo-Francos deleat! Jura regis restituat!*)

Das vollkommene Vertrauen auf das Gelingen des Feldzuges sprach hier der König gegen den Freiherrn v. Hardenberg aus, welcher ihm Bericht über die Besitznahme der fränkischen Fürstenthümer Anspach und Baireuth er-

*) Möge Friedrich Wilhelm sich selbst leben! Die Neufranken vertilgen! Die Rechte des Königs wiederherstellen!

ſtattete, welche ſchönen Beſitzthümer, vermöge früherer Erbverträge mit dem dort regierenden Fürſtengeſchlechte der Hohenzollern, in dieſem Jahre der Krone Preußen anheimgefallen waren. In Beziehung auf den Krieg gegen die Franzoſen äußerte der König: „Wir wollen von Frankreich durchaus nichts abreißen, uns auch nicht in ſeine inneren Angelegenheiten miſchen, ausgenommen, daß wir dem Könige ſeine Freiheit, ſeine vollkommene Autorität, die Prieſter den Altären und das der Kirche und dem ausgewanderten Adel genommene Eigenthum dieſen zurückzugeben befehlen werden; daß die Franzoſen die Kriegskoſten bezahlen, iſt ſo gerecht, daß es ſich von ſelbſt verſteht.“ So lange dergleichen Aeußerungen nur im vertraulichen Geſpräche gemacht wurden, ſchadeten ſie weniger; allein bald ſollte davon auch öffentlich Zeugniß gegeben werden.

Aus ſeinem Hauptquartiere Coblenz, zugleich der Lagerſtadt der franzöſiſchen Emigranten, damals der Reſidenz des Kurfürſten-Erzbiſchofs von Trier, erließ der Herzog von Braunſchweig, als Generaliſſimus der Verbündeten, unter dem 25. Juli jenes berüchtigte Manifeſt, deſſen wir ſchon oben gedachten. So wenig kannten Kaiſer und Reich die damaligen Zuſtände Frankreichs, daß ſie vermeinten, durch einen ſolchen Papierdrachen eine für Recht und Freiheit, nicht nur ihres Landes, nein, der ganzen Menſchheit begeiſterte, Nation in Schrecken zu ſetzen, ſie zu bewegen, die Waffen zu ſtrecken, und den in Rede und Schrift frei gewordenen Gedanken in die zerſprengten Feſſeln wieder einſchmieden zu laſſen.

In der Einleitung des Manifeſtes kündigt der Herzog zuvörderſt an, daß ihm der Oberbefehl über die Truppen der Verbündeten von dem Kaiſer und dem Könige von Preußen übertragen worden ſei. Als die vornehmſte Veranlaſſung zum Kriege wird die von Frankreich begangene Verletzung des Eigenthums deutſcher Reichsfürſten im Elſaß und die von den gegenwärtigen Machthabern uſurpirte Gewalt, wodurch Ordnung und legitime Herrſchaft vernichtet worden ſeien, angeführt. „Zu dieſen großen Intereſſen,“ heißt es dann weiter, „kommt ein nicht minder wichtiger Zweck hinzu, welcher den beiden Souverainen ſehr am Herzen liegt, der nämlich: der Anarchie in Frankreich Einhalt zu thun, die Angriffe auf Thron und Altar aufzuhalten, die geſetzliche Gewalt wiederherzuſtellen, dem Könige die Freiheit und Sicherheit wiederzugeben, deren er beraubt worden iſt und ihn in den Stand zu ſetzen, die ihm gebührende legitime

Autorität auszuüben. Ueberzeugt, daß der geſunde Theil der franzöſiſchen Nation die Ausſchweifungen einer Faction, welche ſie unterjocht, verabſcheut und daß die Mehrzahl der Einwohner mit Ungeduld den Augenblick der Hülfe erwartet, um ſich öffentlich gegen die verhaßten Unternehmungen ihrer Unterdrücker zu erklären." Der Herzog giebt die Verſicherung, daß nur die Sorge für das Glück Frankreichs die beiden hohen Verbündeten zu dieſem Kriege veranlaßt habe; daß ſie nur kämen, um den König, die Königin und die königliche Familie aus der Gefangenſchaft zu befreien und der allerchriſtlichſten Majeſtät die nöthige Sicherheit zu verſchaffen, um ohne Gefahr und Hinderung die nöthigen Einberufungen (nämlich der ehemaligen Stände) zu veranlaſſen." Die Nationalgarden, Officiere und Soldaten werden aufgefordert, zum Gehorſam unter den Befehl des legitimen Königs zurückzukehren. Die Städte und Dörfer, in welchen die Einwohner den Verbündeten Widerſtand leiſten, aus Fenſtern, Thüren und Oeffnungen der Häuſer auf die Truppen ſchießen würden, ſollten demolirt und niedergebrannt werden. Mit einer beſonderen Auszeichnung wurde in dem Manifeſte die Hauptſtadt bedacht. „Die Stadt Paris" — ſo lautete der achte Artikel — „ſowie ſämmtliche Einwohner ohne Unterſchied ſind gehalten, ſich unverzüglich dem Könige zu unterwerfen, ihn in vollkommene Freiheit zu ſetzen und ihn, ſowie ſämmtliche königliche Perſonen der Unverletzlichkeit und Achtung zu verſichern, zu denen das Natur- und Völkerrecht die Unterthanen gegen ihre Souveraine verpflichtet. Ihre kaiſerlichen und königlichen Majeſtäten, indem Sie alle Mitglieder der National-Verſammlung, der Departements, der Bezirke, der Municipalität, der Nationalgarde, die Friedensrichter und Alle, die es ſonſt nach angeht, bei ihrem Kopfe, nach Kriegsrecht ohne Hoffnung auf Pardon, für Alles, was vorgeht, verantwortlich machen, indem ferner die genannten Majeſtäten auf Ihr Ehrenwort als Kaiſer und König erklären, daß, wenn das Schloß der Tuilerien forcirt und inſultirt würde, wenn Ihre Majeſtäten der König, die Königin und die königliche Familie die geringſte Gewaltthätigkeit, die geringſte Beleidigung erführen, ohne daß auf der Stelle für Ihre Sicherheit, Schutz und Freiheit geſorgt würde, daß dann Allerhöchſt Sie eine exemplariſche, für alle Zeiten im Gedächtniß bleibende Rache nehmen, die Stadt Paris einer militairiſchen Execution überliefern, ſie gänzlich dem Erdboden gleich machen und an den des Hochverraths Schuldigen die härteſten peinlichen Strafen voll-

ziehen laſſen würden, — — indem ferner Ihre Majeſtäten in Frankreich keine anderen Geſetze anerkennen können, als ſolche, welche von einem, ſich der vollſtändigſten Freiheit erfreuenden Könige erlaſſen worden, proteſtiren Sie zum Voraus gegen die Gültigkeit einer jeden, im Namen Seiner allerchriſtlichſten Majeſtät erlaſſenen Declaration, ſo lange Dero geheiligte Perſon, ſowie die der Königin und der geſammten königlichen Familie ſich nicht in Sicherheit befinden. Aus dieſem Grunde laden Ihre kaiſerlichen und königlichen Majeſtäten Seine allerchriſtlichſte Majeſtät inſtändigſt ein, eine an Ihren Grenzen zunächſt gelegene Stadt zu bezeichnen, wohin Sie mit der Königin und der königlichen Familie unter guter und ſicherer Bedeckung, welche Ihnen zu dieſem Behufe geſchickt werden ſoll, ſich zu begeben für angemeſſen finden, damit Seine allerchriſtlichſte Majeſtät in aller Sicherheit diejenigen Miniſter und Räthe, welche Sie für geeignet hält, zu ſich laden, diejenigen Einberufungen, welche Ihr angemeſſen ſcheinen, anbefehlen möge, um für die Wiederherſtellung der Ordnung und der regelmäßigen Verwaltung Dero Königreiches zu ſorgen."

Der Herzog verſpricht gute Mannszucht zu halten und ermahnt am Schluſſe nochmals, ſeinen Truppen keinen Widerſtand zu leiſten, ſondern ſie freundlich und zuvorkommend aufzunehmen, und ihnen mit Allem beizuſtehen, was die Nothwendigkeit erheiſchen werde.

In einem, zwei Tage ſpäter (den 27. Juli) ausgegebenen, Nachtrage zu dieſem Manifeſte wurde hinzugefügt, daß, wenn der allerchriſtlichſte König, die Königin oder ein Mitglied der königlichen Familie aus Paris entführt würden, ſo ſollten alle Städte, Dörfer und Ortſchaften, welche, ohne einen Verſuch der Befreiung und Rettung zu unternehmen, die hohen Entführten weiter zu transportiren geſtatteten, gleiches Schickſal mit Paris haben und eine Reihe niedergebrannter, einer militairiſchen Execution preisgegebener Orte den Weg bezeichnen, welchen die hochverrätheriſchen Entführer genommen hätten.

Ueber den Hergang bei der Abfaſſung dieſes ſogenannten Manifeſtes des Herzogs von Braunſchweig vom 25. Juli 1792 ſind neuerdings folgende nähere Umſtände bekannt geworden. Wir haben bereits den Inhalt der Aufträge mitgetheilt, mit welchen Ludwig XVI. einen geheimen Bevollmächtigten, Mallet du Pan, im Mai 1792 über Genf nach Deutſchland an die Cabinette von Berlin und Wien geſchickt hatte. Zuvörderſt ſetzte ſich Mallet du Pan von Genf aus mit dem Marſchall de Caſtries in Verbindung,

durch welchen er dem Herzoge von Braunſchweig und dem öſtreichiſchen und preußiſchen Geſandten in Frankfurt empfohlen wurde. Hier verlangte man jedoch von ihm die Vorzeigung einiger zu ſeiner Beglaubigung von Ludwig XVI. eigenhändig geſchriebenen Zeilen. Die Emigration ſtand mit dem Hofe in Paris in genauer Verbindung und ſchon nach einigen Tagen war Mallet du Pan in den Stand geſetzt, den Miniſtern der Verbündeten die verlangte Beglaubigung von des Königs Handſchrift vorzulegen, welche auf einem Papierſtreifen, ſechs Zoll lang, zwei Zoll breit, die Worte enthielt:

„Die Perſon, welches dieſes Billet vorzeigen wird, iſt mit meinen Abſichten bekannt; man kann dem, was ſie ſagt, vollkommen Glauben ſchenken.

Louis.“

Jetzt erhielt Mallet du Pan eine Einladung nach Frankfurt zu einer Conferenz mit dem öſtreichiſchen Vice-Staats-Kanzler v. Cobenzl, dem preußiſchen Geſandten am Wiener Hofe Grafen Haugwitz und dem General-Major Heymann, einem franzöſiſchen Royaliſten, welchen Friedrich Wilhelm bei ſeinem Generalſtabe angeſtellt hatte. In den Conferenzen, welche am 15. und 16. Juli ſtattfanden, legte Mallet du Pan die ihm vom Könige ertheilte und bereits bekannte Inſtruction vor, in welcher ſich auch die Aufforderung an die Höfe von Wien und Berlin befand, bei ihrem Einrücken in Frankreich ein Manifeſt zu erlaſſen, deſſen näheren Inhalt Ludwig XVI. ſelbſt angegeben hatte. Der Abgeordnete fügte mündlich nähere Erläuterungen hinzu und verlangte im Namen Ludwigs XVI., daß in dem Manifeſte erklärt werde, der Kaiſer und der König von Preußen legten die von Frankreich ausgegangene Kriegserklärung weder dem Könige, noch der Nation zur Laſt, ſondern einzig und allein einer Faction, welche die legitime Gewalt unterdrückt habe und daß ſie einzig und allein gegen dieſe den Krieg führen werden; ſie verlangten den König in Freiheit geſetzt zu ſehen und würden es ihm dann überlaſſen, ſich mit den von ihm berufenen Deputirten der Nation zu verſtändigen.“ Mallet du Pan drang darauf, daß die Verbündeten ihren Marſch auf Paris beſchleunigen möchten und erlaubte ſich ſogar über die Langſamkeit des Marſches nach dem Rheine ungehörige Bemerkungen. Bei der Energie, welche die Revolutionsmänner in Frankreich entwickelten, gäbe es für den König kein anderes Rettungsmittel als kriegeriſchen Muth, und den beſitze er leider nicht. Die beiden Miniſter zeigten in dieſer Conferenz, daß ſie über die durch die Revolution hervorgerufene Er-

hebung der gesammten Nation nicht unterrichtet waren oder nicht daran glaubten, dagegen die Entwickelung der Streitkräfte Preußens und Oestreichs für unwiderstehlich hielten. Weniger geneigt waren sie, den ausgewanderten französischen Prinzen einen besonderen Einfluß auf die Entschließungen des Kaisers und Königs zu gestatten. Sie waren nicht damit einverstanden, daß sich Monsieur und Graf Artois in Opposition gegen ihren Bruder gestellt hatten und beschuldigten die beiden Prinzen der Absicht, sich für unabhängig erklären und eine Regentschaft errichten zu wollen. Mallet du Pan vertheidigte die Prinzen gegen diese Vorwürfe und bat, daß man die voreiligen Aeußerungen ihrer Umgebungen ihnen nicht zur Last legen möge. Die Ankunft der beiden Monarchen nöthigte die Gesandten Oestreichs und Preußens, sich am 19. Juli nach Mainz zu begeben; sie waren im Allgemeinen mit den Eröffnungen des französischen Bevollmächtigten, er mit den von ihnen gemachten Zusicherungen einverstanden und so reiste Mallet du Pan am 20. Juli nach Genf zurück, um von hier aus Ludwig XVI. über das Gelingen seiner Sendung befriedigende Nachricht mitzutheilen.

Wenige Stunden nach dem Kaiser, welcher unter Kanonendonner und Glockengeläut am 19. Juli in Mainz eingetroffen war, traf auch der König von Preußen mit dem Kronprinzen ein und beide hielten sogleich über die Eröffnung des Feldzuges Rath mit ihren Ministern und Feldherren. Der Kaiser behielt sich nur den Oberbefehl über seine Armee in Belgien unter dem Herzog von Sachsen-Teschen vor, welcher jedenfalls mit 15,000 Mann den rechten Flügel der Preußen, der sich bis Longwy ausdehnte, decken sollte. Ein zweites östreichisches Heer von 20,000 Mann unter dem Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg sollte zwischen Mosel und Rhein den linken Flügel der Preußen decken, Landau und Saarlouis bedrohen und Thionville belagern. Ein drittes östreichisches Armeecorps unter dem Fürsten Esterhazy, welches im Breisgau stand, sollte durch 5000 Ausgewanderte unter dem Prinzen Condé verstärkt werden und die Grenzen Frankreichs von der Schweiz bis nach Philippsburg bedrohen. Ein sardinisches Beobachtungscorps sollte am Var und der Isère aufgestellt werden. Die preußische Armee, 60,000 Mann stark, mit der schönsten Artillerie und einer ausgezeichneten Reiterei wohl ausgerüstet, stand im Lager bei Coblenz und Trier. Am 5. August hielt der König von Preußen Heerschau über die Armee der französischen Prinzen bei Bingen, welche auf 12,000 Mann

angeschlagen wurde, ein irländisches Bataillon zu Fuß mit eingerechnet. Die Infanterie stand unter dem Marschall von Broglie, die Cavallerie, 4000 Mann stark, bestand fast aus lauter ausgewanderten Officieren und Adeligen unter dem Marschall de Castries. Als die Prinzen gegen den König von Preußen den Wunsch äußerten, zu gestatten, daß sie mit ihrem Corps die Spitze der Armee bildeten, um bei dem Zusammentreffen mit den Rebellen in den vordersten Reihen zu fechten, entgegnete Friedrich Wilhelm II.: „Ich mache die Contrerevolution, um den König und den Adel von Frankreich zu retten; wenn ich diese Blüthe der Nation niedermähen ließ, für wen hätte ich denn gearbeitet?“

Bereits in Berlin hatte der König eine Staatsschrift ausarbeiten lassen, welche unter dem Titel: „Beweggründe des Königs von Preußen zur Ergreifung der Waffen gegen Frankreich“ in französischer und deutscher Sprache seit dem 26. Juni veröffentlicht wurde. „Nicht eine einzige Macht,“ heißt es in derselben, „von allen, welche bei der Erhaltung des Gleichgewichts Europas interessirt sind, kann es gleichgültig mit ansehen, daß das Königreich Frankreich, welches bisher ein so bedeutendes Gewicht in die Wagschale legte, noch länger den inneren Aufregungen und den Schrecknissen der Anarchie und Unordnung preisgegeben werde, welche gleichsam seine politische Existenz vernichtet haben. — Der Anarchie in Frankreich Einhalt zu thun, eine gesetzliche Gewalt auf den wesentlichen Grundpfeilern einer monarchischen Regierungsform wieder herzustellen, durch diese die andern Staaten gegen die Attentate und mordbrennerischen Anstrengungen einer wüthenden Bande zu schützen, dies ist der große Zweck, welchen der König von Preußen in Gemeinschaft mit seinem hohen Verbündeten sich gestellt hat“ u. s. w.

Die Sprache dieser Kriegserklärung erschien den französischen Prinzen viel zu gemäßigt; sie drangen darauf, daß ein von dem Generalissimus unterzeichnetes besonderes Manifest erlassen werde, welches nach den von Ludwig XVI. selbst gemachten Mittheilungen bereits in den Conferenzen der kaiserlichen und königlichen Minister mit dem französischen geheimen Bevollmächtigten verabredet, entworfen und abgefaßt worden sei. Diese Abfassung war von den Prinzen dem Marquis de Limon, einem sehr heftigen Royalisten — obschon ehemaligen Intendanten der Finanzen des Herzogs von Orleans — übertragen worden. Der Kaiser, dem in Mainz das Manifest vorgelegt wurde, fand nichts

dagegen einzuwenden; er hatte anderwärts dringendere Geschäfte, da in Prag eine dritte Krone seiner wartete. Er überließ das Manifest und den Krieg gegen Frankreich dem Könige von Preußen und eilte über München zur Hauptstadt Böhmens. Der König genehmigte das Manifest und ließ es ebenfalls dem Herzoge von Braunschweig zur sofortigen Unterzeichnung und Bekanntmachung zufertigen. Der Herzog zog diese Schrift in ernstliche Erwägung, er wäre gern der Ehre überhoben gewesen, seinen Namen darunter zu setzen; allein wo ein Kaiser und ein König gut geheißen hatten, unterfing sich der Herzog nicht abzulehnen. Nur so viel erlaubte er sich gegen den König zu bemerken: „daß ihm vergönnt sein möge, einige Phrasen zu mildern, um sich nicht dem Tadel, Unschicklichkeiten (inconvenances) begangen zu haben, auszusetzen.“ Er bat, daß ihm gestattet werde, das Manifest einer nochmaligen Revision in Gemeinschaft mit den östreichischen und preußischen Ministern zu unterwerfen. Dies wurde genehmigt, und der Herzog saß mit dem Feldmarschall Lascy, dem Grafen Philipp Cobenzl, dem Baron Spielmann, dem preußischen Minister Grafen Schulenburg und dem Geh. Rath Renfner nochmals zu Gericht über das Manifest. Einige der stärksten Stellen wurden gestrichen, — andere gemildert und so nochmals den französischen Prinzen vorgelegt. Diese aber ließen durch den Marquis de Limon erklären, daß es in dieser Fassung nicht den geringsten Eindruck machen werde. Indessen um die Unterschrift des Herzogs zu erhalten, gaben sie nach und der Marquis de Limon übernahm es, den Druck und die Correctur zu besorgen. Noch bevor der Herzog seinen Namen darunter gesetzt, welches erst am 25. Juli geschah, hatten die Prinzen es bereits nach Paris befördert, wo es am 27. in dem Moniteur und sämmtlichen royalistischen Blättern erschien.

Das voreilige Erscheinen des Manifestes in den Pariser officiellen Blättern gab den Jacobinern erwünschte Gelegenheit zu den heftigsten Angriffen auf den König, welcher sich in einem Schreiben an die National-Versammlung gegen jeden Verdacht der Mitwissenschaft zu rechtfertigen suchte. Von der Presse war schon jetzt alle Schaam und Scheu gewichen. Marat theilte das Schreiben des Königs mit Zwischenbemerkungen in seinem Journal den 7. August mit und seine Sprache konnte nur durch die Beschimpfungen, welche Ludwig drei Tage später in seinem Schlosse erfuhr, überboten werden. „Hier ist der Brief,“ — heißt es in jenem Journal — „welchen der ausgezeichnete Schuft

durch ſeine Miniſter der National-Verſammlung hat überreichen laſſen. Ludwig XVI. erklärt, daß das von dem Herzoge von Braunſchweig unterzeichnete Manifeſt keine Spur der Echtheit an ſich trage. — Er lügt nicht, denn es wurde von einer geheimen Verſammlung in den Tuilerien fabricirt und in der Abſicht verbreitet, die Stimmung des Volkes zu prüfen. Ludwig XVI. (noch läßt ihm Marat dieſen Titel) erklärt, daß keiner ſeiner auswärtigen Geſandten ihm dieſes Schriftſtück zugeſendet habe; ſehr wahr, denn er ſelbſt hat es den Geſandten mitgetheilt. — „„Eines Tages““ — ſagt der König in ſeinem Briefe — „„wird mir das Volk Gerechtigkeit widerfahren laſſen.““ Oh!“ — fügt Marat hinzu — „das Volk thut dies ſchon, indem es mit lauter Stimme Eure Abſetzung verlangt. Der Volksfreund hat es Euch vorhergeſagt, ſchon vor zehn Monaten, daß Ihr binnen drei Jahren vom Throne geſtürzt ſein würdet; es ſollte mich unendlich freuen, die Friſt zu weit hinausgeſtellt zu haben. Ich rieth damals, Euch zu einem wohlgenährten Pächter der Provinz zu machen; jetzt nehme ich mein Wort zurück, empört über Eure Verſtellung und Eure Verbrechen.“

Mit größter Entrüſtung bemerkte der Herzog von Braunſchweig, daß man gerade die von ihm als ganz ungehörig bezeichneten und geſtrichenen Stellen „von der exemplariſchen Rache, welche er an Paris nehmen werde“ u. ſ. w. wieder hergeſtellt und mit abgedruckt hatte. So ſehr ſich der Herzog auch hierdurch für compromittirt hielt, ſo ſah er doch ein, daß er ſich und die Angelegenheiten der Verbündeten noch mehr compromittiren würde, wenn er durch einen öffentlichen Widerruf jenes Manifeſt für untergeſchoben oder verfälſcht erklären würde. Oeffentlich mußte er ſchweigen, allein in vertrauteren Kreiſen ließ er ſeinem Unwillen freien Lauf, und zumal mußten die franzöſiſchen Prinzen von ihm ſtrenge Worte über das déplorable manifeste hören. Der König von Preußen fand ſich ebenfalls dadurch gekränkt und als der Marquis de Limon eine ſehr anſehnliche Summe für die Redaction des Manifeſtes in Rechnung ſtellte, ließ Friedrich Wilhelm ihm antworten, er möge ſich die Rechnung von denjenigen bezahlen laſſen, welche ihn mit der Redaction beauftragt hätten. Nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß dem Herzoge dieſer Streich, durch welchen ſein Name in der Geſchichte eine ſo traurige Berühmtheit erlangt hat, abſichtlich von den franzöſiſchen Prinzen und nicht ohne Vorwiſſen der öſtreichiſchen Miniſter geſpielt wurde. Man wußte, daß der König und die conſti-

tutionelle Partei in Paris dem Herzoge Anträge gemacht hatten, in franzöſiſche Dienſte zu treten. Man beſorgte in Wien und ſelbſt am Hofe zu Berlin noch fortwährend, daß der Herzog ſich in Unterhandlungen mit den Conſtitutionellen einlaſſen möchte, ſobald er mit ſeinem Heere die Grenze überſchritten haben würde. Um nun jede Unterhandlung mit ihm unmöglich zu machen, wählte man zur Unterzeichnung des Manifeſtes ſeinen Namen und gab ihn dem Fluche und der Lächerlichkeit von dem geſammten revolutionairen Frankreich Preis, ihn deſto ſicherer an die Sache der Contrerevolution anzuſchmieden.

Vierzehntes Kapitel.

Ludwig XVI. Verkehr mit der National-Versammlung nach dem Erlasse des Manifestes Braunschweigs. — Antrag der Parteien von Paris auf Absetzung des Königs. — Das Comité insurrectionel. — Lafayette's Anklage und Verfolgung. — Session im Club der Cordeliers. — Zug nach den Tuilerien am 4. August. — Der König bittet und spendet den Adel um. — „Es lebe der König!“ zum letzten Male. — „Kinder will man Brod!“ — Zwei Revolten gegen ihn. — Sein Abfall mit den Mächtigen geschieht. — Der König wird suspendirt. — Die National-Versammlung ernennt ein neues Ministerium. — Neuen Hofstaatsrath. — Ludwig XVI. und seine Familie wird nach dem Temple-Gefängniß gebracht.

Paris war durch das Manifest des Braunschweig der Feuerbrand in die Pulverkammer geworfen worden; die Revolution nahm nun den großen Weg zum Umsturz des Thrones und zur Proclamirung der Republik. Laut und öffentlich klagte das Volk den König der Mitwissenschaft und Theilnahme an dem Manifeste und dem Einmarsche der Fremden an. Ludwig verfuchte es, sich in der ernsthaften Verlegenheit mit der National-Versammlung zu rechtfertigen; allein die Sprache darin war zaghaft und schwankend. Er verleugnete, wie das Recht des Landes ihm immer am Herzen gelegen, wie sehr ihn die Verletzungen dieses edlen Gutes schmerzten und wie durch das gewaltige Hervortreten, daß es zur Ordnung zurückzukehren genöthigt sei, seinem Kummer ein Ende gemacht werden könne. — „Wer sich entschuldigt, klagt sich an,“ heißt

ein französisches Sprüchwort und man wendete es mit gutem Grunde auf diese Vertheidigungsrede des Königs an, welche nicht an der Zeit war, nachdem von der National-Versammlung erklärt worden war: „Das Vaterland ist in Gefahr!“ Am 3. August erschien der Maire von Paris, der bekannte Péthion, vor der National-Versammlung und überreichte im Auftrage von sämmtlichen 48 Sectionen von Paris eine Bittschrift, in welcher auf die Entthronung des Königs angetragen wurde. Die Versammlung verschob die Erwägung der Bittschrift bis zum 9. August. Unterdessen trafen aus anderen Städten Bittschriften ähnlichen Inhaltes ein, einige gingen noch weiter und erklärten den König bereits für abgesetzt; in der Versammlung aber erhoben die Führer der Gironde, namentlich Vergniaud, ihre Stimme gegen die von einzelnen Städten sich angemaßte Volkssouverainetät.

Allein schon hatte die National-Versammlung ihre Achtung gebietende Stellung eingebüßt, Paris wurde von dem Comité insurrectionel, von den Clubs der Jacobiner und Cordeliers regiert, denen die bewaffneten Vorstädter und die bei und in Paris eingetroffenen Freischaaren aus Marseille zu Gebote standen. Die Anzahl Royalisten war unbedeutend, indem sich die mehrsten von ihnen nach der Grenze zur Armee der Prinzen begeben hatten. „Gestern“ — so meldet Lally-Tollendal, einer der treuesten Hofleute Ludwigs XVI., dem Könige von Preußen am 5. August — „hielten Mr. de Montmorin, früherer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Mr. Bertrand, ehemaliger Marine-Minister, Mr. Clermont-Tonnerre, ich und einige Andere eine geheime Zusammenkunft in einem versteckten Gartensalon des Hrn. de Montmorin. Ich theilte einen mir anonym zugegangenen Brief mit, in welchem mir gemeldet wurde, daß in einer Zusammenkunft bei Santerre davon gesprochen worden sei, gegen die Tuilerien zu marschiren, den König im Getümmel zu tödten und den Dauphin gefangen zu nehmen. Wir beschlossen, den König zu vermögen, Paris zu verlassen, wobei wir auf die Anerbietungen der Herren v. Liancourt und Lafayette rechneten.“ In diesem Briefe wird dem Könige von Preußen ein neuer Fluchtplan mitgetheilt, zu welchem Ludwig am Abend seine Zustimmung gab, die er jedoch am anderen Morgen zurücknahm, angeblich, weil er keinen Bürgerkrieg entzünden wolle, eigentlich aber, weil die Königin auf das Bestimmteste erklärte, daß sie niemals den Constitutionellen und am wenigsten Lafayette ihre Rettung zu danken wünsche. Im Stillen rechnete sie mit dem größten Vertrauen auf

die Befreiung durch den Herzog von Braunschweig und die preußischen Bajonette. Lafayette hatte Alles zur Flucht der königlichen Familie vorbereitet und der alte, etwas schwachsinnige General Luckner hatte auf sein Zureden es übernommen, dem Könige eine hinreichende Bedeckung bis in die Nähe von Paris entgegenzuführen. Dies wurde verrathen, Luckner vor die Schranken der National-Versammlung geladen, wo er in gebrochenem Französisch und vor Angst weinend mehr bekannte, als man zu wissen verlangte, so daß Lafayette's Vorhaben außer Zweifel gestellt wurde. Demungeachtet hatte er noch immer eine so starke Partei in der National-Versammlung, daß bei der Frage, ob er in Anklagestand versetzt werden solle, sich 404 Stimmen zu seinen Gunsten gegen 224 auszusprechen den Muth hatten. Dies einen Volksverräther freisprechende Urtheil wurde von den Tribünen und von der vor dem Sitzungssaale versammelten Menge mit dem größten Unwillen aufgenommen. Die Mitglieder der rechten Seite, welche für Lafayette gestimmt hatten, wurden beim Heraustreten beschimpft und thätlich beleidigt. Herr Beaucaran beklagte sich am folgenden Tage, daß man ihm und seinen Freunden mit Stricken gedroht, Herr Girardin und Andere, daß man sie geschlagen habe. Die Versammlung beauftragte den Syndicus der Commune, Röderer, die Schuldigen zu verfolgen und machte ihn für die Sicherheit und Unverletzlichkeit der Mitglieder der National-Versammlung verantwortlich.

Durch die Freisprechung Lafayette's hatte die National-Versammlung über sich selbst den Stab gebrochen; das Comité insurrectionel traf in Gemeinschaft mit den Jacobinern Anstalt zu dem Ausbruche eines Aufstandes am 10. August, bei welchem die Tuilerien erstürmt, der König entthront, die National-Versammlung auseinander gesprengt werden sollte. Péthion versuchte es vergebens, die Jacobiner durch die Mittheilung, daß die National-Versammlung die Entthronung aussprechen und einen Convent berufen werde, zu beschwichtigen. Chabot erwiderte ihm: „Was haben wir von einer Versammlung zu hoffen, welche den Verräther Lafayette freigesprochen hat. Das Volk hat endlich den Entschluß gefaßt, sich selbst zu retten, noch diese Nacht wird in den Vorstädten die Sturmglocke geläutet werden.“ Dieselbe Sprache führte Danton in dem Club der Cordeliers. „Das Volk,“ rief er, nachdem er Alles, was dem Könige zur Last gelegt werden konnte, aufgezählt hatte, „das Volk kann nur bei sich selbst Hülfe suchen, die Constitution ist unzureichend und die National-Versammlung hat

Lafayette freigesprochen. Euch bleibt zur Rettung nichts übrig, als ihr selbst. Beeilt euch, denn noch in dieser Nacht werden die Trabanten des Königs einen Ausfall aus dem Schlosse machen und das Volk niedermetzeln, bevor sie mit dem Könige nach Coblenz ziehen. Rettet das Vaterland! Auf, zu den Waffen!" In diesem Augenblicke fiel ein Schuß; auf den Straßen rief man: „Verrath! Zu den Waffen!" Péthion war entschlossen, mit der Nationalgarde das Schloß gegen den Andrang der Insurrection zu schützen, die Trommeln riefen die Bürgerwehr zusammen, welche sich jedoch nur spärlich einfand, da sie von den Anstrengungen des Dienstes ermüdet und nicht mehr geneigt war, sich mit dem wüthenden Pöbel herumzuschlagen. Santerre und Westermann führten die Pikenmänner der Vorstadt St. Antoine in geschlossenen Haufen herbei, Danton und Barbaroux das Marseiller Bataillon und Camille Desmoulins vertheilte seine Schaar, um auf allen Thürmen Sturm zu läuten.

Der König, die königliche Familie, die Minister und viele höhere Officiere waren in einem der Säle der Tuilerien versammelt; man war genau davon unterrichtet, daß ein Angriff erfolgen werde, und entschlossen, bewaffneten Widerstand zu leisten, aber ohne die dazu nöthigen Anstalten getroffen zu haben. In dem Schlosse befanden 8- bis 900 Mann dem Könige treu ergebene Schweizergardisten, welche, obschon sie Ausländer waren, Ludwig XVI. als Leibwache gelassen worden waren. Von der Nationalgarde hatte sich nur ein einziges Bataillon eingefunden; vergebens hatte der Commandant derselben, Oberst Mandat, gemeinschaftlich mit dem Maire Péthion in alle Straßen Tamboure geschickt und Generalmarsch schlagen lassen. Die Bürgerwehr war nur in sehr geringer Anzahl königlich gesinnt und, wie ganz Frankreich, in die Parteiungen hineingerissen, welche jede Disciplin und gemeinschaftliche Unternehmung unmöglich machten. Die verschiedenen Bataillone und Compagnien wurden als royalistisch, republikanisch, jacobinisch oder constitutionell bezeichnet. Man hatte den Bürgern die Errichtung von Artillerie-Compagnien gestattet; diese waren vornehmlich republikanisch gesinnt, was seinen Grund darin hatte, daß sich zu diesem Dienste vornehmlich Schlosser, Schmiede, Maschinenbauer und Gesellen der harten Arbeit meldeten, welche mehr geneigt waren, für die Freiheiten des Volkes, als für die Sicherheit des Königs zu kämpfen. Waren doch selbst die so sehr bevorzugten Garde-Regimenter, mit Ausnahme der Officiere, dem Könige untreu geworden und bildeten als Gensdarmerie des Schlosses jetzt eine unzuverlässige

Truppe. In den Tuilerien hatte sich eine Anzahl älterer und jüngerer Hofleute eingefunden, die mit schweren Säbeln durch die Corridore rasselten, alte Pistolen an Schnupftüchern um den Leib gebunden trugen, oder in der Hofküche sich mit Bratspießen und Ofengabeln bewaffneten. Der König war ganz mit den Anordnungen, welche die Herzöge von Choiseul und Larochefoucould und die anwesenden Minister getroffen hatten, einverstanden. Um sich der Bürgerschaft und der Nationalgarde zu versichern, hatte man den Syndicus Röderer, den Oberst Mandat und den Maire Péthion nach den Tuilerien beschieden und den Letzteren, auf dessen Namen man dem Volke gegenüber ein großes Vertrauen setzte, veranlaßt, den Befehl zu unterzeichnen, wodurch die Nationalgarde angewiesen wurde: Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Die Insurgenten zögerten und bildeten nur ungeordnete Haufen; eine geordnete Truppe unter entschlossener Führung würde sie bei dem ersten Anlaufe auseinander gesprengt haben, allein Péthion wurde noch während der Nacht von der National-Versammlung abgerufen und kehrte nicht zurück, Mandat erhielt einen Eilboten von der Municipalität, fand dort, als er des Morgens um 4 Uhr ankam, eine von den Insurgenten eingesetzte neue Behörde und wurde, als er dieser über die Befehle, welche er gegeben, nicht Rede stehen wollte, meuchlings erschossen, sein Leichnam in die Seine geworfen. In dem Schlosse übernahm keiner der anwesenden alten Generale oder Herzöge den Befehl; der Syndicus Röderer ordnete die Vertheidigung an. Er erstattete dem Könige Bericht über die getroffenen Anstalten und fragte an, ob Se. Maj. geneigt sei, die Truppen zu besichtigen, welche bereit wären, sich für ihn und seine Familie dem Tode zu weihen. Der unglückliche Fürst hatte die Nacht schlaflos zugebracht und die Meldungen, welche unaufhörlich im Schlosse eintrafen, entgegengenommen; einige freie Augenblicke hatte er sich auf seinen Betstuhl niedergeworfen und einige Rosenkränze gebetet. Die Königin rief ihm zu: „Sire, der Augenblick ist jetzt da, zu zeigen, daß Sie ein Mann sind!“ Marie Antoinette soll einem alten Hofcavalier, Herrn v. Affry, die Pistolen aus dem Gürtel gezogen und sie dem Könige aufgedrungen haben. Rings um das Schloß tobte bereits der Tumult; der König erhob sich und sagte zu seiner Umgebung: „Wohlan, gehen wir!“ Er trug einen violetten Sammetrock, einen dreieckigen Hut mit der dreifarbigen Cokarde, seine gepuderte Frisur war in Unordnung, er hatte einen Officierdegen umgeschnallt. Als er auf den Balcon hinaustrat, empfingen ihn die Schweizergrenadiere mit

dem Rufe: „Es lebe der König!“ und schwenkten ihre Bärenmützen auf den Bajonetten. Ein gutgesinntes Bataillon Nationalgarde, welches eben ankam, stimmte in jenen Ruf ein. Der König faßte guten Muth, dankte mit abgezogenem Hute und ging jetzt in den Vorhof der Tuilerien hinab, um hier die Reihen der Soldaten und Bürger zu mustern, welche sich zu seiner Vertheidigung so bereitwillig und entschlossen zeigten. Er forderte die Schweizer und die Truppen auf, tapfer an seiner Seite zu fechten, da es für ihren König, für ihre Kinder und Frauen gelte. Sie antworteten wiederum mit dem Rufe: „Es lebe der König!“ Als er sich aber den Nationalgarden näherte, ertönte aus den Reihen derselben nur der Ruf: „Nieder mit dem Veto!“ ein Ruf, in welchen die außerhalb stehende Volksmenge und die schon angekommenen Pikenmänner einstimmten und welcher in deren Sprache nichts Anderes hieß als: Nieder mit dem Königthum! Dazwischen ertönten die rohesten Schimpfwörter und Vorwürfe, die sich auf das östreichische Comité in dem Schlosse, auf Coblenz und das Manifest des Herzogs von Braunschweig bezogen. Im Schlosse eilte die Königin aus einem Saal in den andern, unglücklich darüber, daß der König ohne den „Plastron“, jenen Wattencüraß, in den Hof gegangen sei. Die in den Zimmern aufgestellten Nationalgardisten schimpften laut über die aus einem Verstecke des Schlosses hervortretenden Hofcavaliere, in denen sie die übelberüchtigten Chevaliers de poignards zu erkennen glaubten. Vor dem Schlosse wuchs der Tumult und die bewaffnete Volksmenge mit jeder Secunde; der Syndicus Röderer verhehlte dem Könige die Gefahr nicht, in welcher er sich hier befinde, und forderte ihn dringend auf, sich mit seiner Familie unter den Schutz der National-Versammlung zu begeben. Nach einigem Zögern gaben der König und die Königin nach und gelangten unter Bedeckung zweier Bataillone Schweizer- und Nationalgarde nach dem Sitzungssaale der Versammlung; die Menge mit wildem Geschrei drängte so nahe heran, daß ein Grenadier den kleinen Dauphin auf seinen Kopf setzte und ihn durch die angeschwollenen Wogen des Volkes sicher hindurch trug. Eine Deputation empfing den König, welcher mit den Worten eintrat: „Ich komme zu Ihnen, um ein großes Verbrechen zu verhüten, und glaube nirgend sicherer zu sein, als in Ihrer Mitte.“ Er nahm auf einem Sessel neben dem Präsidenten Platz; allein auf die Bemerkung eines Mitgliedes, daß dadurch die Freiheit der Verhandlung beschränkt werde, wurde der König nebst Familie in eine der Journalistenlogen

geführt, in welcher er zugleich gegen den ersten Anlauf geschützt war. Kaum hatte er hier Platz genommen, als Kanonendonner und heftiges Musketenfeuer von den Tuilerien herüber erscholl. Dort war die große Menge der andrängenden Bürger und bewaffneten Haufen der Meinung, der König befinde sich noch in dem Schlosse; sie verlangten, daß die Gitter geöffnet würden und die Garden die Tuilerien verlassen sollten. „Die Schweizer zurück! Die Garden zurück!“ war der von vielen tausend Kehlen wiederholte Ruf. Die Schweizer zeigten sich auch zum Rückzuge bereit, sie leerten ihre Patrontaschen aus und schienen gute Brüderschaft mit dem Volke machen zu wollen. Da fallen plötzlich — von welcher Seite ist nie zu ermitteln gewesen — zwei Gewehrschüsse von außen, ihnen folgt sogleich eine vollständige Salve aus dem Innern des Schlosses, die schon eingedrungene Menge stürzt heraus und schreit Verrath! Aus den Fenstern eröffnen die Schweizer, hinter denen die Hofcavaliere stehen, ein heftiges Feuer. Einige Compagnien Schweizer steigen jetzt in den Schloßhof hinab, bemächtigen sich einer Kanone und eröffnen ein mörderisches Kartätschenfeuer auf die ganz nahe stehenden Marseiller Freiwilligen, welche nach Paris gekommen waren, um gegen die vom Rhein heranrückenden Feinde zu marschiren. Das Volk floh nach allen Seiten in die Vorstädte: keiner der großen Wortführer hielt Stand, Robespierre hatte sich nicht blicken lassen, Marat saß in Dantons Keller, weder Santerre noch Legendre zeigten sich. Die Schweizer schickten sich an, ihren Sieg zu verfolgen und den Schrecken der Menge zu nützen, da trifft der Adjutant des Königs, d'Hervilly, bei dem in dem Vorhofe stehenden Bataillone mit dem Befehle ein, das Feuer sofort einzustellen und ihm nach dem Saale der National-Versammlung zu folgen. Nur die in dem Hofe befindlichen Compagnien vernehmen diesen Befehl und folgen, eine große Anzahl Schweizer bleibt im Innern des Schlosses zurück. Unterdessen haben sich die Marseiller wieder gesammelt und ziehen, durch die Vorstädter verstärkt, nach den Tuilerien zurück. Westermann führt die Sturmcolonne, die ohne Widerstand zu finden, eindringt und nun ohne Schonung Alles niedermetzelt, was ihr in den Weg kommt. Doch mitten unter der Rohheit verleugnet sich doch nicht alles menschliche Gefühl, nicht alle Galanterie: „Gnade, Schonung den Frauen!“ ruft einer der Pikenmänner, „entehrt nicht die Nation!“ Nachdem sich die Menge der Tuilerien bemächtigt hatte, wurde nicht länger gegen Wehrlose gewüthet. Die Schweizer und Edelleute, welche sich gefangen gaben, wurden unter fürchter-

lichem Siegesgeſchrei nach dem Sitzungsſaale der National-Verſammlung gebracht zum Beweiſe, daß das Volk Gnade zu üben wiſſe.

Der Antrag auf Entthronung des Königs war geſtellt worden. Der Präſident der Verſammlung, Vergniaud, verlas jetzt den darüber gefaßten Beſchluß: Ludwig XVI. iſt vorläufig von dem Königthume ſuspendirt; ein Erziehungsplan für den Kronprinzen (prince royal, nicht mehr Dauphin) iſt angeordnet; ein National-Convent wird einberufen. — Auf den ebenfalls geſtellten Antrag der ſofortigen Abſetzung des Königs ging die Verſammlung nicht ein, ſondern erklärte: den Beſchluß hierüber habe der zu berufende Convent zu faſſen. Als Vertreter der vollziehenden Gewalt wurde von der Verſammlung ein neues Miniſterium ernannt, beſtehend aus den wegen ihrer Freiſinnigkeit von dem Könige verabſchiedeten Miniſtern: Roland (Inneres), Clavière (Finanzen), Servan (Krieg), Lebrun (Auswärtiges), Monge (Seeweſen) und, um das wilde Geſchrei der Vorſtädter zu beſchwichtigen, wurde das Schwert der Gerechtigkeit in Dantons Hände gelegt. — Allen dieſen Verhandlungen hatte der König und die königliche Familie funfzehn Stunden lang in der engen Journaliſtenloge beigewohnt. Den erlauchten Perſonen ward der Palaſt Luxemburg zum Gefängniß beſtimmt; bis dort die nöthigen Einrichtungen getroffen ſein würden, erhielten ſie vier kleine Gemächer in dem Hauſe der National-Verſammlung angewieſen, in denen ſie ſtreng bewacht gehalten wurden; einige Tage ſpäter, am 13. Auguſt, wurde die königliche Familie nach dem Gefängniß: der Tempel, gebracht.

Fünfzehntes Kapitel.

Das preußische Heer überſchreitet die Grenze Frankreichs den 19. Auguſt 1792. — Der Feldzug in der Champagne. — Die Kapitäne Boetticher und Friedrich Wilhelm III. (ſein Kronprinz), zwei glanzvolleren Kampfgenoſſen für die Geſchichte. — Die Champagner Kampagne's. — Die Lebergabe Verdunns. — Der Commandant Beaurepaire erſchießt ſich. — Noch zwei andere Heldenwerke von republikaniſchem Heroismus. — Mirepoix zeigt Hochſinn und Treue dem Verbannten, Friedrich Wilhelm II. — Trauriger Zuſtand in dem Lager der Preußen. — Fatalität mit dem Namen Valmy. — Dumouriez erhält Zeit für die Ruhm. — Fatalität's Macht und Geſinnungsumkehrung durch die Preußen.

Als preußiſche Hoer brach Ende Juli aus dem Lager bei Rüdersdorf, wo Friedrich Wilhelm II. Muſterung über daſſelbe hielt, auf und rückte in weiteren Abtheilungen über Trier und Luxemburg in beſchwerlichen Märſchen der franzöſiſchen Grenze näher, welche am 19. Auguſt überſchritten wurde; die eigentlichen Märſche des Krieges waren geworden. Die kleine Beſitzung Longwy am Chiers befand ſich in verheidigungsfähigem Zuſtande; die Bürger brangen auf Uebergabe, nachdem ſie eine Nacht hindurch mit, mehrentheils über die Stadt hinweggiſſenden, Bomben gänzlichſt worden waren. Seit dem Einmarſche in Frankreich floß der Regen in Strömen; das Lager, welches nach Fort bei Longwy bezogen hatte, glich einem See, auf welchen die weißen Zelte wie Muſchelſchalen zu ſchwimmen ſchienen. Sorgſt, welcher hieben Beſitzung als Geſellſchafter, Freihauer und Freibeuter im Hauptquartiere des regierenden Herzogs Auguſt von Weimar, preußiſchen General-Majors, mitmachte, hat in ſeiner „Kampagne in Frankreich 1792„

eine getreue Schilderung damaliger Ereigniſſe niedergelegt. Von nicht minder naiver Darſtellung und glaubwürdiger Treue ſind die Aufzeichnungen, welche der Kronprinz von Preußen, nachmaliger König Friedrich Wilhelm III., von dieſem Feldzuge als „Tagebuch“ niederſchrieb; beide, der Dichter und der König, welche diesmal — wenn auch nicht „auf der Menſchheit Höhen“ — deſſelben Weges gingen, werden uns als Augenzeugen die ſicherſte Auskunft ertheilen.

„Am 29. Auguſt,“ erzählt Goethe, „geſchah der Aufbruch aus dieſen halb erſtarrten Erd- und Waſſerwogen des Lagers von Longwy langſam und nicht ohne Beſchwerde; wie ſollte man Zelte und Gepäck, Monturen und Sonſtiges nur einigermaßen reinlich halten, da ſich keine trockene Stelle fand, wo man irgend etwas hätte zurecht legen und ausbreiten können. Die Aufmerkſamkeit jedoch, welche die höchſten Heerführer dieſem Abmarſche zuwendeten, gab uns friſches Vertrauen. Auf das Strengſte war alles Fuhrwerk hinter die Colonne beordert, nur jeder Regimentschef berechtigt, eine Chaiſe vor ſeinem Zuge hergehen zu laſſen, ſo daß ich das Glück hatte, im leichten, offenen Wägelchen die Hauptarmee für diesmal anzuführen. Beide Häupter, der König ſowohl als der Herzog von Braunſchweig, mit ihrem Gefolge hatten ſich da poſtirt, wo Alles an ihnen vorbei mußte. Ich ſah ſie von Weitem und als wir herankamen, ritten Ihro Majeſtät an mein Wäglein und fragten nach Ihrer lakoniſchen Art, wem das Fuhrwerk gehöre. Ich antwortete laut: Herzog von Weimar! und wir zogen vorwärts. Nicht leicht iſt Jemand von einem vornehmeren Viſitator angehalten worden. Weiterhin jedoch fanden wir den Weg hie und da etwas beſſer.

„In einer wunderlichen Gegend, wo Hügel und Thal mit einander abwechſelten, gab es, beſonders für die zu Pferde, noch trockne Räume genug, um ſich behaglich vorwärts bewegen zu können. Ich warf mich auf das meine und ſo ging es freier und luſtiger fort; unſer Regiment bildete den Vortrab der Armee, wir konnten alſo immer voraus ſein und der läſtigen Bewegung des Ganzen entgehen. — Bei wolkigem Himmel ſchien am Nachmittag die Sonne ſehr heiß; das Fuhrweſen in grundloſem Boden fand ein ſchweres Fortkommen. Zerbrochene Räder an Wagen und Kanonen machten gar manchen Aufenthalt, hie und da ermattete Füſiliere, die ſich nicht mehr fortſchleppen konnten.

„Alſo kamen nun Preußen und Oeſtreicher und ein Theil des ausgewanderten Frankreichs auf franzöſiſchen Boden, ihr Kriegshandwerk zu treiben. In

Luther's Works, St. Louis ed., vol. 14, col. 1. Translation by the author. Luther's Works, Weimar ed., vol. 30, part 2, p. 695, lines 1 ff

41ᵉ Lieferung.

Von Elba nach St. Helena.

Von

Dr. Fr. Förster.

Illustrirte Geschichte der Jahre 1786—1814.

Preis der Lieferung 5 Sgr. (18 Kr. Rh.)

Berlin.
Gustav Hempel.
1866.

Digitized by Google

weder diesem, noch dem Commandanten ein ehrlich Begräbniß gestatten. Freilich hatte man sich andere Gesinnungen versprochen und noch sah man nicht die geringste Bewegung unter den fränkischen Truppen, zu uns überzugehen.“*)

Schon jetzt war man in dem Hauptquartiere darüber völlig im Klaren, daß auf einen Empfang, wie die französischen Prinzen ihn verheißen, und noch weniger auf einen Abfall des Heeres zu rechnen sei. Es kam hierüber zu lebhaften Erörterungen. Der Kronprinz von Preußen bemerkt in seinem Tagebuche (1. September): „Zufällige Unterredung des Herzogs von Braunschweig nach Tische in dem Tafelzelte des Königs mit dem Prinzen von Nassau, General Lambert und noch einigen Emigranten über unsere politisch-militairische Lage. Sehr ernstlich hielt er ihnen alles dasjenige vor, was sie immer für die Leichtigkeit einer Expedition gegen Frankreich geäußert, ferner was denn aus allen Verheißungen geworden, die sie uns von ihren Einverständnissen im Lande, den vortheilhaften Gesinnungen der Commandanten in den Festungen, dem Mißvergnügen der Linientruppen mit der jetzigen Verfassung und den royalistischen Gesinnungen des größten Theils der Nation gegeben hätten? Daß es nie seine Absicht gewesen, in einer Spitze so rasch vorzugehen und den Fehler zu begehen, mehrere wichtige Plätze theils hinter sich, theils zur Seite liegen zu lassen, wenn sie nicht den König (von Preußen) mit ihren grundlosen, eitlen Hoffnungen getäuscht und die ganze Expedition so unbedeutend und so wenig schwierig geschildert hätten. In diesem Tone dauerte die Unterhaltung wohl eine halbe Stunde, wobei der Herzog mit vieler Festigkeit und Bestimmtheit sprach und ihnen viele derbe Wahrheiten sagte. Da der Herzog mit Affect und daher sehr laut redete, so konnten mehrere der außerhalb des Zeltes stehenden Officiere Alles hören und sich herzlich darüber freuen, daß ihnen (den Emigranten) einmal Recht widerfuhr und sie die Wahrheit hören mußten.“

Nicht so heroischen Muthes wie die Männer, zeigten sich die Mädchen und Frauen den einrückenden Helden gegenüber. „Wie wir“ — erzählt der Kronprinz von Preußen — „die Straße passirten, die nach der Citadelle führt, tritt ein sehr hübsches, freundliches, wohlerzogenes Mädchen aus einem Hause, hüpft f mich zu, reicht mir mit vieler Gutmüthigkeit die Hand und heißt uns reußen willkommen. Einer solchen freundlichen Bewillkommnung mögen sich

*) Goethe a. a. O.

wohl nicht Viele zu rühmen gehabt haben, obgleich die meiſten Einwohner bonne mine à mauvais jeu zu machen ſchienen.“ Bald folgten auf dieſe in dem ſeitwärts gelegenen Gäßchen gegebenen Freundſchaftsverſicherungen noch andere öffentliche Freudenbezeugungen. Der König von Preußen wurde in Verdun wie ein Befreier empfangen; doch nur von den Damen. „Vierzehn der ſchönſten, wohlerzogenſten Frauenzimmer hatten Ihro Majeſtät mit angenehmen Reden, Blumen, Früchten und den berühmten Verduner Dragéen bewillkommnet. Seine Vertrauteſten riethen ihm jedoch ab, vom Genuß Vergiftung befürchtend; aber der großmüthige Monarch verfehlte nicht, dieſe wünſchenswerthen Gaben mit galanter Wendung anzunehmen und ſie zutraulich zu koſten. Die reizenden Kinder ſchienen auch unſeren jungen Officieren einiges Vertrauen eingeflößt zu haben; gewiß, diejenigen, die das Glück gehabt, dem Balle beizuwohnen, welchen die Damen veranſtaltet hatten, konnten nicht genug von Liebenswürdigkeit, Anmuth und gutem Betragen ſprechen und rühmen.“ Der Kronprinz von Preußen giebt von dem Entgegenkommen der ſchönen Bewohnerinnen Verduns einen anmuthigen Bericht in ſeinem Tagebuche (den 5. September): „Den Abend zuvor, ehe wir unſere Poſition veränderten, kamen mehrere Einwohner Verduns, unſer Lager zu beſehen. Ich begegne unter anderen einigen anſtändigen, wohlgekleideten Damen auf der Chauſſee, worunter zwar ein paar ältliche, die ſich aber von etlichen hübſchen, gefälligen und intereſſanten Geſichtern begleiten ließen, die gar nichts Abſchreckendes, vielmehr ſehr was Anziehendes hatten. Ich rede ſie mit vieler Höflichkeit an, ſie antworten mir in eben der Art, ich fahre fort und begleite ſie eine Strecke zu Fuß, mein Pferd führend. Ihre artige Unterhaltung hatte viel Einnehmendes für mich, insbeſondere fand ich viel Behagen an der Einen, wo ich denn erfuhr, daß die Eine von den älteren Damen ihre Mutter ſei. Ehe ich mich empfahl, bat ich bei dieſer um die Erlaubniß, ihr meine Aufwartung machen zu dürfen, welches ſie ſehr wohl aufnahm und mich dazu aufforderte. Ich habe hernach, ſo lange wir bei Verdun ſtanden, öfter davon Gebrauch gemacht und faſt täglich ein paar angenehme Stunden in dieſem Hauſe zugebracht. Madame Morlan, ſo hieß, wenn ich nicht irre, dieſe Dame, wohnte mit ihren zwei hübſchen Töchtern in der Rue des belles vierges (Straße der ſchönen Jungfrauen) in einem kleinen, unanſehnlichen Hauſe. Die ältere Tochter, eine Madame Platier, war in Paris etablirt und hielt ſich jetzt nur zum Beſuche bei ihrer Mutter auf; ſie hatte den Tag vor unſerm Abmarſche

die Artigkeit, uns die Adresse ihres Hauses zu Paris zu geben. Daß wir davon keinen Gebrauch machen würden, ahnte mir schon damals. Ihre jüngere Schwester, ein blondes Mädchen von 17 bis 18 Jahren, hatte, ohne gerade schön zu sein, etwas sehr Angenehmes in dem Ausdrucke ihrer Physiognomie und schien von sanftem, gefühlvollem, weiblichem Charakter zu sein. Ehe wir Verdun verließen, erhielt ich einige kupferne Münzen der damaligen Zeit von ihr zum Geschenk; ich hob sie ihr zu Ehren auf, weil mir ihr Andenken fortwährend ein lebhaftes Interesse gewährte und ich immer mit Dankbarkeit und lebhaftem Vergnügen an jene Zeiten zurückdenken werde. Die liebenswürdige Bekanntschaft suchte uns, nachdem wir Verdun verlassen hatten, noch einmal auf (6. bis 10. September). Mehrere Einwohner kamen nach Regret, dem nächsten Hauptquartiere, um den König zu sehen; auch meine schöne Bekanntschaft hatte sich in gleicher Absicht mit ihrer Mutter dort eingefunden. Weil es aber lange währte und sehr warm ward, so wurde der kleinen Person so übel, daß man sie in ein Haus bringen mußte, um sich wieder zu erholen. Die Artigkeit erforderte es, das arme Kind zurückzubegleiten.

„Die französischen Prinzen kommen nach Verdun; ich sehe aus dem Hause der Madame Morlan Monsieur seinen Einzug in mehreren Wagen halten, ohne daß es große Sensation hervorbringt. — In Longwy soll er" — fügt der Kronprinz als satyrische Bemerkung hinzu — „auf dem Commode, einem alten Schimmel, mit dem Oelzweige in der Hand, seinen feierlichen Einzug gehalten haben." — Ueberhaupt war die Stimmung des Kronprinzen den ausgewanderten Franzosen nicht eben günstig. Von einem Souper bei dem Prinzen von Nassau erzählt er: „Ich befand mich hier unter lauter Emigranten und deshalb sehr deplacirt."

Wir wollen hier noch anschließen, was das Tagebuch später (den 12. October), als der traurige Rückmarsch den Kronprinzen noch einmal nach Verdun führte, über eine letzte Begegnung mit der Freundin mittheilt. „Zu guter Letzt aber konnte ich nicht umhin, noch einmal vor das Haus zu reiten, wo die Mutter mit den hübschen Töchtern wohnte. Schnell war ich vom Pferde herunter und mit einem Sprunge im Hause und rechts in die Stube hinein, wo sie am Kaminfeuer standen. Ein paar höfliche Worte zum Abschied für Mutter und Töchter und der jüngsten ein paar Küsse auf die Lippen gedrückt, die wohlthuend und herzlich erwidert wurden und nun mit etwas wehmüthigem

Herzen ebenſo ſchnell wieder zur Thür hinaus, zu Pferde und — Adieu Verdun! Wer weiß, was aus dem ſchönen Kinde geworden iſt!“ *)

In dem Lager der Preußen ſah es aber keineswegs erfreulich aus; Wetter und Wege hatten jetzt ſchon Menſchen und Vieh zu Grunde gerichtet. Der preußiſche Infanteriſt war ſchlecht und dürftig bekleidet; ein Regimentsſchneider hatte die großartige Erfindung gemacht, den Obertheil der Weſte, welche von Tuch war und die Bruſt warm hielt, dadurch zu ſparen, daß an die Uniform nur ein paar Weſtenſchöße mit zwei blinden Taſchen angenäht wurden. Mit Mänteln war nur die Reiterei verſehen. Schon in dem Lager von Verdun brach die Ruhr epidemiſch aus in Folge des Genuſſes unreifen Obſtes, der Erkältungen auf durchnäßtem Nachtlager, des ſchlechten Trinkwaſſers und verſchimmelten Brotes. Auf dem Marſche löſten die Regimenter ſich auf, Hunderte ſanken ermattet hin und von den Geſunden benutzten viele die Gelegenheit, auf Plünderung auszugehen. Dies machte wiederum nöthig, die ſtrengen Kriegsartikel zur Geltung zu bringen und die Mannszucht mit Gewaltmitteln aufrecht zu erhalten. Auf dem Boden der Freiheit und Gleichheit, in dem Lande, in welchem unlängſt die Menſchenrechte verkündet worden waren, ſah man den am Wege niedergeſunkenen deutſchen Recruten von dem ſpaniſchen Rohre des Corporals eben ſo barbariſch gemißhandelt, wie die vor den Kanonen niedergeſtürzten Pferde von den Peitſchen der Stückknechte. In dem Tagebuche des Kronprinzen von Preußen finden wir angemerkt: „Zwei Mann mußten heut Gaſſen laufen.“ Das jüngere Geſchlecht in Preußen weiß, Gott ſei Dank! nichts mehr davon, was dies „Gaſſenlaufen“ bedeutet. Mit entblößtem Oberleibe mußte der Verurtheilte durch eine Doppelreihe von mehreren hundert, mit zähen Weidenruthen verſehenen Soldaten laufen, je nachdem der Spruch lautete: einhundertmal, zwei-, drei-, fünfhundertmal — auf den Tod! Er wurde dann, ohne Rückſicht darauf, daß die Stücken Haut und Fleiſch in blutigen Fetzen herabhingen, am zweiten Tage wieder in die Gaſſe geführt und konnte er nicht mehr gehen, am dritten Tage auf der Karre gefahren. Und mit einem Kriegsvolke, das ſich ſo zerprügeln und zerpeitſchen ließ, gedachte man gegen die franzöſiſche Revolution zu marſchiren!

---

*) Die vierzehn Jungfrauen, welche den König von Preußen bei ſeinem Einzuge in Verdun bekränzt und begrüßt hatten, wurden unter der Schreckensherrſchaft des Convents 1794 vor ein Revolutionstribunal geſtellt, des Vaterlandsverraths ſchuldig zum Tode verurtheilt und enthauptet.

Sobald die Nachricht von der Entthronung und Verhaftung Ludwigs XVI. in dem Lager seiner Brüder bekannt wurde, drangen sie mit noch größerer Heftigkeit als zuvor in den König von Preußen und in den Herzog von Braunschweig, in beschleunigten Märschen vorzugehen und das in dem Manifeste angedrohte Strafgericht zu vollziehen. Sie bedachten nicht, daß man die Beute, welche der Tiger in seinen Klauen hält, nicht dadurch rettet, daß man ihn verletzt und zu noch größerer Wuth reizt; und so wurde dieser nach Frankreich getragene Verwüstungskrieg eine Herausforderung der wildesten und wüstesten Leidenschaften, welche die der Rache und einer rohen Volksjustiz anheimgefallenen Schlachtopfer um so weniger aus den bluttriefenden Händen der Henkersknechte entrinnen ließ. Allerdings war Frankreich uneinig, durch Parteien im Innern zerrissen, welche einander auf Tod und Leben bekämpften, der Staatshaushalt nicht geordnet, die Gerichtshöfe eingeschüchtert, machtlos, die städtischen Magistrate aufgelöst und das Heer, die einzige Säule, an der sich die dem Untergange anheimgefallene National-Versammlung zu halten versucht hatte, wurde von unfähigen, unschlüssigen oder verrätherischen Generalen und Officieren befehligt. Die Verwirrung und Parteiung in Paris und in ganz Frankreich nahm zu mit jedem Tage. Selbst Marat und seine Genossen hielten eine Zeit lang die Revolution für verloren. „In Paris" — heißt es in dem Ami du peuple vom 16. Juli 1792 — „ist Alles vorbereitet, um die neue Ordnung der Dinge durch Waffengewalt zu stürzen; das Departement ist offen contrerevolutionair, die Friedensrichter, die Gensdarmerie, der Generalstab, ein großer Theil der Bürgerwehr, die drei Regimenter Besatzung, die Capitalisten, die Großhändler, die Börsenmänner, die Hoflieferanten, die Künstler, die Akademiker — sie sind alle contrerevolutionair und unsere commandirenden Generale erwarten nur den Einmarsch der Oestreicher und Preußen, um ihre Regimenter gegen Paris zu führen, um die blutdürstigen Verschwörungen des Hofes auszuführen und ihn in seinem alten Glanze wiederherzustellen." Lafayette hatte, so ungünstig auch der Hof gegen ihn gesinnt war, zu Anfang Augusts seinen Plan, den König aus Paris zu entführen, noch nicht aufgegeben. Durch einen Marsch auf Paris mit seiner ihm ergebenen Armee, vereint mit der Nationalgarde, deren großer Theil sich ihm angeschlossen haben würde, gedachte er die Jacobiner auseinander zu sprengen. Er nahm mit Luckner Abrede deshalb, beide wechselten mit ihren Armeen ihre Stellungen, so daß Lafayette das Hauptquartier der Nordarmee nach Sedan

verlegte, Luckner nach Metz zog. Dumouriez, welcher unter Luckners Befehl ſtand, ſollte dieſem folgen, blieb jedoch auf eigene Verantwortlichkeit zurück, um einem feindlichen Armeecorps unter dem Herzoge von Sachſen-Teſchen den Einzug nach Flandern zu wehren.

Nach den Vorgängen des 10. Auguſt hatte die National-Verſammlung ſogleich Deputirte an die commandirenden Generale geſchickt, um ihnen ihre Decrete mitzutheilen und zu befehlen: daß die Armee der proviſoriſchen Regierung den Eid der Treue ſchwören ſolle. Lafayette ließ die an ihn geſchickten Commiſſaire verhaften, theilte ſeinen Unterbefehlshabern die neuen Ereigniſſe mit und die unter ſeinem Befehle ſtehenden Regimenter ſchwuren unverweigerlich: dem Geſetz und dem Könige treu zu bleiben; Dumouriez allein, welchen Lafayette durch den General auffordern ließ, ſich ihm anzuſchließen, lehnte dies ab. In Paris war unterdeſſen ein Revolutions-Tribunal errichtet worden; es erklärte Lafayette für einen Verräther des Vaterlandes und ſchickte drei andere Commiſſaire nach Sedan ab. Die Decrete, welche ſie aus Paris mitbrachten, und ihr perſönlich energiſches Auftreten fanden Glauben und Anerkennung. Dumouriez' Beiſpiel fand Nachfolger, Lafayette mußte den Abfall ſeines Heeres fürchten und da er weder Muth, noch Gewiſſenloſigkeit genug beſaß, einen blutigen Bruderkrieg im Heere ſelbſt zu veranlaſſen, oder ſein Haupt auf die Guillotine zu legen, verließ er, von den Generalen Bureau de Buzy, Latour-Maubourg und Lameth begleitet, ſein Heer den 21. Auguſt und flüchtete nach den Niederlanden in der Abſicht, ſich nach Amerika einzuſchiffen. Die öſtreichiſchen Vorpoſten behandelten ihn und ſeine Gefährten mit aller Auszeichnung und er durfte ſich der beſten Aufnahme bei den Verbündeten um ſo mehr verſichert halten, da die ausgewanderten Prinzen eben ſo gut als das öſtreichiſche Cabinet wußten, mit welcher Hingebung er den König perſönlich und die Sache des Königthums vertheidigt hatte. Seine Erwartung wurde bitter getäuſcht. Die öſtreichiſche Diplomatie war erfreut, ſo wohlfeilen Kaufes ſich eines der ausgezeichnetſten Vorkämpfer der Revolution bemächtigt zu haben. Ein Doppelgewinn war dieſer Fang, denn indem man den erſten Freiheitshelden Frankreichs unſchädlich machte, verſäumte man nicht gegen die Freiheit, für die er gefochten, alle erdenklichen Schmähungen auszuſprechen, und das Schickſal Lafayette's allen denen, welche ihr dienten, als warnendes und abſchreckendes Beiſpiel aufzuſtellen. Daß aber Lafayette weit davon entfernt war, gemeinſchaftliche Sache mit den

Feinden der Freiheit zu machen, bewies er dadurch, daß er den Widerruf, den man von ihm in Betreff der Abſchaffung des Adels verlangte, nicht leiſtete und das Anſinnen, öffentlich zu erklären: er habe den Titel eines Marquis de Lafayette wieder angenommen, mit Verachtung zurückwies. Er wurde nun als Kriegs- und Staatsgefangener nach der öſtreichiſchen Feſtung Olmütz gebracht, wo er ſieben Jahre lang in ſtrengem Gewahrſam gehalten wurde.

Die Gefangenſchaft und mehr noch der Abfall Lafayette's wurde auch in dem preußiſchen Lager wie ein über die Revolution erfochtener glänzender Sieg gefeiert. Hier rechnete man darauf, Dumouriez, welcher nach dem Abgange Lafayette's den Oberbefehl erhielt, ebenfalls bald zu beſeitigen. Es konnte nicht ſchwer halten, einen ausgezeichneten General, wenn er nicht ſogleich große Siege erfocht oder den geringſten Unfall erlitt, bei den mißtrauiſchen Machthabern in Paris in böſen Verdacht zu bringen; auch hatte dem Golde und den Anerbietungen des Hofes von allen hervorragenden Charakteren der Revolution, außer Robespierre, welcher den Ehrentitel: „der Unſterbliche“ erhielt, und Marat, der Freund des Volkes genannt, kaum Einer widerſtanden.*)

---

*) „Geſtatten Sie mir“ — ſagte Marat in ſeiner Vertheidigungsrede am 25. September 1792 in dem National-Convent — „ein Wort über mich ſelbſt. Man hat die Unverſchämtheit gehabt, mich ehrgeiziger Abſichten anzuklagen. Mögen diejenigen, welche dies thun, einen Blick auf mein öffentliches Benehmen werfen. Hätte ich einen Preis für mein Stillſchweigen annehmen wollen, man würde mich mit Gold erſtickt haben; ich bin arm geblieben. Niemals forderte ich Gehalt oder Aemter. Um dem Vaterlande beſſer dienen zu können, bot ich dem Elende, den Gefahren, den Leiden Trotz, täglich wurde ich von Legionen von Meuchelmördern verfolgt, ſeit drei Jahren hab' ich mich zu einem unterirdiſchen Leben (à une vie souterraine) verdammt und für die Sache der Freiheit geſprochen, das Haupt auf dem Blocke. Sagt, feige Verleumder, iſt dies das Benehmen eines Ehrgeizigen?“

Der Schauspieler Paul Wegener. Nach einer Aufnahme von Ernst Schneider, Berlin.

Paul Wegener, der in Hamburg als Sohn eines Arztes geboren wurde, ist ein Schauspieler, der sich in seiner Kunst nicht genügen kann. Er ist ein Künstler, der sich nicht begnügt, Rollen zu spielen, sondern der Rollen schafft. Er ist ein Künstler, der sich nicht begnügt, Bühnenbilder zu entwerfen, sondern der Bühnenbilder baut. Er ist ein Künstler, der sich nicht begnügt, Filme zu drehen, sondern der Filme schafft. Er ist ein Künstler, der sich nicht begnügt, Filme zu schaffen, sondern der Filme erfindet. Wegener ist ein Künstler, der sich nicht begnügt, Künstler zu sein, sondern der Mensch sein will. Wegener ist ein Mensch, der sich nicht begnügt, Mensch zu sein, sondern der Gott sein will. Wegener ist ein Gott, der sich nicht begnügt, Gott zu sein, sondern der Teufel sein will. Wegener ist ein Teufel, der sich nicht begnügt, Teufel zu sein, sondern der Wegener sein will.

Er hat uns in Republikaner und Royalisten getheilt; die ersteren sind gering an der Zahl, die letzteren sehr zahlreich. In diesem Zustande der Schwäche sehen wir Republikaner uns zwischen zwei Feuer gebracht, das der Feinde von außen und das der Royalisten im Innern. Ein royalistisches Directorium hält in Paris geheime Sitzungen und correspondirt mit der preußischen Armee. Ihnen zu sagen, wo es seine Sitzungen hält, wie es zusammengesetzt ist, das ist den Ministern unmöglich. Allein um es zu lähmen und seine verderbliche Correspondenz mit den Fremden zu verhindern, muß man den Royalisten Schrecken einjagen." Was er darunter verstand, bezeichnete er mit der unzweideutigen Bewegung seiner Faust, bei welcher Alle zurückschreckten, als ob sie ein Dolchstoß getroffen hätte; außerdem hatte Danton, der ein vierschrötiger Geselle war, ein Mulattengesicht und würde als Othello auf der Bühne Glück gemacht haben.

Da er bei seinen Collegen nicht den gewünschten Anklang fand, begab er sich in den Beaufsichtigungs-Ausschuß (comité de surveillance), in welchem Marat Stimmführer war, der in seinem Journal „der Publiciste" vom 7. Juli 1792 drucken ließ: „Das Volk ist noch weit davon entfernt zu merken, daß das einzige Mittel, seine Freiheit zu befestigen, seine Ruhe zu sichern ist: sich ohne Mitleid von den Vaterlandsverräthern zu befreien und die Führer der Verschwörer in ihrem eigenen Blute zu ersäufen" — und in einem späteren Blatte (den 18. Juli): „O Franzosen, wenn ihr so viel gesunden Verstand hättet, euch einen Tribun zu wählen, welcher euch von den Feinden, die sich zu eurem Untergange verschworen haben, befreite, so würde dessen erstes Geschäft sein, den Despoten, seine Minister und eure Deputirten, mit Ausnahme weniger Getreuen, festzunehmen, ihnen Kugeln an die Füße anschmieden zu lassen und zu ihnen zu sagen: Treulose Bevollmächtigte! Ihr sollt dem schrecklichen Schicksale, welches ihr uns bereitet habt, nicht durch die Flucht entgehen, der Augenblick naht, wo ihr den Preis für eure feigen Schandthaten empfangen werdet, unterdessen macht das Maß voll und seid versichert, daß der Feind nicht sobald die Grenzen überschritten haben wird, als ich dafür sorgen werde, daß eure Köpfe euch zu Füßen rollen." Schon längst forderte er auf: die Familie Capet (Ludwig XVI. und die Seinen) als Geißeln festzunehmen. Eben so wenig aber gehörte Marat zu den Schmeichlern der Menge, und die eitlen Franzosen mußten oft bittere Wahrheiten von ihm hören. „Die Freiheit" — heißt es in dem Ami du peuple vom 12. Juli 1792 — „ist das Eigenthum bar-

barischer, ackerbauender, armer Völker, sie sind nicht da für überbildete, durch Luxus und Vergnügen verderbte Nationen, für Menschen, die nur nach Reichthum, Macht und Ehrenstellen jagen, die mit ihrem Gewissen und ihrer Ehre Handel treiben. Was hilft es also, ein träges, durch alle Laster entwürdigtes, in der Knechtschaft gealtertes, seit 13 Jahrhunderten unter das Joch des Despotismus gebeugtes Volk zur Freiheit aufzurufen?"

An einer anderen Stelle sagt er: „Seit drei Jahren strengen wir uns an, unsere Freiheit wieder zu erkämpfen und sind weiter davon entfernt als am ersten Tage; nie waren wir mehr geknechtet. Die Revolution hat sich gegen das Volk gewendet und ist für dasselbe das größte Unglück. Die Freiheit, welche es für das Princip alles Glückes hielt, ist in dem Staate eine endlose Quelle von Gewaltstreichen, Unordnungen und Elend geworden. Gleich vom Anfang an wurde die Revolution von dem Hofe und dessen Anhang zur Verführung, Bestechung, zu Fallstricken, Einschüchterung und Complotten benutzt. Die Intriguanten brauchten sie zu Verräthereien aller Art, zu Bestechung, Drohungen, Kniffen und Pfiffen, Gemeinheiten und Verbrechen. Die Staatsbeamten benutzten sie als Mittel zu Plackereien und Schindereien jeder Sorte und für den Gesetzgeber wurde sie Veranlassung zu Betrügerei, Spitzbüberei und Tyrannei. Schon ist sie für die Reichen und Geizigen nur eine Gelegenheit zu unerlaubtem Gewinne, Wucher, Betrug und Plünderung, so daß der großen Masse der Armen keine andere Wahl bleibt, als sich zu verkaufen oder zu verhungern."

Marat aber war es auch, der durch sein Mord- und Rachegeschrei das Volk bis zur Tollwuth zu stacheln wußte, so daß vor Allen er den Ruhm in Anspruch nahm, das Gewitter gegen die Tuilerien am 10. August heraufbeschworen zu haben, obschon er während der Erstürmung sich in Dantons Keller in Sicherheit gebracht hatte. Nach diesem Schreckenstage war ein außerordentlicher peinlicher Gerichtshof von der National-Versammlung in Gemeinschaft mit der Commune von Paris niedergesetzt worden; dies genügte Marat nicht, er fürchtete, daß die bei der Vertheidigung des Schlosses am 10. August gefangenen, in der Abtei und anderen Gefängnissen eingekerkerten Royalisten, Schweizergardisten und andere Leute vom Hofe entweder ein freisprechendes Urtheil erhalten oder durch Weitläufigkeit der Formalitäten eine so lange Frist gewönnen, bis die Preußen sie befreien würden. „Was aber" — ruft er in seinem Blatte vom 19. August aus — „ist die Schuldigkeit des Volkes?

Nur zweierlei bleibt uns übrig: erſtens auf die Verurtheilung der Verräther in der Abtei zu dringen, die peinlichen Gerichtshöfe und die National-Verſammlung einzuſchließen, und im Fall die Verräther freigeſprochen werden ſollten, ſie ohne Umſtände zu maſſacriren (de les massacrer sans balancer) zugleich mit dem neuen Tribunal und denjenigen, welche das Decret gemacht haben. Das Zweite, zugleich das Sichere und Klügere, wäre: ſich bewaffnet nach der Abtei zu begeben, die Verräther herauszuholen, beſonders die Schweizerofficiere und ihre Genoſſen, und ihre Köpfe über die Klinge ſpringen zu laſſen.*) Welche Thorheit, ihnen einen Proceß zu machen! Ihr habt ſie mit den Waffen in der Hand ergriffen, ihr habt die Soldaten maſſacrirt, weshalb alſo der Officiere ſchonen, welche viel ſchuldiger ſind?" — — „Ich ſage," ſo ſchließt er ſein Blatt vom 21. Auguſt, „müßte man den Decreten der Verſammlung blindlings gehorchen, dann waren die Schweizerſoldaten unſchuldig, man hatte nicht das Recht, ſie zu ſtrafen, ihre Officiere allein ſind die Schuldigen, ſie verdienen gevierttheilt zu werden, eben ſo wie Louis Capet und alle Gehülfen ſeiner Umtriebe."

Durch Marat wurde Danton — wir müſſen immer daran erinnern, daß er Miniſter der Juſtiz war — in ſeinem Entſchluſſe beſtärkt, daß in den vorliegenden Fällen der Weg eines jeden Gerichtshofes zu ſchleppend ſei; es mußte auf andere Weiſe Rath geſchafft werden. Marat erinnerte den Miniſter an einen gewiſſen Maillard, welcher am 5. und 6. October vergangenen Jahres eine reſpectable Bande von Bluthunden beiſammen gehabt. Danton erklärte ſich bereit, auch diesmal die guten Dienſte jenes Mordgeſellen in Anſpruch zu nehmen.

In der Nacht vom 30. zum 31. Auguſt begaben ſich Marat und Danton zu Maillard und trafen nähere Verabredung; Maillard erhielt einigen Vorſchuß und ſagte zu, „eher zu viel als zu wenig zu thun, da es die Rettung Frankreichs gelte." — Danton gedachte noch größere Vorbereitungen zu machen, allein die Ereigniſſe drängten. Die Nachricht, daß Verdun dem Feinde die Thore geöffnet habe, wurde in Paris, ſchon bevor es geſchehen war, verbreitet und dabei alle Schuld auf die verrätheriſchen Complotte des Königs und der Ariſtokraten mit den Feinden gewälzt. Bewaffnete Volkshaufen durchzogen Sonntags,

*) Und Marat war ſelbſt ein geborner Schweizer, Doctor der Medicin aus Neufchatel.

den 2. September, die Straßen und ihre Führer forderten auf, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen und an den Verräthern des Vaterlandes Volksjustiz zu üben. Mit jeder Stunde steigerte sich der Tumult, die Furcht und die Besorgniß; Niemand zweifelte daran, daß spätestens nach Verlauf von drei Tagen die Preußen vor den Thoren von Paris erscheinen würden. Der Stadtrath machte der National-Versammlung Mittheilung, daß er „eine Erhebung der Bürger in Masse" vorbereite. In der Versammlung nahm Vergniaud das Wort, belobte diese energische Maßregel, durch welche den Feinden, welche es gewagt hätten, den heiligen Boden Frankreichs zu entweihen, ein sicherer Untergang bereitet würde; allein auch er war nicht ohne große Besorgniß.

„Mitten unter diesen glänzenden Hoffnungen" — sagt er — „giebt es eine Gefahr, die wir uns nicht verhehlen dürfen, ich meine die panischen Schrecken. Unsere Feinde rechnen darauf, sie streuen Gold aus, um sie hervorzurufen, und wie Sie, meine Herren, wissen, es giebt Leute aus so morschem Thon geformt, daß sie bei der geringsten Gefahr zusammenbrechen." Er fordert Alle ohne Unterschied auf, die Schaufel in die Hand zu nehmen und rings um Paris Vertheidigungswälle aufzuwerfen. „Bisher," ruft er aus, „habt ihr die Freiheit nur besungen und beschmaust, jetzt gilt es, sie zu vertheidigen. Nicht haben wir mehr Könige von Metall zu stürzen, wohl aber solche von Fleisch und Blut, bewaffnet mit Gewalt, niederzuwerfen." Er stellt den Antrag: zwölf Mitglieder sogleich an die Schanzarbeit abzuordnen, um dem Volke mit gutem Beispiele voranzugehen. Danton stimmt ihm bei und schlägt vor, Commissaire in die Provinzen zu schicken, um überall den Landsturm (la levée en masse) zu organisiren. Seine Rede wurde durch Sturmgeläut und Kanonendonner unterbrochen. „Diese Kanonen" — rief Danton aus — „sind nicht etwa blos Lärmkanonen, sie sind gegen die Feinde des Vaterlandes gerichtet. Sie zu besiegen, sie zu schrecken, wessen bedarf es? Der Kühnheit, nochmals der Kühnheit und abermals der Kühnheit!" welche letzteren Worte er mit der ihm zur Gewohnheit gewordenen scharfrichterlichen Bewegung der Hand begleitete. Er stürzte sofort nach dem Sicherheits-Ausschuß, von welchem die weiteren Anordnungen zu den Greuelscenen, welche jetzt beginnen sollten, ausgingen.

Die französische Revolution, welche so rein menschlich begonnen hatte, betrat mit jenen verrufenen Septembertagen die Bahn des Schreckens und entsetzlichster Blutschuld. Schandthaten wurden verübt, so unmenschlicher Art, daß Tiger

und Hyänen mit Abscheu sich davon abwenden, und wäre ihnen Sprache verliehen, „Pfui über die Menschheit!“ ausrufen würden. — Wo aber Drachenzähne gesäet sind, darf man auf kein blühendes Aehrenfeld hoffen; aus der Bluthochzeit, welche das Königthum mit dem Pfaffenthum zweihundert Jahre früher in der Bartholomäusnacht gefeiert, stammt die Höllenbrut her, welche mit teuflischer Wuth sich auf die eigenen Erzeuger wirft und Rache nimmt zur Sühnung der vor Jahrhunderten verübten Frevel: „denn alle Schuld rächt sich auf Erden!“

Die Kanonenschüsse, von denen die Rede Dantons in der National-Versammlung unterbrochen wurde, waren Signalschüsse, welche die Nationalgarden zu den Waffen riefen. Die Banden der Fédérés — der aus Marseille angekommenen bewaffneten Freischaaren — durchzogen die Straßen und erhoben ein wüthendes Mordgeschrei. Unter diesem Tumulte wurden 24 katholische Priester, welche bisher in dem Stadthause in Haft gehalten wurden, weil sie den Eid auf die Constitution verweigerten, in 6 Lohnkutschen nach den Gefängnissen der Abtei gebracht. Von der rohen Menge verhöhnt und mißhandelt, kommen sie hier an; an der Einfahrt in die Abtei empfängt sie Maillard mit seiner Rotte; ein Priester nach dem andern wird, sowie er aus dem Wagen steigt, niedergehauen und auf das Scheußlichste verstümmelt. Ein Mitglied des Gemeinderathes, Billaud-Varennes, erschien jetzt auf dem Platze mit der Dienstschärpe bekleidet und gab der scheußlichen Procedur ein amtliches Ansehn, indem er den wüsten Mordgesellen zurief: „Volk! Du schlachtest deine Feinde, du thust deine Schuldigkeit!“ — „Hier ist vorläufig unsere Arbeit gethan!“ rief ihm Maillard zu. „Auf, zu den Carmelitern!“ Mit lautem Wuthgeschrei folgte ihm seine Bande nach der Kirche der Carmeliter, in welcher 200 Priester nebst dem Bischof von Arles, weil sie den Eid auf die Constitution verweigert hatten, ebenfalls gefangen gehalten wurden. Ein gräßliches Gemetzel mit Piken, Säbeln und Schußwaffen wurde unter den wehrlosen Priestern angerichtet, auf diejenigen, welche sich in den Garten geflüchtet, wurde ein Treibjagen angestellt, sie wurden von den Bäumen, auf die sie geklettert waren, von den Dächern und Mauern heruntergeschossen und dem Bischofe der Kopf gespalten. Von hier führte Maillard seine Rotte nach der Abtei zurück; auf dem Wege dahin verlangte er von einer der Gemeinde-Sectionen „Wein für seine braven Arbeiter, welche die Nation von ihren Feinden befreien.“ 24 Gebinde werden sofort nach dem

Hofe der Abtei gebracht und über den noch zuckenden Leichnamen Tafeln aufgestellt, an denen die bluttriefenden Gesellen lustig zechend Platz nahmen.

In den Gefängnissen der Abtei befanden sich die Officiere der Schweizer und eine große Anzahl derer, welche am 10. August in den Tuilerien zu Gefangenen gemacht worden waren. An diese Unglücklichen, welche man mit dem verhaßten Namen „Aristokraten" bezeichnete, kam jetzt die Reihe. Maillard ließ sich von den Gefängnißwärtern die Listen der Gefangenen und die Schlüssel zu den Zellen ausliefern. „Wollt ihr euch," rief ihm hier Einer aus dem Volke zu, „wie wüthende Tiger auf Menschen stürzen, welche ihr nicht kennt und so den Schuldigen mit dem Unschuldigen tödten?"

Für den Augenblick stutzte die Bande; da nahm ein Anderer das Wort und meinte: wenn die Preußen und Oestreicher nach Paris kommen, werden sie schwerlich einen Unterschied zwischen Schuldigen und Unschuldigen machen. Wollte man aber den Aristokraten im Gefängnisse Waffen geben, so habe er nichts dagegen, daß die Sache Mann gegen Mann ausgefochten werde. Gegen dergleichen Gottesgericht aus der Feudal- und Ritterzeit wurde starker Einspruch erhoben; die Menge verlangte Volksjustiz, es sollte Alles nach Urtel und Recht gehen, aber der hohe Gerichtshof auf der Stelle eingesetzt werden. Maillard wurde durch allgemeinen Zuruf zum Präsidenten ernannt; er nahm sofort an der mit Weinflaschen besetzten Tafel Platz, ordnete sich zwei Gerichtsschreiber zu und traf nun folgende Anordnung. Vor dem Eingange stellte er seine mit Säbeln und Piken bewaffneten Mordgesellen auf und ertheilte ihnen den Auftrag, Alle ohne Unterschied niederzusäbeln, welche durch die geöffnete Thür auf die Straße hinaustreten würden, wobei sie von ihm aus dem Innern des Hofes den Ruf „à la Force!" vernehmen würden. Maillard gab jetzt Befehl, als erste Schlachtopfer die gefangenen Schweizer vorzuführen. „Ihr seid angeklagt," redete er sie an, „am 10. August auf das Volk von Paris geschossen zu haben; bekennt ihr euch schuldig?" — „Wir vertheidigten uns," entgegnete einer der Vordersten, „gegen einen Angriff und gehorchten dem Befehle unserer Chefs." — „A la Force!" rief Maillard und ließ die Hofthüre öffnen. Die Unglücklichen, in der Meinung, daß sie nach einem stärker verwahrten Gefängnisse, welches „la Force" hieß, gebracht werden sollten, traten in geschlossener Reihe zur Thür hinaus. „A la Force!" rief Maillard mit gellendem Geheul ihnen nach und auf dies Wort stürzte die Mörderbande über die Wehrlosen her und

säbelte sie nieder. — So wurden die ganze Nacht hindurch bald ganze Gruppen von Gefangenen, bald einzelne ausgezeichnete Aristokraten in der Ordnung, wie sie Maillard aus dem vor ihm liegenden Register aufrief, vorgeführt, von ihm verhört und „à la Force!“ geschickt. Nur sehr Wenige von denen, welche vorgeführt wurden, entgingen der entsetzlichen Hinrichtung, zum Theil durch schwere Opfer. Der Gouverneur der Invaliden, General Sombreuil, war ebenfalls unter den Gefangenen der Tuilerien vom 10. August, seine Tochter war ihm in das Gefängniß gefolgt. Als sein Name aufgerufen wurde und es nun keinem der Gefangenen mehr unbekannt war, was der Befehl „à la Force!“ zu bedeuten habe, drängte sich die Tochter, sobald sie den Ausspruch vernahm, durch die Richter und Scharfrichter hindurch, warf sich an den Hals des geliebten Vaters und bat mit herzzerreißendem Jammergeschrei um sein Leben. Selbst auf die entmenschte Bande machte dies Eindruck, sie zögerten einen Augenblick, dann trat einer von ihnen mit einem mit Blut gefüllten Glase zu ihr heran und sagte: „Es ist Aristokratenblut, trink davon und du rettest deinen Vater!“ Entschlossen setzte die heldenmüthige Tochter das Glas an die bleichen Lippen und trank. Unter dem Jubelrufe der Menge: „Vive la nation!“ erhielt Sombreuil seine Freiheit. — Die Bande wurde durch Zuzüge aus den Vorstädten so ansehnlich verstärkt, daß einzelne Abtheilungen, die in der Abtei keine hinreichende Beschäftigung fanden und sich doch ebenfalls um das Vaterland verdient machen wollten, nach den anderen Gefängnissen aufbrachen und überall dieselben blutigen Greuelscenen begannen. Der schon genannte Billaud-Varennes forderte dazu auf. „Ihr habt;“ rief er der wüsten Rotte zu, „ihr habt das Vaterland gerettet! Frankreich ist euch zu ewigem Danke verpflichtet und die Municipalität wird einem jeden von euch für die vollbrachte Arbeit 24 Livres auszahlen.“ Am folgenden Tage empfingen in der That eine große Anzahl der Mordgesellen das ihnen zugesicherte Blutgeld und in den Registern der Commune von Paris findet man unter dem 4. September 1792 die Summe von 1463 Livres aufgeführt, welche an jene Bande ausgezahlt wurden. Der nach den anderen Gefängnissen gezogene Volkshaufe überließ sich den rohesten Ausschweifungen und jeder neue Blutstrom, der sich unter den Streichen der Mörder ergoß, steigerte den Blutdurst dieser bestialischen Naturen, anstatt ihn zu stillen. Aus dem Gefängnisse la Force schleppten die Henkersknechte eine durch Schönheit und Jugend ausgezeichnete Dame heraus. „Wer bist du?“ rief ihr

einer der Bandenführer zu. — „Louise von Savoyen, Prinzessin von Lamballe," antwortete mit edlem Anstande, bleich und zitternd vor Entsetzen, die Freundin der unglücklichen Königin. — „Sie gehört zum Hofe, sie ist mit in dem Complott!" lautete die Anklage. — „Ich weiß von keinem Complott," entgegnete sie gelassen. — „Dann schwöre: die Freiheit und Gleichheit zu lieben, den König, die Königin und das Königthum zu hassen." — „Das Erstere will ich thun, das Zweite ist gegen mein Gewissen." — „Hinaus mit ihr!" lautete der verhängnißvolle Ruf; das Gitter wurde geöffnet und das bejammernswerthe Opfer fiel unter den Streichen der Bluthunde. Dann fielen Männer und Weiber — wenn solche Bestien noch dem menschlichen Geschlechte zugezählt werden dürfen — über den Leichnam her, schändeten und zerfleischten ihn, rissen das Herz heraus, steckten den Kopf und die einzelnen Glieder auf Piken und durchzogen damit die Straßen von Paris. „Zur Königin mit ihrer Hofdame!" schrie einer der Abschlächter und sofort setzte sich der Zug nach dem Tempelthurme, dem Gefängnisse der königlichen Familie, in Bewegung. Von dem Lärmen aufgeschreckt, trat die Königin an das Fenster und hörte mit Entsetzen: „Wir bringen Euch das Haupt der Prinzessin Lamballe" — — da sank sie in Ohnmacht und eine wohlthätige Nacht umhüllte ihre Sinne.

Die Niedermetzeleien währten bis zum 5. September, die Anzahl der Ermordeten ist nie zuverlässig zu ermitteln gewesen, doch mag sie mit zehntausend nicht zu hoch angenommen werden. Und was das Entsetzlichste war, eine constituirte Behörde hatte die Frechheit, diese Schandthaten zu beloben und die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen; es war dies das Comité de surveillance. Dasselbe erließ am 2. September ein offenes Rundschreiben an sämmtliche Communen Frankreichs, worin zuvörderst die Vorgänge des 10. August zu rechtfertigen gesucht und über die am 1. September begangenen Metzeleien folgende Erklärungen hinzugefügt werden: „In Kenntniß gesetzt, daß Barbarenhorden (Preußen und Oestreicher) gegen Paris heranrücken, beeilt sich die Commune der Hauptstadt, die Brüder in sämmtlichen Departements zu benachrichtigen, daß eine Anzahl der in den Gefängnissen verwahrten Verschwörer durch das Volk hingerichtet worden ist, ein Act der Gerechtigkeit, welcher demselben unerläßlich erschien, um durch den Schrecken die Legionen der innerhalb der Ringmauern befindlichen Verräther zurückzuhalten in dem Augenblicke, wo wir gegen den Feind aufbrechen. Zuverlässig wird die Nation nach einer langen

Reihe von Verräthereien, welche dieſelbe an den Abgrund des Verderbens geführt, ſich beeilen, ein ſo heilſames und nothwendiges Mittel für gut zu finden, und alle Franzoſen werden ebenſo wie die Pariſer ſagen: wir marſchiren gegen den Feind, wir werden aber nicht in unſerem Rücken eine Ariſtokratenbande laſſen, welche unſere Weiber und Kinder ermorden würde. Unterzeichnet: Duplain, Panis, Serpent, Lenfant, Marat, Lefort, Jourdeuil, Adminiſtratoren des Comité de surveillance, niedergeſetzt auf der Mairie von Paris."

Alle anderen Behörden und Körperſchaften in der Hauptſtadt zogen ſich furchtſam zurück, von keiner Seite wurde gegen die Wüthriche, welche ſich die Vollziehung ſo grauſamer Blutrache unter dem Titel der Volksjuſtiz anmaßten, eingeſchritten. Vergebens forderte der Maire Péthion den General-Commandanten der Nationalgarde, Santerre, auf, Generalmarſch ſchlagen zu laſſen, dieſer erklärte, daß die Bürgerwehr ihm den Gehorſam verſage; der Miniſter der Juſtiz, Danton, war nicht in ſeinem Hotel zu finden — er hatte ſich in das Comité de surveillance begeben; die National-Verſammlung erfuhr die Vorgänge am folgenden Tage und that weiter nichts, als daß ſie zwei Deputirte abſendete, nähere Erkundigung einzuziehen, welche unverrichteter Sache zurückkamen. Roland, der von dem Könige ſo unwürdig behandelte Miniſter, hatte noch ſo viel Muth, in einer Zuſchrift vom 2. September die National-Verſammlung zum Einſchreiten aufzufordern, allein die kleinlaute Sprache, die er darin führt, zeugt von der allgemeinen Einſchüchterung. „Geſtern," ſo lautet ſein Brief, „war ein Tag von Begebenheiten, über welche man vielleicht einen Schleier werfen ſollte. Ich weiß, daß das Volk, furchtbar in ſeiner Rache, immer doch noch eine Art von Gerechtigkeit beimiſcht. Nicht Alles nimmt es als Opfer, was ſeiner Wuth in den Weg kommt, es richtet ſie gegen diejenigen, welche nach ſeiner Meinung zu lange von dem Schwerte der Gerechtigkeit verſchont wurden und von welchen es glaubt, daß die Gefahr der Umſtände ſie als nothwendige Opfer fordere. Allein ich weiß ſehr wohl, daß es Verbrechern und Verräthern ein Leichtes iſt, dieſe Aufwallungen zu mißbrauchen, und daß man dem ein Ziel ſetzen muß; ich weiß, daß wir ganz Frankreich die Erklärung ſchuldig ſind, daß die vollziehende Gewalt jene Exceſſe weder vorherſehen, noch verhindern gekonnt; ich weiß, daß es die Schuldigkeit der conſtituirten Behörden iſt, dergleichen ein Ende zu machen oder ſich für vernichtet zu erklären. Ich weiß allerdings ſehr wohl, daß dieſe Erklärung mich der Wuth einiger Agitatoren

ausſetzt. Wohlan, ſie mögen mein Leben dahin nehmen, ich will es nur für die Freiheit und Gleichheit erhalten wiſſen. Wenn dieſe verletzt, vernichtet werden, ſei es durch die Herrſchaft fremder Despoten, ſei es durch die Ausſchweifungen eines verführten Volkes, dann würde ich genug gelebt, allein bis zum letzten Hauche meine Schuldigkeit gethan haben. Dies iſt das einzige Gut, nach welchem ich ſtrebe und welches keine Macht der Erde mir würde entreißen können." — Dies Schreiben wurde in der National-Verſammlung mit den lebhafteſten Beifallsbezeugungen aufgenommen, es erging an die Commune von Paris eine Aufforderung, über die Vorgänge Bericht zu erſtatten, und dieſer lautete dahin, daß die Ruhe wieder hergeſtellt ſei. Der Maire Péthion hatte in der dringlichſten Weiſe den General-Commandanten Santerre zum Einſchreiten aufgefordert, dieſer hatte ſich auch perſönlich an verſchiedene Orte der Niedermetzelungen begeben, allein die Officiere der Municipalität, welche in ihrer Dienſtkleidung in der Abtei als Richter ſaßen, weigerten ſich, ſeinem Befehle Folge zu leiſten. Marat war die teufliſche Seele dieſer Verruchtheiten; er war weiter gegangen, als Danton zu gehen Willens war und ſchon jetzt dachte er daran, noch weiter zu gehen und ſeine Schlachtopfer ſich in der National-Verſammlung, in dem Miniſterium und auf dem Throne auszuſuchen. Er berühmte ſich ungeſcheut, jene Abſcheulichkeiten veranlaßt zu haben. „Uebrigens" — ſo lautet ſeine Rechtfertigung als Mitglied des Convents — „war es Bürgerfreundlichkeit, Menſchenliebe, Humanität, daß ich dieſe ſtrenge Maßregel, welche das Wohl des Reiches gebot, in Vorſchlag brachte. Wenn ich dazu rieth, 500 ſchuldige Häupter fallen zu laſſen, ſo that ich es, um 500,000 unſchuldige zu erhalten. Hätte man es ſchon früher gethan, würden 100,000 Patrioten nicht erwürgt worden ſein und nicht eine gleiche Anzahl ſich noch in Gefahr befinden, erwürgt zu werden." Als einige Mitglieder des Convents, in denen nicht alles Schamgefühl erſtorben war, jene Unthat dadurch zu beſchönigen ſuchten, daß ſie verbreiteten: entſprungene Mörder und Räuber hätten am 2. und 3. September ſich in die Gefängniſſe geſtürzt und jene Metzeleien verübt, antwortete Marat: „Wäre dies der Fall, dann müßte Péthion, der Maire von Paris, unter Anklage geſtellt werden, daß er zwei Tage lang jene Banden ihre Schandthaten habe verüben laſſen, er verdiente den Kopf zu verlieren, daß er nicht die bewaffnete Macht aufgeboten habe. Er wird euch ſagen, daß die bewaffnete Macht den Gehorſam verweigerte und ganz Paris ſich bei der Expe-

dition betheiligte. Gestehen wir also, daß es eine Lüge ist, daß Räuberbanden jene, unglücklicherweise nur allzu nothwendige, Operation vollzogen hätten. Nur weil die Verräther dem Schwerte der Gerechtigkeit entzogen wurden, fielen sie unter dem Beile des Volkes. Außerdem geschah Alles, um zu verhindern, daß kein Unschuldiger, kein kleiner Dieb zugleich mit dem großen gehenkt würde." Marat behauptet, als Mitglied des Sicherheits-Comité's selbst dafür gesorgt zu haben, daß die Schuldgefangenen und dergleichen von den Contrerevolutionairen getrennt worden wären, doch sei diese Vorsicht gar nicht nöthig gewesen, indem der Volkstribun (Maillard) die Listen selbst genau nachgesehen und nur die Schuldigen der Volksjustiz überliefert hätte. Sobald das Schreiben Rolands bekannt wurde, erließ das Comité de surveillance einen Verhaftsbefehl wider ihn. Danton eilte in das Comité, er nöthigte Marat, einzuhalten und den Verhaftsbefehl zurückzunehmen. Als Danton dem Maire darüber Bericht mit den Worten erstattete: „Ihr seht, wessen diese Wüthenden (enragés) fähig sind!" antwortete ihm Péthion kaltblütig: „Ihr thatet Unrecht, ihnen Einhalt zu thun, ein Verhaftsbefehl gegen Roland würde die, von denen er ausgegangen, ins Verderben geführt haben."

Das Vertrauen zu dem, durch neue Wahlen in diesen Tagen berufenen, National-Convent*) wurde, noch bevor er seine Sitzungen eröffnet hatte, auf das heftigste angegriffen. „Bürger!" ruft Marat in seinem „Publiciste" vom 15. September aus, „die ihr eure Hoffnung auf den National-Convent setzt, bedenkt, daß seine Erfolge nur von der Energie abhängen, welche ihr im Kampfe für die Freiheit zeigt. Seid daher auf eurer Hut, bis die Verfassung fertig sein wird und dringt auf die Vollendung derselben.... Bedenkt es wohl, schlägt die Arbeit des National-Convents fehl, dann stürzt ihr in die fürchterlichste Anarchie; von inneren Parteiungen zerrissen, wird der Staat eine Beute des Elends, des Hungers, des Bürgerkrieges und nach 50 Jahren der Verwüstung werdet ihr endlich gezwungen sein, euch unter den Despotismus (Napoleon!) zu flüchten, wenn ihr nicht vorher die Sklaven oder die Opfer der Tyrannen werdet, welche sich verbündet haben, euch in Ketten zu legen." — „Nur ein Gedanke," sagt er in dem nächstfolgenden Blatte, „bekümmert mich: dieser, daß

*) 1. Die Constituante vom 5. Mai 1789 bis 30. September 1791. 2. Die gesetzgebende National-Versammlung vom 1. October 1791 bis 21. September 1792. 3. Der National-Convent vom 21. September 1792.

alle meine Anſtrengungen, das Volk zu retten, zu nichts führen werden. Beſeh' ich mir die Mehrzahl der Mitglieder des National-Convents, ſo verzweifle ich an dem öffentlichen Wohl. Wenn in den erſten acht Sitzungen die Grundlage der Verfaſſung nicht vollendet ſein wird, dann erwartet nichts von euren Repräſentanten; ihr ſeid dann für immer vernichtet, 50 Jahre der Anarchie erwarten euch und ihr kommt aus dem Irrſal nicht auf anderem Wege heraus als durch einen Dictator, der ein wahrhafter Patriot und ein Staatsmann iſt. O thörichtes Volk, wenn du zu handeln verſtändeſt!"

Das ſind die prophetiſchen Worte, durch welche die Ankunft des Imperators angekündigt und vorbereitet wurde. — Marat drang ſpäter darauf: einen Militair-Tribun mit unbeſchränkter Vollmacht zu ernennen, wodurch er mit ſeiner Partei zerfiel.

Miszellen und Anfragen.

Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Johann Nestroy. Am 25. Mai 1862 starb in Wien der Dichter Johann Nestroy, der durch seine Possen und Parodien, die er selbst auf der Bühne darstellte, Tausende ergötzte und noch heute ergötzt. Ein Komitee hat sich gebildet, um dem Dichter ein Denkmal zu errichten. Der Aufruf, der sich an alle Freunde Nestroys wendet, ist von Ludwig Anzengruber, Ferdinand Bonn, Ludwig Eisenberg, Max Kalbeck, Rudolf Lothar, Ludwig Speidel, Hugo Wittmann und Karl Wrabetz unterzeichnet.

Johann Nestroy.

Nach einer Lithographie von Josef Kriehuber.

An alle, die unserm Vorhaben, Nestroy ein Denkmal zu setzen, ihre Teilnahme zuwenden, ergeht die Einladung, sich zu einer Versammlung zu vereinigen, welche Freitag, den 30. Mai, abends 7 Uhr, im Saale des Hotels „Zum Kaiser von Österreich" (Wien, Kärntnerstraße) stattfinden wird.

Wir bitten, diese Einladung als eine persönliche zu betrachten.

Wien, im Mai 1912.

Ludwig Anzengruber, Ferdinand Bonn, Ludwig Eisenberg, Max Kalbeck, Rudolf Lothar, Ludwig Speidel, Hugo Wittmann, Karl Wrabetz.

letten. Der Herzog von Braunschweig hatte es versäumt, diese Päſſe zu beſetzen. Dumouriez, der ihre Bedeutung zeitig genug erkannte, war es durch einige kühn ausgeführte Märſche gelungen, ſie vor den Preußen zu erreichen. „Grand-Pré und die Isletten," meldete er am 9. September dem Miniſterium in Paris, „ſind unſere Thermopylen, allein ich hoffe glücklicher zu ſein als Leonidas."

Nun endlich ſetzte ſich die preußiſche Armee in Bewegung. „Den 10. September Abends zwiſchen 7 und 8 Uhr" — erzählt der Kronprinz von Preußen, welcher damals eine Brigade commandirte — „kamen die Generale und Stabsofficiere in dem Hauptquartiere Regret (zu deutſch: Reue!) zuſammen, um die Ordre zum Marſch für den folgenden Tag zu empfangen. Weil der Herzog ſehr beſchäftigt geweſen, kam er noch ſpäter als befohlen und dictirte darauf in einer Scheune im Finſtern, denn es brannte nur ein einziges Talglicht, die Marſch-Dispoſition, wo wir dann Alle auf gut Glück im Dunkeln kritzelten. Am 11. Marſch der Armee bei dem erbärmlichſten Wetter in das Lager bei Montfaucon. Weil es ſeit ein paar Tagen viel geregnet, war der Boden grundlos und die Wege entſetzlich verdorben, der Marſch daher ſehr beſchwerlich. Beide Colonnen gerathen auf der Chauſſee zuſammen. Jämmerlicher Anblick der durchnäßten franzöſiſchen Prinzen." Auch Goethe thut dieſes naſſen Aufzuges Erwähnung. „Einer der franzöſiſchen Hofleute beklagte ſich in ganz ungeziemender Weiſe „über die Grauſamkeit, welche der König von Preußen an dieſem Tage gegen die franzöſiſchen Prinzen ausgeübt habe." Erſtaunt, faſt beſtürzt, verlangten wir nähere Aufklärung. Da erfuhren wir nun, der König habe beim Ausmarſche von Glorieux, ungeachtet des ſchrecklichen Wetters, keinen Ueberrock, keinen Mantel umgenommen, da dann die königlichen Prinzen ſich dergleichen wetterabwehrende Gewande hätten verſagen müſſen; unſer Marquis aber habe dieſe allerhöchſten Perſonen, leicht gekleidet, durch und durch genäßt, träufelnd von abfließender Feuchte, nicht ohne das größte Bejammern anſchauen können, ja er hätte, wenn es nütze geweſen wäre, ſein Leben daran gewendet, ſie in einem trockenen Wagen dahin ziehen zu ſehen, ſie, auf denen Hoffnung und Glück des ganzen Vaterlandes beruhe, die an eine ganz andere Lebensweiſe gewöhnt ſeien. Wir hatten freilich nichts darauf zu erwidern, denn ihm konnte die Betrachtung nicht tröſtlich werden, daß der Krieg, als ein Vortod, alle Menſchen gleich mache, allen Beſitz aufhebe und ſelbſt die höchſte Perſönlichkeit mit Pein und Gefahr bedrohe." — Friedrich Wilhelm II. hatte in dem Feld-

lager ſeines großen Oheims erfahren, welchen moraliſchen Einfluß es auf den gemeinen Soldaten ausübt, wenn er ſieht, wie der Officier, der General, der König ſelbſt, jede Beſchwerde, Entbehrung und Gefahr redlich mit Allen theilt, und es that allerdings Noth, in dem Feldzuge gegen die Neufranken das Princip der Gleichheit und Brüderlichkeit — wenigſtens der Kameradſchaft auf dem Marſche und in der Schlacht — nicht ganz zu verleugnen.

Alle Berichte ſtimmen darin überein, daß ſchon jetzt in dem preußiſchen Heere durch Mangel an Brod und Fleiſch, durch den Genuß unreifer Weintrauben und durch Erkältungen in dem Lager auf naßkalter Erde die Hälfte der Soldaten an der Ruhr erkrankte, die andere Hälfte mit dem Stocke vorwärts getrieben werden mußte. „Einen ſolchen Marſch hat der Teufel ausgeheckt!“ riefen die Burſche dem Kronprinzen von Preußen zu und die Officiere hielten es für gut zu ſchweigen. „Unſere Zelte waren aufgeſchlagen,“ erzählt Goethe, „aber im ſchrecklichſten Zuſtande; man ſah ſich in grundloſen Koth verſenkt, die verfaulten Schlingen der Zelttücher zerriſſen eine nach der andern und die Leinwand ſchlug dem über Kopf und Schulter zuſammen, der darunter ſein Heil ſuchte. — Das Wetter verſchlimmerte ſich und ward in der Nacht ſo arg, daß man es für das höchſte Glück ſchätzen mußte, ſie unter der Decke des Regimentswagens zuzubringen. Wie ſchrecklich war da der Zuſtand, wenn man bedachte, daß man im Angeſichte des Feindes gelagert ſei und befürchten mußte, daß er aus ſeinen Berg- und Waldverſchanzungen irgendwo hervor zu brechen Luſt haben könne.“ Selbſt ein Laie in der Kriegskunſt, noch dazu ein Dichter, erkannte mit richtigem Blick, daß bei ſolcher Führung auf Erden und bei ſolcher Fügung des Himmels die preußiſche Armee einem ſichern Verderben entgegen gehe. Von der Verwirrung auf dem Marſche in der unmittelbaren Nähe des Feindes hat der Kronprinz von Preußen Denkwürdigkeiten zum Erſtaunen aufgezeichnet. „Meine Brigade“ — ſo leſen wir in ſeinem Tagebuche vom 12. September — „muß, um ſich mit der erſten Colonne, welche auf Landres marſchirt, nicht zu kreuzen, einen ziemlich beträchtlichen Umweg machen, ohne einen Führer zu haben, da die Cavallerie lange voran weg war. Es fängt an ſchummrig zu werden. Ein Feldjäger kommt mir entgegen; der Herzog ließe mir ſagen, das Lager zu nehmen, wo ich wäre. Ich konnte dieſer Nachricht keinen Glauben beimeſſen, woran ich auch ſehr wohl that, da es eine bloße Dummheit des Menſchen war, wie ſich nachher ergab, worüber der Herzog ſehr

aufgebracht. Bald darauf kommt ein Officier der Brigade entgegen, der mit dem Fourierſchützen zum Lagerabſtecken voraus geweſen und mich dorthin führen will. Unterdeſſen wird es ganz finſter, nur mit Mühe erhält ſich die Brigade im Zuſammenhange. Endlich erblickt man die Wachtfeuer; mein Officier iſt in der Dunkelheit desorientirt und weiß keinen Weg mehr. Was nun zu thun? Uns zur Linken ſehen wir zwar Wachtfeuer, neben dem Wege aber läuft auf der nämlichen Seite ein kleines Waſſer, das etwa 10 bis 12 Schritte breit iſt und etwas ſteile Ufer hat. Ich laſſe alſo halten und wage mich durch das Gewäſſer, was mir etwa bis an die Bügel geht. Wie ich an das erſte Feuer komme, finde ich eine Brandwache von dem Thaddenſchen Regiment. Hier weiß Niemand etwas von meinem Lager. Ich reite nach einem etwas mehr rückwärts liegenden, es war das Normanniſche Dragoner-Regiment, wo ich den Capitain Gröben erkenne und dieſen frage: ob er nichts von unſerem Lager wiſſe? — Eben ſo wenig. Da es aber doch nicht weit von hier ſein konnte, reite ich zurück und laſſe die Brigade das Flies paſſiren, ſo gut es gehen wollte, im Waſſer bis über die Hüften, da keine beſſere Paſſage zu finden war. Bei der Standartenwache von Normann laſſe ich halten und die Leute ſich in den Moraſt niederlegen. Endlich, nach Verlauf einer halben Stunde kommt mein Ordonnanz-Officier zurück, der unterdeſſen herumgeirrt war und zuletzt den Platz gefunden hatte, wo unſer Lager abgeſteckt war. Glücklicherweiſe war er kaum 200 Schritt von da entfernt. Wir rücken alſo ein, aber ohne Zelte, denn die kamen noch lange nicht. Man zündet Feuer an und legt ſich nieder ſo gut man kann. Es dauert aber nicht lange, ſo erhebt ſich ein gewaltiger Wind und Regen, ſo daß, als um Mitternacht die Zelte kamen, man die größeren aufzurichten gar nicht im Stande war; ich kroch alſo in ein kleineres, wo ich die Nacht über blieb. — Wir ſind en face der Dumouriezſchen Armee, welche uns gegenüber bei St. Juvin und Grand-Pré ſteht."

War die Verwirrung und der Mangel einer geregelten Marſchordnung bei der, von dem Kronprinzen in Perſon commandirten, Brigade ſchon ſo groß, wie mag es nun erſt bei den anderen Brigaden ausgeſehen haben; ein, von einem einzigen franzöſiſchen Huſaren-Regimente ausgeführter, nächtlicher Ueberfall würde im Stande geweſen ſein, das ganze preußiſche Heer auseinander zu ſprengen und zu vernichten. Allein bei den Feinden ſah es wo möglich noch verwirrter aus. Seit Lafayette's Flucht hatte das gegenſeitige Mißtrauen, be-

ſonders unter den commandirenden Officieren, einen bedenklichen Grad erreicht und durch die Zuzüge von Pariſer Freiwilligen, welche ſich in ihrem eigenen Lande wie Räuberbanden aufführten, war die Disciplin kaum noch aufrecht zu erhalten. Dabei zeigten dieſe Banden weder Ausdauer bei angeſtrengten Märſchen, noch Muth im Gefecht. Durch klug berechnete, entſchloſſen ausgeführte Bewegungen war es, wie ſchon erwähnt, Dumouriez gelungen, die Päſſe des Argonner Waldes vor den Preußen zu erreichen, zu beſetzen und die Wege durch Verhaue unzugänglich zu machen; er hatte nur ein Corps von 15- bis 20,000 Mann zur Bewachung einer ſehr ausgedehnten Linie beiſammen und eine preußiſch-öſtreichiſche Armee von 45- bis 50,000 Mann gegenüber, von der er zum Theil ſchon auf ſeinem linken Flügel umgangen war.

Der öſtreichiſche General Clairfait griff am 14. September die Franzoſen unter Chaſot bei Bois-le-Comte an und obwohl er nur leichte preußiſche Reiterei ins Gefecht brachte, lief das dort aufgeſtellte, 10,000 Mann ſtarke, franzöſiſche Corps in wildeſter Flucht, ſo weit ſie nur die Beine tragen mochten, auf und davon. „Dumouriez“ — ſo erzählt Thiers — „war ſeit 20 Stunden zu Pferd. Als er am Abend (den 14.) abſaß, vernahm er plötzlich den Ruf: „Sauve qui peut!“ (Rette ſich, wer kann!) Die Flüchtlinge ſtießen Verwünſchungen gegen die Generale aus, welche Verräther wären, inſonderheit gegen den General en chef, welcher zu den Feinden übergegangen ſei. Die Artillerie ſuchte Zuflucht auf einer Anhöhe, alle Truppengattungen waren in größter Verwirrung durch einander gemiſcht. So brachte man 10 Stunden in Regenwetter, Koth und Nacht zu. Mehr als 1500 Ausreißer liefen querfeldein und verbreiteten in Paris und durch ganz Frankreich die Nachricht, daß die Nordarmee, die letzte Hoffnung des Vaterlandes, vernichtet, den Feinden der Weg nach Paris geöffnet ſei. — Dumouriez verlor die Geiſtesgegenwart nicht, er befahl dem General Kellermann, in Eilmärſchen heranzurücken und mit gewohntem Selbſtvertrauen ſchrieb er am folgenden Tage der National-Verſammlung: „Ich war genöthigt, das Lager von Grand-Pré aufzugeben. Der Rückzug war angetreten, als ein paniſcher Schrecken die Armee befiel; 10,000 Mann ergriffen die Flucht vor 1500 preußiſchen Huſaren. Der Verluſt beläuft ſich auf 50 Mann und einige Bagagewagen. Alles iſt wieder in Ordnung und ich ſage gut für Alles.“ Dumouriez hatte ſich genöthigt geſehen, den wichtigen Paß von Grand-Pré den Feinden zu überlaſſen, indeſſen hielt er, um ihnen die

Straße nach Paris zu verlegen, noch drei Hauptſtellungen bei Islettes, St. Menehould und Châlons beſetzt; auf dem linken Flügel war General Kellermann bei Valmy eingetroffen und beherrſchte von der dortigen Anhöhe die Gegend. In dem Lager der Verbündeten hatte der glückliche Ausgang des Vorpoſtengefechts bei Bois-le-Comte das Heer mit neuem Muth erfüllt. Die geſammte Armee brach auf und man hatte nur die eine Beſorgniß, daß es unmöglich ſein werde, den leichtfüßigen Feind einzuholen. Vom 19. zum 20. September wurde nach angeſtrengtem Marſche, ohne abgekocht zu haben, den Soldaten nur eine kurze Nachtruhe gegönnt. „Als die Dämmerung hereinbrach," — erzählt unſer Kronprinz — „ließ General Kalkreuth beide Brigaden hinter einander unter dem Rideau (Hügelreihe) aufmarſchiren, die Gewehre zuſammenſetzen und im Bivouak bleiben. Er ſelbſt aber, mein Bruder und ich, nebſt Allem, was zu uns gehörte, nahmen von einem ganz kleinen Müllerhauſe Beſitz, was ganz neu war und recht bequem da lag. Hier zündete man ein wohlgenährtes Kaminfeuer an, ließ ſich eine gute Streu machen, brachte an kaltem Braten und Wein zuſammen, was ſich vorfand und nährte ſich damit, ſo gut man konnte. Zur Nacht legten ſich Alle in der nämlichen Stube auf die Streu und Jeder ſchlief oder ſchlummerte, ſo gut er konnte. Der Fähnrich Taubenheim vom Regiment Baireuth, der als Ordonnanz bei dem General war, hatte ſich neben mich gelegt; da er aber etwas unruhig, obgleich feſt ſchlief, war er mir immer näher gekommen und zuletzt ſo nahe, daß er beinahe auf mir lag. Ich kann nicht leugnen, daß ich daher froh war, als der Tag anbrach, da ich nicht viel Ruhe genoſſen. — Die Hauptarmee rückte über Wargemoulin und Sommetourbe vor und blieb dort gleichfalls im Bivouak. In der Nacht änderte ſich das Wetter und ward regnig und windig." —

Daß die plötzliche Marſchordre am 19. ſämmtliche Armeecorps um das Mittagbrod brachte, ohne daß ein Abendbrod dafür in Ausſicht geſtellt werden konnte, wurde in den niederen wie in den höheren Kreiſen ſehr ſchmerzlich empfunden. Selbſt Goethe, welcher ſich doch möglichſt dicht an den Küchenwagen des Herzogs von Weimar hielt, ſah ſich genöthigt, zu Pferd zu ſteigen und das Schickſal der Kameraden zu theilen. „Indem man neben der Colonne herritt," — erzählt er — „begegnete man mehreren bekannten Officieren, die hin und wieder ſprengten, um die Bewegung des Marſches zu beſchleunigen. Man beſprach ſich, man hielt ſtill, man verſammelte ſich. So hatte ſich ein Kreis von

vielleicht zwölf Bekannten und Unbekannten zusammengefunden, man fragte, klagte, wunderte sich, schalt und raisonnirte; das gestörte Mittagessen konnte man dem Heerführer nicht verzeihen. Ein munterer Gast wünschte sich Bratwurst und Linsen, ein anderer sprang gleich mit seinen Wünschen zum Schinken und Sardellensalat; da das nun aber Alles ohne Umstände geschah, fehlte es auch nicht an Austern, Trüffelpasteten und sonstigen Leckerbissen, nicht an den köstlichen Weinen und es war ein so vortreffliches Gastmahl beisammen, daß endlich einer, dessen Appetit übermäßig rege geworden, die ganze Gesellschaft verwünschte und die Pein einer aufgeregten Einbildungskraft im Gegensatze des größten Mangels ganz unerträglich schalt." — Ein Küchenschrank, welcher auf einem Halteplatze von einigen Freibeutern herbeigeschleppt wurde, versprach, da es darin rasselte und klapperte, erwünschte Ausbeute; vorsichtig und nicht ohne Anstrengung wurde das Schloß eröffnet, der Schrank erbrochen, Alle drängten herzu, sich des leckern Inhalts zu bemächtigen; allein dieser bestand in nichts weiter, als einem Kochbuche für Feinschmecker (pour les gourmands), wodurch freilich der Appetit der hungrigen Abenteurer auf unerträgliche Weise zu tantalischer Qual gesteigert wurde. „So gelangten wir (den 19. September Nachts) bis Sommetourbe, wo man Halt machte; der König von Preußen war in einem Gasthofe abgestiegen, vor dessen Thür der Herzog von Braunschweig in einer Art Laube Hauptquartier und Kanzlei errichtete. Der Platz war groß, es brannten mehrere Feuer, durch große Bündel Weinpfähle gar lebhaft unterhalten. Der Fürst Feldmarschall tadelte einigemale persönlich, daß man die Flamme allzu stark auflodern lasse, wir besprachen uns darüber und Niemand wollte glauben, daß unsere Nähe den Franzosen ein Geheimniß geblieben sei. Ich war — wie in Schillers bekanntem Gedichte der Poet — zu spät angekommen und mochte mich in der Nähe umsehen, wie ich wollte, Alles war schon, wo nicht verzehrt, doch in Besitz genommen. Indem ich so umherforschte, gaben mir die Emigrirten ein kluges Küchenschauspiel; sie saßen um einen großen, runden, abglimmenden Aschenhaufen, in den sich mancher Weinstab kuisternd mochte aufgelöst haben. Klüglich und schnell hatten sie sich aller Eier des Dorfes bemächtigt und es sah wirklich appetitlich aus, wie die Eier in dem Aschenhaufen neben einander aufrecht standen und eins nach dem andern zu rechter Zeit schlüpfbar herausgehoben wurde. Ich kannte Niemand von den edlen Küchengesellen, unbekannt mochte ich sie nicht ansprechen. Als mir aber so eben ein lieber Bekannter begegnete,

der ſo gut wie ich an Hunger und Durſt litt, fiel mir eine Kriegsliſt ein, nach einer Bemerkung, die ich auf meiner kurzen militairiſchen Laufbahn anzuſtellen Gelegenheit gehabt hatte. Ich hatte nämlich bemerkt, daß man beim Fouragiren in den Dörfern tölpiſch geradezu verfahre; die erſten Eindringlinge fielen ein, nahmen weg, verdarben, zerſtörten, die Folgenden fanden immer weniger und was verloren ging, kam Niemand zu Gute. Ich hatte ſchon gedacht, daß man bei ſolcher Gelegenheit ſtrategiſch verfahren, und wenn die Menge von vorne hereindringe, man ſich von der Gegenſeite nach einigem Bedürfniß umſehen müſſe. Dies konnte nun hier kaum der Fall ſein, denn Alles war überſchwemmt, aber das Dorf zog ſich ſehr in die Länge und zwar ſeitwärts der Straße, wo wir hereingekommen. Ich forderte meinen Freund auf, die lange Gaſſe mit hinunter zu gehen. Aus dem vorletzten Hauſe kam ein Soldat fluchend heraus, daß ſchon Alles aufgezehrt und nirgend mehr etwas zu finden ſei. Wir ſahen durch die Fenſter, da ſaßen ein paar Jäger ganz ruhig, wir gingen hinein, um wenigſtens auf einer Bank unter Dach zu ſitzen, wir begrüßten ſie als Kameraden und klagten freilich über den allgemeinen Mangel. Nach einigem Hin- und Widerreden verlangten ſie, wir ſollten ihnen Verſchwiegenheit geloben, worauf wir die Hand gaben. Nun eröffneten ſie uns, daß ſie in dem Hauſe einen ſchönen, wohlbeſtellten Keller gefunden, deſſen Eingang ſie zwar ſelbſt verbaut und verſteckt hätten, uns jedoch von dem Vorrath einen Antheil nicht verſagen wollten. Einer zog einen Schlüſſel hervor und nach verſchiedenen weggeräumten Hinderniſſen fand ſich eine Kellerthüre zu eröffnen. Hinabgeſtiegen fanden wir nun mehrere, etwa zweieimrige Fäſſer auf dem Lager, was uns aber mehr intereſſirte, verſchiedene in den Sand gelegte gefüllte Flaſchen, wo der gutmüthige Kamerad, der ſie ſchon durchprobirt hatte, uns an die beſte Sorte wies. Ich nahm zwiſchen die ausgeſpreizten Finger jeder Hand zwei Flaſchen, zog ſie unter den Mantel, mein Freund desgleichen und ſo ſchritten wir, in der Hoffnung baldiger Erquickung, die Straße wieder hinaufwärts. Unmittelbar am großen Wachtfeuer gewahrte ich eine ſtarke Egge, ſetzte mich darauf und ſchob unter dem Mantel meine Flaſchen zwiſchen die Zacken herein. Nach einiger Zeit bracht' ich eine Flaſche hervor, wegen der meine Nachbarn, denen ich ſogleich den Mitgenuß anbot, laut aufjubelten. Sie thaten gute Züge, der letzte beſcheiden, da er wohl merkte, er laſſe mir nur wenig zurück. Ich verbarg die Flaſche neben mir und brachte bald darauf die zweite hervor, trank den Freunden

zu, die sich's abermals wohl schmecken ließen, anfangs das Wunder gar nicht bemerkten, bei der dritten Flasche jedoch laut über den Hexenmeister aufschrieen, und es war in dieser traurigen Lage ein auf alle Weise willkommner Scherz. Also lebten wir in der Champagne am Vorabende eines großen Tages."

Finden wir aber hier einen herzoglich weimarischen Geheimen Rath, welcher als lustiger Freibeuter sich seiner gelungenen Streiche rühmt, so dürfen wir nicht erwarten, daß der Husar und Jäger zurückhaltender gewesen sei; auch waren die Officiere genöthigt, durch die Finger zu sehen, wenn sie nicht etwa, wie unser Goethe, durch die dazwischen gerathenen Weinflaschen daran verhindert wurden. Der Soldat beschränkte sich aber nicht auf Küche und Keller, er sorgte dafür, daß in Zimmer und Kammer ebenfalls aufgeräumt wurde. „Sommesuippe," erzählt der Kronprinz von Preußen,*) „war in der Nacht ziemlich ausgeleert worden, und des Morgens früh konnte man alle Arten von Geräthschaften in unserer Position finden, von denen ein großer Theil durch unsere Leute noch weiter mitgeschleppt wurde, unter anderen besinne ich mich eines Schützen v. Berch, der sich eine alte gesteppte Bettdecke umgehangen hatte. — Da es sehr trüb war und immerfort regnete, konnten wir auf unserem Marsche fast gar nicht um uns sehen. Rechter Hand Sommetourbe erreichten wir die Hauptarmee. Der Prinz von Hohenlohe hatte sich bereits mit der Avantgarde engagirt und wir hörten viel kanoniren. Er suchte sich der Höhe von la Lune zu bemeistern, welches ihm auch ohne große Mühe gelang. Nun bekamen wir Ordre, die Gewehre zu revidiren und zu laden. Da unsere Leute merkten, daß es Ernst wurde, so fing Manchen an das Gewissen zu schlagen und sie warfen allmälig alles geraubte Gut von sich. Mancher eifrige Katholik unter unsern Oberschlesiern suchte wohl gar im Stillen seinen Rosenkranz hervor, um sich mit dem heiligen Nepomuk abzufinden. Die Direction unseres Marsches ging mit der Spitze auf die Windmühlenhöhe vor Valmy, die stark mit Artillerie besetzt war und wo der Feind seine Hauptstärke concentrirt hatte. Allmälig fing man an die Gegenstände mehr zu unterscheiden und bald konnte man, obgleich nur theilweise, die Position der vereinigten großen Armee erblicken, die sich zu beiden Seiten der das ganze Terrain dominirenden Valmyer

*) Im Tagebuche vom 20. September, am Tage der Kanonade von Valmy.

Höhe ausbreitete, wovon beide Flügel etwas zurückgebogen zu sein schienen und die eine zahlreiche Cavallerie in der Plaine vor sich aufmarschirt hatten. Als die Spitzen der Colonnen ohngefähr bis gegen den nachherigen linken Flügel unserer Aufmarschlinie gekommen waren, wurde wieder ein langer Halt gemacht. Alles dieses kam mir noch so revue- und manövermäßig vor, daß ich bei ganz heiterer Laune und Zuversicht blieb, zu den Grenadieren von des Herzogs Regiment herantritt und ihnen scherzhaft „den Butterberg bei Cörbelitz" wies, den wir angreifen sollten, welches sie mit tröstlichem Gesichte und einem freundlichen Lächeln erwiderten. Da ich den König nicht weit davon auf einer kleinen Anhöhe halten sah, so ritt ich dorthin, um ungefähr zu hören, was es denn geben würde. Niemand aber wußte mir etwas zu sagen, Alle zuckten die Achseln und machten lange Gesichter. Der König war noch unentschlossen, was er thun wollte. Er und der Herzog waren gespannt zusammen, denn keiner wollte die große Frage des Angriffs und seiner Folgen entscheiden; jeder berathschlagte und recognoscirte für sich. In dieser Ungewißheit standen die Sachen im allerentscheidendsten Augenblicke. — Mit eins hieß es: „Gewehr auf! Marsch!" Indem kommt der General Manstein mit den Worten auf mich zu galoppirt: „„Der König hat befohlen, daß die Armee aufmarschiren soll, wir werden angreifen, Ihre Hoheit folgen der 1. Brigade mit Ihrem Treffen, ich hoffe, es wird Alles glücklich gehen."" Dies war also unsere ganze Disposition und damit Gott befohlen. — Nach und nach holte man sämmtliche Batterien der Armee hervor, um sie theils bei la Lune, theils vor unserer Front nach dem Terrain zu vertheilen und obgleich das einzelne Kanoniren noch gar nicht aufgehört, so fing doch nun erst die eigentliche und lebhafte Kanonade von beiden Seiten an. — — Wir waren noch nicht lange aufmarschirt, so wurden die Fahnen zum Avanciren vorgenommen und die ganze Armee trat an. Da ich nirgend Marsch schlagen hörte, so befahl ich meinen Tambours zu schlagen und nicht gar lange, so folgten alle Tambours in der ganzen Armee. Wir hatten aber nicht über 200 Schritt mit klingendem Spiele avancirt, was bis dahin noch mit ziemlicher Ordnung gegangen war, so wurde Halt gemacht. Es war dies wohl auch das Beste, denn was wollten wir denn eigentlich hier thun? Die Kanonade ging ununterbrochen fort, wir waren nun unseren Batterien näher gerückt und verloren deshalb um so viel mehr Menschen unnützer Weise, indem die Feinde unsere Kanonen zum Schweigen bringen wollten. Vor uns im ersten

Treffen ſtand das Regiment Thadden, an dieſes ritt ich heran, nachdem wir Halt gemacht. Kaum hatte ich einige Worte hinter der Front mit einigen ſchließenden Officieren gewechſelt, als wir einige Kugeln ſehr nahe pfeifen hörten und indem fährt eine unter das achte Peloton. Da lagen drei Musketiere und ein Tambour von des Oberſten Hundt Compagnie hingeſtreckt mit zerſchmetterten Schenkeln und Beinen und wimmerten jämmerlich. Wie ich mich dorthin wende, ſo ſchlägt auch ſchon eine andere Kugel ganz nahe, wo ich gehalten, in das vierte Peloton und bleſſirt 12 Mann von des Major Maſſow Compagnie. Ich leugne nicht, daß mich dieſer Anblick heftig erſchütterte und daß mir anfing etwas wunderlich ums Herz zu werden. Dieſes unmelodiſche Pfeifen und Heulen der franzöſiſchen Kanonenkugeln, die, weil ſie alle geſchliffen ſind, einen eigenen, heller klingenden Ton haben, als die unſrigen, wenn ſie die Luft durchſchneiden, währte von Mittag 12 bis Nachmittag 4 Uhr."

Der König betrachtete den Krieg gegen Frankreich als eine Familienangelegenheit aller gekrönten Häupter und lieh den Verſicherungen der franzöſiſchen Prinzen und Ausgewanderten, daß die Preußen in Frankreich von der Nation mit offenen Armen aufgenommen werden und die Regimenter zu den Verbündeten übergehen würden, ein geneigtes Ohr.

Der Herzog von Braunſchweig, einſichtiger und vorſichtiger, hatte in dem Kriegsrathe die Generale Kalkreuth und Hohenlohe auf ſeiner Seite. In dem geheimen Rath, welchen der König während des Feldzuges bei ſich verſammelte, um politiſche Angelegenheiten zu beſprechen, hatten Graf Schulenburg, der Marcheſe Lucheſini, Graf Haugwitz und der Kabinetsſecretair Lombard den größten Einfluß. „Friedrich Wilhelms II. Umgebungen in dieſer Zeit waren" — ſo lautet die Schilderung, welche Stein davon giebt*) — „ſein Günſtling Biſchoffswerder, ſchlau, beobachtend, verſchloſſen, phantaſtiſch, weder durch Kenntniſſe, noch durch bisherigen Beruf für Geſchäfte vorbereitet, bequem, genußliebend, ohne eigenthümliche Anſichten; er pflegte daher den Mittler zwiſchen den Geſchäftsmännern und dem Könige zu machen; Manſtein, des Königs General-Adjutant, war arbeitſam, aber beſchränkt, grob, frömmelnd, abergläubiſch, Feind des Herzogs; Lucheſini, ein Mann von vielem, durch wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und Welterfahrung entwickelten Geiſt, höchſt fein und ſchlau,

*) Pertz, Leben des Miniſters Freih. v. Stein. Th. I. S. 94.

ein vollkommener, ſcharf berechnender Egoiſt, der immer bereit iſt, ſeine Meinung aufzugeben, um nicht anzuſtoßen, und der nach dem Genuß des höchſten Vertrauens damit endigte, eine Kammerherrnſtelle bei der Eliſe Bacchiochi anzunehmen. Graf Schulenburg-Kehnert, Kriegs- und auswärtiger Miniſter, war klug, arbeitſam, erfahren, gewandt, beſaß Scharfſinn genug, um einzelne ihm gegebene Aufträge und Geſchäfte zu betreiben; aber ſein Geiſt hatte weder den Umfang, noch die Kraft und Ausbildung, um ſich zu den allgemeinen leitenden Ideen der Staatsverwaltung zu erheben, große Anſichten zu faſſen und zu beleben; er beſaß vielen perſönlichen und Familienſtolz, wenig wahren Seelenadel, ihm war es genug, bedeutende Stellen um ihrer Früchte willen zu beſitzen, ſie nach den herkömmlichen Formen mit dem Scheine der Betriebſamkeit zu verwalten, in Wahrheit aber durch ſeine höchſt mittelmäßigen Günſtlinge verwalten zu laſſen, unbekümmert um Erreichung eines großen dauerhaften Erfolges, dergleichen auch ſeine Geſchäftsführung nie dargeſtellt hat. Er endigte auf unwürdige Art als weſtphäliſcher Staatsrath. Er hatte Herzbergs-Plan, mit England an der Spitze der Mittelmächte zu ſtehen, aufgegeben, und griff zu dem der Vergrößerung, er hielt Preußens Theilnahme am franzöſiſchen Kriege für eine Gelegenheit, im Trüben zu fiſchen, wie er ſich gegen Hardenberg ausdrückte, und war damals ſchon mit Rußland wegen der Theilung von Polen einverſtanden, was ſo nachtheilig auf den franzöſiſchen Krieg eingewirkt hat. Dieſe Männer umgaben den König, der von Emigranten umlagert war; unter ſolchen Einflüſſen führte der Herzog die Heere und unternahm es, eine verwegene, kraftvolle Faction, die Beherrſcherin eines zahlreichen, tapferen Volkes, zu unterdrücken und Königthum, Adel und Pfaffenthum in Frankreich wiederherzuſtellen."

Schulenburg verließ das Hauptquartier bald nach der Einnahme von Verdun; er ging nach Berlin, um hier den Angelegenheiten, welche ſich im Oſten vorbereiteten, näher zu ſein. Die Ruſſen waren in Polen eingerückt und für Preußen eröffnete ſich die Ausſicht, Danzig und Thorn, deren Beſitznahme Friedrich II. nicht erreicht hatte, auf friedlichem Wege zu erreichen.

Daß weder Dumouriez noch der Herzog von Braunſchweig es zu einer entſchiedenen Schlacht kommen ließen, hatte ſeinen Grund darin, daß beide in eine geheime Unterhandlung mit einander getreten waren. Der Herzog rechnete darauf, daß Dumouriez, ſeitdem die Revolution im vollen Gange war, als entſchiedener Vertheidiger des conſtitutionellen Königs aufgetreten war, außerdem

hoffte er, der französische General werde sich dankbar erinnern, daß er sich seiner, als er vor 30 Jahren als Cadet in der Schlacht von Crefeld mit Wunden bedeckt in preußische Gefangenschaft gerieth, mit besonderer Fürsorge angenommen hatte. Hierzu kam noch, daß Dumouriez in dem Rufe stand, ein Lebemann zu sein, der viel Geld brauche und dessen Säbel Stahl und Eisen spalte, aber zu stumpf sei, um eine Rolle Ducaten auszuschlagen. Sagte man doch von dem Herzoge selbst, daß englische Guineen auf ihn eine magnetische Anziehungskraft ausübten. Der schon erwähnte Flügeladjutant des Königs von Preußen, General Heymann, ein ausgewanderter Franzose und früherer Waffengefährte von Dumouriez, drang so lange in den Herzog, bis dieser einwilligte, den Major Massenbach vom Generalstabe des Prinzen von Hohenlohe an Dumouriez abzuschicken. Massenbach ritt in der Nacht vom 14. zum 15. September von Sommerome über die Aire zu den französischen Vorposten, gab sich als Parlamentair zu erkennen und wurde mit verbundenen Augen nach Marcq zu dem General Duval geführt. Diesmal aber ließ sich Dumouriez in keine Unterhandlung ein, er war angeblich nicht aufzufinden; Massenbach ritt unverrichteter Sache wieder zurück und brachte die von dem französischen General ihm geflissentlich aufgebundene Nachricht in das Hauptquartier mit, daß die französische Armee einen übereilten Rückzug angetreten habe. Ueber diese verspätete Meldung gerieth der König so sehr in Zorn, daß er in heftigstem Tone fragte: „Warum hat man mir dies nicht früher gemeldet? Die französische Armee wird mir entgehen, weil Keiner aufpaßt."

So sehr auch Vieles in dem Benehmen Dumouriez' ihn verdächtigt hat, so dürfte das Wahrscheinlichste wohl sein, daß er mit den Emigrirten und mit der Preußen in dieser ersten Zeit nur deshalb in Unterhandlung trat, um sie zu betrügen, zur Unthätigkeit zu veranlassen und unter einander zu vereinigen. Es war dies dieselbe Rolle, welche einst der Herzog von Friedland zu seinem eigenen Verderben spielte, welcher ebenfalls mit den Schweden und Sachsen in Unterhandlung trat, um sie zu hintergehen, weit entfernt, zum Verräther an der Sache des Kaisers zu werden.

General Heymann stand mit Dumouriez durch einen Neufchateller Zwischenträger in Verbindung, und erhielt von ihm, noch vor dem Gefecht bei Valmy, die Zusicherung, daß er (Dumouriez) sich für den König Ludwig XVI. erklären würde, sobald er mit seiner Partei in Paris, wo sich Alles in größter Verwir-

rung durch die Septembriseurs befinde, sich verständigt und seine Armee die ihm nothwendigen Verstärkungen erhalten haben würde. Während der Herzog von Braunschweig, durch dergleichen Versicherungen getäuscht, den günstigen Moment der Entscheidung ungenützt vorübergehen ließ, zog Dumouriez die beiden Corps von Kellermann und Beurnonville an sich heran und bot am 20. September in gesicherter Stellung jedem Angriffe Trotz. Der, in dem Tagebuche des Kronprinzen angedeutete, Zwiespalt, welcher in den Ansichten und Anordnungen des Königs und des Herzogs von Braunschweig stattfand, war hauptsächlich die Veranlassung, daß es am 20. zu keiner Entscheidung kam; jedenfalls aber bewahrten die ernsten Bedenken, welche der Herzog gegen das unbesonnene Unternehmen erhob, einen Angriff in geschlossenen Colonnen auf die unangreifbare Stellung des französischen Heeres zu machen, die Preußen vor einer Niederlage. Der König wollte es sich durchaus nicht ausreden lassen, daß sich am 19. die Franzosen in verwirrter Flucht befänden; aus Vorsorge, daß von den Feinden kein Mann entkommen möchte, ordnete er einen Seitenmarsch an, wodurch es geschah, daß am 20. die preußische Armee eine sehr gefährliche Stellung einnahm, indem sie Paris im Rücken, vor sich aber ein wohlgeordnetes Heer unter Kellermann hatte, durch welches sie von allen Verbindungen mit ihrer Operationsbasis und ihren Magazinen abgeschnitten werden konnte.

Der Tag bei Valmy gehört zu den größten Possenspielen und bildet zugleich den Ausgangspunkt eines welthistorischen Trauerspiels; das Lächerliche und Erhabene grenzt nah an einander. Zwei große Heere, welche einander mit höchster Kampflust aufgesucht haben, entbrannt von Wuth, sich zu messen, treffen endlich auf Schußweite zusammen. Die Schlachtordnungen werden gestellt, die Fahnenträger schreiten voran, die Schlachtmusik ertönt, die Angriffs-Colonnen rücken in die Linie ein, das grobe Geschütz, in der preußischen ordre de bataille „Brummer-Batterien" genannt, von dem man einer höflichen Begrüßung sich nicht zu versehen hatte, eröffnet die Schlacht, die Generale halten bei ihren Brigaden, die Obersten bei ihren Regimentern, die Hauptleute und Lieutenants bei ihren Compagnien und Zügen, verwüstend schlagen die Granaten in die Pelotons der Preußen, die, da sie sich ganz ohne Noth und Zweck dem entsetzlichsten Feuer ausgesetzt sehen, ins Schwanken gerathen. „Unterdessen ritt der König beständig mit größter Kaltblütigkeit und Contenance vor dem ersten Treffen und den vorgezogenen Attacken auf und nieder und bezeigte ab und zu sein Mißfallen, wenn

er bemerken konnte, daß ſich die Leute bückten oder wohl gar auseinander ſprangen, um den ricochettirenden Kugeln auszuweichen, wie dieſes gemeiniglich geſchah, ſobald ſie die Kugeln vor ſich in den Boden ſchlagen ſahen." Mehrmals erhielten die Regimenter Befehl, ſich zum Angriffe fertig zu halten; allein kaum daß ſie die Gewehre aufgenommen, wurde wiederum „Gewehr bei Fuß!" commandirt. Der König wollte durchaus den Angriff unternommen wiſſen, der Herzog verhinderte durch entſchiedenes Entgegentreten ein ſo gefährliches Beginnen. Auf der Seite der Feinde zeigte ſich indeſſen, ſobald es zum Angriffe gehen ſollte, dieſelbe Unentſchloſſenheit; hier waren die Reihen ebenfalls ins Schwanken gerathen durch einſchlagende Kanonenkugeln und Granaten, welche einige Munitionskarren in die Luft geſprengt hatten. So geſchah während fünf Stunden nichts Anderes, als daß von den Höhen, welche beide Heere einander gegenüber beſetzt hielten, die Batterien, ſo lange nur noch eine Kugel im Kaſten vorhanden war, auf einander ſpielten. Man hat berechnet, daß von jeder Seite mindeſtens 10,000 Schüſſe und zwar ganz unnütz verſchwendet wurden. Der berühmte Berichterſtatter, welcher dem Gefecht, das unter dem Namen „Kanonade von Valmy" in der Geſchichte glänzt, beiwohnte, hat ſowohl die komiſche als die tragiſche Bedeutung dieſes Tages hervorgehoben. „Ich hatte ſo viel vom Kanonenfieber gehört" — erzählt Goethe — „und wünſchte zu wiſſen, wie es eigentlich damit beſchaffen ſei. Langeweile und ein Geiſt, den jede Gefahr zur Kühnheit, ja zur Verwegenheit aufruft, verleiteten mich, des Nachmittags nach 1 Uhr, als das Feuern der Kanonen am gewaltſamſten war, ſo daß die ganze Erde erbebte, nach dem Vorwerke la Lune hinaufzureiten. Bald war ich vollkommen in die Region gelangt, wo die Kugeln herüberſpielten; der Ton iſt wunderſam genug, als wär' er zuſammengeſetzt aus dem Brummen des Kreiſels, dem Butteln des Waſſers und dem Pfeifen eines Vogels. Sie waren weniger gefährlich wegen des feuchten Bodens; wo eine hinſchlug, blieb ſie ſtecken und ſo ward mein thörichter Verſuchsritt wenigſtens vor der Gefahr des Ricochettirens geſichert. Unter dieſen Umſtänden konnte ich jedoch bemerken, daß etwas Ungewöhnliches in mir vorgehe, ich achtete genau darauf und doch würde ſich die Empfindung nur gleichermaßen mittheilen laſſen. Es ſchien, als wär' man an einem ſehr heißen Orte und zugleich von derſelben Hitze völlig durchdrungen, ſo daß man ſich mit demſelben Elemente, in welchem man ſich befindet, vollkommen gleich fühlt. Die Augen verlieren nichts an ihrer Schärfe, allein es iſt doch,

als ob die Welt einen gewiſſen braunröthlichen Ton hätte, der den Zuſtand ſowie die Gegenſtände noch apprehenſiver macht. Von Bewegung des Blutes habe ich nichts bemerken können, ſondern mir ſchien vielmehr Alles in jener Gluth verſchlungen zu ſein. Hieraus erhellet nun, in welchem Sinne man dieſen Zuſtand ein Fieber nennen kann. Als ich zurückgeritten und völlig in Sicherheit war, fand ich bemerkenswerth, daß alle jene Gluth ſogleich erloſchen und nicht das mindeſte von einer fieberhaften Bewegung übrig geblieben ſei. Es gehört übrigens dieſer Zuſtand unter die am wenigſten wünſchenswerthen; wie ich denn auch unter meinen lieben, edlen Kriegskameraden kaum Einen gefunden habe, der einen eigentlich leidenſchaftlichen Trieb darnach geäußert hätte." Soweit das Luſtſpiel; auch das Trauerſpiel, welches nachfolgte, hat uns der Berichterſtatter nicht vorenthalten. „Die größte Beſtürzung verbreitete ſich über das Heer. Noch am Morgen hatte man nicht anders gedacht, als die ſämmtlichen Franzoſen aufzuſpießen und aufzuſpeiſen, ja mich ſelbſt hatte das unbedingte Vertrauen auf ein ſolches Heer, auf den Herzog von Braunſchweig zur Theilnahme an dieſer gefährlichen Expedition gelockt; nun aber ging Jeder vor ſich hin, man ſah ſich nicht an, oder wenn es geſchah, ſo war es, um zu fluchen oder zu verwünſchen. Wir hatten eben, als es Nacht werden wollte, einen Kreis geſchloſſen, in deſſen Mitte nicht einmal wie gewöhnlich Feuer brannte, die Meiſten ſchwiegen, Einige ſprachen, es fehlte jedoch eigentlich einem Jeden Beſinnung und Urtheil. Endlich rief man mich auf, zu ſagen, was ich dazu denke, denn ich hatte die Schaar gewöhnlich mit kurzen Sprüchen erquickt; diesmal ſagte ich: Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeſchichte aus und ihr könnt ſagen: ihr ſeid dabei geweſen!"

Und wo befanden ſich während des Kampfes die Prinzen des bourboniſchen Könighauſes, deren hingewelkte Lilien mit dem edelſten deutſchen Kriegerblute hier vergeblich begoſſen wurden? „Man behauptet, daß Prinz Artois dieſen Tag zum Koche geworden und dem Könige, der auch nicht recht viel zu brocken und zu beißen hatte, einen Eierkuchen ſelbſt gebacken haben ſoll, Andere behaupten ſogar, er ſei damit ſchon hinter dem Hauſe während der Kanonade beſchäftigt geweſen;*) tant de bruit pour une omelette!"

*) Tagebuch des Kronprinzen von Preußen.

Achtzehntes Kapitel.

Verwirrung im preußiſchen Heere nach der Kanonade von Valmy. — Eine moraliſche Niederlage. — Unterhandlung mit Dumouriez. — Abſchluß einer geheimen Uebereinkunft. — Das Königthum wird in Frankreich abgeſchafft, die Republik proclamirt. — Friedrich Wilhelm II. entſchließt ſich mit ſchwerem Herzen zum Rückzuge.

in Glück für das preußiſche Heer war es, daß der feindliche General von der Unordnung und Verwirrung, in welcher daſſelbe die Nacht zubrachte, keine Kenntniß hatte; die Meinung von der Disciplin der Truppen, der Taktik und Kriegskunſt der Generale aus Friedrichs II. Schule war eine ſo hohe, daß weder Kellermann noch Dumouriez einen Angriff oder Ueberfall wagten, vielmehr bedacht waren, ſich während der Nacht „aus der Affaire“ zu ziehen. Ueber den Zuſtand in dem preußiſchen Lager unterrichtet uns als glaubhafter Augenzeuge der Kronprinz ſelbſt am beſten. „Ein ſehr merkwürdiger Umſtand dieſes Tages“ — erzählt er in ſeinem Tagebuche — „war noch der, daß weder Parole noch Feldgeſchrei ausgegeben worden, obgleich wir die Nacht dem Feinde gegenüber zubrachten. Als es finſter zu werden anfing, mußte die Armee ihre gehabte Poſition um ein Weniges verändern und wurde, um ſie beſſer zu ordnen, mehr zurückgenommen. Ehe wir indeß damit zu Stande kamen, wurde es ſo dunkel, daß man ſich gar nicht mehr zurecht finden konnte und daß Alles durch einander kam und ſich kreuzte, wie dies der Fall mit der Avantgarde und meiner

Brigade war, welche letztere lange anhalten mußte, um die erstere vorbei zu lassen. Als wir endlich so vel quasi auf unserem Fleck waren, vermißten wir das Grenadier-Bataillon des Regiments Vietinghoff; erst am anderen Morgen fand es sich, wo es mit der ganz entgegengesetzten Front auf unserem linken Flügel stand. Die Gewehre wurden zusammengesetzt und die Nacht abermals en bivouac zugebracht. Während der Nacht wurde es sehr kalt und windig und noch dazu waren keine anderen Feuerungsmaterialien zu haben, als das in dem Vorwerke la Lune, wo die Verwundeten lagen, vorhandene Stroh. Major Derschau hatte die Gefälligkeit, mir seine klapprige, unbequeme Chaise als Nachtquartier vorzuschlagen. Major Schack und ich krochen also hinein und versuchten etwas zu schlafen, welches aber wieder, der Kälte wegen, nicht für sonderlich erquickend gelten konnte. Am folgenden Morgen erhielten wir die Nachricht: der Feind habe in der Nacht die Höhe von Valmy verlassen und sich mehr zurückgezogen; unsere Armee änderte daher ihre Position nicht mehr, als um die Irrthümer, die in der Dunkelheit der Nacht vorgefallen waren, zu redressiren. Einigen von unseren Leuten war es geglückt, etliche Hühner und Hammel zu erwischen, wo, das weiß ich nicht, welche sie nun zurichteten und zu verzehren Anstalt machten. Diese Zurichtung aber bestand in nichts Anderem, als daß die nothdürftig gepflückten Hühner etwa auf die Säbelspitze gestochen, eine kurze Zeit in das mit Reisern und Stroh unterhaltene Feuer gehalten wurden, bis sie ganz schwarz aussahen und so wurden sie verzehrt. Andere legten das Hammelfleisch stückweise in die Asche und schmorten es so; mir selbst ward so ein Stück angeboten, ich nahm es an und versuchte es zu kauen, aber umsonst, es war noch gänzlich roh, ich begnügte mich also damit, das Fett etwas auszusaugen; unsere Magen verlangten indeß nach Beschäftigung — Viele unserer Blessirten starben schon heut an ihren Wunden. Man hatte sie Alle in den Scheunen auf etwas Stroh und wegen Mangel an Raum dicht zusammengelegt, ohne Decken oder sonst dergleichen. Der Anblick war nicht tröstend und ermunternd."

Die Zeugnisse von den verschiedensten Seiten stimmten darin überein, daß mit dem bei Valmy nur allzu verschwenderisch verpufften Pulver auch der bessere Theil der Hoffnungen und des Muthes in Rauch aufging.

„Was wollen wir? Was haben wir gethan? Wohin sind wir gerathen? Ich sprach mit dem General Köhler. Er zuckte die Achseln und erzählte mir, wie er bemüht gewesen, den Rapport seines Adjutanten zu berichtigen. General

Wälfarth äußerte: „„ſo hätte es unſer alter Fritz nicht gemacht. Was Teufel, was wollen wir denn hier, wenn wir nicht ſchlagen wollten? Friſche Fiſche, gute Fiſche! Sie werden ſehen, wie den Kerlchen da drüben der Kamm wächſt!““ Das war richtig geſehen von dem alten Schweden. Die Feinde wurden im höchſten Grade arrogant. So timide ihre Vorpoſten noch vor einigen Tagen geweſen waren, ſo hochmüthig, ſo ſtolz wurden ſie jetzt. Sie hatten die Feuerprobe beſtanden, ſie hatten mehr von uns erwartet. Jetzt waren wir in ihrer Idee gefallen, ſie in ihrer eigenen geſtiegen. Wir hatten mehr verloren als eine Schlacht: die Meinung war dahin. Der 20. September 1792 hat der Welt eine andere Geſtalt gegeben. Er iſt der wichtigſte Tag des Jahrhunderts. Die Göttin des Sieges reichte uns den Kranz und wir verſchmähten ihn.“ So berichtet ein preußiſcher Militair*) und ein Diplomat ſtimmt ihm bei. „Wenn auch die Kanonade von Valmy an und für ſich unbedeutend war, indem ſie einer jeden der beiden Armeen ſchwerlich mehr als 7- bis 800 Mann gekoſtet haben mag, ſo brachte ſie nichts deſto weniger eine große Aenderung in dem moraliſchen Zuſtande hervor und dieſe war ganz zum Vortheile Frankreichs. Sie hob das Vertrauen der Soldaten der Republik in demſelben Grade, als ſie das der Preußen niederſchlug, deren Seitenmarſch von den franzöſiſchen Generalen als eine Niederlage dargeſtellt wurde. Welch' ein Sporn für eine kriegeriſche Nation, welche ſich in ihrer Unabhängigkeit bedroht ſah und nun von allen Seiten zur Vertheidigung des Vaterlandes herbeizog.“**) In dem Hauptquartiere des Königs konnte man ſich mehrere Tage hindurch nicht über die für die Oeffentlichkeit beſtimmte Abfaſſung des Schlachtberichtes vereinigen; erſt am 24. September kam ein ſolcher zu Stande. Der Disciplin und dem Muthe des Heeres wird darin großes Lob ertheilt, „die Bewegungen,“ ſo lautet er, „wurden mit derſelben Ordnung und Ruhe, wie bei den Manövern im Frieden ausgeführt und drei Stunden lang hielt Alles unbeweglich in der Linie unter dem lebhafteſten Feuer aus, ohne daß auch nur ein Mann daran gedacht hätte, aus dem Gliede zu treten. Vom oberſten General bis zu dem letzten Soldaten brannten Alle vor Verlangen gegen den Feind geführt zu werden und wir würden den glorreichſten Sieg erfochten haben, wenn überwiegende Rückſichten den König nicht zurückgehalten hätten ſich zu entſchließen, die Schlacht zu liefern.“

*) Maſſenbach, Memoiren. I. S. 94.

**) Mémoires d'un homme d'état. I. p. 456.

Ward, Mrs. Mary Ann Ward, Mrs. Mary Ann Ward, Mrs. Mary Ann

Von Elbe und St. Helena.

Von

Dr. Th. Zobeltitz.

Deutsche Rundschau, XXV. Jahrg., 1899, 10. Heft.
Berlin, Gebrüder Paetel.

Digitized by Google

ſie dieſer mit der ihm ſoeben aus Paris zugegangenen Mittheilung, daß der National-Convent durch ein Decret vom 21. September das Königthum abgeſchafft und Frankreich zur Republik erklärt habe. Der König gerieth auf die Nachricht hiervon in große Aufregung, wollte den Waffenſtillſtand ſofort kündigen, befahl Anordnungen zu treffen, um am 29. September den Franzoſen eine Schlacht zu liefern und drang ſo lange in den Herzog von Braunſchweig, bis dieſer unter dem 28. September Dumouriez einen, ganz in dem Stile des Manifeſtes abgefaßten, Brief ſchrieb, worin nochmals die Freilaſſung des Königs, die Wiederherſtellung der königlichen Würde mit Sicherſtellung gegen die, bisher wider dieſelbe verübten, Schändlichkeiten gefordert wurde, widrigenfalls der Waffenſtillſtand gekündigt werden würde. — Die Aufwallung des Königs wurde in etwas dadurch beſchwichtigt, daß der Major Maſſenbach, welcher unter dem Vorwande einer Anfrage, die Vorpoſten betreffend, ſich in das Hauptquartier Kellermanns begeben hatte, von dort die Nachricht mitbrachte, daß bereits ein franzöſiſches Heer nach dem Mittelrheine aufgebrochen ſei, wodurch dem Könige und ſeinem Heere der Rückzug nach Deutſchland abgeſchnitten werden könne. Dumouriez erhielt inzwiſchen von der Vollziehungsgewalt in Paris nochmals die Weiſung: auf die Räumung des franzöſiſchen Gebietes zu dringen, dieſe jedoch dem Könige von Preußen nicht zu erſchweren, da man Alles aufbieten müſſe, um ihn von dem Bunde mit Oeſtreich zu trennen und an ihm einen Verbündeten zu gewinnen; ein Lieblingsplan Mirabeau's, welchen dieſer, wie oben erwähnt wurde, in ſeinem Werke über die preußiſche Monarchie veröffentlicht hatte. Dumouriez bevollmächtigte den Oberſt Thouvenot, mit dem Oberfeldherrn des preußiſchen Heeres in Unterhandlung zu treten. Der Herzog von Braunſchweig beharrte bei der Forderung der Freilaſſung Ludwigs XVI. „Sie verſichern," ſagte er zu Thouvenot, „daß unſere beiden Nationen nicht dazu gemacht ſind, um ſich einander feindlich gegenüber zu treten, ſollte es kein Mittel geben, uns zu verſtändigen? Wir ſind bekümmert über das durch den Krieg unvermeidliche Unglück Ihres Landes. Wir wiſſen, daß wir nicht das Recht haben, eine Nation verhindern, ſich Geſetze zu geben, ihre Regierung im Innern zu ordnen; wollen dies auch nicht: nur das Schickſal des Königs bekümmert uns. Wir wiſſen, daß er von der Pariſer Commune mit der äußerſten Barbarei behandelt wird und das geht Sr. Majeſtät dem Könige von Preußen ganz beſonders zu Herzen. Was ſoll aus dem unglücklichen Könige werden? Möge man uns

über ihn eine Zusicherung machen, möge man ihm in der neuen Ordnung der Dinge eine Stelle anweisen, möge man ihm etwa den Titel eines Statthalters oder einen dergleichen zutheilen, dann wird der König von Preußen, dessen gutes und großmüthiges Herz Mitgefühl für die Leiden des Krieges hat, in seine Staaten zurückkehren und der Verbündete Frankreichs werden." Thouvenot verwies den Herzog an den National-Convent und bemerkte auf die Aeußerung Lucchesini's, daß der König von Preußen diesen nicht anerkenne: „Die Armee hat nichts mit der Politik zu schaffen, dergleichen Unterhandlungen müssen an die Bevollmächtigten der Nation gelangen." Er bestand darauf, daß der König von Preußen sich von der Coalition — so wurden von jetzt an die, gegen Frankreich auch in den nachfolgenden Kriegen, Verbündeten genannt — lossagen solle; für dies Zugeständniß und die Räumung des französischen Bodens binnen 20 Tagen werde Dumouriez sich verbindlich machen, den Rückzug nicht zu beunruhigen, mit Vorbehalt der Genehmigung des National-Convents. Dumouriez schickte einen Beauftragten nach Paris, um Danton von den Unterhandlungen in Kenntniß zu setzen und von der Commune von Paris officielle Erkundigungen über die Behandlung des Königs und der königlichen Familie einzuziehen, welche er dem Könige von Preußen mitzutheilen beabsichtigte und wodurch er ihn günstig für die Unterhandlung zu stimmen hoffte. Die Commune ging darauf ein; sie ermächtigte den Procurator Manuel, von Ludwig selbst über seine Behandlung Erkundigung einzuziehen, was dieser auch that; ja es wird sogar behauptet, daß er den entthronten König veranlaßt habe, an Friedrich Wilhelm einen Brief zu schreiben, worin er ihn beschwört, den französischen Boden ungesäumt zu verlassen. Dumouriez ließ es sich angelegen sein, Ludwig das Leben zu retten und dazu war nur Aussicht vorhanden, wenn die Preußen schleunigst entfernt wurden. Er schickte an Friedrich Wilhelm ein Memoire, worin er alle Schuld des Krieges auf Oestreich warf und den König zu überreden versuchte, sich von dieser, für ihn so unvortheilhaften, Verbindung los zu machen. „Der König von Preußen" — heißt es in dieser Denkschrift — „darf seine Verbündeten nicht verlassen; sind sie, frag' ich, seiner würdig? Er darf, sagt man, die Allianz nicht brechen; worauf ist sie gegründet? Auf Treulosigkeit und Eroberungspläne." Dumouriez nannte die Treue des Königs gegen Oestreich „eine Täuschung des Ehrenpunktes" (l'illusion du point d'honneur). „Wenn der König von Preußen," fügt er hinzu, „in die Unterhandlung mit der

französischen Nation willigt, wird er einen edelmüthigen, mächtigen und treuen Verbündeten gewinnen." Der König aber wollte durchaus nichts von einer Unterhandlung mit der französischen Nation hören; der östreichische und russische Gesandte, noch mehr die französischen Prinzen und deren Marschälle Broglie und de Castries beschworen ihn, den letzten glücklichen Moment der Entscheidung nicht vorüber zu lassen und die große Schlacht, durch welche man sich den Weg nach Paris öffnen werde, zu schlagen. Braunschweig und Kalkreuth wurden in dem Kriegsrathe überstimmt; die Anordnungen zur Schlacht wurden bereits getroffen. Dumouriez aber kam dem Könige zuvor und kündigte den Waffenstillstand, gab indessen die Hoffnung nicht auf, daß ein neuer Vertrag zu Stande kommen werde, da er sich der Zustimmung und Unterstützung des Herzogs von Braunschweig dabei versichert halten durfte. Der Letztere versammelte am 24. September einen Cabinetsrath bei sich, in welchem ein Bericht an den König aufgesetzt ward, worin demselben unverholen vorgestellt wurde:

„1) daß zur Sicherung des Rückzuges der Armee und zur Rettung Ludwigs XVI. kein anderes Mittel übrig bleibe, als sofortige Räumung des französischen Gebietes;

„2) daß ein Courier mit wichtigen Depeschen aus England in Holland eingetroffen sei, welche beiden Mächte die, von dem Könige von Preußen an sie gerichtete Aufforderung, der Coalition beizutreten, abgelehnt hätten;

„3) daß sich die Nachricht bestätige, daß ein französisches Armeecorps unter dem General Custine bei Landau sich versammeln werde, in der Absicht, nach Deutschland vorzudringen und das preußische Heer vom Rheine abzuschneiden."

Der Herzog stellte nochmals vor, in welche Gefahren er sich und sein Heer durch längeres Verweilen bringen werde und seine ernsten Mahnungen bestimmten den König endlich, seine Einwilligung zum Abschlusse eines geheimen Vertrages mit Dumouriez zu geben. Zu diesem Vertrage hatte der französische Oberfeldherr Vollmacht von dem National-Convent durch drei an ihn abgeordnete Commissaire erhalten, welche am 30. September in seinem Lager eintrafen und hier die französischen Truppen der Republik den Eid der Treue schwören ließen. An demselben Tage unterzeichneten die Commissaire den zwischen dem Herzoge von Braunschweig und dem General Dumouriez geschlossenen Vertrag,

Act, 1919 (9 & 10 Geo. 5, c. 21), and the Ministry of Health

Hand ihnen nicht gelungen war. Die Bergpartei war zu lüstern nach dem Blute der Majestät, um nicht vorweg das Urtheil zu sprechen: „Die einzige vernünftige Unternehmung," sagte Marat schon am 4. October 1792, „welche sich bei der Lesung der angeblichen Eröffnungen des Königs von Preußen und Braunschweigs uns darbietet, ist: daß die Minister das Volk über das, dem Verschwörer Ludwig vorbehaltene, Schicksal ausforschen wollen. Die öffentliche Meinung hat sich laut genug ausgesprochen: das Haupt des grausamen Ludwigs muß unter dem Beile der Gerechtigkeit fallen; dies ist das Verlangen der Nation, das ist das Schicksal, welches ihn erwartet. Ohne Vollziehung eines Bluturtheils ist nichts gethan; hiermit muß begonnen werden."

Der Rückzug der Preußen wurde nur durch Scheingefechte einige Male aufgehalten; denn Kellermann erhielt von Dumouriez nicht eher Befehl, die Höhen von Fontaine zu besetzen, als bis die preußische Armee die Engpässe von Grand-Pré hinter sich und einen Vorsprung von zwei starken Tagemärschen gewonnen hatte.*) Der Zustand der preußischen Armee wurde mit jedem Tage gefahrvoller und bejammernswerther. Am 1. October war das Wetter noch heiter, die gute Laune kehrte stellenweis zurück. „Das Wetter" — schreibt der Kronprinz in seinem Tagebuche — „war sanft und schön. Zum Zeitvertreib rauchte ich mein Pfeifchen, und zwar — quod bene notandum — mit gutem Erfolge. — Beim Einrücken in das Lager hörte ich ein neues Stück blasen, was mir so gefiel, daß ich es sogleich auswendig behielt und ich es später den Garde-du-Corps-Trompetern gegeben habe. — En passant bekam ich einen Teller mit Linsen und Schweinebraten." In den gleich darauf folgenden Tagen änderten sich Wetter und Zustände sehr zum Schlimmen. In dem Tagebuche

*) Dumouriez giebt in seiner von ihm selbst geschriebenen Lebensbeschreibung (Vie du Général D. T. III. pag. 191 und 217) dem General Kellermann Schuld, er habe die ihm ertheilten Befehle nicht gehörig ausgeführt, wodurch die preußische Armee der Vernichtung in den Pässen von Grand-Pré entgangen sei. Durch später bekannt gewordene officielle Actenstücke ist erwiesen, daß Kellermann keine solchen Befehle erhielt und daß der unangefochtene Rückzug der Preußen von Dumouriez und den drei Abgeordneten des National-Conventes: Prieur de la Marne, Carra und Sillery vertragsmäßig bewilligt worden war. Mém. d'un homme d'état. T. I. p. 485. Es erweckt kein großes Vertrauen zu den Quellenstudien, welche Thiers zu seiner Geschichte der Revolution gemacht zu haben vorgiebt, daß er von dieser Uebereinkunft nichts weiß, und die Bereitwilligkeit des Rückzuges der Preußen in einem ihrem Könige von Dumouriez zugeschickten Sack Kaffee und das Gelingen des Rückzuges in der Uneinigkeit der französischen Generale zu finden vermeint.

Ego, Willelmus Dei gratia Rex Anglorum et Normannorum, dum adhuc in humanis agerem, pro salute animæ meæ, et pro statu regni mei, quod Deus mihi dedit, et pro pace et tranquillitate ejusdem regni, et pro amicitia quam habeo cum Philippo Rege Francorum, et pro pace et tranquillitate Normanniæ, et pro amicitia quam habeo cum Comite Flandrensium, et pro pace et tranquillitate Britanniæ, et pro amicitia quam habeo cum Comite Britannorum, et pro pace et tranquillitate Aquitaniæ, et pro amicitia quam habeo cum Comite Aquitanorum, et pro pace et tranquillitate Scotiæ, et pro amicitia quam habeo cum Rege Scotorum, et pro pace et tranquillitate Walliæ, et pro amicitia quam habeo cum Principibus Walliæ, et pro pace et tranquillitate Hiberniæ, et pro amicitia quam habeo cum Principibus Hiberniæ, et pro pace et tranquillitate omnium regionum quæ sub ditione mea sunt, et pro amicitia quam habeo cum finitimis regibus et principibus, et pro pace et tranquillitate omnium regionum quæ finitimæ sunt regno meo

fortziehen, ich dachte sie wenigstens um das Gewicht meiner Person zu erleichtern. Die Reitpferde waren nicht zu erblicken; des Herzogs großer Küchenwagen, mit sechs tüchtigen Gäulen bespannt, kam an mir vorbei, ich bestieg ihn, von Victualien war er nicht ganz leer, die Küchenmagd aber steckte sehr verdrießlich in der Ecke. Man hatte sich auf den zähen, hier und da quelligen, rothen Thonfeldern unvorsichtig eingelassen, in einer solchen Folge mußte zuletzt auch dem tüchtigen Küchengespann die Kraft ausgehen. Ich schien mir in meinem Wagen wie eine Parodie von Pharao im rothen Meere, denn auch um mich her wollten Reiter und Fußvolk in gleicher Farbe gleicher Weise versinken."

Die Stimmung in dem preußischen Hauptquartiere gegen die französischen Prinzen war auf dem Rückmarsche nicht angenehmer geworden. „Ich begegnete" — erzählt der Kronprinz in seinem Tagebuche vom 7. October — „einigen Emigranten von dem Corps der Prinzen, die mit mir ritten, ohne mich zu kennen und mir vielerlei indiscrete Fragen machten, unter Anderen: warum wir nicht Bataille geliefert? warum wir zurückgingen? und dergleichen mehr. Etwas ärgerlich antwortete ich: weil sich nichts von alle dem bestätigt hat, was uns die Emigranten verheißen und weil ihrethalben die Armee nicht geopfert werden sollte." Da für die Proviantirung des Heeres so gut wie gar nicht gesorgt war, wurden die Regimenter auf „das Ausfouragiren" der Dörfer angewiesen und aus dem Tagebuche des Kronprinzen ersehen wir, daß die Erfindung der so verrufenen Razzia nicht so neu ist, als die französischen Bülletins aus Algier es uns glauben machen wollen: „Den 8. October. Die Dörfer Forges, Chattaucourt und Coumières sollten ausfouragirt werden. Ich ritt selbst nach Coumières und suchte, so viel thunlich, das Plündern und Stehlen in den Häusern zu hintertreiben. Wir brachten eine beträchtliche Anzahl Vieh zusammen, welches indessen sehr klein und mager war." — Ergreifend sind die Schilderungen, welche Goethe von dergleichen Plünderungen und von den Zuständen des Heeres auf dem Rückzuge macht. „In Sivry war preußischen Husaren ein Bauernpferd unfreiwillig gefolgt; im Lager riß es sich los und gallopirte zurück in seinen Stall. Es wurde zum zweiten Male entführt, worüber das ganze Dorf in Aufstand und Wehklagen gerieth. Eine augenblickliche Hoffnung that sich hervor; der Kronprinz von Preußen kam geritten, und indem er sich erkundigen wollte, was die Menge zusammengebracht, wendeten sich die guten Leute an ihn mit Flehen, er möge ihnen das Pferd wieder zurückgeben. Es stand nicht in

Ein Teil dieser Ablagerungen ist durch Verwitterung und Abtragung wieder zerstört worden, wie die Reste von Kalkbänken beweisen, die sich in Form von Blöcken und Geröllen in den Schottern finden. Ein Teil dieser Kalkbänke ist durch Kalkabsatz aus Quellen verkittet worden, wie man an einigen Stellen sehr schön beobachten kann

Parchentreißer — die ſo nöthige Ruhe unwiderbringlich verkümmerte. Ich löſte den Strang am Zeltpflock, um meinen Widerſacher kennen zu lernen; es war ein braver, tüchtiger Mann von der Dienerſchaft, er lag vom Monde beſchienen in ſo tiefem Schlafe, als ob er Endymion ſelbſt geweſen wäre. Die Unmöglichkeit, in ſolcher Nachbarſchaft Ruhe zu finden, regte den ſchalkiſchen Geiſt in mir auf; ich nahm eine Weizenähre und ließ die ſchwankende Laſt über Stirn und Naſe des Schlafenden ſchweben. In ſeiner tiefen Ruhe geſtört, fuhr er mit der Hand mehrmals über das Geſicht, und ſobald er wieder in Schlaf verſank, wiederholte ich mein Spiel, ohne daß er hätte begreifen mögen, woher in dieſer Jahreszeit eine Bremſe kommen könnte.*) Darüber war mir alle Schlafluſt vergangen, ich trat vor das Zelt und bewunderte in dem wenig veränderten Bilde die unendliche Ruhe am Rande der größten, immer noch denkbaren Gefahr, und wie in Augenblicken Angſt und Hoffnung, Kümmerniß und Beruhigung wechſelweiſe auf- und abgaukeln, ſo erſchrak ich wieder, bedenkend, daß wenn der Feind uns in dieſem Augenblicke überfallen wollte, weder eine Radſpeiche, noch ein Menſchengebein davon kommen würde."

*) Zu dieſem von Goethe ausgeübten Scherzmittel gegen das ungeſellige Schnarchen ſei hier noch eines zweiten aus dem Feldlagerleben (1813) Erwähnung gethan. Wir pflegten dem Nachbar, der uns die nächtliche Ruhe durch ſo böſe Angewöhnung verkümmerte, in den offenen Mund einen großen Trichter von Papier zu ſtecken. Darauf zündeten wir das nach oben gerichtete breite Ende an und riefen: „Feuer!" Der Schnarcher ſchnob in die hellen Flammen und fuhr mit ſolchem Entſetzen aus dem Schlafe auf, als ob ihm der Kopf brenne und er und wir blieben dann auf längere Zeit von dem Uebelſtande befreit.

Fig. 1. Cliff-dwelling in Canyon de Chelly, Arizona.

Fig. 2. Cliff-dwelling in Canyon de Chelly, Arizona.

dehnung des Begriffs und ich zweifle, daß wir von ihnen den geringsten Vortheil haben werden, vielmehr fürchte ich, daß durch sie die Verirrung und der Schrecken im Innern nur vermehrt werden wird. Ohne Wiederherstellung strenger Disciplin werden wir unter dem verwüstenden Schwerte unserer Freiheit zu Grunde gehen."

Dumouriez versuchte durch strenge Maßregeln die Mannszucht aufrecht zu halten; dies gab Marat Veranlassung zu wüthenden Ausfällen und Anklagen in seinem Journale, so daß es Dumouriez für das Beste hielt, sobald die Preußen den Rückzug angetreten hatten, ihre Beobachtung Kellermann und den anderen Generalen zu überlassen, sich selbst aber für seine Person nach Paris zu begeben, sich dort seiner Freunde zu versichern, seinen Feinden aber entschlossen entgegen zu treten. Er verließ die Armee am 7. October und traf den 11. in Paris ein. Am folgenden Tage erschien er in dem National-Convent, von zwei Adjutanten begleitet, überbrachte eine dem Emigrantenheere der französischen Prinzen abgenommene Fahne und erstattete in kräftiger, kurzgefaßter Rede Bericht über den Feldzug. Die gemäßigte Partei der Girondins, selbst ehemalige Minister, welche er gestürzt hatte, empfingen ihn mit Herzlichkeit und Vertrauen, nur der Berg blieb zurückhaltend. Am folgenden Abend machte er dem Jacobinerclub seinen Besuch, welcher damals eine gebieterische Stellung über dem National-Convent einnahm. Dieser Club bildete ein öffentliches Vehmgericht; verlangte er von einem Minister, von einem Gerichtshofe, von einem Generale, ja selbst von dem National-Convent über irgend einen Gegenstand Rechenschaft, so wagte Niemand sie zu verweigern. Ein großer Theil der Deputirten gehörte dem Club an, die Vornehmen und Reichen der Hauptstadt ließen sich aufnehmen und die elegantesten Staatskarossen fuhren vor dem Sitzungslocale vor. Danton empfing als Präsident Dumouriez, der unter allgemeinem Beifallsruf eintrat, mit einer Anrede, in welcher er ihm das Zeugniß gab, daß er sich um das Vaterland wohl verdient gemacht habe, daß sich aber vor ihm eine neue Laufbahn eröffne, indem er vor der rothen Mütze, mit welcher die Gesellschaft ihn geschmückt habe, die Kronen werde stürzen machen. Dumouriez versprach: „noch vor Ende des Monats an der Spitze von 60,000 Mann gegen die Könige zu marschiren, um die Völker von der Tyrannei zu befreien." Einer der damals beliebten Volksredner, Callot d'Herbois, redete ihn also an: „Nicht ein König, o Dumouriez, hat dich zum General ernannt, sondern deine Mitbürger.

Sei eingedenk, daß ein General der Republik nur ihr allein dienen kann. — Völker im Sklavenjoche erwarten dich, um sie zu befreien; welch' eine ruhmvolle Sendung: Indessen wird es doch gut sein, daß du dich einer allzu großen Generosité gegen die Feinde enthältst. Du hast den König von Preußen etwas zu sehr nach französischer Weise — ich meine die alte französische Galanterie — nach Haus geschickt; indessen wir hoffen: Oestreich wird dafür das Doppelte bezahlen müssen."

Wo Dumouriez sich zeigte, wurden ihm als dem Besieger der Preußen, als dem Retter der Hauptstadt die schmeichelhaftesten Huldigungen dargebracht; nur Marat, dieser gefürchtete „Freund des Volkes", hatte mit seinem Hyänengeruch ausgewittert, daß ihm die Beute zufallen müsse. Frecher als je zuvor wurde seine Sprache, nachdem er in dem National-Convent, dessen Mitglied er war, sich mit Erfolg gegen die Anklage vertheidigt hatte, welche die Girondins gegen ihn wegen der Septembertage und wegen seines Vorschlags, einen Dictator zu ernennen, erhoben hatten. Der geistreiche Vergniaud hatte in der Sitzung vom 24. September in edler Entrüstung ausgerufen, „daß es ihn anwidere, einem Menschen zu antworten, welcher Alles mit Verleumdung, Gift und Blut besudle." Schon riefen Stimmen: „Nach der Abtei mit ihm! Zur Guillotine!" aber Niemand wagte Hand an dies „Stachelschwein", so nannte man Marat sogar in dem Club der Jacobiner, zu legen. Mit sarkastischem Lächeln und der Sicherheit des „guten Gewissens", denn auch darauf berief er sich, erklärte er: nicht eine Silbe von dem, was er gesagt und geschrieben habe, zurückzunehmen. „Einen Widerruf von mir verlangen," sagte er, „das heißt von mir verlangen, das nicht zu sehen, was ich sehe, das nicht zu fühlen, was ich fühle, und keine Macht der Erde kann eine solche Umkehr meiner Gedanken jemals bewirken; ich kann für die Reinheit meines Herzens gut sagen, aber niemals kann ich meine Ueberzeugung aufgeben, meine Gedanken sind so, wie die Natur der Sache sie mir eingiebt." Gegen Dumouriez wendete sich Marats Verdacht in mehr als einer Hinsicht. Er machte es ihm zum Vorwurfe, daß er in einem so wichtigen Zeitpunkte, wo er mit einem entscheidenden Schlage das, auf dem ungeordnetesten Rückzuge begriffene, preußische Heer hätte vernichten können, die Armee verlassen habe und nach Paris gekommen sei, um „sich in den Theatern applaudiren zu lassen und bei einem Schauspieler mit den Nymphen der Oper Lustlager zu halten."

Nachdem Dumouriez das Heer verlassen hatte, hörte ein Zusammenwirken der Generale der einzelnen französischen Armeecorps gänzlich auf; die herbeigeeilten Nationalgarden und Freiwilligen verließen in Schaaren das Lager, da sie das Vaterland nicht mehr in Gefahr wußten; Kellermann zählte an Feldflüchtigen binnen vier Wochen gegen 10,000 Mann. Mit der größten Vorsicht folgte er dem Marsche der sich langsam zurückziehenden Preußen, welche den ersten Halt in Verdun machten, allein nur auf eine Nacht ward hier und in der Umgebung den zum Tod Ermüdeten und Ermatteten Ruhe und einmal wieder warme Nahrung zu Theil. In dem geheimen Vertrage, von dem nur der König und seine allernächste Umgebung — den Kronprinzen ausgenommen — Kenntniß hatten, war die Uebergabe der beiden Festungen Verdun und Longwy bedungen. Zum Scheine wurden auch vor Verdun noch einige Kugeln gewechselt; am 11. October zogen die Franzosen zur Mitbesetzung der Stadt ein; am 14. mußte sie völlig von den Preußen geräumt sein. Die Franzosen betrachteten die Preußen bereits als Bundesgenossen; wo sich Soldaten, Officiere, Generale beider bisher feindlichen Heere trafen, schimpften sie aus einem und demselben Tone auf die ausgewanderten französischen Prinzen, Aristokraten und Oestreicher.

„Am 12. October des Nachmittags" — erzählt der Kronprinz von Preußen — „ritt ich zum letzten Male nach Verdun. Das Ganze hatte schon ein anderes Ansehen gewonnen; die meisten Einwohner trugen bereits die dreifarbige Cokarde, auch begegnete ich einzelnen französischen Soldaten, die allerhand einkauften. Die Porte de France war schon gemeinschaftlich besetzt. Mehrere französische Soldaten, die mir begegneten, sprachen mich, ich sie an, Alle schienen den Preußen sehr gewogen, schwatzten viel, waren fröhlich, zuthunlich und schimpften wacker auf die Oestreicher. Ein Chasseur à cheval, der bei dem Pastetenbäcker eintrat, wo ich mir eben hatte Wein geben lassen, trieb die Höflichkeit so weit, daß er, sobald er hörte, wer ich wäre, auf meine Gesundheit trank, welches ich dann zu erwidern nicht unterließ." Dieser letzte Besuch des Kronprinzen galt vornehmlich der Mutter und den beiden hübschen Töchtern, wovon wir oben schon erzählten. „Der jüngsten ein paar Küsse auf die Lippen gedrückt, die wohlthuend und herzlich erwidert wurden und nun mit etwas wehmüthigem Herzen eben so schnell wieder zur Thür hinaus, zu Pferde — und Adieu Verdun!" —

Jan. 8 [1770] Mrs. Lucas & Mrs. Jackson & Miss Jackson & Miss Lucas & Miss Sally Lucas & Miss Betsy Lucas & Miss Nancy Lucas & Miss Polly Lucas & Miss Peggy Lucas & Miss Lucy Lucas & Miss Kitty Lucas & Miss Jenny Lucas & Miss Molly Lucas & Miss Susy Lucas & Miss Hannah Lucas & Miss Rachel Lucas & Miss Ann Lucas & Miss Sarah Lucas & Miss Elizabeth Lucas & Miss Mary Lucas & Miss Martha Lucas & Miss Rebecca Lucas & Miss Deborah Lucas & Miss Abigail Lucas & Miss Dorothy Lucas & Miss Esther Lucas & Miss Lydia Lucas & Miss Naomi Lucas & Miss Ruth Lucas & Miss Leah Lucas & Miss Jemima Lucas & Miss Tabitha Lucas & Miss Keziah Lucas & Miss Zilpah Lucas & Miss Bilhah Lucas & Miss Dinah Lucas & Miss Asenath Lucas & Miss Zipporah Lucas & Miss Hagar

„So zogen wir fort, jeden Augenblick in Gefahr bei der geringsten eigenen Stockung selbst über Bord geworfen zu werden. In dem schönen, wohlgebauten Städtchen Eſtain fanden wir durch Straßen und auf Plätzen ein ſinnverwirrendes Gewimmel um und neben uns; die Maſſe wogte hin und her, und indem Alles vorwärts drang, ward Jeder dem Andern hinderlich. Wir traten in das ſchön getafelte Zimmer eines wohleingerichteten Hauſes. In dem großen Spiegel über dem Kamine beſchauten wir uns ungern, denn ich hatte noch immer nicht die Entſchließung gefaßt, meine langen Haare kurz ſchneiden zu laſſen, die jetzt wie ein verworrener Hanfrocken umherquollen. Der Bart ſtrauchig, vermehrte das wilde Anſehen unſerer Gegenwart.*) Nun aber konnten wir aus unſeren Fenſtern den ganzen Markt überſehen, das grenzenloſe Getümmel beinah mit Händen greifen. Aller Art Fußgänger, uniformirte, marode, geſunde aber ſehr niedergeſchlagene in Civilkleidung, Weiber und Kinder drängten und quetſchten ſich zwiſchen Fuhrwerk aller Geſtalt; Rüſt- und Leiterwagen, Ein- und Mehrſpänner, hunderterlei eigener und requirirter Gepferde, ausweichend, aneinander drängend, hinderten ſich rechts und links. Auch Hornvieh war im Zuge, wahrſcheinlich weggenommene, entführte Heerden. Reiter ſah man wenig; auffallend aber waren die eleganten Wagen der Emigrirten, vielfarbig lackirt, verſilbert und vergoldet. Die größte Noth aber entſtand da, wo die den Markt füllende Menge in eine, zwar gerade und wohlgebaute, doch verhältnißmäßig viel zu enge Straße ihren Weg einſchlagen ſollte. Ich habe in meinem Leben nichts Aehnliches geſehen; vergleichen aber ließ ſich der Anblick mit einem, erſt über Wieſen und Anger ausgetretenen, Strome, der ſich nun wieder durch enge Brückenbogen durchdrängen ſoll, die Trümmer verwüſteter Dörfer und Gärten, lebendes und todtes Vieh, Wagen und Wiegen in buntem Durcheinander mit ſich fortführend.“ Damit in dem Bilde des troſtloſen Rückzuges kein Zug des moskauiſchen fehlen möge, ſei noch erwähnt, daß der König einige hundert Cüraſſiere hatte abſitzen laſſen, deren Pferde zum Vorſpann bei den Kanonen und Munitionswagen

*) Bei einer mündlichen Schilderung, welche uns eines Tages Goethe über dieſe Erlebniſſe machte, fügte er hinzu: „Unter allen dieſen ägyptiſchen Plagen aber, welche wir mit König Pharao theilten, war mir doch die ekelhafteſte und entſetzlichſte: die Gefahr von den Läuſen aufgefreſſen zu werden.“ Der Kronprinz von Preußen weiß ebenfalls davon zu erzählen, „wie die Grenadiere das Ungeziefer aus den Näthen ihrer verſchiedenen Kleidungsſtücke zu bürſten pflegten.“

Mr. Hall, Mr. Wilson, Mr. Hall, Mr. Wilson, Mr. Hall, Mr. Wilson,

Gattungen von Truppen, auch Carabiniers. Einige hatten Cüraſſe über, andere unter dem Kleide, mehrere trugen gar keine; ſo ſchien Alles ziemlich willkürlich der eigenen Wahl der Menſchen überlaſſen zu ſein. Der ganze Marktplatz hatte ſich nach und nach mit franzöſiſchem Militair gefüllt. Um uns herum ſtand ein großer Haufe von Officieren, wovon ſich die meiſten mit uns ſehr zutraulich, offen, jedoch überaus artig und höflich unterhielten, und keine Gelegenheit verabſäumten, um ihre Achtung für Preußen, aber zugleich ihren beſtimmten Haß gegen Oeſtreich zu äußern. Sie redeten viel von Allianee zwiſchen Preußen und Frankreich gegen Oeſtreich und was dergleichen mehr war. Auch kam die Reihe an ihre ehemaligen Prinzen, ſie zogen Parallelen zwiſchen den preußiſchen und jenen, wo ſie denn viel Schmeichelhaftes zu unſerem Vortheil zu ſagen wußten. Am Ende ging es ſo weit, daß, hätte es noch länger gedauert, ich glaube gar, *ſie hätten mich zu ihrem Könige gewählt*; wenigſtens beehrten ſie mich in der That mit dieſem Antrage, der, wie wohl zu begreifen, nur eine Redensart ſein konnte, mir doch immer ſeltſam genug in dem Munde dieſer Leute vorkommen mußte..... Am folgenden Tage wurde Longwy ganz von unſeren Truppen geräumt, und ſo war denn *unſere mißlungene Campagne* auf franzöſiſchem Grund und Boden geendigt."

Das Geheimnißvolle, welches die Unterhandlung über den Rückzug umgab, erregte nicht nur bei dem gemeinen Manne, ſondern auch bei den Officieren höherer und niederer Grade den Verdacht, daß hier Verrätherei, und die Ueberzeugung, daß mindeſtens Rathloſigkeit und Unfähigkeit der Höchſt-Commandirenden das Unglück verſchuldet habe. Einſichtige Generalſtabs-Officiere, wie Maſſenbach, machten den Herzog auf die Gefahr aufmerkſam, welcher das Heer ausgeſetzt ſei, „wenn es den Franzoſen einfiele, den Rückziehenden auf der Sehne des Bogens, auf welchem ſich das Heer nach dem Rheine bewege, den Weg nach Luxemburg, Trier, Coblenz zu verrennen;" worauf Braunſchweig mit einer Seelenruhe, als ob er guten Grund habe, dies nicht zu fürchten, antwortete: „Das wäre ein verteufelter Streich, aber die Franzoſen denken daran nicht. Alles Uebel, was man ſelbſt denkt, geſchieht nicht." *)

Goethe ſchildert die Aufregung, die ſich bei ihm ſelbſt und ſeinen nächſten

*) Maſſenbachs Memoiren I. S. 128.

Rome, and the Tiber flowing between it and the Campus Martius. Beyond the Campus Martius, on the right bank of the river, are the Janiculum and the Vatican Hill. The Pons Sublicius, the Pons Aemilius, and the Pons Cestius are the bridges which cross the river. The Pons Aelius, which leads to the Mausoleum of Hadrian, is not visible in the picture. The Aventine Hill is on the left bank of the river, and the Palatine Hill is behind it. The Circus Maximus is between the Aventine and the Palatine. The Capitoline Hill is on the left bank of the river, and the Forum Romanum is between it and the Palatine. The Colosseum is on the left bank of the river, and the Arch of Constantine is between it and the Palatine. The Arch of Titus is on the left bank of the river, and the Arch of Septimius Severus is between it and the Palatine. The Arch of Augustus is on the left bank of the river, and the Arch of Tiberius is between it and the Palatine. The Arch of Claudius is on the left bank of the river, and the Arch of Nero is between it and the Palatine. The Arch of Vespasian is on the left bank of the river, and the Arch of Domitian is between it and the Palatine. The Arch of Trajan is on the left bank of the river, and the Arch of Hadrian is between it and the Palatine. The Arch of Antoninus Pius is on the left bank of the river, and the Arch of Marcus Aurelius is between it and the Palatine. The Arch of Septimius Severus is on the left bank of the river, and the Arch of Caracalla is between it and the Palatine. The Arch of Constantine is on the left bank of the river, and the Arch of Constantine is between it and the Palatine.

Reichstruppen ein vaterländiſcher Sinn oder ein Ehrgefühl bei, um dem ſo viel verlachten Sansculottenheere, welches gerade jene Eigenſchaften in hohem Grade beſaß, die Stirn bieten zu können. Dazu kam noch, daß unter der deutſchen Bevölkerung am Rheine, namentlich in Mainz, ſich die Sympathie für die „Neu-Franken“ laut und unverholen ausſprach. Freiheitsbäume wurden aufgepflanzt, Clubs gebildet, einzelne Reichsſtände erklärten ſich bereits für neutral. Karl Theodor, Kurfürſt von Baiern und der Pfalz, verſchwendete die Einkünfte ſeiner beiden Kurfürſtenthümer für Jagdhunde, Maitreſſen, Pfaffen und ſchöne Künſte; ſein Heer befand ſich in traurigſter Verfaſſung, und obſchon er dem Reichstagsbeſchluſſe, welcher Frankreich den Krieg erklärte, beigetreten war, ſchloß er für ſich einen Neutralitätsvertrag, empfing einen Geſandten der franzöſiſchen Republik in Mannheim, ließ Cuſtine zur Einnahme von Mainz beglückwünſchen und verweigerte den kaiſerlichen Truppen den Durchmarſch durch Mannheim und Jülich. Unter der Hand aber erbettelte er ſich von England Hülfsgelder und ließ erſt, als dieſe eingegangen waren, aus der Pfalz einige Jäger-Compagnien zum Belagerungsheer vor Mainz ſtoßen. Eben ſo wenig machte Preußen große Anſtrengungen zur Fortſetzung des Krieges; der Verſuch im erſten Feldzuge war dem Lande theuer zu ſtehen gekommen und der König gab dem, von dem Miniſter Haugwitz und dem Herzoge Ferdinand ihm ertheilten, Rathe Gehör, ſich nur in untergeordneter Weiſe an dem ferneren Reichskriege zu betheiligen, bei dem vor der Hand nichts zu gewinnen ſei, während an der Oſtgrenze eine ſehr wünſchenswerthe Eroberung polniſcher Provinzen in Ausſicht ſtand.

Am eifrigſten betrieb den Krieg gegen Frankreich der deutſche Kaiſer; keineswegs aber aus Theilnahme für das Reich, ſondern aus gerechter Beſorgniß, daß ihm ſein ſchönes Beſitzthum in den Niederlanden verloren gehen könnte. Dahin hatte Dumouriez längſt ſein Augenmerk und zu Ende October auch ſeinen Kriegszug gerichtet. Die unter den Befehlen des Herzogs von Sachſen-Teſchen und des Generals Clairfait bei Mons vereinigte öſtreichiſche Armee wurde am 5. November 1792 bei Gemappe in einer blutigen Schlacht aufs Haupt geſchlagen, in welcher unter Dumouriez' Oberbefehl der Sohn des Herzogs von Orleans (ſpäter König Louis Philipp) in dem Heere der Republikaner ſich die Sporen verdiente.

Mit Sehnſucht erwartete die Bevölkerung von Lüttich die Franzoſen, welche den Biſchof, deſſen böſe Händel wir erwähnt haben, ſammt der öſtreichiſchen

Beſatzung verjagten und bis zur hochberühmten Kaiſerſtadt Aachen vordrangen. Durch einen Reichsbeſchluß wurde für den Feldzug des nächſten Jahres der Oberbefehl über das Reichsheer der alleinigen Leitung des Kaiſers übertragen, der öſtreichiſche General Prinz von Coburg zum Reichs-General-Feldmarſchall ernannt; eine Veranlaſſung mehr für Preußen, ſich nicht mit ſolcher Anſtrengung wie bei dem erſten Feldzuge, bei welchem der König den Oberbefehl führte, zu betheiligen. Welchen Einfluß auf die weitere Kriegführung am Rheine und die Politik Preußens der Einmarſch der Ruſſen in Polen und die dort alsbald unternommene Theilung des republikaniſchen Königreichs ausübte, haben wir hier kurz zu erwähnen, bevor wir den Feldzug des verhängnißvollen Jahres 1793 gegen Frankreich eröffnen.

Apollonia Rosati.

Apollonia Rosati, Besitzerin des Hôtel de Rome in Rom, wurde am 6. Februar 1793 zu Trastevere geboren. Ihr Vater, ein Fischer, starb früh, und die Mutter, eine Wäscherin, mußte sich und ihre Kinder kümmerlich ernähren. Apollonia, die Jüngste, wurde in ihrer Jugend von einem Maler, Namens Mancini, als Modell benutzt, und dieser Umstand mag wohl Veranlassung gewesen sein, daß sie sich später dem Theater widmete. Sie trat zuerst in Rom auf, dann in Florenz, Neapel, Mailand, Venedig, Turin, Genua, Livorno, Lucca, Bologna, Ferrara, Modena, Parma, Piacenza, Reggio, Pisa, Siena, Perugia, Ancona, Pesaro, Rimini, Ravenna, Forli, Faenza, Imola, Senigallia, Fano, Macerata, Loreto, Civitavecchia, Viterbo, Frascati, Albano, Velletri, Tivoli, Terracina, Gaeta, Capua, Caserta, Aversa, Nola, Sorrento, Castellamare, Salerno, Amalfi, Palermo, Messina, Catania, Syracus, Trapani, Girgenti, Malta, Corfu, Zante, Cephalonia, Patras, Athen, Smyrna, Constantinopel, Odessa, Petersburg, Moskau, Wien, Prag, Dresden, Berlin, Hamburg, Bremen, Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen, Brüssel, Paris, Lyon, Marseille, Nizza, Genf, Lausanne, Bern, Zürich, Basel, Straßburg, Mannheim, Frankfurt, Augsburg, München, Innsbruck, Triest, Venedig, Mailand, Turin, Genua, Livorno, Florenz, Rom, Neapel, Palermo, Malta, Gibraltar, Lissabon, Porto, Madrid, Barcelona, Valencia, Malaga, Cadix, Sevilla, Granada, Algier, Tunis, Tripolis, Alexandrien, Cairo, Jerusalem, Beirut, Damascus

Ely, R. T. and Hoxie, R. F. (1925). *Labor Problems*. 3rd Rev. Ed. New York.

Fisher, I. (1926). 'A statistical relation between unemployment and price changes'. *International Labour Review*, June, 1926. Reprinted as 'Lost and found: I discover the Phillips curve: Irving Fisher', *Journal of Political Economy*, March/April, 1973.

Hansen, A. H. (1951). *Business Cycles and National Income*. New York.

Hansen, A. H. (1953). *A Guide to Keynes*. New York.

Hansen, B. (1951). *A Study in the Theory of Inflation*. London.

Hansen, B. (1970). 'Excess demand, unemployment, vacancies, and wages'. *Quarterly Journal of Economics*, February, 1970.

Harrod, R. F. (1936). *The Trade Cycle*. Oxford.

Harrod, R. F. (1939). 'An essay in dynamic theory'. *Economic Journal*, March, 1939.

Harrod, R. F. (1948). *Towards a Dynamic Economics*. London.

Hicks, J. R. (1937). 'Mr. Keynes and the "classics"; a suggested interpretation'. *Econometrica*, April, 1937.

Hicks, J. R. (1939). *Value and Capital*. Oxford.

Hicks, J. R. (1950). *A Contribution to the Theory of the Trade Cycle*. Oxford.

Hicks, J. R. (1955). 'Economic foundations of wage policy'. *Economic Journal*, September, 1955.

Hicks, J. R. (1965). *Capital and Growth*. Oxford.

Hicks, J. R. (1967). *Critical Essays in Monetary Theory*. Oxford.

Hicks, J. R. (1974). *The Crisis in Keynesian Economics*. Oxford.

Hicks, J. R. (1975). 'The scope and status of welfare economics'. *Oxford Economic Papers*, November, 1975.

Hicks, J. R. (1976). 'Some questions of time in economics'. In *Evolution, Welfare and Time in Economics*, ed. A. M. Tang, F. M. Westfield and J. S. Worley. Lexington, Mass.

Hicks, J. R. (1977). *Economic Perspectives*. Oxford.

Hicks, J. R. (1979). *Causality in Economics*. Oxford.

Hicks, J. R. (1980). 'IS-LM: an explanation'. *Journal of Post Keynesian Economics*, Winter, 1980.

Hicks, J. R. (1981). *Wealth and Welfare*. Oxford.

Hicks, J. R. (1982). *Money, Interest and Wages*. Oxford.

Hicks, J. R. (1983). *Classics and Moderns*. Oxford.

Hicks, J. R. (1984). *The Economics of John Hicks*. Oxford.

Hicks, J. R. (1985). *Methods of Dynamic Economics*. Oxford.

Hicks, J. R. (1989). *A Market Theory of Money*. Oxford.

Hicks, J. R. (1991). 'The Swedish economists and Keynes'. *Oxford Economic Papers*, January, 1991.

Hicks, J. R. (1992). 'Reflections on the Treatise'. *Keynes Centenary Conference*, King's College, Cambridge, July, 1992.

Hicks, J. R. (1993). 'Is interest the price of a factor of production?' In *Readings in Distribution Theory*, ed. E. Mansfield. New York.

Hicks, J. R. (1994). 'Time in economics'. In *Time, Uncertainty and Disequilibrium*, ed. M. Baranzini and G. C. Harcourt. London.

Hicks, J. R. (1995). 'Thirlwall's law and beyond'. *Journal of Post Keynesian Economics*, Spring, 1995.

Hicks, J. R. (1996). 'Time and money'. *Oxford Economic Papers*, January, 1996.

Hicks, J. R. (1997). 'Time and money: the three stages'. *International Review of Economics and Finance*, 6, 1997.

Hicks, J. R. (1998). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Growth and Methodology*, ed. H. Hagemann and O. F. Hamouda. Cheltenham.

Hicks, J. R. (1999). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2000). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2001). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2002). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2003). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2004). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2005). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2006). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2007). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2008). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2009). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2010). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2011). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2012). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2013). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2014). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2015). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2016). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2017). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2018). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2019). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2020). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2021). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2022). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2023). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2024). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2025). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2026). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2027). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2028). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2029). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2030). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2031). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2032). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2033). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2034). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2035). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2036). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2037). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2038). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2039). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2040). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2041). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2042). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2043). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2044). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2045). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2046). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2047). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2048). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2049). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2050). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2051). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2052). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2053). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2054). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2055). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2056). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2057). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2058). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2059). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2060). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2061). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2062). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2063). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2064). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2065). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2066). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2067). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2068). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2069). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2070). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2071). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2072). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2073). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2074). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2075). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2076). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2077). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2078). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2079). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2080). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2081). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2082). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2083). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2084). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2085). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2086). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2087). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2088). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2089). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2090). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2091). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2092). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2093). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2094). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2095). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2096). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2097). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2098). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2099). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2100). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2101). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2102). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2103). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2104). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2105). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2106). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2107). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2108). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2109). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2110). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2111). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2112). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2113). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2114). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2115). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2116). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2117). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2118). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2119). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2120). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2121). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2122). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2123). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2124). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2125). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2126). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2127). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2128). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2129). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2130). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2131). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2132). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2133). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2134). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2135). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2136). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2137). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2138). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2139). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2140). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2141). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2142). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2143). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2144). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2145). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2146). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2147). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2148). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2149). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2150). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2151). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2152). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2153). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2154). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2155). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2156). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2157). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2158). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2159). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2160). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2161). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2162). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2163). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2164). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2165). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2166). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2167). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2168). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2169). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2170). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2171). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2172). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2173). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2174). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2175). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2176). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2177). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2178). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2179). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2180). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2181). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2182). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2183). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2184). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2185). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2186). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2187). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2188). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2189). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2190). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2191). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2192). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2193). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2194). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2195). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2196). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2197). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R. (2198). 'Time and money: the three stages'. In *Money, Interest and Time*, ed. J. Deutsch, B. Dow and T. Lybeck. Cheltenham.

Hicks, J. R.

jeden Entwurf zur Begründung eines erblichen Thrones in der Republik Polen mit der Gewalt der Waffen zu bekämpfen, um, sofern es nothwendig sein sollte, die Verfassung und die Grundsätze der polnischen Republik zu erhalten." Unter dem betreffenden Einfluß von Preußen und Rußland wurde am 7. September 1774 der Stölnick von Lithauen, Stanislaus Augustus Cioleck von Poniatowski, zum Könige von Polen gewählt. Friedrich II. richtete ein Glückwünschungsschreiben an Stanislaus, worin es heißt: „Von demjenigen, welcher die Krone der Geburt verdankt, erwartet man nicht mehr, obschon viel mehr zu wünschen wäre, als das, womit die Menschen gewöhnlich begabt sind. Aber von dem, welcher von seines Gleichen von einem Unterthane zum Könige erhoben, von dem, welcher freiwillig gewählt worden über die zu regieren, die ihn wählten, erwartet man Alles, was nur irgend eine Krone verdienen und zieren kann. Ein König durch Geburt, der seines Standes unwürdig handelt, ist eine Satire auf sich selbst; aber ein gewählter König, der seiner Würde nicht gemäß handelt, beschimpft auch seine Unterthanen." Die besondere Obhut, in welche Katharina II. und Friedrich die polnische Republik nahmen, ging, wie wir dies an anderer Stelle ausführlich erzählten, endlich so weit, daß beide Mächte der Republik Beweise ihrer Zuneigung dadurch zu geben vermeinten, daß sie die, ihnen zunächst gelegenen, Provinzen in der sogenannten Theilung Polens in Besitz nahmen.*)

Nach dem Tode Friedrichs II. führte der Minister Graf Herzberg die von dem großen Könige eingeleiteten freundschaftlich-nachbarlichen Beziehungen zu Polen weiter fort, wobei ihm Friedrich Wilhelm II. anfänglich freie Hand ließ. Herzberg bot Alles auf, um an der Republik Polen eine Vormauer gegen Rußland, einen Verbündeten gegen Oestreich zu gewinnen, und da den Polen wiederum eben so sehr daran gelegen war, an dem Könige von Preußen einen mächtigen Bundesgenossen zu haben, waren sie nicht abgeneigt, mit Friedrich Wilhelm II. zu Schutz und Trutz in ein Bündniß zu treten. Ein solches wurde am 29. März 1790 abgeschlossen und darin bestimmt, daß beide Theile im Falle eines, wider den Einen oder den Anderen gerichteten, Angriffs sich gegenseitigen Beistand zusicherten und der König von Preußen auch für den Fall Unterstützung versprach, wenn eine auswärtige Macht aus irgend einem

*) Preußens Helden. Bd. 2. S. 244.

Whereupon he and the Governor Sir Ed. Sandys left the Court, and Sandys with the rest of the Company went to the Lord Treasurer, and told him that they were resolved to have the Patent sealed, and that they would not be delayed any longer. The Lord Treasurer answered that he would not seal it, and that he would not be forced to it. Sandys replied that they would not force him, but that they would have it

und gewiß gern jede Gelegenheit mit Vergnügen ergreifen werde, daſſelbe zu rechtfertigen. — Wenn der polniſche Handel auf der Weichſel und am baltiſchen Meere Erſchwerniſſen ausgeſetzt ſei, ſo liege der Urſprung derſelben allein darin, daß von der Abtretung Weſtpreußens die mitten in Preußen gelegenen Städte Danzig und Thorn ausgenommen worden ſeien und daß der, im Jahre 1775 zwiſchen Polen und Preußen geſchloſſene, Handelsvertrag für die polniſche Aus- und Einfuhr über Danzig denſelben Abgabenſatz von 12 Procent, der ſchon zur Zeit der polniſchen Herrſchaft beſtanden, habe fortdauern laſſen. ... Man könne von ihm billiger Weiſe nicht verlangen, denſelben Tarif und dieſelben Vortheile, deren ſeine eigenen Städte genöſſen, einer Stadt zu bewilligen, die ganz von ſeinen Staaten umgeben ſei, ohne dazu zu gehören und die ihm durch den Schleichhandel ihrer Bewohner und durch die Schikanen ihres Magiſtrates ſo viel Uebel zufüge. Er ſehe wohl, daß die polniſche Nation mittelbar dabei leide; dies ſei aber ihre eigene Schuld, nicht die der preußiſchen Monarchen; ſie ſollten ſich erinnern, daß ſie nicht weniger durch das Handelsmonopol gemißhandelt worden, welches die Stadt Danzig zur Zeit der polniſchen Herrſchaft zum Nachtheile der anderen Städte Preußens ſich angemaßt. Dieſer Uebelſtand werde dem Handel, den die Polen auf der Weichſel und nach Danzig treiben wollen, ſo lange ankleben, als die Städte Danzig und Thorn von dem preußiſchen Gebiete getrennt ſeien, zu dem ſie, vornehmlich die erſtere, von Natur gehören.

Es wird dann weiter auszuführen geſucht, wie die Abtretung Danzigs durch die Erleichterung, welche dem polniſchen Handel dafür zugeſtanden werden ſollte, für Polen ein Gewinn, für Preußen ein Verluſt ſei, weshalb der König ſeine Verwunderung darüber äußert, daß ſeine durch den Marquis Lucchſini gemachten Vorſchläge ſo ungünſtig aufgenommen worden ſeien, weshalb er für jetzt von dem Handelstractate abſehen und ſich auf den Abſchluß eines Bündniſſes beſchränken werde. Er lege — verſichert Friedrich Wilhelm II. — einen großen Werth darauf, und rechne es ſich zur Ehre, der erſte Verbündete einer ſo edlen und braven Nation zu ſein; aber er rechne darauf, daß auch ſie das Bündniß mit ihm zu ſchätzen wiſſen und anerkennen werden, was er für ſie gethan habe und noch zu thun beabſichtige, um daſſelbe für beide Theile nützlich zu machen. Er wolle ſich auch einer weiteren Erörterung des beſtehenden Handelsvertrages nicht entziehen, indem man hoffentlich bald anerkennen werde,

Ag. — ex Fr. Epicrisis Syst. Mycol. 1838. Sistens Hymenomycetum hucusque cognitorum species systematice disposuit, descripsit, plurimas in tabulis tribus coloratis delineavit Elias Fries. Upsaliæ, 1838.

Ag. Hym. — Agaricus. Hymenomycetes. Agaricus (Tricholoma, Lepista, Clitocybe, Collybia, Mycena, Omphalia, Pleurotus, Lentinus, Panus, Schizophyllum, Hygrophorus, Lactarius, Russula, Cantharellus, Marasmius, Lyophyllum, Stropharia, Pholiota, Hebeloma, Flammula, Inocybe, Naucoria, Galera, Tubaria, Crepidotus, Paxillus, Gomphidius, Paxillus, Boletus, Polyporus, Merulius, Trametes, Hydnum, Irpex, Phlebia, Stereum, Craterellus, Clavaria, Typhula, Pistillaria, Thelephora, Hymenochæte, Corticium, Exobasidium, Septobasidium, Auricularia, Tremella, Dacrymyces, Calocera, Guepinia). Recensuit, partim descripsit, omnia systematice disposuit Elias Fries. Upsaliæ, 1874.

Ag. Hym. Suppl. — Hymenomycetes Europæi sive Epicriseos Systematis Mycologici Supplementum. Elias Fries. Upsaliæ, 1884.

Ag. Hym. Suppl. 2. — Hymenomycetes Europæi sive Epicriseos Systematis Mycologici Supplementum secundum. Elias Fries. Upsaliæ, 1887.

Ag. Hym. Suppl. 3. — Hymenomycetes Europæi sive Epicriseos Systematis Mycologici Supplementum tertium. Elias Fries. Upsaliæ, 1889.

Ag. Hym. Suppl. 4. — Hymenomycetes Europæi sive Epicriseos Systematis Mycologici Supplementum quartum. Elias Fries. Upsaliæ, 1891.

Ag. Hym. Suppl. 5. — Hymenomycetes Europæi sive Epicriseos Systematis Mycologici Supplementum quintum. Elias Fries. Upsaliæ, 1893.

Ag. Hym. Suppl. 6. — Hymenomycetes Europæi sive Epicriseos Systematis Mycologici Supplementum sextum. Elias Fries. Upsaliæ, 1894.

malige Cabinetspolitik als eine argliſtige und treuloſe erſcheinen läßt, iſt, daß Preußen und Rußland, welche ſo entſchieden gegen die Grundſätze der franzöſiſchen Revolution auftraten, die Polen verhinderten, aus den verwirrten Verhältniſſen ihrer republikaniſchen Verfaſſung heraus zu kommen, und gegen die Errichtung einer erblichen Monarchie bewaffnet einſchritten. Die von Petersburg und Berlin aus gemachten Anſtrengungen, das Zuſtandekommen einer neuen Verfaſſung in Polen durch diplomatiſche Vorſpiegelungen und Einſchüchterungen zu verhindern, waren erfolglos geblieben; am 3. Mai 1791 wurde die Conſtitution der republikaniſchen Erb-Monarchie Polen von dem Reichstage und dem Könige angenommen und beſchworen. Folgendes ſind die Hauptartikel derſelben:

Der römiſch-katholiſche Glaube iſt der herrſchende, der Uebertritt zu einem anderen Bekenntniſſe iſt bei Strafe der Apoſtaſie (Abtrünnigkeit) unterſagt; allen nichtkatholiſchen Chriſten (Diſſidenten) wird Freiheit des Gottesdienſtes und Genuß der bürgerlichen Rechte ertheilt, dem Adel die herkömmliche Gleichheit aller Standesgenoſſen und die Fortdauer ſeiner Privilegien, den Bürgern ſtändiſcher Gemeinden wird Alles dasjenige zugeſichert, was ihnen durch den Freiheitsbrief vom 14. April deſſelben Jahres verliehen worden war, nämlich: eigene Gerichtsbarkeit, perſönliche Freiheit, Befähigung zu allen Staats- und Gerichtsämtern. Bei jedem Reichstage ſollen 30 Deputirte der Städte in den Adelsſtand aufgenommen werden. Die Bauern und Dienſtleute wurden unter den Schutz der Geſetze und der Regierung geſtellt und für berechtigt erklärt, mit ihren Grundherren über Dienſte und Leiſtungen Verträge zu ſchließen, zu

---

ſeines Umfangs. So ausgedehnte Gebiete werden nie die Strenge der kleinen Republiken ertragen, in denen allein die Freiheit und Glückſeligkeit des Volkes gedeihen kann. Beginnt daher damit, eure Grenzen zu verengern, wenn ihr eure Regierung verbeſſern wollt. Vielleicht denken eure Nachbarn daran, euch dieſen Dienſt zu leiſten.“ Er ſchlägt vor: aus Großpolen, Kleinpolen und Lithauen drei verbündete Staaten zu bilden, ja er geht ſo weit, jede Woiwodſchaft zu einem beſonderen Staate machen zu wollen und ſie ſämmtlich unter einer Bundesregierung zu vereinigen. Der König ſoll nur gewählter Präſident des Senats ſein und niemals der Sohn eines Königs zu deſſen Nachfolger gewählt werden dürfen. Aus ſämmtlichen Woiwoden und Senatoren ſollten drei Candidaten durchs Loos beſtimmt, und aus dieſen dreien von dem Reichstage einer zum Könige auf Lebenszeit gewählt werden. — Die Parteiführer des Reichstages ließen ſich auf dieſe Vorſchläge nicht ein. Mehr Anklang fanden die von Mably, ebenfalls franzöſiſcher Philoſoph, welcher Erblichkeit des Thrones, Trennung der Gewalten, Abſchaffung des liberum Veto und der Conföderation verlangte.

deren Erfüllung beide Theile gezwungen werden können. Es wurden nach französischem Vorbilde drei Staatsgewalten eingesetzt und anerkannt: die gesetzgebende der versammelten Reichsstände, die richterliche der Gerichtshöfe und die vollziehende des Königs und des Staatsrathes. „Der Reichstag versammelt sich regelmäßig alle zwei Jahre; er faßt seine Beschlüsse nach Stimmenmehrheit, das liberum Veto des einzelnen Abgeordneten, sowie alle Conföderation sind abgeschafft, bei eintretender Stimmengleichheit entscheidet die des Königs. Der König führt den Oberbefehl über das Heer, die Gerichtshöfe und Behörden sind ihm untergeben, er ernennt die Minister auf zwei Jahre, ist jedoch gehalten, diejenigen von ihnen zu entlassen, gegen welche der Reichstag sich mit einer Mehrheit von zwei Drittheilen der Stimmen erklärt. Der Thron wird für erblich erklärt. Da der gegenwärtig regierende König Stanislaus Augustus ohne Erben war, wurde der Kurfürst Friedrich August von Sachsen als nächster Thronfolger erwählt und ihm sollte — da er keinen Sohn hatte — derjenige folgen, dem er seine Tochter mit Einwilligung des Reichstages zur Gemahlin geben werde. Beim Erlöschen des regierenden Hauses sollte das Wahlrecht an die Nation zurückfallen."

Daß der König und der Reichstag eine, von der bisherigen wesentlich abweichende, Verfassung verkündigten, ohne zuvor sich die Genehmigung hierzu in Petersburg einzuholen, erregte den Unwillen der Zarin und sofort wurde von ihr beschlossen, gegen die Neuerungen in Polen einzuschreiten. Nicht so der König von Preußen, welcher in einem Antwortschreiben an Stanislaus vom 28. Mai 1791 demselben zur Annahme der Verfassung Glück wünschte und seinen Beifall aussprach über die, von dem Reichstage gefaßte, wichtige Entschließung: die erbliche Thronfolge zu Gunsten des Hauses Sachsen festzustellen. Der preußische Gesandte v. d. Goltz ertheilte einer Deputation des Reichstages die Versicherung: „daß der König, sein Herr, über die glückliche Veränderung, durch welche Polen endlich eine weise und wohl eingerichtete Verfassung erhalten habe, große Zufriedenheit empfinde, daß es ihm stets am Herzen liegen werde, der polnischen Nation seine Freundschaft zu bethätigen und daß er nichts mehr wünsche, als überzeugende Beweise seiner unwandelbaren Anhänglichkeit an diese Gesinnungen geben zu können, um die gegenseitigen Verbindlichkeiten der beiden Höfe zu befestigen und ihnen eine immerwährende Dauer zu verleihen." Diese Versicherungen erschienen um so großmüthiger, als

Friedrich Wilhelm in zweifacher Hinſicht ſehr empfindlich von den Polen gekränkt worden war: ſie hatten die Vermittelung der Seemächte (England und Holland) zu Gunſten Preußens bei der erneuten Verhandlung wegen Danzig und Thorn ſehr entſchieden abgelehnt und die Krone des Reichs, ohne Rückſicht auf Preußen zu nehmen, dem Kurfürſten von Sachſen angetragen. Allein die Mißſtimmung des Berliner Cabinets gegen Rußland hatte damals einen ſo hohen Grad erreicht, daß zu Ende des Jahres 1790 ein förmlicher Kriegsplan gegen die Zarin, geſtützt auf die Bundesgenoſſenſchaft Polens, entworfen wurde. Herausfordernd ließ der Petersburger Hof Schriften verbreiten, in welchen die Polen vor „der preußiſchen Habſucht“ gewarnt wurden. „Kein Vorſchlag,“ heißt es in einer derſelben, „iſt anzuhören, der auf die Abtretung Danzigs hinzielt. Schwerlich hat der Reichstag dem Lande dazu neue Einkünfte und eine neue Verfaſſung gegeben, um alle ſeine Operationen durch eine Niederträchtigkeit zu beſiegeln, durch welche Polen bei der Mit- und Nachwelt ein Gegenſtand der Verachtung und des Abſcheues werden würde.“*)

Noch ehe ein Jahr vergangen war, hatte man in dem Berliner Cabinet die Ueberzeugung gewonnen, daß man von der Freundſchaft mit Polen nichts zu gewinnen, von der Feindſchaft mit Rußland viel zu fürchten habe und die politiſche Wetterfahne wendete ſich.

Das Petersburger Cabinet fühlte ſich berufen, den Ideen der franzöſiſchen Revolution, wo ſie irgend in die Wirklichkeit zu treten den Anſchein gewannen, ſofort die Wucht ſeiner Macht fühlen zu laſſen. Katharina II. hatte ſich von Voltaire, Diderot und anderen franzöſiſchen Philoſophen den Hof genugſam machen laſſen, um hinlänglich in der Welt Beſcheid zu wiſſen. Mit richtigem Blicke erkannte ſie die geiſtigen Beziehungen, welche zwiſchen Paris und Warſchau eingetreten waren, und die Gefahren der Anſteckung für das eigene Reich. Von Petersburg ergingen ſchon vor dem Pillnitzer Congreſſe dringende Aufforderungen an Friedrich Wilhelm II., er möge gemeinſchaftlich mit dem Kaiſer gegen die Revolution in Frankreich marſchiren, während Rußland es übernehmen würde, die neue Conſtitution in Polen zu zerſtören. Sollten die Eroberungen, welche die Verbündeten in Frankreich machen würden, die Koſten des Feldzuges nicht decken, ſo ſei die Kaiſerin bereit, den König von Preußen an

*) Spittlers neues hiſt. Magazin. 1. S. 145.

Mr. Hall, Mr. Hall, Mr. Hall,

während der Wintermonate 1792 rückte ein russisches Heer vor gegen die Grenze von Polen. In Warschau verachtete man dies als eine leere Drohung, doch hielt der König für gut, sich seines Bundesgenossen zu versichern. Auf eine an den preußischen Gesandten deshalb gerichtete Anfrage erwiderte dieser den 14. April 1792: „Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Russen einen Einfall in Polen wagen werden: höchstens dürften sie sich als Freunde und Beschützer der Malcontenten (Unzufriedenen) den Grenzen nähern. Indessen ist es die Sache der polnischen Nation, ihre Lage selbst zu bedenken und wirksame Maßregeln für ihre Sicherstellung zu treffen, denn dies würde auch die Handlungsweise der fremden Mächte bestimmen."

In der Sitzung des Reichstages vom 16. April erklärte der König Stanislaus selbst das Vaterland in Gefahr und der Reichstag bewilligte die von ihm verlangten Mittel zur Ausrüstung eines Heeres von 100,000 Mann; ein Aufruf zu den Waffen wurde an die gesammte Nation gerichtet. Dem Könige wurde der Oberbefehl über die bewaffnete Macht übertragen, wovon er sofort dem Könige von Preußen Anzeige machte mit dem Bemerken, daß diese Rüstungen nicht zu irgend einem Angriffe, sondern nur zur Vertheidigung des Landes gemacht würden; worauf Lucchesini (den 14. Mai) höflich antwortete: „Der König, mein Herr, sieht die ihm gemachte Mittheilung als einen Beweis von Achtung an, kann jedoch von den Anordnungen, welche den Reichstag beschäftigen, keine Kenntniß nehmen."

Sobald das russische Heer zum Einmarsche bereit stand, traten die Verschwörer mit offener Erklärung hervor. Zwölf polnische adlige Gutsbesitzer, an deren Spitze sich die drei oben genannten gestellt, unterzeichneten zu Petersburg am 14. Mai 1792 eine Conföderation, durch welche sie sich eidlich verpflichteten, die neue Verfassung mit erblicher Monarchie, welche sie „das Grab der Freiheit" nannten, zu vernichten. Diese Conföderation führt den Namen der Targowitzer, indem die Verschwörer den Namen dieses Städtchens der Ukraine fälschlich darunter setzten.

Wenige Tage nachher erschien ein Manifest der Kaiserin, worin sie eine Menge Kränkungen, welche ihr von den Polen angethan sein sollten, aufzählte. „Die geringste dieser Beleidigungen," heißt es in dem Manifeste, „sei hinreichend, alle Schritte der Kaiserin, um sich die nachdrücklichste Genugthuung zu verschaffen, zu rechtfertigen vor Gott und Menschen; ihre Großmuth sei jedoch

all, 42,000 H.P. 25 cycles, 60 days, 1,000 H.P. 60 cycles, all tests successful. Mr. Steinmetz then described the 60-cycle apparatus in detail, and explained the method of operation. The 60-cycle apparatus is designed for 1,000 H.P. at 1,200 R.P.M. and 2,300 volts. The armature has 24 poles and 144 slots, with 6 coils per pole. The armature coils are wound with 6 turns each, and are connected in 3 circuits of 48 coils each. The field coils are wound with 1,000 turns each, and are connected in series. The armature is driven by a 1,000 H.P. induction motor, and the field is excited by a 100 H.P. induction motor. The armature is connected to the field by a 100 H.P. induction motor. The armature is connected to the field by a 100 H.P. induction motor. The armature is connected to the field

daß ſich nach Allem, was die vergangenen zwölf Monate geſchehen iſt, dergleichen Verlegenheiten vorausſehen ließen. Ew. Majeſtät werden ſich erinnern, daß bei mehr als einer Gelegenheit dem Marcheſe Lucheſini aufgetragen worden iſt, nicht allein Ihnen, ſondern auch den angeſehenſten Gliedern der Regierung meine gerechten Beſorgniſſe zu eröffnen. Von dem Augenblicke an, da mir die Wiederholung der allgemeinen Ruhe in Europa verſtattete, mich näher zu erklären und die ruſſiſche Kaiſerin einen entſchiedenen Widerwillen gegen die, am 3. Mai 1791 eingeführte Ordnung zu erkennen gab, ſind meine Beurtheilung dieſer Angelegenheit und die Sprache meiner Geſandten unverändert geblieben. Ich habe zwar mit ruhigem Blicke der neuen Verfaſſung, welche ſich die Republik ohne mein Wiſſen und ohne meine Mitwirkung gegeben, zugeſehen, habe mir aber niemals in den Sinn kommen laſſen, ſie zu befördern oder in Schutz zu nehmen; ich habe vielmehr vorausgeſagt, daß die drohenden Maßregeln und die kriegeriſchen Veranſtaltungen, über welche der Reichstag unabläſſig berathſchlagte, unfehlbar die Empfindlichkeit der Kaiſerin reizen und der Republik eben die Uebel, welche vermieden werden ſollten, zuziehen würden. Der Erfolg hat dieſe Beſorgniſſe gerechtfertigt. Man konnte ſich dermalen nicht verhehlen, daß der ruſſiſche Hof, ohne die neue Regierungsform der Republik und ohne die großen Anſtalten, die zur Behauptung derſelben ſo öffentlich gemacht worden ſind, zu den nachdrücklichſten Maßregeln, die er neuerdings ergriffen hat, ſich nicht entſchloſſen haben würde. So aufrichtig nun auch meine Freundſchaft und Theilnahme für Ew. Majeſtät iſt, ſo werden Sie doch ſelbſt glauben, daß die Lage der Dinge ſeit der Alliance, die ich mit der Republik geſchloſſen, eine ganz andere geworden iſt; daß die jetzige Conjunctur, welche durch die Conſtitution vom 3. Mai 1791 erſt nach jenem Tractate eingetreten iſt, gar keine Anwendung auf die darin ausbedungenen Verpflichtungen zuläßt, und daß es mir folglich auf keine Weiſe zukömmt, mich dem jetzigen Angriffe auf Ew. Majeſtät zu widerſetzen, inſofern die patriotiſche Partei auf ihren Vorſatz beſteht, ihr Werk aufrecht zu erhalten. Wenn dieſe Partei aber auf der Stelle umkehren und die Schwierigkeiten, welche ſich an allen Seiten erheben, erwägen will, ſo werde ich mich bereit finden laſſen, mich mit der ruſſiſchen Kaiſerin über andere Maßregeln, auch mit dem Wiener Hofe, zu verſtändigen, um die verſchiedenen Intereſſen mit einander in Einſtimmung zu bringen und der Republik Polen ihre Rechte wieder zu geben."

Lord Chief Baron Gilbert, Mr. Serj. Hill, Mr. Serj. Bootle, and Mr. Serj. Eyre, were of counsel for the defendant. Mr. Attorney General, Mr. Solicitor General, Mr. Serj. Skinner, and Mr. Serj. Foster, were of counsel for the plaintiff.

The case was argued at the bar on the 15th, 16th, 17th, 18th, 19th, 20th, 21st, 22d, 23d, 24th, 25th, 26th, 27th, 28th, 29th, 30th, and 31st days of January, and on the 1st, 2d, 3d, 4th, 5th, 6th, 7th, 8th, 9th, 10th, 11th, 12th, 13th, 14th, 15th, 16th, 17th, 18th, 19th, 20th, 21st, 22d, 23d, 24th, 25th, 26th, 27th, 28th, 29th, and 30th days of March, and on the 1st, 2d, 3d, 4th, 5th, 6th, 7th, 8th, 9th, 10th, 11th, 12th, 13th, 14th, 15th, 16th, 17th, 18th, 19th, 20th, 21st, 22d, 23d, 24th, 25th, 26th, 27th, 28th, 29th, and 30th days of April, and on the 1st, 2d, 3d, 4th, 5th, 6th, 7th, 8th, 9th, 10th, 11th, 12th, 13th, 14th, 15th, 16th, 17th, 18th, 19th, 20th, 21st, 22d, 23d, 24th, 25th, 26th, 27th, 28th, 29th, and 30th days of May, and on the 1st, 2d, 3d, 4th, 5th, 6th, 7th, 8th, 9th, 10th, 11th, 12th, 13th, 14th, 15th, 16th, 17th, 18th, 19th, 20th, 21st, 22d, 23d, 24th, 25th, 26th, 27th, 28th, 29th, and 30th days of June, and on the 1st, 2d, 3d, 4th, 5th, 6th, 7th, 8th, 9th, 10th, 11th, 12th, 13th, 14th, 15th, 16th, 17th, 18th, 19th, 20th, 21st, 22d, 23d, 24th, 25th, 26th, 27th, 28th, 29th, and 30th days of July, and on the 1st, 2d, 3d, 4th, 5th, 6th, 7th, 8th, 9th, 10th, 11th, 12th, 13th, 14th, 15th, 16th, 17th, 18th, 19th, 20th, 21st, 22d, 23d, 24th, 25th, 26th, 27th, 28th, 29th, and 30th days of August, and on the 1st, 2d, 3d, 4th, 5th, 6th, 7th, 8th, 9th, 10th, 11th, 12th, 13th, 14th, 15th, 16th, 17th, 18th, 19th, 20th, 21st, 22d, 23d, 24th, 25th, 26th, 27th, 28th, 29th, and 30th days of September, and on the 1st, 2d, 3d, 4th, 5th, 6th, 7th, 8th, 9th, 10th, 11th, 12th, 13th, 14th, 15th, 16th, 17th, 18th, 19th, 20th, 21st, 22d, 23d, 24th, 25th, 26th, 27th, 28th, 29th, and 30th days of October, and on the 1st, 2d, 3d, 4th, 5th, 6th, 7th, 8th, 9th, 10th, 11th, 12th, 13th, 14th, 15th, 16th, 17th, 18th, 19th, 20th, 21st, 22d, 23d, 24th, 25th, 26th, 27th, 28th, 29th, and 30th days of November, and on the 1st, 2d, 3d, 4th, 5th, 6th, 7th, 8th, 9th, 10th, 11th, 12th, 13th, 14th, 15th, 16th, 17th, 18th, 19th, 20th, 21st, 22d, 23d, 24th, 25th, 26th, 27th, 28th, 29th, and 30th days of December, and on the 1st, 2d, 3d, 4th, 5th, 6th, 7th, 8th, 9th, 10th, 11th, 12th, 13th, 14th, 15th, 16th, 17th, 18th, 19th, 20th, 21st, 22d, 23d, 24th, 25th, 26th, 27th, 28th, 29th, and 30th days of January, and on the 1st, 2d, 3d, 4th, 5th, 6th, 7th, 8th, 9th, 10th, 11th, 12th, 13th, 14th, 15th, 16th, 17th, 18th, 19th, 20th, 21st, 22d, 23d, 24th, 25th, 26th, 27th, 28th, 29th, and 30th days of February

Rücksicht darauf, daß sein eigener Ruhm darunter leiden werde, das Vaterland zu retten suche, allgemeine Anerkennung finden werde. So dachte nicht der Kronschatzmeister Thomas Ostrowski, welcher dem Könige die Feder aus der Hand zu reißen bemüht war, damit er nicht unterzeichne; er that es dennoch und erließ sofort an das Heer den Befehl, den Anordnungen der Targowitzer Conföderation unweigerlich nachzukommen. Derselbe König Stanislaus, der bei Allem was ihm heilig und „so wahr ihm Gott helfe!“ die Verfassung vom 3. Mai 1791 beschworen und die Nation aufgerufen hatte, so wie er, Gut und Blut an die Vertheidigung derselben zu setzen, derselbe König stellte unter dem 25. August 1792 eine Urkunde aus, in welcher er sagt: „Unsinnige Neuerer, angesteckt von Grundsätzen, welche die Ruhe der Nationen unterwühlen, haben es gewagt, die ehrwürdige Herrschaft der Gesetze, welche der Republik seit ihrem ersten Jahrhundert zur Grundlage dienten, umzustoßen und es versucht, Polen das Joch einer monarchischen und zugleich demokratischen Regierung zu bringen. Ein einziger Reichstag sah so viele verschiedene Gesetze entstehen, daß, als man sie ordnen und ausführen wollte, die Schwierigkeit des Unternehmens bewog, sie wieder aufzuheben. Die Stützen dieser neuen Verfassung waren aber nicht nur schwach, sondern auch dem Systeme der Gesetzgebung entgegen, welches allein die Existenz Polens sichern kann. Ich entsage daher sowohl der, im Jahre 1788 errichteten, Conföderation, als auch dem Reichstage, der, um eine unpolitische Revolution zu bewirken und zu befestigen, gegen das Herkommen der Republik und mit Verletzung der bestimmten Gesetze vier Jahre hindurch verlängert worden ist. Freiwillig und mit ganzer Seele trete ich der neuen Conföderation bei, welche, dem Wunsche der gesammten Nation gemäß, zu Targowitz errichtet worden ist. Ich verspreche, mich nach allen Gesetzen zu richten, die sie ergehen lassen wird und thue dies um so bereitwilliger, als der großmüthige und uneigennützige Schutz der Kaiserin die Ruhe in den Schooß der Republik zurückführt, ihre Rechte und Integrität sichert und neue Quellen der Wohlfahrt für dieselben verheißt.“ Mit gleicher Unverschämtheit, wie der treulose König, erklärten die Häupter der Targowitzer Conföderation, welche sich nun die General-Conföderation nannte und Grodno zu ihrem Sitz gewählt, „alle diejenigen für Verräther des Vaterlandes, welche es unternommen hätten, die Grundlagen der Republik umzustürzen und den monarchischen Despotismus einzuführen gedächten.“

Mr. Lubbock observed, on the 27th of May, 1847, the Moon's transit over the meridian of Greenwich, and found the clock to be 1m. 2s. too fast. On the 28th of May, 1848, he observed the Moon's transit over the meridian of Greenwich, and found the clock to be 1m. 2s. too fast. Hence it appears that the clock had neither gained nor lost during the interval between the two observations.

Mr. Lubbock observed, on the 27th of May, 1847, the Moon's transit over the meridian of Greenwich, and found the clock to be 1m. 2s. too fast. On the 28th of May, 1848, he observed the Moon's transit over the meridian of Greenwich, and found the clock to be 1m. 2s. too fast. Hence it appears that the clock had neither gained nor lost during the interval between the two observations.

ihn in die Nothwendigkeit, zweckmäßige Maßregeln dagegen zu ergreifen. Da der König sich genöthigt sieht, im Verein mit den verbündeten Höfen den Krieg gegen die französische Republik fortzusetzen und im Begriffe steht, eine zweite Campagne zu eröffnen, hat er geglaubt, sich zuvörderst über den zu ergreifenden Ausweg mit den Höfen von Wien und Petersburg einigen zu müssen und die kaiserlichen Majestäten haben nicht umhin gekonnt, einzuräumen, daß eine kluge Politik nicht gestatte, den Factionisten in Polen freie Hand zu lassen und sich der Gefahr auszusetzen, einen Feind im Rücken zu behalten, dessen heftige und unüberlegte Unternehmungen eine neue Quelle von Verlegenheiten werden können. Se. Majestät hat daher beschlossen, ihnen durch das Einrücken eines hinreichenden Truppencorps in das Gebiet der Republik Polen zuvorzukommen. Diese Maßregel hat den Zweck, die angrenzenden preußischen Länder zu decken, die übelgesinnten Anführer und Ruhestörer zu unterdrücken, die Ordnung und Ruhe wieder herzustellen und zu handhaben, endlich den wohlgesinnten Einwohnern nachdrücklichen Schutz zu verleihen." Am Schlusse werden die Polen zu einem „stillen und freundlichen Betragen" gegen die preußischen Soldaten ermahnt, deren Anführer strenge Mannszucht halten und Alles baar bezahlen werden. Der König hege die Hoffnung, daß er bei so friedlichen Gesinnungen auf den guten Willen einer Nation werde rechnen können, deren Wohlfahrt ihm nicht gleichgültig sei und welcher er thätige Beweise seiner Zuneigung und seines Wohlwollens zu geben wünsche.

Obschon die General-Conföderation, welcher König Stanislaus sich unterworfen hatte, dem preußischen Gesandten über die Zustände Polens beruhigende Versicherung ertheilte, überschritten dennoch am 24. Januar verschiedene preußische Corps aus Schlesien, der Neumark und Westpreußen die polnische Grenze. Selbst die Polen der loyalen Partei wollten von dieser ihnen aufgedrungenen Hülfe nichts wissen, sie setzten an einigen Punkten den einrückenden Preußen Widerstand entgegen und forderten den russischen Ober-General Ingelström auf, sie zu unterstützen; allein dieser hatte bereits Befehl von der Zarin, mit den Preußen gemeinschaftliche Sache zu machen. Der preußische General v. Raumer erhielt Befehl, Danzig zu besetzen, und im Falle er nicht gütlichen Einlaß erhalte, Gewalt zu brauchen. In einem Manifeste vom 24. Februar 1793 kündigte der König von Preußen der Stadt an, daß, da sie seit einer Reihe von Jahren gegen Preußen unfreundliche Gesinnungen gehegt habe, nun zum Sitze einer

Hence, by differentiating, we have, since $\frac{dx}{dy}$ is constant,

$$\frac{d^2x}{dy^2} = \frac{d^2x}{dz^2}\frac{dz}{dy} + \frac{d^2x}{dz\,dy}\frac{dy}{dy} + \frac{d^2x}{dz\,dy}\frac{dz}{dy} + \frac{d^2x}{dy^2}\frac{dy}{dy} = 0,$$

$$\frac{d^2x}{dz^2}\frac{dz}{dy} + \frac{d^2x}{dz\,dy}\frac{dy}{dy} + \frac{d^2x}{dz\,dy}\frac{dz}{dy} + \frac{d^2x}{dy^2}\frac{dy}{dy} = 0,$$

$$\frac{d^2x}{dz^2}\frac{dz}{dx} + \frac{d^2x}{dz\,dy}\frac{dy}{dx} + \frac{d^2x}{dz\,dy}\frac{dz}{dx} + \frac{d^2x}{dy^2}\frac{dy}{dx} = 0,$$

$$\frac{d^2x}{dz^2}\frac{dz}{dx}\frac{dz}{dy} + \frac{d^2x}{dz\,dy}\frac{dy}{dx}\frac{dz}{dy} + \frac{d^2x}{dz\,dy}\frac{dz}{dx}\frac{dz}{dy} + \frac{d^2x}{dy^2}\frac{dy}{dx}\frac{dz}{dy

Kaisers, zu diesem Behufe keine Maßregel für sicherer gehalten, als die Republik Polen in engere Grenzen einzuschließen und ihr eine Existenz und Verhältnisse zu bestimmen, die einer Mittelmacht angemessen sind und es ihr erleichtern, unbeschadet ihrer alten Freiheit sich eine weise, geordnete und zugleich eine solche Regierung zu verschaffen und zu erhalten, welche die Kraft besitzt, die Unordnungen zu unterdrücken, welche so oft ihre eigene Ruhe, wie die ihrer Nachbarn gestört haben. Beide Monarchen sind überzeugt, daß sie dem gänzlichen Umsturze, womit die Republik durch die sie zerrüttende Zwietracht und durch die Herrschaft verderblicher Grundsätze bedroht wird, nicht besser vorbeugen können, als wenn sie mit ihren Staaten die angrenzenden Provinzen vereinigen und sogleich in Besitz nehmen, um sie bei Zeiten gegen die Wirkungen der schädlichen Meinungen, die man darin zu verbreiten sucht, in Sicherheit zu setzen." Dieser Proclamation hatte der russische General Kreczeckinow vorgegriffen, indem er schon am 7. April die Woiwodschaften Plocz, Wilna, Nowogrodell, Brzesk, Kiew, Bracklow, den größten Theil von Volhynien und den Rest von Podolien, ein Gebiet von mehr als 4000 Geviert-Meilen, in Besitz nahm.

Nach Anordnung des russischen Gesandten Sievers wurde zu Grodno am 17. Juni 1793 der polnische Reichstag eröffnet, welchem zunächst die Zustimmung zu dem bereits ausgeführten Theilungsvertrage angesonnen wurde. Um ganz freie Hand zu haben, hatte die Kaiserin bereits erklärt, daß sie die Targowitzer Conföderation nicht weiter anerkenne; dennoch wurden aber alle diejenigen Landboten von dem Reichstage ausgeschlossen, welche jener Conföderation nicht beigetreten waren. So viel Ehrgefühl war jedoch auch in diesen Reichstagsboten noch vorhanden, daß sie sich weigerten, den Theilungsvertrag in Berathung zu nehmen. Durch die Gewalt russischer Bajonette erzwang jetzt Sievers die Zustimmung zur Abtretung der von der Kaiserin in Besitz genommenen Provinzen; hartnäckig verweigerten die Landboten die Abtretung auch nur einen Fuß breit Landes an Preußen. Hierauf erklärte der russische Gesandte am 28. August, daß der Wille der Kaiserin unwiderruflich sei. Er ließ einige der Wortführer verhaften, das Sitzungsgebäude mit Soldaten besetzen und den Landboten erklären, daß keiner das Haus verlassen dürfe, bevor nicht die Anerkennung des Vertrages erfolgt sei. Dieser wurde nun verlesen, die Landboten leisteten den passiven Widerstand des Schweigens, welches als „einstimmige Zustimmung"

Socrates. Then, Glaucon, I said, the argument has at length discovered the nature of justice. And I for my part am quite satisfied that it is the very thing. Moreover, we affirm that the just man will not be unjust, nor the temperate man intemperate, nor the wise man foolish, nor the good man bad, even in thought; and that he will not be overcome by false pleasures, nor by any other false appearances of evil; and that he will not be unjust, and will not do unjust acts, which are the greatest disorders of the soul; and that he will not fail in the power of discovering the truth, which is the greatest disorder of the intellectual part, and that he will have the right use of knowledge, whether he have it or not; and that he will be temperate, and will have the greatest friendship for himself, and will be perfectly attuned, and will practise the harmony of which he is master, and not merely the harmony of the lowest pleasures, and will be the best and fairest of men, and in all things will act rightly and justly, and will be the man who knows well how to offer sacrifices to the gods, and to serve them, and to honour them, and to be the man who knows well how to honour his parents, and to honour his neighbours, and to be the man who knows well how to honour his parents, and to honour his neighbours, and to be the man who knows well how to honour his parents, and to honour his neighbours

Einundzwanzigstes Kapitel.

Eröffnung des Feldzuges 1793. — Der National-Convent eröffnet den Proceß gegen Ludwig XVI. — Die Correspondenzen in dem eisernen Wandschranke. — Ludwig Capet vor der Barre des National-Convents. — Die Vertheidigung wird ihm gestattet. — Malesherbes; Tronchet; Deseze. — Der National-Convent als Ankläger und Richter. — Deseze's Vertheidigungsrede. — Ludwig XVI. nimmt selbst das Wort. — Vierlägige Debatten über die Form der Verurtheilung. — Vergniauds Rede gegen Robespierre und Marat. — Namentliche Abstimmung über drei Fragen. — Ludwig XVI. zum Tode verurtheilt. — Das Urtheil wird am 20. Januar verkündigt und am 21. Januar vollzogen.

en Feldzug am Rheine 1793 gedachten der Kaiser Franz II. und seine Verbündeten mit Aufbietung aller ihnen zu Gebote stehenden Mittel zu eröffnen; schon hatte die Kaiserin von Rußland ihre Unterstützung zugesagt und England rüstete mit aller Macht, um zu Lande und zur See schlagfertig zu sein.

So bereitete sich für die französische Republik ein Kampf auf Leben und Tod vor, der für dieselbe um so gefahrdrohender zu werden schien, als die Parteien im Innern sich noch immer in toller Wuth bekämpften, und zwar nicht in ehrlichem Kampfe der offenen Feldschlacht, sondern in verleumderischem Geschrei auf der Rednerbühne des Convents, in den Clubs und in den Jour-

Lake of Gaddesden, Herts, Dec. 1863, Jan. 1864, 2 lbs. 8 oz. to 3 lbs. 8 oz.

Lake of Bassenthwaite, Cumb., Jan. 1864, from three to four pounds.

Lake of Ullswater, Cumb., Jan. 1864, from two to three pounds.

Lake of Windermere, Westm., Jan. 1864, from two to three pounds.

Lake of Coniston, Lanc., Jan. 1864, from two to three pounds.

Lake of Derwentwater, Cumb., Jan. 1864, from two to three pounds.

Lake of Thirlmere, Cumb., Jan. 1864, from two to three pounds.

Lake of Grasmere, Westm., Jan. 1864, from two to three pounds.

Lake of Rydal, Westm., Jan. 1864, from two to three pounds.

Lake of Buttermere, Cumb., Jan. 1864, from two to three pounds.

Lake of Crummock, Cumb., Jan. 1864, from two to three pounds.

Lake of Ennerdale, Cumb., Jan. 1864, from two to three pounds.

Lake of Wastwater, Cumb., Jan. 1864, from two to three pounds.

Lake of Haweswater, Westm., Jan. 1864, from two to three pounds.

Lake of Ullswater, Cumb., Jan. 1864, from two to three pounds.

Lake of Windermere, Westm., Jan. 1864, from two to three pounds.

Lake of Coniston, Lanc., Jan. 1864, from two to three pounds.

Lake of Derwentwater, Cumb., Jan. 1864, from two to three pounds.

Lake of Thirlmere, Cumb., Jan. 1864, from two to three pounds.

Lake of Grasmere, Westm., Jan. 1864, from two to three pounds.

Lake of Rydal, Westm., Jan. 1864, from two to three pounds.

Lake of Buttermere, Cumb., Jan. 1864, from two to three pounds.

Lake of Crummock, Cumb., Jan. 1864, from two to three pounds.

Lake of Ennerdale, Cumb., Jan. 1864, from two to three pounds.

Lake of Wastwater, Cumb., Jan. 1864, from two to three pounds.

Lake of Haweswater, Westm., Jan. 1864, from two to three pounds.

Die Verhandlung wurde bis auf den 3. December vertagt. An dieſem Tage verlangten die Girondiſten die Feſtſtellung des gerichtlichen Verfahrens, welches in dieſem Proceſſe beobachtet werden ſollte. Robespierre erklärte ſich gegen jede Einleitung eines Proceſſes, indem hierdurch die Schuld Ludwigs in Frage geſtellt, die Patrioten der Revolution des 10. Auguſt verurtheilt, das Königthum für unſchuldig, die Republik für ſchuldig erklärt werde. „Im Auguſt“ — ſagte er — „verſteckten ſich die Parteigänger des Königs; wer es gewagt hätte, für ihn zu ſprechen, wäre als Verräther beſtraft worden. Jetzt erheben ſie ungeſtraft ihre freche Stirn, Bewaffnete, die wir nicht hierher gerufen haben, durchziehen die Straßen, erheben Aufruhrgeſchrei und fordern die Strafloſigkeit Ludwigs XVI. Es fehlt nur noch, daß wir diejenigen, welche darauf brennen, die Ehre zu haben, ihn zu vertheidigen, in unſeren Schooß aufnehmen. Was ſag' ich! Schon bringt Ludwig Zwieſpalt unter die Bevollmächtigten des Volkes, man ſpricht für und gegen ihn. Wer hätte noch vor zwei Monaten geglaubt, daß wir hier dergleichen erleben würden! Péthion ſelbſt ſpricht von der Unverletzlichkeit. O Verbrechen! O Schande! Die Tribüne des franzöſiſchen Volkes hat wiedergehallt von den Lobreden Ludwigs XVI. Gerechter Himmel! Die wilden Horden des wilden Despotismus rüſten ſich aufs Neue, unſer Vaterland im Namen Ludwigs XVI. zu zerfleiſchen. Ludwig ficht gegen uns aus der Zelle ſeines Gefängniſſes und man zweifelt noch, ob er ſchuldig, ob es geſtattet ſei, ihn als Feind zu behandeln!“ Robespierre drang mit ſeinem Antrage, ſofort das Urtheil zu ſprechen, nicht durch; man drängte ihn von der Rednerbühne und die Verſammlung erließ am 3. December 1792 folgendes Decret: „Der National-Convent erklärt, daß Ludwig XVI. durch ihn gerichtet werden ſoll.“

Am folgenden Tage wurde über die Formen des Proceſſes verhandelt. Der Antrag Buzots (von den Gemäßigten), einen Jeden des Todes für ſchuldig zu erklären, welcher in Frankreich auf die Wiederherſtellung des Königthums antrage, gab zu den erbittertſten Verleumdungen Veranlaſſung. Der Berg widerſprach. Als Merlin den Zuſatz verlangte, „daß ein Jeder des Todes ſchuldig ſein ſollte, welcher die Wiederherſtellung des Thrones verlange, *ausgenommen, wenn dies in den Urverſammlungen geſchehe*,“ erhob ſich ein gewaltiger Lärm und man rief, dies ſei nur ein Vorbehalt der Bergpartei, deren Geheimniß nun verrathen ſei; ſie wolle einen König, allein her-

Raphael, the Marriage of the Virgin, 1504. Oil on panel. 5 ft. 7 in. × 3 ft. 11 in. Milan, Brera. The composition is based on Perugino's fresco of the same subject in the Cambio at Perugia, but the figures are more animated and the architecture more elaborate. The temple is a centrally planned building with a dome, and the steps on which it stands are a reminiscence of Bramante's design for St. Peter's. The high priest is about to join the hands of Joseph and Mary, who is accompanied by her attendants. Joseph's disappointed rivals break his rod of office in despair.

des Gesetzes, die Emigranten betreffend, und ließ den König eine Zeit lang vor der Thüre warten. Endlich nimmt der Präsident Barrère das Wort: „Bürger!“ sagt er, „Europa blickt auf euch! Die Nachwelt wird euch mit unerbittlicher Strenge richten; erhaltet euch die Würde und Leidenschaftlosigkeit, welche Richtern geziemen. Erinnert euch des furchtbaren Schweigens, welches Ludwig in Paris empfing, als er von Varennes zurückgebracht wurde.“ Gegen 2½ Uhr trat Ludwig ein; seine Erscheinung machte einen erschütternden Eindruck. Der einst in dem Glanze des königlichen Purpurs strahlende Herrscher, dem in der Wiege kein anderes Lied gesungen war als: „Tel est notre plaisir,“ stand hier als Angeklagter vor Denen, die er seine Unterthanen, die ihn ihren unumschränkten König genannt hatten. Und in welch' traurigem Aufzuge erschien er, das lange Haar in aufgelöster Unordnung, den Bart struppig, ungewaschen, das bürgerliche Kleid abgeschabt, von grauer Farbe, wie das eines Baugefangenen; obwohl er noch in den besten Mannesjahren stand, konnte man ihn für einen Greis halten. Eines aber hatte er bewahrt, eine feste Haltung und edlen Ausdruck im Unglücke.

„Setzen Sie sich,“ redete der Präsident ihn an, „und antworten Sie auf die Fragen, welche man an Sie richten wird.“ Ludwig nahm Platz und hörte mit Aufmerksamkeit die Vorlesung der langen Anklageacte an. Diese begann mit den Vorgängen in Versailles am 20. Juni 1789, an welchem Tage der König die Versammlung der Generalstände schließen ließ; man legte ihm die, von der Garde du Corps gegen die dreifarbige Cokarde verübte Beschimpfung zur Last; man verlangte Rechenschaft über den am 14. Juli 1790 geschworenen Meineid, über die zur Bestechung von Deputirten verwendeten Summen, über den Bund der Dolchritter, über die Flucht nach Varennes, über die Theilnahme an den Congreßverhandlungen zu Pillnitz. Hauptanklagepunkte waren: die Correspondenzen mit den ausgewanderten Prinzen, die absichtliche Bloßstellung der Grenze und der Grenzfestungen, das Verschweigen des Einbruches der Preußen, die Errichtung bewaffneter heimlicher Royalistenschaaren im Innern von Paris, die Musterung der Schweizer am 10. August und das in Folge seiner Anordnung vergossene Bürgerblut. Nach einem jeden Anklagepunkte fragte der Präsident: „Was haben Sie darauf zu erwidern?“ Der König ließ keine Frage unbeantwortet; mehrentheils zog er sich hinter die verantwortlichen Räthe der Krone und hinter die Paragraphen der Constitution zurück, von

welcher er sich niemals entfernt zu haben behauptete. Er sprach in ruhigem Tone; nur als man ihn für das am 10. August geflossene Bürgerblut verantwortlich machte, rief er mit erhobener Stimme: „Nein, mein Herr, nein, das habe ich nicht gethan.“ Man legte ihm die ihn belastenden Beweisstücke vor, von denen er verschiedene nicht anerkannte. Das Vorhandensein des eisernen Wandschrankes leugnete Ludwig, wodurch er der Anklage gegen sich großen Vorschub leistete, denn diese Thatsache war erwiesen. Der Schlosser, welcher den Schrank unter den Augen des Königs eingesetzt hatte, war zum Verräther geworden und hatte nach der Verhaftung des Königs dem Minister Roland Anzeige gemacht. Dieser hatte, zu seinem eigenen Verderben, ohne Zuziehung der nöthigen Gerichtspersonen und Zeugen, den Schrank öffnen lassen und die darin befindlichen Schriften an sich genommen. Der König verlangte eine Abschrift der Anklage und die Erlaubniß, sich einen Vertheidiger zu wählen. — Er trat ab, nahm einige Erfrischungen zu sich und wurde nach seinem Gefängnisse zurückgebracht.

In dem National-Convent siegte über die Bergpartei, welche sofort den Spruch gefällt wissen wollte, eine mildere Ansicht; dem Könige wurde gestattet, sich einen rechtlichen Beistand zu wählen, und Dinte, Feder und Papier bewilligt, um seine Vertheidigung selbst niederzuschreiben. Seine Familie zu sehen hatte der National-Convent genehmigt, allein der Gemeinderath kehrte sich nicht daran und verbot es. Ludwig bat zwei der berühmtesten Anwalte, Target und Tronchet, seine Vertheidigung zu übernehmen; der erstere lehnte es ab. Dagegen erbot sich freiwillig zu diesem gefährlichen Amte der 70jährige Greis Malesherbes, vormaliger Minister des Königs. „Ich wurde,“ schrieb er dem Präsidenten des National-Convents, „zwei Mal in den Rath dessen, der mein Herr war, gerufen, zu einer Zeit, wo alle Welt sich dazu drängte; ich bin ihm schuldig, ihm denselben Dienst zu leisten, jetzt, wo viele Leute ein solches Amt für gefahrvoll halten.“ Der König nahm dies Anerbieten eines treuen Dieners an; ein dritter Vertheidiger wurde ihm auf seinen Wunsch in dem jungen, sehr talentvollen Anwalt Deséze bewilligt. Die Vertheidiger erhielten ungehinderten Zutritt zu dem Könige und der Convent theilte bereitwillig jedes Actenstück, welches sie verlangten, mit.

Im Schooße des Convents machte sich immer mehr die schon oben angedeutete Ansicht geltend, daß es sich nicht um die Person Ludwigs XVI., sondern

um das Königthum überhaupt bei diesem Processe handle. „Die Person des Königs," sagt der berühmte Geschichtsschreiber der Revolution,*) „trat bei dieser ungeheuern Frage fast ganz in den Hintergrund, man bedachte nur dies Eine, zu wissen, ob man mit der Vergangenheit gänzlich durch einen furchtbaren Act brechen sollte oder nicht. Man sah nur auf das Resultat und verlor das Opfer, welches der Schlag treffen sollte, aus den Augen."

Die verbündeten Fürsten erklärten aufs Neue, daß sie in keiner anderen Absicht Krieg gegen das republikanische Frankreich führten, als um den König zu befreien. Diesen Zweck und somit auch den Grund zu einer ferneren Fortsetzung des Krieges zu vereiteln, gab es für die an materieller und moralischer Macht sehr heruntergekommenen Republikaner nur ein einziges, aber unfehlbares Mittel, das Henkerbeil. War das Haupt des Königs gefallen, dann hatte der Rettungskrieg für ihn ein Ende und zu gleicher Zeit gab dieser Proceß den Führern der Volkspartei eine erwünschte Gelegenheit, die noch einige Scheu bewahrenden Girondisten mit in den Blutsturz der Republik hineinzureißen. Die Erbitterung der Parteien gegen einander war bei weitem heftiger, als die gemeinsam gegen den König gerichtete. Man drängte die Vertheidiger nicht, sich zu übereilen; am 25. December machten sie Anzeige, daß sie bereit seien, und am 26. begleiteten sie den König in die Versammlung des National-Convents, vor welcher zuerst Desèze in einer bündigen Vertheidigung, aus welcher der König zuvor allen ihm überflüssig scheinenden Redeschmuck zu entfernen gebeten hatte, das Wort für den Angeklagten nahm. Die Rechtsfrage betreffend, behauptete der Vertheidiger, daß die Verfassung vom Jahre 1791 dem Könige die Unverletzlichkeit zusichere, und daß es kein Verbrechen gebe, für welches er mit anderer Strafe als der Entthronung belegt werden könne. Was die Procedur betreffe, so nehme er für den entthronten König das einem jeden Bürger zustehende Recht in Anspruch, daß der Ankläger nicht zugleich Richter sein dürfe. „Wohin ich," sagte er mit edlem Muthe, „in dieser Versammlung mein Auge richte, ich sehe überall Ankläger, nirgend Richter." Der entthronte König ward vor keine Geschworenen gestellt. Was die dem Angeklagten zur Last gelegten Thatsachen betraf, so unterschied er diejenigen, welche er vor Annahme der Constitution, von denen, welche er nach derselben begangen haben sollte.

*) Thiers, Histoire de la révolution. p. 527.

Mit eindringlichem Tone und feiner Menſchenkenntniß wandte ſich Deſèze am Schluß ſeiner Rede an das Mitleid, an das Ehrgefühl und an die Eitelkeit der Richter; er wußte, daß er zu Franzoſen ſprach. „Franzoſen," ſagte er, „wo iſt jener frühere Nationalcharakter geblieben, welcher euch ehemals ſo ſehr auszeichnete? Jener Charakter der Seelengröße, des Edelmuthes? Wollt ihr eure Macht darein ſetzen, das Unglück eines Mannes zu vollenden, welcher den Muth hatte, ſich ſelbſt den Repräſentanten der Nation anzuvertrauen? Glaubt ihr, daß dem höchſten Uebermaße des Unglücks auch nicht das geringſte Mitleid gebührt? Und betrachtet ihr einen König, welcher aufhört, König zu ſein, nicht ohnehin ſchon als ein ſo ausgezeichnetes Opfer des Schickſals, daß es euch unmöglich ſcheinen ſollte, ſein Unglück noch irgendwie zu vermehren? Die Revolution, welche euch umſchuf, hat große Tugenden in euch entwickelt; aber hütet euch wohl, daß ſie nicht in euern Seelen das Gefühl der Menſchlichkeit ſchwäche, ohne welches es keine wahrhafte Tugend giebt. Bürger, ich will es nicht ausſprechen, ich bleibe ſchweigend vor der Geſchichte ſtehen, bedenkt, daß ſie über euer Urtheil den Spruch fällen wird und daß ihr Spruch den Jahrhunderten angehört."

Hierauf nahm Ludwig ſelbſt das Wort und las eine kurze Vertheidigungsrede ab, in welcher er nochmals den Vorwurf, am 10. Auguſt Bürgerblut vergoſſen zu haben, mit Unwillen zurückwies. Von dem Präſidenten befragt, ob er noch etwas zu ſeiner Rechtfertigung vorzubringen habe, antwortete er, daß er Alles geſagt habe, worauf ihm bedeutet wurde, abzutreten. Unter Bedeckung wurde er nach dem Tempel zurückgebracht.

Im Convent kam es über den Antrag, ſofort das Urtheil zu fällen, zu ſtürmiſchen Auftritten. Die gemäßigte Partei war noch immer ſtark vertreten und die Girondins hofften den König dadurch zu retten, daß ſie den Urtheilsſpruch über ihn an die Geſammtheit der Urwähler gebracht wiſſen wollten. Lanjuinais ſchlug ſich bis zur Tribüne durch und verlangte Ungültigkeitserklärung der ganzen Procedur. „Die Zeit der Bluthunde (des hommes feroces) iſt vorüber, man darf die National-Verſammlung nicht dadurch entehren, daß man ihr anſinnt, das Urtheil über den Ex-König Ludwig XVI. zu ſprechen." Thäte ſie dies, ſo überſchritte ſie die Grundſätze der Gerechtigkeit, denn der Beſiegte würde dann von dem Sieger gerichtet, indem die Mehrzahl der Anweſenden ſich zu den Verſchwörern (conspirateurs) des 10. Auguſt rechnet.

Der Ausdruck „conspirateurs“ rief einen fürchterlichen Sturm hervor und obschon Lanjuinais versicherte, er habe jenes Wort in einem edlen Sinne gemeint und die Conspiration vom 10. August sei eine ruhmvolle, wurde er dennoch durch Tumult und Gewalt gezwungen, die Rednerbühne zu verlassen. Die Sitzung wurde, nachdem noch einige Redner vergebens versucht hatten, zum Worte zu gelangen, aufgehoben.

Am folgenden Tage (den 27. December) wurde die Verhandlung fortgesetzt. Zuerst erhielt der wüthende Jacobiner St. Just das Wort und es schien fast, als ob die Erscheinung des unglücklichen Königs einigen Eindruck auf diesen hartherzigen Republikaner gemacht hätte. Heut nannte er Ludwig nur einen schlauen, nicht einen bürgerblutdürstigen Tyrannen, welcher, da er nicht mit Gewalt durchzudringen vermocht, die Vertheidiger der Freiheit corrumpirt (durch Bestechung), mit dem Auslande Verschwörung angezettelt und seine Minister zur Verzweiflung gebracht habe, von denen einer ihm geschrieben: „Ihre Verbindungen hinter unserem Rücken verhindern mich an der Vollziehung der Gesetze und ich lege nieder.“ — Die Girondins brachten heut ihren Antrag vor, an das Volk zu appelliren. Wäre dieser angenommen worden, so würde dadurch Frankreich dem entsetzlichsten Bürgerkriege preisgegeben worden sein; sämmtlichen 44,000 Sectionen Frankreichs hätte die Verhandlung zur Aburtheilung vorgelegt werden müssen, und daß dies nur mit allgemeinem Mord und Todtschlag geendet haben würde, konnte Niemandem verborgen sein. Auch heut noch ließen sich einige Stimmen mit eindringlicher Abmahnung, das Urtheil über Ludwig zu sprechen, vernehmen.

Endlich erschien auch Robespierre auf der Tribüne. „Auch ich,“ sagte er mit herzloser Gerührtheit, „war bewegt und fühlte die republikanische Tugend in meinem Herzen schwanken in Gegenwart des Schuldigen, von der souverainen Macht Erniedrigten. Allein der letzte Beweis der Hingebung an das Vaterland war, jede Anwandlung von Gefühlsregung (sensibilité) zu unterdrücken.“ Er erinnerte hierauf an die Schonung, welche dem Könige nach seinem Fluchtversuche zu Theil geworden, und wie hierauf die Freunde der Freiheit am Altare des Vaterlandes durch Lafayette niedergeschossen worden wären. Er behauptete, daß dieselbe Faction noch bestehe und den Proceß des letzten Königs nur verzögere, um „eine wühlerische Minorität“, als welche er und seine Freunde bezeichnet würden, niederzuwerfen. „Die Minorität,“ rief er, „verwandelt sich oft in eine

Majorität, indem sie die betrogenen Versammlungen aufklärt. Immer war die Tugend in der Minderzahl auf Erden." Als der Beifall der Gallerie ihn unterbrach, rief er: „Volk! Halte zurück mit deinem Beifall, flich das Schauspiel unserer Verhandlungen! Auch fern von dir werden wir uns nicht minder muthvoll schlagen." Am Schlusse seiner Rede verlangte er, daß Ludwig sofort für schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt werde.

Die Debatten wurden vier Tage hinter einander vom 28. bis 31. December fortgesetzt. Am letzten Tage nahm endlich der Führer der Girondins, der beredte Vergniaud, das Wort, vornehmlich, um Robespierre zu widerlegen. Er führte in geistvoller und überzeugender Weise aus, daß hier ein Fall vorliege, bei welchem an das souveraine Volk appellirt werden müßte, und trat der Ansicht, als ob hierdurch der Bürgerkrieg in ganz Frankreich entzündet würde, entgegen. Die Behauptung Robespierre's, daß die Tugend immer in der Minderheit sich befinde, war nicht schwer zu widerlegen. „Bürger!" rief er, „Catilina war in der Minderzahl in dem römischen Senate, und wenn diese Minderzahl siegreich gewesen wäre, so würde es um Rom, um den Senat, um die Freiheit gethan gewesen sei. Die Könige befinden sich ebenfalls in der Minderzahl auf Erden, und um ihre Völker zu unterdrücken, sagen sie ebenfalls, daß die Tugend in der Minderzahl sei und daß die Mehrzahl aus Intriguanten bestehe, denen man Schweigen durch den Schrecken auferlegen müsse, wenn man die Reiche vor Umsturz bewahren wolle."

Auf die von Robespierre aufgestellte Behauptung, der National-Convent müsse so viel Macht und Muth zeigen, um seinen Urtheilsspruch zu fällen und zu vollziehen, ohne sich auf die erst noch einzuholende Meinung des Volkes zu stützen, entgegnete Vergniaud: „Es gehörte Muth dazu, Ludwig XVI. zur Zeit seiner Machtvollkommenheit anzugreifen; bedarf es etwa dessen so sehr, um den besiegten und entwaffneten Ludwig zur Hinrichtung zu befördern?" Auch Marat wurde von Vergniaud heut nicht geschont und ihm galt es, wenn der Redner am Schlusse darauf hindeutete, wie bereits ein Befreier, ein immerwährender Vertheidiger der Republik, ein Cromwell angekündigt werde, ein Chef, den man für so nothwendig erachte. „Ein Chef!" rief er aus. „Ah, wenn eure Kühnheit so weit ginge, er würde nur erscheinen, um sogleich von tausend Dolchen getroffen zu werden. Allein welchen Gräueln würde dann Paris anheimfallen! Paris, dessen Heldenmuth gegen die Könige die Nachwelt anstaunen, dessen

schimpfliche Unterwerfung aber unter eine Hand voll Raubmörder, den Auswurf der Menschheit, sie nie begreifen wird. Wer wird in einer Stadt wohnen wollen, in welcher nur der Schrecken und der Tod herrscht? Und ihr, arbeitsame Bürger, deren ganzer Reichthum die Arbeit ist, denen aber die Mittel zur Arbeit zerstört werden, ihr, die ihr der Revolution so große Opfer gebracht habt, denen man die letzten Mittel der Existenz nehmen würde; ihr, deren Tugend, Patriotismus und guter Glaube eine so leichte Beute der Verführung wurden, was wird aus euch werden? Welche Hülfsquellen werden euch bleiben? Welche Hände werden eure Thränen trocknen und euern verzweifelten Familien Unterstützung bringen? Werdet ihr jene falschen Freunde, jene treulosen Schmeichler, welche euch in den Abgrund gestoßen haben, aufsuchen? Ach, fliehet sie vielmehr, fürchtet ihre Antwort! Ich will sie euch verkünden. Ihr werdet Brod von ihnen verlangen; sie werden euch sagen: „„Geht auf die Kirchhöfe, um der Erde einige blutige Fetzen der Opfer, welche ihr geschlachtet habt, zu entreißen. Verlangt ihr Blut? Nehmt, hier ist es! Blut und Leichname, andere Nahrung haben wir euch nicht zu bieten.““ Ihr schaudert, Bürger! O mein Vaterland, ich verlange, daß man Act nehme von den Anstrengungen, welche ich gemacht habe, dich aus dieser bejammernswerthen Entscheidung zu retten!"

Vergniauds Rede machte den tiefsten Eindruck, die verwegensten Leidenschaften verstummten, der gemeinste Haß schwieg, weder Robespierre, noch Marat wagten eine Entgegnung. Und als es nun nach mehrtägigen fortgesetzten Debatten zur Abstimmung über die Frage kam: welche Strafe soll den schuldigen Ludwig treffen? stimmt Vergniaud als Präsident dennoch für den Tod! Furcht, Verblendung, Rathlosigkeit und der leidige Trost, daß es zuletzt doch besser sei, dies eine Haupt fallen zu lassen, als einen allgemeinen Bürgerkrieg zu entzünden, führten selbst edle Männer in einer Anwandlung von Geistesverdüsterung in das Verderben, vor welchem sie Tages zuvor noch mit reinstem Eifer gewarnt hatten. Bis zum 7. Januar hatten die Debatten gewährt, die Versammlung fing an sich zu langweilen und die Langeweile tödtet. Am 14. kam es endlich zur Stellung dieser drei Fragen:

Erstens: Ist Ludwig Capet der Verschwörung gegen die Freiheit der Nation und eines Angriffs auf die allgemeine Sicherheit des Staats schuldig?

Zweitens: Soll das Urtheil, welches es auch sei, das hier gefällt werden möge, dem Volke zur Genehmigung vorgelegt werden?

Drittens: Welche Strafe soll über ihn verhängt werden?

Am 15. wurde zu namentlicher Abstimmung geschritten. Der Convent zählte 748 Mitglieder, davon waren 8 entschuldigt wegen Krankheit, 20 auf Commission außerhalb; anwesend 720, welche die erste Frage: ob schuldig? sämmtlich mit „Ja" beantworteten, 38 von diesen fügten hinzu, daß sie Ludwig für schuldig, sich selbst aber für incompetent erklärten, ein Urtheil zu fällen. — Der Präsident erklärte im Namen des National-Convents Ludwig Capet für schuldig der Verschwörung gegen die Freiheit der Nation und des Angriffs gegen die allgemeine Sicherheit des Staates.

Es folgte hierauf die namentliche Abstimmung über die zweite Frage. 29 Mitglieder waren abwesend; 4 enthielten sich der Abstimmung; 1 (Noël) recusirt sich; 11 fügen Bedingungen hinzu; 281 stimmen für die Verweisung des Urtheils an die Urversammlungen des Volkes; 423 verwerfen diese. Der Präsident erklärt demnach, daß eine Verweisung des Urtheils an das Volk abgelehnt sei.

Die Abstimmung über die dritte Frage mußte auf den nächstfolgenden Tag verschoben werden. „Welche Strafe soll über den der Verschwörung gegen die Freiheit der Nation und des Angriffs auf die allgemeine Sicherheit des Staats für schuldig erklärten Ludwig Capet verhängt werden?" So lautete diese dritte Frage, auf welche in der Sitzung am 16. Januar 1793 in dem National-Convente mit namentlichem Aufrufe geantwortet werden mußte. Paris befand sich in der größten Aufregung, doch war sie mehr eine innere der Gemüther, als eine äußere der Straßen; auf allen Seelen lastete die beängstigende Schwüle, welche dem schweren Gewitter vorangeht; selbst diejenigen, welche die rächenden Blitze auf das königliche Haupt herabriefen, waren nicht ohne Besorgniß für ihr eigenes Haus. Die Macht der Gewaltherrschaft und des Schreckens lag in den Händen des Gemeinderathes, des Jacobinerclubs und der handarbeitenden Bevölkerung der Vorstädte, zu deren Verfügung die Bürgerwehr, die Pikenmänner der Sectionen und die aus den Provinzen angekommenen bewaffneten Bundesbrüder (Fédérés) sich gestellt hatten.

In der Versammlung des Convents stellte Lehardy den Antrag, daß bei der vorliegenden Frage, wie in den peinlichen Gerichtshöfen, zwei Drittheile der Stimmen die Majorität bilden sollten. Danton und der Berg widersetzten sich, Lanjuinais, der unerschrockene Royalist, ruft aus: „Wir stimmen unter den

Dolchen und Kanonen der Meuterer!“ Die Verſammlung entſcheidet ſich dafür, daß, wie bei allen ihren Abſtimmungen, ſo auch bei dieſer die einfache Mehrheit, d. h. die Hälfte der anweſenden Mitglieder und eine Stimme genüge.

Der namentliche Aufruf begann 7½ Uhr des Abends; der Sitzungsſaal war, da man damals argantiſche Flammen und Gaslicht nicht kannte, nur matt erleuchtet, die Gallerien waren ſchon vor Tage von den Jacobinern und Männern und Frauen der Vorſtädte eingenommen worden. Der aufgerufene Deputirte mußte einige Stufen zu dem Schreibtiſche hinaufſteigen und mit vernehmlicher Stimme den Urtheilsſpruch fällen. Lautloſe Stille herrſchte in dem Saale und das ſogleich von Anfang an 12 Mal nach einander vernommene Schreckenswort „La mort!“ ſchien jeden freieren Athemzug zu erſticken. Sobald ſich aber einige Stimmen für Gefängniß, andere für Verbannung bis zum Frieden ausſprachen, betheiligten ſich ſogleich die auf den Gallerien anweſenden Jacobiner bei der Abſtimmung und gaben anfänglich durch Murren und Ziſchen, ſpäter durch Einſpruch und Schimpfreden, welche nicht unerwidert blieben, ihre Mißbilligung, und ebenſo durch Beifallsbezeugungen ihre Zuſtimmung zu den auf Tod lautenden Urtheilsſprüchen zu erkennen. Die Girondiſten, welche mit ihrem Antrage auf Berufung an die Urwähler durchgefallen waren, verſuchten jetzt eine letzte Ausflucht zur Rettung des Königs; ſie ſtimmten für den Tod, allein unter der Bedingung, daß die Vollſtreckung des Urtheils verſchoben werde. Dieſen Antrag ſtellte Mailhé unter großem Tumulte der Gallerie und des Berges, indem man während der Abſtimmung keinen neuen Antrag geſtatten wollte; indeſſen blieb es einem Jeden unbenommen, das Urtheil nach eigenem Gefallen mit einem Zuſatze zu verſehen, ein Verfahren, das den ſchon oft genannten Abbé Sieyes veranlaßte, ſein Urtheil mit „La mort sans phrase!“ abzugeben. Mit jeder Stunde ſteigerte ſich die Spannung faſt mehr noch außerhalb des von großen Volksmaſſen umlagerten Sitzungsſaales, als innerhalb deſſelben, man konnte nicht mit Gewißheit angeben, wie ſich die Stimmen gegen einander verhielten, da ſich Tod, Gefängniß, Verbannung ſo durchkreuzten, daß nur die Regiſter der Secretaire die Entſcheidung geben konnten. Die Abſtimmung währte die ganze Nacht des 16. und den ganzen 17. Januar bis des Abends 7 Uhr. Die Ermüdung und Abſpannung der Mitglieder wurde nur dadurch zuweilen unterbrochen, daß Männer von Namen und großem Einfluſſe an den Schreibtiſch hinauftraten. Allgemeine Aufregung; ein noch wach geblie-

bener rüttelt den eingeſchlafenen Nachbar an, die Hintenſtehenden drängen vor, Kopf über Kopf, man ruft: „Silence! Ecoutez! Le voila!“ Ein übernächtig ſchludriges Geſicht, ein vornehmer Mann ſeiner Haltung nach, mit gefliſſentlich in Verwirrung gelaſſener Friſur und in feiner, aber ſchmutziger Kleidung tritt mit erzwungener lächelnder Miene zur Todesurne; es iſt der Oheim des Königs, der Herzog von Orleans, den die Republik „Philipp Egalité“ umgetauft hatte, ohne daß ihm damit ſeine Sünden und ſeine Schulden abgewaſchen worden wären. Mit der ihm angeborenen Galanterie der franzöſiſchen Prinzen begrüßt er im Vorübergehen einige bekannte, berüchtigte Damen, und nimmt den Zahnſtocher nur ſo lange vom Munde, bis er dem Secretair das fürchterliche „La mort!“ mit derſelben Gleichgültigkeit zugerufen, wie ſonſt dem Kellner: „Ein Dutzend Auſtern!“ Durch dieſe Abſtimmung glaubte er für alle künftige Fälle ſich einen Freipaß als wahrhafter Republikaner geſichert zu haben; vergebens, auch ſein Haupt fiel unter dem Henkerbeile. Viele der ſonſt ehrenwerthen Mitglieder, welche eben noch ihrem Nachbar verſicherten, ſie würden nur für Verbannung ſtimmen, ſprachen dennoch, ſobald ſie an das Pult des Schreibers getreten waren, eingeſchüchtert von den wilden und wüthenden Fratzen der Gallerie, das Todesurtheil; feig waren zu allen Seiten die Conſervativen, die unter dem Vorgeben, ſehr loyal zu ſein, an nichts Anderes denken, als ſich und ihren Geldſack zu conſerviren. Der, einer altadeligen Familie angehörige, zu ſeinem Unglück ſehr reiche, Baron Lepelletier de Saint-Forgeau, dem die allerhöchſte Auszeichnung zu Theil geworden, einſt in der Quadrille der Königin zu tanzen, ſtimmte für den Tod Ludwig Capets. Und Vergniaud, aus deſſen beredtem Munde man noch Tages zuvor zur Rettung des Königs donnernde Strafreden und ruhmredende Worte der reinſten, menſchlichſten Empfindung vernommen hatte — heut ſtimmt er für den Tod, wenn auch mit der erfolgloſen Einſchränkung der unbeſtimmten Verſchiebung der Vollſtreckung. Außerdem lag ihm heute als Präſident die traurige Pflicht ob, das Ergebniß der Abſtimmung zu verkünden. Der Convent zählte 748 Mitglieder, davon waren abweſend auf Commiſſionen 16, wegen Krankheit 8, der Abſtimmung enthielten ſich 3; ſtimmende Mitglieder 721; abſolute Majorität: dreihundert einundſechzig.

„Bürger,“ ſagte Vergniaud mit bewegter Stimme, „ich werde nun das Ergebniß der Abſtimmung verkündigen; ihr werdet, ich hoffe es, ein tiefes

Stillschweigen beobachten. Hat die Gerechtigkeit gesprochen, dann wird die Menschlichkeit sich vernehmen lassen. Absolute Majorität: dreihundert einundsechzig; es haben gestimmt: 286 für Einsperrung oder Verbannung; 2 für die Eisen; 46 für den Tod bis zum Friedensschluß oder Ratificirung der Constitution; 26 für den Tod mit Verschiebung der Vollstreckung auf unbestimmte Zeit; dreihundert einundsechzig für den Tod ohne Bedingung. Im Namen des Conventes erkläre ich, daß die über Ludwig Capet ausgesprochene Strafe auf Tod lautet." Weder Zeichen des Beifalls, noch des Mißfallens wurden vernommen, die Vertheidiger traten ein; zunächst legte Desèze Appell gegen das Urtheil ein und verlangte Berufung an das Volk. Tronchet machte auf den Formfehler der Abstimmung aufmerksam, indem das peinliche Gesetzbuch zwei Drittheile der Stimmen vorschreibe. Der dritte Vertheidiger, der greise Malesherbes, nahm zuletzt das Wort und bat unter Thränen, daß man ihm bis morgen Zeit gönnen möge, sich zu sammeln. „Bürger," sagte Vergniaud zu den drei Vertheidigern, „der Convent hat eure Einsprüche vernommen, sie waren für euch eine heilige Pflicht. Will die Versammlung," sprach er zu dieser gewendet, „den Vertheidigern Ludwigs die Ehre verstatten, Platz zu nehmen?" Durch allgemeinen Zuruf gab die Versammlung ihre Zustimmung hierzu. Hierauf nahm Robespierre das Wort und erinnerte daran, daß der Antrag einer Verweisung des Urtheils an das Volk bereits abgelehnt sei. Gadet spricht dafür, daß man Malesherbes 24 Stunden zur Vorbereitung seines Einspruchs gestatte. Merlin von Douai entgegnet auf Tronchets Einwand, daß die Stimmzählung in der Ordnung sei, indem der peinliche Codex wohl für die Erklärung des Thatbestandes zwei Drittel der Stimmen vorschreibe, für die Strafbestimmung jedoch nur die einfache Mehrheit. Demnach verwirft die Versammlung den von den Vertheidigern eingelegten Appell und bestimmt für den nächsten Tag die Entscheidung über die Frage der Verschiebung der Vollstreckung. Am 18. Januar wurde von mehreren Mitgliedern Einspruch gegen die Richtigkeit der Stimmzählung erhoben, der Präsident ordnete nach langen und wüthenden Wortkämpfen eine nochmalige Revision der Abstimmungsregister an; das Ergebniß war dasselbe wie am vorigen Tage. Am 19. wurde endlich die Hauptfrage zur Entscheidung gestellt: „Soll eine Verschiebung der Vollstreckung stattfinden?" Es fand wiederum offene, namentliche Abstimmung statt und das Ergebniß war, daß am 20. Januar 3 Uhr des Morgens der Präsident erklärte, daß mit einer

Mehrheit von 380 gegen 310 Stimmen beschlossen sei, einen Aufschub der Vollstreckung nicht stattfinden zu lassen. Die letzte Hoffnung der zaghaften Girondisten, den König zu retten, war nun verloren; sie wollten sich wenigstens die Genugthuung verschaffen, an ihren Gegnern Rache zu nehmen. Genfonné verlangte, daß sofort eine Untersuchung gegen die Septembermörder eingeleitet werde und die Versammlung gab hierzu ihre Einwilligung; nur Marat und Tallien widersprachen und stellten nun ihrerseits den Antrag, daß gegen die Verschworenen des 10. August, welche aus den Tuilerien auf das Volk geschossen, ebenfalls der Proceß eingeleitet werde; auch dieser Antrag wurde genehmigt, allein weder das Eine noch das Andere vermochte das Schicksal aufzuhalten, welches den unglücklichen König ereilen sollte.

Vier sorgenschwere Tage hatte der entthronte König, im strengsten Gewahrsam gehalten, ohne Nachricht über den Erfolg oder das Mißlingen seiner Vertheidigung zugebracht; am 20. Januar Mittags 2 Uhr erschienen der Justizminister Garat und der Chef der Nationalgarde, Santerre, begleitet von Deputationen des Gemeinderathes und des peinlichen Gerichtshofes im Tempel-Gefängnisse. Der Justizminister eröffnete dem Gefangenen, daß er beauftragt sei, ihm die Beschlüsse des Convents mitzutheilen. Hierauf las der Secretair der vollziehenden Gewalt, Grouvelle, dem Könige diese Decrete vor, welche Ludwig Capet für schuldig des Hochverrathes an der Nation erklärten, ihn zum Tode verurtheilten und die Vollziehung binnen den nächsten 24 Stunden bestimmten.

Der König hörte das Urtheil mit großer Gelassenheit an, nahm die Schrift in Empfang und übergab dem Justizminister ein Gesuch, worin er um einen dreitägigen Aufschub zu seiner Vorbereitung, den Priester Edgeworth, der den Verfassungseid verweigert hatte, als Begleiter und die Erlaubniß, seine Familie zu sehen, erbat. Garat versprach, das Gesuch sogleich zur Kenntniß des Convents zu bringen. Die Ueberwachung des Gefangenen wurde noch strenger als bisher; man gestattete ihm nicht mehr Messer und Gabel, um zu verhüten, daß er seinem Leben nicht freiwillig ein Ende mache. Nach Verlauf einiger Stunden kam Santerre in Begleitung des Priesters zurück und brachte den Bescheid, daß Ludwig gestattet sein sollte, seine Familie zu sehen, daß jedoch der verlangte Aufschub nicht bewilligt worden sei.

Der Abschied von seiner Gemahlin und seinen Kindern war wohl die schwerste

Stunde, welche eine königliche Familie jemals verlebte. Mit gefaßtem Muthe verlangte endlich der König selbst die Trennung, zwar mit dem Versprechen, am anderen Morgen noch einmal die Seinen zu sehen; allein dies unterblieb. Von Allem, was ihn an die Erde band, hatte er Abschied genommen; seinem treuen Kammerdiener Clery war gestattet worden, aus einer nahe gelegenen Kirche das zur Messe nöthige Geräth herbeizuholen; er bekleidete am frühesten Morgen eine Kommode als Altar, stellte zwei Kerzen, Kelch und Monstranz darauf; der König beichtete, erhielt Absolution und empfing aus der Hand des Priesters die geweihte Hostie.

Um 8 Uhr des Morgens am 21. Januar erschien Santerre mit einer Deputation der Stadtgemeinde, des Seine-Departements und des peinlichen Gerichtshofes in dem Gefängnisse. Der König erklärte, daß er bereit sei, ihnen zu folgen. Er wollte dem ersten besten der eingetretenen Gemeinde-Vorsteher sein Testament zur Uebergabe an die Municipalität einhändigen; es war dies ein ehemaliger Priester, Jacques Roux, der jedoch hartherzig genug war, dem Könige zu erwidern: „Ich bin hier, um Euch zur Hinrichtung zu begleiten, nicht aber, um Eure Commissionen zu besorgen;" sogleich erbot sich ein anderer der Anwesenden, die Besorgung zu übernehmen. Dem treuen Kammerdiener Clery übergab er ein Petschaft, eine Haarlocke und einige Diamanten, welche er mit seinem Abschiedsgruße den Seinen, denen er den Schmerz, ihn noch einmal zu sehen, ersparen wollte, überschickte. Er sagte Clery Dank für sein treues Ausharren bei ihm im Kerker und gab nun das Zeichen, daß er bereit sei. Im Hofe stieg er in den für ihn bereit gehaltenen Miethswagen, neben ihm nahm der Priester Platz, gegenüber auf dem Rücksitze zwei Gensdarmerie-Officiere. Der Wagen fuhr langsam wie ein Leichenwagen durch die, von bewaffneten Pikenmännern und Nationalgarden besetzten, schweigenden Straßen, Niemand ließ sich an den Fenstern blicken, nirgend war auf dem langen Wege vom Tempel bis nach dem Revolutionsplatze*) Lärm oder Rohheit laut, tiefe Trauer schien auf der ganzen, großen Stadt zu liegen und von dem so allgemein geglaubten Versuche der Royalisten, den König noch am Fuße des Hochgerichts zu befreien, zeigte sich keine Spur. Einige Minuten nach 10 Uhr hatte der Wagen den

*) Früher der Platz Ludwigs XV., gegenwärtig der Eintrachtsplatz, der prächtigste von ganz Paris.

Platz erreicht, welcher von 20,000 Nationalgardisten, Fédérés der Provinz und Pikenmännern, hinter denen eine unzählige Volksmenge der niedrigsten Schichten stand, besetzt gehalten wurde. Am Fuße des Hochgerichts nahm der Scharfrichter Samson mit seinen Gesellen den König in Empfang, um, wie er mit französischer Höflichkeit sich ausdrückte, die Besorgung der Toilette zu übernehmen. „Sohn des heiligen Ludwigs," rief der Priester Edgeworth ihm zu, „steige gen Himmel!" und der König stieg die Stufen hinauf, die er nicht wieder hinabsteigen sollte. Oben wurden ihm die Haare abgeschnitten, der Rock ausgezogen, die Hände auf den Rücken gebunden. „Erdulde diese Schmach," rief ihm der Priester zu, „um dem Heilande auch hierin ähnlich zu werden." Ludwig trat an den Rand des Gerüstes und würdigte die Menge noch einer Anrede. „Franzosen," sprach er mit fester Stimme, „ich sterbe nicht schuldig der Verbrechen, die man mir zur Last legt; ich verzeihe den Urhebern meines Todes und wünsche, daß mein Blut nicht über Frankreich kommen möge!" Er wollte noch weiter sprechen, als auf Santerre's Befehl die Trommeln wirbelten, die Henker zogen ihn zurück, warfen ihn nieder auf das Brett, banden ihn fest und schoben ihn unter die Guillotine. Das Beil fiel herab, das Blut strömte, Samson faßte das abgeschlagene Haupt bei dem Haar und zeigte es der Menge, welche in lauten Jubel ausbrach, sich an das Schaffot drängte, unter Wuthgeschrei Tücher und Piken in den noch rauchenden Strom tauchte und mit frechem Gesange die Carmagnole um das Blutgerüst tanzte. —

So starb Ludwig XVI., 38 Jahre 5 Monate alt; die royalistischen Geschichtsschreiber nennen ihn „Le roi martyr", und wohl verdient er diesen Namen, denn er büßte nicht sowohl die eigene, sondern die Schuld seiner Vorfahren — denn alle Schuld rächt sich auf Erden!

Ein strenges Urtheil spricht Napoleon über die letzten französischen Könige. „Wenn das bourbonische Geschlecht," sagt er, „sein Unglück verdient hat, so ist es dadurch geschehen, daß es sich über Religion und Sittlichkeit hinwegsetzen wollte. Es giebt nichts Verderblicheres für die Sittlichkeit, als die scandalöse Liederlichkeit eines Souverains. — Wie kommt es, daß kein Priester die Kühnheit gehabt hat, Ludwig XIV. wegen seines öffentlichen Ehebruchs öffentlich zu excommuniciren und den Fluch gegen den Prinz-Regenten und Ludwig XV. mit muthiger Stimme auszusprechen? — Es gehört viel Seelenhoheit dazu, um sich der Sache der beleidigten Menschheit anzunehmen, indem man die Aus-

schweifungen der Großen beim rechten Namen nennt. Die Energie, welche sich dieser Pflicht entledigt, ist selten, allein sie findet Sympathie im Volksgefühle. Ich kenne nichts Niedrigeres, als die Gewalt eines sittenlosen Herrschers. Eine Gesellschaft ist sehr tief gesunken, welche ein so verächtliches Joch trägt; es ist ein Zeichen der Auflösung des Staatsvereins. Ohne allen Zweifel waren die Liebeshändel der Könige, die Schändlichkeiten Ludwigs XV. und des Regenten eine der Hauptursachen der Revolution. Bevor man die Gewalt herabwürdigte, hatte sie sich selbst herabgewürdigt; sie war tief unter alle Welt gesunken, indem sie alle Grundsätze der Sittlichkeit mit Füßen trat. Durch seinen muthvollen Märtyrertod hob Ludwig XVI. das Königthum in der öffentlichen Meinung; dies rechtfertigt nicht, erklärt aber das Verbrechen Marats, Robespierre's und der anderen sogenannten Königsmörder, welche wahre Ungeheuer mit menschlichem Antlitze sind; aber diese Ungeheuer haben ein Urtheil der socialen Genugthuung vollzogen." *)

*) Pensées inédites de Napoléon, recueillies à St. Hélène. 1841.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Anklage und Freisprechung Marats. — Zuſtände der höchſten Verwirrung in Paris und Frankreich. — Der Kaiſer läßt durch den General Prinzen von Coburg die Decrete der Revolution für nichtig erklären. — Der Herzog von York und die engliſche Armee in den Niederlanden. — Die Revolution erhebt ſich aufs Neue. — Danton, Barrère. — Erhebung des Volkes in Maſſe. — Vordringen der Verbündeten gegen Paris. — Friedrich Wilhelm II. geht auf das linke Rheinufer. — Cuſtine's Rückzug. — Charlotte Corday ermordet Marat. — Hinrichtung der Mörderin. — Leichenbegängniß Marats. — Conſtitutionsfeſt am 10. Auguſt 1793.

Als hervorragendſte Ereigniß in Paris nach dem Proceſſe und dem Tode des Königs war der Proceß und der Tod Marats, des Mannes, in welchem ſich das diaboliſche Princip der Revolution verkörpert und gewiſſermaßen auch vergeſtigt hatte.

Die Girondiſten, welche auf eine feigherzige Weiſe den Jacobinern den Kopf des Königs überliefert hatten, ſetzten jetzt Alles daran, ſich dafür den Kopf Marats zu verſchaffen. Er war Mitglied des Convents und durch Zuſammenhalten der rechten Seite mit der Mitte gelang es endlich, eine Anklage gegen ihn einzubringen, in welcher er beſchuldigt wurde, in ſeinen Journalen zu Mord und Blutvergießen aufgefordert, den Convent verleumdet und auf deſſen Auflöſung hingearbeitet zu haben. Die Mehrzahl entſchied, daß Marat vor das neu errichtete Revolutionstribunal geſtellt werde. So kurzſichtig waren in ihrer Leiden-

Digitized by Google

schaft die Girondisten, daß sie nicht zum Voraus sahen, daß dieser Proceß mit einer Freisprechung und einem Triumphzuge Marats enden würde. Darüber wenigstens wurden allen seinen Gegnern die Augen geöffnet, daß diesem „Freunde des Volkes" zwei gewaltige Bundesgenossen zur Seite standen: die groben Fäuste der Sackträger und die spitzen Zungen und Federn der Jacobiner. Das Revolutionstribunal hatte Marat auf den 24. April vorgeladen; er selbst und seine Freunde versäumten nicht, das Volk von Paris einzuladen, sich in und bei dem Gerichtssaale einzufinden, um dem Freunde des Volkes ihre Theilnahme zu bezeugen, „ihm, dem strengen Philosophen," wie die Aufforderung lautete, „den das Unglück und das Nachdenken gebildet, der mit einer Seele voll Feuer eine große Schärfe des Geistes und eine durchdringende Kenntniß des menschlichen Herzens verbinde, so daß er die Verräther auf ihrem Triumphwagen in dem Augenblicke erkenne, wo die stupide Menge sie vergöttere." Das Volk fand sich in Masse ein; wie vorauszusehen, wurde Marat freigesprochen und aus dem Gerichtshofe, mit einem Eichenkranze geschmückt, auf den riesigen Schultern einiger rußigen Kohlenträger, umgeben von dem Jubelgeschrei trunkener Fischweiber und Sansculotten, in die Versammlung des Convents bis zu seinem Sitze getragen. Ein Sappeur, sein gewaltiges Zimmerbeil schwingend, ging voraus und meldete ihn also bei der Versammlung an: „Bürger-Präsident! Wir bringen Euch den braven Marat. Marat war immer der Freund des Volkes und das Volk wird immer der Freund Marats sein. Soll das Haupt Marats fallen, dann wird zuvor das des Sappeurs fallen!" Ohne die Erlaubniß abzuwarten, hält der Triumphator seinen Einzug und wird von den Freunden und von den Gallerien mit Beifall empfangen. Er besteigt die Rednertribüne und ruft mit bitterem Hohne seinen Anklägern zu: „Bürger-Collegen! Ich bringe euch ein reines Herz, einen gerechtfertigten Namen zurück und erkläre mich aufs Neue, wie ich es bisher that, bereit, kämpfend für die Freiheit und für die Rechte des Volkes mein Leben hinzugeben." Von hier geleitete das Volk den bekränzten Sieger nach dem Jacobinerclub, wo ihn noch größerer Jubel empfing und Kränze und Blumen ihm entgegenflogen. Eine junge, schöne Frau hob ihr vierjähriges Kind empor und ließ mit der Versicherung, daß nur die Unschuld würdig sei, das schuldlose Haupt Marats zu krönen, von diesem ihm einen Kranz aufsetzen. Marat riß sich die Kränze mit Unwillen vom Haupte, betrat die Rednertribüne und sagte: „Bürger! Tief verletzt sehen zu müssen,

daß eine verbrecherische Faction (die Girondisten) die Republik verräth, wollte ich sie demaskiren und ihr einen Strick um den Hals legen. Sie leistete mir Widerstand und schleuderte eine Anklage wider mich. Ich bin siegreich hervorgegangen, die Faction ist erniedrigt, aber nicht vernichtet. Beschäftigt euch nicht damit, Triumphe zuzuerkennen, haltet euren Enthusiasmus zurück. Ich lege die Kränze, welche man mir gereicht hat, auf den Tisch nieder und ersuche meine Mitbürger, das Ende meiner Laufbahn abzuwarten, um darüber zu entscheiden."

Für die damalige Republik, von der sich schon seit den September-Mordnächten alle edleren Gemüther abgewendet hatten, traten jetzt Zustände ein, welche ihre jetzigen Führer und die Bevölkerung von Paris mit ihnen zur Verzweiflung drängten; aus solcher Noth sucht ein Jeder sich durch verzweifelte Mittel zu retten. Die Parteien und ebenso die einzelnen Gegner standen einander mit jenem Heißhunger gegenüber, wie es von den Flüchtlingen in der australischen Verbrecher-Colonie oder von Gestrandeten auf dem Wrack eines Schiffes erzählt wird, die in der gewissen Ueberzeugung leben, daß, wenn sie die Anderen heut nicht abschlachten, sie morgen von ihnen geschlachtet und aufgezehrt werden.

Die Girondisten erkannten, daß es die höchste Zeit sei, die Jacobiner niederzuwerfen; sie knüpften Verbindungen in den Provinzen an, um Zuzüge nach Paris aufzubieten, an welchem durch die Franzosen selbst vollzogen werden sollte, womit der Herzog von Braunschweig großsprecherisch gedroht hatte. In der Vendée, wohin die Flamme der Revolution weder geleckt, noch geleuchtet hatte, waren der Adel, die Priesterschaft und die Bauern im siegreichen Aufstande gegen die ihnen von Paris geschickten Commissaire und Nationaltruppen, an der nördlichen Grenze bereiteten die Oestreicher Einbruch, die Engländer an verschiedenen Punkten Landungen vor, die Preußen drohten den Rhein, die Piemontesen die Alpen, die Spanier die Pyrenäen zu überschreiten und in Paris standen der Convent und die Commune mit gezückten Dolchen einander gegenüber, dazwischen tobten und wütheten die Jacobiner, die Cordeliers, die Sectionen, die republikanische Union und andere Clubs öffentlich, heimlich wühlten aristokratische und royalistische Emissaire, welche Aufruhr, Plünderung und Gewaltthat durch bezahlte Bösewichter hervorzurufen bemüht waren, um die Provinzen mit jedem Tage mehr gegen Paris zu erbittern.

Die National-Versammlung glaubte sich noch immer durch ihre Würde und ihre Decrete in Sicherheit, und wagte es sogar am 24. Mai den Volksaufwiegler

Hébert und einige Andere, welche zum bewaffneten Aufruhr aufgefordert hatten, festnehmen zu lassen, unter denen sich auch Beamte der Commune befanden. Sogleich ließ diese durch eine Deputation an den Convent die Freilassung der Verhafteten fordern. Die Deputation erhielt Zutritt und der Präsident Isnard ertheilte derselben folgenden Bescheid: „Bürger-Gemeindevorsteher! Es ist unerläßlich, daß Sie hier Wahrheiten von schwerem Gewicht vernehmen. Frankreich hat seine Volksvertreter der Stadt Paris anvertraut und verlangt für dieselben Sicherheit. Sollte die National-Versammlung durch eine der Verschwörungen gefährdet werden, von denen wir seit dem 10. März umgeben, und von denen wir durch die Magistratsbehörden der Stadt am spätesten unterrichtet worden sind, so erkläre ich im Namen der Republik: Paris wird die Rache Frankreichs erfahren und aus der Liste der Städte gestrichen werden!"

Dies Wort ward für die Volksführer die Losung zu neuem Aufruhr; der Maire von Paris und die Vorstände der Sectionen schlossen sich dem Verlangen einer neugebildeten republikanischen Union an, welche Paris in den Insurrectionszustand erklärte. Nach wenigen Tagen hatte sich eine Bande von 80,000 Sansculotten zur Verfügung des Bataillonschefs Henriot gestellt und wuchs stündlich mehr an, da dem Manne 40 Sous täglich gezahlt wurden. — Die republikanische Union, von Marat aufgestachelt, ging mit nichts Geringerem um, als den Convent zu sprengen und die gemäßigten Mitglieder der Guillotine zu überliefern. Vergniaud, der Führer der Girondisten, forderte seine Freunde in der Sitzung vom 30. Mai auf, eine Versammlung zu verlassen, in welcher eine freie Verhandlung nicht mehr möglich sei. Robespierre ergreift das Wort und als Vergniaud ihn unterbrechend ersucht, seiner langen Rede ein Ende zu machen, ruft Jener ihm zu: „Wohlan, ich werde ein Ende machen und zwar mit euch, die ihr nach der Revolution des 10. August diejenigen, welche sie gemacht hatten, auf das Blutgerüst bringen wolltet, gegen euch, die ihr nie aufgehört habt, zur Zerstörung von Paris aufzufordern, gegen euch, die ihr den Tyrannen retten wolltet, gegen euch, die ihr euch mit Dumouriez verschworen habt! Ich trage darauf an, sämmtliche Complicen von Dumouriez in Anklagestand zu versetzen." Dieser Antrag wurde genehmigt und der Tag durch eine Illumination der Hauptstadt und einen Fackelzug festlich beschlossen.

Immer unheimlicher wurde es den gemäßigten Mitgliedern in dem Convent. von Marat ging der Antrag aus, daß 20 der hervorragendsten Mitglieder freiwillig in die Verbannung gehen möchten. Die Jacobiner erkannten hierin nur einen Vorwand, wodurch die Girondisten dem Schicksale, das ihnen immer näher rückte, zu entfliehen gedachten. Die Insurrections-Union veranlaßte eine zweite Erhebung am 1. Juni. Der Convent wurde umringt, die Mitglieder suchten vergeblich, sich in geordnetem Zuge zu entfernen, sie wurden von Henriot in den Saal zurückgedrängt, wo auf Marats Antrag die Verhaftung von 22 Mitgliedern — fast sämmtlich Girondisten — genehmigt wurde. Er selbst zog sich von den Sitzungen des Convents zurück, weil er erkrankte, vielleicht auch aus Besorgniß für seinen Kopf, da er wegen seiner fortgesetzten Behauptung: „Wir müssen einen Chef haben!" sich verdächtig gemacht hatte, den Herzog von Orleans oder Robespierre zum Dictator erhoben wissen zu wollen.

Noch zu keiner Zeit war die Revolution so nah daran, in den Krater, aus dem sie hervorgestiegen, theils von den Mächten im Innern zurückgezogen, theils von denen, die von außen heraudrängten, zurückgestoßen zu werden, als nach dieser Juni-Insurrection. Die beiden einzigen Stützpunkte der Nordarmee, die Festungen Condé und Valenciennes, vermochten den Angriffen der Oestreicher nicht zu widerstehen; Condé öffnete am 12. Juli, Valenciennes am 28. Juli die Thore. Aber so verblendet war auch in diesem Jahre das östreichische Cabinet geblieben, daß es dem General Coburg Vollmacht ertheilte, im Namen des Kaisers von den eroberten Städten Besitz zu nehmen, alle, seit der Revolution (1789) ergangenen Gesetze und Einrichtungen für aufgehoben zu erklären, die Klöster wieder herzustellen, die Assignaten außer Cours zu setzen, den auf die Güter der Ausgewanderten gelegten Beschlag aufzuheben u. dergl. — Nicht nur die Gewalthaber in Paris, die Ausgewanderten selbst und vor Allem der Bruder des hingerichteten Königs protestirten gegen ein Verfahren, welches ihnen anzudeuten schien, daß man mit Frankreich in gleicher Weise wie mit Polen zu verfahren gedenke. Monsieur — später Ludwig XVIII. — hatte eine gastliche Freistatt unter preußischem Schutze in Hamm in Westphalen gefunden, von wo aus er unter dem 28. Januar 1793 die „Erklärung" erließ, „daß er den, in dem Tempel in Gefangenschaft gehaltenen Dauphin Louis Charles als rechtmäßigen König von Frankreich anerkenne, während dessen Minderjährigkeit er die Regentschaft führen werde." Mit dergleichen Declarationen war nichts ge-

wonnen, es ſtanden den vertriebenen Prinzen nur leere Worte zu Gebot. Dagegen bot ſich den öſtreichiſchen und preußiſchen Heerführern ein Zuſammentreffen ſo günſtiger Umſtände für ein erfolgreiches Vordringen gegen Paris dar, wie nie wieder in dieſem Kriege; ſie ließen eine ſchöne Zeit ungenützt vorübergehen.

Das engliſche Cabinet, unter Pitts Führung, welches Waffen, Geld und Mannſchaft unter dem Herzoge von York nach den Niederlanden geſchickt hatte, beſtand darauf, daß die vereinigten Armeen den Marſch gegen Paris aufgeben und zuvörderſt ſich der Hafenſtädte Antwerpen und Dünkirchen verſichern ſollten.

In Paris bereitete man ſich aber dennoch auf den Empfang der Feinde vor, deren Streifpartien ſich bereits vor den Thoren von St. Quentin und Peronne gezeigt hatten. Es galt jetzt, diejenigen Leidenſchaften, für welche die Seele aller Parteien am empfänglichſten iſt, Ehre, Vaterlandsliebe und Nationalſtolz, in Bewegung zu ſetzen. Der Wohlfahrtsausſchuß ordnete eine Erhebung des Volks in Maſſe — was wir ſpäter Landſturm genannt haben — an; eher wollte man das ſchöne Frankreich in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandeln, als es den Feinden überlaſſen.

„Wenn die Tyrannen," rief Danton, „unſere Freiheit bedrohen, dann wollen wir ſie an Kühnheit übertreffen: laßt uns den Boden Frankreichs verwüſten, bevor er ihnen zur Beute wird, und die Reichen, dieſe ſchmutzigen Egoiſten, ſollen zuerſt der Volkswuth preisgegeben werden." In der Sitzung am 23. Auguſt hielt Barrère einen ausführlichen Vortrag über die zur Vertheidigung Frankreichs zu ergreifenden Maßregeln. „Bis zu dem Augenblicke, wo die Feinde von dem Boden der Republik vertrieben ſein werden, ſtehen ſämmtliche Franzoſen fortwährend zur Verfügung der bewaffneten Macht. Die jungen Leute ziehen zur Schlacht, die verheiratheten ſchmieden Waffen und transportiren Lebensmittel, die Frauen ſtricken Strümpfe, machen Kleidungsſtücke und verpflegen die Kranken; die Kinder zupfen Charpie aus altem Linnen und die Greiſe laſſen ſich auf die öffentlichen Plätze tragen, um den Muth der Krieger aufzuregen, zum Haß wider die Könige und zur Einigkeit der Republik aufzufordern. Stellvertretung in dem Dienſte, zu welchem Jemand gerufen wird, findet nicht ſtatt; die öffentlichen Beamten bleiben auf ihren Poſten. Die Erhebung des Volkes wird eine allgemeine ſein; die Unverheiratheten und Wittwer von 18 bis 25 Jahren marſchiren zuerſt aus. Ein jedes Bataillon erhält eine Fahne mit der Aufſchrift: „Das franzöſiſche Volk wider die Tyrannen!" Wir ſehen die Be-

völkerung des glühenden Herdes der Revolution durch innere wie durch äußere Gewaltmittel zur Verzweiflung getrieben; allein die Aussichten auf glücklichen Erfolg stellten sich für die Angreifer bei weitem günstiger, als für die Angegriffenen.

„Wenn man" — bemerkt Thiers — „den Zustand Frankreichs in den ersten Tagen des Juli 1793 betrachtet, so sehen wir, daß ein aus der Bretagne und Normandie aufgebrochenes, bis Evreux vorgerücktes, Heer sich nur noch wenige Stunden von Paris befand, daß ein zweites von Bordeaux aufgebrochen war und in seinem Zuge alle Departements des Loiregebiets, welche noch schwankten, mit sich fortreißen konnte; daß 6000 Marseiller sich in Avignon bereit hielten, zu den Föderirten von Lyon und Grenoble zu stoßen und mitten durch Burgund hindurch sich auf Paris zu stürzen." Der Hauptstadt waren alle Lebensadern unterbunden oder durchgeschnitten; keine Mannschaft, keine Steuern, keine Zufuhren mit Munition und Lebensmitteln wurden nach Paris gelassen. Nicht mindere Gefahr als die *inneren* drohten dem zerrissenen Frankreich die *äußeren* Feinde. Verderblicher für die junge Republik, als früher die Flucht Lafayette's, drohte der Verrath Dumouriez' zu werden, welcher als der zuverlässigste, unternehmendste und geschickteste General das Vertrauen des Heeres und der revolutionairen Regierung in gleich hohem Grade verdiente und besaß. Er trat im April 1793 mit den östreichischen Generalen Coburg und Mack in geheime Verbindung, überlieferte ihnen die belgischen Festungen und erbot sich, gemeinschaftlich mit ihnen nach Paris zu marschiren und das Königthum wieder herzustellen. Seine Truppen weigerten sich ihm zu folgen; nur durch schleunige Flucht konnte er sich retten. An seiner Stelle erhielt General Dampierre den Oberbefehl, mußte ihn jedoch nach wenigen Tagen, als er in dem Gefechte bei St. Amand am 9. Mai 1793 durch eine Kanonenkugel tödtlich verwundet wurde, dem minder bedeutenden General Lamarche überlassen, welcher mit der ganzen demoralisirten und mehrmals geschlagenen Nordarmee sich auf Valenciennes und Condé zurückzog, welche beide Festungen, wie bereits erwähnt, von den Oestreichern erobert wurden. An die (französische) Nordarmee schloß sich die Moselarmee unter General Ligneville an, dem gegenüber der Fürst von Hohenlohe mit 30,000 Preußen Namur, Luxemburg und Trier besetzt hielt. Noch schlimmer stand es für die Franzosen am Mittelrheine, wo Mainz sich wieder in den Händen der Preußen befand; Friedrich Wilhelm II. war bereits im März 1793

bei Bacharach mit einer Abtheilung seines Heeres auf das linke Ufer gegangen und oberhalb Mainz hatte der östreichische General Wurmser und der Emigranten-General Prinz Condé den Rhein überschritten, so daß im Ganzen ein Heer von 80,000 Mann von Osten her vordrang, entschlossen, die in dem vorigen Jahre auf dem Wege nach Paris erlittene, Niederlage zu rächen; Custine sah sich zum Rückzuge gezwungen. Durch die Hinrichtung des Königs und die Schreckensherrschaft in Paris hatte die französische Revolution in Deutschland jede Sympathie verloren; anfänglich mit freudiger Zustimmung von den edelsten Geistern begrüßt, wendeten diese sich von ihr ab und traten scheu vor den Wellen des rothen Meeres, durch welche der Weg zu dem verheißenen Lande führen sollte, zurück. Wendete sich doch Frankreich selbst von dem Convente und dessen Wortführern ab und erhob sich gegen diese mit Wort und Waffen auf allen Punkten. Die Oestreicher, Preußen, Deutschen und Niederländer, welche gegen die französische Grenze vorrückten, hatten hinter sich ein gutmüthiges, an herkömmliche Unterthänigkeit gewöhntes, sich alles Raisonnirens enthaltendes Volk, welches die kaiserliche und königliche Reichsarmee mit allem Nothwendigen an Mannschaften, Mundvorrath, Geld und Waffen versah, und für den unglücklichen Fall eines Rückzuges der Verbündeten war das Landvolk überall vom Teutoburger Walde bis zu den Alpen zu einem allgemeinen Aufstande bereit, um den vordringenden Feind mit Sensen und Mistgabeln zu empfangen. Dagegen litten die französischen Heere nicht nur an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel, jede Mannszucht war aufgelöst, die Unordnung ward mit jedem Tage größer, kein beseelender Gedanke erhob den Muth, der Soldat focht nicht mehr für den König, nicht für die Republik, nicht für das Vaterland, nicht für den Glauben, nicht für den Ruhm, er focht — so war die allgemeine Stimmung im Heere — für die Jacobiner und andere Clubbisten, für Marat, für Robespierre und — für die Guillotine.

An entschlossenen, dem Convente ergebenen Generalen und Officieren fehlte es zwar nicht, allein wie gering war für diese die Aussicht auf glücklichen Erfolg, die vor sich einen an Zahl überlegenen Feind, hinter sich im eigenen Vaterlande den vollständigsten bewaffneten Aufstand von den Alpen bis zu den Pyrenäen und von da wieder bis zur Nordgrenze hatten, und deren eigene Soldaten ohne Zucht, ohne Muth und ohne Schuh waren und deren Mehrzahl im vollsten Sinne des Wortes zu den Sansculotten gehörte. Die piemontesische Armee,

durch ein Corps Oestreicher verstärkt, stieg von den Seealpen herab und war einer guten Aufnahme in den südlichen Departements gewiß; eine spanische Armee hatte die Pyrenäen bereits überschritten und bot den für Thron und Kirche fechtenden Vendeern die Hand, die französische Flotte war vernichtet, die Häfen von den Engländern blockirt, welche außerdem die Aufständischen mit Waffen und Geld versorgten und selbst in Paris es an Versuchen, durch Bestechung Aufruhr und Unordnung zu erregen, nicht fehlen ließen.

Ein Ereigniß von furchtbar aufregender Wirkung trug in der Hauptstadt dazu bei, die allgemeine Verwirrung noch zu steigern und die rachedurstigen Volksmassen der niedrigsten Schichten zur Wuth aufzustacheln. Marat, der erst kürzlich bekränzte und im Triumphe auf den Schultern durch die Straßen getragene Volksfreund, fiel durch den Dolchstoß eines entschlossenen adeligen Fräuleins, Charlotte Corday d'Armans, am 13. Juli 1793. Seitdem Caen die flüchtigen Mitglieder der Gironde aufgenommen hatte und der Sammelplatz für ein Departementsheer geworden war, welches gegen Paris ziehen und der dortigen Schreckensherrschaft ein Ende machen sollte, war in Charlotte Corday, einer 23jährigen, durch ihre Bildung, Sittsamkeit und Schönheit ausgezeichneten, Jungfrau, dabei leidenschaftlichen Republikanerin, der Gedanke aufgestiegen, das Vaterland durch eine entschlossene That zu retten. Sie hatte in Marat denjenigen erkannt, in welchen alle bösen Geister der Hölle gefahren seien, um durch ihn Frankreich zu verderben; sie glaubte sich berufen, durch einen Dolchstoß das Vaterland zu befreien, ohne zu bedenken, daß durch denselben die an einen Einzigen gebannte Legion von Teufeln sofort sich zerstreuen und in die gesammte unsaubere Heerde fahren werde. Marat wurde durch Krankheit verhindert, an den Sitzungen des Convents und der Clubs Theil zu nehmen; Charlotte verschaffte sich, da sie das erste Mal von seiner Haushälterin abgewiesen wurde, Zutritt zu ihm dadurch, daß sie ihm schrieb, sie sei aus Caen gekommen, um ihm wichtige Mittheilungen zu machen. Marat empfing das zu einer furchtbaren That entschlossene, schüchterne Mädchen in einer Badewanne sitzend und hieß die Aufwärterin hinausgehen, um Charlottens Eröffnungen zu vernehmen; andere Absichten lagen dem kranken, hinfälligen Manne fern. Er erkundigte sich nach den in Caen anwesenden Girondisten, und während er ihre Namen in eine Schreibtafel einzeichnete und ausrief: „Diese Alle besteigen die Guillotine!" zog Charlotte ein Küchenmesser aus ihrem Busen und stieß es

Marat in die linke Bruſt tief in das Herz. „Zu Hülfe!“ rief er und ſank entſeelt nieder. Seine Haushälterin ſtürzte herein, auf ihr Geſchrei kamen Leute, ſie ſchlugen die Mörderin zu Boden. Polizeibeamte entriſſen ſie der tobenden Menge und führten ſie nach dem Gefängniſſe, wo ſie ohne Rückhalt ein vollſtändiges Bekenntniß ihrer That ablegte. Als, nachdem die Unterſuchung geſchloſſen, die Anklageacte ihr mitgetheilt worden war, ſie vor Gericht erſchien, nahm ſie, noch ehe ſie gefragt wurde, das Wort. „Ich bin es,“ ſagte ſie mit der Freudigkeit einer Siegerin, „welche Marat getödtet hat.“ — „Durch wen wurden Sie veranlaßt, dieſen Mord zu begehen?“ fragte der Präſident. — „Durch ſeine Verbrechen.“ — „Was verſtehen Sie unter ſeinen Verbrechen?“ — „All das Unglück, welches er ſeit der Revolution veranlaßt hat.“ — „Und wer hat Sie dazu aufgefordert?“ — „Ich mich ſelbſt ganz allein; ſeit langer Zeit war ich dazu entſchloſſen, zu einer ſolchen That fragt man nicht Andere um ihren Rath. Ich wollte meinem Vaterlande den Frieden geben.“ — „Und glauben Sie, alle Marats getroffen zu haben?“ — „Ach nein!“ ſagte ſie mit einem tiefen Seufzer. — Vergebens machte ihr Vertheidiger geltend, daß das Mädchen eine unzurechnungsfähige Schwärmerin ſei; ſie wurde zum Tode verurtheilt. Aus ihrem Kerker ſchrieb ſie noch einen Brief voll kindlicher Liebe an ihren Vater und einen voll Witz und Humor an Barbaroux, den geiſtreichen Antinous von Marſeille, den ſie unter den Geflüchteten in Caen kennen gelernt hatte. „Meine Freunde,“ ſchrieb ſie ihm, „dürfen mich nicht beklagen, denn eine lebhafte Einbildungskraft und ein gefühlvolles Herz verheißen denen, die damit begabt ſind, eine ſtürmiſche Zukunft.“ Sie fügt hinzu, daß ſie ſich an Péthion gut gerächt habe, welcher in Caen ſie wegen ihrer politiſchen Anſichten in Verdacht gehabt habe, und bat General Wimpffen zu ſchreiben, daß ſie ihm geholfen habe, mehr als eine Schlacht zu gewinnen. Sie ſchließt mit den Worten: „Welch' ein trauriges Volk, um eine Republik zu errichten! Vor Allem thut der Friede Noth; die Regierung wird dann kommen, ſo gut es gehen will.“ — Am 15. Juli beſtieg Charlotte mit gefaßtem Muthe das Blutgerüſt; einen ſchöneren Nacken hatte das Beil der Guillotine, ſo oft es auch ſeit vier Jahren herabgefallen war, noch nicht getroffen.

Dem durch den Dolchſtoß einer angeblichen Ariſtokratin ermordeten Marat wurde als einem Märtyrer der Freiheit eine glänzende Beſtattung veranſtaltet. Sein Leichnam blieb mehrere Tage öffentlich in der Franziskanerkirche ausgeſtellt,

die Todeswunde offen zur Schau gelegt. Aus sämmtlichen Stadtvierteln erschienen Trauerdeputationen, es fehlte nicht an Reden, Kränzen und, wie versichert wird, an aufrichtigen Thränen. „Er ist todt!“ begann der Präsident der Section der Republik seine Rede, „todt durch Mörderhand! Wir wollen uns enthalten, sein Lob über der entseelten Hülle auszusprechen. Sein Lob ist sein Benehmen, seine Schriften, seine blutende Wunde, sein Tod! Bürgerinnen! Werft Blumen auf den erblaßten Leichnam Marats! Marat war unser Freund, er war der Freund des Volkes. Für das Volk hat er gelebt, für das Volk ist er gestorben!“

Der Convent beschloß insgesammt der Leiche zu folgen; in dem Jacobinerclub wurde der Antrag gestellt, Marat die Ehre der Beisetzung in dem Pantheon zuzuerkennen, obschon das Gesetz bestimmte, daß solche Ehre erst 20 Jahre nach dem Tode zuerkannt werden dürfte. Hier nahm Robespierre das Wort, der es nicht liebte, daß man weichherzig werde, wo es sich um blutige Rache handle. „Wenn ich heut spreche“ — sagte er — „so thue ich es, weil ich ein Recht darauf habe. Es handelt sich hier um Dolche, sie erwarten mich, ich habe sie verdient und es ist blos ein Zufall, daß Marat früher als ich getroffen worden ist. Deshalb habe ich ein Recht, mich in die Discussion zu mischen, und ich thue es, um meine Verwunderung darüber auszusprechen, daß sich eure Energie hier in leeren Declamationen erschöpft und an nichts als an eitlen Pomp denkt. Die beste Weise, Marat zu ehren, ist, seine Feinde unerbittlich zu verfolgen. Die Rache, welche sich mit einer eitlen Leichenfeier begnügt, beruhigt sich bald und denkt dann nicht weiter daran, auf eine reellere und wirksamere Weise Genugthuung zu schaffen. Verzichten wir daher auf unnütze Discussionen, und rächen wir Marat auf eine Weise, die seiner würdig ist.“ Man beschloß hierauf, sich der Leichenfeier, welche der Club der Cordeliers veranstaltete, anzuschließen. Diese hatten für Marat ein Grab in dem Klostergarten ihres Versammlungshauses bereitet, unter dem Schatten der Platanen, unter denen er gewöhnlich des Abends dem dort versammelten Volke sein Journal vorzulesen pflegte. Niemals zuvor sah Paris ein größeres Leichengefolge, die gesammte Bevölkerung aller Stände und aller Klassen schloß sich an, selbst seine Feinde, denn sie wußten, daß man es ihnen als Verbrechen anrechnen würde, wenn sie fehlten.

Der Zug setzte sich des Abends 6 Uhr in Bewegung und traf um Mitter-

nacht in dem Garten der Cordeliers ein, wo zuerst der Präsident des Convents das Wort nahm. Er kündigte die Zeit, in welcher für Marats Tod Rache genommen werden würde, als nahe an, ermahnte jedoch das Volk, nicht übereilt und unbedacht zu handeln, damit nicht den Feinden des Vaterlandes ein Vorwand zu Schmähungen gegeben werde. Von Ehrgeiz und Gewinnsucht wird Marats Charakter freigesprochen, man fand in seinem Nachlasse eine kaum nothdürftige Garderobe und nicht mehr als ein Assignat von 5 Franken.

Die Ermordung Marats, obwohl nur die That eines einzelnen, außer aller Verbindung mit Clubs und Verschwörungen stehenden, Mädchens, gab den Jacobinern eine erwünschte Veranlassung, die nach Caen entflohenen Girondisten als die Anstifter dieser Uuthat zu verdächtigen und sie dem allgemeinen Volkshaß und was hiervon die unzertrennliche Folge war, der Guillotine zu überliefern. Die Insurrection vom 30. Mai und 1. Juni begnügte sich jetzt nicht mehr mit jenen auf die Anklageliste gestellten 22, sie erhöhte diese Zahl auf 73, der rechten Seite und der Mitte angehörende Convents-Mitglieder, deren Namen man unter einem, an verschiedene Departements gerichteten Aufrufe, sich gegen den Wohlfahrtsausschuß zu erklären und zu erheben, gefunden hatte. Nachdem der Convent jeden Widerspruch innerhalb seines Saales zum Schweigen gebracht, wurde die, von Hérault-Sechelles entworfene, neue Constitution, durch welche die Menschenrechte unverkürzt und unverkümmert in das Staatsleben der Republik eingeführt werden sollten, genehmigt und in die Departements geschickt, um in den sogenannten Primair-Versammlungen von den Urwählern angenommen zu werden.

Die Verfassungsurkunde stimmte, bis auf geringe Abänderungen, mit der vom Jahre 1792 überein, sie erging sich mehr in allgemeinen Grundsätzen und schönen Verheißungen, als in bestimmter Organisirung eines geordneten Staates. „Die Republik" — so lautete der Schluß — „wird die Rechtschaffenheit, den Muth, das Alter, die kindliche Liebe und das Unglück ehren, sie stellt ihre Verfassung unter den Schutz aller Tugenden." Der Convent schickte Bevollmächtigte in sämmtliche Departements, welche den Urversammlungen die Constitution zur Annahme vorlegen und sie einladen mußten, Abgeordnete zu einem neuen Verbrüderungsfeste, welches am 10. August gefeiert werden sollte, nach Paris zu senden. Den Departements, welche die Annahme verweigern würden, wurde mit strengster Ahndung gedroht.

Nicht verführerisch waren die Einladungen, welche die Jacobiner, die Commune und andere Revolutions-Vorstände an die Provinzen ergehen ließen. Es wurde nicht etwa eingeladen zu festlichen Lustgelagen, nicht zu sinnenschmeichelnden Schauspielen und Opern, zu verführerischen Ballets und Promenaden unter der Orangerie und den Fontainen von Versailles, die Männer der Provinz sollten in Paris nur die rauhe Tugend der Republikaner aufsuchen, vor jeder Verführung aus früheren Erinnerungen und Bekanntschaften wurde gewarnt. Den Charakter jener Zeit bezeichnend ist die Adresse, welche die Administration des Departements der Seine an die Brüder der Urversammlungen damals erließ. „Seid auf eurer Hut," heißt es darin, „wenn ihr nach Paris kommt. Hier werden Menschen unter der Maske des Patriotismus mit Begeisterung euch von Freiheit und Gleichheit, von der einen und untheilbaren Republik sprechen, während sie im Grunde ihres Herzens nur an die Wiederherstellung des Königthums denken, dafür und für die Zerstückelung des Vaterlandes arbeiten. Dies sind die Reichen, denn zu allen Zeiten haben die Reichen die Tugend verabscheut und die guten Sitten vernichtet. Bei ihnen findet ihr verderbte Frauen, mit verführerischen Reizen, welche mit Jenen einverstanden sind, euch dem Laster zuzuführen. Fürchtet sie, fürchtet vor Allen das ehemalige Palais royal, in dessen Garten ihr jene Verführerinnen findet. Dieser berühmte Garten, die Wiege der Revolution, vordem die Freistatt der Freunde der Freiheit und Gleichheit, ist gegenwärtig, trotz unserer thätigen Wachsamkeit, nichts als die Cloake der Gesellschaft, der Schlupfwinkel der Verbrecher, die Höhle der Verschwörer. Flieht diesen verpesteten Ort; gebt vor dem gefährlichen Schauspiele des Luxus und der Verschwendung den heilsamen Gemälden der arbeitenden Tugend den Vorzug; besucht die Vorstädte, die Gründer unserer Freiheit, tretet ein in die Werkstätten, wo thätige Menschen, einfach und tugendhaft wie ihr, bereit wie ihr, das Vaterland zu vertheidigen, euch schon längst erwarten, um mit euch die Bande der Brüderschaft fester zu schließen. Vor Allem aber besucht unsere Volksvereine. Schließen wir uns enger an einander, stärken wir uns für die das Vaterland bedrohenden Gefahren und schwören wir zum letzten Male Tod und Vernichtung den Tyrannen!"

Die Worte des Convents und die der Jacobiner fanden in den Departements mehr Anklang, als die wohlmeinenden Versicherungen der Girondisten, welche sich zwar ebenfalls für Republikaner ausgaben, allein ihr Ziel noch immer

auf dem trockenen Wege der guten Worte zu erreichen meinten, während ihre Gegner auf dem nassen Wege des Blutgerüstes ohne Scheu vorschritten.

24,000 Municipalitäten der Departements hatten ihre Zustimmung zur neuen Verfassung eingesendet; nur Marseille, Corsika und die Vendée waren im Rückstande und die Gemeinde von Saint-Tonnant im Departement der Nordküste hatte auf die Zurückberufung der Bourbons angetragen.

Selbst in dieser Zeit der Greuel und des Schreckens waren die Pariser aufgelegt zu festlichem Spectakel; die Feier am 10. August 1793 sollte die am 14. Juli 1791 an Glanz und neuen Decorationen noch überbieten. Der berühmte Maler David, der Gründer der neuen Malerschule, welcher als Conventsmitglied für den Tod des Königs gestimmt hatte, war mit der künstlerischen Anordnung des Festes beauftragt worden. Die ärgste Zumuthung, welche man selbst unter der tyrannischen Herrschaft eines Ludwig XIV. dem Pariser Publicum niemals zu machen gewagt haben würde, war die Einladung, mit Sonnenaufgang — also vor 4 Uhr — sich auf dem Platze der demolirten Bastille einzufinden. Die Eingeladenen fanden sich in der That ein. Die Mitglieder des Convents, die Abgeordneten von 86 Departements, die sämmtlichen Clubs und Volksvereine, Nationalgarden und Pikenmänner, die Damen der Halle und die Sansculotten trafen aus allen Sectionen in unzähligen Schaaren zur festgesetzten Zeit ein. In der Mitte des Platzes war eine colossale Statue von Gips, die Natur als Isis, aufgestellt, aus deren hundert Brüsten sich Wasserstrahlen in ein großes Bassin ergossen; es ward dieser Brunnen die Fontaine der Wiedergeburt (régénération) genannt. Der erste Strahl der aufgehenden Sonne wurde mit einer religiösen Hymne, nach der Melodie der Marseillaise, begrüßt, hierauf füllte der Präsident des Convents eine silberne Schaale mit reinstem Urquell an den Brüsten der Natur, goß sie, gegen die Sonne gewendet, als feierliches Opfer zur Erde, füllte sie noch einmal, trank und reichte sie dem nächsten Departements-Bruder, der sie dann weiter die Runde machen ließ. Fürwahr, eine zweite republikanische Zumuthung, welche kein absolutester König sich erlaubt haben würde, bei Sonnenaufgang den Männern des Volkes und ihren Frauen eine Schaale mit Seinewasser anstatt eines Schnapses und einer Tasse Kaffee zu reichen. Nach diesem Frühstücke setzt sich der Zug in Bewegung, voran die Volksvereine mit Fahnen, auf denen „das Auge der Vorsicht" gemalt ist, dann folgen die Mitglieder des Convents, mit Aehren-

büschen in den Händen; die Constitution und die Menschenrechte werden in einer prachtvollen Bundeslade von 8 Mitgliedern getragen; die Abgeordneten der Departements, durch dreifarbige Bänder mit den Conventsmitgliedern verschlungen, tragen Oelzweige, die Pikenmänner tragen ein Bündel Piken, wie einst die Holländer die Pfeile, als Zeichen der Stärke und Eintracht; sämmtliche Gewerke schließen sich an mit ihren Handwerkszeichen. Drei Wagen erblickt man in ihrem Geleite; auf dem ersten sitzt ein greises Ehepaar: Kinder, Enkel und Urenkel haben sich vorgespannt. Der zweite, in Form eines antiken Triumphwagens, wird von 4 Streitrossen gezogen; auf ihm steht ein Aschenkrug, welcher bestimmt ist, die Gebeine der gefallenen Krieger aufzunehmen. Endlich folgt, von einem dürren Klepper gezogen, ein Pariser Schmutzkarren, auf welchem man den Purpurmantel mit den Lilien, Krone, Scepter, Wappenschilde und andere Insignien königlicher Herrschaft und des Adels erblickt. Auf dem Revolutionsplatze, auf welchem das Haupt des Königs gefallen, werden diese Insignien den Flammen eines Scheiterhaufens übergeben. In diesem Moment wird eine dort errichtete Statue der Freiheit unter Fanfaren und Kanonendonner enthüllt und Tausende dahinter verborgen gehaltene Tauben, Spatzen, Finken, Dompfaffen, Bachstelzen und anderes Waldgeflügel werden frei gelassen und fliegen mit dreifarbigen Bändern nach allen Weltgegenden mit großem Geräusch, um — wie der berühmte Thiers bemerkt — dem Himmel zu verkünden, daß die Erde frei geworden sei. —

Auf dem Marsfelde, wohin sich der Zug von hier wendet, war wiederum ein Altar des Vaterlandes errichtet, von dem herab heut nicht wie das erste Mal ein christlicher Bischof, von 900 Priestern gefolgt, den Segen ertheilt und das Meßopfer vollzieht, sondern der Präsident des Convents erscheint, umgeben von den Abgeordneten der Departements, die Annahme der neuen Verfassung, Gleichheit und Brüderlichkeit verkündend unter dem Zujauchzen der Menge, welche um die hier aufgerichtete colossale Statue „La France républicaine" tobt und singt und für das Vaterland zu sterben schwört. Ohne irgend eine Unordnung endete diese großartige Komödie, welche nur auf französischem Boden — vielleicht auch in Rom — möglich war und von Wirkung sein konnte. In England würde eine derartige Freiheitsfarce zu den Unmöglichkeiten gehören, weshalb sie auch dort die bitterste Verspottung erfuhr. Selbst der obengenannte französische Geschichtsschreiber stellt nicht in Abrede, daß Mißgünstige die ganze Feier lächerlich

finden könnten, allein er hebt auch die ernste Bedeutung derselben hervor. „Am 14. Juli 1790," sagt er, „war die Revolution noch unschuldig und wohlwollend (innocent et bienveillante), sie konnte aber auch damals noch nicht ernsthaft sein und hätte durch die fremden Bajonette wie ein lächerliches Possenspiel auseinander gejagt werden können; allein im August 1793 war sie tragisch geworden, hatte durch Siege und Niederlagen Ruf gewonnen, sie war ernsthaft geworden, wie ein unwiderruflicher heroischer Entschluß."

Die Jacobiner und an ihrer Spitze Robespierre und Danton benutzten die Anwesenheit der Deputirten der Urversammlungen aus den Departements, um ihre energischen Maßregeln, welche allein Frankreich zu retten vermochten, durchzusetzen. Diese Maßregeln bestanden darin, daß der Convent, in dessen Schooß nach der Flucht der Girondisten und der Festnehmung der Mitglieder der Rechten Einigkeit vorhanden war, nicht auseinander gehe, um nicht darauf einer neugewählten, aus widerstreitenden Elementen bestehenden, Versammlung die Regierung zu überlassen, daß ferner alle Verdächtigen verhaftet und das Volk in Masse aufgeboten werde. Dumouriez' Verrath, Marats Ermordung und die Bewegungen der verbündeten Heere vom Rheine her gegen die französische Grenze trieb die Bewegungspartei zu den äußersten Gewaltmitteln, um Geld, Waffen, Brod und Soldaten zu schaffen. Der Adel und die Geistlichkeit war bereits vertrieben, hingerichtet, aufgezehrt; doch gab es noch Reichthum genug im Lande aus der vergangenen Wucherzeit aufgehäuft, und an die wohlverwahrten Kasten der Geldmänner und Krämer wurde angeklopft. „Noch hat man nicht Alles gesagt," rief Danton im Jacobinerclub, „man hat nicht erwähnt, daß, wenn Frankreich zerrissen, wenn es besiegt sein wird, daß dann die Reichen die ersten Opfer der Raubgier der Tyrannen sein werden, man hat nicht erwähnt, daß die besiegten Patrioten dieses schöne Frankreich eher dem Feuer, als den Händen der unverschämten Sieger übergeben werden. Dies ist es, was man den reichen Egoisten begreiflich machen muß. Und was hofft ihr, die ihr der Republik kein Opfer bringen wollt? Welches wird euer Loos sein, wenn die Freiheit unterliegen sollte? Man wird eine Regentschaft errichten mit einem Schwachkopfe an der Spitze, wir würden ein Kind zum Könige erhalten, dessen Unmündigkeit lange dauern würde, unser Land würde zerstückelt, die Provinzen jämmerlich zerrissen werden. Ja, ihr Reichen, man wird dann tausendmal mehr von euch fordern und erpressen, als es euch kosten würde, das Vaterland

zu retten und die Freiheit zu verewigen.“ Auf seinen Antrag wird der Convent aufgefordert, ein allgemeines Aufgebot zu erlassen.

Wie Wallenstein einst den Wiener Perrücken zurief: „Mit 50,000, da müßt' ich verderben, mit 100,000 werd' ich nicht Hungers sterben!“ so rief Danton dem Convente zu: „Wenn ihr 100,000 Soldaten conscribirt, so werden diese nicht aufzutreiben sein, aber Millionen Freiwilliger werden sich bei einem allgemeinem Aufrufe erheben; es giebt für alle Franzosen ohne Ausnahme jetzt nur ein Geschäft: Frankreich zu retten, damit es nicht das fluchwürdige Schicksal Polens erfährt, zur Henkersmahlzeit geviertheilt zu werden.“ —

Zusammenfassung

Die Kirche Santa Maria Assunta in Arsiè (Belluno) ist ein Werk des 15. Jahrhunderts, das in der Folgezeit mehrfach umgebaut wurde. Die Fassade wurde 1930 neu errichtet. Im Inneren befinden sich Fresken aus dem 15. Jahrhundert, die Szenen aus dem Leben Mariens darstellen. Die Kirche ist ein wichtiges Beispiel für die Kunst der Region.

558 Millionen Franken in Assignaten ausgegeben worden, der Convent hatte 5 Milliarden und 100 Millionen Franken Assignaten creirt, wovon nach Vertilgung derer, die beim Ankauf von Nationalgütern als Zahlung angenommen worden waren, im August 1793 noch 3 Milliarden 776 Millionen in Umlauf blieben. Noch immer hatten die königlichen Assignaten, wenn auch nur im Verborgenen, einen besseren Cours als die republikanischen. Es kam jetzt darauf an, der Königskrone auch auf dem Papiermarkte ein Ende zu machen. „Man muß," sagte der Finanzminister Cambon, „die öffentliche Schuld uniformisiren und republikanisiren." Er führte diesen Grundsatz dadurch aus, daß er, worin er in England ein Vorbild fand, das große Buch der öffentlichen Schuld einführte. Die Assignaten mußten binnen Jahresfrist eingeliefert werden, und man erhielt dafür, gleichviel ob es königliche oder republikanische waren, eine Renteneinschreibung auf das große Schuldbuch zu 5 vom Hundert, so daß, wer 1000 Franken einlieferte, eine Rente von 50 Franken erhielt. „Auf diese Weise," sagte Cambon, „wird man die unter dem Despotismus gemachte Schuld nicht mehr von der seit der Revolution gemachten unterscheiden können, und ich fordere Monseigneur le Despotisme heraus, wenn er wieder auferstehen sollte, seine alte Schuld in meinem großen Buche von der neuen zu unterscheiden. Nach dieser Operation werden Sie sehen, daß der Capitalist, welcher das Königthum zurückwünscht, weil er einen König zum Schuldner hat und fürchtet, sein Capital zu verlieren, wenn das Königthum nicht wieder hergestellt wird, nun die Erhaltung der Republik wünschen wird, welche jetzt seine Schuldnerin geworden ist."

Um die Rente zahlen zu können, wurde zu einer freiwilligen, und da diese nicht hinreichte, zu einer gezwungenen Anleihe geschritten, Scheidemünze aus eingeschmolzenen Glocken geschlagen und mit Einziehung und Verkauf der Güter der Aristokraten, der Ausgewanderten, der Kirchen- und Klostergüter für den augenblicklichen Bedarf gesorgt.*) Für die gezwungene Anleihe wurde folgendes Verfahren festgesetzt. Jeder selbstständige Mann oder Frau mußten ihre Einkünfte oder die ihrer Pflegebefohlenen angeben, der Gemeinderath in jeder Gemeinde hatte die Richtigkeit der Angabe zu prüfen. Es wurden einer jeden Familie für ein jedes Glied: Mann, Frau, Kind, 1000 Franken gelassen, und von

*) Thiers, ein Meister der Finanzkunst, giebt in seiner Gesch. der Rev., Th. I. S. 451 u. f., eine sehr klare Uebersicht damaliger Zustände.

dem Ueberschusse von 1000 bis 10,000 Fr. ein Zehntel gefordert; ein Ueberschuß von 10,000 Fr. mußte für das nächste Jahr ganz abgeliefert werden. Demnach behielt eine Familie von 5 Personen, wenn sie 50,000 Fr. Einnahme hatte, 5000 Fr. als nothwendigen Bedarf, 10,000 Fr. Ueberschuß mit Abzug eines Zehntels, also im Ganzen 14,000 Fr. und hatte mithin 36,000 Fr. an den Staat als gezwungene Anleihe zu zahlen, wofür man eine Renteneinschreibung auf das große Buch erhielt oder Nationalgüter kaufen konnte, durch welche letztere Maßregel eine große Anzahl der reichen Rentiers an die Scholle gebunden wurde. Alle Privat-Rentenanstalten wurden aufgelöst und nur dem Staate das Recht zuerkannt, dergleichen zu errichten. Da nun aber doch viele Millionen neuer Assignaten ausgegeben werden mußten, wurde mit schweren Geld- und Gefängnißstrafen — bis zu 20 Jahren Galeeren — ein Jeder bedroht, welcher baares Geld mit Vortheil für Assignaten verkaufte, oder bei dem Abschlusse eines Handels einen Unterschied des Preises bestimmte, je nachdem die Zahlung in Assignaten oder in baarem Gelde geleistet wurde. Wer sein Vermögen durch Wechsel oder auf andere Weise nach einem, mit Frankreich im Kriege befindlichen Lande schaffte, wurde mit dem Tode bestraft.

Um die Bevölkerung gegen Uebertheuerung der nothwendigen Lebensbedürfnisse sicher zu stellen, welche durch Aufkauf und Speculation in Korn, Mehl, Fleisch, Salz, Früchten, Salzfischen, Wolle, Leder, Linnen u. s. w. entstanden war, wurden bei jedem Kaufmanne, welcher mit dergleichen Waaren handelte, die Bestände aufgenommen und nach Ausweis der Facturen und Bücher der Preis von der Behörde festgestellt, ebenso die Kornpreise auf den Märkten und das Gewicht des Brodes in den Bäckerläden. Der damalige Nothstand zwang diejenigen, welche die Rettung der Republik um jeden Preis durchzuführen den Muth hatten, zu solchen außerordentlichen Maßregeln zu schreiten. „In unseren Tagen," schreibt Thiers 1844, „kritisirt eine oberflächliche und undankbare Generation jene Operationen, findet die einen gewaltsam, die anderen gegen die Principien der Staatsökonomie und fügt so zur Undankbarkeit noch die Unkenntniß der damaligen Verhältnisse hinzu. Trage man endlich den Thatsachen Rechnung und sei gerecht gegen die Männer, denen es so große Anstrengungen und Gefahren gekostet hat, uns zu retten."

Seitdem die Engländer und die Emigranten die Vendée zum Sammelpunkt ihrer Streitkräfte gemacht, wo eine ganze Bevölkerung sich gegen die Republik

erhoben hatte, erkannte auch der Wohlfahrtsausschuß in Paris, daß vor Allem das Feuer auf diesem Heerde im eigenen Lande gelöscht werden müßte, und wie Cato in alter Zeit den Römern wiederholte: „Karthago muß vernichtet werden!" so schloß Barrère eine jede seiner Reden mit dem Zurufe: „Nieder mit der Vendée! Vernichtet die Vendée und die Oestreicher werden Valenciennes und Condé nicht behaupten; vernichtet die Vendée und England wird nicht weiter an Dünkirchen denken; vernichtet die Vendée und der Rhein wird von den Preußen befreit sein; vernichtet die Vendée und Spanien wird zurückgedrängt werden; vernichtet die Vendée, dann wird Lyon keinen Widerstand leisten und Toulon wird sich gegen die Engländer erheben. Die Vendée und nochmals die Vendée, dort muß der Schlag geführt werden und zwar bis zum 20. October dieses Jahres, vor Eintritt des Winters, bevor die Straßen unfahrbar werden, bevor die Räuberbanden in ihren Schlupfwinkeln durch die Witterung und die Jahreszeit geschützt werden."

Der Convent traf alle Anstalten zu einem Vernichtungskriege gegen die Vendée; es sollte mit Feuer und Schwert Schritt vor Schritt vorgegangen werden, die Wälder und Dörfer niedergebrannt, in den Städten kein Stein auf dem anderen gelassen, die waffenfähigen Einwohner niedergesäbelt, die Greise, Kinder und Frauen in Gefangenschaft geführt werden. An die Soldaten der Westarmee, welche mit dieser bürgermörderischen Execution beauftragt wurde, erließ der Convent folgenden Aufruf: „Soldaten der Freiheit! Vor Ende October müssen die Räuberbanden der Vendée vernichtet sein. Das Wohl des Vaterlandes erheischt es, die Ungeduld des französischen Volkes befiehlt es, euer Muth wird es ausführen. Der Dank der Nation erwartet in dieser Zeit alle diejenigen, deren Tapferkeit und Vaterlandsliebe die Freiheit und die Republik für immer befestigt haben." Es war dies zum ersten Male, daß einem Heere zur Ausführung eines Feldzuges eine bestimmte Frist gestellt wurde und die commandirenden Generale wurden dafür mit ihrem Kopfe verantwortlich gemacht. Die Schreckensherrschaft des Wohlfahrtsausschusses erkannte es als eine unerläßliche Bedingung der Durchführung der Revolution, daß sich auch die be
nete Macht und ihre Führer vor ihr beugen müßten. Der Abfall von
mouriez gab den Jacobinern hinreichenden Vorwand, einen jeden General, w
sich dem Verdachte ausgesetzt hatte, seine Schuldigkeit nicht gethan zu h
oder auf eigene Verantwortung, den ihm von dem Wohlfahrtsausschusse gege

44ste Lieferung.

Von Elba nach St. Helena.

Von

Dr. Fr. Förſter.

Einleitende Geſchichte der Jahre 1786—1814.

Preis der Lieferung 5 Sgr. (18 Kr. Rh.)

Berlin.
Guſtav Hempel.
—
1866.

Digitized by Google

Befehlen entgegen, etwas unternommen hatte, was ihm mißglückte, vor das Revolutionstribunal zu laden. Der erſte Oberfeldherr, den dieſes Loos traf, war General Cuſtine. Daß er im Feldzuge des vergangenen Jahres, anſtatt die preußiſche aufgelöſte Armee am Rheine zu empfangen und zu vernichten, nach Frankfurt gegangen, daſſelbe gebrandſchatzt, dann Mainz ſeinem Schickſale überlaſſen, einen übereilten Rückzug angetreten habe, ſowie noch viele andere Fehler und grobe Verſäumniſſe wurden ihm zur Laſt gelegt. Die Anklageacte legte großes Gewicht auf die unbegründetſten Klatſchereien. „Der General Cuſtine," hieß es darin, „habe ſich immer als einen Freund der Preußen gezeigt, er habe Ludwig XVI. beklagt, er habe ſich über die Erhebung des Volkes am 31. Mai betrübt, er habe den Präſidenten der Jacobiner in Mainz, Dr. Hoffmann, wollen hängen laſſen, er habe das Journal des Berges bei ſeinen Truppen verboten, er habe Marat und Robespierre Unruhſtifter genannt, er habe ſich mit ariſtokratiſchen Officieren umgeben und niemals Republikaner zur Tafel geladen." — Das Revolutionstribunal zögerte das Todesurtheil auszuſprechen; es war der unglücklichen Tochter gelungen, durch ihre Bitten und Thränen einige der Richter für ſich zu gewinnen; da drohte Hébert mit einer Anklage gegen das Revolutionstribunal und ſchüchterte es ein. „Es iſt ſchmerzlich für mich," ſagte er im Club der Jacobiner, „eine Autorität anzuklagen, welche die Hoffnung der Vaterlandsfreunde war, welche ihr Vertrauen verdiente und bald ein Unheil für uns ſein wird. Das Revolutionstribunal iſt im Begriff, einen Verbrecher freizuſprechen, zu deſſen Gunſten, es iſt wahr, die ſchönſten Frauen von Paris die ganze Welt in Bewegung geſetzt haben. Die Tochter Cuſtine's, eine eben ſo gewandte Schauſpielerin in Paris, wie ihr Vater es an der Spitze der Armee war, ſie verſchafft ſich überall Zutritt und verſpricht Alles, um die Freiſprechung des Vaters zu erlangen." Auch Robespierre nahm das Wort gegen das Tribunal und am folgenden Tage ſprach es, ſogar unter Verletzung der üblichen Formalitäten, das Todesurtheil und Cuſtine's Haupt fiel unter der Guillotine.

Dieſe Hinrichtung eines tapferen, unternehmenden, von ſeinen Truppen ~~verehrten~~teten Generals, der einzig und allein dadurch zu Grunde gerichtet wurde,

den deutſchen Michel zu Frankfurt für fähig hielt, in eine revolutionaire nung verſetzt werden zu können, machte großen Eindruck bei der Armee, en Maſſe mehr und mehr der Geiſt der neuen Zeit in Fleiſch und Blut gen war. Die Meutereien hörten ganz auf; in die von dem Adel ver-

lassenen Officierstellen traten Unterofficiere und Gemeine ein, es galt nicht mehr zur Schlacht wie auf dem Paradeplatz zu marschiren, das Heer war nicht mehr die vielgegliederte, zusammengesetzte, berechnete Maschine, die Kriegskunst stand ebenfalls auf dem Punkte, eine vollständige Umwandlung zu erfahren, welche in der Ausbildung der Tirailleure zum zerstreuten Gefecht und in der Wirkung concentrirter Massen bestand. Carnot wurde der theoretische Schöpfer dieser neuen Kriegskunst, deren furchtbare Praxis in den nächsten Jahren schon durch einen 26jährigen Generalissimus, den wir jetzt noch als Chef einer Batterie vor Toulon finden, mit einem Waffenglücke sonder Gleichen sich Geltung verschaffte.

Die Generale der Westarmee ließen es an keiner Anstrengung fehlen, um den Vernichtungskrieg gegen die empörte Vendée bis zu der ihnen gestellten Frist beendet zu haben. Die Republikaner schritten mit Feuer und Schwert vor, ganze Dorfschaften mit ihren sämmtlichen Bewohnern wurden ohne Unterschied des Alters und Geschlechts niedergemetzelt und eben so grausam verfuhren die Vendéer gegen die Soldaten der Republik, die ihnen in die Hände fielen, gegen welche insbesondere Cathelineau, früher Frachtfuhrmann, jetzt einer der Generale der Chouans, wie sich die Vendéer nannten, unerbittlich war. Ausgezeichnete Heerführer hatten die Vendéer an Bonchamps, d'Elbée, La Roche-Jaquelin, Charette und Stofflet. Sie hatten ein Heer von 40,000 bewaffneten Bauern beisammen und hielten sich für stark genug, um dem republikanischen Heere, welches nur 12- bis 14,000 Mann zählte, am 16. und 17. October 1793 bei Cholet eine Schlacht zu liefern. Unter den Generalen der Republikaner herrschte eine große Uneinigkeit, allein in der Stunde der Gefahr ordneten sie sich dem Oberst Kleber unter und die Schlacht endete mit einer vollständigen Niederlage und Flucht der unglücklichen und verführten Bauern, welche, wie sie bisher von ihren Gutsherren als leibeigenes Zugvieh gebraucht, nun auch noch als Schlachtvieh von ihnen dem Verderben entgegen geführt wurden. „Und für welchen Zweck," fragt Thiers, „fochten diese Unglücklichen? Für eine abgeschmackte Sache, die von allen Seiten preisgegeben oder nur heuchlerisch vertheidigt wurde. Während diese unglücklichen Bauern sich aufopferten, dachte die Coalition kaum an sie, die Emigrirten intriguirten an den europäischen Höfen, nur wenige von ihnen fochten noch, aber in den Reihen der Fremden. Noch hatte Niemand daran gedacht, einen Thaler oder einen Soldaten nach der unglücklichen Vendée

zu schicken, welche sich bereits in zwanzig Schlachten ausgezeichnet hatte und nun besiegt, flüchtig, verwüstet war.“ Barrière berichtete an den Convent aus Cholet den 18. October: „Die Vendée ist nicht mehr!“ was jedoch nach Klebers Ansicht, und zwar mit Recht, als eine zu voreilige Nachricht gemißbilligt wurde.

Kein Schlag hatte die junge Republik mehr erschüttert, als die Uebergabe der reichen, stark befestigten Hauptstadt Toulon mit einer zahlreichen Flotte, welche dem englischen Admiral Hood überliefert wurde, der die Stadt sogleich für den minderjährigen König Ludwig XVII. in Besitz nahm. Hier eben so wie in Lyon hatten die Contrerevolution und die Royalisten blutige Rache an den Jacobinern und Republikanern geübt und dadurch diese wiederum veranlaßt, überall, wo sie siegreich waren, jene in Greuelscenen zu überbieten. Das Entsetzlichste in menschenmörderischen Abscheulichkeiten leistete der nach der Vendée als Bluträcher gesendete Carrier. Als die Guillotine es nicht mehr schaffen konnte, ließ er die unglücklichen Schlachtopfer heerdenweis niederkartätschen und als ihm das Pulver ausging, ließ er in Nantes die Bevölkerung paarweis nackt an einander binden und in die Loire stürzen.

Ebenso wurde jede Stadt, welche sich gegen die Gewaltherrschaft des Convents auflehnte, der Vernichtung geweiht. In dem gegen Lyon erlassenen Decret wird bestimmt: „Die Stadt Lyon soll vernichtet werden. Man wird nur das Haus des Armen, die Werkstätten und Fabriken, die Schulen und öffentlichen Denkmäler erhalten. Diese Stadt wird aufhören, den Namen „Lyon“ zu führen, sie wird Commune-affranchie heißen. Auf den Trümmern von Lyon wird man ein Monument errichten mit der Inschrift: Lyon führte Krieg gegen die Freiheit, Lyon ist nicht mehr!“ — Die Armee der Republikaner rückte heran, die Stadt wurde mit Sturm genommen und jedes Wort, wenn auch nicht an den Häusern, doch an ihren reichen Bewohnern, welche sich feindlich gegen die Republik benommen hatten, in Erfüllung gebracht.

Von hier aus ergingen Aufrufe an die Nordarmee und an die der Vendée, welche den Geist jener Zeit bezeichnen. „Der Sieg“ — heißt es in einem solchen Zurufe — „gehört dem Muthe, er gehört euch, schlagt, vernichtet die Tyrannen!“ In einem andern an die Armee in der Vendée heißt es: „Lange genug wird die Republik durch die Vendée ermüdet; marschirt, schlagt sie, macht ihr ein Ende! Alle unsere Feinde müssen zur selben Stunde fallen!“ Nicht allzu lange erfreuten sich die Engländer, welche durch sardinische und spanische Landtruppen

verſtärkt worden waren, des Beſitzes von Toulon. Nach dem Falle von Lyon ward Toulon enger eingeſchloſſen; doch konnte eine wirkliche Belagerung nicht unternommen werden, da die commandirenden Generale, Cardeaux, Portraitmaler, eben ſo wenig ſein Nachfolger, der Wundarzt Doppet, nicht die geringſte Kenntniß von der Kriegskunſt beſaßen. Hier war es nun, wo ein ausgezeichneter Artillerie-Officier, der 24jährige Oberſt Buonaparte, Sohn eines Advocaten in Corſika, Gelegenheit fand, ſich beſonders hervorzuthun, zumal ſeitdem der unfähige Doppet abgerufen worden und an ſeine Stelle (den 20. November) der General Dugommier, ein alter, erfahrener Officier, getreten war. Buonaparte bezeichnete ihm als den Schlüſſel der von den Engländern unter dem Namen „Klein-Gibraltar" angelegten Feſtungswerke das Fort Malbosquet; dies wurde, nachdem ein Ausfall der Beſatzung zurückgeſchlagen worden war, mit Sturm genommen, die Engländer verließen Klein-Gibraltar, flüchteten auf ihre Schiffe und um dieſe nicht dem Feuer der ſie beherrſchenden Batterien preis zu geben, lichteten ſie die Anker und ſtachen in die hohe See. Zuvor aber verbrannte der engliſche Admiral Sir Sidney Smith die in dem Hafen befindlichen franzöſiſchen Schiffe, 16 Linienſchiffe und 5 Fregatten, welche ſich unter den Schutz Englands begeben hatten. Durch dieſe gegen alles Völker- und Menſchenrecht verübte Treuloſigkeit wurde den Royaliſten, welche den Engländern den Hafen und die Thore von Toulon geöffnet hatten, von dieſen ſelbſt der einzige Zufluchtsort, der ihnen geblieben war, abgeſchnitten; auch das Seearſenal war von den argliſtigen Verbündeten, denen es nur darum zu thun war, die franzöſiſche Seemacht, gleichviel ob königlich, oder republikaniſch, zu vernichten, in Brand geſteckt. Furchtbar war das Loos derjenigen, welche Zuflucht auf den Schiffen geſucht und nur die Wahl hatten zwiſchen dem Tode in den Flammen oder in den Wellen; noch furchtbarer aber das Schickſal der Unglücklichen, welche den rachedurſtigen Siegern in die Hände fielen. Unbarmherzig wurden ſie in Haufen mit Kartätſchen niedergeſchoſſen, auch in Toulon ſollte kein Stein auf dem andern bleiben, ein Schiffswerft unter dem Namen: „Hafen des Berges" die Stelle der ehemaligen Stadt einnehmen. — Ein glänzenderes Siegesfeſt als das zu Ehren der Befreiung Toulons am 30. November 1793 hatte das republikaniſche Paris noch nie zuvor begangen.

Kaum aber war an der einen Stelle der Aufruhr niedergeworfen und in ſeinem eigenen Blute erſäuft, ſo brach er an der andern deſto furchtbarer wieder

aus und eben so drangen, an der einen Grenze zurückgedrängt, die Feinde an der andern in verstärkten Schaaren wieder vor.

Die Oestreicher hatten an der niederländischen Grenze und vereinigt mit den Preußen am Rheine einige Vortheile erfochten und forderten schon die Bewohner des Elsaß, und zwar nicht erfolglos, auf, von Frankreich abzufallen. Da hielten die Jacobiner nicht länger mit der Anklage gegen die Königin, die Tante des deutschen Kaisers, zurück.

Eine der gemeinsten Creaturen aus dem Pfuhle der Hauptstadt, Hébert, wurde zum Aufseher des Tempelgefängnisses, welches die Königin, ihren Sohn, ihre Tochter und die Schwester des Königs einschloß, ernannt. Er war früher Thürsteher an einem Theater, theilte Contremarken aus, jetzt schrieb er ein Sansculottenblatt: „Pater Duchesne" genannt. Er hätte sich eine ungeheure Summe verdienen können, wenn er zur Rettung der Königin behülflich gewesen wäre; doch war Unbestechlichkeit damals die einzige Tugend der niedrigsten Charaktere. Ein Mitglied der Municipalität, Michonnis, hatte unter dem Vorwande einer Visitation einen unternehmenden Emigranten in das Zimmer der Königin geführt und dieser ließ mit einem andeutenden Blicke eine Nelke fallen, in welcher auf einem Streifchen Papier die Worte standen: „Ihre Freunde sind bereit!" Hébert entdeckte die Verabredung, überlieferte die Freunde der Königin der Guillotine und wurde nun ihr Peiniger und ihr Ankläger.

Hébert hatte die Frechheit, die Königin, als sie am 14. October 1793 vor das Revolutionstribunal geführt wurde, in öffentlicher Gerichtssitzung eines scheußlichen Verbrechens anzuklagen. Dies war selbst den anwesenden Jacobinern zu viel, Hébert wiederholte noch ausführlicher seine Anklage, welche sich auf die Verletzung ihrer Mutterpflichten gegen den Dauphin bezog, worauf die Königin, nachdem die Richter sie wiederholentlich aufgefordert hatten, sich zu rechtfertigen, mit einem Blicke voll edlen Abscheus erwiderte: „Ich glaubte, daß die Natur mich überheben würde, auf eine solche Anklage zu antworten, ich appellire an die Herzen aller in diesem Saale anwesenden Mütter." Sämmtliche Anklagen, welche man bereits mit Erfolg gegen den König erhoben, wurden nun auch gegen die Königin angebracht, die man noch bei weitem mehr im Einverständnisse mit dem kaiserlichen Hofe wußte als ihren Gemahl. Sie wurde aus dem Tempelgefängnisse nach der Conciergerie, einem gewöhnlichen Stadtgefängnisse, gebracht; die beredten Worte ihres Vertheidigers Chauveau-Lagarde waren vergebens; sie

wurde zum Tode verurtheilt und Marie Antoinette, die Lieblingstochter der großen Maria Thereſia, die Zierde des Hofes von Verſailles, die einſt angebetete Königin des mächtigſten Reiches, beſtieg am 16. October das Blutgerüſt und daſſelbe Volk, das vor wenigen Jahren noch um einen huldvollen Blick aus ihren ſchönen Augen meilenweit lief und ſich drängte zum Erdrücken — daſſelbe Volk jubelte laut auf, als der entmenſchte Henker das abgeſchlagene Haupt, welches einſt die Krone trug, am blonden Haarſchopf faßte und es bluttriefend emporhielt.

Das Haupt der Königin war das Meduſenhaupt, welches die Revolution dem deutſchen Reichsadler entgegen hielt, ſo daß er verſteinert zurückſchreckte; allein nicht genügte es, den von außen andringenden Feinden zu zeigen, daß man ohne Scheu zu den äußerſten Mitteln zu ſchreiten entſchloſſen ſei, auch im Lande ſelbſt mußte nicht nur den empörten Provinzen, ſondern ſelbſt den ſchwankenden Freunden, einem Jeden, der noch einen geheimen Zweifel an der Revolution, oder wohl gar einen, wenn auch noch ſo tief verhaltenen, Abſcheu gegen dieſelbe hegte, ein unverholenes Zeichen gegeben werden, daß dem ein Ende gemacht werden ſolle. Wie König Macbeth ſagte die Revolution:

„So tief ſteh' ich im Blut, daß, wat' ich nicht
Noch tiefer, mir die Umkehr ſo verderblich wie
Das Vorwärtsdringen wird zum fernen Ziel."

Die Girondiſten, welche ſich ſchon bei dem Proceſſe des Königs zaghaft gezeigt hatten, ſpäter gegen die Blutmenſchen der Septembertage als Ankläger aufgetreten waren, dann wegen ihrer Anzettelungen in den Provinzen feſtgenommen wurden, befanden ſich zum großen Theile in den Gefängniſſen unter peinlicher Anklage; neuerdings regte ſich in den Provinzen der Geiſt der Spaltung und des Aufruhrs, da blieb dem Wohlfahrtsausſchuß kein anderes Mittel, ſeinen Feinden ewiges Stillſchweigen aufzulegen, als die Guillotine.

Eine Auswahl jener geiſtreichen und edlen Männer, welche von dem hohen Berufe, eine neue ſittliche Welt zu ſchaffen, durchdrungen, mit ſeltenen geiſtigen Gaben, tiefer Einſicht und hinreißender Beredtſamkeit ausgeſtattet, ſich ſeit vier Jahren mit rückſichtsloſer Hingebung dem Dienſte der, durch ſie hervorgerufenen, Revolution geweiht hatten, ſehen wir jetzt, des Hochverraths an der Republik angeklagt, verurtheilt und hingerichtet werden. Nicht Einer iſt darunter, den wir nicht in einem großen Momente der Revolution an der Spitze derſelben durch ein kühnes Wort oder eine entſchloſſene That den Ausſchlag geben ſahen.

Faſt nicht Einer iſt unter ihnen, deſſen perſönliches Auftreten wir nicht, unter Anerkennung ſeines Muthes und ſeines Geiſtes, zu erwähnen Veranlaſſung hatten, obſchon wir hier nur einige flüchtige Umriſſe aus der Geſchichte der franzöſiſchen Revolution geben konnten. Vergniaud, deſſen Rede uns oft tief bewegte, der beredte Valacé, der beſonnene Genſonné, der muthige Briſot, der geniale Ducos, und die Uebrigen meiſt Alle waren Vorfechter der wahrhaften Freiheiten des Volkes, allein auf dem halben Wege hielten ſie an und nun fielen ſie als Opfer ihrer Unſchlüſſigkeit. Darüber iſt das Urtheil nicht mehr zweifelhaft: die Macht der Revolution in die Hände der Girondins gelegt, würde Frankreich dem Schickſale Polens überliefert haben, allein hier wäre es nicht blos mit einer diplomatiſchen Theilung abgethan geweſen, hier würde es, da ein Bürgerkrieg dazu getreten wäre, zur fürchterlichſten Zerreißung gekommen ſein. Die Anklagen, welche vor Gericht gegen die Einundzwanzig erhoben wurden, waren meiſt nichtige Klatſchereien, gegen welche ſie es nicht der Rede werth hielten, ſich zu vertheidigen; ein Punkt aber war es, welcher für ſie zur Lebensfrage wurde: „die Aufforderungen in Briefen an Freunde in den Provinzen, einen Rachezug gegen Paris zu unternehmen.“ Man hatte einen Brief Duperets an Madame Roland aufgefangen, worin er meldet, daß Buzot und Barbaroux Anſtalten getroffen, um die in Paris gemachten Attentate zu ſtrafen. Einen Brief ähnlichen Inhalts hatte Vergniaud nach Bordeaux geſchrieben, voller Entrüſtung über die Zuſtände in Paris. Vergniaud, aufgefordert, ſich zu rechtfertigen, ſagte: „Wenn ich Ihnen die Beweggründe, ſo zu ſchreiben, zurückrufe, werde ich von Ihnen vielleicht eher bedauert als getadelt werden. Ich mußte glauben, daß nach dem Complott vom 10. März das Project uns zu ermorden mit dem, den National-Convent zu ſprengen, in Verbindung ſtehe. Marat ließ es am 11. März drucken und die, mit ſo vieler Erbitterung gegen uns eingereichten Bittſchriften haben mich in jener Anſicht befeſtigt. Damals war es, wo mir das Herz brach und ich an meine Freunde ſchrieb, daß ich von Dolchen bedroht würde. Ich habe gegen Marats Tyrannei Schutz verlangt, er iſt der Einzige, den ich genannt habe. Ich achte die Meinung des Volkes über Marat, allein Marat war mein Tyrann.“ Hierauf machte einer der Geſchworenen die Bemerkung: „Vergniaud beklagt ſich, von Marat verfolgt worden zu ſein. Ich erinnere daran, daß Marat gemeuchelmordet worden iſt und daß Vergniaud noch hier ſitzt.“ Die Tribünen klatſchten Beifall und der Eindruck der ſchönen Verthei-

digungsrede Vergniauds war verlöscht. — Nicht für sich, sondern für seine Freunde nahm Vergniaud noch einmal das Wort, und diesmal mit anscheinend günstigerem Erfolge, denn es war ihm gelungen, die rohe Zuhörerschaft zu ruhigem Anhören seiner Rede zu zwingen. Die Jacobiner fürchteten, daß eine Freisprechung erfolgen möchte, wenn die Verhandlung sich noch hinzöge; Robespierre wirkte bei dem Convente ein Decret aus, daß den Geschworenen das Recht zustehen sollte, nach drei Tagen sich für hinreichend unterrichtet zu erklären, die Verhandlung zu schließen und den Spruch zu fällen; der außerordentliche Gerichtshof constituirte sich zum „Revolutionstribunal". Am vierten Tage des Verhörs sprachen die Geschworenen das „Schuldig" aus, worauf der Gerichtshof das Todesurtheil fällte. Die Verurtheilten hörten es, fast ohne Ausnahme, mit ungebeugtem Muthe an; ihr Bewußtsein, eine neue, glorreiche Zeit für das geliebte Vaterland herbeigeführt zu haben und ihr Glaube, daß die Sache der Revolution siegreich bleiben werde, war so mächtig in ihnen, daß sie nicht irre an der wahrhaften Freiheit wurden und nicht eine einzige Klage darüber laut werden ließen, daß sie als Opfer des ausschweifenden Wahnsinns derselben fielen. Sie hielten in der Nacht vor der Hinrichtung ein gemeinsames Liebesmahl, bei dem sie sich durch Reden und Gesänge zu Ehren Frankreichs ermuthigten und die Gläser auf das Wohl der Republik erklingen ließen. Am 31. October 1793 setzte sich der trauervollste Zug, welcher jemals durch die Straßen von Paris zog, von der Conciergerie nach dem Revolutionsplatze in Bewegung; die Verurtheilten saßen zu vieren auf den gewöhnlichen Hinrichtungskarren; den Zug schloß ein einspänniger Karren, auf welchem eine Leiche lag: es war die des einst so beredten Valacé, welcher sich, als das Urtheil verkündigt wurde, einen Dolch in das Herz stieß.

Auf der Fahrt zum Schaffot stimmten die Unglücklichen die Marseillaise an, in welchem hinreißenden Freiheitsliede jene Strophen:

„Gegen uns hat die Tyrannei
Ihr blutiges Banner erhoben!"

von ihnen in einem andern Sinne gesungen wurden, als sie ursprünglich gemeint waren. Das zahlreich versammelte Volk sah ruhig an, wie binnen 31 Minuten der Scharfrichter 20 auserwählte Häupter der Revolution unter dem Henkerbeile fallen ließ. Die Mehrzahl von ihnen stand noch in dem kräftigsten Mannesalter, in den dreißiger und vierziger Jahren, einige waren noch Jüng-

linge, nur zwei waren in die funfzig eingetreten. „Dies war," sagt Thiers, „das Ende dieser edlen und muthigen Bürger, Opfer ihres gutgemeinten Utopien. Weder die Menschheit, noch deren Fehler, noch die Mittel eine Revolution zu führen begreifend, erfüllte sie es mit Abscheu, daß sie nicht eine bessere sein wollte, und sie ließen sich von ihr verschlingen, indem sie beharrlich bemüht waren, ihr entgegenzuarbeiten. Achtung ihrem Andenken! Niemals haben im Bürgerkriege so hohe Tugenden und Talente geglänzt; zu ihrem Ruhme aber muß man es sagen: wenn sie die Nothwendigkeit der gewaltsamen Mittel Frankreich zu retten nicht begriffen, so wurde die Mehrzahl ihrer Gegner, welche jenen Mitteln den Vorzug gaben, dabei mehr durch die Leidenschaft als durch ihr Genie dazu bestimmt."

Die Schatten der hingerichteten Girondisten zogen noch eine große Anzahl ihrer Freunde und Verbündeten nach sich in die blutgefüllte Grube. Den Reigen eröffnete der Herzog Philipp von Orleans, der den vorbedeutungsvollen Namen „Egalité" angenommen hatte, ohne zu ahnen, daß er dadurch der einzigen Gleichmacherin in Frankreich, der Guillotine, verfallen war; sein Haupt fiel am 6. November; und wenige Tage nach ihm, welche edle Frauengestalt sehen wir, im weißen Gewande wie eine Priesterin, die von Menschenblut triefende Bühne besteigen? Es ist Madame Roland, die liebenswürdige Gemahlin des ehemaligen Ministers, welche die Seele der geistreichen Gesellschaft war zu jener Zeit, als das Königthum und die Aristokratie noch in voller Gewalt aufrecht standen und mit Witz und treffender Rede bekämpft werden mußten. Daß sie einst dem Könige, der ihre und ihres Mannes Ergebenheit im Zorne von sich stieß, einen Brief voll bitterer Wahrheiten schrieb, daß sie später durch ihre Neigung einen der Vorkämpfer der Gironde, Barbaroux, begünstigte, wurde ihr zum peinlichen Verbrechen gemacht und sie zum Tode verurtheilt, den sie heldenmüthig am 10. November erlitt. — „O Freiheit!" rief sie vom Richtplatze gegen die dort aufgestellte Statue dieser Göttin gewendet, „welche Verbrechen begeht man in deinem Namen!" — Als ihr Gatte auf dem Wege von Rouen nach Paris, wohin er zu ihrer Rettung eilte, ihre Hinrichtung erfuhr, stürzte er sich in seinen, gegen einen Baum gestemmten Degen. Seinem Beispiele folgten noch andere, durch Talent und Edelmuth ausgezeichnete Männer; Condorcet, dessen geistreicher Verfassungsentwurf durch das ganze gebildete Europa Anklang fand, wurde als geheimer Royalist zum Tode verurtheilt, weil er, da er überhaupt die

Todesſtrafe abgeſchafft verlangte, Ludwig XVI. zu den Galeeren verurtheilt wiſſen wollte. Durch ein ſchnell wirkendes Gift erſparte er den Henkern die Mühe der Hinrichtung. Ebenſo that Clavière, welcher ſich mit ſeiner Gattin den Tod im Gefängniſſe gab. Der ehemalige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Lebrun, und Rabaut-Saint-Etienne von der Zwölfer-Commiſſion beſtiegen das Blutgerüſt, aber keiner von Allen nimmt unſere Theilnahme mehr in Anſpruch als der greiſe Bailly, der Maire von Paris, der für den Beginn der Revolution das erſte entſcheidende Wort ſprach: den Schwur in dem Ballhauſe zu Verſailles 1789. Er wurde jetzt vor das Revolutionstribunal gezogen, weil er einſt in Gemeinſchaft mit Lafayette die rothe Fahne, damals das Zeichen, daß das Martialgeſetz proclamirt ſei, auf dem Marsfelde hatte entfalten und unter die am Altare des Vaterlandes verſammelten Bürger hatte ſchießen laſſen. Als ihm das Todesurtheil geſprochen war, verlangte das Volk, daß er auf derſelben Stelle hingerichtet würde, wo damals die Bürger gefallen ſeien. Eine ambulante Guillotine wurde vor ihm her nach dem Marsfelde gezogen. Allein hier widerſetzte ſich ein anderer Volkshaufe der Hinrichtung eines Ariſtokraten auf der, mit edlem Bürgerblute getränkten Stelle. Unter den ſchmachvollſten Mißhandlungen ſchleppte und ſtieß man den vor Froſt bebenden Greis bis zu einer entfernten Stelle am Ufer der Seine, wohin man die Guillotine unterdeſſen gebracht hatte.

Wir erinnern uns noch eines jungen Rechtsgelehrten und Deputirten, Barnave, welcher der flüchtig gewordenen königlichen Familie nachgeſchickt wurde, ſie zurückzugeleiten, in dem Wagen der Königin gegenüber Platz nahm und auf der viertägigen Rückfahrt von Varennes nach Paris derſelben viel Aufmerkſamkeit und Theilnahme gezeigt hatte, welches von ihr nicht unbemerkt geblieben war. Er erhielt auch noch ſpäter Zutritt zur Königin, welche er vergebens beſchwor, rückſichtlich der Hofetiquette der Revolution einige nichtsſagende Conceſſionen zu machen. Der ſtolzen Tochter Maria Thereſia's anzumuthen, einige Kammerfrauen und Hofdamen aus dem Bürgerſtande in ihren Hofſtaat aufzunehmen, war in ihren Augen eine Majeſtätsbeleidigung; Barnave entfernte ſich mit Thränen im Auge; die Königin reichte ihm gerührt die Hand zum Kuſſe, die er an ſeine brennenden Lippen drückte. Er verabſchiedete ſich auf immer von ihr mit den Worten: „Wir ſind beide verloren!“ In dem Wandſchranke des Königs waren einige Mittheilungen von Barnave's Hand gefunden worden.

Dies war mehr als hinreichend zur peinlichen Anklage und Verurtheilung; Barnave's Haupt fiel unter demſelben Beile, von welchem der ſchöne Nacken der Königin getroffen worden war.

Die Schreckensherrſchaft war jetzt auf ihrem Gipfelpunkte angelangt; die gefallenen Häupter des Königs und der Königin hatten die auswärtigen Häupter, welche Kronen trugen, mit Schauder erfüllt, in Frankreich ſelbſt Niemanden. Jetzt aber, nach den Hinrichtungen der ehemaligen Führer der Revolution, faßte ein Jeder, der den Kopf noch nicht verloren hatte, ſich bedenklich daran; es gab hinfort nur einen Zweck: das allgemeine Wohl der Republik und wehe! wem auch nur im Traum ein Zweifel darüber aufſtieg. Der Kampf der Arbeit gegen das Capital, welcher die Februar-Revolution des Jahres 1848 aufs Neue hervorgerufen hat, wurde ſchon damals angeregt und die Sprache der heutigen Socialiſten und Communiſten erſcheint gemäßigt im Vergleich mit den Reden, welche damals geführt wurden. Die Geſetze gegen die Agiotage wurden auf den ganzen Handelsſtand von der Hökerin bis zu dem Großhändler ausgedehnt. Dem Kaufmanne wurde der höchſte Preis, das „Maximum", für welchen er ſeine Waare verkaufen mußte, geſtellt und die Folge davon war, daß er die Waare verſchlechterte oder ins Geheim für die Wohlhabenderen beſſere Waare um höheren Preis verkaufte. Vergebens ſchritten die Gerichte ein, vergebens wurde Volksjuſtiz geübt, die Agiotage und der gewinnſüchtige Handel waren nicht auszurotten.

Der General-Procurateur Chaumette ſagte damals in einer heftigen Einſchüchterungsrede am 14. October 1793 in der Commune: „Man wird ſich erinnern, daß die Geldmänner im Jahre 1789 und den darauf folgenden Jahren ebenfalls große Geſchäfte gemacht haben, allein mit wem? mit dem Auslande. Man weiß ſehr wohl, daß ſie es waren, welche die Aſſignaten fallen machten und ſich durch die Agiotage bereicherten. Und was thaten ſie hernach? Sie zogen ſich von dem Handel zurück, ſie haben den Nothſtand über das Volk gebracht; allein wenn jene das Gold und die Aſſignaten haben, die Republik beſitzt etwas weit Koſtbareres, ſie beſitzt Arme. Die Arme ſind es und nicht das Gold, deren man bedarf, um die Fabriken und Manufacturen in Gang zu bringen. Mögen jene Wucherer es vernehmen, daß es nur von der Republik abhängt, das Gold und die Aſſignaten, die ſich in ihren Händen befinden, in Staub und Aſche zu verwandeln. Der Rieſe des Volks muß dieſen wucheriſchen

Speculanten den Garaus machen. Wir fühlen die Leiden des Volkes, weil wir selbst Volk sind. Der gesammte Gemeinderath besteht aus Sansculotten, er ist das gesetzgebende Volk. Was kümmert es uns, wenn unsere Häupter fallen, wenn die Nachwelt uns nur würdigt, unsere Schädel zu sammeln. Nicht das Evangelium rufe ich an, sondern Plato; wer mit dem Schwerte tödtet, sagt dieser Philosoph, soll durch das Schwert umkommen, wer mit Gift, durch Gift und wer das Volk aushungern will, soll des Hungertodes sterben. Wenn die nothwendigen Lebensmittel fehlen, an wen wird sich das Volk halten? An die constituirten Behörden? Nein. An den Convent? Nein, es wird sich an die Lieferanten und Kaufleute halten." Rousseau, ein Mann des Volkes, sagte: „Wenn das Volk nichts mehr zu essen hat, dann wird es die Reichen aufessen." —

Das innerste Princip der Revolution als einer weltgeschichtlichen Umwälzung alles Bestehenden, Ueberlieferten und Vorgefundenen war: als *Gesetz* nur das, was aus dem Willen der Nation, als *Wahrheit* nur das anzuerkennen, was aus dem subjectiven Selbstbewußtsein, damals Philosophie genannt, hervorgegangen. Es war das Princip der *abstracten Freiheit*, welches sich in eben so fürchterlichen Erscheinungen zur Geltung brachte, wie sich ein Jahrtausend lang das Princip der *abstracten Gewaltherrschaft* zur Geltung gebracht hatte. Millionen menschlicher Wesen waren in Sklaverei, in die Kerker, auf den Richtplatz und in brudermörderischen Krieg geführt worden, weil irgend ein Alleinherrscher gesagt hatte: „So beliebt es mir!" Hunderttausende hatten den Scheiterhaufen besteigen müssen oder waren lebendig begraben worden, weil ein fanatischer Priester oder ein heimliches Glaubenstribunal sie für Ketzer erklärte.

Von solchen Ungeheuerlichkeiten die Welt zu befreien nahm die französische Revolution bei ihrem ersten Auftreten einen ruhmvollen Anlauf, in weiterem Fortgange wurde sie zur Nothwehr gedrängt, zur Besinnung auf halbem Wege war nicht mehr Zeit, sie griff zu der allergefährlichsten Waffe, zum Schrecken, sie stellte sich auf den für den Moment — aber auch nur für diesen — einzig haltbaren Standpunkt, auf den der abstracten Freiheit.

Mit Königthum und Aristokratie, mit Spießbürgerei und dem gesammten verrotteten Feudalstaate, kurz mit Allem, was *auf Erden* Macht besaß, hatte die Revolution aufgeräumt, sie begab sich nun daran *den Himmel* zu stürmen,

der Feldzug gegen die Autorität der Kirche und des Glaubens wurde eröffnet; allein ebenfalls nur von dem Standpunkte der abſtracten Freiheit, und ſo konnte es hier nicht, wie 200 Jahre früher in Deutſchland, zu einer Reform der Kirche, zu einem poſitiven Neubau einer evangeliſchen Kirche, ſondern nur zu einer Hanswurſtiade kommen, welche bald darauf wieder dem alten, der ſinnlichen Vorſtellungsweiſe des Volkes mehr zuſagenden, Gauner- und Gaukelſpiele der Piaffen Platz machte. Der ſchon öfter genannte Chaumette, deſſen Charakter als ſanft und ehrlich gerühmt wird, hatte es ſich zur Aufgabe geſtellt, die Menſchheit und zunächſt Frankreich von dem Joche der katholiſchen Prieſterſchaft und des römiſchen Aberglaubens zu befreien; er that es freilich nicht wie Luther, mit der Bibelüberſetzung in der Hand und auf das offenbare Wort Gottes ſich berufend, mithin nicht, wie der deutſche Reformator, in die Kraft ſeiner Gegner ſich ſtellend, ſondern auf die alleräußerlichſte Weiſe. Auf ſeinen Antrag wurden von den Begräbnißplätzen alle religiöſe Zeichen, insbeſondere Grabkreuze und Heiligenbilder fortgeſchafft; nur die Statue des Schlafes ſollte hinfort geſtattet ſein, auch Cypreſſen, Taxus, Lebensbaum wurden vertilgt, nur Roſen und Vergißmeinnicht und andere heitere Kinder Flora's ſollten hier grünen und blühen. „Der Glanz und der Wohlgeruch der Blumen," ſagte Chaumette, „müſſen an dieſen Orten der Trauer wohlthuende Erinnerungen erwecken; wär' es möglich, ſo wünſchte ich mit ihnen die Seele meines Vaters einzuathmen."

Es erſchien ein Verbot gegen den Verkauf aller Arten von Gegenſtänden des frommen Betrugs, als da ſind: blutſchwitzende Heilige, das Schweißtuch der heiligen Veronika, Ecce homo, Crucifixe, die Jungfrau als Mutter, der St. Hubertus-Hirſch, geweihte Pulver, Tropfen und andere Medicamente. Die in den Niſchen an den Häuſern und Straßen ſich befindenden Madonnenbilder wurden entfernt und ſtatt ihrer die Büſten Marats und Lepelletiers aufgeſtellt. Ein ſehr reicher preußiſcher Freiherr, Anacharſis v. Clootz, welcher das franzöſiſche Bürgerrecht erworben und Mitglied des Convents geworden war, äußerte in einer, in dieſer Zeit gehaltenen Rede: „Für den Redner des Menſchengeſchlechts iſt Paris der einzige mögliche Ort; ſeit 1789 habe ich ihn nicht wieder verlaſſen; hier durfte ich gegen die angemaßten Souveraine der Erde und des Himmels auftreten. Ich verkündigte laut, daß es keinen andern Gott als die Natur, keinen anderen Souverain gebe als das Menſchengeſchlecht, das Volk, welches Gott iſt, le peuple-dieu. Das Volk iſt ſelbſt genug, es iſt

immer erhaben. Auch die Natur wirft ſich nicht vor ſich ſelbſt nieder. Beurtheilt die Majeſtät des freien Menſchengeſchlechts nach der franzöſiſchen Nation, welche nur ein Bruchtheil davon iſt. Beurtheilt die Unfehlbarkeit des Ganzen nach der Geiſtesſchärfe eines Theiles, welcher die geſammte verſklavte Welt zittern macht. — In der allgemeinen Welt-Republik, welche ich zu gründen Willens bin, wird es nur wenige Staatsſchreibtiſche, geringe Steuern und keinen Scharfrichter geben. Die Vernunft wird alle Menſchen zu einem gemeinſamen Bunde vereinigen, ohne ein anderes Band als die briefliche Correſpondenz. Bürger, die Religion iſt das einzige Hinderniß meiner Utopien; die Zeit iſt gekommen, ſie zu vernichten, bis jetzt ſind nur ihre Außenwerke zerſtört. Das Volk, ſagt ein Redner der alten Welt, hat nur an dem Tage Muth, welcher auf eine geſtürzte ſchlechte Regierung folgt; ziehen wir Vortheil von dieſem erſten Tage, welchen wir bis zu dem Morgen, welcher nach der Befreiung der Welt aufgehen wird, verlängern wollen."

Chaumette, Cloots, Hébert und einige andere Mitglieder des Convents und der Commune wendeten ſich jetzt an den conſtitutionellen Biſchof von Paris, Gobel v. Porenturury, und forderten ihn auf, da jetzt hierzu der günſtigſte Moment gekommen, den katholiſchen Cultus feierlich abzuſchwören. Der Biſchof erklärte ſich fürs Erſte nur dazu bereit, ſein biſchöfliches Amt niederzulegen. Am 7. November 1793 begab ſich Gobel in feierlichem Aufzuge, von der geſammten Prieſterſchaft von Paris begleitet, in den Convent; ſie trugen ſämmtlich Bürgerkleidung und die Jacobinermütze. Der Biſchof legte den Krummſtab, den Ring und die Mitra vor dem Präſidentenſtuhle nieder mit der Erklärung, daß er, ein geborner Plebejer, dem Volke die Würde, zu welcher dasſelbe ihn erhoben habe, zurückgebe. Der Präſident erwiderte, daß der Convent die unbeſchränkte Religions- und Glaubensfreiheit decretirt habe, allein denjenigen Beifall ſchenke, welche durch die Vernunft aufgeklärt, ihren Aberglauben und ihren Irrthum abſchwören. Dem Beiſpiele des Biſchofs folgten ſeine Geiſtlichen und ebenſo diejenigen Prieſter, welche Mitglieder des Convents waren. Bald trafen aus allen Departements dieſelben Erklärungen der hohen und niedrigen Geiſtlichkeit ein, aus Toulouſe ſendete ſogar der proteſtantiſche Prediger Julien die Abſchwörung ſeines Glaubens ein. Von noch größerer Bedeutung ſchien es zu werden, daß die Bevölkerung dem, von der Prieſterſchaft gegebenen Beiſpiele folgte. Die Sectionen von Paris ſuchten eine die andere

in Frechheit bei der Abschwörungsformel des Katholicismus zu übertreffen. Die Section Mucius Scävola erklärte, daß sie am nächsten Decadi in der Kirche St. Sulpice den katholischen Aberglauben abschwören, das Crucifix von dem Hochaltare nehmen und statt dessen die Büsten von Marat und Lepelletier aufstellen werde. Eine andere Section erklärte, daß sie keinen anderen Gott als den Gott der Freiheit und Gleichheit hinfort anbeten werde. Die Kirchenschätze wurden in Paris und in sämmtlichen Departements in gewissenhafte Verwahrung genommen, inventarisirt und unaufgefordert an den Convent abgeliefert; der Münze flossen damals die kostbarsten und werthvollsten Gold- und Silberarbeiten der größten Kunstepoche des Mittelalters zu. Es fanden hierbei die lächerlichsten Aufzüge statt; man bekleidete Esel und Maulthiere, welche, mit den heiligen Lasten beladen, nach dem Convent geführt wurden, mit den Altardecken und die Treiber hatten sich mit Bischofsmützen und Priestergewändern ausgeputzt. Unter pathetischen Reden wurden die Kirchenschätze dem Convente übergeben, zuweilen auch an die silbernen und goldenen Heiligenstatuen schmelzende Worte gerichtet. Der Maire, welcher die Reichthümer der Capellen von St. Denis, wo die Königsgräber zerstört worden waren, überbrachte, richtete an die kostbaren Bildwerke folgende Worte: „O ihr wunderthätigen Heiligen, bisher Instrumente des Fanatismus, werdet endlich einmal gute Patrioten, erhebt euch in Masse, dienet dem Vaterlande, indem ihr in den Schmelztiegel der Münze steigt, und macht schon hier in dieser Welt unser Glück, so braucht ihr euch in der anderen nicht dafür zu bemühen."

Und Alles dies sollte noch überboten werden. Auf den Antrag Chaumette's wurde die Metropolitankirche Unserer lieben Frauen — Notre-Dame — in Paris zum „Tempel der Vernunft" erhoben und hierzu am 19. November 1793 festlich eingeweiht. Aus dem Heiligthume waren die Erinnerungen an den früheren christlichen oder vielmehr katholischen Gottesdienst entfernt worden. Republikanische Fahnen schmückten den Altar, die Stelle der Meßbücher und Evangelien nahmen die Verkündigung der Menschenrechte und die Constitution ein, in den Nischen der Heiligen standen die Büsten Marats, Lepelletiers und anderer Märtyrer der Freiheit. Von dem hohen Chor ertönte heut nicht das „Veni Creator Spiritus!" anstatt der Heiliggeistmesse wurde unter Orgel- und Posaunenbegleitung die Marseillaise angestimmt. Den Festzug eröffnete eine Schaar von Kindern, es folgten die verschiedenen Altersstufen, für die Greise

und die ſchwangeren Frauen waren beſondere Tribünen errichtet mit der Aufſchrift: „Achtung dem Alter! Achtung und Sorgfalt den Frauen in guter Hoffnung!“ Männer und Frauen aus dem Arbeiter- und Bürgerſtande hatten den beſten Sonntagsſtaat angelegt, die Vorſteher der Commune erſchienen mit den Abzeichen ihres Amtes. Von ihnen umgeben erblickte man auf einem antiken Lehnſeſſel, von vier ſtämmigen Sackträgern auf den Schultern getragen, die Göttin der Vernunft, in einem weißen Gewande und himmelblauem, mit Sternen beſäetem Mantel, herabwallendem Gelock, das Haupt mit der rothen Freiheitsmütze geſchmückt. Eine ſchöne, junge Bürgerin, die Gattin des Buchdruckers Momoro, war dazu erwählt worden, eine Anzahl weißgekleideter Jungfrauen, mit Roſen bekränzt, bildete das Gefolge „der Fleiſch gewordenen Vernunft“.

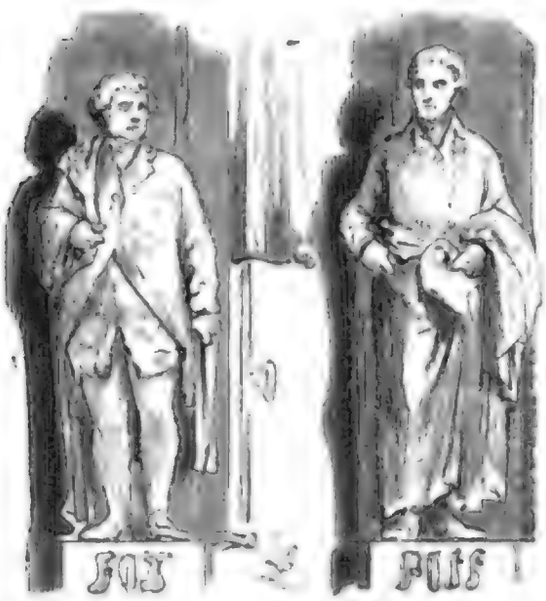
Chaumette ergriff das Wort: „Geſetzgeber,“ ſagt er, „der Fanatismus hat der Vernunft das Feld geräumt. Seine verblendeten Augen haben den Glanz des Lichtes nicht zu ertragen vermocht. Heut iſt eine ungeheure Volksmenge unter dieſen gothiſchen Hochgewölben verſammelt, welche zum erſten Male als Echo der Wahrheit dienten. Hier haben die Franzoſen den einzigen, wahren Gottesdienſt errichtet, den der Freiheit, der Vernunft. Hier haben wir unſere Wünſche für die Siege der Republik ausgeſprochen, hier haben wir die lebloſen Götzenbilder verlaſſen, um uns der Vernunft, dieſem lebendigen Weſen, dieſem Meiſterſtücke der Schöpfung, zuzuwenden.“ Nach dieſer Rede ſtieg die Göttin von ihrem Throne herab und würdigte den Redner unter allgemeinen Beifallsbezeigungen einer Umarmung.

Die wohlwollende Abſicht des ſchwachen Königs, die Speculation der encyklopädiſtiſchen Philoſophen, die Phantaſie der Dichter, die Staatsklugheit der gemäßigten Girondiſten, die rückſichtsloſe Energie der Jacobiner, die Wuth des Berges, der Blutdurſt des Wohlfahrtsausſchuſſes, dieſe und jede andere zur Herrſchaft gelangte oder dazu ſich drängende Gewalt hatte keine andere ausgeſprochene und ernſtlich gemeinte Abſicht als die: den Staat zu retten; indem aber eine jede Partei ſich ausſchließlich dazu berufen glaubte, die Staatsretterin zu ſein und auf der Spitze, auf welcher ſie ſtand, für einen Nachbar kein Raum vorhanden war, mußte jählings Sturz auf Sturz erfolgen und gewöhnlich riß der Fallende den auf ſchwindelnder Höhe ſich nicht zu halten vermögenden Nebenbuhler mit in den Abgrund.

Robespierre, deſſen Thun und Treiben auf die Verwirklichung der Tugend im Staate — „und dieſem Menſchen," ſagt Hegel, „war es Ernſt mit der Tugend" — gerichtet war, hielt ſich am längſten von den Männern der Schreckensherrſchaft; allein dies gelang ihm auch nur dadurch, daß er mit derſelben Strenge, mit welcher er den Nebenbuhler, der die Krone trug, nun auch die, welche die rothe Mütze trugen, dem Schaffot überantwortete; und dieſe letztere Aufgabe war die bei weitem ſchwerere. Die wüthenden Mitglieder des Gemeinderathes, Chefs der Sansculotten und der Bergpartei, unter ihnen Hébert, der deutſche Baron Clootz, Fabre d'Eglantine und einige zwanzig der hervorragendſten Führer der neueſten Inſurrection wurden der Verſchwörung gegen die Republik angeklagt und hingerichtet; ſelbſt Danton, mit dem Robespierre ſo lange Zeit Hand in Hand gegangen war, wurde jetzt peinlich angeklagt, verurtheilt und mußte das Blutgerüſt, dem er ſo viele Opfer zugeführt hatte, nun ſelbſt beſteigen. Das drohende Wort aber, welches er, als ihm ſein Todesurtheil verkündigt wurde, gegen Robespierre ausſprach: „Mein Schatten wird Dich in die blutgefüllte Grube hinabziehen!" ging bald genug in Erfüllung. In dem Convent hatten die Freunde Dantons ſich enger an einander geſchloſſen und in der ſtürmiſchen Sitzung am 27. Juli 1794 wurde Robespierre mit dem Rufe: „Nieder mit dem Tyrannen!" von der Rednerbühne herabgeriſſen, die Anklage gegen ihn beſchloſſen und er den Gensdarmen zugleich mit St. Juſt, Couthon und dem jüngeren Robespierre überliefert. Zwar wurden ſie auf dem Wege zum Gefängniſſe von einer Bande Jacobiner befreit und nach dem Stadthauſe geleitet, allein Barras, vom Convente zum Befehlshaber der bewaffneten Macht ernannt, rückte mit einigen Bataillonen Nationalgarde gegen das Stadthaus, ſprengte die Sansculottenbanden der Jacobiner auseinander und drang in das Stadthaus ein. Robespierre hatte nicht den Muth, im Kampfe mit ſeinen Gegnern den Tod zu ſuchen; er drückte ein überladenes Piſtol gegen ſich ſelbſt ab, zerſchmetterte ſich jedoch nur die Kinnlade, ohne ſich zu tödten. Sein Haupt ſollte dem Fallbeile nicht entgehen; es fiel am nächſten Tage auf ihn und ſeine Genoſſen herab.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ende des Feldzuges von 1793. — Vorbereitungen zu dem Feldzuge 1794. — Pitt und die Opposition in dem englischen Parlament. — Macks Feldzugsplan. — Möllendorfs Unfähigkeit. — Braunschweig lehnt ab, den Oberbefehl wieder zu übernehmen. — Preußen verlangt die Verpflegung seiner Truppen von dem deutschen Reiche. — Der Kaiser verlangt von den deutschen Fürsten das Aufgebot in Masse. — In Würtemberg und im Breisgau wird der Landsturm errichtet. — Preußen ist gegen diese Maßregel, die deutschen Fürsten dafür. — General Kalkreuth empfängt Abgeordnete des Wohlfahrtsausschusses in Frankfurt. — Preußen unterhandelt insgeheim mit den Republikanern. — Friedrich Wilhelm II. läßt dem Reichstage erklären, daß er dem Reiche seinen Schutz nicht aufdringen werde; — er nimmt die Drohung, sein Heer zurückzurufen, zurück. — England verspricht Hülfsgelder. — Convention im Haag am 19. April 1794. — Das preußische Heer im Solde Englands und Hollands. — Mißstimmung darüber bei den Truppen. — Möllendorfs Hauptquartier nach der Schilderung eines Engländers. — Fortschritte der Republikaner. — Die Kaiserlichen geschlagen, die Preußen unthätig. — England und Holland erklären keine Subsidien mehr zu zahlen. — Möllendorf von Hardenberg des Hochverraths beschuldigt. — Der kaiserliche Minister v. Thugut unterhandelt mit Robespierre. — Der Kaiser will die Niederlande aufgeben und sich in Baiern schadlos halten. — Preußen unterhandelt mit der Republik Frankreich wegen des Friedens. — Abschluß des Friedens zu Basel den 5. April 1795.



Friedrich Wilhelm II. hatte das Heer der Verbündeten am Rheine, nachdem die nöthigen Anordnungen getroffen waren, die erfochtenen Vortheile zum Vordringen gegen Paris zu benutzen, verlassen, um sich zur Armee nach Schlesien zu begeben. Aussichten auf glänzendere Erfolge eröffneten sich für die preußische Politik an der östlichen Grenze. Der König,

welcher die Anweſenheit der Geſandten Englands, Oeſtreichs und Rußlands in ſeinem Hauptquartiere unbequem fand, wünſchte nicht von ihnen gefolgt zu ſein und ließ ſie davon durch Luccheſini, welcher die Stelle eines erſten Cabinetsminiſters bei ihm bekleidete, benachrichtigen.

In dem Plane der preußiſch-ruſſiſchen Politik lag es: die verabredete zweite Theilung Polens ohne eine Theilnahme Oeſtreichs vorzunehmen, und dies war der vornehmſte Grund der beſchleunigten Abreiſe des Königs. „Da Se. Majeſtät der König von Preußen," ſo lautete Luccheſini's Note aus Kaiſerslautern vom 30. September 1793, „ſich genöthigt ſieht, ſich von dem Heere, welches er in Perſon gegen die Feinde des Reichs und ſeiner hohen Verbündeten befehligte, zu entfernen, um ſich an die Spitze der Truppen zu ſtellen, welche er an der Grenze von Polen zu verſammeln ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſieht, iſt der Unterzeichnete beauftragt, Sie davon in Kenntniß zu ſetzen. Se. Durchlaucht der Herzog von Braunſchweig, welcher mit Recht das vollkommenſte Vertrauen Sr. Majeſtät beſitzt, wird nach der Abreiſe des Königs den Oberbefehl über die hier zurückbleibenden Truppen übernehmen. Der König bedauert, daß eine dringende Nothwendigkeit ihn in dieſem Augenblicke von hier abruft und daß ſeine plötzliche Abreiſe ihn verhindert, dieſe Mittheilung Ihnen mündlich zu machen und Sie ſeiner vollkommenſten Befriedigung mit Ihrer Accreditirung bei ſeiner Perſon und damit, daß Sie gewiſſermaßen Zeugen bei der Art und Weiſe, wie er ſeine Aufgabe gelöſt hat, waren, zu verſichern." Am Schluſſe bittet Luccheſini die Geſandten, ſich in Militairangelegenheiten an den Herzog von Braunſchweig, in politiſchen an das Cabinetsminiſterium in Berlin zu wenden.

Am Oberrheine hatten die Oeſtreicher keinen ernſtlichen Widerſtand gefunden, ſie legten feſte Lager auf dem linken Ufer an und glaubten die dortige deutſche Bevölkerung durch das, ihnen in Ausſicht geſtellte Glück: wiederum mit dem heiligen römiſchen Reiche vereinigt zu werden, zu gewinnen. Der öſtreichiſche General Wurmſer erließ am 14. November 1793 an die Elſaſſer einen Aufruf, in welchem es heißt: „Elſaſſer, werft eure Blicke auf die andern Völker Deutſchlands, ſeht, wie ſie ſich freuen, euch von Neuem ihre Brüder zu nennen. Freut euch mit ihnen. Es iſt nicht Einer unter euch, ich weiß es, nicht Einer, welcher ſich dem Glücke entziehen wird: ein Deutſcher zu ſein." Er befahl, die Geſetzgebung von 1788 wieder herzuſtellen, die franzöſiſche Con-

ſtitution abzuſchwören und dem heiligen römiſch-deutſchen Reiche, wie zur Zeit des weſtphäliſchen Friedens anzugehören. Die von dem öſtreichiſchen General ausgeſprochene Abſicht: Elſaß als eine wiedereroberte Provinz mit dem Reiche zu vereinigen, wurde von dem Miniſter Haugwitz, welcher durch die Gräfin Lichtenau großen Einfluß bei dem Könige gewonnen hatte, benutzt, um Friedrich Wilhelm zu überzeugen, daß es — zumal bei der Erſchöpfung aller Hülfsquellen — eine gebieteriſche Nothwendigkeit ſei, die Armee am Rheine auf das Reichs-Contingent zu beſchränken, indem Oeſtreich nur für ſich Eroberungen in Frankreich zu machen geſonnen ſei. Der Herzog von Braunſchweig zog, zufolge des aus Berlin ihm zugegangenen Befehls, ſeine Truppen zurück und hob ſogar die Belagerung Landau's auf. Von jetzt an hörten das preußiſche und öſtreichiſche Cabinet auf, gemeinſchaftliche Sache gegen Frankreich zu machen. Sobald der franzöſiſche General Hoche die rückgängige Bewegung der Preußen bemerkte, folgte er ihnen auf dem Fuße nach, um ihnen eine Schlacht zu liefern. Der Herzog von Braunſchweig, welcher ſeinen Rückzug über Blies und Erbach fortgeſetzt hatte, machte bei Kaiſerslautern, wo die Oertlichkeiten günſtig für ihn waren, Halt, um ſeinen Truppen einige Erholung zu gönnen und ihren Muth zu erhalten, da ein Heer durch nichts mehr demoraliſirt wird, als durch übereiltes Zurückgehen.

Hoche, der am 28. November einen Angriff auf die Preußen bei Kaiſerslautern machte, fand ſie in ſo guter Stellung, daß er das Gefecht abbrach und Verſtärkungen heranzog, mit denen er am zweiten Tage den Angriff erneute. Die Republikaner wurden diesmal von den preußiſchen Grenadieren und Kanonen ſo übel empfangen, daß ſie nach wenigen Stunden in völlige Unordnung geriethen und durch die ſie verfolgenden Dragoner und Cüraſſiere eine vollſtändige Niederlage erlitten. Um der Verantwortung vor dem Wohlfahrtsausſchuſſe zu entgehen, erneute Hoche am dritten Tage das Gefecht, mußte jedoch auch diesmal das Feld räumen.

„Dieſer Sieg," bemerkt ein in die damaligen Verhältniſſe eingeweihter Staatsmann, „machte nur geringes Aufſehen in Berlin, wo der Krieg keineswegs durch die öffentliche Meinung unterſtützt wurde."*) Beſſeren Erfolg hatte Hoche bei einem Angriffe, den er am 26. December auf die, hinter den Weißen-

*) Mémoires d'un homme d'état. II. 341.

burger Linien unter Wurmſers Befehl aufgeſtellten, Oeſtreicher, Pfälzer und Baiern machte. Die bunt zuſammengewürfelte Reichsarmee ſtob wie Schneeflocken auseinander und Wurmſer ſah ſich gezwungen, eiligſt zwiſchen Philippsburg und Mannheim auf das rechte Rheinufer zurückzukehren. Die Schuld der erlittenen Niederlage wälzte er unter beleidigenden Vorwürfen und Anklagen auf den Herzog von Braunſchweig, welcher ihm nicht zu Hülfe gekommen ſei. Dieſer nahm unangefochten ſeinen Rückzug über Worms nach Mainz. Der Herzog hatte ſchon längſt eingeſehen, daß ſeine Stellung dem öſtreichiſchen Feldherrn gegenüber, mit dem er gemeinſchaftlich handeln ſollte, während man in Berlin Alles zu einer Trennung von Oeſtreichs Politik vorzubereiten bemüht war, eine unhaltbare geworden, und er bat den König in einem aus Oppenheim vom 6. Januar 1794 datirten Schreiben, ihn von dem Commando zu entbinden. „Die Gründe, Sire," ſo lautet dies in franzöſiſcher Sprache abgefaßte Schreiben, „welche mich zwingen, um meine Abberufung von der Armee zu bitten, ſind auf die, von mir gemachte, unglückliche Erfahrung gegründet, daß der Mangel an Uebereinſtimmung, das Mißtrauen, die Selbſtſucht und der Geiſt der Cabale während zweier Feldzüge unausgeſetzt alle genommenen Maßregeln vernichtet, und die von den vereinigten Armeen gemeinſchaftlich getroffenen Dispoſitionen vereitelt haben.

„Erdrückt von dem Unglück, in die Fehler der Andern verwickelt worden zu ſein, fühle ich lebhaft, daß die Welt die Militairs nach ihren Erfolgen richtet, ohne nach den Urſachen zu fragen. Die Aufhebung der Blokade von Landau wird in der Geſchichte dieſes unglücklichen Krieges Epoche machen und ich habe den Schmerz, dabei auf das Entſetzlichſte blosgeſtellt zu ſein (cruellement compromis); ich bin nicht ſo verblendet, um mir die Illuſion zu machen, daß ich der Kritik entgehen werde; im Gegentheil, ich fühle, daß ſie ſchwer über mich ergehen und daß der Unſchuldige mit dem Schuldigen in einen Topf geworfen werden wird.

„Trotz aller dieſer Widerwärtigkeiten würde ich mich nicht dazu haben bringen laſſen, zu Ew. Majeſtät Füßen den Wunſch niederzulegen, eine Laufbahn verlaſſen zu dürfen, welcher ich von Jugend auf angehöre; allein wenn man ſeine Mühen, ſeine Arbeit, ſeine Anſtrengungen für vergebens erachten muß, wenn bei Mainz die Früchte des ganzen Krieges verloren gehen und keine Hoffnung vorhanden iſt, daß ein dritter Feldzug ein vortheilhaftes Reſultat

haben werde, welche andere Partie bleibt für einen Mann, welcher Ew. Majeſtät und Dero Sache mit größtem Eifer und größter Treue ergeben iſt, übrig, als neue Unglücksfälle zu vermeiden.

„Dieſelben Urſachen, welche die verbündeten Mächte bisher entzweit haben, werden ſie auch in Zukunft entzweien; die Bewegungen der Armeen werden davon zu leiden haben, eben ſo wie es ſeither der Fall war, ihr Marſch wird behindert, gelähmt werden und die Ergänzung der preußiſchen Armee, vielleicht politiſch nothwendig, wird eine Reihe von Unglücksfällen in dem nächſten Feldzuge nach ſich ziehen, deren Folgen unberechenbar ſind.

„Ew. Majeſtät werden ſich vielleicht der Worte erinnern, welche ich die Ehre hatte, zu Ihnen bei Ihrer Abreiſe nach Eſchweiler zu ſprechen. Ich ſah meine Verlegenheiten, meine Sorgen und Unglücksfälle zum Voraus; ich habe alle Anſtrengungen gemacht, um den Uebelſtänden zu begegnen; leider waren ſie vergebens.

„Meine innerſte Ueberzeugung von der Unmöglichkeit Gutes zu bewirken, gebietet mir, Ew. Majeſtät ganz ergebenſt zu bitten, ſobald als möglich für mich einen Nachfolger zu ernennen. Dieſer Schritt, ſo betrübend er für mich iſt, iſt nur das Ergebniß einer Reihe von Betrachtungen, welche ich über mein Schickſal gemacht habe; die Klugheit verlangt meinen Zurücktritt und die Ehre räth dazu. Wenn eine große Nation wie die franzöſiſche zu großen Thaten durch den Schrecken der Hinrichtungen und durch die Begeiſterung getrieben wird, müßten die Unternehmungen der verbündeten Mächte durch denſelben Willen, durch daſſelbe Princip geleitet werden; allein, wenn ſtatt deſſen eine jede Armee für ſich allein agirt, ohne feſten Plan, ohne Einheit, ohne Princip und Methode, wird der Erfolg ſo ſein, wie wir ihn bei Dünkirchen, Maubeuge, Lyon, Toulon und Landau erlebt haben.

„Möge der Himmel Ew. Majeſtät und Ihre Armeen vor Unglück bewahren! Allein Alles ſteht zu fürchten, wenn das Vertrauen, die Harmonie, die Einheit des Princips und der Unternehmungen nicht an die Stelle der entgegengeſetzten Anſichten treten, welche ſeit zwei Jahren die Urſache aller unſerer Unglücksfälle ſind“ u. ſ. w.

Bei dem großen Anſehen, in welchem der Herzog Ferdinand nicht blos als großer Feldherr, ſondern auch als Rathgeber in politiſchen Angelegenheiten bei dem Könige ſtand, hoffte diejenige Partei des Berliner Cabinets (Haugwitz),

welche zum Frieden mit Frankreich rieth, der König werde sich dadurch bestimmen lassen, sich von dem Kaiser ganz loszusagen; allein die östreichische Partei (Manstein, Bischoffswerder) gewann die Oberhand; der Feldmarschall Möllendorf wurde im Januar 1794 zur Rheinarmee abgeordnet, um an der Stelle des Herzogs das Commando zu übernehmen.

Der Herzog verließ das Heer mit schwerem Herzen, worüber er sich in einem vertraulichen Schreiben vom 24. Januar an den Prinzen Ludwig, zweiten Sohn des Königs, aussprach. Er setzt die Hoffnung des besorgten Vaterlandes auf den Prinzen, welchem er schreibt, daß ihn die Geschichte „den großen Männern" zuzählen werde. „Europa," fügt er hinzu, „bedarf deren in einem Kampfe, in welchem gegen 400,000 Bewaffnete und 80 Linienschiffe, durch den Bürgerkrieg im feindlichen Lande unterstützt, nicht im Stande waren, der verbrecherischen Fédération, welche Frankreich tyrannisirt, ein Ende zu machen."

Der König hatte sich überzeugt, daß es an den nöthigen Mitteln fehle, einen neuen Feldzug kräftig zu beginnen; seine Erklärung, sein Heer auf das gebotene Reichscontingent zu beschränken, veranlaßte die Höfe von Wien, London und Petersburg, außerordentliche Gesandten nach Berlin zu senden, um den König bei der Coalition zu erhalten. Da dies nicht zu erreichen schien, wurde ein Congreß in dem Haag verabredet, zu welchem man sich herabließ, Abgeordnete der französischen Republik einzuladen und einen Waffenstillstand zu bewilligen versprach, um Frankreich Muße zu gönnen, sich eine Regierung geben zu können. Der Wohlfahrtsausschuß lehnte eine solche Unterhandlung, als die Würde der französischen Nation verletzend, ab, ohne nur bei dem Convente deshalb anzufragen. Da es den Engländern mit der bewaffneten Einmischung nicht gelingen wollte, wendeten sie jetzt das Mittel einer friedlichen Agitation an, indem sie, durch ruhige Spießbürger und handeltreibende Speculanten unterstützt, die ländliche und städtische Bevölkerung vieler Orte veranlaßten, den Convent mit Adressen zu bestürmen, in denen das Verlangen nach Abschluß eines ehrenvollen Friedens ausgesprochen wurde. Da nahm Barrère in der Sitzung am 22. Januar das Wort und erklärte, daß dergleichen friedfertige Adressen von den auswärtigen Feinden, den Aristokraten, den Nachfolgern der privilegirten Kasten, den feigherzigen Seelen, den Reichen, den schlechten Bürgern, den angeblichen Patrioten herrührten. „Die Monarchien," fügte er hinzu, „bedürfen des Friedens, die

Republik kriegerischen Muthes; Sklaven verlangen nach Ruhe, Republikaner nach Freiheitsgährung, die Regierungen müssen den Frieden wollen, die französische Republik revolutionaire Thätigkeit."

In einer späteren Sitzung kam er, da sogar Danton in den Verdacht gekommen war, ein Friedensbeförderer zu sein, noch einmal auf die, von der Coalition gestellten Anträge zurück, stellte dieselben als lähmend und verderblich für die Republik dar, welcher man einen zweijährigen Waffenstillstand anbiete, damit sie sich unterdessen durch inneren Zwist aufreibe. „Verderbliche Schatten Brissots" — rief er aus — „und der anderen hingerichteten Fédéralisten, so habt ihr für euern hochverrätherischen Unternehmungsgeist in den europäischen Tyrannen Stellvertreter gefunden."

Das englische Ministerium, von Pitt geführt, von der öffentlichen Meinung und der Majorität der beiden Häuser unterstützt, betrieb jetzt den Krieg mit erneutem Eifer.

Der König Georg IV. eröffnete das Parlament am 21. Januar 1794 mit einer Rede, in welcher er den Krieg kräftig fortzuführen empfahl, „denn von seinem Erfolge" — fügte er hinzu — „hängt ab die Aufrechthaltung der Constitution, der Gesetze, der Religion Englands, sowie die Sicherheit der gesammten civilisirten Welt." Als Gegner des Ministeriums traten in dem Unterhause der geistreich-sarkastische Sheridan und der Alles niederschlagende, an staatsmännischer Weisheit Pitt überlegene, Fox auf. Der Letztere machte auf die Verwickelung aufmerksam, in welche die englische Politik durch die Proclamirung der Wiederherstellung der Monarchie in Toulon gerathen sei. „Nehmen wir an," sagte er, „daß in Frankreich anstatt der Republik irgend eine feste Regierungsform zu Stande käme, welche keine Monarchie wäre, wie steht es mit unseren, dem Könige Ludwig XVII. und der Stadt Toulon gemachten, Zusicherungen in dem Falle, daß wir mit einer solchen Regierung in Unterhandlung treten würden? Was unsere Sicherheit betrifft, heißt es in jener Proclamation, werden wir, sobald Frankreich einen König haben wird, den Krieg einstellen und den Franzosen es anheimgeben, die Abänderungen ihrer Verfassung selbst zu ordnen. Wie aber, frage ich, sollen diese Abänderungen gemacht werden? Vielleicht immer noch unter den Bajonetten einer königlich deutschen Leibwache? Frankreich wird sich demnach vollständig in derselben Lage wie im Jahre 1789 befinden, woher alles Unglück gekommen ist. Noch weiter ging der

östreichische General Wurmser im Elsaß, wo er die Constitutionellen vom Jahre 1789 davon jagte und das alte System wieder herstellte." Einer scharfen Kritik unterwarf Fox den Feldzug des letztvergangenen Jahres. „Ich muß erwarten," sagte er, „daß, wenn ich vom Frieden spreche, man mir entgegnet: das heißt nicht unterhandeln, das heißt demüthig bitten, wenn wir den Frieden vorschlagen, nachdem wir in Dünkirchen geschlagen, der Prinz von Coburg von Maubeuge zurückgeworfen, wir selbst aus Toulon auf eine traurige, um nicht zu sagen schmachvolle Weise vertrieben wurden, General Wurmser den Elsaß geräumt hat, die Belagerung von Landau aufgehoben worden ist und die Preußen nicht stark genug sind, die deutschen Städte am Rhein zu schützen. — Der Minister (Pitt) besitzt große Talente, eine große Beredtsamkeit, die lange Dauer seines Ministeriums hat die Anzahl seiner Bewunderer sehr vermehrt; allein man versammle 30 seiner Parteigänger, von denen an, welche an seiner Tafel speisen, bis zu denen, welche dabei aufwarten, wird man darunter auch nur Einen finden, welcher es wagen würde, ihm ins Gesicht zu sagen, daß er ein guter Kriegsminister sei?"

Pitt antwortete mehr mit diplomatischem Vorbehalt, als mit zuverlässigem Vertrauen, obschon er sich hinter die Majorität des Hauses zurückzog und auf die Zustimmung der Nation berief. „Ihr werdet also," fragt man mich, „niemals mit den Jacobinern Frieden schließen? Es ist für mich ungemein schwierig, auf eine solche Frage zu antworten und es würde weder klug noch überlegt sein, in dem gegenwärtigen Zeitpunkte eine entschiedene Antwort darauf zu geben. Dies ist eine Frage, deren Lösung von den Begebenheiten abhängen muß. Da sich die Umstände verändern können, muß man nothwendiger Weise verschiedene Wege des Benehmens verfolgen und ich würde nie die Indiscretion haben, mich zu einem einzigen System zu verpflichten." Schließlich entscheidet er sich für jetzt für die Fortsetzung des Krieges mit verdoppelten Kräften. Er erklärte es für eine Unmöglichkeit, mit den gegenwärtigen Machthabern Frankreichs zu unterhandeln, indem der Convent unter dem 11. April ein Decret erlassen habe, welches einen Jeden mit der Todesstrafe bedrohe, der es wagen sollte, darauf anzutragen, mit einer Macht zu unterhandeln, welche nicht vorher die Unabhängigkeit der französischen Nation, die Einheit und Untheilbarkeit der Republik, auf Freiheit und Gleichheit gegründet, anerkannt habe. — Nur als er im Verlauf seiner Rede das bedeutende Wort aussprach: „Frankreich ist in

eine bewaffnete Nation verwandelt worden," machte ihn Fox auf die Bedeutung dieses Wortes aufmerksam, gegen welches die von England bezahlten königlichen und kaiserlichen Soldtruppen nicht Stand halten würden. Dennoch bewilligte das Parlament die verlangten Summen, besonders zur Vermehrung der Seemacht, denn es galt jetzt die Alleinherrschaft auf dem Meere zu gewinnen und zu befestigen.

Obschon der Krieg auf dem Festlande für das englische Cabinet in zweiter Linie stand, so unterließ es doch nicht, Oestreich und Preußen zu neuen Anstrengungen aufzufordern. Der kaiserliche General Mack wurde nach London eingeladen, um dem Ministerium den von ihm für das Jahr 1794 entworfenen Feldzugsplan vorzulegen, welcher in nichts Geringerem bestand, als mit 200,000 Mann Oestreichern und eben so viel preußischen und Reichstruppen unaufhaltsam auf Paris zu marschiren, den Convent zu sprengen und das gute alte Königthum wieder herzustellen.

Jenes oben erwähnte Wort Pitts: „daß Frankreich in eine bewaffnete Nation umgewandelt worden sei," hatte Mack nicht gehört, und der witzige Rivarol in Brüssel bemerkte, als man ihm von dem Plane der Coalition sprach: „Die Verbündeten befinden sich immer im Rückstande um eine Idee, ein Jahr und eine Armee." Und so war es auch diesmal; die preußische Armee unter Möllendorf, welcher Mack die Aufgabe zugetheilt hatte, auf Trier zu marschiren, um den linken Flügel der Oestreicher zu decken, erhielt eine andere Bestimmung. General Möllendorf schrieb dem Prinzen Coburg unter dem 14. März: „Es sei ihm unbekannt, welchen Antheil seine Regierung an dem Feldzugsplane, welchen er ihm mitgetheilt, genommen habe; der Plan enthalte viel Gutes und würde sich ausführen lassen, allein bei dem gegenwärtigen Stande der Angelegenheiten enthalte derselbe manches Unpassende, außerdem könne er nicht auf Trier marschiren, ohne Mainz preis zu geben."

Die Unfähigkeit und Unzuverlässigkeit Möllendorfs veranlaßte das englische Ministerium, den Versuch zu machen, den Herzog von Braunschweig zur Wiederübernahme des Oberbefehls zu überreden. Der Herzog hatte es nie gewagt, dem Könige gegenüber sich ohne Rückhalt über die ihm feindlich gesinnten Männer in der Umgebung Sr. Majestät auszusprechen. Als im Jahre 1794 Lord Malmesbury nach Braunschweig kam, um den Herzog aufs Neue für die Uebernahme eines Commando's zu gewinnen, brach dieser in die heftigsten

Klagen über den König und deſſen Umgebungen aus. „Es iſt unmöglich," ſagte er, „daß ich mich aufs Neue all' dem Ungemach ausſetzen ſollte, welches ich am Rheine gehabt habe. Der König verliert die Hälfte des Tages auf der Wachtparade und bei der Tafel." In Beziehung auf Lucheſini, Biſchoffswerder u. A. äußerte er: „Ich bin im vergangenen Jahre ihr Hampelmann (mannequin) geweſen, der Hampelmann von Leuten, die ich verachte. Ich will nichts mit ihnen zu ſchaffen haben, bis wir nicht ein anderes Bildniß auf der Münze ſehen. Sie ſind ſchlechter als der Convent und wenn ſie nicht eben ſo viel Böſes thun, ſo geſchieht es, weil ihnen nicht dieſelben Mittel zu Gebote ſtehen. Lieber will ich in einer Wildniß leben, als wieder dienen." *)

Zu derſelben Zeit hatte der König von Preußen bereits den Befehl ertheilt, den größten Theil ſeiner Armee vom Rheine zurückzuführen, ein Ereigniß, welches, wie unſer „homme d'état" bemerkt, ganz Europa in Erſtaunen ſetzte. **) Als Veranlaſſung dazu wird Folgendes angegeben. „Der Eifer Preußens entſprach keineswegs demjenigen, welchen Oeſtreich bei der Fortſetzung des Krieges zeigte. Die Erſchlaffung und Entmuthigung des preußiſchen Cabinets hatten ihren Höhepunkt erreicht. Die Unterhandlungen, welche Friedrich Wilhelm mit dem Wiener Hofe wegen Entſchädigung der Kriegskoſten eingeleitet, waren noch nicht beendigt, die Commiſſarien berechneten die zum Unterhalt der preußiſchen Truppen nöthigen Summen und der Kaiſer genehmigte die Uebernahme derſelben auf ſeine Rechnung zur größeren Hälfte unter der Bedingung, daß die übrigen Reichsſtände den Reſt übernähmen.

Die beiden deutſchen Großmächte thaten Schritte, um das Reich zu veranlaſſen, für ſeine eigene Sicherheit etwas zu thun, indem bisher nur der Kurfürſt von Sachſen und die Landgrafen von Heſſen-Caſſel und Heſſen-Darmſtadt Truppen geſtellt hätten. In einer Circular-Note an die Reichsfürſten erklärte der Kaiſer: „daß, angeſehen die Nothwendigkeit einer ſofortigen Verpflegung der preußiſchen Truppen und um einen neuen Beweis ſeiner freundſchaftlichen Rückſicht für den König von Preußen zu geben, er ſeine Zuſtimmung dazu ertheile, daß die Reichsſtände dem Könige den Vorzug gäben." Beſorgt wegen eines etwaigen Zurücktretens Preußens hatte der Wiener Hof ein allge-

*) Mem. of Harris. III. 186.
**) Mém. d'un homme d'état. II. 383.

meines Aufgebot erlassen. Der Herzog von Würtemberg war hierin mit gutem Beispiele vorangegangen und in dem kaiserlichen Erlaß wird schon darauf hingewiesen, daß die Revolution nur mit revolutionairen Mitteln besiegt werden könne. „Die tyrannischen Decrete des Convents," heißt es darin, „zu einer Erhebung des Volkes in Masse haben demselben eine Ueberlegenheit an Streitkräften zugeführt, welche, verbunden mit einer ganz neuen Art der Kriegführung, die Gefahren und Lasten des Krieges vermehrt und die allgemeine Bewaffnung der Grenzbewohner nothwendig macht." Sofort organisirte sich im Breisgau und in Schwaben der Landsturm; in Frankfurt und Hessen waren schon bei dem ersten Einfall Custine's die Arbeiter und das Landvolk, mit Beilen, Heugabeln und Sensen bewaffnet, den Feinden entgegengezogen.

Das preußische Cabinet war mit diesem „Aufgebot des Volks in Masse" nicht einverstanden, es wurden deshalb in Berlin und Potsdam mehrere Conferenzen gehalten, und das gesammte Ministerium erklärte sich gegen eine Maßregel, durch welche die bewaffnete Macht des Reichs zur Verfügung Oestreichs gestellt und die Aussicht auf eine Beilegung des Krieges in weite Ferne gerückt werde. Preußen zog es vor, von den Reichsfürsten die zum Unterhalt seines Heeres nöthigen Mittel zu erhalten, um die Erhebung in Masse entbehrlich zu machen. Der dirigirende Minister der fränkischen Fürstenthümer, v. Hardenberg, erhielt den Auftrag, in Gemeinschaft mit dem General Grafen Schulenburg bei dem Kurfürsten von Mainz deshalb Unterhandlung zu pflegen. Hardenberg überbrachte dem Kurfürsten (im Februar 1794) einen ausführlichen Brief des Königs, in dessen Eingange auf die nur allzu bekannten Gefahren aufmerksam gemacht wird, von welchen die westliche Grenze Deutschlands „durch einen furchtbaren, wüthenden und verwüsterischen Feind bedroht werde", gegen welchen auf Abwehr mit vereinten Kräften Bedacht genommen werden müsse. Von allen Maßregeln, welche das Reich zur Erreichung dieses Zweckes ergreifen konnte, scheine indessen keine unzulänglicher, unwirksamer und gefährlicher zu sein, als das Aufgebot in Masse und die schon öfter vorgeschlagene allgemeine Bewaffnung, welche ganz besonders deshalb unzulässig sei, weil sie sich in keiner Weise mit der Vertheidigung des Reichs durch die preußischen Truppen vereinigen lasse und deren unmittelbare Abberufung zur Folge haben würde. „Da es mir," heißt es dann weiter, „gegenwärtig unmöglich ist, aus meinen eigenen Mitteln einen, von den Grenzen meines Staates so entfernten Krieg

fortzusetzen, welcher einen so großen Aufwand erfordert, habe ich mich bereits vor einigen Monaten gegen die, bei dem Kriege betheiligten, Hauptmächte offen ausgesprochen und mit denselben Unterhandlungen angeknüpft, welche noch nicht beendigt sind. Deshalb befinde ich mich nun in der Nothwendigkeit, von dem Reiche, für den Fall, daß meine Armee ihm fernerhin Schutz und Vertheidigung gewähren soll, zu verlangen, daß dasselbe ohne Verzug für die Verpflegung derselben sorge. Die nöthigen Eröffnungen über diesen Gegenstand sind dem Reichstage bereits vorgelegt worden, Ew. Hoheit werden indeß in Betracht ziehen, daß es unmöglich ist, auf die Entscheidung und die Vollziehung der Decrete eines deutschen Reichstages zu warten. Demnach bleibt nichts Anderes übrig, als daß die sechs Kreise, welche der Hülfe am meisten bedürfen, in Erwartung eines Beschlusses des Reichstages, sich sofort mit der einstweiligen Verpflegung befassen und darüber zu Rathe gehen. Ew. Hoheit ersuche ich daher in freundschaftlichster und dringendster Weise, um des Heils des Vaterlands Willen sofort, in Ihrer Eigenschaft als Erzkanzler und Director des oberrheinischen Kreises, die sechs vorderen Kreise zu einer Kreisversammlung auszuschreiben. Da es zu einer solchen Zusammenkunft nur der Einberufung der sechs bevollmächtigten Gesandten dieser Kreise bedarf, so würde der schnellen Vereinigung derselben nichts entgegenstehen. Ohne die Uebernahme der Verpflegung von Seiten der sechs vorderen Kreise würde es mir unmöglich fallen, meine Truppen noch fernerhin den Feinden gegenüberzustellen. Ich würde dann, obschon mit Bedauern, mich genöthigt sehen, meine Truppen zur Vertheidigung meiner eigenen Landesgrenzen zurückzurufen und das Reich seinem eigenen Schicksale zu überlassen. Ich lege hiermit das Wohl des Reichs in die Hände Ew. Hoheit und voll Vertrauen in Ihre Weisheit und Ihren Patriotismus erwarte ich, daß Sie diejenigen Mittel anwenden werden, welche Ihnen nach den Reichsgesetzen zustehen, so daß die auf das Wohl des Vaterlandes gerichteten Hoffnungen erfüllt werden und ich durch die Verpflegung meiner Truppen in den Stand gesetzt werde, dem, in höchster Gefahr schwebenden, Reiche wirksamen Schutz und Vertheidigung leisten zu können. Friedrich Wilhelm."

Die deutschen Reichsfürsten gaben dem von Oestreich ausgegangenen Antrag: eine allgemeine Volksbewaffnung zu veranstalten, den Vorzug vor den von dem Könige von Preußen gestellten Forderungen, die Verpflegung seines Heeres zu übernehmen: dies mußte die preußische Cabinetspolitik mehr und mehr der

deutschen Sache entfremden und man fing an, mit dem Wohlfahrtsausschusse in Verbindung zu treten. Unter dem Vorwande, wegen Auswechslung der Kriegsgefangenen zu unterhandeln, trafen am 16. Februar 1794 drei Bevollmächtigte des Wohlfahrtsausschusses bei dem General Kalkreuth in Frankfurt ein. Uebermüthiger Weise fuhren sie in einem Wagen aus den Marställen von Versailles, an welchem das königliche Wappen mit einer Jacobinermütze bedeckt worden war. Das Volk würde den Wagen sammt den Bevollmächtigten in Stücke zerrissen haben, wenn nicht Kalkreuth dazwischen getreten wäre. Er gab ihnen preußische Ehrenwachen, empfing sie mehrmals bei sich, zog sie zur Tafel, unterhandelte mit ihnen und gab ihnen bei ihrer Abreise bewaffnetes Geleit bis zur französischen Grenze. Alsbald verbreitete sich das Gerücht: Preußen sei wegen Abschluß eines Friedens mit der Republik Frankreich in Unterhandlung getreten und habe als Entschädigung für sich einige Bisthümer und Reichsstädte verlangt. Daß etwas dergleichen von den französischen Bevollmächtigten in Anregung gebracht, von den preußischen Diplomaten nicht ganz von der Hand gewiesen worden sei, haben die späteren, unter Garantie der französischen Republik gemachten Erwerbungen Preußens an Kirchen- und Reichsgut offenbart, allein für jetzt verwahrte sich das Berliner Cabinet feierlichst in einer, unter dem 22. März 1794 an die Kreisversammlung des fränkischen und oberrheinischen Kreises gerichteten, Zuschrift. Nach Anführung jener mißliebigen Gerüchte heißt es:

„Se. Majestät haben jene Verbreitung mit dem äußersten Mißfallen vernommen. Wie Allerhöchstsie niemals die Absicht gehegt, bei dem, lediglich zur Vertheidigung des Reiches unternommenen, Kriege Eroberungen für sich allein zu machen, sondern, wenn sich solche erstreiten ließen, dieselben dem Reiche mit zu Gunsten kommen zu lassen, so habe Se. Majestät noch viel weniger dem Gedanken Raum gegeben, Dero Entschädigung auf Kosten des Reichs zu nehmen. Se. Majestät sei eben so bereit als willig, die Verfassung desselben in allen Stücken zu erhalten und den einzelnen Ständen, geistlichen sowohl als weltlichen, ihre Rechte zu sichern, wenn anders das Reich und im gegenwärtigen Falle die zunächst ausgesetzten Kreise dazu die Hand bieten und die Verpflegung der Armee übernehmen wollten."

Da weder von Seiten des Kaisers, noch auch der Reichsstände auf die Anträge Preußens eingegangen, vielmehr die allgemeine Bewaffnung der Grenzbewohner auch von Wien aus in Antrag gebracht und der Oberbefehl über das

aus den Reichstruppen am Oberrheine gebildete Heer dem Herzoge Albert von Sachsen-Teschen übertragen wurde, ließ Friedrich Wilhelm dem Reichstage eine, mit dem an den Kurfürsten von Mainz gerichteten Schreiben übereinstimmende, Erklärung zugehen. „Se. Majestät der König," so lautet sie, „sehe sich gedrungen, seinen bisher nur durch Großmuth und Patriotismus bestimmten Antheil an dem gegenwärtigen Kriege nach denjenigen Rücksichten zu vermindern, die er der Selbsterhaltung seiner eigenen Staaten und Unterthanen schuldig sei. Er habe seine Waffen mit denen des Kaisers und in der Folge auch mit denen des gesammten Reichs und noch anderer Mächte vereinigt, um den zerstörenden Unternehmungen einer wüthenden Nation Grenzen zu setzen und den bedrohten Ländern Frieden und Wohlfahrt zu erhalten. Nicht ein Krieg mit einem gesitteten Volke und ordentlich disciplinirten Kriegsheeren sei zu führen, sondern ein Krieg mit rasenden, nie zu mindernden Volksschwärmen, mit einer zahlreichen, überall zum Kriege gerüsteten, Alles zu Kriegsreserve machenden Nation im Rückhalte, die nicht um bloße Eroberung kämpfe, sondern um den Umsturz der ganzen bürgerlichen Verfassung Deutschlands durch Feuer und Schwert und das Gift ihrer Lehre. Diesem fast unbezwingbaren Feinde habe der König ein Heer von 70,000 der auserlesensten Truppen entgegengestellt und den Krieg unter den hinderlichsten Erfahrungen aller Art in weiter Entlegenheit von den preußischen Grenzen mit fast unsäglichen Kosten geführt, wo er seine eigene geheiligte Person und die Prinzen des Hauses den gefahrvollsten Ereignissen für Deutschlands Sicherheit ausgesetzt habe. Ein solcher Krieg habe die Staatskraft der preußischen Monarchie in weit stärkerem Maße angreifen müssen, als es bei andern mitkriegführenden Mächten der Fall gewesen und Se. Majestät sei endlich in die unbedingte Unmöglichkeit gekommen, an demselben ohne gänzliche Zerrüttung ihrer Staaten und ohne völlige Erschöpfung ihrer Unterthanen, blos aus eigenen Mitteln einen weiteren, gleich thätigen Antheil zu nehmen. Um aber dem deutschen Reiche noch fernerhin und selbst mit vermehrter Macht Schutz und Schirm zu gewähren, sei der König mit den verbündeten Mächten in Unterhandlungen getreten und habe ihnen eine Einrichtung vorgeschlagen, nach welcher, außer bestimmten Subsidien, die Naturalverpflegung des größten Theils des preußischen Heeres vom gesammten Reiche und zunächst in provisorischer Art von den sechs vorderen Reichskreisen geleistet werden sollte. Die erforderliche Eröffnung sei bei dem Reichstage und den genannten Kreisen mit der unumwun-

denen Vorerklärung geschehen, daß, im Fall die angetragene Erklärung nicht zu Stande kommen sollte, Se. Majestät sich gedrungen sehen würde, den größten Theil ihres Heeres aus dem Reiche zurückzuziehen und das Reich seiner Vertheidigung und seinem Schicksale zu überlassen."

In dieser Erklärung wird ferner darüber Klage erhoben, „daß nicht allein mehrere Reichsstände, sondern der Kaiser selbst gegen die Uebernahme der Verpflegung der preußischen Hülfstruppen Einspruch gethan, was nach so reinen Verdiensten Sr. Majestät des Königs um die Rettung und Wohlfahrt des Reichs und nach den fast unerschwinglichen Aufopferungen, welche die Großmuth des Königs dieser Rettung gebracht, man nicht hätte erwarten sollen."

Nochmals werden die Bedenken gegen die, von dem kaiserlichen Hofe gutgeheißene, allgemeine Volksbewaffnung in Erinnerung gebracht, „welche gegen einen Feind, der in großen Massen mit rasender Wuth, versuchter Kriegskunst und zahlreichen Geschützen hereindringe, eben so unwirksam als es gefahrvoll sei, wenn man den gemeinen Mann aus seiner häuslichen Ordnung bringen und bewaffnen wolle, zumal gegen einen Feind, der sein gefährlichster Verführer werden könne. Dergleichen Aufgebot sei überhaupt zweckwidrig, da sich dasselbe mit den Operationen und der Verpflegung der disciplinirten Armee nicht vereinbaren lasse; man habe das, aus der innigsten Ueberzeugung des Königs hervorgegangene, Abrathen dieses bedenklichen Vertheidigungsmittels unter Vorspiegelung falscher Bewegungsgründe auf das Gehässigste vorgebildet; man habe dem Könige die abschreckendsten Vergrößerungs-, Unterdrückungs- und Secularisationsabsichten angedichtet, deren mindeste Widerlegung aber Se. Majestät im Gefühl ihrer, um das Reich erworbenen, Verdienste unter ihrer Würde erachten würde." Schließlich erklärt der König, daß er „den Entschluß gefaßt, dem deutschen Reiche seinen Schutz nicht aufzudringen, sondern sein Kriegsheer, mit Ausnahme des tractatmäßigen Hülfscorps von 20,000 Mann, nach seinen Staaten zurückgehen zu lassen." Er bezeugt die innigsten Wünsche, „daß die von ihm gehegte Besorgniß, der übermächtige, rasende Feind werde unaufhaltsam in Deutschland hereinstürmen, den Boden deutscher Cultur verheeren und überschwemmen, die Verfassung mehrerer deutscher Staaten in anarchische Greuel verkehren, Fürsten und Stände vernichten, die Kirche zertrümmern und in Deutschland, anstatt Tugend und Ordnung, Gesetzlosigkeit und Immoralität pflanzen, nicht in Erfüllung gehe."

Die größte Besorgniß verbreitete sich in den, an Frankreich grenzenden Reichslanden und der Kurfürst von Mainz ließ es sich angelegen sein, in einem dringlichen Anschreiben vom 18. März 1794 bei dem Reichstage in Regensburg darauf anzutragen, bei einigen angesehenen Banquierhäusern einige hunderttausend Gulden zur Bezahlung der preußischen Truppen anzuleihen. Unterdessen hatten England und Holland sich ins Mittel geschlagen. Der preußische Bevollmächtigte machte in Regensburg am 7. April die erfreuliche Eröffnung, „daß der König dem, ihm von mehreren Seiten geäußerten Wunsche der Reichsstände, die preußische Armee zum Schutze des Reichs in ihren Stellungen zu lassen, bei der, noch mit dem englischen Hofe wegen ihrer künftigen Mitwirkung bestehenden, Unterhandlung nachgegeben habe, die Armee ferner zum Schutze des Reichs zu erhalten, in der zuversichtlichen Erwartung, daß die Reichsstände sich schleunigst mit den nöthigen Berathschlagungen beschäftigen werden, die Armee ferner zum Schutze des Reichs zu erhalten."

Schon seit einiger Zeit waren Friedrich Wilhelm Anerbietungen von Seiten Englands gemacht worden, um sein Heer am Rheine zurückzuhalten. Der König hatte gegen Lord Malmesbury (Harris) in Berlin am 25. December 1793 sich ganz offen und ohne Rückhalt ausgesprochen, daß er sehr geneigt sei, einem dritten Feldzug gegen die Franzosen sich anzuschließen, daß aber die Mittel dazu von seinem Lande nicht aufgebracht werden könnten. „Das Wesen der preußischen Monarchie" — äußerte der König — „ist von der Art, daß eine Anleihe nicht gemacht werden kann. Wenn die Bundesgenossen mir nicht Unterstützung gewähren und meiner Geldverlegenheit abhelfen, kann ich nur einen kleinen Theil meiner Armee am Rheine lassen. Ich trage kein Bedenken, Ihnen diesen Stand meiner Finanzen offen mitzutheilen, denn ich habe meinen Schatz nicht in eitlen und nutzlosen Unternehmungen verschwendet; ist auch immer nicht die strengste Sparsamkeit beobachtet worden, so ist doch das Geld auf Maßregeln der Abwehr verwendet worden, welche sowohl die allgemeinen Interessen Europas, als die besonderen Preußens betrafen. Es kann nicht das Interesse Englands sein, mich sinken zu lassen, und diese Gewißheit, verbunden mit dem hohen Begriff von eurem Nationalcharakter, hat mir, ohne Besorgniß vor mißlichen Folgerungen, die obige Erklärung abzugeben gestattet." *)

*) Diaries of Harris. III. 31.

In der im Haag am 19. April 1794 zwiſchen England und Holland einer- und Preußen andererſeits abgeſchloſſenen Convention verpflichtete ſich Friedrich Wilhelm II., ein Heer von 62,400 Mann verſchiedener Waffen unter einem preußiſchen commandirenden General allein, oder in Gemeinſchaft der engliſchen und holländiſchen Truppen bis zum 24. Mai gegen den gemeinſchaftlichen Feind in das Feld rücken zu laſſen, um da, wo es das Intereſſe der Seemächte erfordere, zu agiren. England und Holland machten ſich verbindlich, an Preußen auf der Stelle 300,000 Pfd. Sterling (2,100,000 Thlr.), eine monatliche Subſidie von 50,000 Pfd. und für einen jeden Mann monatlich 1 Pfd. 12 Schilling (10 Thlr.) Brod- und Fouragegelder zu zahlen. Bei der dereinſtigen Rückkehr ſollten noch 100,000 Pfd. nachgezahlt werden. Pitt erhielt, trotz der Gegenreden von Fox und Sheridan im Unterhauſe und des Marquis Landsdown im Oberhauſe, die verlangten Summen bewilligt. Bei der preußiſchen Armee hielt man dieſen, von Haugwitz abgeſchloſſenen, Vertrag für ſchimpflich, indem es durch die, in dem engliſchen Parlamente gehaltenen, Reden den Anſchein gewann, als ſei das preußiſche Heer an England verkauft worden.

Bei dem Beginne des Feldzuges hielt es der Feldmarſchall Möllendorf für nothwendig, aus ſeinem Hauptquartiere zu Mainz einen Tagesbefehl zu erlaſſen, in welchem er zur Beruhigung der Armee bekannt machte, daß eben ſo, wie es im ſiebenjährigen Kriege der Fall geweſen, der König Subſidien erhalte, das Heer jedoch keineswegs im engliſchen Sold ſtehe. Den, von den engliſchen und holländiſchen Generalen Cornwallis, Malmesbury und Kinkel an ihn ergangenen Aufforderungen, den an der Sambre fechtenden Truppen ſich anzuſchließen, weigerte er ſich, Folge zu leiſten, und eine Muſterung, welche Lord Cornwallis im Juni über die preußiſche Armee zu halten verlangte, fand nicht ſtatt. Die Oppoſition erinnerte nun das Miniſterium Pitt daran, daß ſie bei der voreiligen Forderung der Subſidien es vorausgeſehen hätte, daß Preußen, ohne ſeine Truppen in Bewegung zu ſetzen, 600,000 Pfd. Sterling eingeſteckt haben werde, was jetzt leider eingetroffen ſei.

Lord Malmesbury beklagte ſich in ſeinen Berichten ſehr bitter über das Benehmen des preußiſchen Feldmarſchalls, welcher ſich, auf ſeinen Degen ſtützend, nicht im Mindeſten an die von den Miniſtern abgeſchloſſenen Verträge kehre. „Das preußiſche Heer“ — ſchreibt Malmesbury — „iſt in Folge der Schwäche

der Regierung ein Imperium in Imperio (ein Staat im Staate) geworden. Das Hauptquartier besteht theils noch aus Anhängern des Herzogs von Braunschweig, theils aus Leuten, die, von den kleinen rheinischen Fürsten bestochen, Alle eifrig bemüht sind, die Armee am Rheine festzuhalten, um unter keine höhere Controlle zu kommen. Der Marschall Möllendorf, gegen dessen Rechtschaffenheit nichts zu sagen ist, dessen Geschicklichkeit sich aber auf die Linie seines Geschäfts beschränkt, ist nahe an siebzig. Er besitzt die nöthige Charakterstärke nicht mehr und da er allein steht, wird er von einer Schaar Rathgeber geleitet. Abgesehen davon, daß er gänzlich unfähig ist, sie mit politischen Gründen zu bekämpfen, läßt er sich von den kleinlichsten militairischen Rücksichten bestimmen. Die preußische Armee liegt heut (den 27. Juni) noch in Cantonnirung, kein Regiment ist ins Lager gerückt, wodurch die Zelte geschont, die Mundvorräthe gespart und die Truppen so gut gehalten werden, als ob sie in ihren Standquartieren lägen. Den Baron Hardenberg, dessen Benehmen in dieser Angelegenheit das ehrenhafteste gewesen, habe ich ersucht, dem Feldmarschall Möllendorf und dem Grafen Schulenburg zu schreiben, daß Preußen, wenn es auf dem eingeschlagenen Wege fortgehe und, nachdem es beinahe die Hälfte der Hülfsgelder bezogen, die dafür übernommenen Verpflichtungen nicht erfülle, in einer isolirten Lage ohne Bundesgenossen und ohne Aussicht, auch nur einen Einzigen zu erhalten, dahin gelangen werde, alles Gewicht im Kriege und im Frieden zu verlieren und daß dies ihnen beiden (Möllendorf und Schulenburg) zur Last fallen werde, da man zuverlässig wisse, daß der König selbst ganz anders denke und fühle, daß auch seine Minister andere Gesinnungen und Ueberzeugungen hätten, daher dieser unselige Verlauf nur Wirkung der Veranlassungen und Intriguen jener beiden Militairs sein könne."

Fürs Erste nahm Hardenberg Anstand, eine solche Mittheilung an Möllendorf zu machen, und zwar um so weniger, als nach dem unglücklichen Gefechte der Oestreicher unter Anführung des Kaisers Franz II. und des Generals Mack bei Tourcoing am 18. Mai und nach der, durch Coburgs Ungeschick verlorenen Schlacht bei Fleurus (26. Juni 1794) die kaiserliche Armee bis nach Lüttich und Mastricht zurückwich. Die englisch-holländische Armee unter dem Herzoge von York war von Pichegru hinter die Schelde zurückgedrängt worden und die Anklagen gegen Möllendorfs Saumseligkeit wurden hier wie bei den Oestreichern immer lauter. Ueberall, wo die Heere der Verbündeten das Feld und die festen

Plätze geräumt hatten, erhob sich die Bevölkerung und hieß die Franzosen als Befreier willkommen; dies geschah namentlich auch in Lüttich, wo für die, von dem Bischofe und den Oestreichern den Bürgern einige Jahre früher zugefügte, Schmach blutige Rache genommen wurde. Vergebens stellte sich General Clairfait, der Nachfolger Coburgs im Oberbefehl, dem von Jourdan geführten französischen Heere bei Jülich entgegen, er wurde geschlagen (den 2. October), und zog sich in Eilmärschen auf das rechte Rheinufer zurück. Aachen, Mastricht, Jülich, Coblenz, Cöln, Bonn und in den Niederlanden die Festungen Landrecy, Quesnoi, Valenciennes und Condé öffneten den Siegern die Thore.

Möllendorf blieb bis zur Mitte Juli mit der preußischen Armee an der Lauter, ohne irgend eine Bewegung auszuführen, wodurch das Vordringen der Franzosen gegen den Mittelrhein aufgehalten worden wäre. Als nun am 8. August Trier von den Franzosen besetzt wurde, hielten es Möllendorf, Kalkreuth und Hohenlohe nicht mehr für gerathen, nach der Mosel vorzugehen. Am 30. September (1794) unternahm der Erbprinz von Hohenlohe einen glücklichen Angriff auf die Stellung der Franzosen bei Kaiserslautern und schlug sie zurück, wobei sie 3000 Mann verloren. Zum dritten Male war um diesen Ort gekämpft worden, welcher den Weg zur Mosel von dieser Seite schließt. Zwar rückte Kalkreuth gegen Trier vor; allein die Preußen kamen zu spät und die Oestreicher zogen zu früh ab. Beide klagten einander öffentlich und heimlich der Säumniß und des Verrathes an; Kalkreuth rechtfertigte sich in Zeitungsartikeln, Massenbach verhehlt den Verdacht nicht, daß aus dem preußischen Hauptquartiere den Franzosen „in Folge geheimer obschwebender Unterhandlungen" Mittheilungen gemacht worden seien.*)

Unverholen spricht Stein sich hierüber, mit Berufung auf die, von Hardenberg ihm gemachten, vertraulichen Mittheilungen aus: „Durch Kalkreuth verleitet, knüpfte Möllendorf insgeheim Unterhandlungen mit den französischen Generalen und Convents-Deputirten an, wozu er sich eines Kreuznacher Weinhändlers Schwartz bediente. Friedrich Wilhelm II. war so sehr entfernt, seine Bundesgenossen zu verlassen, daß er noch im August mit Unwillen und Lebhaftigkeit den Antrag seines Ministers v. Alvensleben zum Frieden verwarf; erst als im Winter 1794 der Weinhändler Schwartz sich bei ihm beschwerte,

*) Massenbachs Memoiren. II. 28.

die von Möllendorf verſprochene Penſion für ſeine Bemühungen nicht erhalten zu haben, erfuhr er das Geheimniß und äußerte gegen den Staatsminiſter v. Hardenberg mit Heftigkeit: „er wolle Möllendorf den Kopf abſchlagen laſſen.“ — Der Geiſt des preußiſchen Heeres wurde durch den Einfluß des Hauptquartiers immer verkehrter, die Entfernung von den Oeſtreichern, Neigung zu den Franzoſen und ſelbſt bei vielen jüngeren Officieren zu den republikaniſchen Meinungen, der Wunſch nach Frieden nahmen immer zu und eine, durch den General-Commiſſar Graf Schulenburg-Kehnert bei der Verpflegung getroffene, Einrichtung äußerte einen höchſt nachtheiligen Einfluß. Eine zahlreiche, aus allen Klaſſen von Menſchen, Prinzen und Juden, dem Prinzen Georg von Heſſen-Darmſtadt und den Juden Crelinger und Philippſohn, beſtehende Geſellſchaft hatte die Verpflegung der preußiſchen Truppen in den Quartieren für beſtimmte Preiſe übernommen. Ihr Vortheil erforderte alſo, das Heer am Rheine feſtzuhalten, um koſtbare Landtransporte zu vermeiden; ihr Einfluß war mannigfaltig und weitgreifend, der General-Adjutant war ganz in ihren Händen und zugleich ein thätiges Werkzeug bei den Friedensunterhandlungen.“ *)

Der engliſche Befehlshaber, Lord Malmesbury, ſchildert mit wenigen ſcharfen Zügen die an der Spitze der Geſchäfte und des Heeres ſtehenden Perſönlichkeiten: „Haugwitz bedeutet gar nichts; Lucheſini herrſcht despotiſch, und weil er den Subſidientractat nicht abgeſchloſſen hat, tritt er demſelben überall entgegen. Möllendorf iſt alterſchwach, ſeine Talente, ſein Geiſt ſind dahin, nichts iſt zurückgeblieben als ſeine Eitelkeit und ſeine Malice. Alle höheren Officiere ſind ſchlecht geſtimmt und viele von ihnen haben jacobiniſche Neigungen. Der Verluſt von Trier iſt einzig und allein der abſichtlichen Nachläſſigkeit Kalkreuths zuzuſchreiben.“ **)

Die preußiſche Armee zog ſich auf Mainz und vom 23. October an auf das rechte Rheinufer zurück, ohne dem Einſpruche der Geſandten Englands und Hollands Folge zu geben. Die beiden Seemächte erklärten unter dem 11. October, dem preußiſchen Cabinet fernerhin keine Subſidien mehr zu zahlen, worauf ihnen der König durch Hardenberg antworten ließ, daß er ein ſolches

*) Pertz, das Leben Steins. I. 144.
**) Harris. III. 128.

Verfahren als einen Bruch des im Haag geschlossenen Vertrages ansehe, an welchen er sich fernerhin nicht gebunden erachte. Möllendorf hatte der Armee bereits durch einen Tagesbefehl vom 14. October bekannt gemacht, daß, da der Subsidienvertrag mit England nicht mehr bestehe, Alles, was dermalen noch gethan worden, nur dazu dienen solle, die Ehre der preußischen Waffen und ihren alten Ruhm aufrecht zu erhalten. Sollte der Feind etwas gegen die Armee unternehmen, so werde diese sich um so besser schlagen, als ihr gute Winterquartiere und ein naher Frieden verheißen werden könne. — Zu Anfang November brach ein Corps von 20,000 Mann unter Hohenlohe vom Rheine auf, um nach der Weichsel geführt zu werden. Die Vertheidigung von Mainz war den Oestreichern übergeben worden: nur das Castel (Cassel) auf dem rechten Ufer blieb noch von den Preußen besetzt.

Der Kaiser Franz hatte in einem jammervollen Klageschreiben vom 14. August 1794 den deutschen Reichsständen das allgemeine Elend vorgestellt, dabei die großen Opfer, welche Oestreich gebracht, gebührend hervorgehoben, die Unthätigkeit und die eigennützigen Interessen Preußens als die vornehmsten Ursachen alles Unglücks dargestellt. „Jetzt" — heißt es am Schlusse dieses Schreibens — „sind die Fortschritte des Feindes so groß, daß, wenn nicht das Reich dem Eindringen desselben eine gleich fürchterliche Masse entgegenstellt und den Kaiser in dem ermüdenden Kampfe schnell unterstützt, Letzterer ganz sicher zurückweichen und sich an seine eigenen Grenzen zurückziehen müsse, um nicht die letzten Kräfte in ganz nutzlosen Unternehmungen zu versplittern."

Dieselben betrübten Erfahrungen wie bei den deutschen Reichsständen, machte der Kaiser bei den, aus spanischer Erbschaft dem Hause Oestreich wieder heimgefallenen, Niederländern, welche durchaus nicht geneigt waren, ihr Geld und Blut dazu herzugeben, daß das schon einmal abgeworfene Joch ihnen wieder aufgelegt werde; sie hießen die Franzosen, trotz der Erpressungen, welche die sansculottischen Generale sich erlaubten, dennoch willkommen als Befreier von der östreichischen Tyrannei. Der erste Minister des jungen Kaisers, welcher nach dem Abgange des 80jährigen Kaunitz — „des alten Kutschers des europäischen Staatswagens" — an die Spitze der Geschäfte getreten war, der Baron Thugut, erkannte sehr bald, daß es unmöglich sein werde, die Niederlande ferner zu behaupten. Dafür aber, daß Preußen seine Truppen erst unthätig bleiben ließ, dann abrief, um die in Polen gemachte Beute mit Rußland allein zu

theilen, faßte Thugut den verwegenen Plan, ſich durch eine Verbindung mit der franzöſiſchen Republik zu rächen. Der öſtreichiſche Miniſter, der geſchworenſte Feind der Schreckensherrſchaft, trat — und zwar vornehmlich aus Preußenhaß — in geheimes Einverſtändniß mit Robespierre; Thugut, das war nicht gut gethan!

„Der Friede, oder mindeſtens ein Waffenſtand," vertraut uns ein, in die Cabinetspolitik eingeweihter Staatsmann,*) „lag allerdings in den Berechnungen Thuguts und mithin des kaiſerlichen Cabinets. Den geheimen Mittheilungen zufolge, welche man in Wien aus Paris erhielt, erwartete man zu Anfang des Jahres 1794 eine neue Ordnung der Dinge, daß nämlich die vielgetheilte Macht in die Hände eines Einzigen fallen werde. Robespierre galt für den künftigen Dictator. Da er geneigt zu ſein ſchien, den revolutionairen Ausſchweifungen und der Schreckensherrſchaft ein Ziel zu ſetzen, war er in den Augen der Cabinette von London und Wien der Einzige, mit dem man in Unterhandlung treten konnte. — Er hatte die anarchiſchen Factionen, welche die Gleichmachung aller Stände und des Vermögens predigten und den Atheismus durch Abſchaffung des chriſtlichen Gottesdienſtes nationaliſirt hatten, niedergeworfen; er hatte noch mehr gethan: zum Präſidenten des Convents ernannt, hatte er das Daſein eines höchſten Weſens und die Unſterblichkeit der Seele proclamiren laſſen. Er verhieß freie Ausübung jedes Gottesdienſtes. War es nicht augenſcheinlich, daß er geneigt war, die Angelegenheiten zu einem Zuſtande der Ordnung zurückzuführen, welcher zu ertragen war und Dauer verſprach? Dies war die Vorſtellung, welche man ſich von dieſem Führer der Revolution nicht nur in London und Wien, ſondern ebenfalls in Rom, Turin und Madrid machte, wo man mit gutem Grunde vermuthete, daß zuletzt die Gewalt demjenigen gehören werde, in deſſen Namen die öffentliche Ordnung in Frankreich wiederhergeſtellt werden würde."

Weiter wird nun behauptet: Thugut habe, im geheimen Einverſtändniſſe mit Robespierre, in welchem er einen Geiſtesverwandten erkannt und an deſſen dauernde Herrſchaft er geglaubt habe, den, durch das Benehmen der brabantiſchen Stände gekränkten, Kaiſer bewogen, ſeine Einwilligung zur Räumung der Niederlande und Ueberlaſſung derſelben an Frankreich zu ertheilen, wogegen Robespierre

*) Mémoires d'un homme d'état. II. 452.

ſich verpflichtet habe, dem Hauſe Oeſtreich zur Beſitznahme Baierns behülflich zu werden.*)

In dem ihm zu Gebote ſtehenden „Politiſchen Journal für 1794“ ließ Thugut ein Schreiben aus Wien vom 16. Juli veröffentlichen, in welchem es heißt: „Man betrachtet in Wien die Niederlande als verloren; man will auch für jene, für ihre Vertheidigung ſo unthätigen Menſchen keine braven Krieger mehr opfern. Von jeher ſind die Niederlande, wie die Geſchichte es beweiſt, dem Hauſe Oeſtreich mehr ſchädlich als nützlich geweſen. Was ſie einbrachten, wurde ſtets mehr und mehr, noch dazu in den Kriegen um ſie, wieder zugeſetzt. Die entfernte Lage dieſer Länder macht ihren Beſitz weniger fruchtbar und ihre Vertheidigung koſtſpielig. Es ſoll daher bereits vor einigen Wochen dem Prinzen von Coburg der Befehl zugefertigt worden ſein, jene Provinzen ohne Aufopferung von Menſchen nach und nach zu verlaſſen und mit der Armee bei Cöln über den Rhein zu gehen. Man verſichert, daß der Prinz noch mit mehr als 100,000 Mann zurückkomme, wovon er die eine Hälfte am rechten Rheinufer ſtehen laſſen, mit der anderen in die kaiſerlichen Staaten zurückkehren ſoll. Man ſpricht bei dieſer Gelegenheit wiederum ſtark von einer Beſetzung Baierns und von neuen Verbindungen, welche der Hof mit dem St. Petersburger Cabinet eingegangen ſein ſoll. Die Angelegenheiten im Norden ſcheinen ſeit einiger Zeit das preußiſche Cabinet mehr als die franzöſiſchen zu beſchäftigen.“**)

So war es auch; die in Ausſicht geſtellte neue Theilung Polens veranlaßte Friedrich Wilhelm II., den Krieg gegen Frankreich ſo bald als möglich ganz aufzugeben und ſich dadurch, daß er der erſte deutſche Fürſt ſei, welcher ſich zum Frieden geneigt erkläre, die erträglichſten Bedingungen zu verſchaffen. Während er daher in Polen das Schwert zog und den letzten Mann und den letzten Thaler an jenen unſeligen Krieg im Oſten ſetzte, waren die Federn der Diplomaten thätig, um im Weſten den Frieden herzuſtellen. Wir verweilen, ohne uns durch den Feldzug in Polen unterbrechen zu laſſen, zunächſt bei dieſen friedlichen Federzügen am Rheine, welche den Frieden von Baſel zur Folge hatten.

---

*) Menzel, Zwanzig Jahre preußiſcher Geſchichte. S. 263.
**) Politiſches Journal, 1794. S. 802.

45ste Lieferung.

Von Elba nach St. Helena.

Von

Dr. Fr. Förſter.

Einleitende Geſchichte der Jahre 1786—1814.

Preis der Lieferung 5 Sgr. (18 Kr. Rh.)

Berlin.
Guſtav Hempel.
—
1866.

England und Holland hatten die Zahlung der Hülfsgelder eingestellt, die deutschen Reichsfürsten sich geweigert, die Verpflegung des preußischen Heeres zu übernehmen, der Wiener Hof war mit Robespierre in geheime Unterhandlung getreten — da hielten es die geschworensten Feinde der französischen Republik in der nächsten Umgebung des Königs für ihre Pflicht, dem Könige den Rath zu ertheilen, sich nicht von dem undankbaren Bundesgenossen zuvorkommen zu lassen. Selbst Bischoffswerder war jetzt der Ansicht: „man müsse Frieden mit Frankreich um jeden Preis machen, denn der König habe keine Mittel, den Krieg fortzusetzen und von dem bösen Willen der Oestreicher, wie von dem Uebermuthe der Russen sei Alles zu fürchten.“*)

Zu dieser Zeit (Juni und Juli 1794) befand sich der König bei seiner Armee in dem Lager vor Warschau, zu dessen Erstürmung Vorbereitungen gemacht wurden. Obschon er alle, ihm noch zu Gebote stehenden, Mittel für den polnischen Feldzug zu verwenden befohlen hatte, so gab er doch den Gedanken noch nicht ganz auf, an dem Kriege gegen die französische Revolution später wiederum Theil nehmen zu können, und der gute Rath der sogenannten Friedenspartei in Berlin wurde von ihm in sehr entschiedener Weise abgelehnt. Zu dieser Partei gehörte auch der viel bewährte Minister Friedrichs II., der alte Graf Herzberg, welcher sich gedrungen fühlte, aus seiner Zurückgezogenheit in drei Briefen dem Könige seine Ansichten über den Krieg in Polen und den Krieg mit Frankreich offen mitzutheilen. In dem ersten dieser Schreiben spricht er sich dahin aus, daß Preußen eine zweite Theilung Polens nie hätte zugeben sollen. Der von den drei Mächten gebrauchte Vorwand sei so verhaßt und so verschrieen, daß er ihrem Rufe grenzenlosen Schaden bringen und ihren Namen in der ganzen Geschichte beflecken werde; es sei in der That nicht zu begreifen, wie sie ihr Verfahren mit ihrer Religion und ihrem Gewissen vereinigen zu können glaubten. Die erste Theilung Polens habe er selbst durch die am wenigsten verwerflichen Rechtstitel gerechtfertigt und später würde er in Reichenbach dem Könige Danzig und Thorn verschafft haben, wenn man auf ihn gehört und ihn nicht dem Hasse des Wiener Cabinets aufgeopfert hätte. Das wahre Interesse Preußens hätte verlangt, daß Polen stets eine unabhängige Republik geblieben wäre; Preußen hätte auf dieselbe einen überwiegenden

*) Massenbach II. S. 82.

Einfluß auszuüben bemüht sein sollen, um sich derselben gegen die ehrgeizigen Bestrebungen Oestreichs und Rußlands zu bedienen. (Hört!) Jetzt, wo der König einen Theil seiner Armee an den Rhein schicken müsse, um Holland und Deutschland zu vertheidigen und seine Verpflichtungen für die von England erhaltenen Hülfsgelder zu erfüllen, ohne die er gar keinen Krieg führen könne, solle er mittelst einer feierlichen Erklärung an den französischen National-Convent vorschlagen, Alles wieder auf den Fuß, der vor dem Kriege gewesen, zu setzen; dann solle man über einen Stillstand auf der Grundlage des Besitzstandes sich vereinigen und einen Congreß versammeln, auf welchem die Wiederherstellung Polens festzusetzen sein werde, mit Ausnahme von Danzig und den anderen in Reichenbach projectirten Gebietsvergrößerungen für Preußen u. s. w.

Bevor er eine Antwort auf dies Schreiben erhielt, ließ er ein zweites folgen, worin er dem Könige unverholen erklärte, daß er von der Beibehaltung der jetzigen Politik den völligen Untergang des preußischen Staats voraussehe und sich als alter Diener desselben für verpflichtet halte, den König auf das einzige Mittel der Abwendung aufmerksam zu machen, da furchtsame und allzu rücksichtsvolle Minister dies nicht zu wagen schienen. Er verkündigte genau die siegreichen Fortschritte der Franzosen und das Zurückweichen der Verbündeten vorher, wie wir es bereits als Thatsache kennen gelernt haben.

„Das Haus Oranien," schrieb er dem Könige, „wird aus Holland vertrieben werden, Preußen durch den Verlust von Amsterdam und der Rheinschifffahrt seine eigenen Magazine verlieren und genöthigt werden, sich diesseit des Rheines, bei dem weniger haltbaren Wesel zu vertheidigen und die Armee unter Möllendorf dorthin zu ziehen. Wenn dies nicht bald geschieht, so wird es sehr schwer sein, den Stoß der überlegenen französischen Streitkräfte auf die Engländer, Holländer und Oestreicher aufzuhalten, wird Preußen überall, in den Niederlanden, am Rheine, in Oberdeutschland und in Polen die Stirn bieten sollen, was seine Kräfte übersteigt. Es bleibt daher durchaus nichts übrig, als in vorgeschlagener Weise Frieden zu schließen. Es ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die französische Republik, wenn ihr der König von Seiten aller europäischen Mächte Anerkennung zu verschaffen anbietet, auf den Fuß des Status quo mit einigen unwesentlichen Beschränkungen darauf eingehen und Preußen hierdurch den unentbehrlichen Frieden erlangen wird, ohne

ſeine Bundesgenoſſen zu verlaſſen. Fragt man, mit wem man Frieden machen ſoll, ſo iſt es immer der, welcher die Macht in Händen hat, und der nach der Erfahrung ſo vieler Jahre durch die verbündeten Mächte nicht zu bezwingen iſt."

Am Schluſſe des Schreibens erbot ſich Herzberg für einige Zeit in das Cabinet einzutreten, nicht förmlich, ſondern nur auf ſo lange als nöthig ſein werde, die Wohlfahrt, die Sicherheit und die Achtung ſeines Vaterlandes wiederherzuſtellen.

Auch dies Schreiben blieb unberückſichtigt; Herzberg ließ ein drittes folgen. Da unterdeſſen die Nachricht von der für die Republikaner ſiegreichen Schlacht bei Fleurus bekannt geworden war, ſchrieb er dem Könige, daß die Zeit vorüber ſei, wo die Franzoſen die preußiſchen Waffen für unüberwindlich gehalten. Die nächſte Folge werde die Einverleibung der öſtreichiſchen Niederlande und Savoyens in die franzöſiſche Republik ſein. Um ſo dringlicher ſei es, daß der König nicht länger ſeine Monarchie dem unſicheren Looſe der Waffen Preis gebe, ſondern ſo ſchnell als möglich Maßregeln treffe, um zu einem erträglichen Frieden zu gelangen. Herzberg erbot ſich, ſofort Denkſchriften auszuarbeiten und durch die darin aufzuſtellenden Gründe die Höfe von London und Wien dahin zu bewegen, die franzöſiſche Republik anzuerkennen und auf dem vorgeſchlagenen Fuße Frieden zu ſchließen. Er hege die Hoffnung, den franzöſiſchen National-Convent durch die Stärke ſeiner Gründe zu gleicher Nachgiebigkeit zu beſtimmen, da derſelbe ihm mehr als jedem anderen Miniſter rückſichtlich ſeiner erprobten Wahrhaftigkeit und Feſtigkeit Vertrauen ſchenken werde. Die Denkſchriften ſollten in ein paar Tagen fertig ſein und es werde dann von Sr. Majeſtät abhängen, ihn zu ſich zu berufen, um die weiteren Anweiſungen für die fremden Miniſter zu ertheilen. Es ſolle dem Könige keinen Heller koſten, er wolle Alles umſonſt thun aus dem reinſten Patriotismus, und wenn die jetzige Kriſe vorüber ſei, ſich zurückziehen. Er bringe in Erinnerung, mit welcher Thätigkeit und mit welchem Erfolge er in den Jahren 1789 bis 1791 gearbeitet habe. Se. Majeſtät möge erwägen, ob Andere ihm beſſer, ſchneller und wohlfeiler gedient hätten.

Dem würdigen, wohlmeinenden Manne wurde für ſeine rückhaltloſe Offenheit eine ſchnöde Antwort aus dem Cabinette zu Theil. „Es war eine Zeit," ſo lautet das aus dem Lager zu Oppalin bei Warſchau vom 20. Juli an ihn

gerichtete Schreiben, „wo Sie Ihre Pflicht erfüllten, wenn Sie mir Ihre Meinung über die Angelegenheiten vorlegten, welche ich Ihrem Eifer übertragen hatte. Jetzt, nachdem Ihre diplomatische Laufbahn beendigt ist, würde ich es Ihnen als besonnene Zurückhaltung angerechnet haben, wenn Sie mich mit Rathschlägen verschont hätten, auf die ich nur insofern Werth lege, als ich sie verlange. Ueberlassen Sie den Ministern, die mein Vertrauen mit den sonst von Ihnen besorgten Angelegenheiten beauftragt hat, das Geschäft, meine Befehle zu empfangen und sie auszuführen. Ich weiß den Patriotismus zu schätzen und will gern glauben, daß er Ihnen Ihre Anerbietungen eingeflößt hat. Es wäre aber auch möglich, daß die Eigenliebe die Gestalt desselben in Ihren Augen angenommen und Sie über Ihre wahren Beweggründe getäuscht hätte, und es würde mir lieb sein, wenn dieser Gedanke Sie wegen sich selbst auf die Hut brächte, um Sie auf den Kreis Ihrer jetzigen Obliegenheiten (Akademie und Seidenraupen) zu beschränken und mir die Unannehmlichkeit zu ersparen, Ihnen diesen Rath wiederholt zu ertheilen."

Den guten Rath eines ehrlichen Dieners konnte man leicht durch ein Cabinetsschreiben beseitigen lassen, nicht so die Macht der Ereignisse, diese einzige absolute Macht, an welcher der Wille der vermeintlichen Alleinherrscher ohnmächtig zerschellt. Eine Hiobspost nach der anderen traf von den Niederlagen der Verbündeten am Rheine, von dem Vordringen der Franzosen ein, und daß der Wiener Hof insgeheim mit Robespierre unterhandeln lasse. Jetzt genehmigte der König nothgedrungen, Unterhandlungen mit dem Wohlfahrtsausschusse anzuknüpfen und der Feldmarschall Möllendorf schickte einen vertrauten Unterhändler nach Basel, um dem dortigen französischen Gesandtschafts-Secretair Bacher Eröffnungen zu machen. Dieser rieth, sich an den bei der Eidgenossenschaft beglaubigten französischen Gesandten Barthélemy, welcher in Baden (Schweiz) residirte, zu wenden. Als nun aber bei diesem zu Ende Decembers 1794 der preußische Major v. Meyringk eintraf, um den General-Major Grafen v. d. Goltz als Bevollmächtigten anzumelden, erklärte dieser, daß die Unterhandlung nur mit dem Wohlfahrtsausschusse in Paris eingeleitet werden könne. Graf Haugwitz mußte sich nun zu dem demüthigenden Schritte entschließen, mit dem Wohlfahrtsausschusse durch den Legationsrath Harnier in unmittelbare Unterhandlung zu treten.

„Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin," bemerkt der

Minister Stein, „war damals in den Händen des Cabinetsministers Grafen v. Haugwitz. Dieser, ein kleiner Mann mit freundlichem Gesicht und verbindlichem Wesen, aber dem Ausdrucke der Oberflächlichkeit, besaß einen gewandten, biegsamen, schlauen Verstand, seinem Charakter fehlte Reinheit, Stetigkeit und gänzlich alle Wahrheit. Er hatte im Laufe seines Lebens mannigfaltige und einander widersprechende Formen angenommen: ein süßlicher Student, dann Nachahmer der sogenannten Genies, deutscher Schöngeister mit dem Streben nach dem Scheine ungebundener Sonderlinge, dann Landwirth, Theosoph, Geisterseher, Frömmler, Anhänger der Herrnhuter, bei denen er erzogen war, in deren Sinne er ein Gebetbuch schrieb, zuletzt ausschweifend und genußliebend bis zur Erschöpfung, mit oberflächlicher schönwissenschaftlicher und Weltbildung, die er durch Lesen und auf Reisen erworben hatte, leer von gründlichen Kenntnissen, ohne Geschäftserfahrung, faul, abgespannt, zerstreut. Mit solchen Eigenschaften flößte er weder Achtung noch Vertrauen ein, noch war er fähig, einen großen Gedanken zu ergreifen und im Kampfe mit großen Hindernissen in die Wirklichkeit zu führen. Dem Großherzog Leopold von Toscana auf einer Reise nach Italien bekannt geworden, ward er bei dessen Thronbesteigung erwählt, die Glückwünsche nach Wien zu bringen; auf diese Weise trat er in die auswärtigen Geschäfte, die er mit Gewandtheit und Oberflächlichkeit verrichtete. Er war abhängig von den Umgebungen des Königs, besonders von dem Cabinetsrath Lombard, mit dem er in einer, der cynischen Gemeinheit nahekommenden, Vertraulichkeit stand, seine Verbindung mit dessen jüngerem Bruder, Peter Lombard, war von der verworfensten Art.“*) Von dem Standpunkte der Cabinetspolitik beurtheilt, galt der Abschluß des Baseler Friedens für ein Meisterstück preußischer diplomatischer Schlauheit; anders sahen diesen Handel die Republikaner an.

In einem Berichte an den Convent vom 4. December 1794 hatte Merlin von Douay, mit Hindeutung auf die obschwebenden Unterhandlungen mit Preußen erklärt: „das französische Volk werde stets gerecht und voll Gefühl seiner Ehre wie seiner Freiheit zwischen seinen Feinden und den Beweggründen ihres Angriffs einen Unterschied zu machen wissen; es werde in den Gesetzen, welche vorzuschreiben es durch seine Siege berechtigt sei, nie die kleinen Anmaßungen

*) Pertz, das Leben Steins. Th. I. S. 137.

der Schwäche und Eitelkeit mit dem Stolze und der hinterſtelligen Macht der Tyrannen verwechſeln, und während es mit triumphirender Hand die Linien vorzeichne, innerhalb deren es ſich zu begrenzen für gut finden werde, doch nie ein, mit ſeiner Würde und ſeinem Vortheil, ſeiner Ruhe und Sicherheit verträgliches Anerbieten von ſich weiſen. Offen, wie der Schritt ſeiner Waffen, ſei auch ſeine Politik."

Der Wohlfahrtsausſchuß hielt mit ſeinen Forderungen nicht zurück, ſondern ſtellte an den preußiſchen Bevollmächtigten die Anfrage: ob Preußen für den Fall, daß Holland von den franzöſiſchen Truppen erobert würde, in die Abſchaffung der Erbſtatthalterſchaft willigen und zur Abtretung ſeiner Beſitzungen auf dem linken Rheinufer ſich geneigt erklären werde. Haugwitz hatte ſeinen Agenten hierzu mit den nöthigen Vollmachten verſehen, worauf der Wohlfahrtsausſchuß ſeinen Geſandten bei der Eidgenoſſenſchaft, Barthélemy, beauftragte, mit dem preußiſchen Bevollmächtigten, Grafen v. d. Goltz, in Baſel in Unterhandlung wegen des Friedens zu treten. Unter dem 24. Januar 1795 legte der Graf Goltz dem Bürger Barthélemy ſeine Inſtruction vor, in welcher er beauftragt wurde zu erklären, „daß es dem Könige Friedrich Wilhelm II. mit den Friedensunterhandlungen wahrhafter Ernſt ſei, zugleich auch daran zu erinnern, daß der König ſtets Zuneigung für die franzöſiſche Nation empfunden und ihr während des Krieges mehrmals Beweiſe davon gegeben habe. In dieſer guten Meinung ſei der König ſeit dem Sturze Robespierre's und der Schreckensherrſchaft der Jacobiner noch mehr beſtärkt worden, indem er hierin ein glückliches Vorzeichen der wiederkehrenden Ordnung erkenne. Er ſelbſt wünſche aufrichtig den Frieden und ſei bereit, die Rolle des Friedensſtifters von Europa zu übernehmen, wozu er ſich durch die Gefühle der Billigkeit und Gerechtigkeit, welche ihn beſeelten, für berufen halte."

Dieſe Bereitwilligkeit zum Frieden war dem preußiſchen Cabinet durch die auf der Hand liegende Ueberzeugung geboten, daß die Fortſetzung des Krieges Deutſchland und Preußen dem gänzlichen Verderben Preis geben werde. Bereits im December war ein franzöſiſches Heer unter General Pichegru ſiegreich in Holland vorgedrungen, über die feſtgefrorne Waal gegangen und die Republikaner waren von den holländiſchen Patrioten als Befreier mit Jubel empfangen worden. Das engliſche Heer zog ſich zurück, der Erbſtatthalter mit ſeiner Familie ſchiffte ſich ein und Pichegru hielt am 19. Januar 1795 ſeinen Einzug

in Amsterdam. Die harte Winterzeit und die Fleischtöpfe Hollands hielten die Franzosen hier fest, so daß sie die, nach dem Münsterlande und Ostfriesland abziehenden Engländer, Oestreicher und Hannoveraner nicht verfolgten. Zum Schutze der westphälischen Provinzen am Rheine erhielt Möllendorf im Februar Befehl, sogleich aus der Gegend von Mainz nach Westphalen aufzubrechen; nur eine Abtheilung von 10,000 Mann blieb unter dem Fürsten von Hohenlohe bei Frankfurt.

Sobald das Wiener Cabinet Kunde von den von Preußen eingeleiteten Friedensunterhandlungen erhielt, trat es heimlich und offen denselben entgegen. Unter dem 10. Februar erging an den Reichstag zu Regensburg ein kaiserliches Commissionsdecret, worin der Kaiser die Reichsstände „vor Gott und dem Vaterlande beschwor, sich nicht durch entfernte Hoffnungen einschläfern zu lassen, sondern durch Aufstellung von Landmiliz den schon getroffenen Anstalten zur Bewaffnung noch mehr Nachdruck zu geben.“ An großen Worten ließ es die Wiener Hofkanzlei nicht fehlen. „Außerordentliche Umstände,“ heißt es in der Aufforderung, „erheischen außerordentliche Anstrengungen und ein Staat muß bei steigender Gefahr selbst das Aeußerste wagen. Noch sind Deutschlands innere Kräfte nicht erschöpft und eher werden wir Alles aufbieten, als die Schande Deutschlands und den Umsturz der deutschen Verfassung in einem Friedensschlusse zu unterzeichnen.“

Der kaiserliche Gesandte in Berlin, Fürst Reuß, theilte dem preußischen Ministerio dieses kaiserliche Commissionsdecret mit und begleitete dasselbe mit einem Schreiben, worin der Kaiser sich bereit erklärte, „die laut des verbreiteten Rufes von Sr. Majestät dem Könige bereits getroffenen Einleitungen zu einem Versuche des Friedensgeschäftes zu unterstützen, sobald etwas Näheres davon zur reichsoberhauptlichen Kenntniß gelangen werde.“

Daß, wie der berühmte Talleyrand sagt, die Sprache nur dazu diene, seine Gedanken zu verbergen, wußten unsere Diplomaten schon seit längerer Zeit und versäumten es auch diesmal nicht, davon Gebrauch zu machen. Haugwitz sprach in einer Note vom 21. Februar gegen den kaiserlichen Hof den Dank des Königs „für den abermaligen Beweis reichsväterlicher patriotischer Sorgfalt“ für das Wohl des Reichs aus.

Die Anfrage wegen der von Preußen einseitig eingeleiteten Unterhandlung mit der Republik Frankreich zu Basel wurde dahin beantwortet: „der König habe

allerdings dem Grafen v. d. Goltz, als er ihn vor einiger Zeit wegen Auswechselung der Gefangenen nach Basel gesendet, zugleich aufgetragen, die Gesinnungen der französischen Nation in Absicht des Friedens und der Mittel, ihn zu erzielen, zu erforschen. Durch seine Krankheit und sein Absterben seien indeß die weiteren Aeußerungen gehemmt worden. In Ansehung des deutschen Reiches sei hierbei nichts geschehen, habe auch nichts geschehen können, da des Königs Majestät die allerhöchste Ratification des, den Friedensantrag enthaltenden, Reichsgutachtens und die gefällige Eröffnung Sr. kaiserlichen Majestät abzuwarten gehabt habe." *)

Auf dem Wege nach Basel hatte Hardenberg dem Lord Malmesbury, welcher für den Prinzen von Wales, später Georg IV., in Braunschweig um die Hand der, durch einen scandalösen Proceß berühmt gewordenen, Prinzessin Caroline warb, eröffnet, daß er von dem Könige mit Vollmachten zum Abschlusse eines Friedens mit Frankreich versehen sei, daß er jedoch — und dies that er auf eigene Verantwortung — den Abschluß verzögern werde, für den Fall, daß er ihm über die Fortzahlung der englischen Hülfsgelder etwas Befriedigendes mitzutheilen im Stande sein werde. Malmesbury schrieb, sobald er in London mit den Ministern Rücksprache genommen hatte, unter dem 10. April 1795 an den englischen Bevollmächtigten Crawfurd nach Frankfurt: „daß er ausführliche Mittheilungen über die, von den britischen Ministern einzuschlagenden, Maßregeln nicht zu geben vermöge, weil bis jetzt nur die Umrisse davon entworfen seien; dies sei jedoch mit einem hinreichenden Grade von Gewißheit geschehen, um ihn (Crawfurd) zu ermächtigen, dem Baron Hardenberg unbedenklich das zu sagen, was er ihm schon gesagt habe. Er solle ihm auf das Entschiedenste die Nothwendigkeit vor Augen stellen lassen, sein Versprechen zu halten und nicht eher abzuschließen, als bis er von Berlin und von dem Könige unmittelbar selbst den Befehl dazu erhalten haben würde. Durch angelegentliche Betreibung dieses Auftrages werde er beiden Kronen und dem gesammten Europa einen wesentlichen Dienst leisten. Er fühlte sich glücklich, die Sache bis auf diesen Punkt gebracht zu haben." Diesmal aber sah sich das englische Ministerium in seinen Erwartungen getäuscht; am 5. April hatte Hardenberg den Frieden

*) Hier ist nur vorläufig daran zu erinnern, daß der König von Preußen während des Sommers 1794 persönlich den Feldzug in Polen leitete und bei der darauf folgenden dritten Theilung von Oestreich schmählich übervortheilt wurde. Davon später.

mit der Republik Frankreich zu Basel unterzeichnet, dessen Ratification der König am 15. April in Potsdam vollzog, obschon es nicht an Versuchen fehlte, die Unterzeichnung zu hintertreiben oder mindestens zu verzögern. In der Umgebung des Königs befanden sich einige einflußreiche Personen, welche in Verbindung mit dem östreichischen und englischen Gesandten Alles aufboten, Friedrich Wilhelm II. von einer Unterhandlung mit den Republikanern zurückzuhalten.

Bereits im Januar 1795 hatte der englische Gesandte in Stockholm, Lord Spenzer, von seinem Hofe den Auftrag erhalten, sich eiligst nach Berlin zu begeben und dem Einflusse der Friedenspartei entgegenzutreten. Seine Bemühungen blieben erfolglos; Graf Haugwitz erklärte ihm, daß der König durch das Vorenthalten der Hülfsgelder in sehr gereizte Stimmung gegen England gebracht worden sei. Dasselbe hatte die vielvermögende Freundin des Königs, Gräfin Lichtenau, bereits dem englischen Gesandten am Berliner Hofe, Sir Arthur Paget, mitgetheilt. Dieser eilte nach London, um dort die Subsidien wieder flott zu machen. Noch bevor er sich einschiffte, schrieb er aus Deventer an die Gräfin Lichtenau: „Die Wendung, welche die Angelegenheiten nehmen, ist unberechenbar. Um Gottes Willen treiben Sie den König zum Handeln. Die allgemeinen und besonderen Uebel, denen wir preisgegeben sind, sind zu groß. Mir bleibt immer nur der eine Trost: auf Sie rechnen zu können. Adieu, theure Wilhelmine, ich bin ganz herunter (je suis totalement abattu)." Sir Arthur hatte nicht versäumt, den Lord Spenzer bei der Gräfin Lichtenau einzuführen. Durch sie versuchte Mylord eine geheime Audienz bei dem Könige zu erhalten und bot der Gräfin, wenn sie Se. Majestät für Englands Interessen günstig stimmen werde, ein Geschenk von 100,000 Guineen. Daß der Gräfin dies Anerbieten gemacht und daß sie es mit stolzer Entrüstung zurückgewiesen, wird uns, freilich nur von ihr selbst, versichert. Der König gewährte dem Lord die Audienz, blieb jedoch fest bei dem Entschlusse: mit Frankreich Frieden zu schließen.

Der alte Oheim des Königs, Prinz Heinrich, rühmte sich gegen Massenbach, daß er den König, welcher seinem Rathe niemals geneigtes Gehör geschenkt, vornehmlich hierzu bestimmt habe. Auch Harris spricht in einer Depesche vom 26. Februar 1795 von dem Einflusse des Prinzen, „welcher aller Wahrscheinlichkeit nach nur als ein zeitweiliges Werkzeug vorgeschoben worden ist von

jener verdorbenen und verrätherischen Masse, welche den König von Preußen umgiebt." *)

Als Hardenberg am 28. Mai mit der Friedensurkunde eintraf, fand er die Stadt seit zwei Tagen durch einen Schneidergesellen-Crawall allarmirt. Auf mehrere Häuser, wohin die Wache einzelne Rottirer gebracht hatte, waren Angriffe gemacht, die aufgebotene Feuerwache der Bürgerwehr war zurückgeschlagen worden, den Soldaten war, obschon die Tumultuanten von den Dächern herab mit Steinen auf sie warfen, verboten worden, von der Schußwaffe Gebrauch zu machen, wodurch der Unfug mehrere Tage lang seinen ungestörten Fortgang hatte. „Die Bürgerschaft bezeigte sich dabei so wohlgesinnt, daß sie an des Königs Majestät schrieb, und sich erbot, die Beilegung des Tumults, ohne militairische Assistenz, selbst zu bewirken und die Aufrührer zu Paaren zu treiben. Der König nahm diese Aeußerung so gnädig auf, daß er sich für diesen Beweis der Treue bei der Bürgerschaft feierlichst bedanken ließ." **) Sobald die Truppen in die Kasernen zurückgeführt worden waren, stiegen die Schneidergesellen von den Dächern herab, wurden festgenommen, einige davon ausgepeitscht und der Rädelsführer, Namens Schmidt, zur Karre bei dem Festungsbau verurtheilt. — Es wird versichert, daß östreichische Agenten diesen Straßenunfug veranlaßt und dazu benutzt hätten, auszustreuen, die Bevölkerung Berlins habe ihre Unzufriedenheit mit dem Abschlusse des Baseler Friedens auf diese Weise kundgeben wollen, wodurch man sogar jetzt noch auf den Entschluß des Königs einzuwirken hoffte; es war zu spät! „Es soll hinfort," so lautete die am 5. April unterzeichnete Urkunde, „Friede, Freundschaft und gutes Einverständniß zwischen dem Könige von Preußen, sowohl als solchem, als auch nach seiner Eigenschaft als Kurfürst von Brandenburg und Mitstand des deutschen Reichs einerseits und der französischen Republik andererseits stattfinden, Ersterer demnach sein reichsständisches Truppen-Contingent von der Reichsarmee zurückziehen und seine überrheinischen Länder bis zu erfolgtem Reichsfrieden in französischen Händen lassen." Der König von Preußen bot für die anderen Fürsten und Stände des Reichs, welche mit der Republik in unmittelbare Friedensunterhandlungen zu treten wünschten, seine guten Dienste an, weshalb Frankreich für die auf

*) ... of that mass of corruption and treachery, which surround the king of Prussia. (Diaries of Harris. T. III. p. 250.)

**) Politisches Journal 1795. Bd. I. S. 578.

dem rechten Rheinufer gelegenen Länder einen dreimonatlichen Waffenstillstand zusicherte.

Das preußische Cabinet hatte so viel Scheu gewahrt, nicht sogleich offen mit dem wesentlichsten Inhalte der Friedensartikel dem deutschen Reiche gegenüber hervorzutreten; bekannt zu machen, daß Preußen die deutschen Reichslande, sowie seine eigenen, auf dem linken Rheinufer gelegenen, Besitzungen, die letzteren gegen Entschädigung auf dem rechten Ufer, Frankreich zu überlassen sich bereit erklärt habe, war noch nicht an der Zeit. Deshalb ließ sich selbst die rauhe Tugend der Republikaner zu der althergebrachten diplomatischen Taschenspielerei herbei, ein Friedens-Instrument mit doppeltem Boden abzufassen. In dem einen, zum Vorzeigen bestimmten, Vertrage lautete Artikel 5: „Die Soldaten der französischen Republik behalten die, auf dem linken Rheinufer gelegenen, Besitzungen des Königs von Preußen besetzt; allein das Schicksal dieser Provinzen soll nicht eher, als bei dem allgemeinen Friedensschlusse des deutschen Reichs mit Frankreich festgestellt werden." Ganz anders aber lautete in dieser Beziehung Artikel 2 des geheimen Vertrages: „Wenn bei dem allgemeinen Friedensschlusse zwischen dem deutschen Reiche und Frankreich dem letzteren der absolute Besitz des linken Rheinufers verbleibt, werden Se. Majestät der König von Preußen und die französische Republik sich über den Austausch der, auf dem linken Rheinufer gelegenen, preußischen Provinzen gegen andere Gebiete von gleichem Umfange verständigen. In diesem Falle wird der König die Gewährleistung der Republik für die ihm zugestandenen Entschädigungen annehmen." Es gab ja der Bisthümer, Abteien, Stifte und Reichsstädte noch viele, die man als herrenloses Gut zu betrachten sich schon seit dem westphälischen Frieden gewöhnt hatte. Zwar that Hardenberg anfänglich etwas zimperlich, versuchte es, den Franzosen den Appetit auf das linke Rheinufer zu verleiden. „Euer sogenanntes Rheinsystem," sagte er in Basel zu Barthélemy, „wird die Ursache werden, daß der Krieg in diesem Jahre nicht zu Ende kommen wird." „„Das ist ein Unglück,"" entgegnete der Franzos, „„allein da ihr Preußen selbst die Verlängerung des Krieges voraussetzt, warum seht ihr nicht ein, daß dies ein Grund mehr ist, euch an uns desto fester anzuschließen. Eine Alliance zwischen unseren beiden Nationen würde das schnellste und sicherste Mittel für Preußen sein, den deutschen Krieg zu beendigen und in dem Reiche den größten Einfluß zu gewinnen."" „Wir wollen," entgegnete Hardenberg, „allein ich frage Sie,

kann Preußen wohl anständiger Weise (décemment) sich in Verträge gegen die Mächte einlassen, mit denen es unglücklicher Weise so eben noch gemeinschaftliche Sache machte."

Die Versuche, welche Hardenberg machte, den Wiener Hof ebenfalls geneigt für den Abschluß eines Friedens zu stimmen, blieben erfolglos; dagegen beeilten sich die deutschen Fürsten, zumal die des nördlichen Deutschlands, Preußen ihre Anerkennung dafür zu bezeigen, daß es eine „Demarcationslinie" gezogen, hinter welcher sie in Ruhe und Sicherheit ihren Vergnügungen nachgehen konnten.

Durch einen, unter dem 17. Mai mit der Republik abgeschlossenen, Vertrag wurde diese Abgrenzung so gelegt, daß der größte Theil des westphälischen Kreises, ein Theil des oberrheinischen und der ober- und niedersächsische Kreis unter dem Schutze Preußens neutral bleiben sollten, unter der Bedingung, daß die darin gelegenen Fürsten und Stände binnen drei Monaten sich dem Baseler Frieden anschließen und ihre Contingente von der Reichsarmee zurückziehen würden.

Wie sehr auch der kaiserliche Hof bemüht war, die deutschen Reichsstände gegen Preußen wegen des Abschlusses dieses Friedens in Harnisch zu bringen, so gelang ihm dies wohl in Süddeutschland, nicht aber bei den norddeutschen Höfen, welche froh waren, den Krieg von ihren Ländern entfernt zu wissen und von denen zum Theil der Plan zur Demarcationslinie ausgegangen war. Lange vor dem Abschlusse des Friedens übergab der hannöversche Gesandte dem Ministerium in Berlin am 2. März 1795 ein Schreiben, worin es heißt: „Die ruhmwürdige Vorsorge, welche Ihre königliche Majestät von Preußen während des gegenwärtigen Krieges so ununterbrochen für die Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes gezeigt haben, erweckt das gerechte Vertrauen, daß Allerhöchstdieselben, wenn sich bei den in Basel angefangenen Unterhandlungen die Gelegenheit zeigen sollte, dem Blutvergießen und so manchem anderen, den Krieg begleitenden, Elend durch den Frieden ein Ende zu machen, besonders geneigt sein werden, auch anderen Ständen des Reichs den Weg zu eröffnen, um an diesem Glücke Theil nehmen zu können. Dieser, der edlen Denkungsart Ihrer königlichen Majestät so ganz angemessene Zweck würde erreicht werden, wenn es Allerhöchstdenselben gefällig wäre, in den abzuschließenden Tractat oder in die Friedenspräliminarien eine solche Clausel einrücken zu lassen, wie der § 58 des

Ryßwiker Friedens-Inſtruments enthält, nämlich, daß diejenigen Stände des Reichs in den Frieden mit einbegriffen werden ſollen, welche vor der Auswechſelung der Ratificationen, oder binnen einer Zeit von drei Monaten nachher dazu benannt, ſich melden werden."

Die Republikaner jubelten über den Abſchluß des Friedens zu Baſel noch mehr, als über den ſchmachvollen Rückzug der Verbündeten aus der Champagne; der einzige, von ihnen gefürchtete, Gegner hatte das Schwert in die Scheide geſteckt, das Bündniß mit Oeſtreich war geſprengt und das deutſche Reich zerſpalten. „Ihr erntet," ſprach Rewbel, als er im Auftrage des Wohlfahrtsausſchuſſes dem Convente am 10. April den Abſchluß des Friedens mit Preußen verkündete, „ihr erntet die Früchte eurer Grundſätze. Die Mächte, welche den Sturz einer von Tyrannen beherrſchten, von Rottirern geplagten Republik geſchworen zu haben ſchienen, beeifern ſich, Frieden von euch zu fordern, ſeitdem ihr der Welt gezeigt habt, daß Gerechtigkeit und Menſchlichkeit die einzigen Führer fortan ſein werden, die eure Schritte leiten. Wir haben einen Staat, der freundſchaftliche Geſinnungen gegen uns annahm, die er nie hätte brechen ſollen, durch ſein eigenes Intereſſe an die Feſthaltung des Friedens knüpfen müſſen. Jeder andere Frieden wäre weder ſicher noch dauerhaft, wäre nur ein Schatten von Frieden geweſen. Obgleich ihr euch noch nicht beſtimmt über die Grenzen der Republik ausgeſprochen habt, ſo hat doch der Ausſchuß in dem Sinne unterhandeln zu müſſen geglaubt, der bis jetzt die Zuſtimmung der Nation erhalten zu haben ſchien (den Rhein als Grenze), der Hauptgegenſtand aber war die Wiederherſtellung und Erweiterung der Handelsverhältniſſe, indem der Kriegsſchauplatz, ſo weit es anging, vom nördlichen Deutſchland entfernt würde. Der Vorſchlag zu dieſem Frieden war von dem Könige von Preußen gemacht worden. Derſelbe erwirbt ſich durch denſelben ein großes Anſehen unter den deutſchen Reichsſtänden, deren Wohlthäter er dadurch geworden iſt, und wir hielten es für gut, daß eine mit uns befreundete Macht im deutſchen Reiche ein Uebergewicht beſitzt, welches für die Republik von großem Nutzen ſein kann. Wir bezeigten uns um ſo geneigter, da die preußiſche Regierung während der Dauer dieſes Krieges keine Gelegenheit verſäumt hat, uns Beweiſe von Zuneigung und Achtung zu geben, welche ein übelverſtandenes Intereſſe nie hatte tilgen können." Rewbel verlas in einer ſpäteren Sitzung am 30. April die von dem Könige von Preußen erfolgte Ratification, deren merkwürdiger Eingang im

Original also lautet: „Wir Friedrich Wilhelm, König von Preußen u. s. w. thun kund und zu wissen hiermit, daß die Unterhandlungen zwischen Uns und dem französischen Gouvernement wegen Auswechselung der Gefangenen den glücklichen Erfolg gehabt haben, die Grundsätze und Maximen, die sowohl die eine als die andere Macht in Sicherheit setzen, ins klare Licht zu stellen und daher die Hoffnung eines Friedens erfolgt ist. Demzufolge Wir den Baron v. Hardenberg ernannt haben, mit dem Sieur (nicht Citoyen) François Barthélemy in Conferenz zu treten, welcher einen Uns vorgelegten Tractat unterzeichnet hat, den Wir, nachdem Wir ihn gelesen und Unserem Willen gemäß gefunden, ratificirt haben und hierdurch ratificiren" u. s. w.

Wenn die zu Pillnitz abgeschlossene Convention und der gemeinschaftlich mit Oestreich gegen die Revolution geführte Krieg die, von Friedrich II. in vielen blutigen Schlachten erfochtene, Emancipation Preußens von östreichischer Obergewalt und heiliger römischer Reichsconfusion in Frage gestellt hatten, so war der einseitige Abschluß des Friedens von Basel ein entschiedener Schritt zur Behauptung einer selbstständigen Politik. Preußen durfte sich versichert halten, daß von Seiten des kaiserlichen Hofes dieses eigenmächtige Verfahren um so größere Anfeindung erfahren werde, als Preußen dabei zugleich die Anmaßung gehabt, sich als Vermittler und Protector sämmtlicher Reichsstände aufzuwerfen, und was für den kaiserlichen Hof das Empfindlichste war, von beinahe sämmtlichen deutschen Fürsten und Ständen als Erretter und Friedensstifter gepriesen und anerkannt zu werden. Nachdem aber im Convente zu Paris die Ratificationsurkunde verlesen worden war, sah sich das Berliner Cabinet doch auch bemüßigt, unter dem 1. Mai eine, wie sie ein gleichzeitiger Berichterstatter nennt, „in einem eleganten Stile, der dem Verfasser eine seltene Ehre macht," abgefaßte „Erklärung an die Reichs-Mitstände" zu erlassen. „Se. königliche Majestät," heißt es darin, „sind Sich mit reinem Gefühle bewußt, daß, wenn Ihre Beweggründe hauptsächlich durch den Drang gebietender Umstände bestimmt worden, auch hierbei, sowie bei dem bisherigen Gange der großen Angelegenheit, welche Europa beschäftigt, Ihre Gesinnungen immer lauter, Ihre Absichten wohlgemeint gewesen sind. Sie können es dem beobachtenden Zeitgenossen und der richtenden Nachwelt zu würdigen mit Beruhigung überlassen, daß Ihr Interesse bei diesem ganzen Kriege kein unmittelbares, kein eigenes war, daß Sie an demselben ohne Rücksicht auf Ihren Vortheil und Nutzen, nur aus reinem

Eifer für das Wohl allgemeiner Angelegenheiten, nur aus reinem Patriotismus für die Sicherstellung und Vertheidigung des bedrängten deutschen Vaterlandes Theil genommen haben konnten." Es wird dann nachzuweisen versucht, wie Preußen weit mehr geleistet und geopfert, als von ihm als Reichsstand verlangt werden konnte, während die Andern sich säumig erwiesen, den Kaiser nicht ausgenommen. „Selbst Se. kaiserliche Majestät," heißt es in der Erklärung, „auf Höchstwelcher bei einem mehrfachen dringenden und unmittelbaren Interesse und bei der leichteren Anwendung einer großen Macht die Hauptkriegführung beruhte, hatte schon in der Mitte des vorigen Jahres es dem deutschen Reiche nicht weiter verhehlt, daß Sie dasselbe ohne unverweilte hinlängliche Unterstützung mit Mannschaft und Geld nicht zu retten vermögen."

Noch weniger zurückhaltend war die Sprache des preußischen Cabinets in einem, an den kurbrandenburgischen Gesandten bei dem Reichstage zu Regensburg, Grafen Görz, gerichteten Ministerial-Rescripte, worin demselben aufgetragen wird, durch „gelegentliche Insinuation" den reichsständigen Gesandtschaften das Nähere in Betreff des abgeschlossenen Friedens bekannt zu machen. Den üblen Eindruck, welchen das eigenmächtige und einseitige Vorgehen in dieser Sache machen werde, verhehlte man sich in Berlin nicht. „Wir müssen freilich erwarten," heißt es in jenem Rescripte, „daß die Stipulation einer Demarcationslinie uns vielleicht von Seiten des kaiserlichen Hofes oder auch anderer Stände, welche wegen ihrer Lage an dieser Neutralitätslinie nicht Antheil nehmen können, oder wegen ängstlicher Rücksicht für gedachten Hof an dem ihnen allen eröffneten Friedenswege nicht Theil nehmen mögen, einiges Mißtrauen erwecken dürfte." Und so geschah es auch; in einer dem Reichstage übergebenen „Verbalnote des kaiserlichen Hofes" wird bittere und ernstliche Beschwerde über das Benehmen des preußischen Hofes geführt. „Während der kaiserliche Hof die nöthigen Schritte zu einer Rücksprache wegen eines anständigen und billigen Friedens mit Frankreich gethan, sei es dem Könige von Preußen gefällig gewesen, durch einen Partialfrieden mit Inbegriff Ihrer reichsständischen Verhältnisse aus diesem Kriege mit Frankreich zu scheiden. In wie fern Ihre königliche Majestät in Ihrer reichsständischen Qualität solches zu thun berechtigt seien, darüber habe Kaiser und Reich zu erkennen. Indessen scheine so viel richtig zu sein, daß wenn andere Stände mit Verlassung des verfassungsmäßigen Ganges der Dinge und des einmal eingeschlagenen gesetzmäßigen Weges gleichen Schritt zu halten

sich erlauben sollten, hierbei die Feinde des deutschen Reichs durch die entstehende Trennung der so nöthigen Zusammensicht und Einheit nur um so freieren Spielraum haben und solche Vortheile zu erzielen sich bemühen würden, wodurch das deutsche Reich sammt seiner Reichsverfassung im Ganzen sowohl, als in ihren einzelnen Theilen mancherlei Gefahren laufen dürften."

Während das östreichische Cabinet in öffentlichen Blättern wiederholen ließ: jetzt sei der Zeitpunkt der Verwirrung und Erschöpfung der Republik eingetreten und es bedürfe nur noch eines Feldzuges, um sie gänzlich zu vernichten, ließ das preußische Cabinet durch das ihm dienstwillige „Politische Journal" ausposaunen: „Frankreich ist der natürliche Alliirte von Preußen und ein Reich, dessen Gewicht aus der Balance von Europa nicht ohne Zerrüttung des Gleichgewichts des europäischen Staatensystems verloren gehen kann. Unsere Politik erfordert also, zu verhindern, daß dieser Fall (Frankreichs Zerstückelung wie die Polens) eintrete."

Der berühmte Geschichtschreiber Johannes Müller, dem seine Feder eben so feil war, wie seinen Landsleuten der Degen in aller Herren Länder, schrieb damals als Custos der kaiserlichen Bibliothek zu Wien auf allerhöchste Veranlassung eine heftige Schmähschrift gegen die von Preußen erlassene Erklärung vom 1. Mai 1795. „Wenn" — heißt es darin — „der Herr einer Monarchie, die bei weit geringeren Kräften vor noch keinen vierzig Jahren einen siebenjährigen Kampf wider halb Europa bestand, wenn der Nachfolger Friedrichs, an Land weit mächtiger, von England freigebiger unterstützt, für die Verpflegung eines Theils der Armee durch Oestreich außer Sorge gesetzt, nach einem drittehalbjährigen Kriege, worin zusammen vor dem Feinde lange nicht so viele Preußen gefallen, wie bei Kunnersdorf und Plauian in zwei Tagen, im Angesichte seiner Reichsmitstände, gegen seinen Bundesgenossen, gegen den Schatten Ludwigs und sein unglückliches Geschlecht, gegen Menschheit, Vaterland und Nachwelt sich der übernommenen, der natürlichen und beschworenen Obliegenheiten für insolvent erklären muß — welch' ein Augenblick!" In jener Erklärung hatte der König von Preußen gesagt: „er befinde sich in dem angenehmen Falle, den Mitständen eine Begebenheit anzukündigen, deren frohe und glückliche Folgen das gesammte deutsche Vaterland sehr nahe mit angehen." Hierzu bemerkt der östreichische Publicist: „Und der Verfasser der königlichen Erklärung freut sich; ihm ist dieser Friedensschluß ein glücklicher. Da sich aber

Niemand freuen wird, eine schwere, kostbare Unternehmung zu endigen, ohne den vorgesetzten Zweck im Mindesten erreicht zu haben, so wäre einem einfältigen Reichsbürger wohl nicht übel zu nehmen, wenn er aus diesem Frohlocken schließen wollte, es wäre dem preußischen Hofe mit jenen vielen feierlichen Declarationen seines Zweckes und mit dem ganzen Kriege nie recht Ernst gewesen; wenn man sogar einen, mit dem angegebenen in Widerspruch stehenden, geheimen Zweck vermuthete — daß etwa die Schwächung der Bundesfreunde erwünschter, als die der Feinde gewesen — und mit letzteren ein ganz gutes Vernehmen bestehe, um im Reiche „den Hirten zu schlagen, die Schafe der Heerde aber zu zerstreuen;" daß man überhaupt nicht ungern alle Verhältnisse in Verwirrung bringen möchte, um dieselbe heilreiche Hand, welche für die Krankheiten Polens so kräftige Arzneien bereitet, mit Hülfe des neuen Freundes (Frankreich) endlich auch zur Heilung der vaterländischen Uebel zu verwenden und (nach dem beliebten Ausdrucke) Deutschland frei zu machen, wie die alten Römer Griechenland von den Macedoniern und endlich Macedonien von seinen Königen befreit haben."

Der kaiserliche Hof glaubte noch immer mit den längst abgeschmackt gewordenen Reichstags-Faxen eine gebietende Stellung Preußen gegenüber einnehmen zu können, welches sich erboten hatte, für das gesammte Reich einen Frieden mit Frankreich zu vermitteln. Einer großen Anzahl von Reichsständen aber, zumal unter den geistlichen Kurfürsten auf fetten Pfründen und den Bürgermeistern und Patriciern in der Reichsstädte wohlhäbigem Spießbürgerthum war mehr daran gelegen, daß, wie Oestreich es verhieß, Alles beim Alten bleiben solle, als daß sie, wozu Preußen auffordete, mit ihm an der Spitze, eine neue Zeit für Deutschland heraufgeführt hätten. Der Reichstag erklärte jetzt durch Majoritätsbeschluß der Kurfürsten und des Fürsten-Collegiums: „daß der Reichsfriedens-Abschluß dem Kaiser zu übertragen, dem Könige von Preußen aber das zuversichtliche Vertrauen und der Antrag des Reichs zu erkennen zu geben sei, daß derselbe zur Erreichung eines allgemeinen, die Integrität und Verfassung des Reichs sichernden Friedens, nach seiner öfteren trostvollen Verwendung beihülfliche Verwendung und Mitwirkung eintreten lassen wolle." In der Ratification dieses Reichsgutachtens vom 29. Juli erklärte der Kaiser: „nach seinem Dafürhalten seien noch nicht solche politische Verhältnisse eingetreten, durch welche die besondere Verwendung eines Dritten nothwendig, oder aus überwiegenden Gründen vorzüglich rathsam gemacht werde, da das deutsche Reich, das erste im Auge, mächtig und kraftvoll in seinem

Oberhaupte und seinen Gliedern, wenn diese mit deutschem Gemeingeiste zu einem großen Zwecke vereinigt seien, Ansehen und Macht genug besitze, durch sich selbst einen billigen und gerechten Frieden zu erwirken." Indessen wurde die großmüthige Versicherung hinzugefügt, „kaiserliche Majestät werde dem Wunsche der Reichsstände gern statt geben und bei dieser Voraussetzung ihre reichsoberhauptliche Genehmigung nicht versagen, wenn des Königs von Preußens Majestät sich auch ihrerseits bei Frankreich, nach ihrer öfteren freiwilligen Versicherung, auf die vom Reich bestimmte und bedingte Basis verwenden und auf solche Art in Folge des von den Reichsständen geäußerten zuversichtlichen Vertrauens zur Erreichung eines allgemeinen, die Integrität und Verfassung des Reichs wahrenden Friedens für sich behülflich mitwirken werde." Während auf diese nicht allzuhöfliche Weise der kaiserliche Hof sich die Einmischung des preußischen Cabinets in die Friedensangelegenheiten des Reichs verbat, ließ er durch den Reichs-Vice-Kanzler Fürsten Colloredo unter dem 15. und 21. Juli an die Krone Dänemark das Ersuchen richten: „die erste Einleitung des Reichsfriedens zu übernehmen, da Se. kaiserl. Majestät es für das Angemessenste erachte, wenn die zu treffende Einleitung durch einen neutralen Hof vollbracht werde, dessen Maxime zugleich den Ruf der Bescheidenheit, Klugheit und Mäßigkeit für sich habe;" ein unverdientes Compliment, für das sich noch heutigen Tages die Krone Dänemark dem Kaiser verpflichtet fühlen mag. — Der dänische Minister Graf Bernstorff machte in Folge jenes Ersuchens Anträge bei dem Wohlfahrtsausschusse wegen eines Friedens-Congresses zu Augsburg und Abschluß eines Waffenstillstandes, worauf man jedoch in Paris nicht einging.

Unterdessen hatte das preußische Cabinet, unbekümmert um Kaiser und Reichstag, durch Hardenberg in Basel Unterhandlungen wegen eines Reichsfriedens mit der Republik anknüpfen lassen. Der Baron Hardenberg richtete an den Bürger Barthélemy unter dem 24. Juli eine Note, worin er mit Bezug auf Art. 12 des Friedenstractats die Bereitwilligkeit des Königs zur Vermittelung des Friedens für das gesammte deutsche Reich anbot, jedoch unter Zulassung eines kaiserlichen Commissarius, einer Deputation des deutschen Reiches und sofortigem Abschluß eines allgemeinen Waffenstillstandes. In der Antwort, welche Barthélemy am 10. August Hardenberg übergab, erklärte der Wohlfahrtsausschuß: „So aufrichtig das Verlangen der Republik sei, bei allen Gelegenheiten zur Erfüllung der Wünsche Sr. Majestät des Königs von Preußen mitzuwirken, so sei doch jetzt in einen Waffenstillstand zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche nicht zu willigen,

weil man überzeugt sei, daß derselbe, anstatt die Fortschritte des Friedensgeschäftes zu begünstigen, nur dazu dienen werde, den Gang der Unterhandlungen aufzuhalten. Mit Vergnügen sehe die französische Regierung, daß das deutsche Reich, ermattet durch einen Krieg, dessen Ursache und Veranlassung ihm täglich fremder werde, die Vermittelung und Mitwirkung des Königs zur Wiederherstellung des Friedens mit der französischen Republik nachgesucht habe. Sie wiederhole hierbei die Versicherung des besonderen Interesses, mit welchem sie stets geneigt sein werde, diese Vermittelung sowohl für das ganze Reich, als auch für jeden der einzelnen Stände desselben anzunehmen. Der Gesandte empfinde ein wahres Vergnügen, den erhaltenen Befehlen gemäß dem Baron v. Hardenberg versichern zu können, daß die Verwendungen Sr. Majestät bei der französischen Republik alle Wirksamkeit haben werden, welche man bei ihr nur immer in Allem erwarten könne, das weder dem wahren Interesse, noch der Würde der Republik entgegen sei. Es hänge also nur von dem deutschen Reiche selbst ab, diese freundschaftliche Stimmung gegen den Berliner Hof zu seinem Vortheile zu benutzen, indem es unmittelbar bei der französischen Republik eine Unterhandlung einleite, bei welcher die Vermittelung des Königs den Ständen des Reichs so höchst nützlich sein werde." Anstatt sich aber, gestützt auf die energische Freundschaft der Republikaner, an die Spitze der deutschen Angelegenheiten zu stellen, begnügte sich das preußische Cabinet damit, für den Landgrafen von Hessen-Cassel unter dem 27. August einen Separatfrieden mit Frankreich abzuschließen, dem zu Folge der Landgraf dem deutschen Reiche ebenfalls abtrünnig wurde, seine Truppen zurückrief und die von dem Reichstage ausgeschriebenen Kriegsbeiträge nicht mehr zahlte. Dem Reichstag ließ hierauf unter dem 15. September der König eröffnen: „daß er sehr bekümmert sei, daß der Erfolg des Antrages wegen der Friedensvermittelung der Erwartung nicht entsprochen habe. Dem Könige bleibe vor der Hand und vor wirklicher Eröffnung der Friedensunterhandlung von Seiten des Reichs unter Anführung seines Oberhauptes nichts Wesentliches zu thun übrig, er versichere nochmals, im vollkommensten Einverständnisse mit des Kaisers Majestät Alles anzuwenden, was zum Wohle und zur Rettung des deutschen Vaterlands ersprießlich sein könne, werde es jedoch hierbei unter seiner Würde halten, seine Verwendung oder Mitwirkung auf irgend eine Art aufzudringen, wo sie nach den politischen Verhältnissen nicht für nothwendig, rathsam oder thunlich angesehen werden könnten."

Die Vermittelung des Friedens für den Landgrafen von Hessen-Cassel hatte die ohnehin schon erbitterte Stimmung des kaiserlichen Hofes gegen Preußen noch

vermehrt. In einem kaiſerlichen Hofdecrete vom 18. September wurde dem Reichstage eröffnet: „Der Kaiſer unterdrücke dermalen alle gerechten Empfindungen über eine Begebenheit, die nach der letzten feierlichen Erklärung der Reichsverſammlung nicht zu vermuthen geweſen, und wenn man einigen Nachrichten Glauben beimeſſen wolle, noch andere ähnlichen Gepräges nach ſich ziehen werde, wodurch bei dem fortwährenden Reichskriege die Vertheidigung des deutſchen Vaterlandes immer beſchwerlicher und zugleich die Unterhandlung eines, auf die Wiederherſtellung der Integrität ſeines Gebietes und die Sicherheit ſeiner Verfaſſung gerichteten, Friedens immer ſchwieriger werde, wenn es gelingen könne, daß einzelne Stände nach eigener Willkür aus dem gemeinſamen Reichsverbande austreten, ihr Intereſſe durch Separatfrieden und geheime Artikel von dem gemeinſamen Reichs-Intereſſe trennen und dieſes in lauter Separat-Intereſſen auflöſen. Der Kaiſer verlange daher von den Reichsſtänden ein Gutachten: wie dieſer Friedens- und Freundſchafts-Tractat nach ſeinen ſämmtlichen Artikeln im Verhältniſſe zu dem Rechte der deutſchen Verfaſſung anzuſehen und welche zweckmäßige Maßregeln zur Aufrechthaltung dieſer Verfaſſung und zur Behauptung der Einheit, Würde und Selbſtſtändigkeit des deutſchen Staatskörpers zu ergreifen ſeien.“ Der gute Kaiſer Franz war noch immer in dem eitlen Wahne befangen, er könne den Convent mit dem wurmſtichigen Scepter des heiligen römiſchen Reichs einſchüchtern; er ließ ſich von dem Reichstage einen fünffachen Beitrag zur Reichsbewaffnung bewilligen und bald ſtand ein ſchlagfertiges öſtreichiſches Heer von 140,000 Mann unter zwei tüchtigen Befehlshabern, den Generalen Clairfait und Wurmſer, am Ober- und Mittelrheine verſammelt. Der Anfang verhieß keinen günſtigen Feldzug: die für unüberwindlich geltende Feſtung Luxemburg ergab ſich den Republikanern am 6. Juni 1795; im September wurden Mainz und die Felſen-Veſte Ehrenbreitenſtein belagert, Mannheim, Düſſeldorf und Kaiſerswerth beſetzt. Der tapfere Clairfait ſtellte indeſſen in Gemeinſchaft mit Wurmſer die Ehre der deutſchen Waffen zu Ende des Feldzuges durch ſiegreiche Gefechte bei Höchſt, Worms und Kreuznach wieder her. Die Franzoſen wichen über den Rhein zurück, Mainz und Ehrenbreitenſtein wurden entſetzt, die Feinde aus der Pfalz vertrieben. Der bei aller Tapferkeit vorſichtige Feldherr begnügte ſich mit den errungenen Vortheilen und ſchloß einen Waffenſtillſtand ab. In Wien aber war die Partei des Miniſters Thugut noch immer ſo übermüthig, daß ſie vom Frieden nichts hören wollte. Clairfait wurde verabſchiedet und dem Kaiſer mit der Einbildung geſchmeichelt,

trotz des Abfalls des Königs von Preußen das Banner des Doppel-Adlers auf den Tuilerien von Paris wehen zu laſſen. Da ſchwoll auch dem galliſchen Hahne der Kamm auf's Neue. Der Bürger Roberjot, Mitglied des Convents, erklärte in dem Berichte, welchen er über ſeine Sendung in die von der Nord-Sambre- und Maas-Armee beſetzten Länder erſtattete, daß Politik und Dankbarkeit es der franzöſiſchen Republik zur Pflicht machten, die auf dem linken Rheinufer eroberten Länder mit Frankreich zu vereinigen. „Außer den Vortheilen Frankreichs," ſagte er, „ſpricht auch dafür der oft genug an den Tag gelegte Wunſch des größten Theiles der Einwohner, der großen Familie der Republik anzugehören. Seither waren die Rheinländer Fürſten unterworfen, welche mit größerem Eifer den Schaden ihrer Nachbarn, als das Wohl ihrer Unterthanen beförderten; ſeit Jahrhunderten war dort das Feudalweſen in Kraft, die Geiſtlichkeit läßt der abergläubiſchen Menge ihre Macht fühlen; das Volk iſt mitten in den Reichthümern der Natur in dem Genuſſe beſchränkt, Alles hemmt ſeinen Handel, ſeinen Gewerbefleiß; was es beſitzt, iſt mehr eine Frucht ſeiner Thätigkeit und ſeines Genies, als durchdachter Maßregeln ſeiner Regierungen. Dennoch iſt es ein Irrthum, die Bewohner dieſer Länder für weniger aufgeklärt, weniger freiheitliebend, als die Franzoſen zu halten. Sie ſind den Fortſchritten der Revolution mit ſtaunenswerther Thätigkeit gefolgt. Zwiſchen den Bewohnern dieſer Länder und der franzöſiſchen Nation herrſcht keine größere Verſchiedenheit, als zwiſchen Departements des Südens und Nordens, zum Theil ſind ihre Sitten und Gebräuche ſogar einer republikaniſchen Staatsform angemeſſener, als ſelbſt die franzöſiſchen. Alle wiſſen, wie viel ſie zu gewinnen haben, wenn ſie Franzoſen werden und Theil an dem Glücke einer Revolution erhalten, ohne deren Schreckniſſe erfahren zu haben. . . Der Lauf des Rheins iſt demnach für die, von der Natur ſelbſt vorgezeichnete, Grenze Frankreichs zu erklären." Dies geographiſche Hirngeſpinſt ſetzte ſich von da ab ſo ſehr in den Köpfen der Franzoſen feſt, daß bis auf den heutigen Tag ſelbſt geiſtreiche Männer wie Thiers, Lamartine und andere davon nicht loskommen können.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Erhebung der Polen 1794. — Kosciusko's Aufruf an die Nation; — er ſchlägt die Ruſſen bei Raclawice. — Die Großkronfeldherren Zabiello und Ozarowski kommen wegen Landesverrathes an den Galgen. — Zweitauſend Ruſſen werden in Warſchau niedergemacht. — Kosciusko ernennt mit Zuſtimmung des Königs Stanislaus einen Nationalrath. — Die Volkserhebung erſchlafft. — Ein preußiſches Heer unter Friedrich Wilhelms II. Oberbefehl rückt aus Schleſien in Polen ein. — Kosciusko ſchlägt die Ruſſen bei Szczekocyyn und wird von den Preußen bei Raſſka geſchlagen. — Die Preußen beſetzen Krakau am 15. Juni 1794. — Volksjuſtiz in Warſchau. — Die Preußen unter General Schwerin bombardiren Warſchau ohne Erfolg. — Briefwechſel Friedrich Wilhelms II. mit Stanislaus. — Die Belagerung wird aufgehoben, Friedrich Wilhelm kehrt nach Berlin zurück. — Suwarow ſchlägt die Polen bei Macicowice den 10. October 1794. — Kosciusko gefangen: Finis Poloniae! — Praga mit Sturm genommen den 4. November 1794. — Warſchau capitulirt. — Rußland und Oeſtreich ſchließen einen Theilungsvertrag ohne Hinzuziehung Preußens und beſtimmen deſſen Antheil. — Stanislaus entſagt der Krone am 25. November 1795 zu Grodno. — Grenzregulirungsſtreitigkeiten zwiſchen Oeſtreich und Preußen. — Der Miniſter Graf Hoym empfängt die Huldigung der Vaſallen und Unterthanen von Neu-Oſtpreußen in Warſchau den 6. Juli 1796. — König in oder von Preußen?

Die Politik des preußiſchen Cabinets gerieth um dieſe Zeit in den ſchreiendſten Widerſpruch mit ſeiner eigenen Ueberzeugung, und wie es für den einzelnen Menſchen keinen unheilvolleren Zuſtand geben kann, als wenn er das Gewiſſen, d. h. das Wiſſen und die Gewißheit von dem, was gut und recht iſt, verloren hat, oder verleugnet, ſo noch

vielmehr für den Staat. Zu derſelben Zeit, wo das preußiſche Cabinet mit den Jacobinern und Republikanern, welche die Erbſchaft Marats und Robespierre's angetreten hatten, hinter dem Rücken ſeiner Verbündeten wegen Frieden und Freundſchaft zu unterhandeln ſuchte, wurde von ihm ein Bündniß mit der Alleinherrſcherin aller Reußen abgeſchloſſen, um das letzte Aufathmen der polniſchen Freiheitshelden zu erſticken. Man kann nicht Gott dienen und dem Mammon, nicht die Menſchenrechte anerkennen und zugleich der Knute huldigen.

Wir haben bereits erwähnt, wie nach dem traurigen Feldzuge in der Champagne das preußiſche Cabinet ſich für die dortigen Verluſte durch Eroberungen, die wohlfeileren Kaufes zu haben waren, in dem unglücklichen Polen zu entſchädigen ſuchte.

In dem verſtümmelten Rumpfe, den die beutegierigen Adler bei der letzten Theilung übrig gelaſſen, zuckte bald wieder einiges Leben; ſucht ſich doch der zertretene Regenwurm wieder zu ergänzen, und hier war ja noch ein Königreich, eine Verfaſſung vorhanden, auch fehlte es nicht an Herzen, von edelſtem Nationalſtolze erfüllt, allein dieſer Nationalſtolz war nur ein Privilegium des Adels, in Polen gab es nur Herren und Knechte, kein freies Volk.

„Die Reiſenden," — ſo heißt es in einer Schilderung damaliger Zuſtände jenes Landes — „welche Polen durchzogen ſind, haben eine Anzahl Thiere bemerkt, die eben ſo, wie die Polen, zwei Hände, zwei Füße, jedoch keine Federn haben und denen, um wahre Polen zu ſein, nichts fehlt als: Trägheit, Unverſchämtheit und ein Säbel. Dieſe nützlichen Heerden, die für ihre Herren arbeiten, werden mit dem Namen „polniſche Bauern" bezeichnet. Dieſe Menſchenklaſſe ſcheint in alle Ewigkeit zum Arbeiten und Leiden verurtheilt; für die geringſten Fehler werden ſie gemartert oder geprügelt, für die kleinſten Vergehen ſehen ſie ihre Weiber und Kinder den ärgſten Mißhandlungen Preis gegeben. Keine von den Annehmlichkeiten, die ſonſt überall die Bitterkeiten des Lebens verſüßen, nähert ſich den Hütten, welche ſie gemeinſchaftlich mit ihren Schweinen bewohnen. Ihr Leben iſt ein immerwährender Todeskampf; ich habe nie einen polniſchen Bauer lachen geſehen. Wenn man ihnen begegnet, bleiben ſie vor dem Vorübergehenden ſtehen und rufen: Gelobt ſei Jeſus Chriſt! Je mehr ich ſie betrachte, deſto weniger begreife ich, wofür ſie Gott danken."*)

*) Méhé de la Touche, Geſchichte der vermeintlichen Revolution Polens.

Wo die große Mehrzahl der Bevölkerung in roher Unwiſſenheit und unwürdiger Sklaverei gehalten wurde, war an eine Erhebung der Nation zum Kampfe gegen fremde Gewaltherrſchaft nicht zu denken; ob die Peiniger auf ruſſiſch, preußiſch oder polniſch prügelten, es blieb ſich gleich. Der einzige geſunde und kräftige Pulsſchlag, welcher noch in dem zerriſſenen Lande zu fühlen war, klopfte in den Herzen der Officiere und Soldaten; Polen hatte noch immer ein kampfluſtiges Heer. Auf dieſes ſetzten Kosciusko, der Sieger von Dubienka, und ſeine Freunde ihre Hoffnung das Vaterland zu befreien. Er ſelbſt begab ſich zu Anfang des Jahres 1794 von Dresden, wo er in letzter Zeit ſich aufhielt, zurück nach Polen, traf mit den gleichgeſinnten Befehlshabern der Truppen die nothwendigen Verabredungen und beſtimmte Krakau zu dem Sammelpunkte, von wo aus zur Volkserhebung aufgerufen werden ſollte.

In Warſchau, wo der König Stanislaus ganz gemüthlich zu regieren ſich ſchmeichelte, erſtickte General Ingelſtröm mit einer ſtarken ruſſiſchen Beſatzung jeden nationalen Athemzug; ſein Befehl, die polniſche Armee zur Hälfte zu entlaſſen, wurde in der Hauptſtadt ſofort ausgeführt, hatte jedoch nur die Folge, daß die entlaſſenen Officiere und Soldaten die Regimenter der Verſchwörung verſtärkten. Der General Madalinski brach am 15. März mit ſeiner Brigade von Pultusk auf und marſchirte längs der ſüdpreußiſchen Grenze nach Krakau. Hier hatten die Bürger und Einwohner der Wojewodſchaft am 24. März einen Aufruf an die polniſche Nation erlaſſen, worin alle Waffenfähigen aufgefordert wurden, an dem Kampfe zur Befreiung des Vaterlandes von fremder Gewaltherrſchaft und Wiedereroberung der alten Grenzen Theil zu nehmen. Ein Nationalrath wurde eingeſetzt und Kosciusko zum Oberbefehlshaber ernannt. Auch er erließ einen kräftig und bündig abgefaßten Aufruf an die Nation: „Ich verſpreche mir," rief er den Polen zu, „Alles von euerm Eifer. Ihr werdet euch gewiß von ganzem Herzen mit dem heiligen Bunde vereinigen, den nicht fremde Ränke, nicht Herrſchſucht, ſondern Freiheitsliebe geſtiftet haben. Wer ſich nicht mit denen verbindet, die ihr Blut für's Vaterland zu vergießen geſchworen haben, der hat entweder Pläne gegen das Vaterland im Sinne, oder er iſt neutral und auch dieſe Denkungsart iſt unter den jetzigen Umſtänden Verbrechen."

In Eilmärſchen hatte Ingelſtröm einige Regimenter Ruſſen von Warſchau

nach Krakau aufbrechen laſſen und von Schleſien aus ſollten preußiſche Truppen zu ihnen ſtoßen. Bevor die Vereinigung geſchah, warf ſich Kosciusko mit ſeinen Ulanen und Senſenmännern auf die Ruſſen und ſchlug ſie am 4. April bei dem Dorfe Raclawice. Dieſer Sieg ermuthigte die ganze Nation, die Conföderationen in Sandomir, Lublin, Chelm, Wlodimir und Lück riefen zu den Waffen.

Wie aber zu keiner Zeit, ſo fehlten auch diesmal die Verräther im eignen Lande nicht; die Krongroßfeldherren von Polen und Litthauen, Zabiello und Ozarowski, erklärten ſich gegen Ingelſtröm bereit, den Ruſſen die Zeughäuſer zu überliefern, die unter ihrem Befehl ſtehenden polniſchen Truppen die Waffen abgeben zu laſſen, und bezeichneten zwanzig der einflußreichſten Führer des Aufſtandes in Warſchau, gegen welche Ingelſtröm Verhaftsbefehle erließ. Bevor aber dieſe vollzogen werden konnten, erhob ſich am 17. April 1794 die noch anweſende polniſche Beſatzung, die geſammte Bevölkerung fiel mit Wuth über die Ruſſen her, welche mit Zurücklaſſung von zweitauſend Erſchlagenen die Stadt verließen. Ingelſtröm bezog ein Lager bei Lowicz, wo ein preußiſches Corps unter General Bonin zu ihm ſtieß. Kosciusko rückte jetzt Warſchau näher und lagerte bei Polaniec.

In der Hauptſtadt hatte ſich, trotz der Anweſenheit des Königs, eine proviſoriſche Regierung gebildet; die landesverrätheriſchen Kronfeldherren wurden verhaftet, vor das Criminal-Gericht geſtellt und mit dem Marſchall des immerwährenden Rathes Ankwitz und dem Biſchof Koſſakowski von Liefland, beide ebenfalls des Landesverrathes für ſchuldig befunden, am 9. Mai an einem eigens für ſie errichteten Galgen in Warſchau aufgehängt. Ein von Kosciusko ernannter Nationalrath für Polen und Litthauen trat jetzt an die Stelle der proviſoriſchen Regierung unter der ausgeſprochenen Zuſtimmung des Königs, welcher den Grafen Ignaz Potocki als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten beauftragte, den fremden Höfen ſeinen Entſchluß kund zu machen, von der Nation und von dem Nationalrathe unzertrennlich ſein zu wollen. Mit Ausnahme des preußiſchen Geſandten beantworteten alle übrigen dieſe Mittheilungen in höflicher Weiſe, ſo daß die revolutionaire Regierung darin eine Anerkennung von Seiten der europäiſchen Mächte zu erkennen wähnte. Dieſer Wahn war von den traurigſten Folgen; die Volkserhebung erſchlaffte, die vornehmen Familien waren durch die ſchimpfliche Hinrichtung

der beiden Kronfeldherren, die katholische Geistlichkeit durch die eines Bischofs gegen die Revolution empört, die Sensenmänner liefen in Schaaren davon und die Vermögenden, zumal die Kirchen- und Kloster-Vorstände, entzogen sich der geforderten Beisteuer.

Während in dem Lager der Polen Uneinigkeit und Mangel jede Unternehmung des Oberfeldherrn lähmte, war ein preußisches Heer von 50,000 Mann, vom General v. Favrat geführt, aus Schlesien gegen Krakau vorgerückt, über welches Friedrich Wilhelm II. selbst den Oberbefehl übernahm. Ein russisches Armee-Corps unter General Denisow, welches ebenfalls seine Richtung auf Krakau genommen hatte, wurde am 8. Juni von Kosciusko bei Szczekoczyn angegriffen und zurückgeschlagen. Als er aber am nächsten Morgen seinen Sieg weiter verfolgen wollte, wurde er von den unvermuthet herbeigeeilten Preußen in die Flanke genommen und nach einem hartnäckigen Gefechte bei Raffka zu einem ungeordneten Rückzuge gezwungen. Der König schickte hierauf ein Corps von 6000 Mann unter General Elsner gegen Krakau, welches am 15. Juni ohne Widerstand seine Thore öffnete. Jetzt waren die vereinigten Anstrengungen der Russen und Preußen darauf gerichtet, den Sammelplatz der Empörung, Warschau, wo sich der König und die Regierungsgewalt befand, zu erobern und Kosciusko mit seinem Heere davon abzuschneiden.

Die Schreckensherrschaft, welche Frankreich gerettet, wurde nun auch von den aufgestachelten Volksmassen in Warschau versucht. Es fehlte nicht an Verdächtigen, auch nicht an Verräthern, welche die Sache des Vaterlandes an Rußland verkauft hatten. Der Bischof von Wilna, die Fürsten Massaski und Czetwestueski, Lassopolski und noch mehrere, den vornehmsten und reichsten Familien angehörende, hohe Reichsbeamte wurden ohne Urtheil und Reichsspruch von den Führern der wüthenden Menge zum Galgen geschleppt und aufgehenkt. Der Nationalrath trat, von Kosciusko aufgefordert, solchen Abscheulichkeiten entgegen, die eigenmächtigen Vollstrecker der sogenannten Volksjustiz wurden festgenommen und sieben von ihnen zum Galgen verurtheilt und hingerichtet. Die immer näher rückende Gefahr stellte innerhalb der Stadt für einige Zeit die Einmüthigkeit her, Alles eilte zur Schanzarbeit, und da es den Preußen an Belagerungsgeschütz fehlte, gewannen die Bürger Zeit, die Gräben zu vertiefen und die Wälle mit Pallisaden zu versehen.

Endlich waren Bombenmörser und Achtundvierzigpfünder aus Graudenz angekommen und in die Batterien der Belagerer gebracht worden, so daß in der Nacht vom 27. Juli der feurige Kugelregen begann. Der preußische General Schwerin, welcher die Belagerung befehligte, forderte am 2. August den Commandanten zur Uebergabe auf und man schmeichelte sich den folgenden Tag, den Geburtstag des Kronprinzen, welcher sich bei der Unternehmung befand, mit dem Einzuge in Warschau feiern zu können, woran sich zugleich die Erinnerung an den ruhmvolleren Sieg der brandenburgischen Waffen unter Anführung des Großen Kurfürsten in der dreitägigen Schlacht vor Warschau geknüpft haben würde. Die Aufforderung Schwerins blieb erfolglos, hierauf schrieb Friedrich Wilhelm II. eigenhändig an Stanislaus und stellte ihm vor, welchem traurigen Schicksale er selbst und die Stadt bei längerem Widerstande ausgesetzt sein werde. Der König hätte sich's zum größten Vergnügen gemacht, die Schlüssel der Stadt sofort zu übersenden, allein Ignaz Potocki führte ihm jetzt die Feder und die Antwort lautete: „Da das polnische Heer unter dem Generalissimus Kosciusko Warschau von dem preußischen Heere trennt, so befindet sich die Stadt nicht in dem Falle, der für eine Uebergabe entscheiden könnte. Mein Schicksal liegt mir nicht näher am Herzen, als das der Bewohner dieser Hauptstadt; da mich jedoch die Vorsehung auf eine Stufe gestellt, die es mir erlaubt, als Bruder mit Ew. Majestät zu reden, so flehe ich Sie an, jene Gedanken von Rache und Grausamkeit aufzugeben, die dem Beispiele so zuwider laufen, welches Könige ihren Völkern geben sollen und die, wie ich fest überzeugt bin, dem persönlichen Charakter Ew. Majestät ganz entgegen sind."

Vergebens harrte Friedrich Wilhelm auf das ihm angekündigte russische Heer, welches gemeinschaftlich mit den Preußen die Belagerung unternehmen sollte. Polnische Streifparteien beunruhigten das preußische Lager, schnitten die Zufuhren der Lebensmittel und des Schießbedarfes ab, die Insurrection breitete sich immer weiter aus, selbst das neuerworbene Süd-Preußen erhob sich. Jetzt wurde in dem preußischen Kriegsrathe beschlossen, die Belagerung am 6. September aufzuheben und die Armee in ein verschanztes Lager bei Chrzonowice, einige Meilen südwestlich von Warschau, zur Erholung und Ergänzung zu führen.

Ringsumher schwärmten fliegende Corps des polnischen Nationalheeres,

welche die Verbindungen nach allen Seiten hin unsicher machten; es wurde nothwendig, ebenfalls einzelne Corps zu detachiren, wobei es geschah, daß am 13. September die Generale Madalinski und Dombrowski mit einer Schaar von 6000 Mann zwei bei Kamion und Wilkowice aufgestellte preußische Abtheilungen überfielen und zersprengten. Der König übergab den Oberbefehl über die, zur Eroberung Warschaus bestimmte, Armee dem General-Lieutenant Grafen Schwerin und kehrte am 18. September dem unwirthlichen Sarmatenlande den Rücken, um sich von den Mühen des Feldzuges in Berlin und Potsdam zu erholen. Allem Anscheine nach hatte das russische Corps, welches unter dem General Fersen schon länger als einen Monat unthätig nur einige Meilen vor Warschau lagerte, von der Zarin Befehl, nichts in Gemeinschaft mit den Preußen zu unternehmen, sondern abzuwarten, bis diese mit blutigen Köpfen heimgeschickt und die große russische Armee von 40,000 Mann frischer Truppen unter dem Türkenbezwinger Suwarow eingetroffen sein würde.

Um die Vereinigung der russischen Streitkräfte zu hindern, warf sich Kosciusko auf die, ihm an Mannschaft weit überlegenen Generale Fersen und Denisow; es kam bei Macieowice am 10. October 1794 zu einer blutigen Schlacht, die Polen wichen, vergebens suchte der tapfere Feldherr die Ordnung wieder herzustellen, vergebens stürzte er sich allein, ein leuchtendes Vorbild des Muthes, in die feindlichen Reihen. Verwundet sank er vom Pferde und gerieth in Gefangenschaft; „finis Poloniae!“ rief er voll prophetischer Verzweiflung aus, als er seinen Säbel russischen Händen übergeben mußte. Die Reste der polnischen Armee, über welche General Wavrzecki den Oberbefehl erhalten hatte und die Corps der Generale Madalinski und Dombrowski erreichten, da General Schwerin es versäumte ihnen den Weg zu verlegen, Warschau und schwuren, sich unter den Trümmern der Stadt zu begraben.*) Suwarow folgte ihnen im Sturmschritt und erschien am 29. October vor Praga, der befestigten Vorstadt Warschaus, auf dem rechten Weichselufer. Nachdem er einige Nächte hindurch ein glühendes Bombenhagelwetter auf diese Vorstadt geschleudert, ordnete er am 4. November einen allgemeinen Sturm an, bei welchem er seiner barbarischen Mordlust ein solches Genüge

*) General Graf Schwerin wurde später vor ein Kriegsgericht gestellt, zu einjähriger Festungshaft verurtheilt und verabschiedet.

that, daß er dem Erstürmer Magdeburgs, Tilly grausigen Andenkens, den Rang abgelaufen zu haben sich rühmen konnte. Bei den von Branntwein, Rache und Sieg dreifach trunkenen Schaaren ward auch noch der Blutdurst erregt und sie stillten ihn in bestialischer Weise. Schon bedeckten mehr als achttausend der tapferen Vertheidiger die Wälle und Straßen mit ihren Leichnamen, da drangen die Russen in die Wohnungen und mordeten und schlachteten die wehrlosen Frauen, Kinder und Greise, sengten, brennten, raubten und schändeten nach ihrem Gelüst, wie es ihnen geboten worden war. Mit kaltem Blute sah Suwarow die rauchenden Ströme fließen und meldete dem Könige von Preußen: „Praga brennt, Warschau zittert!" Und wohl hatte die Stadt, in welcher am 17. April zweitausend Russen in Aufruhr, nicht in offener Schlacht, ermordet worden waren, Ursache genug, vor dem Sieger zu zittern.

Die polnischen Generale wagten es nicht, durch Vertheidigung die Wuth der Feinde noch mehr zu reizen; Wavrzecki und Dombrowski zogen mit einem Heer von vierzigtausend Mann mit zweihundert Geschützen und der Kriegskasse, welche auf zwanzig Millionen polnischer Gulden geschätzt wurde, ab und überließen es dem Könige und dem Magistrat, mit Suwarow eine Capitulation abzuschließen. Dem Klange des Goldes gelang, was dem Donner der Kanonen nicht gelungen sein würde: günstige Bedingungen der Uebergabe zu erhalten. Suwarow gab die Versicherung, daß das Leben und Eigenthum der Bürger geschont werden sollte. Die zumeist bei dem Aufruhr Betheiligten vom Bürgerstande und der Regierung hatten die Stadt unter dem Schutze des Heeres verlassen; allein als später die Trümmer desselben sich am 18. November bei Radoszice den Russen ergaben, geriethen Viele noch den Feinden in die Hände, denen sofort der Proceß gemacht wurde.

Der König Stanislaus wurde angewiesen, sich nach Grodno zu begeben und die Verwaltung seines Königreichs dem russischen General Buxhöveden von der Zarin aufgetragen.

Das östreichische Cabinet hatte diesmal an dem Kampfe keinen thätigen Antheil genommen, anfänglich sogar mit Kosciusko Unterhandlungen angeknüpft, um die Uebergabe Krakaus an die Preußen zu verhindern. Jetzt, nachdem die Insurrection niedergeworfen war und es nicht mehr auf das Zuschlagen, nur auf das Zugreifen ankam, war Oestreich schnell bei der Hand

und dabei so treulos und hinterstellig, daß es mit Rußland insgeheim einen Vertrag, ohne Zuziehung Preußens, über das endliche Schicksal Polens abschloß.

Das Wiener Cabinet hatte die heißen Kastanien der Waffenehre aus dem Feuer des Schlachtfeldes und Sturmlaufes herauszuholen den Preußen und Russen überlassen, es überließ nun ebenso den Verbündeten, und zunächst der Zarin, die noch glühenderen Kastanien der Schmach auf dem Felde der Federhelden zu sammeln und setzte sich erst mit zu Tisch, als das Unheil angerichtet war. Kosciusko hatte in seinen Proclamationen ausdrücklich nur zum Kampfe gegen Rußland und Preußen aufgefordert, denn er hatte zu Anfang der Erhebung beruhigende Zusicherungen von Wien erhalten.

Jetzt, nachdem die Polen besiegt worden waren, erklärte der östreichische Gesandte in Petersburg, Graf Cobenzl, daß sein Hof nur darauf warte, daß ihm von der Zarin das Nähere über das fernere Schicksal der Republik Polen vorgelegt werden möge, um sich dabei, jedoch ohne Hinzuziehung eines Dritten (Preußen), zu betheiligen.

Das Petersburger Cabinet ließ hierauf dem Grafen Cobenzl eine Declaration vorlegen, welche insofern für ein Meisterstück diplomatischer Pfiffigkeit gelten kann, als Rußland zwar die Sache zuerst in Angriff nimmt, den Vorschlag zur Theilung aber den östreichischen und preußischen Cabinetten in die Schuh ihres weiten Gewissens schiebt. In dieser Erklärung wird zuvörderst der Siege der russischen Waffen gedacht, durch welche allein es gelungen sei, die in Polen ausgebrochene Empörung niederzuwerfen. Die Kaiserin habe sich schon im Voraus angelegen sein lassen, sich mit ihren beiden Verbündeten, dem römischen Kaiser und dem Könige von Preußen, über die zweckmäßigsten Maßregeln zu vereinigen, um der Wiederkehr so beunruhigender Erscheinungen entgegen zu wirken. „Diese beiden Souveraine (Kaiser Franz II. und Friedrich Wilhelm II.), durch die Erfahrung der Vergangenheit von der gänzlichen Unfähigkeit der Republik Polen überzeugt, sich eine feste und kräftige Regierung zu geben und sich in dem Zustande irgend welcher Unabhängigkeit zu erhalten, haben in ihrer Weisheit und in der Liebe für das Wohl ihrer Unterthanen erkannt, daß es durchaus nothwendig sei, zu einer gänzlichen Theilung der genannten Republik unter die drei Mächte zu schreiten. Unterrichtet von dieser Art zu denken und sie völlig mit der ihrigen in Uebereinstimmung fin-

dend, hat die Kaiſerin beſchloſſen, unverzüglich mit den beiden Verbündeten, und zwar zuerſt mit jedem abgeſondert und dann mit beiden zuſammen, zu verhandeln über eine dauernde Feſtſtellung bezüglich der betreffenden Antheile, welche ihnen in Folge ihrer gemeinſamen Beſchlußnahme zufallen ſollen."

Die Treuloſigkeit, welche ſich der Wiener Hof gegen Preußen zur Genugthuung für die, von dieſer Macht in Baſel damals geführten, Unterhandlungen zu Schulden kommen ließ, beſtand darin, daß er mit Rußland allein einen Theilungsvertrag abſchloß, nach deſſen Ratification in Wien und Petersburg der Hof in Berlin eingeladen wurde, demſelben beizutreten und ſich mit den, von den beiden Doppel-Adlern übrig gelaſſenen, Reſte der Beute zu begnügen. Mit beleidigender Großmuth übernahmen Rußland und der Kaiſer „die Gewährleiſtung für die, der preußiſchen Monarchie einverleibten, polniſchen Landestheile." Nicht ſo ehrenvoll wie Kosciusko ſprach der König Stanislaus das Wort: „finis Poloniae" aus, als er am 25. November 1795 die Entſagungsurkunde zu Grodno ausſtellte, in welcher er erklärte, daß er ſich aus freien Stücken und ohne irgend einen Vorbehalt entſchloſſen habe, die Krone niederzulegen. Er übergebe dieſelbe der Kaiſerin von Rußland mit derſelben Redlichkeit, welche ſein ganzes Leben hindurch die Richtſchnur ſeines Verhaltens geweſen ſei. — Er fand ſich vollſtändig dadurch befriedigt, daß die hohen drei theilenden Mächte ſeine Schulden bezahlten und ihm ein Jahrgehalt von 200,000 Ducaten ausſetzten, welche er in Petersburg, wo ihm ſein Aufenthalt angewieſen worden war, in nichtsthuender Gemächlichkeit eſſend, trinkend und bei der Zarin hofirend, durchbrachte. Er ſtarb den 12. Februar 1798.

In dem zwiſchen dem Petersburger und Wiener Cabinet abgeſchloſſenen Theilungs-Vertrag hatte ſich Rußland alles Land jenſeit des Bug bis Brzeſc und von da Alles, was hinter einer bis Grodno gezogenen Linie und hinter dem Niemen bis zu ſeinem Eintritte in Oſtpreußen, endlich Alles, was weiter öſtlich bis Polangen zu Polen gehört hatte, zugelangt. Oeſtreichs Antheil ſollte der Bug bis zum Einfluſſe in die Weichſel, dann ferner dieſe bis zur Aufnahme der Pilika und dann dieſer Fluß begrenzen.

Aeußerlich ſchmeichelten die Zarin und der Kaiſer dem Könige von Preußen damit, daß ſie ihm die Hauptſtadt der Republik, das glänzende Warſchau, zutheilten; dies war das koſtbarſte Stück der Beute, indem es eine große Beſatzung erforderte, der fortwährend glimmende Heerd der Revolution blieb, ganz

ruinirt und die dazu gehörende Vorstadt Praga ein Aschenhaufen war. Das reiche, als Handelsplatz und Festung für Schlesien unentbehrliche, Krakau fiel an Oestreich. Die Grenzregulirung zwischen Oestreich und Preußen wurde durch einen Vertrag vom 24. October 1795 festgestellt, indessen kam es bei der Ausführung desselben zu so heftigen Streitigkeiten, daß endlich ein russischer Ausgleicher als Schiedsrichter herbeigerufen wurde, wobei die alte Fabel von dem Streite über die Theilung des Käse zur Wahrheit wurde, so daß noch manches streitige Stück an Rußland kam. Der König von Preußen ließ Warschau am 9. Januar 1796 von vier Regimentern zu Fuß, zwei Regimentern zu Pferde und einer Brigade berittener Artillerie, im Ganzen 12,000 Mann, besetzen. Die Vasallen und Unterthanen des sämmtlichen, durch die letzten Verträge mit Preußen vereinigten, polnischen Landes, welches den Namen Neu-Ostpreußen erhielt, wurden zur Huldigung am 6. Juli nach Warschau beschieden, woselbst an diesem Tage der feierliche Act in dem ehemaligen Reichstagssaale von dem preußischen Minister Grafen Hoym vollzogen wurde. Die Abgeordneten des Adels, der Geistlichkeit und der Städte hatten sich in großer Anzahl eingefunden und — so versichern die amtlichen Berichte, — „nur Gefühle der Freude und Zufriedenheit über das Glück, dem Scepter Preußens unterthan geworden zu sein, wurden vernommen." Erst im folgenden Jahre kam die Grenzregulirung mit Oestreich zu Stande, nachdem Preußen einen großen Theil der Wojewodschaft Krakau, in welcher dem Könige bereits gehuldigt worden, wieder abzutreten gezwungen worden war. Die Gesammtfläche des dem Königreiche Preußen bei dieser Theilung zugefallenen Landes betrug 977 Geviertmeilen mit 864,000 Einwohnern. Die Theilung im Jahre 1793 hatte 1061 Geviertmeilen mit 1,136,000 Einwohnern hinzugebracht; beide Erwerbungen betrugen demnach 2000 Geviertmeilen Landes mit 2 Millionen Einwohnern.

Diese dritte Theilung Polens, wodurch ein Reich von großem Umfange aus der europäischen Landkarte heraus in Stücke gerissen, eine weltberühmte Nation aus der Reihe der Völker gestrichen wurde, ging spurlos an den europäischen Cabinetten und Völkern vorüber, nirgend war von einer Sympathie, noch weniger von einem Einspruch oder einem Einschreiten gegen solche Gewaltthat die Rede, weder in dem Convente der Republikaner in Paris, noch in dem Parlamente der Aristokraten in London. Unerwähnt dürfen wir indeß nicht lassen, daß bei dem verkümmerten Reichstage des heiligen römischen Reiches

dieſes weltgeſchichtliche Ereigniß zu weiter nichts Veranlaſſung gab, als zu einigen weit- und breitſchweifig ausgeſponnenen Notenwechſeln und Stilübungen der kaiſerlichen, königlichen, kurfürſtlichen, herzoglichen, fürſtlichen, landgräflichen u. ſ. w. u. ſ. w. Hof- und Staatskanzeleien über die beiden Präpoſitionen: in und von. Es machte nämlich das preußiſche Cabinet dem Reichstage die Anzeige, „daß, da die Provinzen, welche dem Könige von Preußen bei dieſer Auflöſung des Königreichs Polen zugefallen, keine andere Benennungen erhalten hätten, als diejenigen, welche von ihrer geographiſchen und örtlichen Lage herrührten, ſo ſeien ſie nun unter dem allgemeinen Namen „Königreich Preußen“ mit einbegriffen, ohne daß es nöthig ſei, ſie in dem Titel ſeiner Majeſtät noch beſonders aufzuführen. Doch müſſe hierbei bemerkt werden, daß, da Se. Majeſtät König Friedrich II. im Jahre 1773 alle Ländereien, welche den Namen von Preußen getragen, zuſammen vereinigt habe, derſelbe ſeit dieſem Zeitpunkte eine Veränderung in ſeinem Titel angenommen und anſtatt König in Preußen ſich König von Preußen genannt habe. Dieſe an ſich ſelbſt ſo gerechte und ſo leicht zu bemerkende Unterſcheidung ſei bis jetzt nicht immer beobachtet worden. Se. königliche Majeſtät ſchmeichle ſich aber, daß es den auswärtigen Höfen, welche ſich in dem Falle befänden, mit Höchſt Ihm eine deutſche Correſpondenz zu führen, nun gefällig ſein werde, ſich in Zukunft darnach zu richten.“

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Kaiser erneut den Krieg. — Clairfait wird entlaſſen, der Erzherzog Karl erhält den Oberbefehl. — Preußen erhebt Anſprüche auf das Nürnberger Stadtgebiet. — Kreſchmann bringt alte Urkunden herbei. — Die Nürnberger werden langweilig. — Der Miniſter Hardenberg läßt die Vorſtädte Nürnbergs militairiſch beſetzen und im Namen des Königs Beſitz ergreifen und huldigen. — Die Franzoſen rücken vor. — Die freie Reichsſtadt Nürnberg entſagt der Reichsſtandſchaft und unterwirft ſich dem preußiſchen Scepter. — Die Franzoſen ziehen ſich zurück. — Die Nürnberger werden wieder nürnbergiſch. — Ein kaiſerliches Mandat beſchuldigt Preußen des Landfriedensbruches. — Klageſchrift der fränkiſchen Kreisſtände gegen preußiſche Gewaltthätigkeit. — Zerwürfniſſe wegen dieſer Angelegenheit zwiſchen Oeſtreich und Preußen. — Abſchluß des geheimen Vertrages zwiſchen Frankreich und Preußen, vom 5. Auguſt 1796. — Einwilligung zur Abtretung des linken Rheinufers gegen Entſchädigung durch Säculariſation des Bisthums Münſter. — Der Kaiſer Franz II. erklärt die Säculariſation geiſtlicher Stifter für Kirchenraub. — Präliminar-Friede zu Leoben. — Talleyrand erhält eine preußiſche Erklärung die Säculariſationen betreffend, vom 3. Juli 1797. — Der Friede von Campo Formio. — Der Kaiſer Franz II. willigt in die Abtretung des linken Rheinufers und läßt ſich durch Säculariſationen entſchädigen. — Geheime Artikel gegen Preußen. — Die Feindſchaft der Cabinette wird zum Nationalhaß. — Friedrich Wilhelm II. ſtirbt den 16. November 1797.

Einhundert Römermonate — ſo hieß eine Reichsſteuer aus der Zeit der Krönungszüge der deutſchen Kaiſer nach Rom — waren dem Kaiſer Franz II. von dem Reichstage zu Ende des Jahres 1795 bewilligt worden: allein tauſend

Reichs-Gulden zur Kriegssteuer waren noch schwerer aufzubringen als tausend Mann zum Reichsheer.

Clairfait, welcher nach den erfochtenen Siegen es dennoch für das Beste hielt, einen Waffenstillstand abzuschließen, war in Ungnade entlassen und dem Reichstage verkündigt worden: „nachdem der vom Feinde, im Vertrauen auf seine Trennungspolitik, dem Reiche bereitete Hauptschlag durch die Siege der kaiserlichen Truppen vereitelt worden, sei der Kaiser zu der Erwartung berechtigt, daß verbandmäßige Anstrengung der deutschen Gesammtkraft, erhöhtes Nationalgefühl, Einigkeit, deutscher Muth und Ausharren dem Feinde entgegengesetzt werde, wo zwischen Zerstückelung und Integrität des Reiches, zwischen Auflösung und Befestigung der Verfassung, zwischen Schmach und Ehre die Wahl gelassen sei.“ Die Ernennung des Erzherzogs Karl, eines unternehmenden und kriegskundigen Feldherrn, belebte den Muth der deutschen Patrioten: er kündigte den Waffenstillstand und traf Anstalten, die deutschen Rheinlande von fremden Gästen zu befreien, was ihm um so eher ausführbar schien, als die Republik ihre Gesammtkraft auf den Krieg in Italien verwendete, wo der sechsundzwanzigjährige Generalissimus glänzende Siege erfocht. Das östreichische Heer am Rheine war durch Absendung mehrerer Regimenter nach jenseit der Alpen geschwächt worden, der Erzherzog Karl wurde am 5. Juli bei Rastatt, am 9. bei Ettlingen vom General Moreau geschlagen und überließ den Oberrhein den Feinden; Schwaben und Franken waren dem ersten Anlaufe Preis gegeben, der kaiserliche Reichsadler konnte ihnen keinen Schutz gewähren; mehr geborgen war, nach dem Abschlusse des Baseler Friedens, ein jedes deutsche Gebiet unter den Fittigen des preußischen Adlers.

Bald nach der Erwerbung der fränkischen Fürstenthümer Anspach und Baireuth im Jahre 1792 hatte Preußen an die Reichsstadt Nürnberg, mit Berufung auf eine alte Urkunde vom Jahre 1427, die Forderung gestellt, das außerhalb der Stadt gelegene städtische Landgebiet dem Könige von Preußen als Fürsten von Baireuth abzutreten. Diese Angelegenheit war in der Geschichte der Hohenzollern ein Blatt des Ruhms; Markgraf Albrecht Achilles ward wegen derselben Anforderung mit der trotzigen Bürgerschaft in eine blutige Fehde verwickelt, und obschon er mit tapferer Hand dem nürnbergischen Stadtjunker in einem heißen Gefechte bei Pillenreut (1473) mit eigener Hand die Fahne entriß, vertheidigten sich die Bürger dennoch so

wacker, daß der Markgraf abziehen mußte, worauf er sich seiner Ansprüche in einem förmlichen Vertrage begab. Nach dreihundert Jahren nahm ein, wegen Rabulisterei aus Jena fortgejagter Docent, Namens Kretschmann, diese Fehde wieder auf, legte dem in Baireuth allgebietenden Minister Hardenberg die Urkunden vor, worauf sich die unzweifelhaften Ansprüche gründeten, und dieser fand die Zeit sehr gelegen, bei damaliger Verwirrung der Reichsangelegenheiten, dem Könige mit solchem „Nürnberger Tand" eine unverhoffte Freude zu machen. Die Nürnberger aber zeigten, daß sie, wenn auch das Schwert nicht so tapfer wie vor dreihundert Jahren, statt dessen aber die Reichstagskanzleistylfeder so langweilig zu führen verstanden, daß sie den, von Hardenberg und Kretschmann unternommenen, Sturm glücklich abschlugen. Auf die in unumwundener Sprache gestellte Forderung des Königs von Preußen beliebte es einem hochweisen Bürgermeister und Rathe der freien Reichsstadt Nürnberg zu erwidern: „der Rath würde den beiderseitigen Intentionen gern durch speciellere Erklärungen näher treten, wenn die in der Staatsverfassung der Stadt Nürnberg liegenden Hindernisse sogleich zu beseitigen wären; er habe jedoch keinen Anstand genommen, Vorkehrungen zu treffen, daß mit dem preußischen Kreisgesandten vorläufige Verabredung gepflogen, die Modalitäten und Vergleichsgegenstände in einstweilige Ueberlegung genommen, wechselseitige Eröffnungen gemacht und das ganze Vergleichungsgeschäft präliminariter, jedoch unverbindlich zu Faden geschlagen werde, damit es sodann ungehindert förmlich seinen Anfang nehme und ohne weiteres guten Fortgang gewinnen werde." Kretschmann, der wohl einsah, daß die Nürnberger die Angelegenheit durch ein Inhibitorium des Reichshofrathes auf die lange Bank zu schieben gedachten, ließ es an heftigen Ausfällen in seinen Staatsschriften nicht fehlen, worin er erklärte: Preußen werde sich an keinen Reichshofrath kehren und so lange noch Ordnung im Reichsjustizwesen sei und die Reichsverfassung bestehen solle, habe das Haus Brandenburg von der Nürnberger-Chikane und den durch sie erschlichenen Reichshofrath-Mandaten nichts zu fürchten.

Vier Jahre lang hatten die Nürnberger und der Reichshofrath diese Angelegenheit hinzuhalten gewußt: als nun im Jahre 1796 die geschlagenen Oestreicher sich nach Schwaben zurückzogen und die Franzosen vordrangen, erneute Hardenberg die früheren Forderungen, und trotz aller Einsprache des Nürnberger Rathes gegen Gewaltmaßregeln, erklärte der preußische Minister:

„daß es nach dem ausdrücklichen Befehl des Königs nicht in seiner Macht stehe, in den, zur Ausführung des gefaßten Entschlusses getroffenen, Maßregeln eine Abänderung zu verfügen.“ Am 4. Juli 1796 rückten preußische Truppen gegen Nürnberg heran, vertrieben die städtischen Vorposten und Wachen, schlugen die Thore der Vorstädte Wöhrd und Goßendorf ein und hefteten dort die preußischen Adler an. Nur auf diese Vorstädte und das Landgebiet machte der König seine Ansprüche geltend, ein Besitznahme-Patent wurde bekannt gemacht und die Bürgerschaft, die Geistlichkeit und die Beamten in Eid und Pflicht genommen. Bald darauf zu Anfang des August wurde die innere Stadt von den Franzosen besetzt und ihr eine Contribution von mehr als anderthalb Millionen in baarem Gelde und Lieferungen auferlegt; der preußische Adler schützte nur die Vorstädte. Da nun, bevor das Geld aufgebracht werden konnte, die Franzosen durch die anrückenden Oestreicher genöthigt wurden, die Stadt zu räumen, jedoch mit baldiger Rückkehr gedroht hatten, hielten es Bürger und Rath für das Beste, sich nun dem Schutze Preußens anzuvertrauen.

Unter dem 2. September 1796 wurde ein Staats-Subjections- und Exemtionsvertrag zwischen dem Könige von Preußen und der Reichsstadt Nürnberg abgeschlossen, durch welchen sich dieselbe dem „landeshoheitlichen Schutze des Königs von Preußen als Burggrafen ober- und unterhalb des Gebirges unterwarf, der bisherigen Reichsunmittelbarkeit und Standschaft entsagte, die damit verbundene Staatsgewalt nach ihrem ganzen Umfange in geistlichen und weltlichen Sachen, nebst der evangelischen Kirchengewalt dem Könige von Preußen und dessen Nachfolgern abtrat, ihm alle und jede Staats-Eigenthumsrechte mit Inbegriff ihrer sämmtlichen Rechte auf pia corpora und milde Stiftungen, unbeschadet der Absicht und dem Entzwecke der Stifter, überließ, wogegen der König der Stadt und allen ihren Angehörigen ohne Ausnahme des Standes und der Religion landesherrlichen Schutz, Aufrechthaltung wohlerworbener Rechte zusagte, die Bezahlung der sämmtlichen nürnbergischen Staatsschulden, wie solche vor Einrückung der französischen Truppen bestanden und durch die feindliche Occupation und deren Folgen erhöht worden, übernahm. Die Vereinigung der Stadt Nürnberg mit den brandenburgischen Staaten in Franken sollte mit Vorbehalt und ohne Nachtheil der Rechte des Kaisers und Reichs bewirkt werden. Alle Mitglieder des Magistrats und die jetzige Dienerschaft sollten auf Lebenszeit ihre bisherigen Besoldungen und Emolumente behalten, das Militair und die Offi-

ciere mit gleichem Range den königlichen Truppen einverleibt werden. Der nürnbergische Adel sollte alle persönlichen Vorrechte, welche das allgemeine Landrecht dem Adel einräumt, erhalten und alle Lehne und Fideicommisse ungekränkt bleiben. Ueber Theilnahme der Bürgerschaft bei der Magistratswahl und städtischen Steuererhebung wurden die schönsten Zusicherungen ertheilt, ferner sollte die Stadt auf immer von der Aushebung zum Kriegsdienste und Einquartierung befreit sein und innerhalb der Ringmauern niemals Juden aufgenommen werden."

Da täglich die Rückkehr der Franzosen und durch sie die Eintreibung unerschwinglicher Contributionen bevorstand, betrieben die Bürger selbst sehr angelegentlich den Einmarsch der preußischen Truppen. Allein diese Freude währte nicht lange. Der Erzherzog Karl erfocht glänzende Siege bei Neumarkt, Teiningen und Würzburg im August und September 1796, wodurch Jourdan, Bernadotte und Moreau zum Rückzuge über den Rhein gezwungen wurden. Aus Wien trafen in Berlin sehr ungnädige Verwunderungsschreiben über die Eingriffe in das Reichsgebiet ein, so daß nichts anderes übrig blieb, als Hardenbergs Besitzergreifungspatent als ein voreiliges und eigenmächtiges zu widerrufen. Der Minister machte gute Miene zum bösen Spiel und eröffnete dem Rathe und der Bürgerschaft in einer Zuschrift vom 29. September: „daß der Beweis des Vertrauens und der Ergebenheit, welchen sie durch den freiwilligen Antrag, sich dem Scepter des Königs unterwerfen zu wollen, dargebracht, von Sr. Majestät mit wahrem Vergnügen und dankenehmigem Wohlgefallen aufgenommen worden und nach seinem ganzen Werthe geschätzt werde, daß der König jedoch nach der Lage der Umstände sich gegenwärtig noch nicht entschließen könne, jene freiwillige Unterwerfung anzunehmen und den Vertrag zu ratificiren, nichtsdestoweniger aber hierin Beweggründe finden würde, der Stadt seine Huld und sein vorzügliches Wohlwollen zuzuwenden, auch nach näherer Entwickelung der Umstände und Ereignisse nicht abgeneigt sein werde, den Wünschen der Stadt zu entsprechen."

Mit mehr Willkür aber, als gegen die Stadt Nürnberg war Kretschmann, welcher seiner Zeit sich schon gut auf das Hassenpflügen verstand, unter Hardenbergischer Genehmhaltung gegen die, in den fränkischen Fürstenthümern seßhaften, Reichsunmittelbaren verfahren; auch diese nahmen ihre Zuflucht zu dem Kaiser und dem Reichshofrath, und hier ergriff man

gern die Gelegenheit, sich als Schirmherr der bedrängten Reichsritterschaft geltend zu machen. Als die preußische Regierung in einer gräflich Pücklerschen Schuldklage der kaiserlichen Commission die Acten abfordern und widerstrebende gräflich-Pücklersche Beamte festsetzen ließ, ging ein kaiserliches Mandat bei Hardenberg ein, in welchem es heißt: „Da kaiserliche Majestät dergleichen gemeinärgerliche Gewaltthaten um so weniger dulden könne, als dadurch einerseits den Pücklerschen Gläubigern ihre erworbenen Rechte landfriedensbrüchig geraubt, anderen Theils hingegen das oberstrichterliche Ansehen höchst strafbar angegriffen werden, als wollten Allerhöchstdieselben Alles, was die preußische Regierung durch solches unverantwortliches Vorgehen zu Schulden gebracht, von nun an als null und nichtig cassirt und ihr ernstlich befohlen haben, nicht nur die gefänglich eingezogenen Beamten und Bedienten bei Strafe der Realexecution auf freien Fuß zu stellen, sondern auch selbe, so wie die von ihr, königlicher Regierung, selbst mehrmalen schuldigst anerkannte kaiserliche Commission in ihren Amts- und Dienstverrichtungen ungestört zu lassen, von Forderungen und Auflagen gänzlich abzustehen und den etwa schon erpreßten Betrag nebst allem, aus ihrem Umfang entstandenen Schaden zu ersetzen und binnen zwei Monaten, daß es geschehen, bei kaiserlicher Majestät allergehorsamst anzuzeigen."

Sobald sich die reichsunmittelbaren Ritter und Städte der brandenburgischen Fürstenthümer in Franken von dem Kaiser gegen die Gewaltmaßregeln des preußischen Ministeriums in Schutz genommen sahen, griffen sie entweder zur Eigenhülfe und rissen die preußischen Adler herunter, verschlossen ihre Thore und rüsteten sich zur Vertheidigung, oder bestürmten den Kaiser mit Klageschriften über die von dem übermächtigen Preußen den Mindermächtigen zugefügten Gewaltthätigkeiten. Die fränkischen Kreisstände hatten gemeinschaftlich eine solche Klageschrift bei dem Kaiser eingereicht, worin sie die Besorgniß aussprachen, daß, wenn es Preußen gestattet werde, zu eigenmächtiger, gewaltsamer, landfriedensbrüchiger Besitzergreifung zu schreiten, man auf dem besten Wege sei, in die Zeiten des Faustrechts zurückversetzt zu werden. „Die allgemeine Achtung," hieß es dann weiter in dieser Klageschrift, „für des Königs persönliche Gesinnungen, die das Gepräge der Redlichkeit und einer entschiedenen Gerechtigkeitsliebe tragen, gestatten zwar nicht die Quelle von diesem Benehmen des königlich preußischen Hofes in dem eigenen Charakter des Königs aufzusuchen. Unmöglich seien demselben alle Folgen dieses Benehmens für die deutsche Reichsverfassung

in ihrem wahren Lichte vorgelegt worden, da dasselbe mit anderen feierlichen Erklärungen Seiner Majestät von seiner königlichen Großmuth gegen Mindermächtige, von seiner treuesten Anhänglichkeit an die Reichsverfassung und seiner Versicherung, die von Gott ihm verliehenen Kräfte nur zum Besten des Reichs verwenden, seine eigenen Gerechtsame stets nur im reichsverfassungsmäßigen Wege verfolgen zu wollen, im sichtbaren Widerspruche stehen. Die Wirkung aber bleibe dieselbe, wenngleich die Quelle des Verfahrens nur in einer ganz eigenen Geschäftigkeit der königlichen Rathgeber zu suchen sei." Es wurde ferner in Erinnerung gebracht, daß der König neun Jahre früher an den Landgrafen von Hessen-Kassel wegen eigenmächtiger Besitznahme der Grafschaft Lippe-Bückeburg geschrieben hatte: „der Landgraf könne die Zugeständnisse seiner Vorgänger nicht widerrufen, vielmehr sei er verpflichtet, die rechtlichen Handlungen und Verbindlichkeiten derselben zu halten."

Der Kaiser theilte diese Klageschrift „in Rücksicht besonderer Achtung für des Königs von Preußen Majestät" nicht dem gesammten Reichstage, sondern nur den Kurfürsten, „als der kaiserlichen Majestät und des oberhauptlichen Amtes innersten Räthen, zur Begutachtung mit und ersuchte zugleich einen jeden derselben, sein verfassungsmäßiges Ansehen bei dem Könige in dieser Angelegenheit zu verwenden." Dies thaten die einzelnen Kurfürsten, allein ohne Erfolg. Die fränkischen Reichsunmittelbaren erhielten von dem Reichshofrath in Wien Rechtssprüche zu ihren Gunsten und widersetzten sich, mit Berufung darauf, den preußischen Verordnungen. In Berlin kümmerte man sich nicht um die Verfügungen des Reichshofraths in Wien; der preußische Gesandte daselbst erhielt die Anweisung, die von dem höchsten Reichsgerichtshofe ihm zugehenden Schriften uneröffnet zurückzusenden und unter dem 14. Juni 1797 erließ der König ein von den Ministern Finkenstein, Alvensleben, Hardenberg und Haugwitz gegengezeichnetes Patent an die getreuen Unterthanen der fränkischen Fürstenthümer, worin es heißt: „dem Vernehmen nach sind abseiten des kaiserlichen Reichshofraths in Wien, ohne Uns einmal zu hören, verschiedene Verfügungen ergangen, wodurch auf einseitiges Anrufen und ganz zum Vortheil der anmaßlichen Kläger gegen Uns und Unsere Gerechtsame erkannt, Unsere gehuldigten
thanen von Uns abwendig gemacht und die von der Ritterschaft sogar fö
aufgefordert werden, Uns als ihren Landesherrn nicht anzusehen. Da Wi
in diesen Angelegenheiten selbst nach Vorschrift der Reichsgesetze jene Ve

46ste Lieferung.

Von Elba nach St. Helena.

Von

Dr. Fr. Förſter.

Einleitende Geſchichte der Jahre 1786—1814.

Preis der Lieferung 5 Sgr. (18 Kr. Rh.)

Berlin.
Guſtav Hempel.
—
1866.

gen als oberstrichterlich und verbindlich keinesweges ansehen können noch werden, vielmehr als wahre Eingriffe in Unsere Landeshoheitsrechte für höchstbeschwerend erachten müssen, so warnen Wir Unsere getreuen Unterthanen eben so ernstlich als gnädig, besonders diejenigen, die sich vorher zu den Ritterschafts-Cantons gehalten haben, desgleichen Unsere übrigen Eingesessene, deren Grund-, Guts- und Lehnsherrn zu der Ritterschaft gehören, oder benachbarte Fürsten, Reichsstädte und andere fremde Behörden sind, sich in ihren Unterthanspflichten gegen Uns durch nichts irre machen zu lassen, indem diejenigen, die sich denselben entziehen wollten, die strengste Ahndung nach den Gesetzen zu erwarten haben, wogegen Wir diejenigen Pflichten, welche sie ihren Grund-, Guts- und Lehnsherrn zu leisten haben, zu schmälern und anzugreifen nie gemeint gewesen sind."

Kretschmann trat für die Meinung des Ministeriums in verschiedenen Staatsschriften in die Schranken, worin über den Einfluß des kaiserlichen Hofes auf den Reichshofrath in Wien und dessen Käuflichkeit laute Klage erhoben und erklärt wurde: „daß bei dem angeführten Umstande offenbar der Fall eintrete, wo bei Ermangelung eines Richters Selbsthülfe Nothwendigkeit werde, um zu seinem völlig erwiesenen Rechte zu gelangen." Diese, von dem preußischen Cabinette proclamirte Rechtfertigung der Selbsthülfe wurde freilich eine Waffe, deren sich die, mit Gewalt zu preußischen Unterthanen gemachten, Reichsunmittelbaren in den fränkischen Fürstenthümern eben so gegen den König, wie dieser gegen Kaiser und Reich bedienten.

Der Wiener Hof aber suchte die Ungunst, in welche das Berliner Cabinet durch das eigenmächtige sich Lossagen von dem Reiche in ganz Deutschland gekommen war, durch eine Menge öffentlicher Staatsschriften zu unterhalten und zu seinem Vortheile auszubeuten. „Seither," heißt es in einer solchen östreichischen Strafpredigt, „habe man geglaubt, daß ein einzelner Reichsstand in seinem Lande nur in so fern Gesetze machen und Verträge schließen dürfe, als sie der Reichsverfassung und den Reichsgesetzen nicht entgegen seien; nun aber höre man, daß die brandenburgischen Hausverträge den Reichsgesetzen vor-

en, daß die Reichsverfassung mit Füßen getreten, die Ehrfurcht vor dem chsoberhaupte, vor den Mitständen, vor den Gesetzen ohne Scheu verletzt den dürfe, wenn nur die Erbverbrüderung befolgt werde. Die Unterthanen :, deren Vortheil vorgeschützt werde, würden froh sein, wenn den Reunionsmern zu Anspach, Baireuth, Hoheneck, Dachstätten, Baiersdorf und wie

ſie alle heißen möchten, ihr Handwerk gelegt werde, um ſich wieder bei den Nachbarn mit Ehren ſehen laſſen zu können und nicht fürchten zu dürfen, bei einem Schritte über die Grenze mit Schlägen empfangen zu werden. Wenn vom Wohl der Unterthanen die Rede ſei, ſollte man die Unterdrückten befragen, ob ihnen die überall eingeführte Laſt der Steuern und der Conſcription gut dünke und wolle man ihre Stimme nicht hören, mit den bisher beliebten Maßregeln nur fortfahren und abwarten, bis die lange genährte Flamme ausbreche, auch die auf's Höchſte geſpannten, urſprünglich anſpachiſch und baireuthiſchen Unterthanen ergreife und einen Aufſtand in Maſſe errege. Sollte es zu einem Kriege zwiſchen Oeſtreich und Preußen kommen, ſo würde man ſehen, welche Partei die fränkiſchen Fürſtenthümer ergreifen werden.

„Im Jahre 1792 ſei Preußen mit Heereskraft ausgezogen, um das Syſtem der Anarchie in Frankreich auszurotten und die Volkstyrannen mit Feuer und Schwert zu vertilgen, von denen kein Beſitz, kein Eigenthum reſpectirt werde. Im Jahre 1796 und 97 erkläre Preußen in Manifeſten und öffentlich autoriſirten Schriften: Es könne die Geſetze nicht befolgen, ohne ſeinem evidenten Rechte zu entſagen und die Gewaltthätigkeiten, die es ſich erlaube, ſeien durch Familienverträge vorgeſchrieben. Wie habe Preußen die auf daſſelbe geſtellten Erwartungen erfüllt? Was habe es gethan, um die Ehrfurcht ſeiner Alliirten, das Vertrauen ſeiner Mitſtände, die Achtung jedes Biedermannes zu erwerben? Es ſei dahin gekommen, daß man von öſtreichiſcher Ehrlichkeit ſpreche und preußiſche Treue wie eine fides Punica zum Sprüchworte geworden.“ *)

Unter dem Schirm des Reichsadlers erhoben nun auch die Zaunkönige und Dompfaffen ihr ſchimpfendes Geſchrei gegen den preußiſchen Adler. Der Fürſtbiſchof von Würzburg erwiderte dem Miniſter Hardenberg auf einen Vergleichsantrag, wegen zweier biſchöflichen Beſitzungen, über die der König von Preußen die Landeshoheit in Anſpruch nahm: „Wer alle, von ſeinen Regierungsvorfahren mit ihren Nachbarn eingegangenen Verträge entweder aufhebe, oder ſich doch die Erkenntniß und Entſcheidung derſelben eigenmächtig zueigne, wer den ehr-

*) Staatsarchiv der fränkiſchen Fürſtenthümer, Bd. III. Heft 2. S. 146 u. f. Die Treuloſigkeit der Karthaginienſer bezeichneten die Römer als fides Punica. Dieſelbe Sprache, faſt dieſelben Ausdrücke, finden wir gegenwärtig in der ſogenannten Großdeutſchen Preſſe gegen Preußen gebraucht; die Wiener Publiciſten können ſich halt von ihrem Hofſtaats-Canzeleiſtyle nicht losmachen.

würdigsten Besitz vernichten und selbst Gewalt brauchen wolle, zertrümmere so augenfällig alle Gesetze und Verfassung, daß man die Behauptung, mit solchen Grundsätzen der Verfassung treu bleiben zu wollen, für einen Hohn, welcher der Verfassung gesprochen werde, anzusehen versucht werden müsse. Wenn der unfürdenkliche und ehrwürdigste Besitz aufhören solle, ein rechtsgültiger Titel zu sein, wenn er als solcher nicht gelten solle, auch wenn er sich zuletzt noch auf Verträge gründe, welche allerseits ohne Gefährde geschlossen worden, so müßten die Kronen auf dem Haupte der Könige wanken und noch vielmehr das Eigenthum der Reichsstände ungewiß werden. Wenn die Reichsgerichte das Recht nicht mehr haben sollen, Landfriedensbrüche und Eigenmacht mit Befehlen und Rescripten zu rügen, wenn alle solche Befehle mit einem Machtspruche für erschlichen erklärt werden, wenn man verlange, daß man wegen seiner Handlungen nach solchen Grundsätzen nur bei den Austrägen belangt werde, so sei das Ansehen der Reichsgerichte vernichtet, die Schutzwehr des Mindermächtigen zertrümmert, Willkür und Uebermacht fangen an, wie in einer Anarchie, Gesetze zu werden."

Zwar beantwortete Hardenberg in beschwichtigender Weise die auf's Neue gegen sein Verfahren erhobenen Beschwerden; das preußische Cabinet aber schritt, unbekümmert um den Reichshofrath und die kaiserlichen Droh- und Mahnbriefe, auf dem Gebiete der Thatsachen praktisch vor, wenn auch für's Erste noch im Stillen. Zu derselben Zeit, als der Erzherzog Karl, dem Andrange der französischen Heere unter Bernadotte und Moreau nicht widerstehend, bis an die Grenzen Böhmens zurückwich, wurde zwischen dem Könige von Preußen und der Republik Frankreich der geheime Vertrag vom 5. August 1796 abgeschlossen, durch welchen die in dem Baseler Frieden noch unbestimmt gelassenen Punkte wegen Abtretung des linken Rheinufers und der dafür Preußen zu gewährenden Entschädigungen festgesetzt wurden.

Haugwitz hatte diesem Vertrage das, die Blöße nur dürftig verdeckende, Mäntelchen eines Memoires umgehangen. „Seine Majestät der König habe der französischen Regierung den Wunsch, welchen ihm seine Würde als deutscher Reichsstand und die damit verbundenen Pflichten eingegeben, nicht verhehlt, daß die Reichsverfassung und das Reichsgebiet in ihrer ganzen Integrität erhalten werden möchten. Mit gleichem Vertrauen habe er der französischen Regierung das, aus seiner engen Verbindung mit dem oranischen Hause entsprungene,

Verlangen eröffnet, daß dieſes Haus wiederum in ſeine, in Holland beſeſſene, Stellen und Würden eingeſetzt werden möchte, wenn auch mit billigen Modificationen, worüber man ſich verſtändigen könne. Seine Majeſtät habe alle Beweggründe und freundſchaftliche Aufforderungen zur Unterſtützung dieſer Vorſchläge angewendet. Da aber die franzöſiſche Republik in der Meinung beharrt habe, daß auf dem Punkte, wohin die Sachen gediehen, die Umſtände ihr nicht erlauben möchten, an dieſem zwiefachen Wunſche Theil zu nehmen, oder die Erfüllung deſſelben zu begünſtigen, ſo habe man ſich über andere Grundlagen vereinigt. Um in dem Falle, daß bei dem Reichsfrieden das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten werden ſolle, für den Verluſt der, auf dieſem Ufer liegenden, preußiſchen Provinzen eine Entſchädigung zu gewinnen, habe man Anfangs die Augen auf das Bisthum Münſter und das Land Recklingshauſen geworfen. Nachdem aber die franzöſiſche Republik den Wunſch geäußert, daß die Republik der Vereinigten Niederlande einen Theil dieſes Bisthums erhalten möge, ſo erkläre Seine Majeſtät, um der franzöſiſchen Republik einen Beweis ſeiner freundſchaftlichen Geſinnungen zu geben, wenn von der Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich die Rede ſein werde, ſich nicht dagegen zu ſetzen und da alsdann zur Entſchädigung der weltlichen Fürſten, welche bei dieſer Verfügung verlieren werden, das Princip der Secularisationen unumgänglich nothwendig werde, ſo willige Seine Majeſtät in die Annahme des Princips und werde zur Entſchädigung für ihre, am linken Rheinufer gelegenen, Provinzen den Reſt des Bisthums Münſter mit Recklingshauſen nach vorhergegangener Secularisation erhalten, behalte ſich jedoch vor noch dasjenige hinzuzufügen, was am ſchicklichſten ſcheinen werde, um die Entſchädigung vollſtändig zu machen.*) Beide Theile werden ſich darüber einverſtehen, auch ſich bemühen den Fürſten des Hauſes Heſſen die Secularisation derjenigen geiſtlichen Staaten, welche ihnen zur Entſchädigung für die am linken Rheinufer verlorenen Länder und Güter am bequemſten liegen

*) Das Secularisiren war keine neue Erfindung, und ſeit der Reformation vornehmlich von den proteſtantiſchen Fürſten, auch von den Kurfürſten von Brandenburg, im Großen geübt worden. Das Secularisiren beſtand darin: Kirchengut, insbeſondere katholiſche Bisthümer, Stifter, Klöſter für weltliches, fürſtliches oder Staatseigenthum zu erklären. Auf dieſe Weiſe waren das deutſche Ordensgebiet in Preußen in ein weltliches Herzogthum, eben ſo die Bisthümer Magdeburg und Halberſtadt in weltliche Fürſtenthümer verwandelt worden.

möchten und der hessen-casselschen Linie noch die Kurwürde zu verschaffen. Endlich verpflichtet sich die französische Republik, wenn die Wiedereinsetzung des Hauses Oranien in die Erbstatthalterwürde nicht zulässig werde, zu Gunsten desselben die Secularisation der Bisthümer Würzburg und Bamberg und deren Verbindung mit der kurfürstlichen Würde nebst Festsetzung des Heimfalls an das brandenburgische Haus bei dem Erlöschen der männlichen Linie des Hauses Nassau-Oranien zu bewirken."

Der Wiener Hof wußte sich sehr bald Kenntniß von diesem geheimen Vertrage zu schaffen und fand darin eine willkommene Veranlassung, auf's Neue und in den heftigsten Ausdrücken die Abtrünnigkeit und Bereicherungsgelüste Preußens auf Kosten des Reichs und der katholischen Kirche der allgemeinen Verurtheilung Preis zu geben. Den geistlichen Reichsständen ließ der Kaiser in vertraulicher Mittheilung unter dem 6. Februar 1797 eröffnen: „es seien schon bei dem Abfalle eines der mächtigsten Reichsstände (Preußen) von der gemeinen Sache geheime Verabredungen gegen die Integrität des deutschen Reichs zu vermuthen gewesen und diese Vermuthung noch mehr bestätiget worden, als mehrere protestantische Fürsten und Reichsstädte jenem Beispiele gefolgt seien. Die feindlichen Absichten seien durch die in Paris angefangene Friedenshandlung an das helle Tageslicht gebracht und von dem Feinde selbst verrathen worden, so daß Niemand daran zweifeln könne, wie begründet die schon früher mitgetheilte Besorgniß sei, daß Secularisations-Entwürfe im Geheimen geschmiedet würden und daß es darauf abgesehen sei, die Aufopferung der geistlichen Reichslande als Hauptbasis der Friedensbedingungen durch die vereinte französische und die von Preußen abhängige protestantische Macht dem wehrlos gemachten und getrennten deutschen Reiche aufzudringen. Der Kaiser selbst sei in diese reichsverderblichen Plane nicht eingegangen, habe dieselben bisher immer standhaft verworfen und gedenke keine Entschädigung auf Kosten patriotischer Reichsstände anzunehmen, sei vielmehr entschlossen, um sich solche nicht aufdringen zu lassen, fortan das Aeußerste zu wagen; er erwarte aber auch, daß bei der vor Augen schwebenden und dringenden großen Gefahr die geistlichen Kurfürsten, Fürsten und Stände sich in engster Vereinigung an das Erzhaus anschließen und durch Anstrengung der äußersten Kräfte, namentlich durch sofortige Absendung ihrer Contingente nach dem vorschriftsmäßigen Quintuplum, den Kaiser in dem großmüthigen Beschlusse bestärken würden,

ſowohl im Kriege, als auch beim Friedensſchluſſe die Sache der geiſtlichen Reichsſtände und Lande mit Nachdruck zu vertheidigen und zu behaupten." Wohlgeſprochen, Pater Lamormain! möchten wir hierbei ausrufen; denn offenbar hatte einer der Gewiſſensräthe des Kaiſers dieſen auf Entzündung des Haſſes zwiſchen dem proteſtantiſchen und katholiſchen Deutſchland berechneten Brief abgefaßt. — Jene Sprödigkeit aber gegen Eingriffe in das Kirchengut überwand Kaiſer Franz ſchon nach Verlauf weniger Monate. Die ſiegreichen Fortſchritte der republikaniſchen Armee unter General Buonaparte in Italien machten es nothwendig, alle Kräfte des Kaiſerſtaates dorthin zu verwenden, wohin auch der Erzherzog Karl, der für den einzigen Feldherrn galt, dem Sieger von Montenotte, Milleſimo, Lodi und Arcole die Stirn zu bieten, geſchickt wurde. Allein der Erzherzog wurde zum Rückzuge genöthigt und noch bevor er ſeinen Degen in entſcheidender Schlacht gezogen, hatten bereits die Federn der Diplomaten am 18. April 1797 zu Leoben einen, von dem General Buonaparte ihnen dictirten Frieden unterzeichnet, der jedoch nur für einen vorläufigen (Präliminar-Frieden) gelten ſollte. In dieſem war in Beziehung auf das deutſche Reich beſtimmt, daß vom Tage der Unterzeichnung ab alle Feindſeligkeiten zwiſchen demſelben und der franzöſiſchen Republik aufhören und auf der Grundlage der Integrität (d. h. vollſtändigen Erhaltung) des Reichs der Hauptfriede zum Abſchluſſe gebracht werden ſollte. Der Kaiſer aber, welcher die Niederlande und die Lombardei verlieren ſollte, verlangte dafür Entſchädigung, und die war nur dadurch zu erhalten, daß ſein Gewiſſen wegen der in Vorſchlag gebrachten Seculariſationen beſchwichtigt wurde. Der berühmte Diplomat Talleyrand, welcher die Biſchofstiara mit der Jacobinermütze vertauſcht hatte, übernahm es, hier wieder einmal dem Kaiſer gegenüber als Beichtvater die Abſolution zu ertheilen. Der Kaiſer hatte nämlich, bevor er ſelbſt zugriff, verlangt, daß man den König von Preußen veranlaſſen möge, eine authentiſche Interpretation, wie er es mit der Seculariſation zu halten gedenke, von ſich zu geben. Durch Haugwitz' Vermittelung erhielt nun Talleyrand von Friedrich Wilhelm II. eine zu Pyrmont den 3. Juli 1797 ausgefertigte Erklärung, aus welcher hervorgeht, mit welcher Liſt der franzöſiſche Fuchs die Cabinette von Wien und von Berlin zu täuſchen wußte. In jener Note erklärte der König, „daß, da nach Verſicherung der franzöſiſchen Regierung der kaiſerliche Hof über das Princip der Seculariſationen behufs der

Entſchädigung der weltlichen Fürſten einverſtanden und hierdurch die vornehmſte Bedingung der Zuſtimmung des Königs erfüllt ſei, der König kein Bedenken trage, ſich dem Verlangen der franzöſiſchen Regierung zu fügen und dieſer Vereinbarung ſeinerſeits beizutreten, indem er dieſelbe als das einzige Mittel betrachte, die Leiden des Krieges, unter welchem Deutſchland ſeufze, zu beenden, wobei der König ſtets bereit ſei, ſich mit der franzöſiſchen Republik, wie mit dem Kaiſer über die Anwendung des gedachten Grundſatzes zu verſtändigen und ſeine Kräfte und ſeine Mittel mit denen der beiden Mächte zur Ausführung und Aufrechthaltung deſſelben zu vereinigen. Es komme in dieſer Beziehung nur auf ein vertrautes Einverſtändniß zwiſchen Preußen und Frankreich an. Vertrauen und gegenſeitige Aufrichtigkeit müſſe vorherrſchen und Preußen werde dieſe Geſinnungen im höchſten Grade mitbringen. Da das Directorium zu erkennen gegeben habe, daß der Kaiſer einiges Bedenken zu hegen ſcheine, das in Rede ſtehende Syſtem zuerſt anzukündigen, um nicht ſeinen Charakter als Kaiſer blos zu ſtellen, ſo ſcheine es dem Könige, der gern beitragen wolle, um ihm dieſe Unannehmlichkeit zu erſparen, eine öffentliche und gemeinſchaftliche Erklärung der drei Mächte über dieſen Gegenſtand werde der hoffentlich zwiſchen ihnen in dieſer Beziehung obwaltenden Einigkeit und der zur Beſchleunigung der Friedenseinleitung unerläßlichen Eile und Kraft des Entſchluſſes am Beſten entſprechen; er, der König, ſei daher zu einer ſolchen Erklärung bereit und es werde nur von den beiden Mächten abhangen, ihm ihre Gedanken über die Art der Abfaſſung wiſſen zu laſſen. Sobald dieſe Mittheilung erfolgt und die Grundlagen des, durch die Vereinigung ihrer Mittel zu bewirkenden, Syſtems feſtgeſtellt worden ſeien, werde die möglichſt ſchnellſte Eröffnung eines Congreſſes durchaus nothwendig ſein, um alle einzelnen, darauf bezüglichen Verhältniſſe zu regeln. Beide Mächte ſollten auf die größte Bereitwilligkeit des Königs rechnen."

So ließ abermals der Kaiſer von dem Könige von Preußen die Kaſtanien aus den glühenden Kohlen herauslangen, erhob ein großes Geſchrei über die Seculariſationen der geiſtlichen Stifter und die Abtretung des linken Rheinufers, während ſich doch nur das Berliner Cabinet die Finger dabei verbrannte.

Sobald die preußiſche Erklärung vom 3. Juli durch vertrauliche Mittheilung der franzöſiſchen Diplomaten ſich in den Händen des öſtreichiſchen Miniſteriums befand, zögerte der Kaiſer nicht länger, auf den vorläufig zu Leoben ge-

schlossenen Frieden einen endgültigen folgen zu lassen, welcher auf dem Schlosse Campo Formio bei Udine in Friaul den 17. October 1797 unterzeichnet wurde.

Der Kaiser trat die östreichischen Niederlande an Frankreich ab; erkannte die, aus der Lombardei gebildete, cisalpinische Republik an, wofür ihm der großmüthige Sieger Buonaparte die Republik Venedig in den Kauf gab, um östreichisches Lehen zu werden. In den geheimen Artikeln — ebenfalls von derselben Hand unterzeichnet, mit welcher Franz II. geschworen hatte „ein immerwährender Mehrer des Reichs" zu sein — machte er sich verbindlich, seine guten Dienste anzuwenden, daß das deutsche Reich das ganze linke Rheinufer mit Einschluß des Brückenkopfes von Mannheim und der Stadt und Festung Mainz, auch der auf dem rechten Ufer gelegenen Werke an Frankreich abtrete. Sollte das deutsche Reich nicht darein willigen wollen, dann verpflichtet sich der Kaiser, seine Truppen bis auf das Reichscontingent von der Reichsarmee abzurufen und auch dieses nicht zur Besatzung eines festen Platzes verwenden zu lassen. Dafür nahm der Kaiser die guten Dienste der Republik Frankreich in Anspruch, damit das Erzstift Salzburg secularisirt und dieses sowohl, als der zwischen diesem Erzstifte, dem Inn, der Salza und Tyrol gelegene Theil von Baiern mit Oestreich vereinigt werde. In dem Falle, daß eine der beiden friedenschließenden Mächte noch weitere Erwerbungen in dem deutschen Reiche machen würde, sollte die andere eben so viel Land zur Ausgleichung erhalten. Der vertriebene Erbstatthalter von Holland, so wie die anderen Fürsten, welche durch Abtretung des linken Rheinufers Verluste erlitten, sollten auf dem Gebiete des rechten Rheinufers entschädigt werden.

Wie arg gebehrdet hatte sich der kaiserliche Hof über die vortheilhaften Bedingungen, welche Preußen in dem Baseler Frieden auf Kosten des Reichs zugestanden worden waren; jetzt griff er nicht allein bedeutend dreister zu, sondern gönnte hier eben so wenig wie in Polen dem Könige von Preußen den schon vorweg in Sicherheit gebrachten Antheil an der Beute. Der neunte geheime Artikel des Friedens von Campo Formio setzte fest, „daß die französische Republik keine Schwierigkeit machen werde, dem Könige von Preußen seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer wieder zu geben, so daß für denselben von Entschädigungen oder neuen Erwerbungen auf dem rechten Rheinufer nicht die Rede sein könne und daß beide contrahirende Mächte sich hierüber gegenseitige Gewähr leisten."

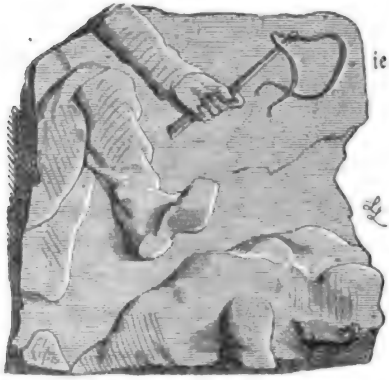
Durch die Friedensſchlüſſe zu Baſel und Campo Formio ward der ſchmachvolle Untergang des einſt ſo glorreichen heiligen römiſchen Reichs germaniſcher Nation beſchleunigt. Die franzöſiſchen Diplomaten, den öſtreichiſchen und preußiſchen auf den Congreſſen eben ſo überlegen, wie die Feldherren auf dem Schlachtfelde den deutſchen Generalen, hatten es dahin gebracht, die beiden Mächte, denen das Wohl und Wehe Deutſchlands anvertraut war, aufs Neue zu trennen und beide Regierungen ließen es ſich angelegen ſein, ihren Völkern einen gegenſeitigen Nationalhaß einzuflößen, wie er kaum in dem ſiebenjährigen Kriege größer geweſen war. Fortan gab es für einen guten Preußen keine größere Freude, als wenn den Oeſtreichern etwas Uebles begegnete und für einen braven Oeſtreicher nichts Erwünſchteres, als daß Preußen ein Unglück betroffen. So geſchah es ſpäter, daß man 1805 in Berlin jubelte, als die Oeſtreicher bei Auſterlitz, und 1806 in Wien, als die Preußen bei Jena geſchlagen wurden.

Friedrich Wilhelm II., welcher an einer unheilbaren, ſchmerzhaften Bruſtwaſſerſucht in dem letzten Jahre ſeiner Regierung erkrankt war, überließ die Beſorgung der auswärtigen Angelegenheiten dem Miniſter Haugwitz, welcher nur das eine Verdienſt hatte, wenn auch ſpät, doch noch nicht zu ſpät zu erkennen, daß ein fernerer Kampf gegen die franzöſiſche Republik für Preußen eine Unmöglichkeit geworden ſei.

Friedrich Wilhelm II. ſtarb am 16. November 1797 in dem, von ihm bei Potsdam am heiligen See im neuen Garten erbauten, Marmorpalais.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Einwirkung der franzöſiſchen Revolution auf die preußiſche Geſetzgebung. — Friedrichs II. Anſichten vom Staate, republikaniſcher Verfaſſung, Gleichheit vor dem Geſetz. — Der Codex Fridericianus bleibt unvollendet. — Friedrich Wilhelm II. läßt den Entwurf eines allgemeinen Geſetzbuches 1788 der Ritterſchaft und den Ständen der Provinzen vorlegen. — Das allgemeine Geſetzbuch wird publicirt am 20. März 1791; darin werden die Menſchenrechte proclamirt; anſtatt des „Königs von Gottes Gnaden“ ein „Oberhaupt des Staates den Pflichten obliegen“. — Machtſprüche haben keine Gültigkeit und die Geſetze nur Kraft, wenn die Geſetz-Commiſſion ſie geprüft hat. — Die Grundſätze der ſocialiſtiſchen Republik im preußiſchen Landrechte. — Die Domainen und Regalien für Staatseigenthum erklärt. — Im Widerſpruch zu den Rechten des Menſchen und freien Bürgers bleiben die Privilegien des Adels beſtehen. — Die Verhältniſſe der Sklaven, Leibeigenen und Unterthanen. — Magiſtrat und Bürgerſchaft. — Ein Cabinetsbeſcheid vom Miniſter Wöllner.



Die Niederlagen, welche das Heer in der Champagne und in den Feldzügen am Rheine erlitt, die ſchmachvollen Bedingungen, welche das Cabinet im Frieden von Baſel unterzeichnete, berührten den Staat nur äußerlich; das Heer wurde wieder vollzählig gemacht, der Verluſt der Provinzen jenſeit des Rheines ward durch Entſchädigung dieſſeits und durch den Länderzuwachs im Oſten reichlich erſetzt und Preußen zählte, wozu es Friedrich erhoben, noch immer mit zu den europäiſchen Großmächten. Der preußiſche Staat aber, dem ein welthiſtoriſcher Beruf zugetheilt worden war, mußte von einer Begebenheit, wie die franzöſiſche Revolution, nicht bloß äußerlich, er mußte auch innerlich davon bewegt und

durchgeschüttelt werden, sie mußte nothwendig auch auf die Staatsverfassung einwirken und zwar um so mehr, als Friedrich selbst, der Philosoph auf dem Throne, den Boden dazu vorbereitet, die Gemüther empfänglich gemacht hatte.

„Man möge es sich wohl einprägen," hatte Friedrich drucken lassen, „daß die Bewahrung der Gesetze der einzige Grund war, welcher die Menschen veranlaßte, sich Vorgesetzte zu geben, da dies der wahrhafte Ursprung der Souverainetät ist. Die Obrigkeit war der erste Diener des Staats."

Wir erinnern hier an die Bekenntnisse Friedrichs über absolute Herrschergewalt und über die angebornen Rechte der Menschen, die wir in dem Leben des großen Königs (Preußens Helden Bd. II. S. 62. u. f.) mitgetheilt haben. „Der Geist der Unabhängigkeit," schrieb er als Kronprinz 1736, „ist es, der so große Männer in dem Volke erweckt und Republiken hervorgerufen hat, welche unter den Menschen eine Art von Gleichheit errichten und sie dem Naturzustande näher bringen. Der republikanische Geist, welcher auf seine Freiheit über alle Maßen eifersüchtig ist, schöpft Verdacht gegen Alles, was ihn beschränken könnte und empört sich über den bloßen Gedanken eines Herrn. Man kennt in Europa wohl Völker, welche das Joch ihrer Tyrannen abgeworfen haben, um sich der Unabhängigkeit zu erfreuen, allein man kennt keine, die sich als Freie einer freiwilligen Sklaverei unterworfen hätten. Niemals wird man wahrhaft freie Republikaner überreden, sich einen Herrn zu geben und wenn es auch der beste wäre; sie werden euch immer entgegnen: es ist besser von den Gesetzen, als von der Laune eines einzigen Menschen abzuhängen." In gleicher Weise hatte der König sich während seiner Regierung zu wiederholten Malen ausgesprochen, so schrieb er im Jahre 1779 bei dem berühmt gewordenen Processe des Müllers Arnold an das Kammergericht zu Berlin: „Sie müssen wissen, daß der geringste Bauer, ja, was noch mehr ist, der Bettler eben so wohl ein Mensch ist, wie Seine Majestät sind und dem alle Justiz gewährt werden muß, indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag sein ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich und bei solchen Gelegenheiten muß nur nach der Justiz verfahren werden, ohne Ansehn der Person." Freisinnige Ideen aber und demokratische Bekenntnisse, selbst von dem Munde eines Königs ausgesprochen, geben noch keine sichere Gewähr der Freiheit, sind noch nicht Verfassung, noch nicht Gesetzbuch. Die Nothwendigkeit, seinem Staate ein solches in erneuerter Form

zu geben, hatte Friedrich schon bei dem Antritte seiner Regierung erkannt und es erschien auf seinen Befehl in den Jahren 1749 und 1751 in zwei Theilen: „Project eines Corpus Juris Fridericiani, das ist Sr. königlichen Majestät in Preußen in der Vernunft und Landesverfassung gegründetes Landrecht." Während des siebenjährigen Krieges hatte Friedrich das Recht auf andere Weise zur Geltung zu bringen und erst gegen das Ende seiner Regierung nahm er diese Angelegenheit wieder auf.

Im April 1781 erschien der erste Theil des neuen Corpus juris Fridericiani, jedoch auch nur als ein Entwurf, welcher mit Genehmigung des Königs zuvor „dem Publicum und den Sachverständigen zur Beurtheilung übergeben wurde." Des früher (1749) ausgesprochenen Befehls, den Entwurf den Ständen vorzulegen, wurde hierbei von Friedrich II. nicht wieder gedacht. Friedrich Wilhelm II. ließ sich bei seiner Thronbesteigung die Vollendung des Gesetzbuches angelegen sein und auf seinen Befehl wurde der, bis zum Jahre 1788 vollendete, Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuches für die preußischen Staaten „der getreuen Ritterschaft und den übrigen Ständen in den Provinzen zugefertiget, um denselben genau zu prüfen und Alles, was sie anbei noch zu erinnern und zu ergänzen finden möchten, ganz frei und ohne Rückhalt anzuzeigen, damit der König desto zuverlässiger versichert sein könne, daß das neue Gesetzbuch den Gesinnungen und Wünschen der getreuen Unterthanen so viel als möglich gemäß abgefaßt werde." In sehr umfangreicher Weise wurde dieser Aufforderung genügt, indeß bewältigten der Geheime-Rath Suarez und die ihm beigeordnete Gesetz-Commission die, achtzig Folio-Bände starken, ständischen Monita und außerdem eingegangenen Erinnerungen, so daß durch ein königliches Patent vom 20. März 1791 das allgemeine Gesetzbuch für die preußischen Staaten veröffentlicht werden konnte und zwar mit der Bestimmung, daß dasselbe mit dem 1. Juni 1792 Gesetzeskraft erhalten solle.

Eher noch, als den preußischen Feldherren und Diplomaten jener Zeit, können wir den Gesetzgebern nachrühmen, daß sie wußten, was die Aufgabe Preußens war; allein die Weltgeschichte geht ihren Gang, unberührt von der Macht und Meinung derjenigen, welche ihren Lauf mit Hemmschuhen bremsen, oder ihn mit überspannter Dampfkraft beflügeln wollen und so bewährte sich auch in der Gesetzgebung jene in früheren, wie in späteren Zeiten gemachte Erfahrung: „was ihr auch gegen das Princip der Revolution und deren Er-

folge unternehmen mögt, es schlägt dennoch all euer Thun zu ihrem Gunsten aus!"

Zu keiner Zeit war die Partei, welche den Wahlspruch führt: „wir wollen nicht die Contre-Revolution, allein wir wollen das Gegentheil der Revolution," von der Macht der Regierung, der öffentlichen Meinung und dem Nationalgefühl der großen Masse in Preußen mehr unterstützt als damals, wo bereits blutige Volksjustiz in Paris ausgeübt und Ludwig XVI. von seinen königlichen Freunden in Deutschland eingeladen worden war, durch seine Flucht dem weiteren Fortschritte der Revolution ein Ziel zu setzen. Um so mehr mußte es überraschen, daß zu derselben Zeit von dem Könige von Preußen ein Gesetzbuch publicirt wurde, in welchem „die Rechte des Menschen" zum Theil noch in ausgedehnterer Weise, als in dem Ballhause zu Versailles, proclamirt, das absolute Königthum von Gottes Gnaden in das verantwortliche Amt eines beschränkten Staats-Oberhauptes umgewandelt, und die Abwehr der Gewaltmaßregeln von oben dem Bürger als rechtliche Nothwehr verstattet werden.

„Die allgemeinen Rechte der Menschen," so lauten die Paragraphen dieser Magna Charta Preußens, „gründen sich auf die natürliche Freiheit, sein eigenes Wohl, ohne die Kränkung der Rechte eines Andern, suchen und befördern zu können. — Das Wohl des Staats überhaupt und seiner Einwohner insbesondere ist der Zweck der bürgerlichen Vereinigung und das allgemeine Ziel der Gesetze. — Das Oberhaupt des Staats, welchem die Pflichten zur Beförderung des gemeinschaftlichen Wohles obliegen, ist die äußeren Handlungen aller Einwohner diesem Zwecke gemäß zu leiten und zu bestimmen berechtigt. — Die Gesetze und Verordnungen des Staats dürfen die natürlichen Rechte nicht weiter beschränken, als der gemeinschaftliche Endzweck erfordert. — Ein jedes Mitglied des Staats ist das Wohl und die Sicherheit des gemeinen Wesens, nach dem Verhältniß seines Standes und Vermögens, zu unterstützen verpflichtet. — Einzelne Rechte und Vortheile der Mitglieder des Staates müssen den Rechten und Pflichten zur Beförderung des gemeinschaftlichen Wohls nachstehen. — Jeder Einwohner des Staats ist den Schutz desselben für seine Person und sein Vermögen zu fordern berechtigt. — Die Selbsthülfe kann nur in dem Falle entschuldiget werden, wenn die Hülfe des Staats zu einem unwiederbringlichen Schaden zu spät kommen würde; — auch jeder Inhaber und Besitzer soll in gleichem Falle berechtigt sein, Gewalt mit Gewalt abzuweh-

ren. — Rechtsſtreitigkeiten zwiſchen dem Oberhaupte des Staats und ſeinen Unterthanen ſollen bei den ordentlichen Gerichten nach den Vorſchriften der Geſetze erörtert und entſchieden werden. — Die von dem Landesherrn in einzelnen Fällen, oder in Anſehung einzelner Gegenſtände getroffenen Verordnungen können in anderen Fällen oder bei anderen Gegenſtänden als Geſetz nicht angeſehen werden. — Machtſprüche, oder ſolche Verfügungen der oberen Gewalt, welche in ſtreitigen Fällen, ohne rechtliches Erkenntniß, ertheilt worden ſind, bewirken weder Rechte noch Verbindlichkeiten. — Auf Meinungen der Rechtslehrer, oder ältere Ausſprüche der Richter ſoll bei künftigen Entſcheidungen keine Rückſicht genommen werden.*) — Ein jeder Entwurf zu einer neuen Verordnung, durch welche die beſonderen Rechte und Pflichten der Bürger beſtimmt, oder die gemeinen Rechte abgeändert, ergänzt oder erklärt werden ſollen, muß, vor der Vollziehung, der Geſetz-Commiſſion zur Prüfung vorgelegt werden. — Ein ohne dergleichen Prüfung bekannt gemachtes Geſetz iſt, in Anſehung des dadurch beeinträchtigten Staatsbürgers, unverbindlich und ohne Wirkung. Die Vorgeſetzten eines jeden Departements im Staatsrathe müſſen dafür haften, daß dieſer Anordnung in keinem Falle entgegengehandelt werde. — Die Geſetze des Staates verbinden alle Mitglieder deſſelben ohne Unterſchied des Ranges, Standes und Geſchlechts. — Gegen den, welcher durch einen Machtſpruch in der Ausübung und Verfolgung ſeines Rechts gehindert wird, nimmt keine Verjährung ihren Anfang. — Die vorzüglichſte Pflicht des Oberhauptes im Staate iſt: ſowohl die äußere als innere Ruhe und Sicherheit zu erhalten und einen Jeden bei dem Seinigen gegen Gewalt und Störungen zu ſchützen. Ihm kommt es zu für Anſtalten zu ſorgen, wodurch den Einwohnern Mittel und Gelegenheit verſchafft werden, ihre Fähigkeiten und Kräfte auszubilden und dieſelben zur Beförderung ihres Wohlſtandes anzuwenden."

Das allgemeine preußiſche Landrecht ging noch einen Schritt weiter und erhob ſich zu Grundſätzen, deren Verwirklichung funfzig Jahre ſpäter die ſocialiſtiſche Republik ſich zur Aufgabe geſtellt hat. „Dem Staate liegt ob für die Ernährung und Verpflegung derjenigen Bürger zu ſorgen, die ſich ihren Unterhalt nicht ſelbſt verſchaffen und denſelben von anderen Privatperſonen, welche nach beſonderen Geſetzen dazu verpflichtet ſind, nicht erhalten können.

*) Alſo keine Autoritäten der hiſtoriſchen Schule.

Denjenigen, denen es nur an Mitteln und Gelegenheit fehlt, ihren und der Ihrigen Unterhalt selbst zu verdienen, sollen Arbeiten, ihren Kräften und Fähigkeiten gemäß, angewiesen werden. — Damit das Oberhaupt des Staates die ihm obliegenden Pflichten erfüllen und die dazu erforderlichen Kosten bestreiten könne, sind ihm gewisse Einkünfte und nutzbare Rechte beigelegt. (Dasselbe ist der Fall bei dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika.) — Das Recht, zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse das Privatvermögen, die Personen, ihr Gewerbe, Producte oder Consumtion mit Abgaben zu belegen, ist ein Majestätsrecht (nicht aber als ein, an die Person des Monarchen, sondern an den Staat gebundenes, bezeichnet); dem Besteuerungsrechte, als einem Hoheitsrechte des Staats, sind alle diejenigen unterworfen, die für ihre Personen, Vermögen oder Gewerbe den Schutz des Staates genießen."

Das vieldeutige und dennoch nichtssagende Wort „Volkssouverainetät", welches in den verschiedenen französischen Constitutionen an die Spitze gestellt worden war, finden wir nicht in dem preußischen Gesetzbuche; allein statt dessen war, wenn auch nicht dem Worte, doch der Sache nach, die Souverainetät des Staates festgestellt. „Die Pflicht des Staates für die Sicherheit seiner Einwohner, ihrer Personen und ihres Vermögens zu sorgen, ist der Grund der demselben zukommenden und allgemeinen Gerichtsbarkeit." — Eben so war es ein ungeheurer Fortschritt auf der Bahn zur Begründung des Rechtsstaates, daß die bisherigen Krongüter, Krongefälle und Regalien für Staatseigenthum erklärt wurden. „Einzelne Grundstücke, Gefälle und Rechte, deren besonderes Eigenthum dem Staate und die ausschließende Benutzung dem Oberhaupte desselben zukommt, werden Domainen oder Kammergüter genannt. — Auch diejenigen Güter, deren Einkünfte zum Unterhalte der Familie des Landesherrn gewidmet worden, sind als Domainengüter anzusehen. — Domainengüter können nur in so weit an einen Privatbesitzer gültig gelangen, als der Staat dagegen auf andere Art schadlos gehalten worden. — Die Land- und Heerstraßen, die von Natur schiffbaren Ströme, das Ufer des Meeres und die Hafen sind ein gemeines Eigenthum des Staates." Wir finden hier bereits einen guten Grund gelegt, um darauf weiter zum Budget und zur Civilliste fortzubauen.

Neben diesen und noch vielen anderen Bestimmungen, welche ihre revolutionaire Herkunft nicht verleugnen können, blieb indessen noch vieles, von dem

Roſt und der Verrottung längſt angefreſſene, Rüſtzeug in dem Geſetzbuche, welches den vollen Anlauf eine Verfaſſung zu werden genommen hatte, ſtehen. Von der hochherzigen Hingebung, welche in der denkwürdigen Sitzung vom 4. Auguſt 1789 der Adel Frankreichs bewieſen, war bei den märkiſchen Junkern und uckermärkiſchen Granden keine Spur zu finden und ihre Genoſſenſchaft hatte für die Erhaltung der ſogenannten Ehrenrechte und Privilegien des Adels beſſer geſorgt, als für die zum Staatsoberhaupte herabgeſetzte Majeſtät von Gottes Gnaden. Einige Paragraphen genügen, um die, auch in dem neuen Geſetzbuche noch ſtehen gebliebenen, Adelsvorrechte kennen zu lernen; allein die Ritterburgen und Raubſchlöſſer lagen in Trümmer und waren mit dergleichen papiernen Stemm- und Stammbäumen nicht wieder aufzurichten. „Dem Adel, als dem erſten Stande im Staate, liegt nach ſeiner Beſtimmung die Vertheidigung des Staates, ſo wie die Unterſtützung der äußeren Würde und inneren Verfaſſung deſſelben hauptſächlich ob.*) — Die Aufnahme in adeliche Ritterorden und Stifter zu adelichen Stellen, zu Turnieren, zu der Ritterbank auf den Landtagen und in den Collegien, ſo wie zu adelichen Hofämtern, beweiſet den, einer Familie zukommenden, Geſchlechtsadel. — Der Adel iſt zu den Ehrenſtellen im Staate, wozu er ſich geſchickt gemacht hat, vorzüglich berechtiget. — Nur der Adel kann aus adelichen Gütern Fidei-Commiſſe errichten. — Adeliche Gutsbeſitzer ſind zur Ausübung der dem Gute verliehenen Jagdgerechtigkeiten in ihrem eigenen Namen berechtigt. — Nur die adelichen Gutsbeſitzer dürfen in das Kirchengebet eingeſchloſſen werden. (Von dem Vorhandenſein der bürgerlichen Canaille durfte unſer Herr Gott gar nicht in Kenntniß geſetzt werden.) — Das Recht, in den Verſammlungen des Adels auf Kreis- und Landtagen zu erſcheinen und über die daſelbſt vorkommenden Angelegenheiten zu ſtimmen,

*) Nach der Schlacht von Jena änderten ſich hierin die Anſichten; der Miniſter Hardenberg ſchrieb in ſeiner Denkſchrift, welche er dem Könige Friedrich Wilhelm III. überreichte: „Der Adel iſt ſowohl der Zahl ſeiner Mitglieder nach, als durch die Ausdehnung ſeines Beſitzes ſchwach. Im preußiſchen Staate rechnet man kaum einen Edelmann auf 500 Perſonen, und wenn man von der Macht des Volkes ſpricht, denkt man nur an die Millionen nichtadelicher Bürger und Bauern. Ueberdies hat durch die Zeit der Adel ſeine Bedeutung verloren; nur das iſt in einem Staate politiſch kräftig, was auf ſeinen herrſchenden Inſtitutionen ruht, und da das Militairſyſtem die Hülfe entbehrlich gemacht hat, welche Feudalmacht und Erbunterthänigkeit früher leiſteten, da beide im Verlaufe dreier Jahrhunderte geſchwunden ſind, ſo hat der Adel keine Wurzel mehr."

gebührt in der Regel nur dem angesessenen Adel. Unadeliche Personen sollen bei solchen Versammlungen als Stellvertreter oder Bevollmächtigte in der Regel nicht zugelassen werden. — Personen bürgerlichen Standes können ohne besondere landesherrliche Erlaubniß keine adelichen Güter besitzen. Sind unter den Erben keine zum Besitze fähige Personen, so muß das Gut innerhalb Jahresfrist, vom Todestage an gerechnet, an einen adelichen Besitzer aus freier Hand überlassen werden. Geschieht dieses nicht, so muß das Gut auf den Antrag des Fiscus durch gerichtliche nothwendige Subhastation an einen adelichen Besitzer gebracht werden. — Adeliche sollen in der Regel keine bürgerliche Nahrung oder Gewerbe treiben. — Wer mit Verschweigung oder Verleugnung seines adelichen Standes sich in eine Zunft oder Innung einschleicht und bürgerliche Gewerbe treibt, der geht seiner adelichen Rechte verlustig. Noch mehr findet dies statt, wenn Jemand von adelicher Geburt eine unehrbare oder auch nur eine solche Lebensart wählt, wodurch er sich zu dem gemeinen Volke herabsetzt. — Personen adelichen Standes können keine persönliche Unterthänigkeit übernehmen oder dazu angenommen werden. — Nur Personen des gemeinen Bürger- und Bauernstandes können, auch ohne Uebernehmung eines unterthänigen Grundstückes, durch einen Vertrag in persönliche Unterthänigkeit einer Gutsherrschaft sich begeben."

Die Gesetzgebung befand sich in Betreff der in der Einleitung ausgesprochenen Rechte des Menschen noch in sehr naiver Anschauung und glaubte den Anforderungen der Zeit eine große Concession dadurch gemacht zu haben, daß sie, was unter dem großen Friedrich noch nicht in die Gesetze aufgenommen worden, bestimmte: „Sklaverei soll in den Königlichen Staaten nicht geduldet werden. Kein Königlicher Unterthan kann und darf sich zur Sklaverei verpflichten." Anstatt aber, dem Beispiele Englands folgend, zu erklären, daß ein Sklave, sobald er den preußischen Boden betrete, ein freier Mensch sei, wurde jenem Paragraphen hinzugefügt: „Fremde, die sich nur eine Zeit lang in Königlichen Landen befinden, behalten ihre Rechte über die mitgebrachten Sklaven; doch muß ihnen die Obrigkeit Schranken setzen, wenn sie diese Rechte bis zu lebensgefährlichen Mißhandlungen der Sklaven ausdehnen." Da das Abschneiden der Ohren und Nase nicht gerade für lebensgefährlich gilt, so hatte die hohe Obrigkeit dagegen nichts einzuwenden; ließ der Fremde sich in den preußischen Staaten nieder, so hörte die Sklaverei auf, doch mußte der Sklave

dem Herrn ohne Lohn so lange dienen, bis er ihn für die, auf seinen Ankauf verwendeten, Summen entschädigt hatte. Hatte die Herrschaft der von einem solchen gewesenen Sklaven erzeugten Kinder sich angenommen, so gebührten ihr auf die Dienste derselben gleiche Rechte, wie auf andere in Pflege und Erziehung genommenen Kinder. Einen gewesenen Sklaven konnte der Herr auf einem Landgute als Unterthanen zuschlagen. — Die sogenannten „Unterthanen" wurden zwar ausdrücklich für „freie Bürger des Staats" erklärt, jedoch mit dem sehr lästigen Vorbehalt: „außer der Beziehung auf das Gut, zu welchem sie geschlagen sind." Dann hieß es ferner: „Es findet die ehemalige Leibeigenschaft als eine Art der persönlichen Sklaverei nicht mehr statt;" allein die Unterthanen waren an die Scholle des Gutes gebunden und konnten, jedoch nur zugleich mit dem Gute, zu dem sie gehörten, wie jedes andere Stück Vieh vertauscht und verkauft werden. Die Kinder unterthäniger Aeltern wurden derjenigen Herrschaft unterthan, welcher die Eltern zur Zeit der Geburt unterworfen waren. Zur Verheirathung mußten die Unterthanen die Genehmigung der Herrschaft nachsuchen. Kinder der Unterthanen mußten in der Regel sich dem Bauernstande widmen. „Wenn jedoch ein Kind, nach dem Befunde sachkundiger Männer, zu einer Kunst oder Wissenschaft vorzügliche Talente und die erforderlichen Hülfsmittel zu deren Erlernung besitzt, so darf ihm dazu die Erlaubniß nicht versagt werden;" allein die Herrschaft konnte ein solches Kind — und wenn es ein Mozart geworden wäre — gegen das gewöhnliche Lohn in ihrem Dienste verwenden oder Stellvertretung durch eine andere diensttaugliche Person verlangen. — Der gestrenge König Friedrich Wilhelm I. hatte durch ein „Prügelmandat" das Tractiren der Unterthanen wie das liebe Vieh verboten; allein so lange noch in der Armee der Corporalstock geschwungen wurde, durfte er auch dem Gutsherrn nicht entzogen werden. „Faules, unordentliches und widerspenstiges Gesinde kann die Herrschaft durch mäßige Züchtigungen zu seiner Pflicht anhalten; auch dies Recht ihren Pächtern und Wirthschaftsbeamten übertragen." Der Herrschaft war für die Bestimmung der den Unterthanen aufzulegenden Dienste ein ungemessener Spielraum verstattet. „In der Regel sind die zu Diensten verpflichteten Unterthanen alle Arten von Fuhren und Handarbeiten, welche zur landwirthschaftlichen Benutzung des herrschaftlichen Guts erfordert werden, zu verrichten schuldig."

Die Städte hatten durch ihre Betriebsamkeit, ihren Reichthum und ihre

Verfassung den Wohlstand und den Einfluß der Ritterschaft in Deutschland schon längst überflügelt, als sie in Preußen durch die streng vormundschaftliche Regierung Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. noch in drückender Abhängigkeit gehalten wurden. Das neue Gesetzbuch enthielt zu Gunsten der Städte sehr wesentliche Verbesserungen; die Wahl der Magistrate, die Verwaltung des Kämmereivermögens unter gewählten Repräsentanten, die Errichtung von Stadtgerichten und städtischen Polizeiämtern bahnte den Weg zu einer freieren städtischen Gemeindeverfassung, welche durchweg auf dem Grundsatz des Self-gouvernements (Selbstregierung) beruhte.

In dem königlichen Patente vom 20. März 1791, welches dem neuen Gesetzbuche vorgedruckt war, wurde der 1. Juni 1792 als der Tag der Einführung desselben bezeichnet. Seit einigen Jahren schon quälten sich die alten, eingeschulten Räthe, Richter und Anwälte, ihre alte Litanei zu vergessen und die neuen Titel und Paragraphen sich geläufig zu machen, die Aspiranten und Auscultatoren ließen es auch nicht an dem sogenannten „Einochsen" ermangeln, denn den Examinatoren genügte es nicht, ihnen nur den neuen Unsinn abzufragen, sie mußten in dem alten eben so gut Bescheid wissen, also gedoppelte Plage bei Alt und Jung! Da erschien unerwartet eine königliche Verfügung vom 18. April 1792, der zu Folge die Einführung des neuen Gesetzbuches mit Bezugnahme auf das, von dem schlesischen Justizminister von Dankelmann erhobene Bedenken, daß das Publicum nicht Zeit gehabt habe, sich mit dem Inhalte bekannt zu machen, auf unbestimmte Zeit vertagt wurde. Der Großkanzler, als Chef der Justiz, versuchte vergebens in zwei, an den König unmittelbar gerichteten, Berichten auf die, bei der Zurücknahme des Publications-Patents unvermeidlichen, Uebelstände, Verwirrung und Rechtsunsicherheit aufmerksam zu machen; es hatte sein Bewenden bei der königlichen Verordnung, der zu Folge die Bekanntmachung des neuen Gesetzbuches für jetzt unterblieb. In den nächsten Umgebungen des Königs hatten sich besorgliche Stimmen vernehmen lassen, welche vor dem revolutionairen Gift, welches das neue Gesetzbuch enthalte, eindringlich und mit Erfolg gewarnt hatten. Nachdem nun wiederum anderthalb Jahre lang die Justiz in dem alten Schlendrian nothdürftig gehandhabt worden war, erhielt der Großkanzler unter dem 12. November 1793 einen Cabinetsbefehl, worin ihm aufgegeben war, das neue Gesetzbuch dahin abzuändern, „daß alle Sätze, welche das Staatsrecht und die Regierungs-

form beträfen, ſo wie alle neue, aus den bisher beſtandenen Geſetzen nicht fließende und zu deren Beſtimmung und Ergänzung nicht dienende, Vorſchriften wegfallen ſollten.“ Beſondern Anſtoß hatte der König an dem Ausdrucke „Machtſpruch“ genommen, welcher überall entfernt und mit einem ſchicklicheren vertauſcht werden ſollte; da es ihm nur um die Streichung einiger Paragraphen zu thun war, befahl er, daß nach Verlauf von 14 Tagen ihm das, nach ſeinen Angaben abgeänderte, Geſetzbuch vorgelegt werde. Dieſem Befehle wurde genügt und ſo verkündete ein Publicationspatent vom 5. Februar 1794, daß das neue Geſetzbuch unter der Benennung „allgemeines Landrecht“ mit dem 1. Juni deſſelben Jahres in Kraft treten ſollte. — Obſchon ſo mancher verdächtige Paragraph geſtrichen worden war, blieben bei der Uebereilung und dem Unwillen, mit welchen binnen der geſetzten Friſt von vierzehn Tagen die Arbeit beendigt ſein mußte, doch noch einige Pfeiler für den künftigen Weiterbau einer Verfaſſungsurkunde in dem allgemeinen Landrechte ſtehen; wir zählen hierzu die Beſtimmungen: „über die Rechte und Pflichten des Staatsoberhauptes, welchem zur Erfüllung derſelben gewiſſe Einkünfte und nutzbare Rechte beigelegt werden.“ Der Ausdruck „Machtſpruch“ war beſeitigt worden, jedoch die Beſchränkung geblieben, daß Verordnungen des Königs vor der Vollziehung der Geſetz-Commiſſion vorgelegt werden mußten, womit freilich in einem ſchroffen Widerſpruche die Beſtimmung ſtand, daß dem Oberhaupte des Staats das Recht zugetheilt wurde: „allgemeine Geſetze zu geben, dieſelben aufzuheben und darüber Erklärungen abzugeben.“

Weder die Publication des neuen Geſetzbuches, noch die Vertagung und ſpätere Bekanntmachung mit verändertem Inhalte erregten Aufſehen oder Theilnahme im Publicum; es war noch die glückliche Zeit ſtiller Bürgertugend, welcher als erſtes Gebot galt: Ordre parirt! nicht raiſonnirt! Weder Tante Voß, noch Onkel Spener beſprachen öffentliche Angelegenheiten in leitenden Artikeln. — Die den Miniſtern und noch mehr den Cabinetsräthen des Königs anſtößige Bezeichnung „Machtſpruch“ für willkürliche und ungeſetzliche Verordnungen und Entſcheidungen war aus dem Geſetzbuche entfernt worden; um ſo ungeſcheuter ſchaltete die Willkür. Als ein Beiſpiel, in welcher Weiſe damals verfahren wurde, möge hier ein Beſcheid ſtehen, welcher dem Vorſtande des Pädagogiums zu Kloſter Bergen bei Magdeburg ertheilt wurde. Dies einſt katholiſche Kloſter war in eine evangeliſch-lutheriſche höhere Lehranſtalt umge-

wandelt worden, doch war von der früheren Verfassung dem Kloster die eigene Verwaltung seiner Güter, die Erwählung des Directors, welcher den Titel „Abt" führte, die Benennung „Kloster-Conventualen" für die Lehrer und noch anderes erhalten worden. Als im Jahre 1796 der Minister Wöllner dem Kloster eine seiner Creaturen als Abt aufdringen wollte, erhoben die Conventualen Einspruch und reichten eine Klage gegen den Fiscus, d. h. gegen den König, bei dem Obergerichte zu Magdeburg ein; dieses theilte die Klageschrift dem Minister Wöllner zu näherer Kenntnißnahme mit, welcher den Kloster-Conventualen, die sich bereits in zwei allerunterthänigsten Vorstellungen an den König gewendet hatten, unter dem 30. März 1796 folgenden Bescheid aus dem Cabinet Seiner Majestät zugehen ließ: „Wenn Wir euch bisher auf eure beiden letzten abentheuerlichen Vorstellungen, worin ihr wider die, bereits vor einigen Jahren von Unserer Person dem Consistorialrath Scheve per Cabinetsordre ertheilte, Anwartschaft auf die Abtstelle zum Kloster Bergen zu protestiren euch unterstanden habt, mit keiner Resolution versehen haben, so ist dies aus der Ursache geschehen, weil Wir hofften, daß ihr als vernünftige Menschen endlich in euch zurückgehn und euch eines andern besinnen würdet. Da ihr aber in eurer Insolenz gegen königliche Befehle so weit gegangen seid, daß ihr sogar ein Klagelibell contra Fiscum bei der Magdeburgischen Regierung wirklich eingeleitet habt, worin ihr von einer freien Wahl des Abts gegen eine Cabinetsordre träumt, so dient euch hiermit zur endlichen Resolution, daß, wofern ihr eure Geringfügigkeit gegen die Befehle des Landesherrn als bloße Candidaten und bestellte Schullehrer nicht bald einsehen und begreifen werdet, daß ihr aus königlicher Milde nur Lohn und Brod erhaltet, um die Jugend zu informiren, Wir euern thörichten Stolz bald demüthigen und bei des Königs Majestät höchster Person (!) dahin antragen werden, daß ihr als ungehorsame Unterthanen, die sich gegen den Willen des Souverains aufzulehnen nicht entblöden, ohne weitere Umstände cassirt und aus dem Kloster fortgeschafft werdet. Wonach ihr euch zu richten. Friedrich Wilhelm."*)

*) Die Minister und Cabinetsräthe vergaßen zuweilen, daß sie ihrer eigenen Angelegenheit den Namen des Königs unterschoben; daher der Unsinn, daß der König droht, „er werde es Seiner Majestät melden."

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Erſtes Schaumſprühen der franzöſiſchen Revolution in Preußen. — Schneider-Crawall in Breslau; — durch Kartätſchen gedämpft. — Feierliche Beſtattung der Gebliebenen. — Einholung und Triumphzug des ungariſchen Schneidergeſellen. — Der Profeſſor Fehler ſtiftet den Bund der Evergeten; — er löſt ihn wieder auf. — Leipziger, Conteſſa und Zerboni errichten ein moraliſches Vehmgericht. — Zerboni's Brief an den Miniſter Grafen Hoym. — Zerboni und Genoſſen kommen „auf königliche Gnade" auf die Feſtung. — Geſellige und ſittliche Zuſtände in Berlin vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution. — Die ſchönen Künſte. — Das Nationaltheater. — Der Carneval in Berlin. — Italieniſche Oper. — Redouten. — Jagden. — Kleideraufwand. — Luxus und Mode.

atte die Geſetzgebung, ſelbſt nach einer ſtrengen Reviſion, vor dem Eindringen des revolutionairen Giftes — auch Gifte gehören zu den Heilmitteln — nicht bewahrt werden können, ſo darf es nicht befremden, wenn in allen Kreiſen der Geſellſchaft die Einflüſſe der weltgeſchichtlichen Erſchütterung der franzöſiſchen Revolution bemerkbar wurden. In den Herbergen, den Caſernen, den Univerſitäten und Dorfſchenken wurde nicht mehr in harmlos philiſterhafte Weiſe gekannegiſert, ſtellenweiſe kam es zu Straßen-Crawallen und Verſchwörungen. Für eine der unruhigſten Provinzen galt Schleſien und bei mehreren Veranlaſſungen zeigten ſich hier die Gemüther zum Aufruhr geneigt. Der Polizeidirector in Breslau hatte im April 1793 einen aus Ungarn gebürtigen Schneidergeſellen in das Hundeloch — ſo hieß das Gefängniß — werfen laſſen, weil er, der Zunftord-

Digitized by Google

nung zuwider, seinen ersten Meister, ohne von ihm verabschiedet worden zu sein, verlassen hatte und bei einem Zweiten in Arbeit getreten war. Funfzehn Herbergsgenossen, welche nach dem Rathhause abgeordnet worden waren, um die Freilassung des Verhafteten zu verlangen, wurden ebenfalls eingesteckt. Jetzt meldeten sich einhundert und dreißig Gesellen auf dem Rathhause und verlangten trotzig: entweder Freilassung der Verhafteten, oder daß man sie ebenfalls verhafte. Dies letztere wurde sogleich erfüllt und da hierauf die sämmtlichen Schneidergesellen Breslau's vor das Rathhaus rückten und ebenfalls eingesteckt zu werden verlangten, wußte der Polizeidirector, Geheime Rath Werner, auch für diese, einige hundert Köpfe zählende, Schaar das nöthige Unterkommen zu verschaffen. Der Ungar war unterdessen unter militairischem Geleit aus der Stadt und über die Grenze geschafft worden. Dies sahen die Gesellen der anderen Gewerke als eine, der gesammten Zunftgenossenschaft zugefügte, Ehrenkränkung an, sie erhoben sich in Masse, über dreitausend an der Zahl, stürmten die Gefängnisse, befreiten die Verhafteten und führten sie im Triumph vor das Haus des Polizeipräsidenten, welches demolirt wurde und erlangten von dem Minister Grafen Hoym, welcher die Stelle eines Ober-Präsidenten der Provinz Schlesien bekleidete, die Abführung des Polizei-Chefs nach der Festung Neiße und die Zurückberufung des ausgewiesenen Ungarn. Bis diese erfolgte, hatten die Gesellen die Arbeit eingestellt und trieben sich auf den Straßen umher, wodurch es am dritten Tage des Tumults zu einem blutigen Zusammentreffen mit der bewaffneten Macht kam. Nichtsnutzige Schusterjungen hatten die Artilleristen, welche mit brennenden Lunten bei den mit Kartätschen geladenen Kanonen an der Ecke des Marktes bei der Schmiedebrücke hielten, verhöhnt und gefragt: ob die Knallbüchsen mit Buttermilch oder mit Mondschein geladen seien? Die Antwort war auf Befehl des commandirenden Generals von Hüser: „Feuer!" Die Kartätschen schlugen fürchterlich in die naheſtehende, in der engen Straße dichtgedrängte, Menschenmenge, von welcher siebenunddreißig Todte und einundvierzig Schwerverwundete, darunter Kinder, Frauen und zufällig Vorübergehende, auf dem Platze blieben. Der Minister Hoym, ohne dessen Zustimmung scharf geschossen worden war, ertheilte den, von den Handwerkern an ihn geschickten, Abgeordneten die Versicherung, daß nur durch ein Mißverständniß jenes scharfe Commandowort gefallen sei, daß er das Geschehene aufrichtig beklage und wieder gut machen werde, was noch gut zu machen sei. Den Gefallenen verhieß

er ein ehrenvolles Begräbniß, den Verwundeten Verpflegung, den Verstümmelten Pension und Entschädigung für die versäumten Arbeitstage, den Anstiftern und Theilnehmern des Tumultes Straflosigkeit und Verzeihung. Zur guten Stunde war der ausgewiesene Ungar auf Befehl des Ministers wieder zurückgebracht worden, was Graf Hoym mit großer Klugheit zu einem Schauspiele zu benutzen wußte, um die entrüsteten Gemüther von der Schreckensscene abzulenken und zu beruhigen. Noch an demselben Tage wurde auf des Staatsministers Grafen Hoym Befehl dem Schneidergesellen Tobi aus Ungarn durch den Kammerreferendar Grafen Kameke vor versammelten Gewerksgenossen auf dem Platze vor dem Ober-Amthause eine Ehrenerklärung gegeben und durch Zutrinken eines öffentlichen Willkommen derselbe von dem ihm angethanen Schimpfe entbunden. Von einem Regimentsadjutanten und dem Grafen Kameke Arm in Arm untergefaßt, wurde der Ungar in die verschiedenen Herbergen geführt und ihm auch hier der Willkommen zugetrunken. Diese Genugthuung beruhigte die Gebliebenen vollständig, so daß zwei Tage später die feierliche Bestattung der Handwerker ohne alle Störung vorüberging. Eine unabsehbare Reihe von einigen funfzig Särgen bewegte sich am 2. Mai von des Morgens 9 Uhr bis Mittags 1 Uhr durch die Stadt unter dem Geläute aller Glocken, Choralgesang mit Begleitung der Militairmusik, einem Trauergefolge von mehr als dreitausend Gesellen und dem Ehrengeleit einer Abtheilung Infanterie, Cavallerie und Artillerie. Kaum aber bedeckte die Erde die gefallenen Opfer, so erschien auch ein drohender Mahnruf des Grafen Hoym, angeblich „auf Sr. Königlichen Majestät allergnädigsten Specialbefehl", welcher jedoch, da sich der König bei der Armee am Rheine befand und es damals weder Eisenbahnen noch Telegraphen und nur stellenweis Chausseen gab, unmöglich nach Verlauf von drei Tagen eingetroffen sein konnte. In dieser „Bekanntmachung" heißt es: „Sollten Bewohner der Städte und des Landes von zanksüchtiger Denkungsart durch die ihnen zu ertheilende Belehrung sich nicht abhalten lassen, ihren Hang zu ungegründeten Querelen fortzusetzen, in Frechheit und Widersetzlichkeit auszuarten, unvernünftig zu raisonniren, Dienstpflichten und Schuldigkeiten zu versagen, oder sich gar zusammenzurotten, so werde der König aus landesväterlicher Vorsorge nicht Umgang nehmen können, nach bewiesener möglichster Gelindigkeit zu den ernstlichsten Maßregeln schreiten zu lassen, um seinen getreuen und rechtschaffenen Unterthanen Ruhe zu verschaffen und sie in ihrem

Eigenthum zu ſichern. Die Commandeure der königlichen Truppen ſeien mit den gemeſſenſten Ordres verſehen und wehe denen! welche es zu den, auf Widerſtreben gegen die öffentliche Ordnung feſtgeſetzten, Strafen kommen laſſen."

Die Bürgerſchaft von Breslau, welche unter dem 1. Mai ein allerunterthänigſtes Schreiben voll Verſicherungen der Treue und Ergebenheit an den König geſchickt hatte, erhielt eine, vom 22. Mai datirte, ſehr gnädige Antwort, worin geſagt wird, daß der König „den Geſellenaufſtand keineswegs der Bürgerſchaft zur Laſt lege und ſich gern bewogen finden werde, der Stadt Breslau nach wie vor thätige Beweiſe von vorzüglicher Fürſorge und von landesväterlicher Gnade zu geben."

In den Zeitungsberichten wurden dergleichen Handwerkertumulte in Berlin, Breslau und anderen deutſchen Städten in jener Zeit als Anſtiftungen jacobiniſcher Propaganda bezeichnet: die niederen Schichten der Geſellſchaft, zumal in dem öſtlichen Deutſchland, befanden ſich, was die Revolutionsgedanken betraf, durchaus nicht mehr im Stande der Unſchuld. Noch weniger war es der Fall in den Kreiſen der gebildeten Geſellſchaft, wo ſich unverkennbare Spuren der Anſteckung bemerkbar machten.

Der Handwerksburſchen-Crawall, den ein ungariſcher Schneidergeſell in Breslau veranlaßte, hatte wenig oder nichts mit der franzöſiſchen Revolution gemein; anders verhielt es ſich mit dem geheimen Tugendbund und Vehmgericht, welches der, ebenfalls aus Ungarn gebürtige, Profeſſor und Schriftſteller Ignatz Feßler in demſelben Jahre in Schleſien unter dem Namen: „der Evergeten-Bund" ſtiftete. „Feßler war ein Mann, durch Neigung und Talente für Menſchenbeherrſchung denen verwandt, die in den Anfängen der heutigen Weltzeit als Geſetzgeber und Staatenbildner gewirkt haben und deren Namen die Oberſtellen in den hiſtoriſchen Ueberlieferungen einnehmen."*) Feßler war Meiſter vom Stuhle der Hauptloge Royal-York zur Freundſchaft in Berlin, von wo aus er vornehmlich Theilnehmer für den von ihm geſtifteten Bund zu gewinnen ſuchte. Da indeſſen Feßler nicht Muth genug beſaß, um den, auf Menſchenwohl und Bildung gerichteten, Grundſätzen des Bundesſtatuts eine praktiſche Anwendung auf den Staat zu geſtatten, trennten ſich die entſchloſſenen

*) Menzel, zwanzig Jahre preußiſcher Geſchichte. S. 432. Alle Zeitgenoſſen geben Feßler das Zeugniß, daß er ein durchaus edler Charakter war; ſehr hoch ſtellt ihn Eliſa von der Recke.

Bundesbrüder von ihm und der am 9. October 1793 zu Polniſch-Tarne bei Carolath geſchloſſene Evergetenbund löſte ſich am 14. October 1795 auf; ſogleich aber traten: der Hauptmann v. Leipziger von der Schweidnitzer Garniſon, der Kriegs- und Domainenrath Zerboni in Petrikau, ein jüngerer Bruder deſſelben und der Kaufmann Conteſſa in Hirſchberg zuſammen, gelobten jenen Bund als ein „moraliſches Vehmgericht" fortzuführen und ihm eine, in das Staatsleben eingreifende, Wirkſamkeit zu verſchaffen. Die Anſichten dieſer Männer waren weit davon entfernt das Gepräge der Schule der Jacobiner zu tragen; ihr Lehrmeiſter war Friedrich der Große und ihr Ideal eines Fürſten Mark Aurel, wie ihn Feßler geſchildert hatte. „Ich ſah," erklärte ſpäter in ſeiner Vertheidigung Zerboni, „den Staat Friedrichs des Großen auf eine über alle Beſchreibung ſchamloſe Art von ehr- und pflichtvergeſſenen Beamten um Millionen verkürzt; ich ſah Beſitzungen von Corporationen und Gemeinden von ihrer vormundſchaftlichen Inſtanz durch einſeitige Reſcripte unter dem Werthe verſchleudert, mit öffentlichen Geldern gewuchert und Caſſendefecte durch neue Betrügereien gedeckt. Ich ſah die bedeutendſten Poſten nach Rückſichten einer unſeligen Politik mit Ueberhebung des bejahrten, geprüften Verdienſtes beſetzt und nach Laune an Aſſemblée-Figuranten vertändelt; ich ſah Menſchen, nicht ohngeachtet, ſondern wegen infamirender Verbrechen befördert und feſte, allgemeine, durch die ganze Monarchie beſtehende geſetzliche Vorſchriften durch Decrete umgeſtoßen."*) Die Statuten des neuen Bundes, von dem Hauptmann Leipziger und dem Kaufmann Conteſſa entworfen, hatten zum Wahlſpruche Schillers Worte: „dem Verdienſte ſeine Kronen, Untergang der Lügenbrut!" gewählt. Der Gunſt und den Günſtlingen ſollte die Herrſchaft entriſſen, nur verdienten und würdigen Männern Staatsämter zu Theil werden, unwürdige, und wenn ſie die höchſten Stellen bekleideten, ſollten zuerſt vertraulich gewarnt, dann öffentlich angeklagt werden. Die Vorrechte des Adels ſollten abgeſchafft, die Güter und Pfründen der hohen katholiſchen Geiſtlichkeit zu öffentlichen Zwecken verwendet, für den Unterricht der niederen Volksklaſſen beſſer, wie bisher, geſorgt werden. In Schleſien ſtand damals mit einem Gehalt von achttauſend Thalern und vielleicht eben ſo viel Nebeneinkünften der Miniſter Graf Hoym an der Spitze der Verwaltung dieſer Provinz, Niemand-

*) Zerboni's Actenſtücke. S. 117.

dem verantwortlich, Niemandem Rechenschaft und Rechnung ablegend, als dem Könige. Hoym hatte sich öfters als Vertreter der städtischen Gerechtsame gegen die Uebergriffe der Militair-Commandanten gezeigt, und war bei der Bürgerschaft nicht unbeliebt; dagegen waren die Beamten bürgerlichen Standes und die Gelehrten wegen mannigfacher Zurücksetzung ihm nicht gewogen. Damals war Schillers Marquis Posa der Held, den jedes für Freiheit begeisterte Herz in Deutschland zum Vorbilde nahm; Schiller selbst hatte über diesen Lieblingscharakter seiner Phantasie geäußert, „daß er durch ihn der Tyrannei einen Todesstoß versetzt habe." Ihn hatte auch Zerboni zum Vorbild sich gewählt und da er nicht bis zu dem Könige vorzudringen Gelegenheit fand, wollte er wenigstens dem, der in seiner Heimath Schlesien mit unumschränkter Gewalt gebot, in freimüthigen Worten ein Spiegelbild seines Thuns und Treibens vorhalten. In Breslau hatte am 6. October 1796 ein zweiter Tumult stattgefunden, hervorgerufen durch die Mißhandlungen eines alten Fischers, welcher angeblich einen Deserteur über die Oder gefahren hatte, von Seiten des Militairs. Der commandirende General mußte unter einem Steinhagel sich zurückziehen und dem Minister Hoym, der alsbald auf dem Platze erschien, gelang es erst nach längerem gütlichen Zureden, die tobende Menge zu beruhigen.

Zerboni hatte durch Hoym eine Anstellung in den neuerworbenen polnischen Provinzen erhalten und von dort aus dem Minister schon einige Mal, obwohl ohne berücksichtigt zu werden, über die dortigen grauenhaften Zustände der Verwaltung Bericht erstattet. Als Zerboni die jüngsten Vorfälle in Breslau in übertriebenen Schilderungen in den Zeitungen las, fühlte er sich gedrungen, und als Mitglied des Evergetenbundes*) verpflichtet, dem Minister Hoym eine ernste Vorstellung zu machen. Er schrieb an ihn aus Petrikau den 12. October 1796 einen Brief, welcher allerdings in einem Ton abgefaßt war, wie ihn ein Minister von einem Untergebenen bis dahin wohl schwerlich jemals vernommen hatte. „Sie wollen das Gute," hieß es in diesem Briefe, „aber Sie haben nicht die Kraft es zu vollbringen; Sie leben nur für die Empfindung des Augenblicks. Ueber den Jammer eines Einzelnen übersehen Sie das Elend

*) Εὐεργέτης, sprich: Euergetes, der Wohlthäter; die Polizei aber, die weder Spaß noch griechisch verstand, leitete das Wort aus dem Lateinischen her von evertere, umstürzen. Zerboni war so weit von der Absicht den Staat umzustürzen entfernt, daß er dem Minister ausdrücklich schrieb: „unsere Staatsverfassung ist vollkommen gut."

einer ganzen Generation. Um eine, vor Ihren Augen geweinte, Thräne zu trocknen, laſſen Sie Ströme ungeſehener Thränen fließen, Sie beugen Ihre Knie vor der Convenienz und huldigen der Laune des Moments. Sie ſchätzen den Stein nur um der Folie willen. Der Mann von Kenntniſſen ohne Ahnen, der denkende Kopf ohne geſellige Abgeſchliffenheit hat für Sie keinen Werth. Ihre buntſcheckigen, ignoranten Herrchen von Ahnen und Ton drängen beide nicht nur aus Ihren Geſellſchaften, ſondern, was bedeutender iſt, aus öffentlichen Poſten, die keine Ahnen, aber Kenntniſſe und Rechtſchaffenheit erfordern. Sie haben das Vorurtheil der Geburt, das man ſonſt ertrug, zu einer Zeit, wo man dreiſt jedem grauen Wahne unter die Augen leuchtet, durch die kleinlich ſtrengen Grenzlinien, die Sie um Ihren Zirkel ziehen, unausſtehlich und ſich und dem gebildeten Bürgerſtande unerträglich gemacht. Ueber den, durch tauſend bedenkliche Begünſtigungen erkauften, Bücklingen Ihrer ſoupéefähigen Herren überſehen Sie die Achtung edler Männer, die im Sturm um Sie treten und Ihnen mit Rath und Entſchloſſenheit aushelfen könnten, wenn der Inſectenſchwarm, der nur im Sonnenblick Ihrer glänzenden Epoche zu dauern vermag, verjagt iſt. Mit Wehmuth habe ich es bei meiner letzten Anweſenheit in Schleſien bemerkt, es iſt weit gekommen; Männer von Kopf und Herz haſſen Sie nicht mehr, ſie verachten Sie. Ihre Gunſt iſt der Stempel geworden, an dem man einen zweideutigen, charakterloſen Menſchen erkennt. — — Armer Mann! bei ſo vielen Opfern ohne Freund! warum gelingt es Ihnen nicht, die Neigung edler Menſchen und die Achtung Aller zu erhalten? Das Schickſal hat wenigen ſeiner Lieblinge einen Wirkungskreis angewieſen, den es Ihnen ſo früh gab. Auf dem Platze, wo Sie ſtehen, was könnten Sie für Schleſien und Südpreußen, was durch dieſe Provinzen für den ganzen Staat thun? Und was geſchieht durch Sie? Unglücklicher Mann, mit ſo unendlichen Talenten zu eigener und zur Glückſeligkeit Anderer! Sie verhandeln gegen die erkauften, albernen Schmeicheleien weniger charakterloſer Menſchen, die Sie umgeben, die Vergötterung einer ganzen Nation, die Ehrenſäulen der folgenden Jahrhunderte. Sie ſind von Ihren geiſtloſen Schreibern, die mit wenig Geſchicklichkeit für jede Laune Sr. Hochgräflichen Excellenz eine geſetzliche Formel zu finden wiſſen, nur an die Ausdrücke der Livrée gewöhnt. Aber Sie bedürfen nackter Wahrheit und dieſe iſt nicht gefälliger, als ich Sie vortrage. Nehmen Sie dieſes Blatt auf, wie Sie wollen, ich fürchte nichts, mein Schickſal iſt außer der

Gewalt jedes Menschen, nur von meinem eigenen Kopfe und Herzen abhängig. Antworten Sie mir, was Sie wollen; antworten Sie mir auch gar nicht. Wollen Sie mich aber kränken, so lassen Sie mir durch einen Ihrer Schreiber eine mit verbrauchten, schalen Huldversicherungen angefüllte Antwort aufsetzen. Ich bin einem sehr edlen Antriebe meines Herzens gefolgt, kann mich in das Bewußtsein einer guten Absicht hüllen und trete mit desto größerer Beruhigung und Energie auf die Ihnen gegenüberstehende Seite."

Dem Meister mochte wohl unheimlich bei Lesung dieses Briefes zu Muthe geworden sein; er sorgte dafür, daß derselbe zu Allerhöchster Kenntniß gelangte und unter dem 11. November 1796 ging dem Großkanzler v. Goldbeck aus dem geheimen Cabinet die Mittheilung zu: „daß es Sr. Majestät gefallen habe, den Kriegsrath Zerboni auf die Festung Glatz zu schicken, weil seine Denkungsart und sein Benehmen solches nöthig mache, wie der Großkanzler aus dessen Schreiben an den Minister Hoym ersehen werde, welches er ihm überschicke, damit er von der Sache unterrichtet sei. Uebrigens solle der Zerboni auf königliche Gnade (d. h. auf unbestimmte Zeit und ohne vor einen Richter gestellt zu werden) sitzen."

Zerboni wurde am 17. November in Petrikau verhaftet und unter militairischer Bedeckung als Staatsgefangener nach der Festung Glatz geführt. Unter seinen Papieren waren zwei von Leipziger und Contessa geschriebene Entwürfe des moralischen Vehmgerichts gefunden worden. Der Minister Hoym übersandte diesen glücklichen Fund dem Könige mit dem Hinzufügen: „Se. Majestät werden sogleich finden, daß eine schon seit mehreren Jahren existirende geheime Ordensverbindung in einen förmlichen Revolutions-Club hat verwandelt werden sollen, zu welchem Berufe ein neuer Kalender, besondere Bundesnamen für die Mitglieder, Chiffern, Gesetze für verschiedene Grade, Ritualien bei der Aufnahme und ein Bundeseid projectirt und dieses alles dem Zerboni zur Prüfung und zur Verbesserung zugeschickt worden ist."

Sofort wurde dem Ober-Auditeur unter dem 19. Februar 1797 befohlen: „da in Schlesien und Südpreußen eine geheime Gesellschaft entstanden sei, die mit politischen Motiven sich abgebe und Pläne zu sogenannten Reformen, oder vielmehr zum Umsturz der Staatsverfassung und Verleitung der Unterthanen zu Aufruhr und Empörung schmieden wolle, außer dem bereits verhafteten Kriegsrath Zerboni auch die vier anderen thätigsten Mitglieder derselben, den

Kaufmann Zerboni, den Hauptmann Leipziger, den Kaufmann Contessa und den Doctor Kausch nach Spandau bringen zu lassen." Hier wurden sie von einer außerordentlichen Commission verhört. Die Angeklagten wurden weder vor ein förmliches Gericht gestellt, noch ihnen ein Spruch bekannt gemacht. Mit Uebergehung dieser, durch das so eben publicirte Landrecht gesetzlichen, Formen erschien in den Berliner Zeitungen unter dem 26. Mai 1797 eine von dem Großkanzler v. Goldbeck und dem Minister v. Haugwitz unterzeichnete Erklärung, „daß, da die vier Erstgenannten (Leipziger, Contessa und die beiden Zerboni) wegen Majestätsverbrechen und gefährlicher, auf Zerrüttung der Ruhe und Ordnung im Lande abzielender Verbindungen zur rechtlichen Untersuchung gezogen, dieser Verbrechen durch Beweise und Geständnisse überführt und demzufolge zur Vollziehung der nach den Gesetzen verwirkten Strafe als Arrestanten nach Magdeburg, Stettin, Spandau und Graudenz auf königliche Gnade abgeliefert worden, dieses ihr wohlverdientes Schicksal, auf allerhöchsten Befehl, ihren Familien und Verwandten nachrichtlich bekannt gemacht werde." *)

Zerboni wurde in der, durch des Baron von Trenk zehnjährige Haft berüchtigt gewordenen, Sternschanze von Magdeburg in einem dunklen und feuchten Kellergemach in enger Haft gehalten, Bücher, Schreibmaterial und Bewegung in freier Luft mußte er entbehren. Auf das, von seiner bekümmerten Gattin dem nachfolgenden Könige Friedrich Wilhelm III. bald nach seiner Thronbesteigung eingereichte, Gesuch um Begnadigung oder Einleitung eines förmlichen Processes erfolgte aus dem Geheimen Cabinet unter dem 6. December 1797 der Bescheid: „daß das Verbrechen ihres Ehemannes hinreichend untersucht sei und einer anderweitigen Untersuchung nicht bedürfe; auf das Gesuch um Begnadigung desselben aber gegenwärtig keine Rücksicht genommen werden könne, weil dieser und ähnliche Gegenstände die Bestimmung allgemeiner Maßregeln erheischen und es auch überdies darauf ankommen werde, in wie fern ihr Ehemann Neigung zur Besserung zeige." So mußte der unglückliche Gefangene noch einen schweren Winter in strenger Haft zubringen. Endlich wagte es der Commandant ihm eine Bleifeder und einen Bogen Papier zu geben, worauf er unter dem 9. April das Gesuch an den König richtete, „ihm die Wohlthat eines förmlichen Criminalprocesses zu gewähren, um ein, durch ein formirtes

*) Actenstücke zur Beurtheilung der Staatsverbrechen des südpreußischen Kriegs- und Domainenrathes Zerboni und seiner Freunde.

öffentliches Gericht gefälltes, Urtheil zu erhalten und vorläufig ihm den langentbehrten Genuß von Luft und Sonne zu verstatten." Hierauf wurde ihm die Vergünstigung zu Theil, täglich zwei Stunden in freier Luft zuzubringen und ihm Schreibmaterialien erlaubt, um seine Vertheidigungsschrift aufzusetzen, indem unter dem 24. Mai dem Magdeburgischen Obergericht auf Befehl des Königs von dem Großkanzler aufgegeben worden war, den ꝛc. Zerboni über seine Vertheidigungsgründe zu vernehmen. Zerboni war in der Einsamkeit seiner Haft nur noch mehr in der Anschauungsweise, welche er aus Friedrichs des Großen und Kants Schriften über das Wesen des Staates geschöpft hatte, befestigt worden. In seiner Vertheidigungsschrift legte er das Bekenntniß ab, daß er eine unumschränkte Monarchie nicht als das letzte Ziel der Cultur angesehen, ein Verhältniß, wo auf der einen Seite lauter Zwangspflichten ohne Rechte, auf der anderen lauter Rechte ohne Pflichten stehen, eine Vereinigung, bei der die höchste Gewalt ohne alle Einschränkung, ohne eine, die Grenzen des empfangenen Auftrags absteckende, Urkunde in den Händen eines einzigen verantwortungslosen Mitgliedes liege, für widernatürlich gehalten habe und daß er geneigt gewesen, das Verhältniß zwischen einem unumschränkten Monarchen und seinen Unterthanen als das Verhältniß zwischen Vormund und Mündel, zwischen Vater und Kind zu betrachten, wo das letztere nach und nach mit Behutsamkeit in eben dem Grade Theil an der Leitung seiner Handlungen nimmt, als sich seine Fähigkeiten und Kräfte zur Mündigkeit entwickeln; daß er es ferner für die Pflicht der Fürsten gehalten, nicht nur nichts zu unternehmen, was die Unmündigkeit der Völker verewigen könne, sondern auch mit ihrem ganzen Vermögen an der Bildung der letzteren zu arbeiten, um sie zur Selbständigkeit zu erziehen; daß er endlich einst Willens gewesen, diese Grundsätze in dem Rituale einer geheimen moralischen Gesellschaft vorzutragen, deren Geschäft es sein sollte, in die feinsten Gewebe lichtscheuer Absichten ehr- und pflichtvergessener Beamten einzudringen, sich der Belege ihrer verderblichen Handlungen zu bemächtigen, die Wege der Bosheit und des Betrugs in öffentlichen Blättern an das Publicum zu verrathen und wenn dies nicht genüge, den Verbrecher selbst durch ein Mitglied förmlich vor Gericht anzuklagen. Zerboni erklärte die Ansichten seines Freundes Contessa über republikanische Staatsform, welche dieser in seinen Briefen an ihn ausgesprochen habe, nicht zu theilen, eben so wenig aber dieselben für ein Verbrechen zu halten „in einem Staate, in welchem einst der erste

Mann des Jahrhunderts, vom Throne herab, bekannt habe, daß eine Monarchie die beste, nach Umständen auch die schlechteste aller Staatsverfassungen sein könnte, und daß er selbst nichts als der erste Diener des Staats und so zu handeln verpflichtet sei, als ob er den Bürgern jeden Augenblick über seine Verwaltung Rechenschaft ablegen müsse; in einem Staate, in welchem noch vor Kurzem der tiefsinnigste Kopf Europas, in einem, unter öffentlicher Censur gedruckten Buche, mit der ganzen Unwiderstehlichkeit seiner Schlüsse habe beweisen dürfen, daß nicht früher Hoffnung vorhanden sei, die Nationen in ein durch das Sittengesetz gebilligtes Verhältniß zu einander treten zu sehn, als bis sie einst sammt und sonders eine republikanische Regierungsform annehmen werden." Aus Kants 1795 zu Königsberg erschienener Schrift: „Zum ewigen Frieden" hatte Zerboni, zur Unterstützung seiner Ansichten, den ersten Definitiv-Artikel zum ewigen Frieden angeführt, also lautend: „Die bürgerliche Verfassung in jedem Staate soll eine republikanische sein; sie ist die einzige, welche aus der Idee des ursprünglichen Vertrags hervorgeht, auf den alle rechtliche Gesetzgebung eines Volkes gerichtet sein muß. Außer dieser Lauterkeit ihres Ursprungs gewährt sie auch die Aussicht in die gewünschte Folge, den ewigen Frieden, weil die Bestimmung der Staatsbürger dazu erfordert wird, den Krieg zu beschließen und nichts natürlicher ist, als daß, da sie alle Drangsale des Krieges über sich selbst beschließen müßten, sie sich sehr bedenken würden, ein so schlimmes Spiel anzufangen." Kant verlangte von seiner republikanischen Regierungsform: Trennung der gesetzgebenden von der ausübenden Gewalt; diejenige Staatsform, in welcher die Regierungsgewalt selbst die Gesetze gebe und vollziehe, mithin von dem Regenten der öffentliche Wille als Privatwille gehandhabt werde, bezeichnete er als Despotismus. — Allein das Magdeburgische Obergericht, welches in erster, und das Kammergericht zu Berlin, welches in zweiter Instanz sprach, erkannte wohl Ulpian und Justinian, nicht aber Friedrich den Großen und Kant als gültige Autoritäten an, sie erklärten Zerboni für schuldig: „der beabsichtigten Stiftung einer geheimen, der inneren Ruhe und Sicherheit des preußischen Staats gefährlichen Gesellschaft, weshalb er mit Anrechnung des, seit dem 17. November erlittenen, Festungsarrestes zu bestrafen, es auch bei der vorläufig verfügten Dienstentsetzung desselben zu belassen sei, bis er durch Proben gebesserter Gesinnungen sich des Vertrauens des Königs dergestalt würdig gemacht haben werde, um wieder in den Staatsdienst aufge-

nommen zu werden." Das Kammergericht fügte in der Bestätigung dieses Spruches in zweiter Instanz noch hinzu, daß Zerboni um so strafbarer sei, „da er als Justitiarius der Kriegs- und Domainenkammer in Petrikau die Gesetze und Landesverfassung hätte kennen und einsehen müssen, wohin der Kampf gegen die Vorrechte der privilegirten Stände und gegen die vermeinten Unregelmäßigkeiten der höheren Staatsbeamten führen werde." Die wiedererhaltene Freiheit benutzte Zerboni, welcher seinen Aufenthalt in Kalisch genommen hatte, dazu, in einer Schrift: Gedanken über das Bildungsgeschäft in Südpreußen, die preußische Regierung darauf aufmerksam zu machen, daß nur durch Begründung eines freien Bauernstandes und Begünstigung deutscher Einwanderer Polen eine Vormauer Preußens gegen Rußland werden könne. Diese Schrift nahm der König (Friedrich Wilhelm III.) wohl auf; dagegen zog sich Zerboni durch die Bekanntmachung der Acten seines Processes (1800 bei Vollmer in Hamburg) eine neue Untersuchung und Verurtheilung zu einem Jahre Festung zu, welche ihm jedoch durch Begnadigung erlassen wurde. Er erhielt zur Verwirklichung seiner Ideen über die Einführung deutscher Bewirthschaftung in Polen von dem Minister Struensee Vorschüsse zum Ankaufe von Landgütern in der Nähe von Kalisch. Später suchte er seinen italienischen Stammbaum als Marquese Zerboni di Sposetti wieder hervor, welcher, vom Könige bestätigt, in dem polnischen Weizenboden vortrefflich Wurzel schlug. In dem Zurufe, mit welchem Friedrich Wilhelm III. 1815 die Einwohner des Großherzogthums Posen begrüßte, wird ihnen der einst so hart verfolgte Republikaner als Oberpräsident der Provinz mit folgenden empfehlenden Worten vorgestellt: „Euer Mitbürger, mein Ober-Präsident, wird das Großherzogthum nach den von mir erhaltenen Anweisungen organisiren und bis zur vollendeten Organisation in allen Zweigen verwalten." Eine glänzendere Genugthuung ist wohl niemals einem verurtheilten Demagogen zu Theil geworden. — Sein ehemaliger Bundesbruder, der Hauptmann Leipziger, wurde 1815 Präsident der Regierung in Bromberg. Doctor Kausch, der in die Verbannung nach Leipzig hatte wandern müssen, war gleich nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms III. zurückgerufen worden. Contessa wurde „als ein gutmüthiger Schwärmer" nach einem Jahre aus der Haft entlassen.

Von dem öffentlichen Leben und den sittlichen Zuständen der Gesellschaft ist bereits in der Darstellung der geschichtlichen Ereignisse manches Charakte-

ristische erwähnt worden; wir geben zum Schluß noch eine kurze Schilderung des Hof- und Stadtlebens der preußischen Residenz vor dem Ausbruche der französischen Revolution. Es gab nach dem Tode Friedrichs II., der, je älter, desto strenger in der Sitte, im Haushalt und Handhabung der unumschränkten Herrschaft wurde, in Berlin und Potsdam nur Eine Aufgabe für alle Stände: nach Herzensgelüst und viel mehr, als es die Mittel erlaubten, vergnügt zu sein. Der Hof ging hierbei mit dem besten Beispiele voran. Der König war leutselig, und erwarb sich sofort nach dem Antritte der Regierung den Zunamen des Vielgeliebten; vor dem Krückstocke Friedrichs hatte, selbst als er ihn mit greiser Hand schwang, Hoch und Niedrig gezittert; der Wahlspruch des Nachfolgers war: „leben und leben lassen" und hiermit war in Berlin und Potsdam alle Welt einverstanden. Auch hielt es für Friedrich Wilhelm II. nicht schwer, nach so gestrengem Regimente sich die Zuneigung der Unterthanen zu verschaffen. Daß nach einer Feuersbrunst, welche die Stadt Filehne in Asche gelegt, in dem Antwortschreiben des Königs an die unglücklichen Bürger, welche ihre Noth geklagt, gesagt war: „höchst traurig und rührend ist die Schilderung von dem Brandunglücke, das euch betroffen," galt für so außerordentlich, daß die öffentlichen Blätter solche „Humanität" nicht genug zu rühmen wußten, insbesondere die humanere Behandlung des Soldaten; „Humanität" war damals das Losungswort der Berliner, wo eine noch jetzt bestehende Gesellschaft unter der Firma „Humanitätsgesellschaft" zusammentrat. Eine andere Eigenschaft, wodurch sich Friedrich Wilhelm von seinem Vorgänger unterschied, und wodurch er sich große Anerkennung in ganz Deutschland erwarb, war, daß er das sich abschließende Preußenthum aufgab und es sich angelegen sein ließ, deutsche Bildung zu unterstützen, deutsche Kunst und Literatur zu begünstigen. Wieland, Göthe, Schiller und Herder, die Heroen des deutschen Dichterhaines, standen in ihrer Blüthezeit und diese zu ihrer Zeit genugsam verrufenen Literaten und Schriftsteller waren es, welche, was kein Fürst vermocht hatte, das entschlummerte und verkümmerte Nationalgefühl in dem deutschen Volke weckten. Erst als wir uns rühmen konnten: Göthe, Schiller, Mozart und Kant sind unsere Landsleute, durften wir uns wieder mit Ehren Deutsche nennen. Friedrich Wilhelm II. erkannte, daß er in dieser Beziehung viel gut zu machen habe, was sein großer Vorgänger versäumt hatte, welcher weder von Lessings Minna von Barnhelm, noch von Gleims Liedern eines

Grenadiers, noch von Rammlers, ihm zu Ehren gedichteten, Oden jemals Kenntniß genommen. Jetzt wurden in dem Nationaltheater in Berlin auf allerhöchsten Befehl Otto v. Wittelsbach, Emilie Galotti, Don Carlos gegeben, und die beiden größten Schauspieler, welche Deutschland gehabt hat, Fleck und Iffland und die graziöse Unzelmann (später Bethmann) gehörten der Berliner Bühne an. Freilich fanden die „Musen und Grazien in der Mark" einen dürftigen Boden und die hiesigen Naturdichter waren ein sehr zahmes Geschlecht, welches vor Hunger und Kummer nicht zu murren wagte. Der Prediger Hermes, Verfasser des, seiner Zeit viel gelesenen, Romanes: „Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen" in sechs dicken Bänden, überschickte dem Könige sein neuestes Werk: „für Töchter edler Herkunft" mit einem Gesuch um Unterstützung, worin er sich als eine Pflanze schilderte, welche ohne Luft und Licht verkommen müsse. Hierauf erhielt er aus dem Cabinet folgendes Schreiben: „Nahrungssorgen können nicht anders, als den Geist eines guten Schriftstellers niederschlagen. Zur Aufmunterung, der Welt mit Euren ferneren Schriften zu nützen, will ich Euch demnach baldmöglichst davon befreien lassen. Der Staatsminister Graf Hoym erhält zu dem Ende heute gemessene Ordre, eine dazu dienende Zulage irgend wie zu ermitteln." Der verhungerte Dichter erhielt eine jährliche Pension von 300 Thalern, wofür er seinen Dank in einer Ode an den König aussprach, welche mit den Versen schloß:

„Wann kommt der Tag, wo über Deines Wohlthuns Summe
Erstaunt ich vor Dir steh', Dir danke und verstumme."

Der Privatgelehrte Blum in Rathenau, welcher dem Könige eine Sammlung moralischer Aufsätze, die unter dem Titel: „Spaziergänge" erschienen waren, zuschickte und dabei meldete, wie armselig es ihm ergehe, erhielt mit einem Cabinetsschreiben, in welchem er — was noch keinem deutschen Poeten widerfahren war — „Hochgelahrter, Lieber Getreuer" angeredet wurde, ein Geschenk von 2000 Thalern.

Der König ließ bald nach seiner Thronbesteigung den Dichter Gleim zu sich rufen, versicherte ihn seiner Hochachtung und daß er die deutsche Muse stets beschützen werde; er ernannte Rammler zum Lehrer seiner Kinder in der deutschen Sprache und der berühmte deutsche Sprachforscher und Oberbibliothekar in Dresden, Adelung, welcher ihm 1787 sein Werk über den deutschen Stil zueignete, erhielt eine goldene Dose und ein Cabinetsschreiben, in welchem der

König ihm schreibt: „als deutscher Fürst schätze ich ungemein die deutsche Sprache.“ Bei Hofe und im Cabinet blieb jedoch die französische Sprache für Unterhaltung und Correspondenz, selbst mit einigen Ministern, die übliche, und es wurde als etwas besonders Auffallendes bemerkt, daß einige Hofdamen und Kammerherrn die Neuerung eingeführt: sich einen „guten Morgen“ auf deutsch zu bieten.

Die bildenden Künste hatten an dem König ebenfalls einen Förderer und Beschützer und vornehmlich waren es deutsche Künstler, welche Anstellungen bei der Akademie und Aufträge von ihm erhielten. Mit Auszeichnung verdient hier der Bildhauer Gottfried Schadow genannt zu werden, eines Schneiders Sohn aus der Mark, welcher in der Werkstatt Tassärts in Berlin gebildet, nach Rom ging und von dort, durch die Gräfin Lichtenau begünstigt, eine Werkstatt in Berlin errichtete, aus welcher vortreffliche Arbeiten hervorgingen. Er führte die Kunst, welche sich durch den Einfluß des französischen Geschmacks von der klassischen Schönheit und von der Wahrheit der Natur entfernt hatte, in ihre Grenzen zurück und die von ihm auf dem Wilhelmsplatze aufgestellten Statuen des Herzogs von Dessau und des Generals Ziethen werden für alle Zeiten als Vorbilder charaktervoller Auffassung und gelungener Ausführung historischer Portraitstatuen gelten. Das dem klassischen Stile angehörende Monument in der Dorotheenkirche über der Gruft des Grafen von der Mark, eines Sohnes der Gräfin Lichtenau und des Königs, gehört zu den sehenswerthen Kunstwerken Berlins. Nicht in gleicher Weise war die Malerei vertreten; doch gehören Werke von Chodowiecky, Rode und Frisch der vaterländischen Kunstgeschichte an.

Unter den Baudenkmälern jener Zeit überragt alle die anderen älterer und neuerer Zeit das Brandenburger Thor, gebaut in den Jahren 1789 bis 1793 von dem Baumeister Langhans. Die Erfindung hatte sich der Baumeister leicht gemacht, indem sein Thor eine Nachbildung der Vorhalle von der Akropolis des alten Athens ist; allein, daß er in der Zeit gänzlicher Verkümmerung der Kunst ein so edles, seit länger als tausend Jahren in Trümmer gesunkenes, Werk des alten Griechenlands hier am Ort im neuen Glanze auferstehen ließ, gereicht ihm zu größerem Ruhme, als wenn er, im Dünkel eigener Erfindung, dem Zopfstile seiner Zeit gehuldigt hätte. Das Thor besteht aus zwölf Säulen dorischer Ordnung, von denen sechs gegen die Stadt, sechs

gegen den Thiergarten aufgerichtet ſtehen, ihre Höhe beträgt 44 Fuß, ihr Durchmeſſer 5′ 7″. Sie tragen einen Ueberbau (Architrav, Geſims, Attika), auf welchem die Siegesgöttin in einem, von vier Roſſen gezogenen, Wagen ſteht. Die Victoria nebſt Roß und Wagen wurde von Schadow modellirt, von den Gebrüdern Wohlers in Potsdam in Holz ausgehauen und von dem Kupferſchmidt Jury in Potsdam in Kupfer getrieben. Die Gruppe iſt 16 Fuß hoch; die Höhe des ganzen Thores, welches fünf Durchgänge hat, beträgt bis zur Spitze des Hauptes der Victoria 80 Fuß. Das Thor wurde bei dem Empfange Friedrich Wilhelms II. nach ſeiner Heimkehr aus dem Feldzuge in der Champagne eröffnet und bei dieſer Gelegenheit das zum Volksliede gewordene, von dem Dr. jur. B. G. Schumacher in Lübeck, aus Holſtein gebürtig, gedichtete: „Heil Dir im Siegerkranz!“ geſungen.*)

Der König liebte die Muſik ſehr und war ſelbſt ein guter Celloſpieler. Wöchentlich fanden zwei Mal Kammer-Concerte bei ihm ſtatt, welche der Muſikdirector Dupont dirigirte. Hierbei wirkten zuweilen fremde Virtuoſen mit; im Jahre 1791 eine dreizehnjährige Violinſpielerin aus München und der Violoncelliſt Lolli mit ſeinem achtjährigen Sohne. Während des Carnevals, welcher vom 1. Januar bis Aſchermittwoch währte, fand eine feſtbeſtimmte Reihe von Vergnügungen ſtatt. Am Sonntag Abend Cour bei der regierenden Königin; Montag italieniſche Oper; Dienſtag Redoute im Opernſaal; Mittwoch Ruhetag; Donnerſtag Cour bei der verwittweten Königin; Freitag Oper; Sonnabend Aſſemblée bei einem der Miniſter. Während der Trauerzeit um den verſtorbenen König war die neue Ausſchmückung des Opernhauſes durch den Oberbaurath Langhans aus Breslau ausgeführt und durch den Capellmeiſter Reichard für einige treffliche Sänger und Sängerinnen geſorgt, der Freiherr von der Recke zum Maître des Spectacles ernannt worden. Die Capelle zählte 62 Mitglieder, welche vollkommen hinreichten, die Symphonien und die Geſangbegleitung der großen Opern jener Zeit auszuführen; erſt ſpäter haben Spontini und Meyerbeer, wie Napoleon auf dem Schlachtfelde, ſo in dem Orcheſter nur mit Maſſen operirt. Eine berühmte Sängerin, Sgra. Todi, welche 1787 aus Paris verſchrieben worden war, erhielt 5000 Thlr., eben ſo viel Mad. le Brun 1790 für die Carnevalszeit, in welcher in beſtändiger Wiederholung nur zwei

*) Zur Geſchichte des preußiſchen Volksliedes, Berlin 1850.

Opern gegeben wurden. Unter den Sängern zeichneten sich der Tenor Conciliani, der Sopran Tombolini (Castrat) und der grundgewaltige Bassist Fischer aus. Für das Ballet wurden vier Paar Solotänzer aus Paris verschrieben, wozu noch achtzehn Paar Figuranten kamen; der Balletmeister Lauchery war aus Paris, der Hof-Operndichter Filistri aus Italien gebürtig. Die Oper wurde aus der Hofstaatskasse bezahlt und der Eintritt war unentgeltlich. Der König nahm seinen Platz unmittelbar hinter dem Orchester, neben ihm die Prinzen, hinter diesen die Generale, Stabs- und andere Officiere und Cadetten, sämmtlich stehend; eben so das bürgerliche Publicum, welchem ein kleiner Raum im Parterre zugemessen war. Den Ministern, Gesandten, Hofleuten und höheren Staatsbeamten wurden bestimmte Logen angewiesen, die Königin nebst Gefolge nahm in der großen königlichen Mittelloge Platz. Mit derselben Strenge, mit welcher noch heutigen Tages in der italienischen Oper in London darüber gewacht wird, daß man sich nur im Gesellschaftskleide zu dem, für schweres Geld erkauften, Parterreplatze durchschlagen und durchdrängen darf, wurde damals in dem Berliner Opernhause verfahren, wo Niemand Zutritt erhielt, der nicht im Galla-Anzug erschien und den wachthabenden Unterofficieren und Gardisten ein Stück Geld in die Hand drückte. Auch vornehme Herren und ihre Diener trieben mit den ihnen zugetheilten Freibillets einen wucherischen Handel. Um das größere Publicum einigermaßen zufrieden zu stellen, erhielt dasselbe Zutritt zu der General-Probe. Der König war ein eifriger Musikfreund, daß er zuweilen sich sein Cello in die Proben bringen ließ und selbst mit accompagnirte. Er bezeigte sich gegen die Künstler sehr freigebig; als der Capellmeister Naumann 1789 von Dresden einer Einladung nach Berlin gefolgt war, um seine Medea zur Aufführung zu bringen, spielte der König in den Proben ebenfalls mit und beschenkte Naumann mit einer goldenen Dose, in welcher 400 Friedrichsd'or lagen. — Außer der großen italienischen Oper war von Zeit zu Zeit eine italienische opera buffa und eine französische Schauspielergesellschaft in Berlin und Potsdam anwesend, für die deutsche Oper war nur spärlich gesorgt; doch wurden von Reichard bereits deutsche Texte componirt; seine Oper: Claudine von Villa bella von Göthe, wurde im Sommer 1789 zum ersten Male in dem Nationaltheater aufgeführt. In dem Opernhause wurden zuweilen auch Oratorien aufgeführt, so Dittersdorf's Hiob 1789 von zweihundert Sängern und Musikern unter der Leitung des Componisten, welchem der König

eine goldene Dose mit 200 Ducaten verehrte. Bei dieser Gelegenheit wurden die Plätze, welche der Hof sich nicht vorbehalten hatte, verkauft; ein Billet zum ersten Range kostete zwei Thaler.

Am ausgelassensten ging es auf den Berliner Redouten her, welche sich durch ganz Deutschland den bösen Ruf ausbündigsten Vergnügtseins erworben hatten, obschon die Theaterpolizei nur anständigen Charakter-Masken und bunten Dominos den Eintritt gestattete, „Köche, Hanswurste und Teufel" dagegen nicht zuließ. Zuweilen kamen witzige, sogar politische Anspielungen vor; so erschien die berühmte Windmühle von Sanssouci auf der Eröffnungs-Redoute vor der königlichen Loge mit der Aufschrift:

„Sagt an, woher der Wind doch weht?
Daß man den Mantel danach dreht."

Die Diplomaten, deren Hauptgeschäft damals darin bestand, als Brautwerber von einem Hofe zum andern zu ziehen, wurden ebenfalls nicht verschont. Man sah auf derselben Redoute einen dergleichen Minister-Residenten, den Rücken mit Körben, die Brust und die Weste bis zu den Kniebändern mit Ordenssternen und Bändern geschmückt. Selbst die Geistlichkeit blieb nicht unangefochten und da es damals bei Hofe Mode geworden war, die kleine Gertraudtenkirche auf dem Spittelmarkt zu besuchen, so erschien, mit Beziehung darauf, eine alte Spittelfrau, welche einen Prediger in vollem Ornat in ihrem Korbe auf dem Rücken trug. Dem König stellte sich unter anderen auch ein politischer Nußknacker vor, welcher sich erbot, die härtesten Nüsse, sie möchten von London oder Paris, von Wien oder Petersburg kommen, aufzuknacken. In den ersten Jahren seiner Regierung bewirthete der König zur Fastnacht das gesammte Redoutenpublicum. Es wurden an einem solchen Abend, laut vorliegender Rechnung, 200 Kalbsbraten, 300 Ochsenzungen, 1800 Teller mit Buttersemmeln, 200 Torten, 6 Scheffel Bonbons, 1 Centner Chocolade, 600 Quart Milch, 300 Quart Orgeade, 300 Quart Limonade, 800 Flaschen Rheinwein und 300 Flaschen Champagner vertilgt. Zur Aufrechthaltung der Ordnung war ein Commando von 25 Mann mit einem Hauptmann und einigen Lieutenants anwesend; es war dies ein einträglicher Wachdienst, da der König dem Hauptmann ein Geschenk von 80 Friedrichsd'or, den Lieutenants von 20—40 zu machen pflegte.

Parforce-Jagden gehörten, da weder der König noch der Kronprinz daran Geschmack fanden und Friedrich der Große sie als barbarische Unsitte verboten

hatte, zu den seltneren Vergnügungen. Nur wenn der Herzog Ernst August von Weimar, der Nimrod seiner Zeit, nach Berlin kam, wurden dergleichen Feste veranstaltet. So fand, diesem hochgefeierten Beschützer der deutschen Musen zu Ehren, 1787 eine große Jagd bei Oranienburg statt, bei welcher der König ein grünes Jägerkleid, runden Hut und Hirschfänger trug. Die Prinzessin Friederike und die Hofdame Fräulein v. Voß erschienen in grüner Amazonentracht, (jedoch nicht in der der Kiß'schen Amazone vor dem Museum) zu Pferde und schossen brav mit unter das zusammengehetzte Wild. Noch glänzender war eine, im Herbste desselben Jahres in Königs-Wusterhausen, dem Lieblings-Jagdschlosse Friedrich Wilhelms I., gehaltene Jagd. Die Prinzessin Friederike erschien diesmal wiederum mit ihren Begleiterinnen in olivenfarbenem Amazonenkleid mit goldenen Achselstücken, für den König war ein Zelt aufgeschlagen, vor welchem auf Eichenstämmen zwei lebendige Adler, mit seinem Namenszuge auf der Brust, die Wache hielten. Einhundert dreißig Jäger mit Waldhörnern trieben das Wild: Edelhirsche, Rehböcke, Schweine, Füchse und Hasen in die engen, von Leinewand gezogenen Gassen, vor den Laub-Schirmen, hinter welchen sich die hohen Herrschaften verborgen hielten, vorbei und diese schossen blindlings unter die gedrängten Heerden. Bei dem Sauhetzen zeichnete sich der Herzog von Weimar durch Muth und geschicktes Abfangen der von den Hunden festgepackten Keiler vor allen andern aus. Am Schluß erschien die Gräfin Lindenau als Diana mit zwölf anderen Damen als Nymphen und überreichten den Siegern Kränze und Gedichte.

Der auffallendste Gegensatz in dem Hofleben zur Zeit Friedrichs II. und dem zur Zeit Friedrich Wilhelms II. bestand aber wohl darin, daß, während man in der Umgebung des großen Königs nur Soldaten, Philosophen, Schöngeister, aber niemals Schönheiten sah, diese sich nun für die lange Verbannung zu entschädigen wußten. Allein die Berlinerinnen der vornehmen Welt waren so sehr entwöhnt von dem, was für den sogenannten bon ton bei Hofe galt, daß man sich genöthigt sah, einige Damen aus dem „galanten Sachsen" hier einzubürgern, deren Diplome aus der hohen Schule der Auguste in D her datirten. Der König wählte zu seinen nächsten Umgebungen sächsisch tairs und Hofcavaliere. Der General und Minister v. Bischoffswerder Lindenau, zwei Grafen Brühl, welche sämmtlich muntere und schöne Frau brachten, standen früher in sächsischen Diensten und von ihnen gingen vo

47ste Lieferung.

Von Elba nach St. Helena.

Von

Dr. Fr. Förſter.

Einleitende Geſchichte der Jahre 1786—1814.

Preis der Lieferung 5 Sgr. (18 Kr. Rh.)

Berlin.
Guſtav Hempel.
—
1866.

Digitized by Google

die Anordnungen der Hoffeſte und der Verfall der Sitten aus. „Gewiß iſt“ — ſagt ein gründlicher Geſchichtsforſcher, und zwar einer von den Begünſtigten, welche unmittelbar aus den Quellen ſchöpfen, — „gewiß iſt, daß die damals eintretenden Veränderungen, welche unverkennbar auch viele gute Früchte getragen, ihre Kehrſeiten hatten, Luxus, Genußſucht und Weichlichkeit brachen über unſer ſonſt ſo ſpartaniſches Berlin herein, die alte Zucht und Ordnung ließ nach und als man einlenken wollte, gerieth man zuweilen in Willkür. Bald trat auch der mächtige Einfluß der Ideen hinzu, welche nicht lange nachher in Frankreich, wo die Spannung und der Contraſt der alten, meiſt ganz faul gewordenen Zuſtände zu der neuen Zeit am ſtärkſten geweſen, die Revolution bewirkten, Ideen, welche nicht blos politiſchen Inhaltes waren, ſondern Lebensart und Erziehung, Sitten und Moden, kurz alle Seiten des Lebens neu zu geſtalten unternahmen und einen neuen Umgangston erzeugten.“*) So ſehr auch von den Kanzeln herab gegen „den Modeteufel und die entblößten Buſen“ gepredigt wurde, der Einladung des Ober-Hof Ceremonien-Meiſters, bei der Cour Ihrer Majeſtät der Königin en robe zu erſcheinen, wurde dennoch Folge gegeben. Man lachte ſich gegenſeitig aus in dem grotesken und burlesken Anputz, welcher eher für eine Affenkomödie zu paſſen ſchien, als für menſchliche Geſtalten, demungeachtet ſuchte man ſich im Unſinn der Gallaraſerei zu überbieten. Die Damen verunſtalteten ihren Kopf durch einen ellenhohen Aufbau von toupirtem, d. h. zu Berge ſtehendem Haar, mit wohlriechenden Pomaden aufgeſteift und aufgepudert, im Nacken ein Chignon, eine Haarwulſt mit einem Federkiſſen darin. Als die Gräfin Ingenheim, „même blonde un peu hasardée,“ welche das Feuer ihrer Locken nicht durch Mehlſtaub zu dämpfen vermochte, bei dem Könige in höchſter Gunſt ſtand, gingen zarte Rückſichten ſo weit, daß ſämmtliche Damen, die zum Hofe gehörten, ſich eines röthlichen Puders bedienten. Eben ſo war es unerläßlich, bei Hofe geſchminkt zu erſcheinen, um nicht durch natürliche Friſche rother Wangen vornehm kränkelnde Abgeblaßtheit zu beleidigen, welche ſich unter erkünſteltem Roſenſchimmer verbarg. Die Taille war bis zur Zerbrechlichkeit
es Wespenleibchens eingeſchnürt, Puffanten erſetzten durch Roßhaargepolſter
n Mangel der Hüften und an anderen dürftigen Stellen wurde durch den cul
: Paris nachgeholfen. Um aber über den verborgenen Inhalt ſolcher Glieder-

*) G. W. v. Raumer, Director des Geheimen Staats-Archivs, „Berlin in den Jahren kurz
: dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution.“ In dem Berliner Kalender für's Jahr 1847.

puppe vollſtändig im Unklaren zu bleiben, war das Kleid durch einen am Saume des Unterrocks befeſtigten Reifen ſo ausgeſpannt, daß kaum die geöffneten Doppelflügel der Thüren des Schloßſaales den Eingang verſtatteten. Von dem widernatürlichen Anzuge der courfähigen Damen das Geſchmackloſeſte war die Robe, eine ſechs bis zehn Ellen lange Schleppe, welche hinten über der Hüfte am Gürtel befeſtigt und als Fetthammelſchweif oder Seehundſchwanz nachſcherwenzelte. Und gerade dieſes ſinnige Kleidungsſtück war es, bei welchem die größte Verſchwendung gemacht wurde. So mancher brave Mann iſt ruinirt, oder zum Schelm geworden durch die Schleppenwuth ſeiner Frau; denn einen größeren Triumph, als durch die Robe irgend einer Nebenbuhlerin den Rang abgelaufen zu haben, gab es nicht. Paris verſorgte damals noch mehr als jetzt die deutſchen Modenärrinnen mit ſeinem Flitterſtaat, welcher theuer genug bezahlt wurde. Die Gräfin Schulenburg trug keine Robe unter dreitauſend Thaler, die Generalin von Prittwitz desgleichen, und doch erbleichten dieſe Kometenſchweife bei dem Erſcheinen einer Herzogin von Curland, einer Fürſtin von Hohenlohe, auf deren Schleppen von blauem Sammet ein ganzer Sternenhimmel von Brillanten ausgeſäet war. Als Blanchart 1788 nach Berlin kam und hier die erſte Luftfahrt machte, wurde es Mode Hüte in Form eines Luftballons mit herabhängender Gondel zu tragen. Im Theater wurde ſehr über dieſe Art von Hüten Klage geführt. Die Kleidung der Herren war nicht weniger koſtbar und geſchmacklos. Wer nicht Militairuniform trug, erſchien, da es noch keine Civiluniformen gab, in buntgeſtickten ſeidenen, violetten Fracken, weißſeidener Weſte mit Gold geſtickt, kurzen geſtickten Beinkleidern, weißen Strümpfen, Schuhen mit rothen Abſätzen und Schnallen, mit welchen letzteren ein ganz beſonderer Luxus getrieben wurde, einem Degen mit Stahlgriff und grünem Bande in weißpergamentener Scheide. Jabeau und Manſchetten von Brüſſeler vergilbten Kanten waren ebenfalls ein Luxus-Artikel. Der Hut, mit weißen Straußenfedern verbrämt, wurde zuſammengeklappt unter dem Arme getragen. Nur in einem Theile des Anzuges war man ökonomiſch geworden: die große Allongen-Wolken-Perrücke war zu dem eleganten Haarbeutel zuſammengeſchrumpft, welcher en greque carrée dos d'ane — d. h. eſelsrückenförmig wie bezeichnend für die bücklingseingeübten Rücken der Hofcavaliere — getragen wurde.

Dies genüge zur Schilderung des Berliner Hoflebens vor dem Ausbruche der Revolution: auch wir tanzten auf einem Vulkane und riefen leichtſinnig ſcherzend: nach uns die Sündfluth!

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Friedrich Wilhelms III. Jugendjahre und Erziehung; — er erhält einen eigenen Hofſtaat als vierjähriger Prinz. — Friedrich II. ſetzt einen Etat für ihn feſt. — Die Inſtruction für den Inſtituteur Rehniſch. — Erhält das Patent als Fähndrich. — „Dir werden ſie Schleſien nicht wieder nehmen!“ — Auszüge aus dem Tagebuche des Prinzen. — Oberſt v. Backhoff wird zum militairiſchen Gouverneur ernannt; — deſſen Berichte an Friedrich II. — Knapp zugemeſſener Haushalt. — Leuchſenring ertheilt dem Prinzen Unterricht in der Philoſophie; — die Pfäfflinge verdrängen ihn; — nach ihm wird Moulines Lehrer der Dialektik. — Ein Urtheil Mirabeau's über den Kronprinzen. — Friedrich Wilhelm III. an der Bahre Friedrichs des Großen. — Graf Brühl wird zum Gouverneur ernannt. — Engler und Rammler ertheilen dem Kronprinzen Unterricht in der ſchönen Literatur und Philoſophie; — Benda in der Muſik; — Tempelhof in der Kriegswiſſenſchaft. — Das Secondelieutenants-Patent. — Vorliebe für den kleinen Dienſt. — Der Hofprediger Sack ertheilt den Religionsunterricht. — Glaubensbekenntniß des Prinzen. — Der Prinz wird für majorenn erklärt; — begleitet den Vater ins Feld; — vermählt ſich mit der Prinzeſſin Luiſe von Mecklenburg-Strelitz. — Familienleben in Parez.

Friedrich Wilhelm III., geboren den 3. Auguſt 1770, war der Sohn des Prinzen von Preußen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelms II., und deſſen Gemahlin Friederike Luiſe, einer Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt. Sein Großoheim Friedrich II. nahm den lebhafteſten Antheil an der Geburt des dereinſtigen Thronfolgers und erhielt von nah und fern theilnehmende Glückwünſche, welche er nicht unbeantwortet ließ. An Voltaire ſchrieb er den 26. September 1770: „Ich danke Ihnen für den Antheil, welchen Sie an dem Kinde nehmen, welches uns geboren worden iſt; ich wünſche, es möge

einſt die Eigenſchaften beſitzen, welche es haben muß, und daß dieſer Prinz, weit davon entfernt das Unheil der Menſchheit zu ſein, vielmehr der Wohlthäter derſelben werde.“ Dem General Krokow ſchrieb er: „Ein für mich und mein geſammtes königliches Haus ſo intereſſantes Ereigniß hat mich mit der lebhafteſten Freude erfüllt, und was für mich dieſelbe noch erhöht, iſt, daß das ganze Vaterland ſie mit mir theilt. Möchte daſſelbe dereinſt auch die Freude mit mir theilen, dieſen jungen Prinzen auf den glorreichen Pfaden ſeiner Vorfahren wandeln zu ſehen.“ — Die Taufe fand am 8. Auguſt in Potsdam ſtatt; König Friedrich II. hielt das Kind während der heiligen Handlung in ſeinen Armen. Die hohen Alliirten Kaiſer Joſeph II., die Kaiſerin Catharina von Rußland, und außer dieſen der Prinz Heinrich von Preußen, die Prinzeſſin von Oranien und der Herzog von Pfalz-Zweibrücken waren die Pathen des Kindes, welchem die Zarin bereits am 14. October — ein Tag ſchlimmer Vorbedeutung — den Andreasorden in Brillanten verlieh. Den preußiſchen ſchwarzen Adlerorden erhielt er erſt am 11. September 1772. — Die Mutter der hohen Wöchnerin hatte die Pflege der geliebten Tochter während der Wochen übernommen und blieb längere Zeit bei ihr. Mit großmütterlicher Zärtlichkeit überwachte ſie die Entwickelung des Enkels und wir wollen es ihr vergeben, daß ſie Alles, was das Kind that, ſo intereſſant und vorbedeutungsvoll fand, daß ſie ihrem Gemahl darüber ausführlichen Bericht erſtattete. „Erlauben Sie mir,“ ſchreibt ſie ihm den 8. Juni 1771, „Ihnen mitzutheilen, daß unſer Enkelchen von Preußen, welches man öfters in den Schloßgarten trägt, auf dem Wege dem Kutſcher Fund begegnete und ihn bei dem Schnurrbarte zauſte, ſo daß dem braven Manne vor Freuden (vielleicht auch vor Schmerz) die Thränen in die Augen traten. Im Garten ſpielen die Officiere mit ihm, er faßt nach den Ordensbändern, nimmt ihnen den Hut ab und ſetzt ihn ſich auf; alle dieſe Herren attachiren ſich an das Kind“ u. ſ. w.*) Sobald der Prinz das vierte Jahr angetreten hatte, wurde ihm im November 1774 ein eigener Hof-Etat zugetheilt, von Friedrich II. eigenhändig vorgeſchrieben:

Zur Tafel monatlich 50 Thlr., beträgt jährlich	600 Thlr.	— gGr.	— Pf.
Zur Kleidung	560 „	— „	— „
Zur Wäſche	120 „	— „	— „

*) Die Briefe ſind franzöſiſch geſchrieben, die Mutterſprache verſtand keine deutſche Prinzeſſin.

Ein Kammerdiener	240	Thlr.	—	gGr.	—	Pf.
Zwei Laquaien à 84 Thlr.	168	"	—	"	—	"
Für die Vogeln (Aufwärterin)	100	"	—	"	—	"
Einer Ausfegerin	60	"	—	"	—	"
Für die Livrée zweier Bedienten	108	"	—	"	—	"
Für 48 Pfd. Zucker	18	"	—	"	—	"
Für 180 Flaschen Wein à 9 gGr. . . .	67	"	8	"	—	"
Für 180 Pfd. Wachslichte	105	"	—	"	—	"
Für 182½ Pfd. Talglichte.	38	"	—	"	6	"
Für 300 Quart Milch	30	"	—	"	—	"
	2214	Thlr.	8	gGr.	6	Pf.

Der gute Großoheim war so besorgt für den erstgebornen Enkel, daß er nachträglich noch hinzufügte: „Für Bücher und Karten und Spiele zu kaufen 230 Thaler." Als aber der dem Prinzen zugeordnete Hofmeister Behnisch sich erlaubte, darauf aufmerksam zu machen, daß es gut sein dürfte, dem Prinzen ein Taschengeld zu geben, damit er lerne vom Gelde Gebrauch zu machen, schrieb Friedrich an den Rand (französisch): „Es ist freilich sehr nothwendig, daß er lerne, das Geld nicht zum Fenster hinauszuwerfen, allein dazu ist er noch zu jung; man muß mich wieder daran erinnern, wenn er sechs Jahr alt ist, wenn ich dann noch lebe." — Als nach Verlauf von zwei Jahren der Hofmeister das Taschengeld in Erinnerung brachte, schickte ihm der König zwei Friedrichsd'or Monatsgeld für den Prinzen, fügte aber hinzu: er möge es in kleine Silbermünze umwechseln, damit es einen recht großen Haufen mache. Da nun ein geregelter Unterricht beginnen sollte, schrieb der König eine Instruction für den Hofmeister, welche im Wesentlichen mit derjenigen übereinstimmte, welche er einst dem Erzieher des Vaters des Prinzen, Major v. Bork, ertheilt hatte. „Es genügt nicht," heißt es in derselben, „daß der Prinz die Geschichte wie ein Papagei herplappern lernt, der große Gewinn, den man von den Begebenheiten der alten Zeit hat, ist, sie mit denen der neueren Zeit zu vergleichen, die Ursachen zu enthüllen, welche Revolutionen veranlaßten, und zu zeigen, daß gewöhnlich die Tugend belohnt, das Laster bestraft wird. — Später kann man ihm einen kleinen Cursus der Logik machen lassen, doch entkleidet von aller Pedanterie; dann lasse man ihn die Redner Cicero und Demosthenes und einige Trauerspiele Racine's lesen. Ist er einige Jahre älter geworden, kann man

ihm einen Abriß der Meinungen der Philosophen und der verschiedenen Religionen geben, ohne ihm jedoch Haß gegen irgend eine zu erwecken, indem man ihm zeigt, daß sie alle Gott, nur in verschiedener Weise, verehren. Es ist nicht nothwendig, daß er für den Priester, der ihn unterrichtet, zu viel Hochachtung (trop de considération) habe und er muß die Sachen nicht glauben, bevor er sie genau geprüft hat." Im Lateinischen, Polnischen, Italienischen und der Musik sollte der Prinz nur dann Unterricht erhalten, wenn er Lust dazu zeigen würde. Das Tanzen, Fechten und Reiten sollte er in den Nachmittagsstunden zur Verdauung üben. „Die große Aufgabe wird sein, ihm Alles mit Lust beizubringen, alle Pedanterie zu verbannen und anfänglich die Dosis nicht zu groß zu geben. Wir kommen nun zu der größten und wesentlichsten Partie der Erziehung, zu der, welche die Sitten betrifft. Weder Ihr, noch alle Mächte der Welt vermögen den Charakter eines Kindes zu ändern. . Alles, was die Erziehung vermag, ist: die Heftigkeit der Leidenschaften zu mäßigen. Behandelt meinen Neffen wie den Sohn eines Privatmannes, der sein Glück machen soll; sagt ihm, daß er, wenn er Thorheiten begeht und nichts lernt, von der ganzen Welt verachtet werden wird. Man muß ihm keinen Wind in den Kopf setzen, ihn ganz einfach erziehen. Er soll gegen alle Welt höflich sein und wenn er sich gegen irgend Jemand eine Grobheit erlaubt, soll es ihm sogleich zurückgegeben werden. Er soll lernen, daß alle Menschen gleich sind, daß die Geburt nur eine Chimäre ist, wenn sie nicht durch das Verdienst unterstützt wird. Man lasse ihn mit Jedermann sprechen, damit er dreist werde. Was liegt daran, wenn er auch querfeldein (de tout et travers) schwatzt; man weiß ja, daß es ein Kind ist. Sorgen Sie bei seiner Erziehung nur immer dafür, daß er aus sich selbst sich bestimmt und sich nicht daran gewöhnt, sich führen zu lassen. Seine Thorheiten sollen ihm eben so, wie seine guten Einfälle eigends angehören. Von großer Wichtigkeit ist es, ihm Gefallen an dem Soldatenstande beizubringen. Deshalb ist es nöthig bei allen Gelegenheiten ihm zu sagen und es ihm von Anderen hören zu lassen, daß jeder Mann von Geburt (d. h. von Adel), der nicht Soldat ist, ein elender Wicht sei. Er muß die Soldaten exerciren sehen, so oft er es wünscht, man kann fünf oder sechs Cadetten zu ihm bringen und vor ihm exerciren lassen. Es kommt Alles darauf an, ihm für dies Handwerk Geschmack beizubringen. Vor Allem muß ihm Anhänglichkeit an dies Land eingeflößt werden: Niemand

soll mit ihm anders, als wer gut patriotisch ist, sprechen. — Die Officiere, welche bei ihm zu Tische sind, sollen ihn necken und herausfordern, damit er dreist wird. Er ist ein wenig schweigsam, weshalb es nothwendig ist, ihn aufzuwecken; Ihr müßt dafür sorgen, daß er so lustig als immer möglich wird. Wenn Ihr ihn näher kennen lernt, so müßt Ihr suchen zu erfahren, welches seine Leidenschaft ist. Behüte uns Gott davor, daß wir sie ausrotten möchten, allein bemühen wir uns, sie zu mäßigen.“

Friedrich ließ sich, als der Prinz das siebente Jahr zurückgelegt hatte, einen ausführlichen Bericht über seine Fortschritte erstatten und ertheilte ihm unter dem 29. Juli 1777 das Patent als Fähndrich. Auf das Danksagungsschreiben dafür befahl der König zu antworten: es wäre ihm lieb, daß er Lust zeigte etwas zu lernen und sich applicirte, wenn er damit continuirte, würde er ihn recht lieb haben und fortfahren mehr für ihn zu thun. Dieser Antwort war eine neue Uniform beigefügt. In seinem zehnten Jahre bestieg der Prinz zum ersten Male ein Pferd; es wurde jedoch keine Erinnerungs-Medaille auf diese Begebenheit geprägt, wie es unter König Friedrich I. geschehen, als der damalige Kronprinz zum ersten Male zu Pferde saß. In dieses Jahr gehört ein Vorfall, welcher für immer eine Stelle in der vaterländischen Geschichte behaupten wird. Da gegen dieselbe mancherlei Zweifel erhoben worden sind, lassen wir die Wahrheit derselben durch den Bericht des Gesandten eines deutschen Hofes an seinen Fürsten vertreten. „Als der Monarch (Friedrich II.) jüngst in seinem Cabinette beschäftigt war, kam der Prinz in das Zimmer des Königs und spielte mit seinem Federballe. Der Ball flog auf den Tisch des Königs; der König warf selbigen auf den Boden und schrieb fort. Zufälligerweise flog der Ball abermals auf den Schreibtisch, der König warf ihn noch einmal auf den Boden und sah den Prinzen mit einer ernsthaften Miene an. Ob sich nun gleich der junge Prinz besser in Acht zu nehmen glaubte, als vorher, so versah er es doch und der Ball fiel dem Könige aufs Papier, der ihn nun sofort einsteckte. Sehr demüthig bat der liebe junge Prinz um Verzeihung und um die Rückgabe seines Federballes. Der Monarch schlug ihm diese ab, und ob er gleich beweglicher bat, so blieb der König doch unerbittlich. Endlich wurde der Prinz böse, trat vor den König mit untergestemmten Armen und sagte mit drohender Miene: „Ich frage Sie, Ihro Majestät, ob Sie mir meinen Ball wiedergeben wollen, oder nicht?“ Der König griff hierauf lächelnd in die Tasche

und gab dem muthigen Prinzen den Ball mit den Worten: „„Dir werden sie Schlesien nicht wieder nehmen!““ zurück.“

Aus dieser Knabenzeit ist noch ein von dem Prinzen geführtes Tagebuch vorhanden, aus welchem hier ein Tag genügen möge, um die Ausbildung des elfjährigen Prinzen zu charakterisiren. „1781, 8. Juli. Um halb achten stand ich auf und ich ward bis um dreiviertel auf neun angekleidet; diese ganze Zeit führte ich mich gut auf. Von dreiviertel auf neun bis halb zehn war ich in meinem Garten, worin ich ein Fenster öffnen ließ, um eine Anzahl Blumentöpfe dahin zu setzen. Um halb zehn Uhr kam der Minister Hertzberg, welchen ich zu meinem Bruder bringen mußte, weil Herr Behnisch noch nicht zugegen war. Der Minister sagte uns, daß des Königs Länder in einer sehr vortheilhaften Lage wären, indem sie die Ostsee hinter sich haben, wie auch die Nordsee. Die Oder durchstreift auch die Länder Pommern und Schlesien, die Oder ist 82 Meilen lang; nachgehends auch ein Stück von der Elbe. Nachdem der Minister weg war, kaufte ich zwei Nelkenstöcke vor 6 Groschen und ging in meinem Bruder seinen Garten und von da bei mir zu Hause, wo die Officiere kamen, ich führte mich ziemlich gut auf, bis auf einige Grobheiten. Nachgehends ging ich in den Lustgarten und von da um 1 Uhr bei meinem Bruder, um daselbst Mittag zu speisen, da blieb ich bis um halb drei Uhr, darauf ging ich in meine Kammer und las verschiedene Geschichten frommer Männer. Darauf ging ich zur Vesper (d. h. Vesperbrod) und ging in meinen Garten, um halb sechs Uhr ging ich und mein Bruder in den Lustgarten, hernach ging ich bei Mama, setzte mich auf den Balkon mit meinem Bruder und erzählte ihm eine Geschichte, dann gingen wir mit Mama im Lustgarten und ich erzählte meinem Bruder immer fort bis wir zu Haus kamen, da aß ich und legte mich zu Bette; ehe ich einschlief, beschäftigte ich mich mit göttlichen Gedanken.“

Durch einen Cabinetsbefehl vom 16. December 1781 wurde der Oberst v. Backhoff, aus dem Anhaltischen gebürtig, zum militairischen Gouverneur des Prinzen von Friedrich II. ernannt. Auf ein Gesuch um freies Brennholz und Vergrößerung „des Hofstaates“ des jungen Prinzen erhielt Backhoff einen abschlägigen Bescheid, worin es heißt: „was das gebetene freie Brennholz betrifft, so geht das nicht an und kann ich Euch solches nicht geben; von einem „Hofstaat“ ist hier nichts bekannt, den kennt man hier nicht.“ Der Gouverneur nahm Veranlassung in seinem, unter dem 7. Mai 1782 erstatteten, Er-

ziehungsberichte seinen Antrag auf Erhöhung des Etats zu erneuern. Um den König günstig zu stimmen, rühmte er vor Allem die Vorliebe des Prinzen für den Soldatenstand. „Ew. Königlichen Majestät mir vorzüglich ertheilten Allerhöchsten Befehl, aus dem Prinzen einen Soldaten zu machen, allerunterthänigst zu befolgen, wird mir nicht schwer, denn obwohl der Prinz generalitor eine sehr große Wißbegierde haben, so ist dennoch die gründliche Erlernung der Kriegskunst bei Ihnen kein bloßer Trieb, sondern eine heftige Leidenschaft, so daß in den militairischen Lectionen nichts Ihre Aufmerksamkeit stören kann und Sie sich selbst zu solchen treiben, ja es geht so weit, daß wenn die aufmarschirten Leute im Lustgarten exerciren und feuern, so ist, da der Prinz bei Ihrer großen Jugend noch nicht die Kraft haben, zu abstrahiren, Ihr Geist unten bei den Soldaten, und ob Sie gleich sonst in Ihren Lectionen sehr fleißig sein, so hat man alsdann doch alle Mühe, Ihn zu der, zur vorliegenden Lection erforderlichen, Aufmerksamkeit zurückzubringen. Es ist wahr, daß der Prinz noch eine starke Dosis Eigensinn, ingleichen viele Prévention (Vorurtheil) haben, diese jugendlichen Untugenden aber sind gut und ich werde darauf bedacht sein, nicht selbige gänzlich zu aboliren, sondern nur zu modificiren, weil durch die Modification der ersteren der Grund zu der so nöthigen Ambition und Ehrbegierde gelegt wird; allein, allertheuerster König und Herr, unsere Bedürfnisse steigen täglich; durch die ununterbrochene Arbeit der Natur, den Körper des Prinzen in die Höhe zu treiben, werden die Kräfte des Prinzen erschöpft, diese können nicht anders als durch gute, solide und nahrhafte Speisen ersetzt werden, die Kleidungsstücke und Wäsche werden verwachsen, der Geist wächst gleichfalls, es sind daher zu dessen Nahrung mehrere und kostbare Bücher erforderlich; alle die mehr und mehr steigenden Bedürfnisse können aber nicht mehr aus dem Allerhöchst festgesetzten Etat bestritten werden, gleichwohl möchte ich nicht gern Schulden contrahiren, dahero Ew. Königliche Majestät um allergnädigste Erhöhung des Etats meines Prinzen Hoheit allerunterthänigst und fußfälligst anzuflehen ich mich nothgedrungen sehe." War es nun dem kräftig emporwachsenden Prinzen nicht möglich, sich von dem Pelotonfeuer unter seinem Fenster in seinen Studien nicht stören zu lassen, so ward es ihm gewiß noch schwerer, von seinem gesunden Appetit zu abstrahiren: allein der Großoheim nahm weder auf das Eine noch auf das Andere Rücksicht, und der Bescheid lautete: „Mein lieber Oberst v. Backhoff. So zufrieden Ich sonst mit der Euch anvertrauten

Erziehung Meines neveu, des jungen Prinzen Friedrich von Preußen Lbd., so wie von dessen, Mir gestern angezeigten Progressen in den Wissenschaften, besonders in denen, einem Soldaten nöthigen Kenntnissen und mit seiner vorzüglichen Neigung zum Militairstande bin, so wenig kann Ich Euren hinzugefügten Anträgen wegen Erhöhung seines Etats beipflichten. Alles, was Ihr Mir darüber zu erkennen geben wollet, würde Mich in große Weitläuftigkeiten verwickeln. Der Prinz ist noch jung und dahero empfehle Ich Euch die genaueste Sparsamkeit und gute Wirthschaft bei den Ausgaben für seinen Körper, weil Meine Idee gar nicht ist, aus ihm einen Verschwender zu machen, welcher das Geld so zu sagen aus dem Fenster wirft. Sind dahingegen bei dem Wachsthum seines Geistes und zu dessen weiterer Ausbildung mehrere Bücher nöthig, so zeigt Mir solche näher an, damit Ich beurtheilen könne, ob solche seinen jugendlichen Fähigkeiten angemessen sind und er solche nöthig hat oder nicht. In seinem übrigen ökonomischen Fach muß aber die größte menage beobachtet werden, damit er bei Zeiten ein guter Wirth werde. Dies ist der Wille und Befehl Eures wohlaffectionirten Königs." Des Obersten Antrag in dem nächsten Jahre, dem Prinzen anstatt des kleinen Schimmels „einen Springer" zu bewilligen, damit der Prinz sich desto mehr im Schluß befestige, wurde genehmigt. Allein nicht nur zu Pferde, auch in der Logik sollte der Prinz sattelfest werden und gut schließen lernen. Zum Lehrer in dieser Kunst wählte der König einen Literaten, welcher später mehr durch seine Abenteuer, als durch seine Schriften zu einiger Berühmtheit gelangte. Ein Herr Leuchsenring, aus dem Elsaß gebürtig, hatte in Paris ein „Journal de lecture, ou choix périodique de litérature et de morale" herausgegeben, durch welches er Friedrich II. bekannt geworden war. Göthe, welcher als junger Mann Leuchsenring in dem Hause des Geheimen Rathes Laroche kennen lernte, rühmt an ihm: er sei ein Mann von schönen Kenntnissen in der neueren Literatur, dabei angenehm und einschmeichelnd gewesen, so daß er sich viele Gunst erworben habe. Leuchsenring hatte die Verehrung für „den Philosophen auf dem Throne" nach Potsdam geführt, wo ihm im April 1784 von dem Könige der Antrag gemacht wurde, dem Prinzen Friedrich Unterricht in der Philosophie zu ertheilen. Leuchsenring erklärte sich dazu bereit, jedoch nur unter der Bedingung, ohne Gehalt zu dienen, da der Prinz bei einem unbezahlten Lehrer bessere Fortschritte machen werde. Ein solches Anerbieten war dem Könige bei seinem vieljährigen

Umgange mit Literaten noch nicht vorgekommen, vielmehr hatten ihm die unverſchämten Forderungen Voltaire's, Algarotti's und vieler Anderer nur Verdruß gemacht. Er argwöhnte daher, daß „hinter ſolchen Maximen feuriges Intereſſe lauern dürfte“ und Leuchſenring mußte ſich dazu bequemen ein mäßiges Gehalt anzunehmen. Ueber die Art und Weiſe des Unterrichts, welchen er dem Prinzen ertheilen ſollte, erhielt er von dem Könige eine beſondere Inſtruction. Allein dies Verhältniß war nur von kurzer Dauer. Die Partei, welche ſich bereits des Thronfolgers verſichert hatte, und ihn in den Geweben der Geiſterſeherei und religiöſen Aberglaubens umgarnt hielt, war darauf bedacht, ſich des nachfolgenden Thronerben frühzeitig zu bemächtigen, weshalb Biſchoffswerder Alles aufbot, den, zu den religiöſen und politiſchen Anſichten des großen Königs ſich bekennenden, Philoſophen aus der Nähe des dereinſtigen Thronerben zu entfernen. Leuchſenring war es unerträglich, daß ſein Unterricht überwacht wurde und er ſich der Verleumdung von feindlichen Kundſchaftern ausgeſetzt ſah; er verlangte ſeine Entlaſſung und ſchrieb dem Könige unter dem 12. Juni 1784: „Als Seine Majeſtät ihn berufen habe, den Unterricht des Prinzen zu übernehmen, habe er ſich nicht eingebildet, daß ſeine Verbindungen mit den ausgezeichnetſten Gelehrten Frankreichs und Deutſchlands ihn hier als einen, in Religionsſachen wenig gewiſſenhaften, Mann würden erſcheinen laſſen, der eben deshalb wenig geeignet ſei, einem jungen Prinzen, beſtimmt, einſt einen Thron zu beſteigen, Unterricht in der Philoſophie zu ertheilen. Gleichwohl ſei dies nun eingetreten, er wolle daher ſein Amt niederlegen, da es ihm unmöglich ſei, ſich einerſeits den Vorurtheilen derer zu fügen, die ſeine Lection bewachten, damit er ſeinem erlauchten Zöglinge nicht gefährliche Maximen beibringe, und andererſeits zugleich die Inſtruction des Königs genau zu befolgen, welche aus einer geſunden Philoſophie hervorgehend, Grundſätze enthalte, die ſeit langer Zeit tief in ſeine Bruſt gegraben ſeien; übrigens habe er dies vorhergeſehen und eben deshalb kein Gehalt annehmen wollen.“ Friedrich II. verlangte hierauf unter dem 14. Juni die ihm ertheilte Inſtruction zurück, welchem Befehl Leuchſenring unter dem 20. Juni Folge leiſtete. In ſeinem Schreiben drückt er ſein Bedauern darüber aus, daß die Inſtruction, womit der König ihn ausgerüſtet (dont votre Majesté m'avait muni), ihn gegen heimliche Verleumdung nicht geſchützt habe. Er beklagt ſich darüber, daß eine Cabale ihn entferne und daß diejenigen ſelbſt, welche ihn unterſtützen ſollten, ihn hinderten, jene

Instruction nach den weisen Absichten des größten Königs zu befolgen. — Leuchsenring privatisirte hierauf in Berlin, von wo er jedoch wegen Gunstbezeugungen, welche ihm eine hohe Dame des Hofes zugewendet, 1792 unter persönlicher Anwesenheit des Ministers Grafen Schulenburg-Kehnert verhaftet und über die Grenze gebracht wurde. Er begab sich nach Paris, wo er sofort eine Anstellung bei dem Nationalconvent als Secretair des Büreaus erhielt. Die Schreckensregierung ließ ihn unangefochten; er lebte zurückgezogen und soll 1827 in Paris gestorben sein.

Nach Leuchsenring wurde der Geheime Rath Moulines, ebenfalls ein politisch und religiös freisinniger Mann, welcher ein treffliches Buch über Cabinetsjustiz geschrieben, zum Lehrer des Prinzen in der Philosophie und Geschichte ernannt und bekleidete ein Jahr lang diese Stelle. In seinem Erziehungsberichte vom 12. April 1785 meldete Bachhoff dem Könige: „Geheime Rath Moulines habe den ganzen Cursus der Dialektik zweimal mit dem Prinzen durchgegangen und die philosophische Geschichte im Compendium damit verbunden, auch dem Prinzen einige Reden des Cicero und Demosthenes lesen lassen, ihm dabei die Kunstwörter der Redekunst bekannt gemacht, so daß durch den Fleiß, die Aufmerksamkeit und Folgsamkeit des Prinzen und die Emsigkeit des Lehrers ein so fester Grund gelegt worden, daß, wenn auf diesem Pfade durch fleißiges Nachdenken und Uebung fortgewandert werde, wozu Bachhoff und der Instituteur Behnisch ununterbrochen Anlaß geben würden, der Prinz gewiß nach und nach die der menschlichen Vernunft angemessene Ausübungskraft in ihrem ganzen Umfange erlangen werde." Hiermit erklärte sich der König vollkommen einverstanden und antwortete aus Potsdam den 13. April 1785: „Mein lieber General-Major v. Bachhoff. Daß mein lieber Neveu, der Prinz Friedrich von Preußen, den ihm von dem Geheimen Rath Moulines ertheilten, nunmehr beendigten Unterricht in der dialectique nach Eurem Rapport von gestern so vorzüglich gut benutzt hat, ist Mir recht lieb zu vernehmen gewesen. Dessen Instituteur Behnisch wird indessen wohlthun, die ihm hinterlassenen Aufsätze des Geheimen Raths Moulines von Zeit zu Zeit zu wiederholen, damit er in seinem Urtheil und Schlüssen immer stärker werden und auch hierin immer mehr Meinen Beifall erhalten möge."*) —

*) Die hier mitgetheilten Instructionen und Correspondenzen sind die beste Widerlegung der Verdächtigungen, welche erst neuerdings in Beziehung auf Friedrichs II. Sorgfalt für

In dieſem Jahre verweilte der berühmte Mirabeau eine Zeit lang am Hofe zu Potsdam, wo er in dem heranwachſenden Friedrich Wilhelm einen, der mit ehernen Rieſenſchritten nahenden Revolution angehörenden, Charakter zu erkennen glaubte. „Der Kronprinz," bemerkt er in ſeinen Memoiren, „verdient ſchon jetzt in hohem Grade, daß man ihn beobachtet, nicht blos weil Friedrich der Große ſein Horoſkop in den Worten geſtellt hat: „der wird mich von vorn anfangen" (alſo ein zweiter Friedrich der Große werden), ſondern weil Alles in ihm Charakter ankündigt; er iſt nicht geradezu beſonders einnehmend, vielmehr ohne Gewandtheit, aber von vielſagender Phyſiognomie, ohne Tünche, aber wahr, von Allem will er das Warum? wiſſen, nur vernünftige Antworten befriedigen ihn. Streng und feſt bis zur Unbiegſamkeit und doch warmen und feinen Gefühlen nicht verſchloſſen, weiß er ſchon hoch zu ſchätzen und zu verachten. Seine Verehrung für den großen Friedrich grenzt an Vergötterung und er äußert ſie laut. Vielleicht reift dieſer junge Mann einſt zu großen Beſtimmungen heran und ſollte einſt eine Springfeder irgend einer großen und merkwürdigen Revolution ſich in ihm entwickeln, ſo werden diejenigen, die in die Zukunft zu blicken verſtehen, ſich nicht darüber wundern."

Eine große Veränderung des Hoflebens, der Staats-, wir dürfen ſagen der Weltverhältniſſe, trat mit dem Tode Friedrichs II. ein. Auf die Erziehung des Kronprinzen war dies Ereigniß ebenfalls von Einfluß und wir theilen über daſſelbe eine, von ihm ſelbſt gemachte, Aufzeichnung aus dem Tagebuche mit. „Potsdam, den 17. Auguſt 1786. Des Morgens früh, als den 17. Auguſt, um halb 4 Uhr, da ich im erſten Schlafe war, wachte ich auf, indem ich Jemanden mit Herrn Behniſch ſprechen hörte. Ich fragte ſogleich, wer die bekannte Stimme wäre und bekam die Nachricht, daß der Major v. Biſchoffswerder ſeinen Bedienten ſchicke, um mir die Gewißheit vom Tode des Königs melden

---

die Erziehung Friedrich Wilhelms II. bekannt gemacht worden ſind. In der Bibliothèque universelle de Genève (Septbr. 1849) werden Briefe der Gräfin Dönhoff, welche ſich „femme de Fr. Guillaume II." nennt, an Madame Charière mitgetheilt, worin die Gräfin aus Angermünde den 6. September 1794 ihrer Freundin zur Entſchuldigung der Verirrungen ihres Gemahls ſchreibt: „Le roi Frédéric II. le haissait d'une haine peu commune, le traitait plutôt en esclave qu'un neveu, l'éloignoit de toute occupation solide et sensée et le livrait pour ainsi dire lui-même entre les bras de la paresse et de la volupté." (In dem Aufſatze: Une demi Reine. 4. Serie No. 45.)

zu lassen, welcher gegen 3 Uhr dieses zeitliche Leben verlassen hatte. Der Major v. Bischoffswerder schrieb auch noch das Billet an mich: J'ai l'honneur d'annoncer à V. A. R. l'avénement du Roi son père à la couronne. Bischoffswerder. Wie natürlich, so konnte ich nun nicht mehr schlafen, Herr Behnisch stand also auf und ich that desgleichen. Ehe der Kammerdiener gerufen ward, kam mir die Zeit recht lang vor, auch setzte ich mich nieder und schrieb ein Paar Zeilen an den Capitain v. Schenkendorf, um ihm diese Nachricht mitzutheilen. Sobald ich angezogen war, kam der Capitain v. Schenkendorf, mich abzuholen, die Pferde wurden sogleich gesattelt, wir stiegen zu Pferde und ritten zum General Backhoff, ihn abzuholen; da dieser aber noch nicht fertig war, ritten wir in einem Trabe nach dem Nauenschen Thore, welches, wie natürlich, zu war, weil, sobald als der König todt war, alle Thore zugemacht wurden. Man machte es uns indessen auf und wir ritten nach des Königs, nämlich des jetzigen, Garten, so wie wir aber ankamen, sagte uns der Jäger Schröder, der König wäre schon nach Sanssouci, wir ritten also auch sporenstreichs hin, stiegen ab und gingen die erste Rampe nach der Stadt zu herauf. Man wies uns rechter Hand hinein, wo wir etwas verziehen mußten, weil der König mit dem Minister von Herzberg Depeschen abfertigte. Bald darauf kam der König heraus und ich ging heran ihm zu gratuliren. Er ging mit mir in ein Nebenzimmer, woselbst er mir Verschiedenes sagte, was wir zu thun hätten und dergleichen, auch sagte er zu mir, den verstorbenen König anzusehen. Indem trat mein Bruder Ludwig herein, der dem Könige gleichfalls Glück wünschte. Hierauf ging der König wieder zu seinen Geschäften und wir gingen, den verstorbenen König zu sehen. Er war in dem Concertsaale auf seinem Feldbette ausgestreckt, einen kleinen Hutkopf auf dem Kopfe, der mit einer Serviette um das Kinn befestigt war; ferner hatte er einen alten blauen seidenen Mantel um, unter welchem er noch ein Pelzhemde anhatte. Seine Füße und Beine waren mit großen Gichtstiefeln bekleidet, das rechte Bein war überaus dick geschwollen und man sah auch noch die Materie, die zu den Füßen herausgedrungen war, indem sie den Fuß des Stiefels gefärbt hatte. Zwei Läufer oder Laquaien standen dabei, um mit einem grünen Zweige die Fliegen vom Gesichte abzuhalten. Der Doctor Selle aus Berlin war auch gegenwärtig; dieser und die Kammerhusaren des verstorbenen Königs erzählten mir von dem Ende des hochseligen Königs. Zum Ruhme aller Laquaien und Pagen muß ich sagen, daß

wahre Betrübniß auf ihren Gesichtern zu sehen war und daß man sehen konnte, wie sehr sie ihren König betrauerten. Da ich noch nichts genossen hatte, so waren wir natürlich sehr hungrig, man brachte uns also etwas Obst und ungarischen Wein, der uns sehr zu statten kam. Der General-Major v. Backhoff, Herr Behnisch und Herr Gaultier hatten sich unterdeß auch draußen eingefunden, letzterer hatte schon mit meinem Bruder zugleich seinen Glückwunsch abgelegt, die beiden Ersteren erwarteten den Augenblick, wo der König nach den neuen Kammern herunter gehen würde, um ihm ebenfalls den Rock zu küssen. Der König hatte befohlen, man sollte einen geschickten Wachsbossirer rufen, damit er einen guten Abdruck vom Gesichte des hochseligen Königs machen sollte. Dieses geschah und der Bildhauer Eckstein aus Potsdam ward zu diesem Geschäfte bestimmt. Er machte einen ordentlichen Abdruck von Gips, indem er die Masse auf dem Gesichte abdrückte."*) Ehe der Abdruck gemacht wurde, machte der Prinz, der einiges Talent zum Zeichnen hatte, eine Zeichnung von dem, auf dem Feldbette liegenden Könige; von dem Gesichte war jedoch wenig zu sehen, da der Mantel dasselbe bis unter die Augen bedeckte.**)

Im Januar 1787 ernannte Friedrich Wilhelm II. den Grafen Brühl, welchen er als General in polnischen Diensten kennen gelernt hatte, an Stelle des Generals Backhoff, zum Gouverneur des Kronprinzen. Da Brühl katholisch und ein Sohn jenes sächsischen Ministers war, dessen Intriguen als eines geschworenen Feindes des Hauses Brandenburg Friedrich II. viel zu schaffen gemacht hatten, so erregte diese, durch Bischoffswerder veranlaßte, Wahl mancherlei Gedanken, war jedoch ohne Einfluß auf die nun schon befestigte Geistesrichtung des Prinzen. Graf Brühl war außerdem weit davon entfernt, in seinem Zöglinge eine Eroberung für den Papst und die alleinseligmachende Kirche machen zu wollen, er war viel zu sehr ein Hof- und Lebemann, als daß er Zeit und

*) Aus der auf diese Weise gewonnenen Form wurden nur zwei Abgüsse in Wachs gemacht, von denen der eine sich auf der königlichen Kunstkammer, der andere in dem Nachlaß des verstorbenen Dr. Heinrich Meyer in Berlin befindet. Friedrich schrieb einst an d'Alembert: . . . „et je conserverai encore un visage riant, quand on m'enterra." Dadurch, daß Eckstein die Todtenmaske mit offenen Augen abformte und später die Augäpfel ausmalte, hat die Maske etwas Schauerliches bekommen; indeß, Friedrich hatte dem Tode oft genug mit offenen Augen entgegen gesehen, also gewiß auch in der letzten Stunde. —

**) Auf dieser Zeichnung, welche man in dem Zimmer des Kronprinzen sehen konnte, war von ihm bemerkt: „Dieses habe ich den 17. August 1786 des Vormittags zwischen 9 und 10 selbst gezeichnet."

Luſt gehabt hätte, ſich um Meſſe und Roſenkranz zu kümmern. Zwar ließen Wöllner und Biſchoffswerder es nicht an Bemühungen fehlen, in Beziehung auf Kirche und Religion ſich des Kronprinzen zu verſichern; ſie glaubten in Behniſch und dem Hofprediger Fr. Sam. Sack gute Werkzeuge für den Kronprinzen ausgewählt zu haben; allein ſo ganz gelang ihnen ihr Vorhaben nicht. So wenig Friedrich Wilhelm I. es vermocht hatte, die Philoſophie zu verhindern, die Schwelle des königlichen Schloſſes zu überſchreiten, obſchon er bei angedrohter Strafe des Stranges den Philoſophen über die Grenze bringen ließ; eben ſo wenig vermochten es die Roſenkreuzer und Geiſterbeſchwörer, Duldung und Aufklärung durch eine chineſiſche Mauer von Unſinn, Aberglauben und Gewiſſenszwang von der Seele des Thronfolgers abzuſperren. In dem Glaubensbekenntniß, welches der Kronprinz bei ſeiner Einſegnung oder Confirmation am 4. Juli 1787 öffentlich ablegte, ſagte er: „Ich will mit Hülfe einer vernünftigen Ueberlegung und eines treuen Gebrauchs der heiligen Schrift die vielfachen Verirrungen des Aberglaubens zu vermeiden bemüht ſein, damit ich nicht die Frömmigkeit in ſolche Dinge ſetze, worin ſie nicht beſteht, oder menſchlichen Wahn für die Regel meines Thuns und Laſſens halten möge. Da ich aber weiß, daß Religion und Glaube ſich nicht befehlen und nicht erzwingen laſſen, ſo will ich darin Jedermann nach ſeiner Einſicht und ſeinem Gewiſſen handeln laſſen. Ich will die Irrenden weder haſſen, noch verfolgen und erkenne für das einzige Mittel zu ihrer Zurechtweiſung, daß man ſie durch Belehrung zu erleuchten und zu überzeugen ſuche.“ Er gelobt eifrigſt bemüht zu ſein, ein Beſchützer und Wohlthäter der Menſchen zu werden, Ordnung, Recht, Glückſeligkeit und Zufriedenheit zu verbreiten, ſo weit ſeine Macht reichen werde. „Ich weiß zwar,“ fügte er hinzu, „daß, wenn ich ein ungerechter und böſer Fürſt würde, ich doch ein Werkzeug in der Hand Gottes bleiben würde, denn auch die Böſen und Menſchenfeinde müſſen ihm dienen .... da aber mein Verſtand eingeſchränkt iſt und ich ſehr leicht irren kann, ſo will ich in allen wichtigen Dingen den Rath weiſer, erfahrener und guter Menſchen ſuchen und benutzen. ... Ich bin zu einem Beſchützer und Wohlthäter auserſehen; ich muß alſo vor Anderen gerecht, freigebig, großmüthig und gütig ſein. Ich muß für die Wohlfahrt Anderer ſorgen und mich in allen meinen Handlungen als Vorbild der Tugend zeigen. Ich erkenne es daher als eine Pflicht, die ich gegen mich ſelbſt zu beobachten habe, daß ich mich der Mäßigkeit und Ordnung

in allen Stücken befleißige und das allgemeine Beste für höher achte, als meinen eigenen Vortheil."

Eben so wenig, während Friedrich II. noch die Oberaufsicht über den Unterricht führte, wurde derselbe jetzt pedantisch oder mönchisch betrieben. Der Verfasser des Philosophen für die Welt, Professor Engel, und der Dichter der Oden zur Verherrlichung Friedrichs, Rammler, wurden beauftragt, den Prinzen mit der deutschen Philosophie und Literatur bekannt zu machen, und beide mögen es verantworten, daß ihr Zögling mehr einer nüchtern-prosaischen, als einer idealen Richtung angehörte; denn obschon die größten Dichter und Philosophen Deutschlands nirgend mehr gefeiert worden sind, als in Berlin, so hat doch Friedrich Wilhelm III. während seines ganzen Lebens eine entschiedene Abneigung gegen Göthe's, Kants und Hegels Werke an den Tag gelegt. In der Musik unterrichtete den Prinzen der Capellmeister Benda; er erlangte einige Fertigkeit im Clavierspiel und der Composition, so daß bei der Armee noch jetzt einige Märsche von ihm gespielt werden. Seine Geschicklichkeit im Zeichnen wurde schon erwähnt; auf der ersten Kunstausstellung, welche die Akademie im Mai 1786 veranstaltete, sah man auch einige Arbeiten der königlichen Prinzen. Im Festungsbau und den militairischen Wissenschaften hatte er Unterricht bei dem Obersten v. Tempelhoff; doch blieb der Prinz mit großer Vorliebe dem sogenannten „kleinen Dienst" zugethan, so daß seine Compagnie es „an propreté und égalité" einer jeden anderen zuvorthat. Hierzu wurde er von seinem Großoheim selbst sehr ermuntert, welcher freilich nicht der Meinung war, daß in dem Gamaschendienst und der Parade das Wesentlichste der Kriegskunst bestehe. Er ertheilte dem Prinzen am 4. November 1784 das Patent als Seconde-Lieutenant bei dem ersten Bataillon Garde in Potsdam, in sehr schmeichelhaften Ausdrücken. „Nachdem," so lautet es, „Seine Königliche Majestät mit besonderem Vergnügen und Zufriedenheit wahrgenommen, welchergestalt Dero Petit-neveu, Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, als Fähnrich mit ausgezeichneter Application und Eifer sich auf den Kriegsdienst und die dahin gehörigen Wissenschaften befleißigen, so haben Seine Majestät, um Ihro ein Merkmahl Dero Allerhöchsten-Wohlwollens und Propension zu geben, auch um Sie desto mehr zu animiren, sich hierin immer vollkommener zu machen und dem großen Beispiel Ihrer Durchlauchtigsten Vorfahren zu folgen, Sie zum Seconde-Lieutenant ernannt, also, daß Sie Seiner Majestät treu,

hold und gewärtig sein, Ihre Charge gehörig wahrnehmen, was Ihnen zu thun und zu verrichten obliegt, bei Tage und bei Nacht fleißig und treulich ausrichten, bei allen vorkommenden Kriegsbegebenheiten sich tapfer und unverweislich bezeigen mögen, dagegen Seine Königliche Majestät Ihnen von Allerhöchstdero zu Sie tragender Affectation immer mehrere Beweise zu geben bedacht sein werden."

Noch in seinen späteren Jahren hat Friedrich Wilhelm III. geäußert, daß er niemals in seinem Leben auf irgend einen der vielen Titel, welche er später erhalten, sich jemals wieder so viel eingebildet und so große Freude daran gehabt habe, als an dem eines königlich preußischen Seconde-Lieutenants. Er war der pünktlichste im Dienst, in welchem ihm sein strenger Vorgesetzter, der „wegen seiner scharfen Disciplin als übermenschlicher Exercirteufel" berüchtigte General v. Schele, nicht das Geringste erließ. Einer sonderbaren Neigung, welcher er auch bis in die späteren Lebensjahre nachgehangen, müssen wir hier Erwähnung thun: es war die, mit zinnernen Soldaten nicht sowohl zu spielen, als auf diese Weise taktische Aufstellungen und Aufmärsche, das Formiren und Deployiren von Pelotons und Colonnen einzuüben. Auch Modelle von Festungen und ein kleines Zeughaus mit allen Arten von Waffen befand sich in einem der Zimmer des Prinzen in seinem Palais in Berlin. — In den Naturwissenschaften, insbesondere in der Physik, ertheilte dem Kronprinzen Dr. Herz, ein Jude, Unterricht.

Nachdem der Kronprinz 1788 für großjährig erklärt worden war, wurde sein Hofstaat erweitert, er empfing Gesellschaft bei sich, jedoch blieb Graf Brühl noch bis zum Jahre 1792 als Oberhofmeister bei ihm.

Am 7. November 1787 ernannte der König den Kronprinzen, da er mit Zufriedenheit wahrgenommen habe, daß er sich den Kriegsdienst und die dahin gehörigen Kenntnisse und Wissenschaften habe angelegen sein lassen, und zum Beweis der väterlichen tendresse zum Stabscapitain bei dem ersten Bataillon Garde in Potsdam; im Jahre 1790 wurde er zum Obersten befördert und erhielt das in Potsdam garnisonirende Regiment „Preußen". Der Regiments- und Paradedienst nahm den Kronprinzen, zumal bei den immer näher rückenden Aussichten auf Krieg, so sehr in Anspruch, daß er sich um die innere Staatsverwaltung und Verfassung nur wenig bekümmern konnte; indessen wohnte er doch einigen Sitzungen des Kammergerichts, der Kammer, des Generaldirectorii und Obrigkeitscollegii bei. Von den auswärtigen Staatsangelegenheiten wurde er durch die Minister, deren Ansichten er nicht theilte, fern gehalten.

Der Kronprinz begleitete den König 1791 zu der Armee, die sich bei Coblenz versammelte und in Frankreich zur Niederwerfung der Revolution einbrach. Wir haben oben bei der Erzählung des Feldzuges in der Champagne vornämlich die Tagebücher des Kronprinzen als Geschichtsquelle benutzt, so daß wir hier auf jene unglückseligen Tage nicht noch einmal zurückzukommen haben.

Allein so ganz ohne Eroberung zu machen zieht kein preußischer Kronprinz zu Felde, und wenn auch nicht der Lorbeer, so wurde dafür die Myrthe von dem Sieger am schönsten Feste gewonnen.

Während des Feldzuges am Rheine hatte der Kronprinz im März 1793 zu Frankfurt a. M. die Bekanntschaft der Prinzessin Louise von Mecklenburg-Strelitz (geb. den 10. März 1776) gemacht, welche mit ihren Eltern und ihrer jüngeren Schwester dem Darmstädter Hofe einen Besuch abgestattet hatte. Beide Prinzessinnen waren ausgezeichnet durch Schönheit, Sittsamkeit und Liebenswürdigkeit des Gemüthes, so daß sie sich der allgemeinsten Huldigungen erfreuten, die sie durch ihre Erscheinung hervorriefen. „Wirklich konnte man," sagt Göthe in seiner Rhein-Campagne, „in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals erlöschen wird." Die Verlobung beider Prinzessinnen, der älteren mit dem Kronprinzen, der jüngeren mit dessen Bruder Ludwig, fand am 24. April 1793 in Frankfurt statt, wobei der König eigenhändig die Ringe wechselte. Erst nach geendetem Feldzuge, in welchem der Kronprinz ein selbstständiges Commando bei der Belagerung Landau's geführt, fand die feierliche Einholung und Vermählung der beiden Paare am 24. December 1793 in Berlin statt. Im folgenden Jahre rief der Feldzug in Polen den Kronprinzen von der Seite der jungen Gemahlin, welche ihn am 15. October 1796 durch die Geburt eines Prinzen, der Hoffnung des Thrones und Vaterlandes, beglückte. In Berlin bewohnte das Kronprinzliche Paar das dem Zeughause gegenüberliegende Palais, was seinem Aeußeren, sowie der inneren Einrichtung nach nur den Anspruch machen konnte, für ein städtisches Bürgerhaus zu gelten. Den Sommer verlebten sie auf einem kleinen Landgute, Parez bei Potsdam, welches der Kronprinz aus seinen Ersparnissen angekauft hatte; allein aus diesem idyllischen Aufenthalte wurden die Glücklichen früher, als sie gewünscht und gehofft, in den Lärm der verwirrten Welt und zu dem gefahrvollen Sitze auf dem wankenden Throne gerufen. Friedr. Wilh. II. starb den 16. Nvbr. 1797, ihm folgte sein Sohn Friedr. Wilh. III.

Dreißigſtes Kapitel.

Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. — Das Familienleben des Königs; — ſein Schreiben am Tage der Thronbeſteigung an den Oberſten v. Köckeritz, in welchem er keinen Marquis Poſa findet. — Der Brief des Kriegsrathes Gentz an den König bei ſeiner Thronbeſteigung den 16. November 1797. — Das erſte Verlangen nach Preßfreiheit. — Der Cabinetsrath Menken. — Ermahnungsſchreiben des Königs vom 27. November 1797 an ſämmtliche Miniſter, Präſidenten und Chefs des Civildienſtes. — Biſchoffswerder und Wöllner verabſchiedet. — Die neue Kirchenagende. — Runkelrübenzucker und Stockprügel auf den Univerſitäten.

Kaum die, mit dem Lorbeer des Helden, des Staatsmannes, des Dichters und Denkers geſchmückte, Krone Friedrichs II. für das Haupt ſeines unmittelbaren Nachfolgers ein allzuſchweres Erbtheil war, ſo umſchloß die, ſolches Schmuckes entkleidete, Krone, wie ſie Friedrich Wilhelm II. ſeinem Thronfolger hinterließ, eine Welt voller Sorgen, welche zu tragen das Haupt und die Schulter eines Atlas nicht ſtark genug geweſen ſein würden.

Friedrich Wilhelm III. trat die Regierung unter bedenklicher Conſtellation an. Zwar hatte Friedrich Wilhelm II. Frieden mit der franzöſiſchen Revolution geſchloſſen, allein je beruhigter dieſe in dem eigenen Lande wurde, deſto drohender wurde ſie für die Nachbarn, an deren Grenzen ſie in brauſenden Wogen anſchlug. Jedermann ſagte ſich im Stillen — denn dem Nachbar, und noch weniger öffentlich, durfte man es nicht ſagen — daß der Friede mit

Frankreich kein reelles Geschäft, daß die Bundesgenossenschaft nicht ehrlich gemeint sei, daß Preußen in den nächsten Jahren auf's Neue in einen Krieg mit Frankreich verwickelt sein werde, der noch trauriger als der erste enden werde, da wir jetzt nicht mehr in so guter Verfassung wie damals uns befanden, unser Schatz geleert, die Bundesgenossen abtrünnig geworden, im deutschen Reiche unser Einfluß und Ansehen dahin waren und, was das Allertraurigste war, der Ruhm der unbesiegten Waffen Friedrichs war, wenn auch nicht für die eigene dünkelhafte Einbildung, doch für die Gegner in dem Feldzuge gegen die sanscülottischen Republikaner verloren gegangen.

Dazu kam, daß die Verwaltung an tausend Gebrechen litt, vornämlich aber an dem einen Grundübel, daß es überhaupt keine Staatsbürger, sondern nur Staatsbeamte gab. Nicht aber der Staat nur als solcher, auch die Grundlagen, auf welchen er ruht: die Familie, die Gemeinde, die sittlichen Zustände waren zerrüttet und hier Besserung und Heilung zu schaffen, war der erste und schönste Beruf des jugendlichen Herrschers und seiner blühenden Gemahlin. Welchen verderblichen Einfluß das böse Beispiel in den höheren und höchsten Kreisen der Gesellschaft auf die sittlichen Zustände des Volkes ausübe, war Friedrich Wilhelm III., als er noch Kronprinz war, nicht verborgen geblieben. Eben so mächtig aber, wie das böse Beispiel, wirkte nun auch das gute. Sitte, Zucht und jede Bürgertugend war in die bescheidene Wohnung des Königs, welcher es verschmähte, seine einfache Stadtwohnung mit den Prunkgemächern der Hofburg zu vertauschen, eingezogen; häusliches Glück und die Freuden des Familienlebens, welche bisher nur in ländlicher Hütte ihren Thron aufschlugen, hatten nun, vielleicht zum ersten Male, auf einem Throne Hütten gebaut. Das königliche Ehepaar hatte aus seinem Familienkreise das altfränkische oder spanische Hof-Ceremoniel verbannt; König und Königin redeten sich — was bisher noch nie gehört worden war — mit dem traulichen „Du" an, unterhielten sich selbst in Gegenwart von Leuten niederen Ranges in deutscher Sprache, die Brüder mußten den König „Bruder Fritz" nennen, man hörte den König „von seiner Frau", die Königin „von ihrem Manne" sprechen, was ebenfalls für etwas „Unerhörtes" galt.*) Als der Hofmarschall nach der

*) An sämmtlichen deutschen Fürstenhöfen wurde, eben so wie in den adeligen Familien, ausschließlich französisch gesprochen, was Göthe zu folgenden Versen veranlaßte:

Thronbesteigung zwei Schüsseln mehr als früher auf dem Küchenzettel angeordnet hatte, strich der König diese mit der Bemerkung durch: „wozu zwei Schüsseln mehr? ich habe doch seit gestern keinen größern Magen bekommen!“ Und als der Kammerdiener dem Könige am ersten Morgen bei dem Eintritt in das Frühstückszimmer beide Flügelthüren öffnete, während dem Kronprinzen bisher nur eine geöffnet wurde, fragte er lächelnd: „bin ich denn seit gestern so dick geworden, daß eine Thür für mich nicht weit genug ist?“

Wenn wir früher erwähnten, daß die Erscheinung des Schillerschen Marquis Posa einen gewaltigen Eindruck auf die lebhaft aufgeregte Phantasie der deutschen Studentenwelt machte, so dürfte der, welchen ein Charakter wie Philipp II. auf die Kronprinzen und Thronerben Deutschlands machte, nicht geringer anzuschlagen sein. Ein absoluter Herrscher, dem kein verantwortliches Ministerium zur Seite stand, der die öffentliche Meinung weder durch die geknechtete Presse, noch durch ein Parlament vernahm, mußte sich vereinsamt und unheimlich auf dem Throne fühlen; es mußte ihm, je ernster ihm das Wohl seines Volkes am Herzen lag, ein desto unabweisbareres Bedürfniß sein, sich einem Freunde anvertrauen zu können und aus seinem Munde Wahrheit zu vernehmen. Auch in dem jugendlichen Herrscher Preußens, der kaum siebenundzwanzig Jahre zählte, erwachte dieser Wunsch und er richtete noch an demselben Tage, an welchem er den Thron bestieg, an den General v. Köckeritz, in welchem er einen brandenburgischen Marquis Posa erkannt zu haben glaubte, folgenden Brief: „So lange ich Sie nun kenne, vorzüglich aber in den letzten Jahren, wo ich Sie täglich zu sehen und zu beobachten Gelegenheit gehabt, habe ich mich immer mehr in der Idee bestärkt gefunden, in Ihnen einen Mann zu besitzen, der mir dereinst durch seinen Biedersinn, richtige Beurtheilung, natürlichen Verstand, festen Charakter und die erprobteste Rechtschaffenheit ganz vorzügliche Dienste zu leisten im Stande sein wird. Mit Recht setze ich nun mein ganzes Vertrauen auf Sie und zwar aus oben angeführten Gründen. Ich bin ein junger Mensch, der die Welt noch immer zu wenig kennt, um sich gänzlich auf sich selbst verlassen zu können und um nicht befürchten zu müssen, bei aller

---

Lang' schon haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken.
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlanget, geschieht.

Vorsicht, von unredlichen Menschen hintergangen zu werden; ihm muß daher ein jeder gute Rath, sobald er redlich gemeint, willkommen sein. Diesen guten Rath erwarte ich aber vorzüglich von Ihnen und zwar abermals aus den oben angeführten Ursachen. Ich bitte Sie daher, bleiben Sie immer mein Freund, so wie Sie es bis jetzt gewesen; verändern Sie nicht Ihre Art gegen mich zu denken und seien Sie überzeugt, daß ich immer derselbe bin, mag sich auch mein Titel verändern, wie er will! In meiner künftigen Lage brauche ich einen wahren Freund und Rathgeber mehr, als jeder Andere. Nichts ist aber alsdann schwerer als einen solchen zu finden. Wie oft und wie vielfältig haben sich nicht hierin manche gute Herren geirrt und wie unglücklich sind nicht ihre Wahlen dabei ausgefallen. Dies kann bei Ihnen nicht der Fall sein, ich kenne Sie zu gut und bin daher meiner Sache gewiß. Allein erlauben Sie mir eine Frage: Werden Sie auch immer so bleiben, wie Sie jetzt sind? immer so denken, so handeln? O, thun Sie dies, lassen Sie sich durch nichts verblenden! Bleiben Sie immer auf dem geraden Wege! Lassen Sie sich nicht durch falsche Ehrbegierde noch durch Eigennutz verblenden! Lassen Sie sich weder durch falsches Einreden noch durch unrichtige Vorspiegelungen überlisten! Meiden Sie die Parteilichkeit und handeln Sie stets nach Ihrer innern Ueberzeugung d. h. nach Pflicht und Gewissen. Meinen Sie nicht, wenn Sie dieses lesen, als ob ich den geringsten Argwohn hätte, daß Sie auf diese Abwege gerathen könnten! Nein wahrlich nicht! ich halte es bei Ihnen für unmöglich. Allein die Erfahrung lehrt allzusehr, wie die besten Menschen, wenn sie bis zu einer gewissen Stufe gekommen, oft schwindlig geworden und gar nicht mehr die nämlichen geblieben. Wenn Ihnen also gleich Ihre innere Ueberzeugung die Unmöglichkeit einer solchen Veränderung bei Ihnen versichert, so verabsäumen Sie dessen ungeachtet nicht, Ihre Handlungen nach jenem Probirstein zu prüfen und denken Sie immer daran, daß Sie Mensch sind und also fehlen können. Daß Sie Menschenkenntniß besitzen, d. h. daß Sie selbige nach ihren Handlungen, nach ihrem Thun und Lassen richtig zu beurtheilen vermögen, dies habe ich bei Ihnen zu prüfen Gelegenheit gehabt. Auch hierin müssen Sie mir also inskünftig beistehn. Niemand irrt sich mehr in der Beurtheilung der Menschen, als ein Fürst, und dieses ist ganz natürlich: denn jedermann ist beeifert und gewöhnt, sich selbst im besten Lichte vorzustellen, seine Höcker und Fehler weislich zu verbergen und immer im Angesicht des Fürsten anders zu erscheinen,

als er wirklich ist und zwar so, wie er seine Absichten am besten erreichen zu können glaubt. Man lernt sehr bald die Launen und Lieblingsneigungen eines Fürsten kennen und alsdann wird es dem gewitzigten Menschenkenner nicht schwer, seine Maske, in der er erscheinen will, danach zu formen. Von Ihnen also erwarte ich, daß Sie sich ohne Geräusch und ohne besondere Absichten merken zu lassen, nach braven, rechtschaffenen und einsichtsvollen Männern umsehen und zu prüfen bemüht sind, wie und auf was für Art man sie besser zu brauchen und zu belohnen im Stande wäre. Sodann haben Sie sich gleichfalls zu bemühen, die öffentliche Meinung, so man gegen mich und meine Anstalten und Absichten hegt, auszuforschen, die Urtheile, die man darüber fällt, zu prüfen und, wenn sie Ihnen richtig zu sein scheinen, darüber im Vertrauen mit solchen Personen zu sprechen, von denen Sie glauben, daß sie unparteiisch reden werden und die Sache aus dem gerechten Gesichtspunkte zu beurtheilen im Stande sind. Nun haben aber alle Dinge eine gute und eine böse Seite; es muß also nur abgewogen werden, ob das Gute oder Böse derselben das Uebergewicht behält. An schiefe und unrichtige Beurtheilungen, an denen es nie fehlt, darf man sich nicht stoßen, am wenigsten, wenn solche von Personen kommen, die keine richtige Einsicht in die Sache haben, oder die etwa parteiisch, oder sonst etwa eine Absicht dabei haben mögen, oder wohl gar nur urtheilen, um sich ein gewisses wichtiges Ansehen zu geben. An solche Urtheile, sage ich, hat man sich nicht zu stoßen, oder man bringt nichts zur Ausführung und gelangt nicht zu dem Zweck, den man sich vorgenommen; denn solche Urtheile sind unausbleiblich. Man handle also nur nach innerer Ueberzeugung und nach Recht und Gerechtigkeit, so wird sich zuletzt alles fügen. Wenn Sie nun solche Dinge ausgeforscht, so erwarte ich von Ihrem Biedersinn, daß Sie mir selbige bei Gelegenheit vorhalten und mir darüber Ihre Meinung zu erkennen geben. Ich werde gewiß hierbei nie die gute Absicht verkennen, vielmehr bemüht sein, davon Gebrauch zu machen. — Nun noch ein wichtiger Gegenstand, bei dem ich Sie zu gebrauchen Willens bin. Nach vielem Hin- und Hersinnen und nach meiner innern Ueberzeugung weiß ich kein besseres Mittel, um die Zerrüttung in den Finanzen wieder herzustellen und ein auf Ordnung ruhendes festes System der Staatsverwaltung einzuführen, als wenn ich die erfahrensten und geschicktesten Staatsmänner anhero berufe und eine Commission niedersetze, welche alle Branchen der inneren Staatsverfassung durchgehe und prüfe

um ſodann die Mittel zu deren Verbeſſerung und zur Abſtellung der eingeſchlichenen Mißbräuche ausfindig zu machen, mir ſelbige dann vorlegen zu laſſen, ſelbſt zu unterſuchen und dasjenige, was ich für richtig und anwendbar finde, einzuführen. Bei dieſer Unterſuchungs-Commiſſion iſt es von der größten Wichtigkeit, daß bei den Mitgliedern derſelben die beſte Einigkeit herrſche, daß ſich keine Parteilichkeit hineinmiſche und daß einzig und allein das Wohl des Staates ſie leite und als der Zweck ihrer Zuſammenberufung ihnen beſtändig vor Augen bleibe. Nun aber lehrt leider die Erfahrung, daß talentvolle Männer ſelten mit einander harmoniren, woraus denn, wie natürlich, viel Uebles und Nachtheiliges entſteht. Der gute Zweck wird vergeſſen und die Caprice der Einzelnen verdirbt das Ganze und hat die übelſten Folgen. Da nun aber bei einem Gegenſtande von ſo großer Wichtigkeit dergleichen Capricen mehr als irgendwo vermieden werden müſſen, und um einen ſo guten Zweck zu erreichen, Alles ins Werk zu ſetzen iſt, weshalb alle Nebenbeſchäftigungen, ſo dem wahren Zweck entgegenſtehen, zu entfernen ſind, und das Beſtreben ſämmtlicher Mitglieder nur auf einen Punkt zu richten iſt, ſo halte ich eine Mittelsperſon hierbei für höchſt nothwendig. Zu dieſer Mittelsperſon aber ſchickt ſich keiner ſo gut, wie Sie. Sie beſitzen ganz den Charakter und den Humor, der hierzu erforderlich iſt; daher auch meine Wahl ſogleich auf Sie gefallen und werden Sie folgendes dabei beobachten: Bei allen Conferenzen werden Sie zugegen ſein, um als Zeuge der Verhandlungen mir in Kurzem rapportiren zu können. Sie kennen meine Denkungsart; ſollten Sie daher bemerken, daß man hier oder da zu weit ginge, oder die gute Abſicht, die ich dabei habe, verfehlt würde, oder auch Beſchlüſſe gefaßt würden, die Sie, Ihrer innern Ueberzeugung nach, für unrecht hielten, ſo könnten Sie Ihre Meinung über einen ſolchen Gegenſtand den Uebrigen mittheilen. Kann man Sie nicht durch Beweiſe von der richtigen Procedur überführen, ſo haben Sie darauf anzutragen, mir die Sache zur Entſcheidung vorzulegen, nochmals aber mit geſcheidten Männern darüber zu ſprechen und mir deren Urtheil zu hinterbringen. Sollten Sie Uneinigkeit, heimlichen Haß oder Caprice unter den Mitgliedern entdecken, ſo ſind Sie berechtigt, ſie in meinem Namen auf den Zweck ihrer Zuſammenberufung aufmerkſam zu machen und dahin zurückzuführen, die Gemüther zu beruhigen und ſie zu vereinigen zu ſuchen. Ihr richtiger, grader Verſtand, gute Beurtheilung und Kaltblütigkeit werden Ihnen hierzu die beſten Mittel an die Hand geben und beſitzen

Sie auch hierzu die erforderliche ungekünstelte Beredtsamkeit. Aus allem diesen werden Sie ersehen, daß Sie einen großen Geschäftskreis ins künftige zu besorgen haben. Bleiben Sie daher immer der nämliche redliche Mann! Meinerseits haben Sie sich alsdann der vollkommensten Dankbarkeit und Erkenntlichkeit zu versichern und andererseits haben Sie zu bedenken, daß Sie mich nicht allein persönlich verbinden, sondern daß ich Sie gewissermaßen im Namen des Staates auffordere, wirksam für selbigen zu sein und daß Sie alsdann dereinst die süße Ueberzeugung und Beruhigung gewinnen werden, nicht wenig zum Wohl und Besten des Ganzen mitgewirkt und dadurch den Dank jedes wohldenkenden Patrioten verdient zu haben; für einen Mann von wahrer Ehre und Ambition kann es wohl keine süßere Belohnung geben.

Friedrich Wilhelm."

Mit diesem Briefe legte der siebenundzwanzigjährige König das Schicksal seiner Krone und seines Volkes in die Hände eines Mannes, dem es an Redlichkeit und gutem Willen nicht gebrach, wohl aber an jedweder Befähigung zum Staatsmanne. Für den Kronprinzen war er ein ausreichender Gesellschafter und Vertreter gewesen, für den König, der ihn zu seinem Gewissensrathe erwählte, reichte ein solcher Charakter nicht aus. „Köckeritz," so schildert ihn der Minister Stein, „war ein ehrlicher, wohlmeinender, nach seiner Ueberzeugung dem Könige rathender Mann, aber von eingeschränkten Begriffen und ohne Bildung. Er hatte sein ganzes Leben mit dem kleinen Dienst in der Potsdamer Garnison zugebracht, wo mit der größten Strenge auf Vernichtung der Selbstständigkeit, auf Hingebung und Mönchsgehorsam hingewirkt wurde. Hier bildete sich sein beschränkter Kopf zum Repräsentanten der Gemeinheit und Untergebenheit aus, der, nur der flachsten Ansichten fähig, nichts wünschte, als Ruhe und Frieden von außen, Verträglichkeit im Innern, um ungestört seine Spielpartie und Tabackspfeife genießen zu können. Wie sollte ein solches Automat Gefühl haben für Nationalehre und Selbstständigkeit; begreifen, daß in der Krise, worin unser Zeitalter sich befindet, diese Güter nicht anders als durch Kampf und Anstrengung erhalten werden konnten und daß Lagen eintreten, wo es Pflicht war, zu einem solchen Kampfe mit Aufopferung seiner Behaglichkeit und Unterbrechung des gewöhnlichen Ganges seiner Vegetation zu rathen. In der Folge lernte der König den Mann kennen, entzog ihm sein Zutrauen, war aber zu gutmüthig, um ihn zu entfernen; er ließ ihn noch den

gewöhnlichen Vorträgen beiwohnen; hier hörte er vieles, was er denen, die ſeine Geſchwätzigkeit benutzen wollten, mittheilte, und ließ ſich zu Einflüſterungen gebrauchen, die dem Guten nachtheilig waren."*) So viel iſt gewiß, daß der gute, alte Oberſt Köckeritz, als er den Brief des Königs erhielt, nicht in die Worte ſeines berühmten Vorgängers, als dieſer ſich in ähnlicher Lage befand, ausbrach:

„Was der König
Mit mir auch wollen mag, gleichviel! Ich weiß,
Was ich, ich mit dem König ſoll — Und wär's
Auch eine Feuerflocke Wahrheit nur
In des Despoten Seele kühn geworfen —
Wie fruchtbar in der Vorſicht Hand! So könnte,
Was erſt ſehr grillenhaft mir ſchien, ſehr zweckvoll
Und ſehr beſonnen ſein. Sein, oder nicht —
Gleichviel, in dieſem Glauben will ich handeln."

Wäre in dieſem Falle auch Friedrich Wilhelm III., welcher eben ſo wenig etwas mit dem Despoten Philipp II., als Köckeritz mit dem Marquis Poſa gemein hatte, empfänglich für ein „kühn in ſeine Bruſt geworfenes Wort" geweſen, er hatte ſich nicht an den rechten Mann gewendet, um es zu vernehmen. Da das Zeugniß eines Miniſters, welcher ſpäter unter dem ihm nicht günſtigen Einfluſſe des Generals zu leiden hatte, nicht frei von Gereiztheit zu ſein ſcheint, ſo fügen wir noch ein zweites, von einem ruhigen und wohlgeſinnten Zeitgenoſſen abgefaßtes, hinzu: „Köckeritz," ſagt Menzel in ſeinem neueſten Geſchichtswerke,**) „verband mit großer Gutherzigkeit nur die Einſicht, daß er jene Eigenſchaften, welche der König bei ihm vorausſetzte, nicht beſitze, ſondern nur die Gewandtheit, den König in wichtigen Dingen ſtets in Uebereinſtimmung mit deſſen Gedanken zu berathen; in unwichtigen machte er zuweilen eine eigene Meinung geltend, um nicht für das ihm übertragene Geſchäft des Rathgebers ſich unfähig zu zeigen. Das Verlangen des Monarchen nach Ermäßigung der eigenen Unumſchränktheit konnte daher durch einen Rathgeber keine andere Befriedigung erlangen, der ein Canal für die Eingebungen Anderer und, wenn es darauf ankam einen Entſchluß zu faſſen, noch unentſchloſſener als der Herr ſelbſt war."

Das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten blieb in den unzuver-

*) Pertz, das Leben Steins. Th. I. S. 172.
**) Zwanzig Jahre. S. 531.

läſſigen Händen des Grafen Haugwitz, „der ſich für Nichtannahme eines Gehalts bereits durch Annahme großer Güter-Schenkungen in Polen entſchädigt und aus den Händen der Gräfin Lichtenau den ſchwarzen Adlerorden empfangen hatte.“ Seine Politik war gleich ſeinem Weſen ohne Feſtigkeit, Haltung und Nachdruck. Wie ihn bei dem neuen König wahrſcheinlich der General Köckeritz, ſo hielt er wiederum den Hauptarbeiter ſeines Miniſteriums, der ihn bald ganz beherrſchen ſollte, den Geheimen Cabinetsrath Lombard, gegen den ſich ſchon damals die öffentliche Stimme erhob. Lombard gehörte zu der franzöſiſchen Colonie in Berlin, welche lange Zeit für eine Pflanzſchule der Diplomaten galt, er beſaß Geiſt, lebhaften Verſtand, gründliche Kenntniß der claſſiſchen und franzöſiſchen Literatur, Dichtertalent und große Gewandtheit im Arbeiten; aber ſein Leichtſinn, ſeine liederlichen Sitten beraubten ihn jeden innern Haltes; er war weichlich, ſchlaff, genußſüchtig. Er war ohne Unternehmungsgeiſt und ohne Ehrgeiz; ein feſtes politiſches Syſtem ließ ſich von einem ſolchen Manne nicht erwarten und weil es ſo am bequemſten war, ließ er ſich ſpäterhin ganz von dem franzöſiſchen Intereſſe fortziehen.*)

Die Stelle eines Finanzminiſters verſah der frühere Infanterie-Seconde-Lieutenant Graf Schulenburg-Kehnert, welcher, da ihm der Titel eines „General-Controleurs der Finanzen“ nicht anſtändig genug klang, ſich zum General der Cavallerie im kühnen Sprung ernennen ließ.

Der Chef des Kriegsdepartements — einen Kriegsminiſter gab es damals noch nicht — hatte eben ſo wenig wie die anderen Miniſter unmittelbaren Vortrag bei dem Könige, ſondern mußte dazu die Vermittelung des General-Adjutanten, damals v. Zaſtrow, in Anſpruch nehmen, nach Steins Urtheil „ein Mann von gewöhnlichem Geiſt und Kenntniſſen, arbeitſam ohne irgend eine große militairiſche oder politiſche Anſicht, herrſchſüchtig, pfiffig, kalt, egoiſtiſch,

*) Etwas vom Sanscülottismus war bereits bis in die nächſte Umgebung des Königs gedrungen. Als man Lombard veranlaſſen wollte, ſich in den Adelſtand erheben zu laſſen, verſpottete er das auf ſeine, oft ſehr unlegitime, Herkunft ſtolze Junkerthum. Dabei ſchonte er ſeiner eigenen Familie nicht. Von ſeinem Vater, der Perrückenmacher war, pflegte er zu ſagen: feu mon père de poudreuse mémoire, und ſeine Frau, deren Vater Barbier geweſen, fragte er einſt in Geſellſchaft, ob man beſſer ſage: L'hirondelle d'une aile rapide friſe oder raſe la surface des eaux? Le premier me rappelle mon père et le second le tien.

kleinlich, unerfahren, beschränkt, selbstgenügsam, widerstand er und sein Nachfolger den Verbesserungs-Ansichten des Königs."*)

Das Charakteristische der Regierungsweise Friedrichs II. war die Abmachung aller Angelegenheiten, der inneren wie der äußern, des Civil- wie des Militair-Dienstes, innerhalb des Cabinets; dieser Weise zu regieren blieb auch Friedrich Wilhelm III. getreu, oft zum großen Verdrusse seiner Minister, welche einem Privatsecretair — denn mehr war in ihren Augen der Cabinetsrath nicht — so großen Einfluß zuzugestehen nicht geneigt waren. Eine glückliche Wahl hatte der König bei seiner Thronbesteigung in dem Cabinetsrath Menken getroffen, welcher wegen seiner Freisinnigkeit und Rechtschaffenheit von Wöllner und Bischoffswerder aus der Umgebung des verstorbenen Königs entfernt worden war. Menken war nach Steins Urtheil der einzige Mann in der Umgebung des jungen Königs, welcher diesen selbst liebte und welchem dessen Bildung und Größe am Herzen lag; ein liberal denkender, gebildeter, feinfühlender, wohlwollender Mann, von den edelsten Gesinnungen und Absichten. Er wünschte das Wohl seines Vaterlandes und wollte es befördern durch Verbreitung von Aufklärung, Verbesserung des Zustandes aller Klassen und durch Anwendung liberaler und menschenfreundlicher Grundsätze. Indessen fand auch Menken es ganz bequem, dem Könige bei dem Vortrage die fertigen Cabinetsordres zur Unterschrift vorzulegen und sich um die Einreden der Minister wenig zu kümmern. So geschah es denn freilich, daß dieselbe Feder die wichtigsten organischen Gesetze und die unbedeutendsten Theatergarderobe-Angelegenheiten, Kirchensachen und Straßenreinigung, Rinderpest-Cordon und Rothen-Adlerordens-Verleihung und hundert andere Sachen im buntesten Durcheinander vollzog, ohne sich den Schnabel mehr als einmal naß zu machen.

Unaufhaltsam aber drängten die Ereignisse dazu, daß Preußen, nachdem es sich von Oestreich und dem deutschen Reiche losgesagt, eine selbstständige Politik verfolge; allein wie sollte das, was Noth that und was die Einsichtigeren als solches anerkannten, an den König, den alleinherrschenden, den alleinregierenden, gelangen, da weder ein Parlament, noch Provinzialstände, noch ein Staatsrath, ja nicht einmal ein gemeinschaftlicher Ministerrath ihm zur Seite standen, sondern alle, selbst die wichtigsten Staatsangelegenheiten nur

*) Pertz, das Leben Steins. S. 117.

innerhalb des königlichen Cabinets mit einem einzelnen Cabinetsrathe ihre Erledigung erhielten, oft in abgeänderter und ganz entgegengesetzter Weise, als die Minister der einzelnen Departements es in ihren Eingaben beantragt hatten. Dennoch wollte es der gute Genius Preußens, daß selbst die dreifach eherne Mauer, welche servile Gesinnung, Preßzwang und Hofgunst um den Thron gezogen hatten, durchbrochen wurde. Friedrich Gentz, später als der geistreichste der Federhelden unter Metternichs Gewaltherrschaft berühmt geworden, lebte damals, ein geborner Preuße, in Berlin, wo er eine untergeordnete Stelle als Kriegsrath bekleidete. Er hatte sich durch die Verbreitung der, gegen die französische Revolution im englischen Parlamente gehaltenen, Reden, insbesondere durch eine Uebersetzung von Burke's berühmtem Werke, bekannt gemacht und war in dem Kreise wissenschaftlich gebildeter Freunde und Frauen in Berlin der geistreiche Wortführer gegen die Franzosenfreunde. Um so mehr überraschte es, daß von ihm ein offener Brief (gedruckt bei Vieweg in Berlin) erschien: „Seiner königlichen Majestät Friedrich Wilhelm III. bei der Thronbesteigung allerunterthänigst überreicht. Am 16. November 1797." Die Censur und Polizei hatte keinen Argwohn gehabt, Gentz gehörte ja zu den „Gutgesinnten", man gestattete die größtmöglichste Verbreitung des Briefes in Zeitungen und besonderen Abdrücken und der Cabinetsrath Menken empfahl ihn dem Könige mit den Worten: „Diese Schrift verdient Ew. Majestät allerhöchste Aufmerksamkeit."

„Dies Völkchen spürt den Teufel nie
Und wenn er sie beim Kragen hätte." —

Dieser merkwürdige, mit eben soviel Besonnenheit als Energie geschriebene, Brief gehört der preußischen Geschichte an, weshalb einige der wesentlichsten Stellen desselben hier nicht fehlen dürfen. Nachdem der Verfasser um ein huldreiches Gehör gebeten, sagt er: „Es ist kühn, sich zum Organe von Millionen aufzuwerfen, und im Namen aller seiner Mitbürger zu ihrem gemeinschaftlichen Vater zu reden. Es ist weniger kühn an einem Tage, wie der heutige. In diesem großen Moment schmelzen die Bedürfnisse, die Aussichten und Erwartungen aller Individuen einer Nation gleichsam in Eins zusammen. Es ist das Wohl des Ganzen, wovon jedes patriotische, wovon selbst jedes eigennützige Gemüth das Seine hofft. Es ist die allgemeine Sehnsucht nach Sicherheit, Gerechtigkeit und Friede, in der sich heut noch jeder einzelne Wunsch verliert.

Wer heut für das Vaterland spricht, ist ein wohlbefugter Ausleger der Gedanken eines jeden seiner Bürger.

„Ew. Majestät besteigen den Thron Ihrer glorreichen Vorfahren in einem Zeitpunkte, den Schwächlinge bedenklich, den große Seelen beneidenswerth finden müssen. Gut regieren war immer ein schweres Amt. Aber ehemals bedurfte es nur glücklicher Naturgaben, um diesem hohen Berufe gewachsen zu sein. Jetzt ist es die erhabenste, die geistigste von allen Künsten geworden. Einförmige und gehorsame Massen mit wohlwollender Willkür (Knute?) zu lenken, war immer ein belohnendes und oft ein sehr verdienstvolles Geschäft. Aber in einen unendlich mannigfaltigen, selbstständigen und widerstrebenden Stoff Ordnung und Einheit zu bringen und Ordnung und Einheit darin zu erhalten — dieser Genuß, dieser Triumph war dem Regenten unserer Tage aufbewahrt.*) Der Geist dieser Zeit reißt die Menschen über das Ziel ihrer eigenen Bestrebungen hinaus. Sie vor ihren Ausschweifungen zu beschützen, ohne ihre Kräfte zu lähmen, das ist das schöne Problem, was jetzt auf einem Throne gelöst werden soll ..... Das Vertrauen der Unterthanen ist das wahre Lebensprincip einer Regierung. Sie kann ohne Zweifel durch bloße Macht dauern und Jahrhunderte dauern; aber sie kann ohne Vertrauen nicht leben, das heißt sich ihrer als einer Kraft bewußt sein, die eine große Organisation gesetzmäßig und wohlthätig bewegt. Ueberdies ist die Frage: ob bloße Gewalt Regierungen gründet? für uns glücklicher Weise eine müßige: denn in Ew. Majestät Herzen war sie längst entschieden.

„Das erste Unterpfand jenes Vertrauens ist das Gefühl an einem Tage, wie der gegenwärtige, mit ehrfurchtsvoller Freimüthigkeit zum Monarchen reden zu dürfen .... Ew. Majestät gehen einer so großen Bestimmung entgegen, so große Gefühle erheben in diesem Augenblicke Ihre Brust, daß Nichts als was groß, also Nichts als was wahr ist, sich Ihnen nähern darf. Es giebt in dem Zeitalter, worin wir leben, nur eine einzige, ächt-schmeichelhafte Art einen Monarchen zu verehren — daß man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu vernehmen, nur eine einzige, wahrhaft verdienstliche Art ihm zu dienen — daß man sie ihm keinen Augenblick verhülle. — — Die

*) Geschrieben am 16. November 1797. Dieser „Genuß" hält lange vor, er ist bis heut (16. November 1850) noch nicht zu Ende genossen.

Vergangenheit gehört der Geschichte an; unser Ziel, das eigenthümliche Erbtheil aller menschlichen Weisheit ist die Zukunft. Wir gehen ihr mit jugendlichem Muthe und jugendlichen Hoffnungen entgegen. Das Gedächtniß dessen, was wir als Uebel fühlten, soll uns blos zur Erhöhung des gegenwärtigen Genusses, dessen, was wir für Fehler hielten, blos zum Leitstern auf der künftigen Laufbahn dienen." — Nach dieser Einleitung zur Schilderung der Lage des preußischen Staats übergehend, berührt der Verfasser zunächst die auswärtigen Verhältnisse und als an deren drohender Spitze den Krieg. Das Gelüst nach Waffenruhm war in dem Feldzuge in der Champagne zur Genüge gestillt worden; auch Gentz tritt in seiner Epistel als ein Apostel des Friedens auf. „Nach Allem, was die Vernunft über die Kriege gelehrt, nach Allem, was die schrecklichsten Erfahrungen, was die noch frisch blutende der sechs entsetzlichen Jahre, die Europa durchlebte, zur Bestätigung ihrer Lehren gesagt hat, wäre jede Schilderung der Schrecklichkeit dieses Uebels eitle Declamation. Es gab eine Zeit, wo man von Vortheilen sprach, die durch Kriege erkauft werden könnten. Eine aufgeklärte Staatskunst hat diese Idee in das Reich der Träume verwiesen. Es giebt keinen positiven Vortheil, der nicht viel zu theuer durch einen Krieg erkauft würde. Nur negativer Gewinn, nur Abwendung größerer Uebel, der wenigen noch größeren, welche die Vernunft anerkennt, nur wahre eiserne Nothwendigkeit können und müssen den Entschluß zum Kriege begründen und rechtfertigen. Jede andere Lehre ist nicht blos verderblich, sondern frevelhaft. Den Krieg abzuwenden — das muß also der Richtpunkt aller politischen Maßregeln, das Ziel aller militairischen Anstrengungen, der letzte Gipfel aller diplomatischen Weisheit sein."*)

Mit der Gewandtheit eines Hofmanns flicht hier der Verfasser einen Lorbeerkranz für das Heer ein, nach seiner Ansicht auch in damaliger Verfassung „das trefflichste, das geehrteste, dessen sich irgend ein europäischer Staat zu rühmen habe." Ueber die Verhältnisse zu auswärtigen Staaten schlüpft der Verfasser leicht hinüber. Er hütet sich gegen den so eben mit der Republik Frankreich geschlossenen Friedensvertrag sich auszusprechen; erinnert jedoch an den Grundsatz: jene Bündnisse, welche man die natürlichen nennt, aufrecht

*) Dieselben Lehren trugen auf dem Friedens-Congreß zu Frankfurt a. M. 1850 der Amerikaner Elihu Burrit und der Engländer Richard Cobden vor.

zu erhalten. „Zu welchem Systeme aber auch," fährt er dann fort, „die Zeitumstände, die Bedürfnisse unseres Staats und das Betragen der auswärtigen die preußische Monarchie nöthigen mögen, nur eines verlasse uns nie: ein heller, fester und consequenter Gang in dem einmal gewählten Pfade. Mit Freude und Beruhigung sagen wir es uns, daß Treue und Beharrlichkeit zu den hervorstechendsten Eigenschaften gehören, die Ew. Majestät persönlichen Charakter zieren. Mit Freude und Beruhigung: denn nichts setzt die äußere Würde, mithin die Selbstschätzung und zuletzt das innere Vermögen eines Staats tiefer herab, als ein unaufhörliches Schwanken zwischen entgegengesetzten Systemen, oder was schmählicher als Alles ist, der gänzliche Mangel eines Systems. Die preußische Monarchie ist groß genug, um offen und redlich zu sein: sie kann ihre Plane, ihre Bündnisse, ihre politischen Operationen mit Nachdruck und Zuversicht verfolgen: sie darf nicht mit verhülltem Haupte unter kleinlichen Cabalen, unwürdigen Doppelspielen und künstlich verwebten Widersprüchen einhergehen. Die preußische Monarchie kann die Ehrfurcht aller großen Staaten ertrotzen, das Vertrauen aller kleinen verdienen und auf das erhabene Amt eines Schiedsrichters auch jetzt noch gerechte Ansprüche machen. In Ew. Majestät Hand steht es, diesen Ansprüchen eine neue Schwungkraft zu verleihen."

Von den inneren Verhältnissen hebt der Briefsteller die Rechtspflege und den Staatshaushalt hervor. „Die Verwaltung des Rechts," bemerkt er, „ist seit einem halben Jahrhundert eine der glänzendsten Seiten, der wahre Stolz der Civil-Administration gewesen. Ein Gesetzbuch, welches der Vollkommenheit näher gerückt ist, als irgend eines der älteren und neueren Zeit: einfache, regelmäßige, verständliche, von der Vernunft gebilligte Formen, Gerichtshöfe, deren Ausspruch ein langes, unbeflecktes Vertrauen fast zum Range eines Ausspruches der Gerechtigkeit selbst erhob. Das sind die Grundpfeiler dieses wohlerworbenen Ruhmes. Um der Zeit zu trotzen, um sich immer tiefer in ihr Fundament zu senken, bedürfen sie nichts weiter als Schutz und Ruhe. Ew. Majestät gerechte und erleuchtete Regierung wird ihnen beides sichern. Es ist ein glorreiches Attribut des Monarchen, das Gesetz selbst in seiner unverletzlichen Heiligkeit zu repräsentiren. Alles, was das Ansehen des Gesetzes untergräbt, Willkür in den Rechtsgang bringt und in der furchtbaren Gestalt eines Machtspruches den erschrockenen Bürger aus der letzten Verschanzung seiner Sicher-

heit zu vertreiben droht, alles das ist für den Monarchen Selbstentheiligung, Selbstverketzerung seiner eigenen höchsten Würde und als solche nicht blos aus den Maximen, schon aus den Neigungen eines großen und guten Königs verbannt."

Die schwächste Stelle des Briefes ist offenbar die über den Staatshaushalt, welchen Gentz für ebenso musterhaft, wie die Kriegs- und Rechts-Verfassung erklärt. „Zweckmäßige Vertheilung der Geschäfte, regelmäßige Aufsicht und wechselseitige Controlle, Ordnung und ernste Genauigkeit im Kassenwesen, befriedigende Klarheit und wachsame Strenge im Rechnungs-System: kurz Alles, was die Grundlage und das Gerüste einer guten Finanz-Administration ausmacht, befindet sich in der preußischen Monarchie in einer musterhaften Verfassung. Nur davon allein hängt unser Glück ab, daß die Hand der Weisheit bei der Bestimmung der Ausgaben, daß die Hand der Weisheit bei der Wahl der Mittel zur Einnahme sichtbar, unabläßig sichtbar sei. Wir sagen es uns mit Entzücken; — denn wir fühlen, was dies in der gegenwärtigen Lage von Europa bedeutet, daß Alles, was zu einem weisen Haushalter auf dem Throne gehört, in Ew. Majestät auf's Glücklichste vereinigt ist .... Ebenso wichtig aber als Ordnung in der Ausgabe, ist Sorgfalt bei der Wahl der Quellen, woraus die Einnahme fließt." Der Herr Kriegsrath macht nun Vorschläge zur Heranziehung der königlichen Domainen zu den Staats-Ausgaben, erklärt sich jedoch gegen die Zertheilung derselben, indem nur auf großen Gütern Musterwirthschaften angelegt und „die Auflösung des in unsern Tagen so kritischen Problems der Dienstpflichtigkeit (Unterthänigkeit) versucht werden könne." Allein die Domainen-Einkünfte reichen nicht zur Deckung der gesammten Staatsausgaben hin: „es ist also eine unvermeidliche Nothwendigkeit, Abgaben von den Bürgern zu fordern. Diese Nothwendigkeit fühlt der Gemeinste wie der Unterrichtetste und, ohne zu entscheiden, ob die Thatsache der Regierung oder den Unterthanen zu größerer Ehre gereicht, so viel ist gewiß, daß kein Land in Europa die Last der Abgaben mit einer so vernünftigen Ergebung, mit einer so aufgeklärten Bereitwilligkeit trägt, als das unsrige." Von einer Bewilligung eines Budgets ist ebenso wenig, als von einer ständischen Vertretung, welcher Rechnung zu legen der Finanzminister verpflichtet wäre, die Rede; dagegen wird die Gewerbefreiheit empfohlen. „Sobald der Bürger seine Schuld an den Staat abgetragen hat, kann der freie

Gebrauch seines Eigenthums in keinem Falle mehr beschränkt werden, als wenn er, nicht etwa der Convenienz, sondern den Rechten eines andern zu nahe tritt. Jede Beschränkung über diese Grenze hinaus ist Gewerbszwang und nichts, auch nicht die wohlthätigste Absicht des Urhebers, kann sie rechtfertigen. Unter Ew. Majestät erhabenem Schutze müsse Alles, was nicht die strengste Nothwendigkeit bindet, ungebunden sich regen und bewegen. Ein Jeder suche seinen Vortheil auf dem erlaubten Wege, der ihm der nächste zum Ziele dünkt; Jeder benutze seine Kräfte in dem Kreise, den ihm seine freie Wahl vorzeichnete. Kein abschreckender Mangel, kein niederschlagendes Verbot, kein kleinlicher Nothbehelf eingebildeter Besorgnisse, keine Einmischung in die Privat-Industrie durch unnütze Reglements hindere den Landwirth, den Kaufmann, aus seinem mit Freiheit hervorgebrachten Product den größten möglichen Gewinn zu ziehen. Was reichlich gedeihen, was Fruchtbarkeit aller Art um sich her verbreiten, was zum Flor und zum Glanze des Staats und eben dadurch zur Verherrlichung des Monarchen mitwirken soll, muß den Zwang nicht einmal fürchten, viel weniger fühlen." Mit der Befreiung des Pfluges und Hobels von drückendem Zwange konnte ein, den Beruf zum politischen Schriftsteller in sich fühlender, Mann wie Gentz sich nicht begnügen; obschon der Revolution in ihren Ausschreitungen mit Entschiedenheit und unter Alt-Englands Banner entgegentretend, erkannte er doch, wie für Britannien, so auch für Preußen als diejenige Macht, auf die sich ein Staat allein stützen könne: Bildung des Volkes zu politischem Bewußtsein und Aufklärung der Regierung über die öffentlichen Angelegenheiten an; beides aber konnte nur durch ein einziges, wenn auch den stärksten Giften beigezähltes, Mittel erreicht werden, und Gentz hatte das Verdienst und den Muth, dem Könige Friedrich Wilhelm III. am Tage seiner Thronbesteigung dies Mittel als unerläßlich zu empfehlen. „Von Allem," schrieb er Sr. Majestät, und der Censor strich es ihm nicht, „was Fesseln scheut, kann nichts so wenig sie ertragen, als der Gedanke des Menschen. Der Druck, der diesen trifft, ist nicht blos schädlich, weil er das Gute verhindert, sondern auch, weil er unmittelbar das Böse befördert. Von Religionszwang kann hier die Rede nicht mehr sein; er gehört zu den veralteten Uebeln, worüber zu einer Zeit, wo weit eher die gänzliche Entkräftung religiöser Ideen, als ein fanatischer Mißbrauch derselben zu besorgen ist, nur noch seichte Schwätzer declamiren. Mit der Freiheit der Presse verhält es sich anders. Von einer falschen, durch

die Zeitumstände wenigstens entschuldigten, Ansicht geleitet, könnten hierselbst weisere Männer ein System begünstigen, welches, aus seinem wahren Standpunkte betrachtet, dem Interesse der Regierung nachtheiliger ist, als es je auch in seiner schlimmsten Ausdehnung den Rechten des Bürgers werden kann. Was, ohne Rücksicht auf alle anderen Gründe, jedes Gesetz, welches Preßzwang gebietet, ausschließend und peremtorisch verdammt, ist der wesentliche Umstand, daß es seiner Natur nach nicht aufrecht erhalten werden kann. Wenn neben einem jeden solchen Gesetze nicht ein wahres Inquisitionstribunal wacht, so ist es in unsern Tagen unmöglich ihm Ansehen zu verschaffen. Die Leichtigkeit, Ideen in's Publicum zu bringen, ist so groß, daß jede Maßregel, die sie beschränken will, vor ihr zum Gespötte wird. Wenn aber Gesetze dieser Art auch nicht wirken, so können sie doch erbittern und das ist eben das Verderbliche, daß sie erbittern, ohne zu schrecken. Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, zu einem Widerstande, der nicht immer nur glücklich bleibt, sondern am Ende sogar rühmlich wird. Die armseligsten Producte, denen ihr innerer Gehalt nicht ein Leben von zwei Stunden sichern würde, drängen sich in den Umlauf, weil eine Art von Muth mit ihrer Hervorbringung verknüpft zu sein scheint. Die nüchternsten Scribenten fangen an für „helle Köpfe" zu gelten und die feilsten erheben sich auf einmal zu „Märtyrern der Wahrheit". Tausend bösartige Insecten, die ein Sonnenstrahl der Wahrheit und des Genies verscheucht hätte, schleichen sich jetzt, begünstigt von der Finsterniß, die man ihnen geflissentlich schuf, an die unbewahrten Gemüther des Volkes und setzen ihr Gift, als wäre es eine verbotene Kostbarkeit, bis auf den letzten Tropfen ab. Das einzige Gegengift, die Producte der besseren Schriftsteller, verliert seine Kraft, weil der Unterzeichnete nur allzuleicht den, welcher von Schranken spricht, mit dem verwechselt, welcher die ungerechten gut heißt.

„Nicht also, weil der Staat oder die Menschheit dabei interessirt wäre, ob in diesem, von Büchern umflutheten, Zeitalter tausend Schriften mehr oder weniger das Licht erblicken, sondern weil Ew. Majestät zu groß sind, um einen fruchtlosen und eben deshalb schädlichen Kampf mit kleinen Gegnern zu kämpfen! darum sei die Preßfreiheit das unwandelbare Princip Ihrer Regierung. Für gesetzwidrige Thaten, für Schriften, die den Charakter solcher Thaten anziehen, müsse Jeder verantwortlich, streng verantwortlich sein: aber die bloße Meinung finde keinen anderen Widersacher als die entgegengesetzte und,

wenn sie irrig ist, die Wahrheit. Wie kann dieses System einem wohlgeordneten Staate Gefahr bereiten, nie hat es einem solchen geschadet. Wo es verderblich wurde, da war die Zerstörung schon vorangegangen und der gefräßige Schwarm wuchs nur aus der Verwesung hervor."

Der Verfasser schließt mit grauenvoller Schilderung einer Revolution. „Vor diesem letzten und größten aller Uebel wird uns auf immer Preußens Genius bewahren; so lange Ew. Majestät uns beherrschen, ist jede Besorgniß fern; ein umwölkter Himmel verkündigt den seligsten Tag. Von einer weitverbreiteten Gährung unberührt, in einem ringsumher tobenden Sturme aufrecht zu bleiben, ist wahrlich kein kleiner Gewinn: dies stille Glück bewirkt, dies stille Glück bewahrt zu haben, wird von nun an der höchste Genuß, der höchste Triumph in dem Leben eines Königs sein."

Wir erwähnten bereits, daß der Cabinetsrath Menken den König auf diese Zuschrift, welche in dem absoluten Königreiche die Bedeutung der Adresse einer National-Versammlung in Anspruch nahm, aufmerksam gemacht hatte und sie blieb nicht unbeachtet. Den, durch Machtsprüche verhafteten und „auf königliche Gnade" in den Gefängnissen „ohne frische Luft und Sonne" schmachtenden, politischen Gefangenen wurde der Weg Rechtens verstattet, mehrere wurden freigelassen, andere aus der Verbannung zurückgerufen. Dem jungen Könige war es Ernst um eine vollständige und durchgreifende Reform der verschiedenen Verwaltungszweige; da er jedoch, nach der von Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. an ihn gelangten Ueberlieferung, den Staat ausschließlich nur in dem Beamtenthume vertreten fand, beschränkten sich die Reformen, mit denen zunächst vorgegangen werden sollte, auf die Beamten. Gutmüthiger Weise glaubte der König, daß eine strenge Ermahnung hinreichend sein würde, einen jeden Angestellten an seine Schuldigkeit zu erinnern; allein selbst der elektrische Schlag des Bambusrohres, der, von dem Kaiser von China ausgetheilt, das Beamtenthum des Reiches der Mitte vom ersten Minister bis zum untersten Schreiber durchzuckt, geht spurlos vorüber. In einer, von dem Könige eigenhändig niedergeschriebenen, den 23. November 1797 erlassenen Cabinetsordre an die Chefs der Civil-Verwaltung heißt es: „So bekannt es Mir auch ist, daß bei sämmtlichen Departements, Kammern, Regierungen und anderen Behörden viele äußerst brave, rechtschaffene, arbeitsame Männer angestellt sind und gemäß dessen Geschäfte in gleicher Art betrieben werden, so ist Mir doch auch nicht entgangen,

daß sich andere Subjecte darunter befinden, die nichts weniger als vorbenannte Eigenschaften besitzen und ihre Schuldigkeit nicht gehörig erfüllen, woraus dann die Folge erwächst, daß nicht allemal so gehandelt worden ist, als es zu erwarten gewesen. Dies soll inskünftige durchaus nicht mehr gelitten werden und solche, dem Staate mehr schädliche als nützliche Beamte durchaus nicht länger das Brod desselben verzehren. Sämmtliche Departementschefs und Präsidenten werden daher aufgefordert, wofern sich dergleichen Leute in ihren Departements finden sollten (woran nicht zu zweifeln, wenn nur ohne alle Parteilichkeit beobachtet wird), selbige zu notiren und eine Liste derselben einzureichen, in welcher die Ursachen der physischen und moralischen Untauglichkeit kurz anzumerken sind, auch wie die betreffenden Beamten am Besten unterzubringen oder gänzlich zu entlassen sein möchten; denn es ist nothwendig, hierin Unterschiede zu machen, indem bei wichtigen Stellen unfähige, ihrem Posten nicht gewachsene, Leute nicht füglich gelitten werden dürfen, ohne dem Ganzen zu schaden, dergleichen Männer aber sonst vielleicht noch tauglich und rechtschaffen sind, daher einem minder wichtigen Posten ganz gut vorstehen können; dahingegen körperlich unbrauchbare mit einer mäßigen Pension zu verabschieden, moralisch unwürdige aber, zumal wenn sie Beweise von niedrigem Interesse oder Schmutz gegeben, oder ihre Schuldigkeit aus Faulheit nicht gethan, sofort zu entlassen sind. Es ist besser, daß ein einzelnes Individuum leidet, als daß das Ganze dabei zu Grunde geht, oder doch wenigstens merklichen Schaden erleidet. Für die Richtigkeit der Eingaben haben die Eingeber einzustehen. Sollten hierbei Menschlichkeiten oder Persönlichkeiten vorkommen, so ist der Eingeber unter die Zahl der unbrauchbaren Mitglieder zu rechnen, wird also eine dem gemäße Behandlung zu erwarten haben. Sollten aber auch dergleichen Subjecte nicht augenblicklich auszumerzen sein, so wird dessenungeachtet den Departementschefs, Präsidenten u. s. w. aufs Neue und Schärfste aufgegeben, jederzeit nach Pflicht und Gewissen und nach dem von ihnen geleisteten Eide getreu zu verfahren, sich der Geschäfte mit Eifer und Thätigkeit anzunehmen und unermüdet darauf zu sehen, daß ein Gleiches von ihren Untergebenen geschieht, so daß Alles vom Obern bis zum Niedern wie eine Kette an einander hängt und in einander greift. Der Obere ist schuldig seinem Untergebenen mit aller Strenge auf den Dienst zu passen, auch ihn mit Ernst dazu anzuhalten. Der Staat ist nicht reich genug, um unthätige und müßige Glieder zu besolden; ein solches wird ausge-

ſtoßen und bedarf es hierzu keiner großen Proceduren, ſobald die Richtigkeit der Sache einmal dargethan iſt. Eine regelmäßige Regierung kann nirgend beſtehn, als da, wo Thätigkeit und Ordnung herrſchen und wo über das Recht eines Jeden mit Unparteilichkeit entſchieden wird. Daß dies geſchieht, darüber muß unermüdet gewacht und gehalten werden, der Obere ſeine Untergebenen jederzeit im Auge haben und ihnen durchaus keine Winkelzüge, oder die geringſte Untreue ungeahndet durchgehen laſſen. Wenn dieſer Gang einmal recht eingeführt iſt, ſo wird, wie Ich hoffe und mit Gottes Hülfe erwarte, das Ganze gehörig zuſammengehalten und verwaltet werden können. Ich ſelbſt werde über dem Allen mit der größten Sorgfalt wachen, den redlichen, wackern Mann hochachten und ihn auszuzeichnen bemüht ſein, ſo wie den Pflichtſäumigen dafür anſehn und mit gerechter Strenge zu treffen wiſſen, wonach ſich ein Jeder zu achten und vor Schaden zu hüten. Hiernach hat ſich das Staatsminiſterium ſowohl ſelbſt zu achten, als dieſe eigenhändige Ordre durch die einzelnen Departementschefs an die Präſidenten ergehen zu laſſen."

So wohlgemeint dieſes Ermahnungsſchreiben war, ſo entſprach der Erfolg keineswegs den von dem Könige gehegten Erwartungen und konnte dies auch nicht, da hierbei die Vorausſetzung gemacht war, als ſeien die Miniſter und Departementschefs ſämmtlich ohne Fehl und Tadel und nur die Unterbeamten fahrläſſig, während vielmehr das Umgekehrte der Fall war. Als daher der Miniſter Hoym, deſſen Bekanntſchaft wir bereits in den Zerboni'ſchen Händeln gemacht haben, einen ſeiner Räthe bei der Zolldirection in Poſen, Hans v. Held, wegen jacobiniſcher Grundſätze und wegen eines zum letzten Geburtstage Friedrich Wilhelms II. verfaßten Feſtgeſanges heimlich denuncirte, faßte jener den gewagten Entſchluß, dem Miniſter vor dem Tribunal der Oeffentlichkeit den Proceß zu machen. Er wußte ſich die Actenſtücke einer, bei dem Obergericht in Poſen wider Hoym angebrachten, durch den Großkanzler Goldbeck aber beſeitigten, Klage wegen angeblicher Bedrückung und Betruges eines Domainenpächters zu verſchaffen und verfaßte eine Schrift, welche er unter dem Titel: „Die wahren Jacobiner im preußiſchen Staate, oder actenmäßige Darſtellung der böſen Ränke und betrügeriſchen Dienſtführung zweier preußiſcher Staatsminiſter," dem Druck übergab. Die Verbreitung dieſer Schrift wurde zwar durch Beſchlagnahme verhindert, allein die wenigen Exemplare, welche in das Publicum gekommen waren, wur-

den um so begieriger gelesen. Held wurde verhaftet, wegen Verletzung der Ehrfurcht gegen den König und Beleidigung zweier hoher Staatsbeamten zur fiscalischen Untersuchung gezogen und zu achtzehn Monate Festung nebst Entlassung aus dem Staatsdienste verurtheilt. Auch bei diesem Proceß, eben so wie bei dem früheren gegen Zerboni, kam die innere Zerrüttung der Verwaltung zu Tage. Held erhielt während seiner Untersuchungshaft durch Vermittelung des Ministers Struensee ein amtliches Verzeichniß der, unter der Hoymschen Verwaltung verschenkten, polnischen Staatsgüter in Südpreußen mit Angabe des, bei der Verschenkung zu Grunde gelegten, Taxwerthes und ihres späteren Verkaufspreises nebst den Namen der ersten Empfänger und der späteren Besitzer, woraus er eine neue Scandalschrift unter dem Titel: „das schwarze Buch" verfaßte, dessen Inhalt er zugleich zu seiner Vertheidigungsschrift benutzte. Gegen den General-Fiscal v. Hof mußte ebenfalls die Untersuchung eingeleitet werden, da ihn Held als denjenigen angab, von welchem er die Actenstücke des Obergerichts zu Posen erhalten hatte. Da Hoym sich allgemein verhaßt gemacht hatte, erregte Helds Schicksal große Theilnahme. Als er vor dem Antritt seiner Festungshaft dem Minister Grafen Schulenburg-Kehnert einen Besuch machte, ertheilte ihm dieser einen Verweis wegen seines thörichten Versuches den Weltverbesserer zu spielen: „Eigenmächtige Privatversuche," äußerte der Minister, „Staatsbetrügereien zu rügen, können ja doch nicht gelingen, sobald die Regierung einmal den Beschluß gefaßt hat, keine Notiz davon zu nehmen." Als nun Held, der von heftiger Gemüthsart und im Vertrauen auf sein Recht und seine Redlichkeit ohne alle Menschenfurcht war, auch jetzt noch erklärte, daß er Alles daran setzen werde, den Minister Hoym zu stürzen, den er für ein Unglück des Staates halte, erwiderte Schulenburg lächelnd: „Wie konnten Sie, junger Mann, in Ihrer untergeordneten Stellung daran denken, etwas zu unternehmen und auszuführen, was ich nicht kann."*)

Einen vollgültigen Todtenschein aber und ein Zeugniß vollständig eingetretener Fäulniß stellte der so hochgepriesenen Bureaukratie der Cabinetsrath Beyme aus, welcher 1800 die Stelle Menkens erhielt, in einem königlichen Erlaß vom 26. Juli 1800 an das gesammte Staatsministerium, in welchem die Cabinetsordre vom 23. November 1797 in Erinnerung gebracht und das gesam

*) Varnhagen, Hans v. Held. Leipzig, 1845.

48ste Lieferung.

Von Elba nach St. Helena.

Von

Dr. Fr. Förſter.

Einleitende Geſchichte der Jahre 1786—1814.

Preis der Lieferung 5 Sgr. (18 Kr. Rh.)

Berlin.
Guſtav Hempel.
—
1866.

Beamtenthum als von Grund aus verderbt, der Fahrläſſigkeit, Unwiſſenheit, Unredlichkeit und ſogar der Beſtechlichkeit angeklagt wurde. „Seine Majeſtät," lautete der neue Erlaß, „hat in der Ordre vom 27. November 1797 zu erkennen gegeben, wie nothwendig es iſt, den faſt erſtorbenen Geiſt der Treue, der Uneigennützigkeit, des Fleißes und der Ordnung, wodurch der preußiſche Civildienſt ſich ehemals ſo muſterhaft ausgezeichnet hat, durch angemeſſene, allenfalls ſtrenge Maßregeln wieder zu beleben, zu dem Ende verdiente Officianten aufzumuntern, ſolche, die ohne ihr Verſchulden dienſtuntauglich geworden, mit Penſionen zu entlaſſen, unbrauchbare, untreue, oder nachläſſige und nicht zu beſſernde aber zur Entlaſſung oder, nach Befinden der Umſtände, zur Beſtrafung anzuzeigen; bis jetzt aber iſt hiervon eine geringe, oder faſt gar keine Wirkung bemerkt worden. Nur einige Departements haben die ſo nothwendige Reform mit einigem Ernſte begonnen: in den meiſten läßt man nach wie vor den Officianten die Zügel ſchießen. Faſt allgemein betrachtet man die Stellen nur als Pfründen, deren Inhaber gerade ſo viel thun müſſe, als erforderlich ſei, um das Gehalt zu erheben und mit möglichſter Bequemlichkeit zu genießen. Wer einige Jahre auf ſolche Art gedient hat, begehrt gleich für ſeine eingebildeten Verdienſte anſehnliche Beförderungen, Titel und Gehaltsverbeſſerungen und findet ſich gekränkt, wenn ſie ihm nicht auf der Stelle bewilliget werden. Jedes nicht alltägliche Geſchäft ſoll beſonders bezahlt werden, oder man findet keinen Beruf dazu. Wenn die Geſchäfte bei einer Stelle ſich vermindern, ſo wird Niemand daran denken, das damit verbundene Gehalt oder Einkommen ſich kürzen zu laſſen; aber nicht die kleinſte Vermehrung der Arbeit darf ohne Gehaltszulage entſtehen. Dieſer verderbte Geiſt iſt unter den Räthen der höheren und niederen Landescollegien, beſonders in Berlin, mit Ausnahme einiger wenigen, herrſchend und hat ſich von ihnen aus in die Provinzen und beſonders auf die Subalternen verbreitet, wo er ſich noch in weit verderblicheren Folgen, beſonders durch Unwiſſenheit, Faulheit und Verkäuflichkeit äußert. Ueberall, wo der König auf ſeinen Reiſen durch ſeine Staaten hingekommen iſt, wird hierüber von allen Seiten laut und einſtimmig geklagt. Da es Se. Majeſtät ſich auf dieſen Reiſen beſonders angelegen ſein läßt, durch Verdienſte und Geſchicklichkeiten ausgezeichnete Beamte kennen zu lernen, haben Allerhöchſtſie ſelbſt die traurige Erfahrung gemacht, wie wenige dergleichen anzutreffen. Auch durch häufig eingehende Beſchwerden der

Unterthanen, die der König durch unmittelbare Einforderung der Acten selbst prüft, wird diese Erfahrung bestätigt. Die Chefs der verschiedenen Departements sind bei ihren Vorschlägen zu wichtigeren Stellen, in Ermangelung vollkommen brauchbarer Subjecte, häufig in dem Falle, sehr mittelmäßige vorschlagen zu müssen. Diese Ausartung der jetzigen Generation erweckt die größten Besorgnisse für die Zukunft. Se. Majestät erachtet es deshalb für die erste Pflicht gegen den Staat, die frühere Ordre (vom 23. November 1797) sämmtlichen Departements-Chefs von Neuem einzuschärfen und auf deren genaue Beobachtung zu dringen, da Mitleiden mit unwürdigen Subjecten höchst verderblich wirkt. Die Besorgniß, daß die öffentliche Stimme ein pflichtmäßig strenges Verfahren als Gewaltthätigkeit tadeln werde, darf nicht weiter gehen, als daß man die Gründe eines solchen Verfahrens gewissenhaft prüft. Wenn aber diese Gründe wirklich bewährt gefunden werden, so muß man die Zustimmung seines Gewissens über das Urtheil des sogenannten Publicums, welches gemeiniglich nur in einer geringen Anzahl dabei interessirter Personen besteht, sich erheben lassen und die erkannte Pflicht ohne alle weitere Rücksicht ausüben. Se. Majestät hat zu sämmtlichen Departements-Chefs das Vertrauen, daß ein jeder in seinem Departement die rechten Mittel anzuwenden wissen wird, um das davon abhängende Dienstpersonal zu seiner Schuldigkeit zurückzuführen und will sich auch deshalb nicht in ein vollständiges Detail einlassen; im Allgemeinen aber wollen Se. Majestät bemerken, daß die, fast ganz außer Acht gekommenen Visitationen, besonders der Unterbehörden, öfter, unvermutheter, gründlicher und mit weniger Zeitverschwendung in Ansehung unwesentlicher Dinge verfügt werden müssen und daß die Conduitenlisten gewissenhafter zu führen, und sorgfältiger, als bisher geschehen, von den vorgesetzten Behörden zu beachten sind. Se. Majestät wollen künftig auf Beides sehr aufmerksam sein und befehlen zu diesem Ende, ihm mit jedem Jahresschlusse die Conduitenliste von jedem Departement und den untergeordneten Landes-Collegien unmittelbar einzureichen und dabei anzuzeigen, welche Unterbehörden, auch von wem sie visitirt und was dabei zu bemerken gefunden worden. Aus diesen Listen und Anzeigen werden Se. Majestät Veranlassung nehmen, besondere Nachforschungen zu verfügen, um sich von dem Grunde zu überzeugen und diejenigen Vorgesetzten dafür verantwortlich zu machen, die bei der Anfertigung nicht aufrichtig oder aufmerksam genug zu Werke gegangen."

Von allen Ministern und Departementschefs war keiner dienstbeflissener gewesen, die bereits unter Menken von dem Könige erlassene Cabinetsordre in Vollziehung zu setzen, als Wöllner, allein keinem wurde dafür so übler Lohn zu Theil, wie ihm. Der heuchlerische Fremdling nahm sofort, nachdem ihm die Cabinetsordre vom 23. November 1797 zugegangen, Veranlassung, dieselbe unter Hinzufügung eines Specialbefehls unter dem 5. December 1797 den Consistorien mitzutheilen und dieselben streng anzuweisen, alle untergeordneten Behörden, Superintendenten und Inspectoren mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu ihrer Pflicht anzuhalten, damit die „ihrer speciellen Aufsicht anvertrauten Prediger und Schullehrer genauer, als bisher an vielen Orten vielleicht geschehen, dahin beobachtet werden, ob selbige nicht nur die Religion nach der Vorschrift des Religions-Edicts rein und lauter lehren, sondern auch bei ihrem Amte in Kirchen und Schulen nicht nachlässig sind, dabei aber einen unsträflich moralisch guten Wandel führen, weil nach der allerhöchsten Intention alle physisch und moralisch untauglichen Subjecte nicht ferner ein öffentliches Amt im Staate bekleiden sollen. Da aber bei der Geistlichkeit vornehmlich so viel auf die Moralität ankommt, sind die Superintendenten und Inspectoren streng zu ermahnen, die unter ihnen stehenden Prediger und Schullehrer hauptsächlich wegen dieses Punktes scharf ins Auge zu fassen und bei Entdeckung eines unmoralischen Lebens und Wandels derselben sofort nach Vorschrift der allerhöchsten Ordre ihre Schuldigkeit zu thun, damit sie sich nicht selbst verantwortlich machen."

Mit jesuitischer Schlauheit versuchte Wöllner unter dem Deckmantel jener gestrengen Cabinetsordre seinem, dem allgemeinen Verrufe längst verfallenen, Religions-Edict aufs Neue Geltung zu verschaffen; allein diesmal hatte er, der gern die Rolle eines protestantischen Minister-Cardinals gespielt hätte, sich verrechnet. Der König hatte sich aus den Schlingen, in welchen die Frömmlinge und Geisterbanner, zu denen selbst sein Erzieher Behnisch gehörte, ihn als Kronprinzen festzuhalten versuchten, gänzlich befreit und zu seiner nicht geringen Ueberraschung erhielt Wöllner nachstehende, unter dem 11. Januar an ihn gerichtete, Cabinetsordre: „Die Deutung, welche Ihr Meiner Ordre vom 23. November vorigen Jahres in Eurem unter dem 5. December vorigen Jahres an die Consistorien erlassenen Rescripte gegeben habt, ist sehr willkürlich, indem in jener Ordre auch nicht Ein Wort vorhanden ist, welches nach gesunder Logik

zur Einschärfung des Religions-Edicts hätte Anlaß geben können. Ihr seht hieraus, wie gut es sein wird, wenn Ihr bei Euern Verordnungen künftig nicht ohne vorherige Berathschlagung mit den geschäftskundigen und wohlmeinenden Männern, an denen in Euerm Departement kein Mangel ist, zu Werke geht und hierin dem Beispiele des verewigten Münchhausen folgt, der noch mehr, als viele Andere, Ursache gehabt hätte, sich auf sein eigenes Urtheil zu verlassen. Zu seiner Zeit war kein Religions-Edict im Lande, aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei als jetzt, und das geistliche Departement stand bei Inländern und Ausländern in der größten Achtung. Ich selbst ehre die Religion, folge gern ihren beglückenden Vorschriften und möchte um Vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hätte. Aber Ich weiß auch, daß sie Sache des Herzens, des Gefühls und der eignen Ueberzeugung sein und bleiben muß und nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerke herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit befördern soll. Vernunft und Philosophie müssen ihre unzertrennlichen Gefährten sein; dann wird sie durch sich selbst bestehn, ohne die Autorität derer zu bedürfen, die es sich anmaßen wollen ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen und den Nachkommen vorzuschreiben, wie sie zu jeder Zeit und in jedem Verhältnisse über Gegenstände, die den wichtigsten Einfluß auf ihre Wohlfahrt haben, denken sollen. Wenn Ihr bei Leitung Eures Departements nach ächt lutherischen Grundsätzen verfahrt, welche so ganz dem Geist und der Lehre des Stifters unserer Religion angemessen sind, ohne Euch an dogmatische Subtilitäten zu hängen, so werdet Ihr es bald selbst einsehen lernen, daß weder Zwangsgesetze, noch deren Erneuerung nöthig sind, um wahre Religion im Lande aufrecht zu erhalten und ihren wohlthätigen Einfluß auf das Glück und die Moralität aller Volksklassen zu verbreiten. Ich habe Euch diese Meine Meinung nicht vorenthalten wollen."

So unzweideutig aber auch die Sprache des Königs war, der Minister wollte noch immer nicht einsehen, daß seine Stelle eine unhaltbare geworden, er war charakterlos genug, um fürs Erste seine eigenen Anordnungen zu widerrufen, in der Hoffnung später aufs Neue damit vorgehen zu können und wäre er nur alt genug geworden, er hätte dann erlebt, daß dreißig und vierzig Jahre später ein Ministerium Eichhorn die Angelegenheiten der Kirche und der Geistlichen in dem wieder herauf beschwornen Geiste des Religions-Edictes zu

leiten bemüht war. Eines der Zwangsmittel, wodurch Wöllner die gläubige Heerde am sichersten in seinen Schafstall einzupferchen gedachte, war, wie uns bekannt, die, zur Beseitigung der aufgeklärten Mitglieder des Consistoriums errichtete, Immediat-Examinations-Commission. Das kurmärkische Ober-Consistorium richtete an den König das Gesuch um Wiedereinsetzung in seine früheren Befugnisse. Dem Gesuche wurde gewillfahrt und der Bescheid vom 27. December 1797 lautete: „Das Ober-Consistorium solle seinen Geschäftsgang überall nach den Worten und dem Sinne seiner Instruction einrichten und alle dagegen eingeschlichenen Mißbräuche, besonders bei Examinirung der Candidaten, Einführung der Lehrer, Besetzung der Pfarrstellen, Censur theologischer und philosophischer Bücher und dergleichen, in Zukunft vermeiden und mit gehöriger Behutsamkeit abstellen." Hierauf verfügte Wöllner unter dem 13. Januar 1798 an das Ober-Consistorium, daß, „da laut der Cabinets-Ordre vom 27. des vorigen Monats die bisherige Verfassung in Ansehung der Examina nicht mehr statt haben und überhaupt andere zweckmäßige Vorkehrungen zur Beförderung wahrer Religiosität und Sittlichkeit getroffen werden sollten, die dahin abzweckenden Verordnungen und sonderlich auch eine ausführliche Vorschrift zur Prüfung der Candidaten nächstens ertheilt werden sollen, für jetzt aber festgesetzt werde, daß es bei jeder Behörde mit den sämmtlichen Prüfungen und der Ordination wieder ebenso wie vor Errichtung der Examinations-Commissionen gehalten und weder von den Candidaten, noch von den ascendirenden (höher beförderten) Predigern und Schullehrern die Unterschrift der Reverse gefordert werden solle."

Trotz dieser Fügsamkeit erhielt Wöllner dennoch zu Anfang März 1798 seine Entlassung und zog sich auf seine Güter zurück, wo er 1800 starb. Seine Verfinsterungs-Gehülfen, die Ober-Consistorial-Räthe Hermes und Hiller, wurden mit bescheidenen Pensionen von 500 Thalern ebenfalls verabschiedet. Mit geübterem Scharfblicke hatte der früher allvermögende General-Lieutenant v. Bischoffswerder, der berühmte Geisterbanner, erkannt, daß der Geist, welcher jetzt, ohne daß er ihn gerufen, erschienen sei, ihm nicht gehorsam sein werde; er bat um seinen Abschied, welcher ihm mit einer Pension von 1200 Thalern bewilligt wurde.

Eine Aufhebung und Zurücknahme des Religions-Edictes erfolgte nicht; die beiden Justizminister v. Massow und v. Thulemeier, denen die Angelegen-

heiten der Geistlichen, der Kirchen und Schulen der verschiedenen Confessionen zur Bearbeitung in ihren Mußestunden zugetheilt worden waren, überließen dieselben mehrentheils den Consistorien und Bischöfen, wodurch es den, dem Hofe näher stehenden, Predigern sehr bald gelang, den König für ihre Ansichten und Angelegenheiten zu gewinnen. Nur so läßt es sich erklären, daß schon damals der junge König, obschon seiner Thätigkeit in den Welt- und Staatsbewegungen ein großes und freies Feld des Ruhmes eröffnet war, sich einer Kirchenangelegenheit von untergeordneter Bedeutung: der Abfassung einer Kirchenagende, mit ausschließlicher Vorliebe zuwendete und diese auch bis an sein Lebensende mit nicht zu ermüdendem Eifer verfolgte. Die höhere Bedeutung eines solchen Kirchenformulars war allerdings das, schon von dem großen Kurfürsten und dessen Nachfolgern kund gegebene, Bestreben, die beiden Confessionen der protestantischen und reformirten Kirche zu einer einzigen evangelischen zu vereinigen; allein dies war nicht durch eine äußerliche Uniformirung zu erreichen. Unter dem 18. Juli 1798 erließ der König an die beiden Staats-Justizminister v. Thulemeier und v. Massow eine Cabinetsordre des Inhaltes: „Er habe aus einer ihm überreichten Denkschrift des Ober-Consistorialraths Sack über die Abfassung einer neuen, für beide Confessionen gemeinschaftlichen Kirchenagende mit Wohlgefallen ersehen, daß sehr viele Prediger und Gemeinden beider Confessionen das Bedürfniß einer verbesserten Liturgie sehr lebhaft fühlen und daher eine, den vereinigten Religionsbegriffen angemessene, neue Agende sehnlichst herbeiwünschen. Es freue ihn jetzt besonders, daß Hoffnung vorhanden sei, beide Confessionen hierdurch, der bleibenden Verschiedenheit der Meinungen ungeachtet, einander näher zu bringen und dadurch selbst den aufgeklärten Theil der kirchlichen Gemeinden immer mehr zu überzeugen, daß Friede, Liebe und Duldung die einzigen nöthigsten Mittel in Religionssachen seien. Durchdrungen von dieser Wahrheit wolle er, daß bei der beabsichtigten Liturgie nicht nur aller Zwang — denn an diesen dürfe in Angelegenheiten des Gewissens und der Ueberzeugung gar nicht gedacht werden, sondern auch so viel als möglich alle bürgerliche Autorität vermieden und die auszuarbeitende verbesserte Agende anfangs nur als eine Privatunternehmung einzelner Gelehrten angesehen werden solle. In dieser Hinsicht finde er die von Sack gemachten Vorschläge ganz zweckmäßig und empfehle sie den beiden Ministern zur angelegentlichsten Beherzigung. Nächstdem befehle er ihnen, einigen ernsthaften, tolerant denkenden

und in jeder Rücksicht zu diesem Geschäft brauchbaren Männern, nach seiner vorgängigen Genehmigung derselben, den Auftrag zu machen, eine Sammlung von kirchlichen Gebeten, Tauf-, Trauungs- und Abendmahls-Formularen, mit Benutzung der schon vorhandenen und allgemein geschätzten Agende, zu veranstalten, diese Arbeit sodann von der Behörde prüfen und nach der, von derselben erhaltenen, Billigung solche dem großen Publicum zur allgemeinen Prüfung durch den Druck vorlegen zu lassen, die Stimmen der Verständigen darüber zu vernehmen, ihre gegründeten Erinnerungen zu benutzen und, wenn die öffentliche Meinung für die Zweckmäßigkeit derselben entschieden habe, auch die meisten Prediger und Gemeinden die Einführung derselben verlangen, unter Einreichung derselben an ihn (den König) zu berichten. Alsdann werde er bestimmen, ob der öffentliche Gebrauch der verbesserten Agende denen, die sie verlangen, unter gänzlicher Freiheit eines Jeden, sich noch der alten Agende zu bedienen, erlaubt werden könne. Nur auf diese Weise werde in dieser wichtigen Angelegenheit, wovon die Wiederbelebung der in neueren Zeiten so merklich in Abnahme gekommenen Religiosität abhange, die so höchst wünschenswerthe Verbesserung ohne anstößige unruhige Auftritte bewirkt werden können." *)

---

*) Es wird später zu erwähnen sein, wie es nach langjährigen Bemühungen dem Könige gelang, halb im Guten, halb mit Gewalt eine, von ihm und seinem Kriegsminister General v. Witzleben ausgearbeitete, Agende bei den sogenannten Unions-Gemeinden (vereinigte Reformirte und Lutheraner) einzuführen. Durch die in alle Klassen der Bevölkerung eingedrungene servile Gesinnung fehlte es nicht an Superintendenten, Stadt- und Land-Pfarrern, welche es sich angelegen sein ließen, obschon die Sache ihnen gleichgültig oder sogar gegen ihre Ueberzeugung war, die neue Agende ihren Gemeinden anzupreisen und aufzupriestern, nur um sich der allerhöchsten Gnade Sr. Majestät zu empfehlen und eine Einladung zum Ordensfeste nach Berlin zu erhalten, von wo dann „der rothe Adler von Kirchthurm zu Kirchthurm flog." Dabei fehlte es nicht an sonderbaren Auftritten. Der Superintendent N. N. in Grünеberg hatte es sich ebenfalls angelegen sein lassen, die Einführung der neuen Agende bei seiner Gemeinde zu betreiben. Diese hatte sich auch geneigt dafür erklärt, da ihr zur Belohnung dafür Erlaß des Beitrages zu den Kriegsfeuerschäden in Breslau in Aussicht gestellt worden war. Der Superintendent hatte nicht verfehlt, Allerhöchsten Orts davon Meldung zu thun und war dafür mit dem rothen Adler geschmückt worden. In demselben Jahre kam der König durch Grünеberg, nahm den mit dem berühmten Fünf-Männerwein gefüllten Pocal und die Aufwartung der städtischen Behörden und der Geistlichkeit an, gegen welche letztere er seinen Dank für die mit so gutem Erfolge belohnten Bemühungen um die Einführung der Agende aussprach. Mit stummer Verbeugung und schamrothen Wangen nahm der Superintendent, an dessen Priesterrock der rothe Adler am ellenlangen Bande hin und her flatterte, den Dank des Königs an, war aber der Erste zur Thür hinaus, als die Deputation entlassen wurde. Er hatte guten Grund dazu sich schleunigst zu empfehlen;

Bei dieſer Veranlaſſung wurde der obenerwähnte Proceß nebſt Zopf des abgeſetzten Predigers Schulz in Gielsdorf wieder in Anregung gebracht und Friedrich Wilhelm III. geſtattete: „dem Verlangen dieſes würdigen, moraliſchen und gelehrten proteſtantiſchen Geiſtlichen gemäß, denſelben zu revidiren.“ Da indeſſen der Prediger Schulz in ſeiner Eingabe ſich Ausdrücke bedient, welche die Ehrfurcht gegen Se. Majeſtät verletzt haben ſollten, wurde er zur fiscaliſchen Unterſuchung gezogen. Seine Predigerſtelle erhielt er nicht wieder, wurde jedoch, da er eine zahlreiche Familie hatte, als Packhofsſchreiber angeſtellt.

Die Verordnungen, welche zu derſelben Zeit aus dem Cabinet an die Akademie der Wiſſenſchaften und an die Univerſitäten erlaſſen wurden, waren mehr aus der Anſchauungsweiſe Friedrich Wilhelms I. und deſſen Richtung auf das Nützliche, als aus der philoſophiſchen Denkweiſe Friedrichs II. hervorgegangen. Nicht genug, daß die Akademie der Wiſſenſchaften ſchon längſt mit der Beaufſichtigung der Seidenwürmerzüchtung beauftragt war, es wurde ihr nun auch angeſonnen, dem Anbau der ſüßen Runkelrübe als Zuckerpflanze den Vorzug vor der Pflege der herben kantiſchen Philoſophie zu geben, ihre Speculationen ſollten ſich mehr mit dem Düngerhaufen und der Branntweinblaſe beſchäftigen, als mit dem transcendentalen Idealismus. Sonderbarer Weiſe blieb die franzöſiſche Sprache noch immer diejenige, in welcher der König mit der Akademie

---

denn die Gemeinde hatte, da ihr die Beiträge zur Feuerassecuranz nicht erlassen wurden, trotzdem daß sich auf ihren Superintendenten bereits der heilige G—, nein, der rothe Adler niedergelassen hatte, die Einführung der Agende wieder rückgängig gemacht. Einer der anwesenden Prediger, der brave und gelehrte Meurer, hielt sich für verpflichtet, den König nicht in solcher Täuschung zu lassen, sondern ihm — reinen Wein einzuschenken. Der König ließ sich auf eine förmlich theologische Disputation ein, bei welcher er die Herren Geistlichen mit einer Beredtsamkeit und so gründiger Gelahrtheit herunterkanzelte, daß er alle ihre Bedenken und Einwürfe zu Schanden machte. Während der König über andere Gegenstände nur in kurzen, abgebrochenen Sätzen, meist in Infinitiven zu sprechen pflegte, war seine Rede bei diesem einen Gegenstande im ununterbrochenen Fluß. Als nun der Pastor Meurer vergebens die Apostel, Kirchenväter und Reformatoren citirt hatte, erlaubte er sich schließlich zu bemerken, daß bei den Angelegenheiten der Gemeinde doch auch die Wünsche und Berechtigungen des Volkes — — Hatte der König schon bei dem Grüneberger Credenzbecher ein saures Gesicht gemacht, so wurde es jetzt noch viel saurer. „Sprechen Sie mir,“ fiel er dem Pfarrer in die Rede, „hier nicht vom Volke, ich kenne kein Grüneberger Volk, Schuster, Schneider, Handschuhmacher — und das nennen Sie ein Volk. Es bleibt bei der Agende.“ Die Deputation wurde entlassen, der Superintendent behielt den Adlerorden, aber die Gemeinde nahm die Agende nicht an.

correspondirte; an sie wurde ein Cabinetsschreiben (1798) erlassen, in welchem es heißt: „Ich will der Akademie nicht bergen, daß das Ganze ihrer Arbeiten Mir nicht immer genug auf den allgemeinen Nutzen gerichtet zu sein scheint. Man hat sich zu sehr darauf beschränkt, abstracte Gegenstände auseinander zu setzen, die Metaphysik und speculative Theorien mit gelehrten Entdeckungen zu bereichern, man hat aber nicht daran gedacht, die Forschung auf wahrhaft nützliche Gegenstände zu richten, auf die Vervollkommnung der Künste und Gewerbe, ein sehr wichtiges Verdienst, wodurch die Pariser Akademie, ohngeachtet ihrer zahlreichen Verirrungen und ihrer fehlerhaften Organisation, sich ehemals ausgezeichnet. Ich wünsche daher, daß die Berliner Akademie sich, so zu sagen, mehr humanisire, als dies bisher der Fall war, daß sie weniger die speculativen Untersuchungen begünstige, als die Bemühungen: zum Glück des gemeinen Lebens und zur Vervollkommnung alles dessen, was sich auf seine Bedürfnisse und Bequemlichkeiten bezieht, durch eine beständige Anwendung auf die Dinge selbst beizutragen; daß sie die National-Industrie, die oft aus Mangel der nöthigen Kenntnisse in neuen Gattungen vergebliche Versuche macht, wecke und sie mit den richtigen Grundsätzen über die Gebiete, mit denen sie sich beschäftiget, ausstatte; daß sie die verschiedenen Systeme der sittlichen und wissenschaftlichen Erziehung von den irrigen und unbestimmten Grundsätzen reinige, welche der Mode und der Phantasie einiger überspannten Pädagogen ihre Geltung verdanken und das Verderben der künftigen Geschlechter bewirken werden; daß sie endlich ebenso wohl die Vorurtheile und den Aberglauben des Volkes als die zügellosen und zerstörenden Anstrengungen der falschen Philosophen unserer Tage bekämpfe.“ Die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften ließen sich solche Ermahnung nicht umsonst gesagt sein, insonderheit war es von allen, ihr empfohlenen, Aufgaben Eine, an deren Lösung sie in behaglichster Ruhe ihre ganze, theuer bezahlte Thätigkeit setzten, die nämlich: auf die Vervollkommnung der Bequemlichkeit bedacht zu sein. Nicht nur die Philosophie, auch die Philosophen blieben von der Akademie ausgeschlossen, sowohl Kant als Fichte, Solger und Hegel wurden mit der Ehre verschont, zu Mitgliedern der Akademie erwählt zu werden, welcher Friedrich Wilhelm I. einst seinen Hofnarren zum Präsidenten gab und er die Verpflichtung auferlegte, die Kobolde und Wehrwölfe einzufangen. Der Ruhm aber, daß sie bemüht gewesen, die Bitterkeit des Lebens zu versüßen, darf ihr nicht vorenthalten

werden: die wichtige Erfindung, aus der Runkelrübe Zucker herzustellen, wie man ihn bereits aus der Mohrrübe, der Gerste und anderen inländischen Früchten schon längst gewonnen hatte, gebührt einem Mitgliede der Berliner Akademie, dem Chemiker Achard, welcher bereits im Jahre 1800 seine Erfindung bekannt machte und zu Versuchen im Großen dazu von dem Könige das Rittergut Kunern im schlesischen Kreise Strehlen geschenkt erhielt. Weder die Akademie noch die Regierung, ja, selbst nicht einmal die, während Napoleons Herrschaft eingetretene, Absperrung von dem indischen Zucker vermochten jener Erfindung Anwendung und Erfolg im Großen zu verschaffen; erst funfzig Jahre später hat die rationelle Landwirthschaft, durch Thaer in Möglin begründet, die Rübenzucker-Fabrication durch Privat-Unternehmung (Weyhe in Wegeleben u. a.) in solche Aufnahme gebracht, daß wir des Colonialzuckers bald nicht mehr bedürfen.

Die akademische Jugend der Universitäten zeichnete sich, zumal in Halle an der Saale und Frankfurt an der Oder, durch die ungeberdigste Rohheit, durch Saufen und Raufen mehr, als durch wissenschaftliche Bildung aus; allein der ursprüngliche germanische Freiheitstrieb und deutsches Nationalgefühl waren allein noch auf deutschen Universitäten anzutreffen, obschon auch hier die Studenten durch landsmannschaftliche Sonderbündelei getrennt, als Märker und Pommeraner, Westfalen und Vandalen (Mecklenburger), Sachsen und Rheinländer, — sogar die Reußen, Altenburger, Schwarzburger und anderes Reichsgerüll bildeten eigene Landsmannschaften, die einander gegenüber standen. Für deutsche Studenten hatte Schiller sein Räuberlied: „Ein freies Leben führen wir" und sein Reiterlied gesungen:

„Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man siehet nur Herren und Knechte.
Die Falschheit herrschet, die Hinterlist,
Bei dem feigen Menschengeschlechte."

Die Studentenlieder waren die einzigen noch ächten Volkslieder, nur der Geist der „flotten Burschen", wie wir uns nannten, hielt sich noch mit freien Schwingen über dem Sumpfe des servilen Philisterthums, der blasirten Zierbengelei der Hofjunker und Pomadenhengste, des geschniegelten und gebiegelten Paradeheldenthums und der auf Uebervortheilung und Gewinn gestellten Ladenschwengelei.

Nirgend weniger aber fand das burschikose Wesen weniger Gnade, als vor den Augen eines Königs, welcher in seinem Staate nur gehorsamst schweigenden Beamten, ruhigen Bürgern, Ordre parirenden, nicht raisonnirenden Soldaten und beifällig lächelnden Hofleuten zu begegnen gewohnt war. Schon als Kronprinzen war ihm der Aufzug der hallischen Renommisten ein Greuel, die in den Kanonenstiefeln mit Pfundsporen, den Schläger an der Seite nachschleppend, durch die Straßen rasselten, das ungekämmte Haupt mit einem Helm oder Stürmer mit flatterndem Federbusche bedeckt, dabei trotzig, ungeschliffen, dem Lieutenant auf dem breiten Steine des Bürgersteiges nie ausweichend und, wenn es galt vor die Klinge zu treten, die ersten auf dem Platze waren. Oefter waren Versuche gemacht worden, diese ungeleckten Bären zur Raison zu bringen; auch Friedrich Wilhelm III. ließ es nicht unversucht. Unter dem 23. Juli 1798 erschien eine Verordnung wegen Verhütung und Bestrafung der, die öffentliche Ruhe störenden Excesse auf sämmtlichen Universitäten, welche den akademischen Senaten in dergleichen Fällen die ihnen bisher zugestandene akademische Gerichtsbarkeit entzog, die Verhaftung der Ruhestörer den Polizei-Directionen, nöthigenfalls unter militairischem Beistande, die Untersuchung den Ortsgerichten, die Erkenntnisse den Landesjustizbehörden, die Bestätigung derselben dem Justizministerium mit der Befugniß übertrug, nach Umständen die vorgeschlagene Strafe zu schärfen, zu mildern oder sonst zweckmäßiger zu bestimmen. Bei groben, die öffentliche Sicherheit störenden Excessen (z. B. Fenstereinwerfen, Zweikampf) sollte in keinem Falle mehr auf Geldbuße oder Relegation, sondern jederzeit auf Gefängniß und körperliche Züchtigung erkannt werden. Für das Gefängniß wie für die Prügel waren verschiedene Sorten bestimmt; gelinder Arrest (Carcer), mittlerer, mit Entziehung jeden Zeitvertreibes, strenger, mit Gefangnen-Kost, dunkler Kerker. Die verschiedenen Sorten Prügel sollten in jedem abzufassenden Urtheile „nach den individuellen Verhältnissen des zu Bestrafenden" festgestellt werden; sie sollten als ein väterliches Besserungsmittel angesehen, im Gefängnisse in Gegenwart eines Professoren ertheilt und von diesem mit guten Ermahnungen begleitet, auch dafür gesorgt werden, daß vernünftiges Ehrgefühl des Bestraften dadurch nicht gekränkt werde. Für Fälle, wo körperliche Strafe nicht für eine, dem Verbrechen angemessene, Strafe zu achten wäre, sollte auf Todesstrafe erkannt werden. Daß der adelige Studentenpodex als ein zu kitzlicher Ehren-

punkt von dem Prügel des Büttels, der Hals des adligen Raufboldes von dem Beile des Scharfrichters verschont blieb, dafür war in dem Landrechte ausdrücklich Fürsorge getroffen.

Eine besondere Vorliebe wurde von dem Könige den Vorschulen zugewendet. Unter dem 3. Juli 1798 erging an den Minister v. Massow folgende Cabinetsordre: „Man hat längst anerkannt, daß der Einfluß derjenigen Schulen, denen der Unterricht und die Erziehung des Menschen und des Bürgers anvertraut ist, auf die Wohlfahrt des Staats von höchster Wichtigkeit ist, dennoch aber fast ausschließend auf die sogenannten Gelehrtenschulen die Sorgfalt verwandt, die man bei weitem mehr den Bürger- und Landschulen schuldig gewesen, sowohl wegen der überwiegenden Menge der ihrer bedürfenden Unterthanen, als um deswillen, weil bisher, einzelne Versuche ausgenommen, gar nichts dafür geschehen. Es ist also endlich einmal Zeit, für zweckmäßige Erziehung und Unterricht der Bürger- und Bauernkinder zu sorgen. Der dabei zum Grunde liegende Zweck kann kein anderer als der sein, sie zu künftigen gehorsamen und fleißigen Bürgern und Bauern zu bilden, wonach die Materie des Unterrichts sorgfältig zu bestimmen und für zweckmäßig faßliche Schulbücher, auch für gute, in den Seminarien zu bildende, Lehrer zu sorgen ist. Sodann muß der gegenwärtige Zustand der Schulen untersucht und die Art und Weise ihrer Reform ausgemittelt werden. Es ist hierbei nicht außer Acht zu lassen, daß sehr viele der jetzigen sogenannten Gelehrtenschulen, weil sie an sich überflüssig und zweckwidrig eingerichtet sind, zu bloßen Bürgerschulen umgewandelt werden müssen. Nächstdem muß man die nöthigen Fonds zu diesen Schulen ausmitteln, die künftig nothwendigen Kosten derselben berechnen, und wenn, wie zu vermuthen, die bisherigen Fonds dazu nicht ausreichen, neue Quellen zur Ergänzung derselben aufsuchen; sie werden sich im Schulgelde, in fixirten Beiträgen der Kämmereien und Gutsherren u. s. w. finden lassen, und am Ende muß der Staat selbst zutreten, um das Fehlende, soviel es nur immer die Umstände gestatten, zuzuschießen."

Der um die Verbesserung der Volks-, Bürger- und Gelehrten-Schulen hochverdiente Ober-Consistorial- und Schulrath Gedike in Berlin erhielt einige Jahre später den Auftrag, die Schulanstalt Pestalozzi's in der Schweiz zu besuchen und sich mit der Unterrichts- und Erziehungs-Methode dieses berühmten Lehrmeisters bekannt zu machen. Unter dem 23. April 1803 erging an Gedike

folgende Cabinetsordre: „Wohlgelahrter Rath, beſonders Lieber Getreuer. Die Peſtalozzi'ſche Unterrichts-Methode, von der jetzt ſo viel Rühmens gemacht wird, hat auch Meine Aufmerkſamkeit erregt. Ich glaubte durch die Olivierſche Verfahrungsart beim erſten Unterricht der Kinder, von der man ſagen wollte, daß ſie mit jener eine große Aehnlichkeit haben ſollte, nähere Aufſchlüſſe darüber zu erhalten, aber die Proben, welche Olivier in Berlin davon abgelegt hat, haben Mich wenigſtens in dieſer Rückſicht nicht befriediget, wenn es auch ſonſt noch zu früh ſein ſollte, über den Werth der Olivierſchen Methode, die nach Allem, was Ich davon erfahren habe, von ihm ſelbſt zu hoch angeſchlagen zu werden ſcheint, ein Endurtheil zu fällen. Daher hatte Ich Mir gleich vorgenommen, einen Mann von anerkannt pädagogiſchen Kenntniſſen und Erfahrungen, dem Ich zugleich Wärme für Alles, was den Unterricht verbeſſern kann, und Unbefangenheit genug zutrauen konnte, um ſich nicht von dem Reize der Neuheit blenden zu laſſen, zu veranlaſſen, die Peſtalozzi'ſche Anſtalt in der Schweiz zu beſuchen und die darin eingeführte Methode an Ort und Stelle ſelbſt gründlich zu ſtudiren. Es war ſehr natürlich, daß Ich dabei auf Euch fallen mußte, weil Eure anerkannten Verdienſte im pädagogiſchen Fache Euch nicht blos Mein ganzes Vertrauen erworben haben, ſondern auch dieſe Wahl bei allen Sachkundigen, denen das Fach der Erziehung am Herzen liegt, rechtfertigen werden. Eure gefährliche Krankheit hielt Mich aber ab, Mich darüber zu äußern. Da Ihr indeſſen ſo weit wieder hergeſtellt ſeid, daß Ihr zu Eurer Erholung eine Reiſe in die mittäglichen Länder unternehmen könnet, ſo wünſche Ich, daß Ihr ſolche auf der Hin- oder Rückreiſe ſo einrichtet, Meinen obigen Auftrag in der Schweiz ausrichten zu können. Ich werde Euch mit Vergnügen für den Koſtenaufwand entſchädigen und Eurem Bericht unmittelbar entgegenſehn als Euer gnädiger König. Potsdam, den 23. April 1803. Friedrich Wilhelm." Leider konnte der würdige Schulmann den, ihm in wohlwollender Weiſe gemachten, Auftrag des Königs nicht erfüllen, indem er aufs Neue erkrankte und den Anſtrengungen ſeiner unermüdlichen Thätigkeit am 12. Mai deſſelben Jahres erlag.

Was die, von Gentz in ſeinem Thronbeſteigungs-Briefe an den König als eine unabweisbare Forderung der Zeit angelegentlichſt empfohlene, Befreiung der Preſſe von der Cenſur anlangte, ſo verhallte ſeine Mahnung wie die Stimme des Predigers in der Wüſte. Das freie Wort in Schrift und Rede, dieſes beflügelte Geſchoß des Gedankens, erſchien den Machthabenden

„ein Aergerniß", den gutgesinnten Unterthanen eine „Thorheit". In einer königlichen Verordnung vom 26. März 1798 wurde das Kammergericht zu Berlin ernstlich an die bestehenden Preß-Gesetze erinnert und ihm aufgegeben, die Fiscale (damalige Staatsanwalte) zu strenger Wachsamkeit über Verleger und Verkäufer uncensirter oder ungestatteter Druckschriften zu verpflichten. — Nirgend im Publicum — denn von einem Volke war noch nicht die Rede — hatte das Schreiben von Gentz Anklang, oder auch nur Beachtung gefunden, noch weniger wurde ihm eine Anerkennung oder Beförderung von Seiten der Regierung zu Theil, was den ehrgeizigen, seiner Befähigung sich bewußten, an kostspielige Lebensgenüsse gewöhnten, Mann veranlaßte, seinem Vaterlande den Rücken zu kehren, um ihm später in Diensten der östreichischen Staatskanzlei desto dreister die Stirn zu bieten. Zwar wurde ihm die Genugthuung, im October 1806, noch bevor das Staatsschiff bei Jena gescheitert, in das Hauptquartier nach Naumburg als Lootse berufen zu werden; es war zu spät. An Metternichs Tafel verschwelgte er seine früheren Preßfreiheitsgedanken und aus seiner Feder gingen die berüchtigten Carlsbader Beschlüsse vom Jahre 1819 hervor.*)

Keine aber von allen den, von dem jungen Könige bald nach seinem Regierungs-Antritte erlassenen, Verordnungen erfreute sich einer so allgemeinen Zustimmung und rief so laute Freudenäußerungen hervor, als die Aufhebung des Tabacks-Monopols; der freie Canaster-Verkehr machte den gehemmten Gedankenverkehr vergessen. Die einzige auf diesem unentbehrlichen Lebensgenusse noch lastende Fessel — das Verbot auf offener Straße den Cigarro zu rauchen — zu brechen, war einer späteren Revolution vorbehalten; so gingen damals wie heut die Errungenschaften der Freiheitshelden — in Rauch auf.

Dem Herkommen gemäß trat der König mit seiner Gemahlin die Reise

---

*) Selbst Göthe, nicht der große Dichter, sondern der kleine Minister, machte sich damals in einem Briefe an Schiller lustig über Gentz' Verlangen nach Preßfreiheit. „Der arme Verfasser," schreibt er 1797 aus Weimar an seinen Freund in Jena, „des goldnen Spiegels (Wieland), der so gern den großen Herren Wahrheiten gesagt, der sich auf die Verfassungen so gut verstand, als es noch keine gab, der edle Vorläufer des neuen Reichs muß nun, in den Zeiten der Freiheit, da Herr Posselt (Herausgeber der Annalen) täglich den bloßen Hintern zum Fenster hinausreckt, da Herr Gentz mit der liberalsten Zudringlichkeit einem neuen Könige eine unbedingte Preßfreiheit abtrutzt, die Schoßkinder seines Alters, die Producte einer Silberhochzeit, gleich namenlosen Liebeskindern verheimlichen."

nach Preußen an, wo er am 5. Juni 1798 die Huldigung entgegennahm. Der König war ein geborener Feind alles öffentlichen Prunkes, deshalb unterblieb die Krönung zu Königsberg und die Huldigungsfeier, zu welcher sich außer den altpreußischen Deputirten der Ritterschaft und Städte auch Abgeordnete von Süd- und Neuost-Preußen mit dem Erzbischofe von Gnesen und den Bischöfen von Ermeland, Plock und Pultusk eingefunden hatten, beschränkte sich auf den Huldigungseid der getreuen Unterthanen und ein glänzendes Gastmahl im Schloß. Der Reverse und Assecurationen, welche ehedem die Markgrafen von Brandenburg als Herzöge und Könige von Preußen den dortigen Ständen zu leisten verpflichtet waren, geschah nicht mehr Erwähnung, seitdem Friedrich Wilhelm I. dort „die Souverainitat wie einen rocher von bronce stabilirt" hatte. Demungeachtet überreichten die Stände das, zum größten Theile den Unterthanen abgepreßte, Geschenk von 33,333 Thalern, welches jedoch der König zur Verbesserung der Landschulen bestimmte. Von hier reiste der König nach Warschau; der ehemaligen Hauptstadt der Republik Polen, der Residenz der Könige, war die Auszeichnung zu Theil geworden, zu einer Provinzialstadt Süd-Preußens erhoben zu werden; von Polen war — auf der Landkarte — nicht mehr die Rede. Auch hier wünschte der König jede öffentliche Kundgebung der Freude vermieden zu sehen. An den Stadtpräsidenten von Warschau, Schimmelpennig v. d. Oie, erging deshalb folgender Cabinetsbefehl: „Mein Wille ist, ohne allen königlichen Prunk und nur mit aufrichtigem väterlichen Herzen Meine Unterthanen zu besuchen; Ich hoffe daher, daß Meine Unterthanen sich um so williger aller äußeren Ehrenbezeugungen, die mit Kosten verknüpft wären, enthalten werden, als sie hierdurch selbst Anlaß geben, die Mir so theure, zu ihrem Wohl bestimmte Zeit zu verlieren. Ich habe zwar aus dem Rapport und Eurer Anfrage vom 2. d. M. entnommen, daß Meine guten Bürger von Warschau ungeachtet dessen die Gesinnung beibehalten, Mir ihre Anhänglichkeit durch Entgegenkommen bezeigen zu müssen; allein so wie Mich auch dieser unbezweifelte Beweis ihrer herzlichen Anhänglichkeit freut, so mache Ich es Euch zur Pflicht, sie Meiner Erkenntlichkeit zu versichern und durch den Einfluß Eures Ansehens allen unnöthigen Pomp zu beseitigen. Ich wünsche nur, daß das, zwischen uns geschlossene, Bündniß von ihrer Seite durch Bezeigung der Liebe und Treue, von Meiner Seite durch väterliches Wohlwollen immer enger verknüpft werde." Es beschränkten sich nun die Empfangsfeierlichkeiten auf einen

Aufzug der bewaffneten Bürger mit den Fahnen der Gewerke und Zünfte. Eine militairiſche Begleitung durch die Provinz hatte der König mit den Worten abgelehnt: „er ſei gewohnt in ſeinen alten Provinzen ſich nur von der Liebe ſeiner Unterthanen begleiten zu laſſen und beſorge nicht hier andere Geſinnungen zu finden.“ So wohlwollenden Zuſpruchs ihrer Beherrſcher hatten ſich die Polen noch zu keiner Zeit zu erfreuen gehabt und, wie groß auch die Gebrechen waren, an denen die Verwaltung in dem preußiſchen Antheile Polens litt, ſo war doch ſchon damals das Loos der preußiſchen Unterthanen für die, unter ruſſiſche Knute und öſtreichiſche Fuchtel gekommenen, Provinzen ein Gegenſtand des Neides.

Die Huldigung in Berlin, wohin die Deputirten der Ritterſchaft und der Städte aus den übrigen Provinzen eingeladen waren, fand am 6. Juli ſtatt. Auch hier beſchränkte ſich die Feierlichkeit auf die Vereidigung der Stände, denen der König, welcher niemals bei feierlichen Veranlaſſungen das Wort nahm, ſchweigend auf dem Thronſeſſel beiwohnte. Er trat dann hinaus auf den Balcon und wurde von der vor dem Schloſſe verſammelten Menge mit lautem Jubel empfangen. „Se. Majeſtät zeigten,“ wie der officielle Bericht meldete, „durch wiederholte Verbeugungen, daß ihm die Liebe ſeines Volkes keineswegs gleichgültig war.“

Einunddreißigſtes Kapitel.

Friedrich Wilhelm III. und Buonaparte in demſelben Jahre geboren. — Der Kaiſer Franz II. ladet die Reichsſtände zu einem Congreß nach Raſtatt ein. — Die Kaiſerlichen verlaſſen Mainz. — Metternichs diplomatiſche Laufbahn in Raſtatt. — Die Franzoſen beſetzen Mainz; — erſtürmen die Brückenſchanze bei Mannheim. — Dohms Entwurf zu einer neuen Reichsverfaſſung. — Preußen ſchließt ſich Frankreich näher an. — Sieyes, einer der Königsmörder, als Geſandter der Republik in Berlin. — England, Rußland und Oeſtreich verbünden ſich gegen Frankreich. — Zweiter Coalitionskrieg. — Der Congreß von Raſtatt geht auseinander. — Raubmord an den franzöſiſchen Geſandten auf höheren Befehl von öſtreichiſchen Rothmänteln verübt. — Preußen ſagt ſich von jeder Gemeinſchaft mit Oeſtreich los. — Maximilian Joſeph wird Kurfürſt von Baiern. — Der Erzherzog Karl und Suwarow ſiegreich. — Friedrich Wilhelm III. weiſt die erneuten Aufforderungen der Coalition beizutreten zurück. — Aus Maſſenbachs Memoiren. — Die Sprache des Czaaren zu dem Reichstage in Regensburg. — Beſchlußfaſſung über den Reichskrieg wider Frankreich. — Cäſar und ſein Glück kehren nach Frankreich zurück. — Das Directorium wird geſprengt. — Buonaparte erſter Conſul; — ſiegt bei Marengo den 14. Juni 1800; — am 3. December bei Hohenlinden. — Der Friedensſchluß zu Luneville, am 9. Februar 1801.

Während wir aber in Berlin uns mit Kirchenagenden, Runkelrübenbau, Prügelmandaten für die Studenten und dem Parademarſche bleierner Soldaten beſchäftigten, rollte draußen im Reiche, jenſeit des Rheines und jenſeit der Alpen die Weltgeſchichte im unaufhaltſamen Donnergange ihres Weges weiter. Und auf ihrem Siegeswagen ſtand ein jugendlicher Held, der ſiebenundzwanzigjährige Generaliſſimus der Republik Frankreich, mit Friedrich Wilhelm III. gleichen Alters, allein von den Sternen des Schickſals in ſeiner

Bruſt auf andere Bahnen gerufen. Buonaparte, ein geborener Corſikaner, begabt mit allen Naturanlagen ſeines Volksſtammes, des heißblütigen, rachſüchtigen, verſchlagenen, unternehmenden Räubervolkes, gebildet in Frankreich in der Schule der Revolution und des Feldlagers, eben ſo groß als Staatsmann und intriguanter Diplomat, wie er genial als Feldherr war, hatte ſchon bei dem Abſchluſſe des Friedens zu Campo Formio es ſich zur Aufgabe geſtellt, Frankreich auf dem europäiſchen Feſtlande dadurch zur alleingebietenden Macht zu erheben, daß er die Cabinette von Berlin und Wien zu gegenſeitigem Haß, Mißtrauen, Eiferſucht zu entflammen ſuchte, ſo daß niemals wieder ein verbundenes Oeſtreich und Preußen den Rhein zum Angriffe Frankreichs überſchreiten könne. Die armſelig intriguante Weiſe, in welcher der treulos hoffärtige Miniſter v. Thugut in Wien, der an Geiſt und Körper abgeſchwächte Graf Haugwitz in Berlin den auswärtigen Angelegenheiten vorſtanden, machte dem franzöſiſchen General, welchem in Tallyrand ein ausbündiger Mephiſto zur Seite ſtand, leichtes Spiel.

Der Kaiſer Franz, welcher dem deutſchen Reiche ſo ſtolz und zuverſichtlich verkündigt hatte, bei einem Frieden mit Frankreich „die Integrität des Reichs“ zu wahren, ließ unter dem 1. November 1797 den Reichsſtänden den zu Campo Formio geſchloſſenen Friedensvertrag — verſteht ſich mit Verſchweigung der geheimen Artikel — mittheilen und, obſchon er in dieſen letzteren den Feinden die entehrendſten Verletzungen des Reichs zugeſtanden, waren ſeine Miniſter doch noch ſo unverſchämt, die Reichsſtände aufzufordern: Deputirte nach Raſtatt in Baden zu ſchicken, „wo ein anſtändiger und billiger Reichsfriede auf der Grundlage der Integrität des Reichs und ſeiner Verfaſſung mit Frankreich unterhandelt werden ſollte.“ Während die Reichstagsgeſandten in herkömmlicher Weiſe mit gegenſeitigen Förmlichkeiten und Schmauſereien die Zeit vertrödelten und der Dinge warteten, die da kommen ſollten, hatte Buonaparte raſch und ohne Einſpruch zu dulden mit dem öſtreichiſchen Miniſter Grafen Cobenzl eine geheime Convention abgeſchloſſen, der zufolge die Feſtungen Ehrenbreitenſtein, Philippsburg, Königſtein, Mannheim, Ulm, Ingolſtadt und Würzburg von den kaiſerlichen Truppen bis zum 20. December geräumt und ihren Eigenthümern zurückgeſtellt werden, wegen Mainz aber die öſtreichiſchen Bevollmächtigten dem Reiche die Erklärung geben ſollten: „Ihr Souverain ſei geſonnen, das Gebiet und die Feſtungen des Reichs

zu räumen, ſie aber wollten ſich bei dem Kurfürſten von Mainz und dem Reiche verwenden, daß die franzöſiſchen Truppen während des Laufes der Unterhandlungen die Stadt Mainz beſetzen und bis zum 30. December eingezogen ſein könnten, im Weigerungsfalle die franzöſiſche Republik befugt ſein ſollte, dies mit Gewalt zu bewirken." Ganz ſtill, wie die Katze vom Taubenſchlage, zog die öſtreichiſche Beſatzung in der Nacht vom 9. zum 10. December aus der Feſtung Mainz ab, zu deren Vertheidigung nur eine ſchwache kurmainziſche Beſatzung zurückblieb. Die Franzoſen ſchloſſen die Stadt ein und forderten den Commandanten zur Uebergabe auf. Der Kurfürſt wendete ſich an die Reichstagsdeputation in Raſtatt, welche von dem franzöſiſchen Geſandten Einſtellung der Feindſeligkeiten verlangte und ſich auf die, von dem Kaiſer als Grundlage der Unterhandlung ausbedungene, „Integrität des Reichs" berief. Auf dergleichen Bedingungen zu unterhandeln, erklärten die franzöſiſchen Bevollmächtigten ſich außer Stande, mit dem Hinzufügen: „Mainz werde von den Truppen der Republik beſetzt werden, und bevor ſie nicht dieſe Feſtung hätten, könne von Einſtellung der Feindſeligkeiten nicht die Rede ſein." — Da die franzöſiſchen Geſandten ſich auf geheime Artikel des zu Campo Formio abgeſchloſſenen Friedens beriefen, verlangte die Reichstagsdeputation von dem öſtreichiſchen Miniſter Grafen Lehrbach Mittheilung jener geheimen Artikel, worauf ſie den Beſcheid erhielt: „diejenigen Artikel, welche der Kaiſer als ſouveraine Macht gegen Macht zu Campo Formio verabredet und geſchloſſen habe, könnten um ſo weniger mitgetheilt werden, als dem Kaiſer auch von den geheimen Artikeln und unbekannten Bedingungen der deutſchen Separatfriedensſchlüſſe (von Preußen, Heſſen u. a.) nichts mitgetheilt worden ſei." Zwei Reichsgrafen, Metternich, Vater und Sohn, waren ebenfalls thätige Gehülfen bei der Zugrunderichtung des deutſchen Reiches zu Raſtatt; der Vater als öſtreichiſcher Principal-Commiſſarius, der Sohn als Geſandter des weſtphäliſchen Grafen-Collegiums. Der junge Metternich (geboren zu Coblenz 1773) war damals ein aufblühender Jüngling, ſchön, geiſtreich, welt- und hofmänniſch gewandt. Zu vollſtändiger Ausrüſtung für alle künftigen Congreſſe wurde er hier mit dem Drachenblute der Diplomatenhexenküche ſo vollſtändig geſalbt, daß er für einen zweiten gehörnten Siegfried, für einen würdigen Nebenbuhler Talleyrands gelten konnte; allein auch er hatte ſeine verwundbare Achillesferſe, woran ihn, wenn auch erſt funfzig Jahre ſpäter, die Nemeſis erfaßte. Während der Wiener Hof mit

Buonaparte und Talleyrand unter einer Decke ſpielte und dafür, daß ihm die Republik Venedig überliefert wurde, den Franzoſen Mainz und das linke Rheinufer überließ, hatte Metternich der Vater den Auftrag, ſich dem Proteſt der Reichstagsdeputation anzuſchließen, und übergab als Repräſentant des Reichsoberhauptes den franzöſiſchen Geſandten am 24. December eine Note, worin das Betragen Frankreichs als eine Verletzung des Völkerrechts dargeſtellt und Einſtellung der Feindſeligkeiten verlangt wurde. Die Franzoſen, die ſehr wohl wußten, daß Metternichs Erklärung nur Spiegelfechterei ſei, forderten die Beſatzung zur Uebergabe auf; dieſe erfolgte am 28. December 1798. Die aus pfalzbairiſchen und Reichstruppen beſtehende Beſatzung der Brückenſchanze bei Mannheim machte einen erfolgloſen Verſuch zur Vertheidigung; nach einem ernſten Sturmlaufe der Franzoſen wurde dieſer wichtige Uebergangspunkt ihnen überlaſſen. Für die, bei ſolcher gewaltthätigen Beraubung des heiligen Reiches aufgewandte, Mühe und Arbeit verlangten die übermüthigen Neufranken, zur Sicherung der eigenen Grenze gegen künftige Ueberſchreitung, das auf dem linken Rheinufer gelegene Reichsland und die dazu gehörigen feſten Plätze. Wohl rief auch damals durch alle deutſche Gauen das Volk: „Sie ſollen ihn nicht haben, den freien deutſchen Rhein!“ welchen Schiller als „den Grenzenhüter der Germanen“ begrüßte; allein die Cabinette von Wien und Berlin hatten ihm bereits zu Baſel und Campo Formio einen Laufpaß ausgeſtellt, der ihn, den alten Vater Rhein, aus dem Vaterlande hinauswies. Den ſchmählichſten Verrath aber am Reiche hatte das Wiener Cabinet durch die in den Vertrag von Campo Formio aufgenommene Bedingung begangen: daß die Entſchädigungen für die Verluſte auf dem linken Rheinufer unter Hinzuziehung und Beiſtimmung der franzöſiſchen Republik regulirt werden ſollten. Nicht genug, daß der Kaiſer den Feinden das Land jenſeit des Rheines preisgegeben hatte, er rief ſie nun auch noch als Schiedsrichter in das dieſſeitige Gebiet, damit durch ſie jeder Einſpruch der Reichsſtände gegen die Entſchädigung, welche Oeſtreich vorweg zu nehmen Anſtalt machte, beſeitigt würde. Sobald das preußiſche Cabinet erfuhr, daß Oeſtreich in dem Frieden von Campo Formio von Frankreich die Zuſicherung erhalten habe: Preußen ſolle ſeine auf dem linken Rheinufer gelegenen Länder (Cleve und Geldern) behalten, damit daſſelbe keinen Anſpruch auf Entſchädigung auf dem rechten Ufer geltend machen könne, wurde man in Berlin ſo großmüthig geſtimmt, daß man die Raſtatter Geſandtſchaft

dahin instruirte: von vorn herein auf jede Entschädigung für etwaige Verluste der, auf dem linken Rheinufer, gelegenen Provinzen Verzicht zu leisten, allerdings unter der, an das Fabelhafte grenzenden, Voraussetzung, daß Oestreich auf die, für die Niederlande ihm zugesicherte, Republik Venedig und eben so die anderen deutschen Fürsten auf jede Entschädigung verzichten würden. Wie vorauszusehen nicht schwer war, lehnte Oestreich ein solches Ansinnen mit diplomatischem Hohngelächter ab; Preußens Politik ging nun aufs Neue dahin, sich noch enger an Frankreich anzuschließen und es demnächst zu hintertreiben, daß Oestreich das, in dem Frieden zu Campo Formio ihm ausgeworfene, südöstliche Baiern erhalte. Von Oestreichs Vergrößerung fürchtete Preußen mehr für seine Zukunft, als von der Uebermacht Frankreichs, welches letztere, mit Berufung auf Mirabeau's Ausspruch, in Preußen seinen natürlichen Verbündeten zu haben erklärte.*)

Bei der allgemeinen Fäulniß und Verrottung, welche das heilige römische Reich an Haupt und Gliedern ergriffen hatten, zeigten sich allein nur in Preußen noch einige, wenn auch vereinzelte, Regungen eines gesunden Verstandes. Der preußische Geheime Rath Dohm, dessen Bemühungen um den deutschen Fürstenbund wir zu rühmen hatten, war zugleich mit dem Grafen v. Görz und dem Freiherrn v. Jacobi-Klöst nach Rastatt geschickt worden; der Graf und der Freiherr, um zu repräsentiren, der bürgerliche Rath, um zu arbeiten. Dohm verfaßte damals eine Denkschrift über die nothwendige Veränderung der Constitution des deutschen Reichs in Beziehung auf das Interesse von Deutschland und Preußen. Er setzte darin auseinander, daß nach den unvermeidlichen Verlusten, welche das Reichsgebiet betreffen würden, es mit den kleinen Herrlichkeiten ein Ende haben und nur einige größere Erbstaaten mit abgerundeten Gebieten sich bilden würden. Eine neue Verfassung müsse das Verhältniß derselben zu dem gemeinschaftlichen Oberhaupte und gegen einander genau bestimmen, vor Allem aber eine gemeinsame Wehrverfassung errichtet werden, zur Vertheidigung gegen Angriffe von außen und zur Verhütung inneren Zwiespaltes. Da hierbei Preußens Interessen mit denen des gesammten Deutschlands eins seien, müsse es darauf bedacht sein, bei der Ausführung dieser Maß-

*) Dieser Ansicht war auch General Buonaparte, der später als Kaiser nach der Schlacht von Friedland 1807 einen Krieg zwischen Frankreich und Preußen für solchen Unsinn erklärte, als ob er mit dem linken Arme sich den rechten abhauen würde.

regeln die Hauptleitung zu überkommen.*) Wie ſo mancher gute Gedanke fiel auch dieſer auf ſteinigten Boden, doch blieb der Kern geſund und ſein Aufgehen — ein Aufgehen in Deutſchland — blieb und bleibt noch immer künftigen Zeiten vorbehalten. Erſt müßte der ſteinigte Boden ganz verwittern, von Hagelwetter und Platzregen zerſchlagen, die Schlachtfelder mit Leichen gedüngt werden, bevor ein ſolches Samenkorn Wurzel zu faſſen und einen geſunden Stamm hervorzutreiben vermöchte. Für jetzt ſah ſich die preußiſche Geſandtſchaft in Raſtatt darauf beſchränkt, für ſich in den höflichſten Formen gegen die Beſetzung feſter Plätze auf dem rechten Ufer zu proteſtiren und den „Citoyens-Ministres“ der Republik die Verſicherung zu geben, daß ſich Preußen an kein Bündniß gegen Frankreich anſchließen werde.

„Der König,“ ſo lautet eine Note der preußiſchen Geſandtſchaft vom 17. Mai 1798 an die franzöſiſchen Bevollmächtigten, „hat zu ſeiner äußerſten Ueberraſchung von den ebenſo neuen als unerwarteten Forderungen der franzöſiſchen Republik Kenntniß erhalten, betreffend das linke Ufer und die Entſchädigung auf dem rechten, nämlich die Schulden der linken Uferſtaaten auf die des rechten zu übertragen, der unmittelbaren Reichsritterſchaft Entſchädigungen auf dem rechten Ufer anzuweiſen, ferner ſämmtliche Inſeln des Rheines und die verſchiedenen militairiſchen Poſitionen an die Republik abzutreten. Vor Allem aber kam Sr. Majeſtät dem Könige die Demolirung von Ehrenbreitenſtein ſehr unerwartet. Se. Majeſtät ſchmeichelt ſich, daß Frankreich ſeinen Entſchluß ändern und von ſelbſt dieſe Anforderungen aufgeben werde, wenn es wünſchen ſollte, mit dem Könige auf dem bisherigen Fuße der Freundſchaft und des guten Einverſtändniſſes zu bleiben. Denn die Demolirung Ehrenbreitenſteins und der Beſitz anderer militairiſcher Poſitionen auf dem rechten Ufer würden die Abſicht verrathen, eine angreifende Stellung gegen das nördliche Deutſchland einzunehmen und inſonderheit Se. Majeſtät den König zu beſtändigen Maßregeln der Vorſicht und der Vertheidigung nöthigen. Der König iſt zuverläſſig ſehr weit davon entfernt, ſich in eine neue Coalition gegen Frankreich einzulaſſen und Se. Majeſtät iſt überzeugt, daß die Republik ihrerſeits nicht durch eine offenſive Haltung die Ruhe anderer Staaten zu bedrohen die Abſicht hegt.“

Noch immer ſuchte das öſtreichiſche Cabinet Preußen von dem guten Ge-

*) Dohm, von Gronau. S. 326.

schäft, welches bei dem Abtreten der Besitzungen auf dem linken Ufer durch eine reiche Entschädigung auf dem rechten zu machen war, auszuschließen, so daß die preußische Gesandtschaft es sich angelegen sein ließ, die jenseit gelegenen preußischen Provinzen den Franzosen beinah aufzudringen. Zu Anfang Juni 1798 übergab die Gesandtschaft den französischen Bevollmächtigten den Entwurf zu einem Abtritts-Vertrage, worin sie erklärt: „Da Se. Majestät der Kaiser, zur Wiederherstellung des Friedens, seine Zustimmung zur Abtretung des linken Rheinufers ertheilt hat, will Preußen es nicht länger verschieben, seine, auf dem linken Ufer gelegenen, Besitzungen abzutreten, jedoch unter Vorbehalt einer hinreichenden Entschädigung auf dem rechten Rheinufer: 1) Se. Majestät verzichtet auf das preußische Geldern, Mörs, Crefeld und auf den, auf dem linken Ufer gelegenen, Theil des Herzogthums Cleve. Der Rhein, welcher in dem Canale von Büderich sein eigentliches Bett fortsetzt, wird in Zukunft die Grenze zwischen Frankreich und dem preußischen Cleve bis nach Pandern bilden, von da ab die Waal.“ Ueber diesen ersten Punkt mußte eine Verständigung um so schwerer halten, als bekanntlich die Franzosen in der deutschen Länderkunde damals noch schlecht bewandert waren. Ihnen kam es außerdem zu Statten, daß sie in den deutschen Geographien den, von alten Zeiten her überlieferten, Unsinn fanden, daß der Rhein sich im Sande verliere, so daß also am Ende von einem rechten und linken Ufer nicht mehr die Rede sein konnte. Die preußische Gesandtschaft in Rastatt gab sich alle mögliche Mühe, die französischen Bevollmächtigten über diesen geographischen Irrthum aufzuklären. „Der Rhein,“ erklärten sie in einer Note vom 19. Juni 1798, „tritt, sobald er das Clevesche Gebiet verläßt, in Holland ein, wo er den Namen Waal annimmt. Ein anderer Arm, welcher den Namen Unter-Rhein führte, ist seit einem Jahrhundert ausgetrocknet; das Wasser dieses Armes ist seit einer Reihe von Jahren in einen künstlichen Canal geleitet, welcher außerhalb des Cleveschen Gebietes bei dem holländischen Dorfe Pandern seinen Anfang nimmt, nach welchem er auch genannt wird. Dieser Arm geht ebenfalls nach Holland durch den District Sevenaar, welcher ein unzweifelhafter Besitz des Herzogthums Cleve ist, obschon von holländischem Gebiet umschlossen. In diesem District liegt das Hofgut Huissen zwischen dem linken Ufer des Canals von Pandern und dem rechten Ufer der Waal, und allem Anscheine nach haben die Beauftragten der Republik jenen Canal für den Rhein gehalten. Unzweifelhaft aber kann nur die natür-

liche Fortsetzung eines Flusses für sein wirkliches Bette gelten und diese ununterbrochene Fortsetzung findet sich nur in der Waal, wie dies die beigefügte Landkarte augenscheinlich zeigt. Also nur dieser Fluß kann zukünftig die Grenze beider Staaten bezeichnen, nicht aber ein künstlich gemachter Graben zum Trockenlegen des Landes, welcher der Idee einer natürlichen Grenze, worauf sich die Forderung der Republik gründet, schlecht entsprechen würde. Deshalb ersuchen die Unterzeichneten die bevollmächtigten Bürger-Minister der Republik ihren Beauftragten gemessenen Befehl ertheilen zu lassen, daß sie sich unter keinem Vorwande eine Ueberschreitung des Rheines erlauben, gleichviel, ob er diesen Namen oder den der Waal führt." Die Franzosen, welche anfänglich nur das Land bis zum linken Ufer gefordert hatten, bezeichneten jetzt als Scheidelinie „den Thalweg (le Thalweg) des Stromes". Unter diesem versteht der Schiffer den Weg, den er für seine Fahrt nimmt, der aber sich bald mehr dem rechten, bald mehr dem linken Ufer nähert, bei verschiedenem Wasserstande verschieden ist, auch nach Eisgängen und Ueberfluthungen sich oft ganz ändert, was zumal bei dem Unter-Rheine von Bedeutung sein mußte, in welchem mehrere Inseln liegen, deren Besitz eine strategische Bedeutung hat, wie dies mit der Insel Büderich bei Wesel der Fall war, welche die Franzosen verlangten. Da mit Trotz und Drohung von den rauhen Republikanern nichts zu erlangen war, versuchten die preußischen Diplomaten es mit Schmeichelei. „Die Liebe zum Frieden und die Gefühle der Menschlichkeit," heißt es in einer Note vom 8. October 1798, „welche die Bürger-Minister der Republik beseelen und die sie noch neuerdings bethätiget haben, gestatten es den Unterzeichneten die, für gefühlvolle Herzen so süße, Hoffnung noch einmal auszusprechen, daß Sie, in der Aussicht den Abschluß des Friedens zu beschleunigen, mit größter Bereitwilligkeit auf die gestellten Wünsche eingehen, und es nicht allein ablehnen werden, in verschiedenen, die vornehmsten Interessen der deutschen Nation so nahe berührenden, Punkten einige Milderung eintreten zu lassen. Eine baldige Zustimmung zu den Anträgen der Unterzeichneten kann nur wesentlich dazu dienen, die Bande, welche schon glücklicher Weise den König und die französische Republik so eng verbinden, noch fester zu knüpfen." Als die französischen Bevollmächtigten hierauf ganz kurz antworteten, daß sie es nicht auf sich nehmen könnten, bei dem Directorium noch einmal auf einen Gegenstand zurückzukommen, welcher ein für allemal abgemacht sei, gab sich die preußische Gesandtschaft noch nicht zufrieden und bestand

darauf, daß ihre letzte Note dem Directorium zugeschickt werde, mit einem, in dem Munde der Diplomaten sehr naiv lautenden Geständnisse. „Im Laufe von Unterhandlungen," heißt es darin, „kommen Fälle vor, wo von der einen, oder von der andern Seite jede fernere Discussion für unzulässig erklärt wird; allein es geschieht jedesmal, daß nach wiederholten Vorstellungen wichtige Abänderungen, zuweilen vollständige Verzichtleistungen auf das, worauf man früher hartnäckig bestand, erfolgen." Diesmal blieb es jedoch bei dem ein für allemal ertheilten Bescheide, so sehr auch Frankreich alle Ursache hatte, Preußen nicht zu verletzen und es auf die Seite der Coalition zu drängen. Daß dem Directorium viel daran lag, mit dem Hofe von Berlin in gutem Einvernehmen zu bleiben, bewies es dadurch, daß es den geistreichen Sieyes, den einzigen speculativen Philosophen Frankreichs, als Gesandten nach Berlin schickte, dem, trotz seinem „la mort sans phrase!" mit welchem Wort er für den Tod Ludwigs gestimmt hatte, bei Hofe und in der Stadt die zuvorkommendste Aufmerksamkeit bewiesen wurde. Weder die Ueberredungskunst des Fürsten Repnin, welchen der Kaiser Paul nach Berlin schickte, um den König für die Coalition zu gewinnen, noch die übermüthige Weise, mit welcher der östreichische Gesandte am russischen Hofe, Graf Cobenzl, auf seiner Durchreise nach Petersburg in Berlin auftrat, vermochte den einmal gefaßten Entschluß des Königs, mit Frankreich Frieden zu halten, zu ändern.

Unterdessen hatten England, Rußland und Oestreich das Bündniß zum Kriege gegen Frankreich erneut, welches durch die Gefangennehmung des Papstes, die Errichtung der Republik Rom, durch die Befreiung der Schweiz von aristokratischer Bedrückung, Stiftung der helvetischen Republik und Verbreitung der Revolutionsheere über Italien die verbündeten absolutistischen Fürsten Europas aufs Neue wider sich auf die Wahlstatt rief. Der Zeitpunkt schien um so günstiger, da der Feldherr der Republik, an dessen Fahnen der Sieg gebannt zu sein schien, Europa verlassen hatte, um Egypten für Frankreich zu erobern, von wo ihm nach der Vernichtung seiner Flotte durch die Engländer bei Abukir (1. August 1798) die Rückkehr nach der Heimath für immer abgeschnitten zu sein schien.

Ein russisches Heer hatte sich nach der Schweiz in Bewegung gesetzt und der Kaiser gestattete demselben freien Durchmarsch. Die französischen Bevollmächtigten in Rastatt richteten deshalb unter dem 2. Januar 1798 eine An-

frage an den kaiserlichen Minister Grafen Lehrbach, welcher dieselbe unbeantwortet ließ. Sie wiederholten ihre Anfrage unter dem 31. Januar in verstärkten Ausdrücken. „Die französische Regierung," heißt es in dieser Note, „kann nicht länger eine Ungewißheit dulden, welche die Würde und die Interessen der Republik gefährdet. Die Unterzeichneten haben Befehl, von Sr. M. dem Kaiser durch das Organ des Herrn Grafen v. Lehrbach als bevollmächtigten Ministers die bestimmte Zusicherung zu verlangen, daß die russischen Truppen das Gebiet Sr. M. des Kaisers und Königs räumen und daß die nöthigen Befehle hierzu ertheilt worden sind. Sie verlangen, daß binnen vierzehn Tagen von heut ab ihnen diese Zusicherung ertheilt sei, indem sie erklären, daß ein weiterer Marsch der Russen von der französischen Regierung als ein Angriff, und das Stillschweigen oder die Versagung der verlangten Versicherung, welche ein offenbarer Anschluß des Kaisers an die Unternehmungen Rußlands wäre, als ein Act der Feindseligkeiten angesehen werden würden." Auch diese Note blieb unbeantwortet. Zwei französische Armeen unter Jourdan und Bernadotte überschritten am 1. März den Rhein; die französischen Bevollmächtigten theilten dem Grafen Lehrbach die von jenen Feldherren erlassenen Proclamationen in einer Note vom 1. März mit, worin sie sich noch immer bereit erklären, den Frieden zu erhalten, sobald der Kaiser die Russen aus Deutschland hinausweise. Während die Diplomaten noch immer Noten wechselten, hatten die Heere bereits Kugeln gewechselt. Der Kaiser rief seine Gesandtschaft ab, die Reichsdeputation, aus den Gesandten Preußens, Sachsens, Pfalzbaierns, Kur-Mainz, Kur-Braunschweigs, Holsteins, Hessens und vieler anderen Reichsstände bestehend, erklärte sich in einer letzten Sitzung vom 23. April für suspendirt und machte den französischen Bevollmächtigten hiervon Anzeige, welche hierauf in einer Note vom 25. April erklärten, daß sie in drei Tagen Rastatt verlassen würden. Die französische Gesandtschaft bestand aus den Bürger-Ministern Bonnier, Debry und Roberjot, dem Gesandtschafts-Secretair Rosenstiel nebst ihren Frauen, Kindern und zahlreicher Dienerschaft, so daß einige Tage zur Vorbereitung der Abreise um so weniger Anstand fanden, als es in Rastatt an Pferden fehlte, so daß der Markgraf sich erboten hatte, den französischen Gesandten aus seinem Marstalle Pferde und Postillone zu geben. Auf höheren Befehl aber, der, wenn nicht unmittelbar von dem „guten Kaiser Franz", doch gewiß nicht ohne Vertrauen auf seine Genehmhaltung ertheilt sein mußte, ward

ihr Leben dem Mordstahl ungarischer Raubgesellen vom Regiment Szekuly-Husaren preisgegeben. Diese, das östreichische Cabinet mit unvertilgbarer Schmach brandmarkende Schandthat war schon längere Zeit vorbereitet; es war ein prämeditirter Raubmord.

Unter dem 8. April machte der k. k. Directorial-Gesandte Graf Metternich an die Bevollmächtigten der Republik die Anzeige, daß er von Sr. kaiserl. Majestät, als dem Reichsoberhaupte, den bestimmten Befehl erhalten habe, an den bisherigen Friedensunterhandlungen keinen weiteren Antheil zu nehmen und den Congreß-Ort zu verlassen. Als Grund hiervon giebt er an, „daß die Republik, mit Hintansetzung der vertragsmäßigen Aufkündigung des Reichs-Waffenstillstandes, den Krieg eröffnet habe“ und fügt die bedenklichen Worte hinzu: „daß keine vollkommene Beruhigung über die Sicherheit der nöthigen Correspondenz statt haben könne und selbst die Sicherheit des Congreß-Ortes mitten unter dem Geräusche der Waffen nicht minder bedroht sei.“ Die französischen Gesandten erwiderten darauf unter dem 9. April, „daß der Waffenstillstand zwischen der Republik und Deutschland noch in voller Kraft sei“ und fügten hinzu: „In Betreff dessen, was in jener Note wegen der Sicherheit der Correspondenz und des Congreß-Ortes gesagt ist, überzeugen sich die Unterzeichneten, daß eine Aeußerung dieser Art nicht gegen ihre Regierung gerichtet sein könne; dergleichen Verletzungen der Völkerrechte von ihrer Seite sind ohne Beispiel; sie ist deren durchaus unfähig.“ Graf Metternich schickte diese Note uneröffnet mit dem Bemerken zurück, daß seine öffentliche Sendung aufgehört habe; er verließ Rastatt am 13. April.

Da nun einige Tage darauf der preußische und dänische Gesandte von Husaren-Patrouillen angehalten, dem letzteren sogar seine Brieftasche abgenommen worden war, wurde der Directorial-Secretair, Hofrath v. Münch, mit einem Beschwerde-Schreiben des Directorial-Gesandten nach Gernsbach an den Obersten der Szekler-Husaren, Barbaczy, abgesendet. Mündlich erklärte dieser, daß er bis jetzt keinen Befehl habe, irgend eine gesandtschaftliche Person, welcher Nation sie auch gehöre, weder in, noch außer Rastatt zu incommodiren oder anzuhalten, oder einen Courier in seinem Wege zu hemmen, oder aufzuheben, oder sonstige Correspondenz zu hindern. Er werde sofort nähere Verhaltungsbefehle von dem General Görger, unter dessen Commando er stehe, einholen und dann schriftlich antworten. Diese schriftliche Antwort, welche nach

zwei Tagen eintraf, war ganz anderen Inhaltes als der mündliche Bescheid: „Auf den mir durch den Freiherrn v. Münch zugemittelten Erlaß vom 20. d. bedaure ich, meinem Dienste gemäß, ergebenst erwidern zu müssen, daß ich in gegenwärtigen Kriegsumständen, wo des Militärs und der hiesigen Gegend eigene Sicherheit das Patrouilliren in und um Rastatt erheischt, keine beruhigende Aufklärung über die ungestörte Sicherheit des dortigen hochansehnlichen diplomatischen Corps ertheilen kann, indem Rastatt durch die Abberufung Sr. Exc. des k. k. Plenipotentiarius unserer Seits für keinen Ort mehr betrachtet wird, den die Gegenwart eines Congresses vor feindlichen Ereignissen schützen könnte, daher diese Stadt, wie jede andere, sich nach den Gesetzen des Krieges zu fügen für nöthig erachtet werden muß." Der Directorial-Gesandte theilte den französischen Bevollmächtigten dies Schreiben mit und fügte hinzu: „daß die Reichsdeputation die Friedensunterhandlungen fortzusetzen nicht vermöge, auch nach den eingezogenen Erkundigungen die erforderliche Ruhe und Sicherheit nicht mehr dahier zu haben glaube." Die französische Gesandtschaft protestirte in ihrer Antwort gegen die, wider sie verübte, Verletzung der Völkerrechte; in Betreff des ihr mitgetheilten Schreibens des Obersten Barbaczy fügte sie hinzu: „Wir fordern im Namen der fränkischen Republik, deren Rechte dadurch verletzt worden sind, die Reichsversammlung auf, ihre ernsthafteste Aufmerksamkeit auf eine Handlung zu richten, welche nicht allein mit der Unabhängigkeit des deutschen Reichs im Widerspruch steht, sondern auch alle Grundsätze, die bisher unter gesitteten Staaten geltend waren, umstößt."

Am 25. April nahmen die Szekler-Husaren einen, von der französischen Gesandtschaft nach Straßburg abgefertigten, mit den nöthigen Pässen versehenen, Courier gefangen, als er bei dem badenschen Dorfe Plittersdorf nach Selz über den Rhein fahren wollte und bemächtigten sich seiner Depeschen. Die königlich preußische Gesandtschaft für sich besonders und der kurmainzische Directorial-Gesandte im Auftrage der Reichsdeputirten forderten, sobald der Vorfall zu ihrer Kenntniß gekommen war, den Oberst Barbaczy auf: „den allgemein angenommenen völkerrechtlichen Grundsätzen gemäß, den arretirten Courier sofort frei zu lassen, ihm seine Depeschen zurück zu geben und ihn sowohl, als die französischen Gesandten unbehindert und sicher nach Frankreich zurückreisen zu lassen." Dem Directorial-Gesandten antwortete Barbaczy schriftlich: „er habe diese Arretirung als einen Vorposten-Vorfall seiner höheren Militairbehörde,

dem General Görger, angezeigt und müsse weiteren Befehl erwarten." Auf eine schriftliche Beschwerde der preußischen Gesandtschaft, welche der Legations-Secretair Graf Bernstorff gemeinschaftlich mit dem markgräflich badenschen Staatsminister Freiherrn v. Edelheim überbrachte, ertheilte Barbaczy nur mündlichen unbestimmten und ausweichenden Bescheid. „Ich hielt," meldet Graf Bernstorff seiner Gesandtschaft, „für nöthig, dem Obersten Barbaczy noch einige Fragen über die, von ihm an seine Vorposten und Patrouillen etwa ertheilten, Befehle zu thun, um zu erfahren, ob wenigstens bis zum Eingange der obenerwähnten Antwort Sicherheit für die Correspondenz oder die Person der französischen Minister stattfinden werde, oder welcher Art von Pässen oder Escorte sie bedürfen würden; allein der Herr Oberst v. Barbaczy erwiderte lediglich mit sichtbarer Laune: er könne und werde darauf nichts antworten, sondern blos den Brief des königlich preußischen Herrn Minister an die Behörde einschicken. Die dem französischen Courier abgenommenen Depeschen habe er gleichfalls eingesandt und könne daher nichts weiter sagen. — Etwas Weiteres war auf keine Weise von ihm zu erlangen." Die französischen Gesandten ersuchten hierauf den kurmainzischen Directorial-Gesandten Freiherrn v. Albini um sicheres Geleit und dieser ließ aus Vorsicht nochmals bei dem Oberst Barbaczy anfragen: ob die französischen Minister, wenn sie mit Pässen von ihm (Albini) versehen wären, irgend ein Hinderniß zu besorgen hätten. Am 28. April zwischen 7 und 8 Uhr des Abends überbrachte ein Husaren-Officier dem kurmainzischen Gesandten von dem Oberst Barbaczy den mündlichen Bescheid: „die französischen Minister können mit Sicherheit reisen und es sei ihnen sogar dazu ein Termin von 24 Stunden bestimmt." Derselbe Officier überbrachte dem französischen Gesandten folgendes Schreiben:

„Minister!

„Sie werden von selbst einsehen, daß innerhalb der von den k. k. Truppen besetzten Positionen keine französischen Bürger geduldet werden können. Sie werden es mir daher nicht mißdeuten, wenn ich mich genöthigt sehe, Ihnen, Minister, anzudeuten, Rastatt binnen 24 Stunden zu verlassen.

Gernsbach, den 28. April 1798. (unterz.) Barbaczy, Oberst."

Zugleich mit diesem Officier war ein Rittmeister Namens Burkhardt mit einem Commando Szekler-Husaren angekommen, welche vor dem Etlinger Thore ein Bivouac aufschlugen und sämmtliche Thore der Stadt besetzten. Sie hatten,

wie alsbald bekannt wurde, Befehl keine zum Congreß gehörige Perſon herein oder heraus zu laſſen, mit Ausnahme der franzöſiſchen Geſandten. Dieſe wurden durch ein Mißverſtändniß, wahrſcheinlicher abſichtlich, am Thore aufgehalten, ſo daß ſie erſt nach eingebrochener Nacht zwiſchen neun und zehn Uhr die Stadt verließen. Der markgräflich badenſche Stadt-Commandant, Major v. Harrant, hatte ſich ſelbſt zu dem Huſaren-Rittmeiſter Burkhardt, welcher ſein Quartier in dem Gaſthofe „zur Laterne" vor dem Etlinger Thor genommen, begeben und ihn um eine Escorte für die franzöſiſchen Geſandten gebeten, allein zur Antwort erhalten: „eine Escorte könne er nicht geben, weil er keine Ordre dazu habe; die franzöſiſchen Geſandten würden kein Hinderniß finden und könnten mit Sicherheit über den Rhein gehen." Obwohl den Geſandten von der Abreiſe bei ſtockfinſterer Nacht und Regenwetter abgerathen wurde, fuhren ſie dennoch, um die ihnen geſetzte Friſt von vierundzwanzig Stunden inne zu halten, mit ihren Familien und Gefolge in acht ſchwerbepackten Wagen, mit markgräflichen Kutſchern und Geſpannen, von einem Fackelträger geführt, gegen zehn Uhr zum Etlinger Thor hinaus.*) Etwa eine gute Viertelſtunde nachher entſtand von mehreren Seiten das Gerücht, die Wagen der franzöſiſchen Geſandten ſeien dicht vor dem Thore von öſtreichiſchen Huſaren gewaltſam angefallen und mit Säbeln auf die Kutſcher und den Fackelträger eingehauen worden. Die meiſten diplomatiſchen Perſonen befanden ſich in dem Geſellſchafts-Caſino verſammelt. Der liguriſche Geſandte Boccardi nebſt ſeinem Bruder, welche in dem letzten Wagen gefahren waren, brachten die erſte Nachricht. Man beſchloß einmüthig insgeſammt ſofort zum Rittmeiſter zu gehen, von ihm Aufklärung und vor Allem ſchleunige Hülfe zu begehren. Wenig Minuten nachher kam die betäubende Nachricht: es ſei ein — es ſeien zwei — es ſeien alle drei franzöſiſchen Miniſter von dem k. k. Militair ermordet! Keine Vernunft konnte eine ſolche Greuelthat denkbar, kein Herz konnte ſie möglich finden. Nein, nein! war der allgemeine Ruf, es iſt falſch. Aber das Verlangen, irgend ein unglückliches Mißverſtändniß ſo ſchnell wie möglich zu heben, beſchleunigte die Schritte zum commandirenden Officier. Die Wache am Thore weigerte ſich die Geſellſchaft durchzulaſſen, welche ſich doch als Geſandten von

*) Das Nachfolgende entlehnen wir einem Berichte, welcher unmittelbar nach der entſetzlichen Mordthat von dem Geh. Rath Dohm abgefaßt, von ſämmtlichen noch anweſenden Geſandten unterzeichnet, an den Erzherzog Karl und an ihre reſp. Höfe abgeſendet wurde.

königlichen und fürstlichen Höfen ankündigte, nur mit äußerster Mühe erhielt man, daß ein Unterofficier uns meldete, nochmals wurde gefragt, welche Gesandten es wären? mit ängstlicher Genauigkeit vorgeschlagen, daß nur drei, vier bis sechs zum Rittmeister gehen möchten. Dies währte fast eine halbe Stunde. Endlich zeigte sich dieser Officier. Der königl. preuß. Minister Graf Görz that im Namen Aller den kurzen Vortrag: wir verlangten zu wissen, welche Maßregeln er auf die ihm ohne Zweifel bereits gemeldete schreckliche Nachricht genommen? Er erwiderte, daß er auf Verlangen des schon bei ihm gewesenen kurmainzischen Ministers einen Officier mit zwei Husaren abgeschickt habe. Wir glaubten, daß dieses nicht hinlänglich sei, wir beschworen ihn bei allen Gefühlen der Menschheit, bei dem Wohle von Europa, bei der Ehre der deutschen Nation, die durch ein Verbrechen ohne Gleichen in den Annalen gesitteter Völker befleckt zu werden bedroht sei, bei der Ehre seines Allerhöchsten Monarchen, bei der Ehre des k. k. Dienstes, bei seiner persönlichen Ehre, bei seinem Leben Alles, Alles auf's Schnellste zu thun, um noch zu retten, was zu retten sei. Der Rittmeister antwortete: „es sei ein unglückliches Mißverständniß, bei der Nacht schweiften freilich die Patrouillen umher und da könne dergleichen leicht geschehen, die französischen Minister hätten nicht bei Nacht reisen sollen." Man hielt ihm vor, daß er die Escorte abgeschlagen und dem markgräflichen Major v. Harrant gesagt: es sei für die französischen Gesandten nichts zu befürchten. Er versetzte: „er habe keinen Befehl gehabt die Escorte zu geben, man hätte sie bei dem commandirenden Oberst suchen müssen." Der königlich preußische Legationsrath Graf Bernstorff bemerkte: er selbst habe bei seiner Sendung den Oberst gefragt: ob er eine Escorte geben wolle? „Hatte er sie Ihnen zugesagt?" war die Antwort des Rittmeisters. Als der königlich dänische Gesandte ihm eine mit ihm gehabte Unterredung vorhielt, wobei er die Versicherung ausgesprochen, die französische Gesandtschaft könne unbehindert reisen, sagte der Rittmeister: „Wollen Sie hier eine Inquisition mit mir anstellen?" Als wir über jede andere Betrachtung, welche die Begegnung, die wir erdulden mußten, uns eingeben konnte, uns wegsetzend, inständigst in ihn drangen, baten, flehten, doch keinen Augenblick zu versäumen, um vielleicht noch das Leben von Menschen, die Ehre seines Dienstes zu retten, verlangte er Nachricht, wo denn die Wagen der Gesandten seien? und andere nähere Aufklärungen von uns, die wir zu ihm kamen, um zu hören, welche Nachrichten er habe, welche Maßregeln

er getroffen, um eine Unthat wo möglich noch aufzuhalten, die das Gefühl aller Menschen, aber zunächst seine und seines Dienstes Ehre interessire. Endlich erlangten wir, daß er versprach einen Officier mit sechs Husaren zugleich mit dem badenschen Major v. Harrant und zwei badenschen Husaren auf der Landstraße nach Plittersdorf abzusenden. Nun kamen indeß schon mehrere vom Mordplatz Geflüchtete, die es bestätigten, daß alle drei Minister von Szekuly-Husaren mörderisch angefallen und aus dem Wagen gerissen worden.

Der markgräfliche Major v. Harrant, dem indeß statt eines Officiers nur ein Wachtmeister mitgegeben war, fand die Wagen noch auf dem Platze der Greuelthat, von etwa *funfzig Szekuly-Husaren*, die mit Fackeln versehen waren, umringt, die im Begriff waren, dieselben mit allen darin befindlichen Unglücklichen, meistens in der Betäubung sinnlos liegenden Menschen, um die Stadt herum abzuführen. Wie der v. Harrant ihnen ankündigte, daß die Wagen wieder nach der Stadt müßten, wollten dies die Husaren anfangs nicht zugeben und behaupteten, die Wagen seien ihre Beute. Nur mit Anwendung von starken Drohungen behauptete der Major, daß er im Namen des Rittmeisters als der einzige Officier jetzt hier commandire und allein über die Wagen zu disponiren habe. Er fand die Leichname von Bonnier und Roberjot auf der Erde schrecklich verstümmelt liegen; Debry war nicht aufzufinden. Die Wagen mit den Frauen und Kindern der Gesandten wurden nach der Stadt zurückgebracht und fanden in den Wohnungen der preußischen und anderen Gesandtschaften die zuvorkommendste Aufnahme, jedoch hielt es noch immer schwer, sich der Husaren zu erwehren, welche die Wagen und was sich darin befand, für Beute erklärten, sie nicht in das Schloß fahren ließen, sondern mit sich nach der Thorwache nahmen. Die ermordeten Gesandten, ihre Frauen und Gefolge hatten die Husaren rein ausgeplündert, die Wagen selbst noch nicht, die Koffer waren unberührt. Erst auf der Wache wurden sie geöffnet, sämmtliche Briefschaften und Papiere herausgenommen und höherem Befehle zu Folge nach dem östreichischen Hauptquartier geschickt. Die geraubten Uhren, Ringe, Dosen verkauften die Husaren in den nächsten Tagen an die Juden in Rastatt, ohne daß sie deshalb zur Verantwortung gezogen worden wären.

Da der commandirende Rittmeister die Unverschämtheit hatte, die auf frischer That betroffenen Husaren nicht als die Mörder anzuerkennen, sorgte der Geh. Rath Dohm dafür, daß die vier markgräflichen Postillone, welche die

Wagen geführt, sofort gerichtlich zu Protokoll genommen und durch das städtische Gericht eine Todtenschau und ärztliche Untersuchung des Befundes der Leichen veranstaltet wurde.

Ebenso, wie nach der Ermordung des Herzogs von Friedland und seiner Gefährten zu Eger der kaiserliche Hof durch geflissentliche Verfälschung der Actenstücke und Ausstreuung lügenhafter, jedoch als officiell angekündigter Berichte bemüht gewesen ist, die Blutschuld von dem Kaiser Ferdinand II. und seinen Ministern abzuwälzen, so wurde hier ein Gleiches versucht. Die unverschämtesten Lügen wurden verbreitet und falsches Zeugniß aufgenommen, um glauben zu machen: das französische Directorium zu Paris habe diesen Mord verüben lassen, um die Nation zum Haß wider Oestreich aufzustacheln und von dem Convente neue Geldbewilligungen zu erhalten. Zur Widerlegung so schamloser Fälschungen, welcher sich die im östreichischen Solde stehenden Geschichtschreiber jener Zeit schuldig gemacht haben und zur Charakterisirung der „ehrlichen“ östreichischen Politik mögen aus jenen Protokollen des Rastatter Trauerspiels, welches so großes Unheil über Deutschland brachte, einige Scenen hier als Schandpfähle für die, so es angeht, aufgerichtet stehen.

„Vor dem markgräflich badenschen Hofrathe und Geheim-Secretair Posselt erschienen am 29. April auf gerichtliche Vorladung die vier herrschaftlichen Postillone, welche die bevollmächtigten französischen Gesandten gefahren. Ermahnt, ihre Aussage gewissenhaft und der Wahrheit gemäß einzurichten, erklärten sie:

1. Andreas Caspar, herrschaftlicher Postillon im Marstalle zu Carlsruhe, 36 Jahr alt, evangelischer Religion: Er habe in der ersten Chaise den Minister Jean Debry mit seinen Frauenzimmern geführt; beim Abfahren aus dem Schlosse sei ihm vom Minister Bonnier der Befehl gegeben worden, auf etwaniges Anhalten und Befragen, wen er fahre? zu sagen: daß er und seine Cameraden die französischen Gesandten führen. Das Aufhalten sei, nachdem sie zum Rheinthore hinausgefahren, von sechs kaiserlichen Husaren am Anfange der nach Rheinau führenden Allee geschehen, das Anfragen erfolgte, worauf das Anbefohlene gegeben, und auf weiteres Befragen, wo der Minister Bonnier sei? wen er führe? habe er geantwortet, daß Bonnier in der zweiten Chaise folge, in seiner aber der Minister Jean Debry mit seinen Frauenzimmern sei. Hierauf seien weit mehr Husaren, die sich immer vermehrt hätten, gleich an die Chaise gesprungen, hätten auf der einen Seite den Minister Jean Debry, auf

der andern aber seine Damen herabgerissen; ersteren sogleich mit Säbelhieben behandelt, letztere herausgerissen und durchsucht; er selbst habe von einem Husaren einen Säbelhieb über die Schulter erhalten und sich darauf zwischen seinem Sattel- und Handgaul hinabgelassen. Dabei sei er befragt worden, wem er angehöre? und auf die Antwort, daß sie die Kutscher des Herrn Markgrafen wären, versichert worden, daß ihnen nichts geschehen werde.

2. Jacob Ohnweiler, herrschaftlicher Vorreiter in dem Marstalle in Carlsruhe, 24 Jahr alt, evangelischer Religion, sagte aus: Den Vorgang mit dem Hauen auf den Minister Debry habe er gesehen. In der Zeit aber seien mehrere Husaren auf seine Chaise losgesprengt und ihn gefragt: wer darin sei? Er habe nach der Wahrheit erwidert, daß er den Minister Bonnier führe, worauf mehrere Husaren, deren Anzahl er nicht bestimmen könne, auf beide Seiten des Schlages geritten und gerufen hätten: Bonnier steig heraus! zugleich aber die Fenster zusammengeschlagen, den Minister herausgerissen und neben seinem Sattelgaul vor seinen Augen zusammengehauen und todt niedergestreckt hätten. Sie hätten ihn, den Minister, bald nachher ganz ausgeplündert, auch an dem Wagen desselben Plünderungen vorgenommen. Er glaube übrigens von dem Minister Bonnier, der französisch lamentirt habe, das Wort: Pardon! mehrmalen gehört zu haben.

3. Jacob Weiß, herrschaftlicher Baufuhrknecht. In seinem Wagen saß der Gesandtschafts-Secretair Rosenstiel, auf welchen die Mörder keine Anweisung hatten, welcher entfloh, allein vor Entsetzen wahnsinnig wurde. —

4. Jacob Glasner, herrschaftlicher Postillon im fürstlichen Marstalle zu Carlsruhe, 41 Jahr alt, evangelischer Religion, ließ sich also vernehmen: Von den Vorgängen an den vorderen Chaisen wisse er nichts, aber seine Chaise sei zu gleicher Zeit, wie er glaube, von den kaiserlichen Husaren angegriffen, auch er zuerst befragt worden: wen er führe? Den Namen des Herrn habe er nicht gewußt und also seine Unwissenheit vorgeschützt; worauf die Husaren an den Bedienten auf dem Bock sich gewendet und von solchem den Namen seines Herrn, des Ministers Roberjot, erfahren hätten. Dann habe es geheißen: So? das ist der! hätten darauf den Schlag auf- und den Minister herausgerissen, hervorgeschleppt, sofort auf ungarischen Befehl eines Wachtmeisters oder Corporals an seinem Sattelpferde mit unzähligen Säbelhieben gräulich darniedergestreckt, ihm Alles, was er bei sich gehabt, genommen, unter anderen einen Ring vom

Finger gezogen und das Hauen bei nachher noch verspürter Lebensregung bis zum Ausgange wiederholt. Ihm seien mehrere Säbelhiebe aus diesem Anlaß dicht am Leibe heruntergefahren, auch durch einen derselben der Schwanz an dem Pferde abgehauen worden. Die Madame Roberjot hätten die Husaren auch herausgerissen, die auf gebrochen deutsch öfter gebeten habe: sie mit ihrem Manne auch todt zu hauen. Ob sie sonst noch mißhandelt worden sei, wisse er nicht; denn seine Angst und der Vorfall an seinem Sattelgaul sei natürlich so groß gewesen, daß er seine Besinnungskraft unmöglich habe beibehalten können."

Zur Todtenschau begaben sich am 29. April des Morgens der Oberamts-Assessor Bordali, der Oberamts-Physicus Dr. Herrmann, der Land-Chirurgus Zwiebelhofer und drei Rathmänner an Ort und Stelle. Das aufgenommene Protokoll lautete: „Auf geschehene Anzeige, daß sich auf dem Wege gegen die Rheinau zu, ungefähr 200 Schritte von dem Ende der Georgy-Vorstadt, zwei stark verwundete und entseelte Körper vorgefunden, hat man sich von Seiten des Oberamts mit Zuziehung des hiesigen Physicats und der zur Seite benannten Urkunds-Personen sogleich an den Ort hinbegeben, wo man denn Folgendes wahrgenommen:

Inspection 1) bei dem, zweiundvierzig Schritte weiter nach der Rheinau gelegenen Leichnam. Am Körper fand man an Kleidungsstücken ein Hemd, welches wie in Blut eingetaucht war und eine Flanellweste unter demselben. Weitere Kleidungsstücke fanden sich nicht vor. Die Stelle, wo man den Entseelten fand, war rings umher mit Blut und Wasser von dem gegenwärtig noch andauernden Regen bedeckt. Man brachte den Leichnam, welcher für den des französischen Ministers Bonnier erkannt wurde, auf einer Tragbahre nach einer nahe gelegenen Scheuer des Bürgermeisters von der Rheinau und es fanden sich an demselben:

a) Eine Hiebwunde am Halse, die unmittelbar an dem unteren Rande der unteren Kinnlade anfängt und in der Quere nach dem Wirbelbein des Genickes eindringt, so daß die Luftröhre und der Schlund ganz entzwei geschnitten sind.

b) Unter dieser Wunde eine zweite, drei Zoll lang, wodurch der Adamsapfel in der Mitte von einander getrennt ist.

c) Eine Kopfwunde, 1¼ Zoll lang, welche den Schädel spaltet und bis auf die Gehirnhaut (diploe) eindringt.

d) Eine zweite Kopfwunde, vier starke Zoll in der Länge, welche den Schädel noch tiefer spaltet und 2½ Zoll lang in das Gehirn selbst eindringt.

e) Drei Zoll unterhalb des Schulterknochens eine quere Wunde, 2½ Zoll lang, wodurch Muskeln und Knochen ganz entzwei gehauen sind.

f) Am rechten Arm eine quere Wunde, 1½ Zoll lang, wodurch das Ellenbogengelenk gespalten ist.

Den zweiten Leichnam fand man 200 Schritt von der Georgy-Vorstadt, gleichfalls auf der Seite der Chaussee gegen den Murg-Canal. Die Kleidungsstücke waren, als ob sie in Blut getaucht worden wären. Das Haupt fand man entblößt und dieses mit dem Hals ganz mit Blut gefärbt und mit Wunden bedeckt. Man erkannte diesen Leichnam für den des französischen Ministers Roberjot. Bei diesem Leichnam fand man:

1. Die rechte Hand von dem Gelenke getrennt, nahe am Körper liegend.
2. Der Daumen dieser Hand lag an ihrer Seite von den übrigen Fingern durch eine gehauene Wunde getrennt.
3. Durch eine dritte Hiebwunde war diese Hand in der Mitte gespalten.
4. An der linken Hand fand man die vier kleineren Finger abgehauen und an dem Arme mehrere Hiebwunden.
5. Eine Wunde von der Mitte des rechten Augenbrauns nach der linken Seite abwärts bis an den linken Jochknochen.
6. Eine Hiebwunde von der Mitte des Stirnknochens links abwärts durch den Augenbraun bis zum Backenknochen.
7. Eine drei Zoll lange Wunde im Schädel des Vorderhauptes, welche bis in die Gehirnhaut eindringt.
8. Auf der linken Seite des Schädels eine 3½ Zoll lange Hiebwunde.
9. Eine quere Wunde auf derselben Seite, die von der Verbindung des Gelenkes der unteren Kinnlade anfängt, das linke Ohr in der Quere durchschneidet und die Knochen der Schläfe so spaltet, daß man bequem mit dem Finger in das kleine Gehirn eindringen konnte.
10. Von dieser Wunde einen Zoll abwärts eine nach dem Lauf der obigen gerichtete Querwunde, die einen halben Zoll tief eindringt.
11. Unter dieser Wunde eine fünf Zoll lange Querwunde, welche bis zum Halswirbelbein dringt.

12. Auf dem rechten Scheitel-Wandknochen zwei in einander laufende Hiebwunden, in der Länge 4½ Zoll, welche bis auf das Gehirn eindringen.

13. Eine Wunde, welche unmittelbar unter dem rechten Ohre anfängt, läuft ebenfalls in die Quere, hat in der Länge fünf starke Zoll, dringt in der Mitte, die Muskeln und äußere Bedeckungen mitgerechnet, zwei und einen halben Zoll tief ein. Durch diese Wunde ist das Hinterhauptbein bis auf das Rückenmark durchhauen.

14. Unter der Achselhöhle eine 2½ Zoll lange Wunde.

15. Am vorderen Arm der rechten Seite ein Schnitt durch die Kleidungsstücke, durch welchen blos die Haut verletzt ist.

16. Oberhalb des Ellbogengelenkes des linken Armes eine Wunde, die in die Quere läuft, 3¾ Zoll in die Länge hat und bis auf die Markzelle des Knochens eindringt.

17. Unterhalb des Ellbogens des nämlichen linken Armes eine quere, abwärts geglittene Wunde, wodurch Haut, Muskeln und eine 5¾ Zoll lange Knochenrinde von dem Spindelbeine (radius) getrennt wurde.

18. Einen Zoll über dem Ellbogengelenk eine 2¼ Zoll lange Wunde, welche dasselbe von dem Röhrknochen trennt."

Wohl ist es ein trauriges Geschäft des Geschichtschreibers, solche Wunden, welche längst die Erde bedeckt und die Nacht der Vergessenheit begrub, vor Oestreich wieder offen zu legen, und auszurufen: „seht her, sie bluten, denn der Mörder naht!" Mag der Blick des Lesers sich mit Abscheu von solchem Greuel abwenden; ich kann euch den Schauder nicht ersparen, denn ich muß euch daran erinnern: das waren östreichische Husaren, welche die Schlächterei vollbrachten, das waren östreichische Diplomaten, welche die Hand dabei im Spiele hatten und zwei Metternichе waren Vor- und Beisitzer des Congresses zu Rastatt!

Der dritte Gesandte, Jean Debry, war ebenfalls aus dem Wagen gerissen und mit Wunden bedeckt worden. Er hatte Geistesgegenwart genug, sich todt zu stellen. Die Husaren plünderten ihn aus und es gelang ihm sich in ein nahes Gehölz zu flüchten, wo er, trotz seines verwundeten Armes, einen Baum erkletterte, auf welchem er die Nacht zubrachte. Als die Husaren bemerkten, daß ihnen der dritte Leichnam davon gelaufen sei, setzten sie ihm nach und gaben dem Dorfschulzen zu Rheinau und den dortigen Bauern Befehl,

wenn sie eines verwundeten oder todten Franzosen habhaft würden, sollten sie denselben nicht nach Rastatt, sondern zu dem Husaren-Commando bringen, oder ihn verwahren, bis sie ihn abholen würden.

Nachdem die feierliche Beerdigung der beiden ermordeten Gesandten in Rastatt vorüber war, übernahmen es die noch anwesenden preußischen und deutschen Reichsgesandten, dafür zu sorgen, daß Jean Debry und die Familienglieder seiner unglücklichen Landsleute sicheres Geleit nach Frankreich erhielten. In dieser Absicht begaben sich der preußische Geheime Rath Dohm und die Herren v. Rosenkranz und v. Gemming zu dem Rittmeister Burkhardt und erklärten ihm, „daß sobald der Zustand des verwundeten Debry und der Wittwe des ermordeten Roberjot es erlauben würde, sämmtlich gerettete Individuen mit ihren Effecten, unter badisch-militairischer Bedeckung und in Begleitung mehrerer Personen des diplomatischen Corps, nach Plittersdorf an den Rhein gebracht werden sollen, wenn er für die Sicherheit mit seiner Ehre und seinem Leben repondire und eine Escorte von einem Officier und zwei Husaren geben wollte.“ Nach einigen gemachten Schwierigkeiten, besonders wegen der Begleitung vom diplomatischen Corps, gestand es der Rittmeister zu, verlangte aber, man solle ihm den Antrag schriftlich geben, was auch geschah. Es entfielen dem Rittmeister bei dieser Unterredung noch einige Bemerkungen, die erwähnt zu werden verdienen. „Es sei ein Unglück, aber wer könne dafür? Auf Befehl sei es nicht geschehen.“ Man gab ihm das Entsetzen zu erkennen, das die Aeußerung nur der Möglichkeit eines solchen Verdachtes in jedem ehrliebenden Manne erregen müsse. Er suchte die Größe des Verbrechens dadurch zu mindern, daß er sagte: „auch ihnen seien wohl Generale todt geschossen worden.“ Wer sich so grob entschuldigt, beschuldigt sich noch gröber.

Der Oberst Barbaczy, an welchen im Auftrage sämmtlicher Gesandten der preußische Legationsrath Jordan gesendet worden war, um ihm den gesandtschaftlichen Bericht zu überbringen, ließ diesen nicht vor, sondern ihm sagen: „er habe schon genug Couriers und Estafetten diese Nacht bekommen, er könne ihn nicht sprechen und wenn er von Gott dem Vater und dem Sohne käme.“ Die schriftliche Antwort, welche Barbaczy aus Gernsbach den 29. April an die vereinigten Gesandtschaften richtete, lautet: „Auch ich fühle mich tief gebeugt durch den Schmerz, den mir die Nachricht jener schrecklichen That verursacht, die, wie ich erst aus Höchstderenselben Erlasse wahrnehmen muß (und sein Ritt-

meister hatte dabei commandirt), an den Gesandtschaftspersonen der französischen Nation durch einige raubsüchtige Gemeine unter dem Schutze der Nacht (und des Kaisers) begangen worden sei. Seien Eure Excellenzen überzeugt, daß in meinem, ungeachtet durch manche mitgemachte Schlacht abgehärteten, Busen dennoch ein Herz sich regt, welches über derlei Greuelthaten sich entsetzet und zu eben so unnatürlicher Rache (warum unnatürlich?), wie das Verbrechen jener Raubsüchtigen war, im höchsten Grade gereizt wird. — Ich gebe in dem Augenblick den Befehl, daß ein Officier mit einem Commando der sich glücklich geretteten französischen Gesandtschaft bis an den Rhein Sicherheitsgeleit leiste, so wie ich unverzüglich jene Verbrecher gefänglich einziehen lasse, die ich unter meinem Commando gehabt zu haben Zeit meines Lebens mit innigster Wehmuth fühlen muß .... Niemals würden jene, durch Plünderungssucht geblendete, Verbrecher sich zu dieser Greuelthat herbeigelassen haben, wenn die französische Gesandtschaft, welche 24stündige Frist zur Abreise bekam, bei Tage abgereist wäre."

Bevor indeß der Oberst Barbaczy die Mörder festnehmen lassen konnte, wurde er selbst auf höheren Befehl verhaftet. Der Erzherzog Karl, welchem die vereinigten Reichsgesandten die von Dohm verfaßte Denkschrift durch den königlich dänischen Legations-Secretair v. Eyben übersendeten, gab sofort Befehl den Obersten Barbaczy zu verhaften, theilte dies nicht nur den Congreßgesandten, welche sich sämmtlich nach Carlsruhe begeben hatten, mit, sondern erließ auch aus Stockach den 2. Mai ein Schreiben an den Chef der französischen Armeen, General Massena, in welchem er die eclatanteste Genugthuung und eine unverzügliche Bekanntmachung des Erfolgs der befohlenen Nachforschungen zusichert. In diesem Schreiben heißt es zwar: „Die Umstände dieses Ereignisses sind mir noch nicht bekannt," aber der Erzherzog spricht es als unzweifelhaft aus, „daß die Minister, als sie während der Nacht mitten durch die Kette der Vorposten gezogen, durch die Husaren angegriffen worden seien." In der für die Oeffentlichkeit bestimmten Mittheilung seines Schreibens wurden jedoch „die Husaren" ausgelassen und die markgräflich badensche Regierung erließ unter dem 3. Mai ein „nachdrückliches Verbot aller Urtheile und Aeußerungen an öffentlichen Orten über den Unfall." Wie der Wiener Hof „diesen Unfall" angesehen wissen wollte, ergab sich aus einem officiellen Artikel der Wiener Zeitung vom 22. Mai des Inhaltes: „Das Directorium hat am

5. Mai beiden Räthen (Versammlung der Abgeordneten) über das traurige Ende der Rastatter Gesandten Bonnier und Roberjot eine Botschaft zugesendet, in der es sich nicht entblödet, ohne alle Beweise denselben Unfall dem k. k. Hofe zur Last zu legen, um wo möglich alle Franzosen zur Rache aufzufordern und diese Gelegenheit zu benutzen, dem gesetzgebenden Körper vorzustellen, wie dringend es sei, die vorgeschlagenen Rüstungen und Finanzmaßregeln alsogleich in das Werk zu setzen, so daß dieser Vorfall nun zur erwünschten Gelegenheit dienen soll, die Macht des Directoriums ins Unendliche zu vergrößern und neue Gelderpressungen zu beschönigen." Die östreichische Regierung suchte durch dergleichen Zeitungsartikel und Flugschriften den Verdacht von sich ab auf das französische Directorium zu wälzen, als habe dieses durch verkleidete Husaren ihre eigenen Gesandten ermorden lassen. Gegen den Herausgeber der deutschen Reichs- und Staatszeitung C. J. Lang zu Baireuth, welcher in Nr. 38 seines Blattes eine, der Wahrheit gemäße, Nachricht von der Ermordung der Gesandten gab, reichte das k. k. General-Commando eine Beschwerde ein, welche zur Folge hatte, daß die Reichszeitung mit dem 31. Mai aufhörte.

Der Erzherzog Karl hatte zu Villingen eine besondere Commission unter dem Vorsitze des Feldmarschall-Lieutenants Grafen v. Spark niedergesetzt, welche den Oberst Barbaczy, den Rittmeister Burkhardt, mehrere Husaren und andere Zeugen vernahm. Allein sofort nach Einsendung der ersten Protokolle erging von Wien aus der Befehl, mit Fortsetzung der Untersuchung einzuhalten, „indem Se. Majestät der Kaiser eine blos militairische Untersuchung zu einseitig fände." In einem an den Reichstag erlassenen Hofdecrete wurde dagegen ein Anlauf genommen, als sollte das strengste Gericht über die Anstifter und Vollzieher der Missethat gehalten werden: „indem nur die vollkommenste Genugthuung mit Hintansetzung aller nur denkbaren Rücksicht, wen immer der unparteiische Ausspruch der strafenden Gerechtigkeit für schuldig erklären werde, die gerechten Empfindungen des Reichsoberhauptes befriedigen könne." Damit aber dieser Vorfall, den er selbst als eine deutsche National-Angelegenheit betrachtete, mit der gewissenhaftesten Unparteilichkeit untersucht und die vollkommenste Genugthuung geleistet werde, forderte er die Reichsversammlung „sowohl einige Deputirte aus ihrer Mitte zu ernennen, welche der öffentlichen Untersuchung beiwohnen sollten, als auch in einem baldmöglichst zu erstattenden Gutachten mit patriotischer und edler Offenheit Alles an die Hand zu

49ste Lieferung.

Von Elba nach St. Helena.

Von

Dr. Fr. Förſter.

Einleitende Geſchichte der Jahre 1786—1814.

Preis der Lieferung 5 Sgr. (18 Kr. Rh.)

Berlin.
Guſtav Hempel.
—
1866.

was die Wichtigkeit eines so unerhörten und verabscheuungswürdigen Vorfalls erheischen dürfte; somit die ganze unparteiische Welt zu überzeugen, daß Kaiser und Reich nur von einerlei Empfindung zur Handhabung der strengsten Gerechtigkeit und Leistung der vollkommensten Genugthuung, nur von gleichem gerechtem Abscheu gegen eine so ruchlose Schandthat durchdrungen seien."

Die in östreichischem Sold stehenden Schriftsteller fanden des Rühmens eines so hochherzigen Entschlusses kein Ende: „Die Erklärung des Kaisers über die unglückliche Begebenheit vor Rastatt," schrieb Gentz,*) „ist für das kleine Häuflein derer, welche den Muth hatten, dem Strome der ersten Lästerungen zu widerstreben, eine erfreuliche Erscheinung gewesen. Sie wird freilich nicht alle leichtsinnigen Schreier und noch weniger alle frevelhafte bekehren; allein sie wird fürs Erste auch den verruchtesten Stillschweigen auflegen. Man muß es in der Fertigkeit, Verbrechen vorauszusetzen und in dem Scharfsinn, die abscheulichsten zu erdichten, weit gebracht haben, um eine Regierung, die sich mit dieser glühenden Energie erklärt, noch ferner mit den empörendsten Beschuldigungen zu verfolgen. Ein guter Genius hat dem kaiserlichen Hofe den glücklichen Gedanken eingegeben, diese verhaßte Sache dem Reichstage zu übergeben" u. s. w. Jene „glühende Energie" kühlte sich indessen sehr bald ab. „Die Reichsversammlung fand nicht für gut sich in diese Sache zu mengen. Einige Stände glaubten, daß dieses Mittel die Ausforschung der Thäter und ihre Bestrafung nur aufhalten würde, andere, daß dieses Untersuchungs- und Entscheidungsgeschäft zur Reichsversammlung nicht geeignet sei. Man beschloß daher die Untersuchung dem Kaiser allein zu überlassen und zwar um so mehr, als der kaiserliche Mit-Commissarius mündlich sich geäußert hatte, „„daß der Kaiser sich dieses würde gern gefallen lassen, indem die Umstände sich inzwischen geändert hätten."" Worin diese Aenderung der Umstände bestanden habe, wurde freilich eben so wenig jemals bekannt, als der Umstand, ob und auf welche Art die Untersuchung fortgesetzt und geendiget worden sei."**) So wurde öffentlich zwar der Reichstag aufgefordert, über die Mörder, wer sie auch sein möchten, mit zu Gericht zu sitzen; allein im Stillen verbat man sich jede weitere Einmischung in diese Angelegenheit. Die allge-

*) Historisches Journal 1799. II. S. 341.

**) Schmidt, Geschichte der Deutschen, fortgesetzt von Millbiller. Bd. 21. S. 206.

meine Volksstimme in den höheren wie in den niederen Kreisen bezeichnete sofort nach der Mordthat und auch später das Wiener Cabinet und insbesondere die Grafen Lehrbach und Metternich als dabei näher oder entfernter betheiligt. Als Grund wurde angeführt: der Wiener Hof habe ein besonderes Interesse gehabt, sich der Correspondenz, welche die preußischen, bairischen und anderen deutschen Reichsgesandten mit den französischen geführt hätten, zu bemächtigen. Den Husaren habe man dabei freie Hand gelassen und diese wilde Bande sei vielleicht weiter gegangen, als der Befehl gelautet. Gegen die Anklage durch die öffentliche Meinung wurde zuvörderst „ein gentzisches Wehgeschrei" erhoben, was aber wie jenes der Kraniche des Ibycus nur dazu diente, die Mörder zu verrathen. „Die Ermordung der französischen Congreß-Gesandten," berichtet Gentz,*) „ist eine von den empörenden Begebenheiten, über welche die jetzige Generation einen undurchdringlichen Schleier werfen möchte (dafür sorgte Metternich), damit sie nicht, zu ihrer ewigen Beschämung, die ohnehin so verabscheuungswürdigen Blätter der Geschichte unserer Tage belaste. Die Umstände, unter denen diese entsetzliche That verübt ward, der öffentliche Charakter der Personen, die sie traf, die kaltblütige Grausamkeit der Mörder, diese Scene namenloser Verzweiflung, wo, mit Wunden auf Wunden bedeckt, der Vater in den Armen seines Weibes den letzten Todesseufzer ausstieß, der schaudervolle Hintergrund, auf dem sich dieses blutige Nachtstück erhob, jenes zweideutige, ängstliche Dämmerlicht, welches ein so unmenschliches Verbrechen in die noch scheußlichere Gestalt einer vorbereiteten, überlegten Missethat hüllte, Alles, was das Auge sah und was das Gemüth der Augenzeugen in gerechtestem Schmerze, in der ehrwürdigsten Entrüstung hinzuthat, war von der Art, daß es jedes nicht ganz erstorbene Herz erschüttern und zerreißen mußte. Wenn aber der Schmerz seine Zeit haben muß, so darf doch die Vernunft erwarten, daß auch die ihrige kommen werde . . . Nachdem nun einmal die Stimme der Lästerung und des Parteigeistes allenthalben laut ertönt, nachdem die unsittliche Frechheit, die den trüben Abend dieses Jahrhunderts charakterisirt, es gewagt hat, gleich im ersten verwirrungsvollen Augenblick die Frevelthat einiger Bösewichter wie ein Cabinetsstück darzustellen und neben den Namen der Rastatter Mörder eine der ersten Regierungen von Europa zu nennen, würde es falsche Discretion, würde

*) Histor. Journal 1799. II. S. 211.

es vielleicht sträfliche Feigheit sein, einer ernsthaften Prüfung dieser unverantwortlichen Beschuldigungen auszuweichen ... Vernunft und Gerechtigkeit forderten laut, daß man den Ausspruch über den ersten Ursprung der That so lange, bis eine vollständige Untersuchung oder authentische Entdeckungen ihn begründen würden, gänzlich suspendirte. Der Mord war das unmittelbare Werk einer Rotte wilder und räuberischer Soldaten. Wenn verschiedene, allerdings bedeutende Umstände den Officier, der zu Rastatt das Commando führte, in das gehässige Licht eines Mitschuldigen setzten, so reißt doch die Kette, die das Verbrechen in die höheren Regionen leiten soll, schon bei dem Obersten, unter dessen Befehlen die Thäter standen, ab ... Und welch eine Kluft ist nun noch von hier bis zu dem General-Commando der Armee, bis zu den Personen, welche für einen Beschluß der Regierung verantwortlich sein können, bis zu den Männern, in deren Händen sich die oberste Leitung der Staatsmacht befindet! Wer kann es wagen, anders als auf sonnenklare Beweise gestützt, diese Kluft zu überspringen! Dies war die erste und natürlichste Ansicht dieser Sache. Das Publicum hat sie verworfen. Es hat mit einer überwiegenden, fast furchtbaren Stimmenmehrheit entschieden, daß dieser schwere Proceß durch Präsumtionen (Vermuthungen) ausgemacht werden soll. Dem, der die herrschende Meinung anfechten will, bleibt also nichts übrig, als Präsumtionen gegen Präsumtionen auftreten zu lassen." Wollte Gentz hierbei als advocatus diaboli die Vertheidigung führen, dann wär' es freilich besser gewesen, er hätte, anstatt den, von ganz Deutschland und Frankreich laut erhobenen Anklagen Stillschweigen zu gebieten, auf die Veröffentlichung der Untersuchungs-Protokolle gedrungen; allein von diesen hat die Welt niemals ein Wörtchen erfahren und von einer Ermittelung und Bestrafung der auf frischer That betroffenen Mörder ist eben so wenig die Rede gewesen. Demnach kann es nicht befremden, daß die allgemeine Volksstimme den Wiener Hof, dessen Minister und Generale als die Urheber und Mitwisser jener Schandthat anklagte; selbst Gentz giebt zu, „daß dies das Stadtgespräch jedes Ortes" gewesen sei. Nicht aber nur das Straßenpublicum, auch die höheren und höchsten Kreise der Gesellschaft waren derselben Meinung. Gagern der Aeltere (geb. 1766) erzählt davon Folgendes*): „Das Innere der Familien der in Rastatt anwesen-

*) Mein Antheil an der Politik. I. 90.

den französischen Gesandten war keineswegs tadelnswerth und ächter Republikaner nicht unwürdig. Ich weiß nicht, ob die Zurückhaltung, das harte diplomatische Aeußere und der grobe Ton ihrer Noten ihnen so vorgeschrieben war, oder ob Besorgnisse sie leiteten. Mein Vater, den Reichsadel des linken Rheinufers vertretend, folglich bestimmt ihr Unterthan zu werden, fand Anlaß sie näher kennen zu lernen und wenn auch die politische Vertraulichkeit nicht weit ging, so sah er, so sahen meine Schwestern das Innere der Familien und diese Damen um so häufiger, von denen sie mit Sachkenntniß die vortheilhaftesten Schilderungen gemacht haben. Madame Roberjot, Madame Debry und ihre Töchter waren ungemein gebildete und wohlwollende Frauen und ich habe Briefe von ihnen gesehen, die als Muster hätten gelten können. Als Jean Debry abfuhr, rief ihm mein Vater aus dem Fenster zu: adieu, citoyen-ministre! que dieu vous conduise! Jener zeigte mir später zu Besançon, wo er Präfect war, die blutigen Kleider und schrieb jenem Segenswunsche seine Rettung zu. Oestreich hatte sich wieder ermannt, den Trotz nicht länger ertragen und führte so den Bruch der Verhandlungen herbei, die sich mit der häßlichen Mordscene der Gesandten endigten. Auch das ziert unsere Annalen nicht! Niemand zweifelt, daß die Masse der Thäter nicht verkleidete, sondern ächte Szekler-Husaren waren; kein Verständiger beschuldigte den Hof und die hohen Personen des Kaiserhauses, aber dem rohen Charakter des Ministers Grafen Lehrbach war so etwas wohl zuzutrauen!" Auf eigene und alleinige Verantwortung würde Graf Lehrbach eine solche That nicht unternommen haben.

Diejenigen, welche den Hof und die Minister von jeglicher Betheiligung dabei freizusprechen versuchten, wiesen vornämlich darauf hin, daß Oestreich sich selbst durch solche That den größten Schaden zugefügt haben würde, indem es dadurch die zum Frieden geneigten Franzosen zu neuer Wuth gegen sich und Deutschland aufgestachelt habe. Das muß zugegeben werden, in Frankreich rief dieser Mord eine unbeschreibliche Aufregung hervor und gab dem Directorium erwünschten Anlaß die Nation zur Rache zu entflammen. Oeffentliche Trauerfeste wurden durch ganz Frankreich veranstaltet; auf die Plätze, welche Bonnier und Roberjot im Rathe der Alten eingenommen hatten, wurden Trauerflöre und Cypressenkränze gelegt und bei dem Aufrufe ihrer Namen erhob sich jedesmal die Versammlung und rief: Vengeance! (Rache!) Der blutigen That

gegenüber erscheinen die wüthendsten jener Reden nur als matte Declamationen; jedoch den wahren Grund davon auszufinden waren allein die Franzosen fähig, welche sich während der Schreckenszeit ähnlicher Gewaltmittel zur Erreichung ihrer Zwecke bedient hatten, denn ihre Menschenschlächtereien, selbst die Hinrichtung des Königs und der Königin, einer *östreichischen Prinzessin*, hatten vornämlich den Zweck: jede Unterhandlung mit den Aristokraten und den gekrönten Häuptern unmöglich zu machen. Ebenso hatte der Gesandtenmord zu Rastatt keinen andern Zweck als: „den Friedensverhandlungen mit der Republik für immer ein Ende zu machen." Die Rede, welche Garat bei dieser Veranlassung im Rathe der Alten hielt, giebt uns darüber Aufschluß. „Sollte es," wie man glaubt, „der Zweck des östreichischen Hofes gewesen sein, zum Besitz der Archive und Papiere der Gesandtschaft zu gelangen? Aber welchen Werth konnten diese Actenstücke, die Denkmäler einer so fruchtlos abgelaufenen Unterhandlung, in einem Augenblicke, wo der Krieg von allen Seiten wieder ausgebrochen war, für sie haben? Welches so wichtige Geheimniß konnten sie denn darin zu finden hoffen? Und wenn sie wirklich Geheimnisse von der höchsten Wichtigkeit darin vermutheten, mußten sie sich nicht zugleich versichert halten, daß man diese Geheimnisse unter den undurchdringlichen Schleier der diplomatischen Chiffre-Sprache versteckt haben würde? Was sage ich? War es, um Papiere zu rauben nothwendig, drei Gesandten des Friedens zu ermorden? Es war ja hinreichend sie anzuhalten, ihre Wagen zu durchsuchen, allenfalls zu plündern. Nein, nein! dieses schreckliche Verbrechen wurde zu einem noch schrecklicheren Zwecke ausgesonnen . . . Die östreichische Regierung hat den Krieg mit einer mächtigen Coalition und einigen Fortschritten begonnen; in der Trunkenheit eines Stolzes, der auf so viele Demüthigungen folgte, will sie ihn nicht anders endigen, als indem sie die Republiken im Blute der Republikaner erstickt und mitten in Frankreich die Grundsätze und Hoffnungen der Freiheit Europas für immer vernichtet. *Durch die Ermordung der Friedensgesandten wollte sie jede Negotiation und jeden Frieden von nun an unmöglich machen* und durch eine Schandthat, vor der die Menschheit zurückschaudert, sollte uns diese unerbittliche Verschwörung gegen unsere Existenz und gegen die Rechte des Menschen offenbart werden." — War dies der geheime Zweck, so war es dem östreichischen Cabinet gelungen, ihn vollständig zu erreichen. Selbst nach der Abreise der östreichischen Minister hatte das

franzöſiſche Directorium ſeine Geſandten ermächtigt, mit den Geſandten des deutſchen Reiches, welches die Republik geſchont und erhalten wiſſen wollte, den Frieden zu unterhandeln und jene hatten, als ſie ſich gezwungen ſahen, Raſtatt zu verlaſſen, dem deutſchen Directorial-Geſandten erklärt, daß ſie in Straßburg einige Zeit verweilen würden, im Fall das deutſche Reich geneigt ſein ſollte, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen.*) Jetzt war nicht mehr davon die Rede; der Krieg begann mit erneuter Wuth. Anfangs wendete ſich das Glück den öſtreichiſchen Waffen zu. Der Erzherzog Karl hatte ſich von den, zu Raſtatt tagenden und tafelnden, Diplomaten nicht aufhalten laſſen, ſondern die Armee Jourdans über den Rhein zurück getrieben, war in die Schweiz eingedrungen und drohte der neuerrichteten helvetiſchen Republik ein ſchnelles Ende zu machen. Auch wäre ſie ſchwerlich dem Schickſale Polens entgangen, wenn das Schreckhorn ein Schweizerkäſe, oder die Alpen ſo leicht mit Heereszug zu überſchwemmen und von diplomatiſcher Scheere zu zerſchneiden wären, wie das flache Sarmatenland. Jene Felſenmauern der Schweiz aber, hinter denen ſich feſter als irgend wo in Europa bürgerliche Ariſtokratie eingeniſtet hatte, konnten wohl den Schwertern und Kanonen der öſtreichiſchen Zwingherrn, nicht aber dem eindringenden Freiheitsgeiſte Widerſtand leiſten. Wie zur Zeit der öſtreichiſchen Landvögte erhob ſich wiederum das tapfere Bergvolk und „der Stier von Uri“ erſchien in dem tapfern Landamman Ochs in menſchgewordener Geſtalt und zeigte den Feinden die ſtußigen Hörner. In einem gehörnten und geharniſchten Aufrufe rief Ochs den Schweizern zu: „Die hochmüthige Kaſte der franzöſiſchen großen Herrn lag ſchon im Staube, die adeligen Genueſer und Venetianer waren ſchon von ihrer Größe herabgeſunken und dennoch gedachten die ariſtokratiſchen und demokratiſchen Patricier das gute Volk, deſſen Gebieter ſie zu ſein behaupteten, noch länger dem Joche der Dienſtbarkeit unterwerfen zu können. In dem Wahnſinn ihres Stolzes wagten ſie noch mehr; ſie unterſtützten die,

*) Die Zerſtörung des deutſchen Reiches lag keineswegs in dem Plane der Republik. Im Mai 1797 ſchrieb Buonaparte aus Montebello an das Directorium: „Das deutſche Reich über den Haufen zu werfen (culbiter) hieße die Vortheile Belgiens und der Rheinprovinzen aufgeben, es hieße ſo viel, als: zehn bis zwölf Millionen Einwohner in die Hände der beiden Mächte liefern, welche wir in gleicher Weiſe fürchten. Gäbe es kein deutſches Reich, wir müßten ausdrücklich zu unſerm Vortheil eins errichten.“ Aus dieſem Gedanken des Generals Buonaparte ging ſpäter die Errichtung des Rheinbundes durch den Kaiſer Napoleon hervor.

gegen die Freiheit Frankreichs coalisirten, Despoten aus allen ihren Kräften, und unter ihrem Schutze schmiedeten sie ihren Unterthanen neue Ketten, als der so lang ersehnte Tag der Wiedervergeltung anbrach. Europas Gleichgewicht, in welchem die ehemalige Eidgenossenschaft von gar keiner Bedeutung war, ist verschwunden. Europa ist nunmehr in zwei gegen einander in Schlachtordnung stehende Heere abgetheilt, von denen das eine nur diejenigen in sich faßt, die an die Grundsätze, an die Rechte des Menschen und an die Freiheit glauben, indem die feilen Knechte des Despotismus und der privilegirten Kasten im Gefolge des anderen sind .... Lasset die Emissaire der coalisirten Mächte die Weisheit des ehemaligen helvetischen Staatskörpers preisen, dessen Schwäche ein Gegenstand des Spottes aller einsichtsvollen Männer war und lange schon die Vertheilung der Schweiz vorbereitete. Lasset diejenige dieser Mächte (Oestreich), die schon mehr als einmal und noch ganz neulich diese schändliche Theilung vorschlug und sie durch die Erschaffung einer Vendée in euren Bergen erzwingen wollte, lasset sie ein Bündniß mißbilligen, welches die Einheit der helvetischen Republik sichert." Mit dem preußischen Cabinet unterhielt die helvetische Republik fortwährend ein gutes Vernehmen. Durch den Friedensschluß zu Basel, durch das Benehmen seiner Gesandten in Rastatt und durch das förmliche Lossagen von der Coalition hatte sich Preußen entschiedener noch als bisher auf die Seite der Bewegung gestellt, deren Vorkämpfer Frankreich war. Dagegen sank Oestreichs Cabinetspolitik, so sehr man auch dem tapfern Heere und seinem Führer, dem Erzherzoge Karl, Gerechtigkeit widerfahren ließ, in der allgemeinen Achtung immer tiefer, vornehmlich in Baiern, wo ihr zum zweiten und dritten Male das Gelüst nach Ländererwerb durch Preußens Einspruch zu Wasser gemacht wurde. Was nicht mit den Waffen gelungen war, sollte durch Liebesintriguen gewonnen werden. Dem greisen Kurfürsten Karl Theodor, welcher bereits die siebenzig überschritten hatte, führte der kaiserliche Hof die junge, neunzehnjährige Erzherzogin Leopoldine als Gemahlin zu; mit einem Fuß bereits im Grabe, war er zu schwach, um mit beiden Füßen den hochzeitlichen Bettsprung glücklich zu bestehen. Der Preis, um welchen ihm die jugendliche Schönheit angeschmuggelt worden war, war kein geringerer, als die Abtretung Baierns an Oestreich, welche nun einmal bei dem Wiener Cabinette zur fixen Idee geworden war. Schon waren die Verhandlungen dem Abschlusse nahe, kaiserliche Truppen in Baiern eingerückt, die Abreise des Kurfürsten von München nach

Prag festgesetzt, als Karl Theodor, vom Schlage getroffen, am 16. Februar 1799 plötzlich starb. Der rechtmäßige Nachfolger, Herzog Maximilian Joseph von der Pfalz, nahm sofort von dem erledigten Kurfürstenthum Besitz und das Haus Oestreich, anderweitig zu sehr beschäftigt, sah sich abermals um die nahe Hoffnung, Baiern in zärtlicher Umarmung zu erdrücken, betrogen. Besseres Glück als die Diplomaten hatten die Feldherrn Oestreichs.

Während der Erzherzog Karl den Rhein gegen Jourdan und Bernadotte behauptete, waren die kaiserlichen Waffen unter Kray in Italien, dem ein russisches Heer unter Suwarow zur Seite stand, ebenfalls siegreich. Mailand, Mantua, Turin, fast die ganze Lombardei und Piemont wurden von den Franzosen geräumt, nur Genua, Ancona und Nizza noch von ihnen behauptet.

In Berlin boten der englische außerordentliche Botschafter Sir Thomas Greenville und der östreichische Gesandte Graf Dietrichstein Gold an und Ueberredungskünste auf, um den König und seine Minister zur Coalition hinüber zu ziehen. Die öffentliche Meinung erklärte sich allgemein für die Theilnahme an dem Kriege und eine prophetische Stimme im politischen Journal aus Berlin ließ sich also vernehmen: „Kann unser Monarch das deutsche Reich so ganz verlassen? Zusehen, daß Frankreich sich die Wege bahnt, um dereinst auch Preußen anzugreifen, wenn dessen Reihe kommen wird? Man darf nur an Italien, an die Schweiz und an Holland denken, um die französische Freundschaft zu würdigen."

Der König begab sich im Mai 1799 nach seinen westphälischen Provinzen, wo er mit einer Armee von sechszigtausend Mann den geographischen Unterricht den Franzosen über den Thalweg und das Flußbette des Rheines mit besserem Erfolge praktisch ertheilt haben würde, als seine Gesandten in Rastatt es theoretisch nicht vermocht. Im Hauptquartiere des Uebungslagers zu Petershagen an der Weser versammelte der König einen Kriegsrath, zu welchem er den Herzog Ferdinand von Braunschweig, der ganz unverdienter Weise noch immer für einen der ersten Feldherrn galt, berufen hatte. Der Herzog sowohl als Haugwitz riethen zum Krieg, da ein rasches Vordringen nach Holland, wo ein englisches Heer landen sollte, von dem glücklichsten Erfolge sein werde. Haugwitz wurde sofort mit guten Zusicherungen für den russischen Gesandten nach Berlin abgeschickt. Der Herzog Ferdinand versprach in einer ausführlichen Denkschrift seine Gründe für den Krieg, sowie den Feldzugsplan nach Berlin nachzu-

ſenden. Der König ſetzte ſeine Reiſe nach Weſel fort, um dort die Vorbereitungen zum Einrücken in Holland zu treffen. Allein die furchtbar ſchlechten Wege Weſtphalens machten einen ſolchen erſchütternden Eindruck auf den König und ſeinen treuen Rathgeber Köckeritz, daß beide für's Erſte noch wieder Abſtand von den Kriegsgedanken nahmen. Haugwitz hatte ebenfalls zu ſeiner Rückreiſe von Minden, die man jetzt auf der Eiſenbahn in vierzehn Stunden zurücklegt, faſt eben ſo viel Tage zugebracht, ſo daß ein, ihm zu Pferde nachgeſchickter, Courier ihn zeitig genug einholte, um ihm den Befehl zu bringen, mit dem ruſſiſchen Geſandten in keine Unterhandlung zu treten. „Der König beſorgte für ſeinen Staat Gefahren von Rußland und Oeſtreich, wenn Frankreich vernichtet, oder ſehr geſchwächt würde; der Cabinetsrath Menken glaubte jene beiden Mächte ſtark genug, um Frankreich zu demüthigen.“*) Der König, welcher als Kronprinz den Feldzug in der Champagne mitgemacht, war nichts weniger als zu der Wiederaufnahme eines Krieges geneigt, bei welchem ſelbſt von dem glücklichſten Erfolge für Preußen nur Aufopferung und kein Kampfpreis in Ausſicht ſtand. Er verlangte nach ſeiner Rückkehr ein Gutachten des erfahrenen Artillerie-Generals Tempelhof, welcher als praktiſcher Officier vor Allem den Koſtenpunkt veranſchlagte. Er führte in einer Denkſchrift vom 21. Juli 1799 aus: „Die Belagerung einer Feſtung von nur mittelmäßigem Range koſte bei aller nur möglichen Sparſamkeit eine Million Thaler. Habe ſich Preußen einmal in einen Krieg wider Frankreich eingelaſſen, ſo werde es, bei der vorauszuſehenden Hartnäckigkeit des Feindes, der Reihe nach alle niederländiſchen Feſtungen wegnehmen müſſen und den Schaden haben, außer den gewöhnlichen Koſten zu Belagerungen nicht nur wenigſtens zehn Millionen zu verſchwenden, ſondern auch ſeine eigenen Feſtungen im Innern des Landes von Geſchütz, Pulver und aller Art Munition zu entblößen. Woher dafür eine Entſchädigung kommen ſolle, ſei nicht zu erſehen. Die etwaigen Verluſte Frankreichs würden Oeſtreich zu Gute kommen und dieſes namentlich die Niederlande, wenn ſolche mit preußiſchem Blute erobert worden, als altes Erbtheil zurückfordern, um ſie vielleicht gegen Baiern zu vertauſchen. Der Gedanke, daß Oeſtreich aus Dankbarkeit etwas von ſeinen Erbländern an Preußen abtreten ſollte, fällt ins Ungereimte, mithin bleiben nur die Seculariſationen übrig, von denen Niemand

*) Steins Leben. I. S. 182.

etwas wissen will. Es sei daher nichts anderes zu rathen, als daß Preußen zusehe, wie die anderen Mächte durch ihr Kriegführen sich abschwächten, und wenn es zu einem Friedens-Congresse komme, was doch endlich geschehen müsse, die glänzende Rolle eines Vermittlers übernehme und seinen Einfluß in allen politischen Angelegenheiten Europas befestige." Unterdessen war von dem Herzoge von Braunschweig eine Denkschrift eingetroffen, in welcher die Nothwendigkeit des Anschlusses an die Coalition auseinandergesetzt wurde; dieser Ansicht traten Köckeritz und Haugwitz bei und drangen in den König einen Entschluß zu fassen. In einer Art von Verzweiflung sagte endlich der König: „Ich kann alle diese Gründe nicht widerlegen, aber eine innere Stimme sagt mir, daß ich Unrecht thue, mein Wort und den Frieden zu brechen. Indeß, wenn das Wohl des Staates es verlangt, so trete ich der Coalition bei, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Oestreicher Mainz mit allem Nachdruck angreifen, es erobern und dadurch die linke Flanke meiner Operationsbasis decken." Darauf ging der König in den Garten (in Charlottenburg) und schritt nachdenkend auf und ab. Köckeritz nahte sich ihm langsam. „Auch Sie verlassen mich," sagte der König. „Die Herren mögen Recht haben, ich habe ihren tieferen Einsichten einen Augenblick nachgegeben, aber eine innere Stimme sagt mir, daß ich Unrecht habe, den Frieden zu brechen, weil Frankreich jetzt von allen Seiten bedroht und in diesem Augenblicke unglücklich ist." „Ew. Majestät sind Herr und Gebieter," antwortete der militairische Gewissensrath, „Ihre Ueberzeugung ist uns Befehl."*) Hierauf mußte Haugwitz dem russischen Gesandten die Mittheilung machen, daß der König der Coalition kein Hülfsheer zur Verfügung stellen, sich auch sonst nicht an einem Kriege gegen Frankreich betheiligen werde. Diese Erklärung veranlaßte das englische Cabinet zu der Erklärung: „die, für ein preußisches Hülfsheer von 45,000 Mann bereits ausgeworfenen, Subsidien in Uebereinstimmung mit dem Petersburger Cabinet anderweit zu verwenden, da alle, von den beiden Mächten bei dem Könige von Preußen angewandten, Bemühungen vergeblich gewesen seien."**)

Wenn die englischen Guineen und die russischen Drohungen den Entschluß Friedrich Wilhelms III. nicht rückgängig zu machen vermochten, so vermochten

*) Massenbachs Memoiren. III. S. 88.
**) Erklärung vom 29. Juni 1799.

dies noch viel weniger die Reichstagspropositionen des Kaisers, welche am 26. August zu Regensburg zur Verhandlung kamen. Sie lauteten auf Erneuerung des Reichskrieges und Bewilligung einer Reichshülfe von einhundert Römermonaten. Die drei geistlichen Kurfürsten und Pfalzbaiern stimmten in dem Kurfürsten-Collegium für den Krieg; für die geistlichen Herren, welche sehr wohl wußten, daß der Friede ihre Länder „in secula seculorum" secularisiren würde, bot der Krieg noch die einzige Rettung dar. Der kurbrandenburgische Gesandte dagegen erklärte: „Der König, sein Herr, sei bei seinen bekannten, auf vertragsmäßigen Verpflichtungen beruhenden Neutralitätsverhältnissen außer Stande, an diesen Berathungen und ihrem Ergebniß sich zu betheiligen." In ähnlicher Weise gab der kursächsische Gesandte seine Erklärung dahin ab: „Da der Kurfürst zur Rettung seiner Lande im Jahre 1796 einen Neutralitätsvertrag geschlossen habe, so könne er nicht umhin, so lange dieses Verhältniß bestehe, den in jener Lage gegebenen Versprechungen treu zu bleiben, behalte sich jedoch die Erfüllung der, mit der Neutralität zu vereinbaren, reichsständischen Obliegenheiten vor." Hannover behielt sich ebenfalls seine Erklärung vor. Der Kaiser benutzte die Stimme, die ihm im Kurfürsten-Collegium für Böhmen zustand, dazu, im Namen dieses Königreichs eine geharnischte Erklärung abgeben zu lassen: „Durch die feindseligen Thathandlungen der Franzosen," lautet sie, „werden die Fortdauer des Krieges, mithin auch die Verbindlichkeiten gegen das Reich unzweifelhaft gemacht und jedes Neutralitätssystem der Reichsstände sei mit der Reichsverfassung und dem Reichsverbande unverträglich." In dem Fürsten-Collegium stimmte Würtemberg für den Reichskrieg und für Schwedisch-Vorpommern gab der nordische Don Quixote König Gustav Adolf IV. eine Erklärung ab, welche den besten Beweis lieferte, wie unheilbringend für Deutschland es war, daß Beherrscher fremder Reiche zugleich als deutsche Reichsfürsten in unsere Angelegenheiten mitzusprechen hatten.

Dies Recht aber maßten sich auch solche Fürsten an, welche nicht zu dem deutschen Reichsverbande gehörten, vor Allem der Zar von Rußland, Paul I., dessen Heere bereits in Italien und Holland gegen Frankreich in Waffen standen. Er erließ unter dem 26. September 1799 eine Erklärung an sämmtliche Glieder des deutschen Reichs, in welcher es heißt: „Der mächtige Zar und Selbstherrscher aller Reußen, von Eifer für die Sache der Souveraine beseelt, und um den, von der gottlosen Regierung Frankreichs bis in die entferntesten Länder

verbreiteten, Verwüstungen und Unordnungen ein Ende zu machen, habe den festen Entschluß gefaßt, sein Landheer abzuschicken, um die Unterdrückten zu unterstützen, das Königreich Frankreich ohne die mindeste Abtrennung und ebenso die alte Regierung der Vereinigten Niederlande und die schweizer Cantone wieder herzustellen, die Integrität des deutschen Reichs zu erhalten und seine Belohnung in dem Wohl und der Ruhe Europas zu finden. Er lade nunmehr alle Mitglieder des deutschen Reichs ein, ihre Macht mit der seinigen zu vereinigen, um ihren gemeinschaftlichen Feind auf das Baldigste zu vernichten und auf dessen Trümmern eine dauerhafte Ruhe für sie und die Nachkommen zu gründen. Wenn sie an der Ausführung dieser Absicht Theil nehmen würden, so werde er seine Anstrengungen verdoppeln und das Schwert nicht eher in die Scheide stecken, als bis er das Ungeheuer fallen sehe, welches alle rechtmäßigen Autoritäten zu zerschmettern drohe. Sollten sie aber diesen Kampf ihm allein überlassen wollen, so würde er sich genöthigt sehen, seine Kriegsmacht nach seinen Staaten zurückkehren zu lassen und eine Sache aufzugeben, die gerade von denen so schlecht unterstützt werde, welche an ihrem Triumphe den größten Antheil nehmen sollten." Dieser letzte Hieb war auf Preußen gemünzt; allein diesmal half kein Zureden, kein Wink mit der Knute. Preußen, Kur-Sachsen, Hannover, die beiden Hessen stellten kein Reichs-Contingent, so daß die rechte Flanke des östreichischen Heeres ohne Deckung war, wo ein französisches Corps von 20,000 Mann unter dem General Baraguay d'Hillier unter dem Schutze der Festung Mainz über den Rhein ging und gegen Frankfurt vordrang.

In dem, von den Franzosen zur batavischen Republik umgetauften und umgestalteten, Lande der hochmögenden Herren fand ein englisch-russisches Heer, welches unter Anführung des Herzogs York zu Ende des August an der nordholländischen Küste landete, willkommene Aufnahme, das Banner Oraniens wehte von allen Thürmen und Thoren. Den empfindlichsten Verlust aber erlitt Frankreich dadurch, daß die holländische Kriegs-Flotte, dreizehn Linienschiffe, mehrere Fregatten, Kutter und Kanonenboote, zu den Engländern überging. „Um die Niederlage Frankreichs zu vollenden, das linke Rheinufer und die Niederlande zu befreien und die Franzosen zur Herstellung des früheren Zustandes Europas zu zwingen, fehlte nur noch der Beitritt Preußens. Das preußische Heer in Westphalen konnte mit Sachsen, Hannoveranern, Braunschweigern, Hessen, auf 60,000 Mann verstärkt, den Ausschlag geben." Dies war die Ansicht Steins,

welcher damals Ober-Präsident der westphälischen Besitzungen Preußens war. In einem vertraulichen Briefe an Frau v. Berg vom 28. April 1799 schreibt er: „Was sagen Sie, gnädige Frau, die so empfänglich sind für große und schöne Thaten, zu dem kraftvollen und tapferen Benehmen dieses jungen Helden, des Erzherzogs Karl und seines braven Heeres, welche Deutschland von dieser Räuberhorde, der sogenannten französischen Armee, gereinigt haben. Es ist betrübend, uns Preußen gelähmt und in einem Zustande der Starrsucht zu sehen, während man mit Nachdruck die Ruhe Europas auf den alten Grundlagen wieder herstellen könnte, die Unabhängigkeit Hollands, der Schweiz, Italiens, Mainz. Wir amüsiren uns mit Kunststücken der militairischen Tanzmeisterei und Schneiderei und unser Staat hört auf ein militairischer Staat zu sein und verwandelt sich in einen exercirenden und schreibenden. Wenn meine Einbildungskraft mir die Gestalten der einflußreichen und ausführenden Personen vorstellt, so gestehe ich, erwarte ich nur wenig.“ *)

Nur mit flüchtigem Gruße hatte das Glück der Schlachten dem Erzherzog Karl gelächelt, der zu Rastatt verübte Gesandtenmord hatte furchtbare Rachegeister heraufbeschworen, der Sieg wich von den östreichischen Fahnen, sie konnten die auf dem linken Rheinufer gemachten Eroberungen nicht behaupten. In der Schweiz gingen die früher erfochtenen Vortheile ebenfalls verloren; die russischen und östreichischen Generale hielten auf die Dauer keine gute Kameradschaft, die Ehre des Sieges nahm jeder für sich in Anspruch, die Schmach der Niederlage bürdete einer dem andern auf. Dasselbe geschah bei dem englischen und russischen Heere in den Niederlanden, wo der Herzog York nach einer Reihe unglücklicher Gefechte vom 19. September bis 8. October mit dem französischen General Brune einen Vertrag schloß, nach welchem die gegenseitigen Gefangenen ausgeliefert wurden, die Engländer und Russen sich einschifften und den Kampf nicht weiter fortsetzten.

Trotz dieser Vortheile war dennoch die Revolution nahe daran durch Ermattung und gehässige Parteiung im Innern zu Grunde zu gehen; da kehrte zur guten Stunde aus Egypten das Schiff zurück, „welches Cäsar und sein Glück“ am Bord hatte. Buonaparte wußte, obschon ihm die Engländer seine Flotte verbrannt und dadurch seinem Heere die Rückkehr nach Frankreich

*) Steins Leben. I. S. 185.

abgeſchnitten hatten, die Eroberung Egyptens geſichert; allein aus Italien waren ihm Nachrichten zugegangen, daß die Siegeskränze, mit welchen er die dreifarbige Fahne geſchmückt, ruhmlos preisgegeben worden ſeien und daß die Regierung des Directoriums die Errungenſchaften der Revolution nicht zu behaupten im Stande ſein werde. Es galt die Revolution durch eine neue, diesmal auf einen engen Kreis zuſammen gedrängte, Revolution zu retten. Dies Wageſtück durfte Buonaparte im Vertrauen auf ſeinen Kriegsruhm und auf die ihm zu Gebote ſtehenden Bajonette unternehmen. „Die Republik," rief er bei ſeiner Rückkehr den vor den Tuilerien aufgeſtellten Truppen zu, „iſt ſeit zwei Jahren ſchlecht regiert, ihr habt gehofft, daß meine Rückkehr dem Unheil ein Ende machen werde. Es ſoll geſchehen, wenn ihr euern General mit Kraft und Vertrauen unterſtützt; dann wird die Freiheit, der Sieg und der Friede die Republik auf den erhabenen Platz zurückführen, von dem nur Ungeſchick und Verrath ſie herabgeſtürzt haben." Am 9. und 10. November 1799 (nach dem Kalender der Republik den 18. und 19. Brumaire) ſprengte der General das Directorium ſammt dem Rathe der Fünfhundert auseinander. Der Held von Toulon, Lodi und den Pyramiden erfocht einen, für die Zukunft Frankreichs nicht minder entſcheidenden Sieg in St. Cloud, einem ehemals königlichen, eine Meile von Paris, gelegenen Luſtſchloſſe, wohin auf ſeine Veranlaſſung die, aus dem Rathe der Alten und dem der Fünfhundert beſtehenden, Volksvertreter zu angeblich ungeſtörterer Berathung gezogen waren. Zu ſpät erkannten dieſe die ihnen gelegte Falle. Der von Delbrel geſtellte Antrag: daß ein jeder anweſende Deputirte die Verfaſſung aufs Neue beſchwören ſollte, wurde angenommen, ſchon begann die Eidesleiſtung in der Verſammlung der Fünfhundert, ſelbſt Lucian Buonaparte, der Bruder des Generals, konnte ſich dem nicht entziehen. Da eilt Buonaparte in den Rath der Alten: „Bürger-Repräſentanten," ruft er ihnen zu, „ihr befindet euch auf einem Vulcan, ihr habt meinen Arm, die Arme meiner Waffenbrüder verlangt; die Augenblicke ſind koſtbar, alſo entſcheidet euch!" Und noch bevor er die Antwort erhält, ruft er ſeinen, vor der Saalthüre aufgeſtellten, Soldaten zu: „Grenadiere, deren Mützen ich erblicke, brave Krieger, deren Bajonette ich gewahre, dieſe Bajonette, die ich ſo oft zur Schmach der Feinde, zur Demüthigung der Könige, zur Stiftung von Republiken gebraucht, habe ich euch jemals betrogen, wenn ich euch im Lager Glück und Ueberfluß verſprach und euch dann von Sieg zu Sieg führte? Sagt es

jetzt, geſchah es zu meinem Vortheil, oder zu dem der Republik?“ Die Grenadiere antworteten mit dem Rufe: Es lebe der General! Es lebe die Republik! „Wenn es euch, Bürger-General,“ rief ihm einer der Abgeordneten (Linglet) zu, „um die Erhaltung der Republik zu thun iſt, dann fordern wir euch auf, eben ſo wie wir den Eid auf die Verfaſſung zu leiſten.“ „Den Eid auf die Verfaſſung!“ rief eine große Anzahl vom Rathe der Alten, in deren Saal der General ſich noch befand, „beſchwöret die Verfaſſung!“ „Die Verfaſſung?“ fragte mit trotziger Stirn der General, „die Verfaſſung vom Jahre 3? (1795) Ihr habt keine mehr! Regierung und Volksvertretung haben ſie am 18. Fructidor und am 30. Prairial durch gegenſeitige Gewaltthätigkeiten verletzt; beide habt ihr gemeinſchaftlich die Souverainetät des Volkes durch Aufhebung ſeiner Wahlen verletzt und da dies geſchehen, bedarf es eines neuen Vertrages und neuer Gewährleiſtungen. Die bisherige Verfaſſung kann das Vaterland nicht retten, weil ſie von Niemand mehr geachtet wird. Wir müſſen auf eine Ordnung der Dinge denken, die uns vom Abgrunde hinwegzuziehen vermag!“ Die Mehrzahl der Mitglieder erklärte ſich durch lauten Zuruf zu ſeinen Gunſten. Da erhielt er die Nachricht, daß in dem Rathe der Fünfhundert der Antrag geſtellt worden ſei: den General Buonaparte zu entſetzen und zu verbannen; ſein Bruder als Präſident ſei bereits gezwungen worden zur Abſtimmung zu ſchreiten. Auf der Stelle eilte Buonaparte nach der Orangerie, in welcher die Fünfhundert ihre Sitzung hielten, eine Anzahl Grenadiere folgt ihm. Kaum in den Saal eingetreten, empfängt ihn das Geſchrei: „Nieder mit dem Dictator! Nieder mit dem Tyrannen!“ Er wagt den Verſuch, durch die tobende Menge zu dem Präſidentenſtuhl ſeines Bruders zu dringen, da ſtürzen die Jacobiner des Berges auf ihn mit Dolchen, doch ſeine Grenadiere bilden einen Stachelſchirm von Bajonetten und befreien ihn. Jetzt tritt er draußen mitten in das ihn mit Lebehoch! empfangende Bataillon. „Ich habe,“ ſagt er zu ſeinen Soldaten, „den Elenden zeigen wollen, die Republik zu retten, ſie haben mir mit Dolchſtößen geantwortet! Was kann den verbündeten Königen, was kann England erwünſchter ſein? Soldaten, kann ich auf euch rechnen?“ Ein freudiger Zuruf ſicherte ihm ihre Ergebenheit. In dem Saale begnügt man ſich nicht mehr mit dem Antrag auf Verbannung, eine Verurtheilung zum Tode wurde abgefaßt und Lucian ſollte gezwungen werden, den eigenen Bruder der Guillotine zu überliefern.

Die Grenadiere befreien den Präſidenten. Dieſer, nicht minder entſchloſſen als ſein Bruder, ſchwingt ſich draußen auf das Pferd des erſten beſten aus dem Gefolge ſeines Bruders und ruft: „General und Soldaten! der Präſident des geſetzgebenden Körpers erklärt euch, daß Aufrührer die Freiheit der Berathung durch Dolchſtöße geſtört haben; er befiehlt euch, ſie mit Gewalt zur Ordnung zu bringen. Der Rath der Fünfhundert iſt hiermit aufgelöſt.“ Ihm antwortet der General: „Bürger-Präſident, Ihr Befehl ſoll ſogleich vollzogen werden.“ Dem Oberſt Murat, einem tapfern Waffengefährten, der mit ihm aus Egypten zurückgekehrt war, rief er zu: mit ſeinem Bataillon in den Saal einzudringen und mit gefälltem Bajonet ihn zu räumen. Es waren dies nicht mehr die Hellebarden der königlichen Schweizergarde, welche einſt in Verſailles den Saal räumten; es waren aber auch nicht mehr die Abgeordneten jener wahrhaft volksthümlichen erſten Nationalverſammlung. Damals unterlagen die Bajonette zum Heile Frankreichs, diesmal die Abgeordneten, welche ſchon bei dem Trommelſchlage der Sturmcolonne wichen, ohne das Gekitzel der Bajonette abzuwarten. Doch war dieſer Schlag nicht gegen die Republik, nicht gegen die wahrhafte Volksvertretung gerichtet; beide wollte Buonaparte erhalten wiſſen, das Vaterland von dem Reſte der Schreckensmänner und dem ohnmächtigen, in ſich uneinigen Directorium befreien. Noch an demſelben Abende verſammelte der Präſident die Verſammlung wieder, zu welcher ſich nur die ihm und ſeinem Bruder ergebenen Abgeordneten einfanden. Eine Dank-Adreſſe an den General Buonaparte und an die tapferen Truppen wird genehmigt, zweiundſechszig Mitglieder für ausgeſchloſſen erklärt, die Verfaſſung vom Jahre 3 aufgehoben, der Rath der Alten und der der Fünfhundert bis zum 20. Februar vertagt, wo ihnen der Entwurf zu einer neuen Verfaſſung vorgelegt werden ſoll, einſtweilen aber wird die ausübende Gewalt, drei Conſuln: den Bürgern Sieyes, Roger Ducos und Buonaparte übertragen. In ſpäter Mitternachtſtunde wurden die drei Conſuln von dem Präſidenten Lucian vor den verſammelten Mitgliedern des geſetzgebenden Körpers vereidigt. Sie ſchwuren: „unverletzliche Treue der Souverainetät des Volkes, der einen und untheilbaren Republik, der Freiheit, der Gleichheit und dem repräſentativen Syſtem.“ Bei großen Thaten ſind große Worte geſtattet. „Das größte Volk der Erde,“ ſprach der Präſident zu den drei Conſuln, „vertraut euch ſeine Schickſale an; das Wohl von dreißig Millionen Menſchen, die Erhaltung der inneren Ruhe und die Herſtellung des Friedens

iſt euer Auftrag. Nach drei Monaten erwartet euch die öffentliche Meinung, um zu vernehmen, wie ihr ihn erfüllt habt.“ Frankreich war für diesmal gerettet. Die drei Conſuln traten in den nächſten Tagen zuſammen zur Berathung über die neue Verfaſſung, zu welcher der Staatsphiloſoph Sieyes den Entwurf ſchon längſt in der Taſche hatte. Die allgemeine Gleichheit wurde von ihm nicht mehr anerkannt, das allgemeine Wahlrecht aufgehoben und drei Klaſſen von bevorzugten Bürgern, Notables genannt, errichtet. Die Gemeinden ſollten Communal-Notabeln, dieſe Departements-Notabeln und dieſe endlich National-Notabeln wählen.*) Aus den letzteren ſollten durch den Senat (wer dieſen ernannte, war unbeſtimmt gelaſſen) zwei geſetzgebende Körperſchaften ernannt, die Geſetze durch einen von der Regierung, d. h. den drei Conſuln, ernannten Staatsrath vorgelegt werden. Der Senat, aus ſechszig bis achtzig auf Lebenszeit erwählten oder ernannten Mitgliedern beſtehend, ſollte den höchſten Beamten der vollziehenden Gewalt, einen Großwahlherrn auf Lebenszeit, ernennen und die Verfaſſung in allen zweifelhaften Fällen auslegen. Der Großwahlherr ſollte mit ſechs Millionen Franken Einkünften zu Verſailles reſidiren, von einer Leibwache von dreitauſend Mann umgeben ſein, die Geſandten der auswärtigen Mächte empfangen, die Geſetze und Richterſprüche unterzeichnen. Zwei von ihm ernannte Conſuln, einer für die Angelegenheiten des Krieges, der andere für die des Friedens, ſollten die Regierungsgeſchäfte beſorgen. Der Senat ſollte Gewalt haben den Großwahlherrn abzuſetzen oder ihn wieder in ſich aufzunehmen und ihn durch einen andern zu erſetzen. Mit richtigem politiſchem Blicke erkannte Buonaparte das Praktiſche des Entwurfes in der Anordnung von Gemeinde-, Departemental- und National-Notabeln an, wodurch ein, der engliſchen und amerikaniſchen Verfaſſung nachgebildetes, self-government (Selbſtregierung) angebahnt wurde; allein von dem Großwahlherrn, mit deſſen Ruheposten Sieyes ſich ſelbſt zu bedenken bedacht geweſen, wollte Buonaparte durchaus nichts wiſſen. „Das ſind metaphyſiſche Albernheiten,“ herrſchte er den Abbé an, „wenn euer Großwahlherr ſich ſtreng in der ihm vorgezeichneten Schranke hält, wird er das lebloſe Schattenbild eines nichtsthuenden Königs ſein; wenn er ſie überſchreiten will, kann ihm die Unumſchränkt-

*) Des Wahlrechts verluſtig war nach der Verfaſſung der Republik vom Jahre 3 (1795) ein jeder, der zu körperlicher Züchtigung verurtheilt worden war.

heit nicht fehlen. Wäre ich z. B. Großwahlherr, ſo würde ich zu den Conſuln ſagen: wenn ihr irgend etwas ohne meine Zuſtimmung thut, ſetze ich euch ab. — Und welches wird die Lage jener beiden Conſuln des Krieges und des Friedens ſein? Den Einen werden Richter und Staatsbeamte in langen Kleidern, den Anderen Leute in Uniformen mit Epauletten und Portepées umgeben; der Eine wird Geld und Recruten verlangen, der Andere ſie verweigern. Solch eine Regierung iſt eine Mißgeburt, ein Unding ohne Sinn und Verſtand aus ungleichartigen Stoffen, ein Schatten, der das Leben erſetzen ſoll. Wie haben Sie ſich einbilden können, Herr Sieyes, daß ein Mann von Talent und Ehrgefühl ſich dazu hergeben würde, wie ein Schwein auf dem Maſtfutter einiger Millionen zu liegen." Es liegt für unſeren Zweck zu fern, hier die Entwickelung der Angelegenheiten der Republik Frankreich weiter zu verfolgen; nur dies ſei erwähnt: Buonaparte ward auf zehn Jahr zum erſten Conſul ernannt mit der Befugniß: die Miniſter, Staatsräthe, Generale, auswärtige Geſandten, die Richter, die Verwaltungsbeamten zu ernennen. Er führte den Oberbefehl über die Nationalgarde, über die Land- und Seemacht, die Unterhandlungen mit auswärtigen Mächten und ſchloß Staats-Verträge. Die conſtitutionelle Beſchränkung ſeiner Gewalt beſtand darin, daß den geſetzgebenden Körpern die neuen Geſetze, das jährliche Budget und die Staats-Verträge zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt werden mußten. Am 25. December 1799 wurde die neue Verfaſſung bekannt gemacht und es ſchien, als ob mit dem neuen Jahrhundert Friede und Freiheit eine ſichere Bürgſchaft in den, von dem Geiſte und dem Degen des großen Staatsmannes und Generals geordneten und geleiteten, Zuſtänden Frankreichs erhalten würden. Der erſte Conſul ließ nichts unverſucht, Europa den Frieden wiederzugeben. Mit Preußen befeſtigte er die bereits beſtehenden freundſchaftlichen Verhältniſſe, an dem ruſſiſchen Zaren Paul I. hatte er, ebenſo wie einſt Friedrich der Große an Peter III., einen Bewunderer gewonnen, der ſeine Heere, die gegen Frankreich im Felde geſtanden, zurückgerufen hatte. Der Heerd aller Feindſeligkeit und des Krieges gegen Frankreich war England; denn ohne die Schiffe und das Gold der Engländer war keine Kriegsmacht des Feſtlandes in Bewegung zu ſetzen. Der erſte Conſul richtete daher ſofort nach Antretung ſeines Amtes einen eigenhändigen Brief an den König Georg IV. von England, worin er den Wunſch ausſprach, „daß die beiden aufgeklärteſten, mächtigſten und freieſten Nationen der Welt ſich zu einem

für beide Theile ehrenvollen und vortheilhaften Frieden die Hände reichen möchten." Das stolze England stieß die, ihm von Frankreich gebotene, Bruderhand übermüthig von sich. Buonaparte erhielt keine Antwort; Lord Grenville, erster Minister des Königs, schrieb an Talleyrand, welcher die auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte: „England könne, bevor es für sich und seine Verbündeten Sicherheit gegen Frankreichs gefahrdrohende Principien und Pläne erlangt habe, in keine Unterhandlung treten." Als die beste Einleitung und Gewähr des Friedens bezeichnete der edle Lord die Zurückberufung der Bourbons. An diese gedachte jedoch der erste Consul der Republik so wenig, daß er ausrief: „nur über zweimalhunderttausend Leichen würden sie den Einzug in die Tuilerien halten." Oestreich hatte ebenfalls eine jede Verständigung abgelehnt; die Franzosen waren gezwungen worden, dem kaiserlichen Heere unter General Melas fast ganz Italien zu überlassen, Massena war in Genua eingeschlossen, Suchet in die Gebirge Piemonts zurückgeworfen worden, die Engländer blockirten die Hafenstädte und die Vendée bereitete eine neue Erhebung vor. Für Buonaparte war die Wiedereroberung Italiens, wo er so glänzende Siege erfochten, die vornehmste Aufgabe. Er überließ dem General Moreau die geringere Arbeit: den Rhein zu überschreiten, die Reichsarmee zu sprengen und bis nach München vorzudringen, während er, ohne daß die überall auflauernden Feinde davon Kunde erhielten, ein Heer am Fuße der Alpen bei Lausanne versammelte, welches er durch Gebirgspässe, wo sonst nur „das Maulthier seinen Weg im Nebel sucht," in den Tagen vom 16. bis 20. Mai über den großen St. Bernhard führte. Die höher gelegenen Wege waren noch mit Schnee bedeckt, die im Sommer gangbare Straße an vielen Punkten durch Lawinen verschüttet, die Brücken waren von den angeschwollenen Wildwassern weggerissen, für Buonaparte und sein Heer gab es keine Hindernisse; die Kanonenröhre wurden in ausgehöhlte Baumstämme eingelassen und von den kriegslustigen Soldaten an Seilen bergan gezogen; bergab ging es zu Schlitten ohne Vorspann. Die Munition war in kleine Kisten und Körbe verpackt und Maulthiere damit beladen worden. Mit welchem Jubel begrüßte nach überstandener Mühsal das Heer das zu seinen Füßen liegende, im reichsten Frühling prangende Italien! Schon am 1. Juni hielt Buonaparte seinen Einzug in Mailand und von dem Freudenrufe der Einwohner begrüßt, welche von jeher bereit zum Jubel, aber träg zum Kampfe waren, erklärte er die cisalpinische Republik

für wiederhergestellt. „Schaun's, das is halt nit möglich!“ riefen die Oestreicher, obschon sie den Anmarsch des französischen Heeres mit eignen Augen sahen. Generale und Officiere rissen den Mund vor Verwunderung weit auf, allein diesmal flogen ihnen statt der „backnen Hähndl“ blaue Bohnen und Kartätschen hinein. Am 14. Juni kam es zwischen Tortona und Alessandria bei dem Dorfe Marengo zur Schlacht. Tapfer hatten die Oestreicher unter Melas gefochten, der greise Feldherr hielt den Sieg für so unzweifelhaft, daß er dem General Zach den Befehl zur Verfolgung der Feinde ertheilte, während er sich nach Alessandria begab, wo ein gutes Abendessen seiner wartete. Zum Nachtisch aber traf General Dessaix ein, entschied die schon verlorene Schlacht zu Gunsten der Franzosen und erinnerte durch seinen Sieg und seinen Tod auf dem Schlachtfelde an des Grafen Pappenheims gleiches Schicksal in der Schlacht von Lützen. Die Niederlage der Oestreicher wurde dadurch so furchtbar, daß der Rückzug in wilde Flucht ausartete und der einzige Rückzug über die Bormida-Brücke genommen werden mußte, wo „eingekeilt in drangvoll fürchterliche Enge“ nur die Wahl übrig blieb sich in den Fluß zu stürzen, oder sich niederhauen zu lassen. Melas trug am folgenden Tage bei Buonaparte auf einen Waffenstillstand an, welchen dieser auch, da sein Heer nicht minder der Erholung bedurfte, unter vortheilhaften Bedingungen für sich und nicht unehrenhaften für den Feind bewilligte und am 15. Juni zu Alessandria unterzeichnete. Die Oestreicher zogen sich in drei Colonnen auf Mantua zurück, welches sie nebst Peschiera, Borgoforte, dem linken Ufer des Po, Ancona, Ferrara und dem Herzogthum Toscana inne behalten sollten. Genua, Tortona, die Citadelle von Mailand, Alessandria und alle übrigen Festungen Piemonts mußten binnen vierzehn Tagen den Franzosen übergeben werden. Der Waffenstillstand, auf ähnlichen Bedingungen beruhend wie der von Leoben, sollte erst nach zehntägiger Kündigung aufgehoben werden können.

Nicht minder unglücklich war für die östreichischen Waffen der Feldzug in Süddeutschland; General Kray sah sich gezwungen, von General Moreau unter schmachvollen Bedingungen Waffenstillstand zu erbitten, welcher am 5. Juli zu Parsdorf unterzeichnet wurde. Buonaparte war nach Paris zurückgekehrt, wohin sich auch ein östreichischer Bevollmächtigter begab. Als aber der erste Consul inne ward, daß, im Einverständniß mit England, der Wiener Hof nur Zeit zu neuen Rüstungen gewinnen wollte, kündigte er den Waffenstillstand und ver-

längerte denselben zu Anfang des September unter den noch schmählicheren Bedingungen, daß die Festungen Ingolstadt, Ulm und Philippsburg französische Besatzung erhielten und der Minister Thugut entlassen würde. In Wien befand man sich aber fortwährend in so großer Täuschung über die eigenen Kräfte, daß der Kaiser es noch einmal wagte, dem Schwerte die Entscheidung anzuvertrauen. Dem in der Kriegsführung unerfahrenen achtzehnjährigen Erzherzog Johann war der Oberbefehl, von dem sich der ältere Bruder Karl zurückgezogen hatte, übergeben worden. Sein Heer wurde bei Hohenlinden am 3. December 1800 so vollständig geschlagen, daß es nirgend wieder einen Sammelpunkt gewinnen konnte, obschon die mit Schnee bedeckten Gebirgsthäler und Felsenwände Salzburgs und die angeschwollenen Bergwässer der Salza, des Inn und der Traun dem feindlichen Heere große Schwierigkeiten entgegenstellten, welches die geschlagenen Oestreicher bis zur Donau vor sich her trieb. Nur noch zwanzig Stunden Weges waren die Franzosen von Wien entfernt; da sah sich der, unterdessen herbeigerufene, Erzherzog Karl gezwungen zu Steier am 25. December einen Waffenstillstand zu unterzeichnen, durch welchen ganz Tyrol und alle dortigen festen Positionen den Franzosen übergeben wurden. In Ober-Italien waren ebenfalls die bisher noch von den Oestreichern besetzt gehaltenen Festungen geräumt worden. Diese allseitigen Niederlagen nöthigten den Kaiser um Frieden für sich und das deutsche Reich zu bitten, eine Theilnahme Englands an den Verhandlungen wurde ihm nicht zugestanden. Der erste Consul beauftragte seinen Bruder Joseph mit dieser Angelegenheit; von Seiten des Kaisers war der Graf Ludwig Cobenzl bevollmächtigt worden, für Oestreich und zugleich auch für das deutsche Reich, mit welchem sich noch besonders zu befassen der erste Consul vorweg abgelehnt hatte, abzuschließen. Der Vertrag wurde zu Luneville, einer im Departement Meurthe (ehem. Lothringen) gelegenen Stadt, am 9. Februar 1801 unterzeichnet. Dem Kaiser wurden keine härteren Bedingungen aufgelegt, als die er bereits zu Campo Formio und Rastatt genehmigt hatte. Er trat die Niederlande und die Lombardei ab, wofür er Venedig und dessen Gebiet bis an die Etsch erhielt. Zur Abtretung des linken Rheinufers gab er seine wiederholte Zustimmung, wobei festgesetzt wurde, daß das Reich in seiner Gesammtheit diesen Verlust zu tragen habe und gehalten sei, auf den in Rastatt angenommenen Grundlagen den erblichen Fürsten für die am linken Rheinufer gelegenen Länder diesseits Entschädigung anzuwei-

sen. Der deutsche Kaiser, obschon er noch immer den Titel führte: „allezeit Mehrer des Reichs", wandte dem Reiche so sehr den Rücken, daß er für sich Entschädigung in Italien suchte, den Großherzog von Toscana aber und den Herzog von Modena, welche ihre Länder verloren, mit deutschen Reichsländern zu entschädigen sich verpflichtete. Der Reichstag einigte sich über die Genehmigung des, ihm zur bloßen Begutachtung von dem Kaiser mitgetheilten, Schmach-Vertrages von Luneville ohne weitere Verhandlung am 6. März in einer einzigen Sitzung. Nachträglich bestand jedoch der Wiener Hof auf eine gutachtliche Aeußerung des Reichstages, welche unter dem 30. April dahin ertheilt wurde: „daß der Kaiser zu ersuchen sei, die gänzliche Berichtigung des Reichsfriedensgeschäftes einzuleiten und vor der Festsetzung und Berichtigung die aus der Einleitung sich ergebenden Resultate dem Reiche zu einer neuen Berathung, welche einer ferneren kaiserlichen Ratification vorzulegen sein werde, mitzutheilen."

Das deutsche Reich war in dem Frieden von Luneville in so fern besser gestellt, als in dem von Campo Formio, als darin einer Theilnahme und des erforderlichen Einverständnisses Frankreichs bei den Entschädigungen nicht wieder gedacht war. Da indessen Preußen und Baiern es ihrem Vortheil angemessener fanden, ihre Entschädigungs-Forderungen unter der Mitwirkung Frankreichs geltend zu machen, hatte der Kaiser nicht den Muth, diese innere Angelegenheit in die Hand zu nehmen. In seiner, dem Reichstage unter dem 26. Juni ertheilten, Antwort lehnte er es ab, „ohne die Zuziehung Frankreichs" in dieser Angelegenheit vorzugehen. „Der Kaiser," heißt es in jener Antwort, „könne, um seine Würde der Besorgniß eines vergeblichen Versuches nicht auszusetzen, sich nicht entschließen, den Antrag der Reichsversammlung anzunehmen, ertheile jedoch der Mitwirkung des Reichs in der gewöhnlichen Form der Reichstagsberathschlagung seinen Beifall." Die Vollendung des Reichsfriedensgeschäftes wurde hierauf (2. October 1801) einer, mit unumschränkter Vollmacht versehenen, Reichsdeputation von acht Mitgliedern übertragen, unter denen sich auch Kur-Brandenburg befand, welches jedoch sehr bald in eine feindselige Stellung gegen Kaiser und Reich gerieth. Die Veranlassung hierzu gab der am 27. Juli 1801 erfolgte Tod des Kurfürsten Erzbischofs Maximilian von Cöln und Münster. „Da griff, was Hände hatte zu, sich einzurichten;" das Grabgeläut einer so fetten geistlichen Pfründe rief zu einem splendiden Leichen-

ſchmauſe. Dem katholiſchen Kaiſerhauſe ward es durch ſeine geiſtlichen Verbindungen nicht ſchwer, dem proteſtantiſchen Preußen dabei den Rang abzulaufen; die beiden Dom-Capitel von Cöln und Münſter ſtellten als Wahlcandidaten einen jüngeren Bruder des Kaiſers, den Erzherzog Anton, auf und ein kaiſerlicher Commiſſarius fand ſich ein, um der Wahl beizuwohnen. Das Berliner Cabinet ſah wohl ein, daß der Reichstag den, von Kur-Brandenburg geſtellten Antrag: keine Wahl vorzunehmen, unbeachtet laſſen würde; deshalb hatte es die Dazwiſchenkunft des erſten Conſuls veranlaßt, welcher durch Talleyrand den, bei dem Reichstage beglaubigten, bevollmächtigten Miniſter Bacher beauftragen ließ: „im Namen der franzöſiſchen Republik und in Uebereinſtimmung mit dem, von Preußen geſtellten, Antrag die Ausſetzung aller neuen Wahlen zu geiſtlichen Stellen im Reiche, namentlich zu den Hochſtiftern Cöln und Münſter, zu verlangen, indem die, von Berlin aus dem erſten Conſul mitgetheilte, preußiſche Erklärung dem Sinne und dem Texte der Friedenstractate gemäß ſei und es Frankreich zukomme, nachdem daſſelbe das Princip der Entſchädigungen (die Seculariſation) feſtgeſtellt habe, auch deſſen Vollziehung durchzuführen.“ Die öſtreichiſche Partei am Reichstage ſchritt dennoch zur Wahl, ohne die franzöſiſche Note und die von Kur-Brandenburg abgegebene Erklärung, „daß es einen vermeintlichen Erzbiſchof von Cöln und Biſchof von Münſter nicht anerkennen werde,“ zu berückſichtigen. Der Wiener Hof, welcher es mit dem Reichstage hielt und doch auch mit Preußen nicht verderben wollte, erklärte in Regensburg den, von Kur-Brandenburg eingelegten, Proteſt für „höchſtbefremdlich und auffallend“; dem kaiſerlichen Geſandten Grafen Stadion in Berlin aber ging die Weiſung zu, dem dortigen Cabinet zu erklären, „daß die Erwählung des Erzherzogs Anton für Cöln ſowohl als für Münſter von allen perſönlichen Anſichten frei ſei und den Gang der Seculariſationen und Entſchädigungen in keiner Weiſe verändern ſolle. Wenn der Kaiſer aus reiner Zuneigung zu der deutſchen Reichsverfaſſung auf Erhaltung der drei geiſtlichen Kurfürſtenthümer beſtehen müſſe, ſo habe er doch einen Beweis ſeiner uneigennützigen Geſinnung dadurch gegeben, daß er den Vorſchlag des Domcapitels zu Münſter, daß der Erzherzog von dem Bisthum Beſitz nehmen ſolle, abgelehnt und das Capitel veranlaßt habe, die Regierung ſelbſtändig zu übernehmen.“ Hierauf erwiderte das preußiſche Cabinet: „die Biſchofswahlen als bloße Förmlichkeiten könne man ſich gefallen laſſen. Was die Erhaltung der drei geiſtlichen Kur-

fürſtenthümer betreffe, ſo werde der König der Formirung oder Wiederherſtellung eines oder mehrerer derſelben nur dann nicht entgegen ſein, wenn nach vollſtändiger Entſchädigung der Parteien, welche Verluſt erlitten hätten, das Haus Oranien mit eingeſchloſſen, noch Fonds genug blieben, um einen oder mehrere geiſtliche Sitze, auf welche die Kurwürde anwendbar ſei, zu formiren." Bei der eiferſüchtigen Stellung, welche damals das Wiener Cabinet gegen das Berliner einnahm, und um nicht durch öſtreichiſchen Einfluß bei den bevorſtehenden Entſchädigungen zu kurz zu kommen, hatte Friedrich Wilhelm III. ſich enger als zuvor an Rußland angeſchloſſen, an deſſen Kaiſer er einen Verbündeten gegen England gewonnen hatte, mit welchem ſich die nordiſchen Mächte im offenen Kriege befanden. Veranlaſſung hierzu hatte die Anmaßung Englands gegeben, welches während des Krieges mit Frankreich „auf das Durchſuchungsrecht der Schiffe neutraler Mächte" beſtand, denen es nicht geſtatten wollte, unter neutraler Flagge Kriegs-Contrebande an Bord zu nehmen. Ruſſiſche, ſchwediſche und däniſche Schiffe, welche den Engländern die Durchſuchung verwehrten, wurden nach engliſchen Häfen aufgebracht. Der König von Preußen trat auf die Seite Rußlands. Die nächſte Folge war, daß preußiſche Kauffahrer von den Engländern weggenommen und von dem engliſchen Geſandten, Lord Craysford in Berlin, Beſchwerde über Verletzung früherer Tractate geführt wurde. Auf eine Note deſſelben vom 1. Februar 1801, worin er bei dem Berliner Cabinet anfragte, ob Preußen einem Angriffsbündniß gegen England beigetreten ſei? erwiderte Haugwitz: „Die von der däniſchen Regierung getroffenen Maßregeln bezweckten nur Vertheidigung gegen eine angemaßte Oberherrſchaft Englnds über die Meere, für welche daſſelbe einen, mit den wahren Grundſätzen der Völkerrechte ſchwer vereinbaren, See-Codex formirt habe und deſſen Inhalt es als ein, von allen Gerichtshöfen Europas anerkanntes, Recht geltend machen wolle. Die Souveraine hätten aber England niemals das Recht zugeſtanden, ihre Unterthanen ſeinen Geſetzen zu unterwerfen und nachdem die kräftigſten Reclamationen und Proteſtationen der Neutralen nichts geholfen, hätten ſie den Vorſatz gefaßt, ein Mittel gegen den Mißbrauch der Gewalt zu finden und zu dem Ende eine Uebereinkunft unter einander zu treffen. Der König trage kein Bedenken, Sr. britiſchen Majeſtät zu erklären, daß er hierin ſeine eigenen Grundſätze wiedergefunden habe und deshalb der, am 16. December zwiſchen den Höfen von Rußland, Dänemark und Schweden geſchloſſenen, Con-

vention beigetreten sei. Der König befinde sich also in der Zahl der contrahirenden Theile und in dieser Eigenschaft sei er verpflichtet, nicht nur einen directen Antheil an allen Begebenheiten zu nehmen, welche die Sache der Neutralen angehen, sondern auch die Convention durch solche kräftige Maßregeln aufrecht zu erhalten, welche der Drang der Umstände erfordern möchte. Nach so vielfach erneuerten Gewaltthätigkeiten und immer fruchtloser Beschwerde müsse man endlich Gewalt mit Gewalt abtreiben. Nur ein gänzliches Aufheben aller Beschlagnahme fremder Schiffe werde Preußen bestimmen, der bereits eingegangenen Verbindung zu entsagen." Eine so entschiedene Sprache durfte damals das preußische Cabinet gegen England führen, denn es hatte die russisch-dänisch-schwedische Flotte hinter sich und die französische zur Seite. Preußen ließ es aber nicht blos bei diesem Notenwechsel bewenden; unter dem 30. März 1801 übergab der Minister Graf Schulenburg-Kehnert dem hannöverschen Staatsministerio eine Erklärung Friedrich Wilhelms III., Königs von Preußen, „daß Se. Majestät eingegangenen Verpflichtungen gemäß, sich genöthigt sehe, zur Handhabung des angefochtenen Bündnisses und zur Wiedervergeltung der ausgeübten Feindseligkeiten die nöthigen Maßregeln zu ergreifen und zu dem Ende nicht allein die Mündungen der Elbe, Weser und Ems zu verschließen, sondern auch zugleich sämmtliche, dem Könige von Großbritannien als Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg gehörige, in Deutschland gelegenen Staaten in Besitz zu nehmen. Dem zu Folge verlange, fordre und erwarte Se. Majestät der König von dem königlich-kurfürstlichen Geheimraths-Collegio zu Hannover, und von der dortigen Generalität, daß sie sich diesen Verfügungen ohne Verzug und Widerrede unterwerfen und allen weiteren Anordnungen willig nachkommen werden. Das seither bei der Demarkations-Armee gewesene hannöversche Truppencorps solle auf den Friedensfuß gesetzt und mit einem verhältnißmäßigen Theile der übrigen Truppen beurlaubt werden. Die Generalität und die sämmtlichen Officiere sollen geloben, nicht gegen den König von Preußen zu dienen, sondern dessen Vorschriften bereitwillig zu befolgen. Die bei den Fahnen bleibende Mannschaft solle nach bestimmten Ortschaften verlegt, fernere Weisung erwarten, die anderen Orte, mit Inbegriff der Festung Hameln, von den Preußen besetzt werden. Da bei jetzt erfolgtem Reichsfrieden der Neutralitäts-Verein des nördlichen Deutschlands (den Preußen im Frieden von Basel gestiftet hatte) aufhöre, so sollten die hannöverschen Stände die Verpflegung der

preußischen Besatzungstruppen auf ihre alleinigen Kosten übernehmen." Eine Verbindung der hannöverschen Behörden mit dem Könige von Großbritannien wurde streng untersagt und diese Behörden mit ihren Kassenbeständen allein dem Könige von Preußen für verantwortlich erklärt. Das kurfürstlich hannöversche Ministerium verpflichtete sich schriftlich: den von dem Könige von Preußen getroffenen Anordnungen Folge zu leisten; in das Kurfürstenthum Hannover rückten seit dem 3. April nach und nach 24,000 Mann Preußen ein. Angeblich sollte Georg IV. im Geheimen hierzu seine Zustimmung ertheilt haben, da ihm vertraulich mitgetheilt worden war, daß die Preußen jedenfalls bescheidenere Gäste als die Russen seien, die dem Kurfürstenthume sonst unfehlbar ihren Besuch machen würden.*) Unterdessen war aber in Rußland auf gewaltsame Weise den Gewaltstreichen des halbwahnsinnigen Zaren Paul I. ein Ende gemacht worden, welchen, nicht ohne Mitwissenschaft und Zustimmung der nächsten Verwandten, die Generale Benningsen und Subow mit anderen Gehülfen in der Nacht vom 24. März 1801 überfielen und ihn mit seiner eigenen Schärpe erdrosselten. Von seinem Sohne und Nachfolger Alexander I. wurde keiner der Mörder zur Verantwortung gezogen; er sah sich gezwungen, sie durch Würden und Orden auszuzeichnen und in seinem Gefolge zu behalten, obschon das Gesicht des Einen mehrere Jahre nachher noch immer die Nägelmale trug, welche ihm Paul I. im Todeskrampfe eingekratzt hatte. Alexander schloß Frieden mit England und genehmigte, daß dasselbe während des Krieges mit Frankreich das Durchsuchungsrecht, wenn auch in beschränkterer Weise, aufrecht erhielt. Die dänische Flotte war in einem Seetreffen vor Kopenhagen am 2. April durch Parker und Nelson vernichtet worden, Schweden und Preußen fügten sich ebenfalls. Die preußischen Truppen räumten das Kurfürstenthum Hannover (October 1801), wie zuvorkommend auch Buonaparte dies Land dem berliner Hofe schon damals als eine Entschädigung anbot, welche für diesmal mit aller Höflichkeit abgelehnt wurde.

Jetzt aber war es nicht mehr Frankreich allein, welches über die Entschädigungsangelegenheiten in Deutschland sich die Entscheidung anmaßte, auch Rußland machte seinen Einfluß geltend und die deutschen Fürsten bettelten ohne Scham und Scheu um die Fetzen des zerrissenen Reichsmantels mit gleicher

*) Haugwitz, fragments de mémoires inedits. p. 55.

Zudringlichkeit an der Schwelle des Ersten Consuls der Republik in Paris, wie vor den Pforten des Autokrators in Petersburg. Am geschäftigsten war der Kurfürst von Pfalz-Baiern gewesen, dessen Gesandter, Graf Cetto, in Paris unter dem 24. Mai einen Vertrag abgeschlossen, worin ihm vollständige Entschädigung zugesichert wurde. Für Preußen unterhandelte Luchesini in Paris und durfte sich rühmen, ein glänzendes Geschäft durch den Vertrag vom 23. Mai 1802 abgeschlossen zu haben, in welchem dem Könige von Preußen die Bisthümer Paderborn und Hildesheim, das Eichsfeld, Erfurt, Untergleichen, die Stadt und ein Theil des Bisthums Münster und die Abteien Elten, Essen und Werden von dem ersten Consul verschrieben wurden. Durch einen besonderen Artikel wurde der König von Preußen ermächtiget, die ihm zugetheilten Gebiete in Besitz zu nehmen, ohne zuvor eine Entscheidung des Reichstages abzuwarten. Dagegen gewährleistete Preußen die von Buonaparte in Oberitalien getroffene Errichtung einer italienischen Republik, welche ihn zum Präsidenten erwählt hatte. Zu derselben Zeit wußte sich das berliner Cabinet auch der Gunst des russischen Zaren zu versichern. „Am 9. Juni 1802 erfolgte eine Zusammenkunft Friedrich Wilhelms III. mit dem Kaiser Alexander zu Memel, bei welcher sich unter Mitwirkung des Eindruckes, den die Anmuth der geistvollen Königin auf den in Jugendschöne blühenden russischen Herrscher hervorbrachte, eine innigere Freundschaft zwischen den beiden Monarchen bildete, als ohne dieses Bindungsmittel, bei der Verschiedenheit ihres Charakters sonst der Fall gewesen sein würde.“*) — Mehr aber noch als von Preußen wurde Alexander von den ihm nahverwandten Fürstenhäusern von Würtemberg, Baden und Baiern veranlaßt, sich in die Entschädigungsangelegenheiten einzumischen, unter dem Vorwande, daß Rußland schon bei früheren Friedensschlüssen die Schutzherrschaft des deutschen Reichs übernommen habe. Indessen fanden die kleinen deutschen Prinzen und anderes Reichsgeschmeiß den Honig leckerer in Paris, als in Petersburg, wo der nordische Bär mit eisiger Tatze ihn unter Verschluß hielt. In Paris machte sich das Geschäft leichter. „Damals sind in Paris bei Unterbeamten, die in Dachstuben wohnten, deutsche Landschaften und Städte verhandelt worden;“ das Nähere darüber weiter unten. In dem Münchener Staatsarchiv dürften merkwürdige Rechnungen liegen über die, durch

*) Menzel, zwanzig Jahre, S. 597.

einen geheimen Vertrag vom 24. Mai 1802 dem Kurfürsten von Pfalz-Baiern von Talleyrand verschriebenen Bisthümer Würzburg, Bamberg, Passau, Freisingen, Augsburg und Eichstädt.

Preußen schritt zuerst mit der Besitznahme der, ihm von dem ersten Consul zugetheilten, Entschädigungsländer vor. Der wiener Hof machte noch einen Versuch, so einseitiges Zugreifen von Reichswegen zu untersagen. Der kaiserliche Gesandte in Berlin wurde beauftragt ein Schreiben zu übergeben, in welchem der Kaiser den König von Preußen benachrichtiget: ihm sei von der französischen Regierung zu erkennen gegeben, sie hege im Einverständniß mit dem russischen Hofe den Wunsch, daß das Entschädigungsgeschäft im reichsgesetzmäßigem Wege vorgenommen werde. Se. Majestät der Kaiser sei überzeugt, daß die Ruhe und Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes unmittelbar davon abhange, daß einerseits die Berichtigung der Entschädigungen mit Eintracht und wechselseitiger Rücksicht, zumal unter den vorzüglichsten Theilnehmern, erfolge, andererseits aber die Vollziehung des hierüber vom Kaiser und Reich mit Beistimmung Rußlands und Frankreichs festzusetzenden Planes in keinem anderen, als gesetzmäßigen Wege vor sich gehen und alle eigennützigen Schritte und Gewaltthätigkeiten davon entfernt werden würden, indem solche auch andere, noch so mäßig gesinnte, Theilnehmer zwingen müßten, ähnliche Wege zur Sicherstellung der ihnen gebührenden Entschädigungen einzuschlagen, woraus die Gefahr einer allgemeinen Verwirrung und der unmittelbaren Auflösung alles Verbandes und aller Gesetze des deutschen Reichs entstehen werde." — Das preußische Cabinet erwiederte: „es sei nicht möglich, die Besetzung der neuerworbenen Länder zu unterlassen; jedoch wünsche der König, daß diese Maßregel nur als eine vorläufige angesehen werden möge, und werde er die besetzten Länder nicht eher als sein Eigenthum ansehn, als bis durch Verhandlung bei dem Reichstage diese Angelegenheit beendigt sein werde."

Vom Kaiser und Reich, von Preußen als dem mächtigen Schutzherrn Norddeutschlands, von Baiern, Würtemberg und Baden als den größeren süddeutschen Höfen waren Frankreich und Rußland zu wiederholten Malen und inständigst eingeladen worden, das Schiedsrichteramt bei der Vertheilung der Reichs-Schlachtschüssel zu übernehmen. Aus einem Berichte, welchen damals der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Talleyrand, an den ersten Consul erstattete, lernen wir die jämmerlichen Zustände kennen, in welche

das heilige römisch-deutsche Reich nicht etwa durch Nationalversammlungen und Parlamente, nein, durch seine Fürsten und Cabinette gebracht worden war. „Es sei," sagt Talleyrand in seinem Berichte, „der aufrichtigste Wunsch Frankreichs gewesen, sich durchaus nicht in die Ausführung der verheißenen Entschädigungen zu mischen und dasselbe habe seinen Einfluß nur darauf eingeschränkt, seinen, auf diese Ausführung gerichteten Wunsch zu erkennen zu geben. Aber diese Aufforderungen seien ohne Erfolg geblieben und nachdem mehr als ein Jahr verflossen, ohne daß irgend ein Anfang zur Vertheilung gemacht worden, habe die Art von Auflösung, in welche hierdurch der deutsche Reichskörper versetzt worden, von Neuem die Ruhe Europa's bedroht. Das Vorgefühl dieser Gefahr habe die französische Regierung nicht für sich allein gehabt. Indem sie von den Reclamationen der, bei den Entschädigungen betheiligten, Fürsten angegangen worden, habe auch der russische Kaiser den Wunsch ausgesprochen, zur Erhaltung des hergestellten Friedens das Seinige beizutragen, und da zwischen dem ersten Consul und diesem Monarchen bald eine innige Uebereinstimmung und vollkommene Vereinigung über die edelmüthigsten Absichten (!) zu Stande gekommen und beide eingesehen, daß die völlige Ausführung des Lüneviller Friedens nur durch die Einleitung und den Einfluß zweier, dabei gar nicht interessirter, Mächte bewirkt werden könne, so hätten sie sich entschlossen, die Angelegenheiten Deutschlands zu vermitteln und durch ihre Dazwischenkunft dasjenige zu Stande zu bringen, was von der eigenen Berathschlagung des deutschen Reichskörpers vergebens erwartet worden sei. Bei dem, zu diesem Behufe ausgearbeiteten, Entschädigungsplane habe der Gesichtspunkt vorgewaltet, das, durch den Krieg und die Einführung neuer Fürstenhäuser in das Reich veränderte, innere Gleichgewicht Deutschlands wieder herzustellen. Wenn die Politik geboten, die vornehmsten Häuser auf das Genugthuendste zu befriedigen, so sei es nicht weniger für gerecht gehalten worden, auch den Staaten vom zweiten und dritten Range Ersatz zu schaffen, und der erste Consul habe einen besonderen Eifer gezeigt, diejenigen Rechte zu vertheidigen, welche sonst vielleicht die geringste Unterstützung gefunden haben würden. In der Absicht, die Wechsel des Kriegsglücks zu vermindern, habe man sich bemüht, alle Berührungspunkte zwischen denjenigen beiden Mächten zu vermeiden, welche am häufigsten durch ihre Streitigkeiten Europa mit Blut befleckt haben. Dieser, zwar nicht in seiner Strenge, doch so weit als möglich durchgeführte Grundsatz habe veranlaßt, auch die Ent-

schädigungen Preußens außer Berührung mit Frankreich und der batavischen Republik zu setzen. Diese Einrichtung habe Oestreich den Vortheil verschafft, alle seine Besitzungen räumlich vereinigt zu sehen und Preußen werde die zu einem Gegengewicht nothwendige Grundlage erhalten. Unter den Mächten zweiten Ranges sei das Haus Baden am meisten begünstigt worden, weil man für nöthig gehalten, den zwischen Frankreich und den großen deutschen Staaten liegenden schwäbischen Kreis zu verstärken, und der erste Consul habe sein Wohlgefallen darüber geäußert, daß hierin die Politik mit der Neigung der französischen Regierung übereinstimme, da letztere die Machtvergrößerung eines Fürsten nicht anders als gern sehen könne, dessen Tugenden ihm schon längst die Achtung von Europa erworben, dessen Familie sich so ruhmvoll durch Vermählungen (!!!) ausgezeichnet,*) und dessen Betragen während des Krieges die Gewogenheit der Republik ganz vorzüglich verdient habe. Mit wahrhafter Zufriedenheit hätten Frankreich und Rußland die Möglichkeit gesehen, da sie einmal zur Grundlage der Entschädigungen Säcularisationen hätten anwenden müssen, im Reiche einen geistlichen Kürfürsten zu behalten, dem sie ein anständiges Loos anzuweisen und ihm den Titel und die Geschäfte eines Erzkanzlers zu lassen beschlossen haben." In dieser Weise fand damals zwischen dem Zar-Autokrator und dem Consul-Republikaner das herzlichste Einverständniß — l'entente cordiale — statt, um das Schiedsrichteramt in den innersten deutschen Angelegenheiten zu übernehmen. Frankreich hatte sich sein gutes Theil — das linke Rheinland — vorweg genommen und der Zar war großmüthig genug, einen Ländergewinn nicht für sich zu beanspruchen, sondern dabei nur für die ihm nahe verwandten Häuser Würtemberg, Baden und Baiern zu sorgen.

Am 18. August 1802 wurde der, von den Gesandten Rußlands und Frankreichs unterzeichnete Entschädigungsplan dem deutschen Reichstage übergeben mit hinzugefügter Weisung: „es sei der Wille des Kaisers von Rußland und des ersten Consuls, daß keine Abänderung der, zwischen ihnen getroffenen, Bestimmungen stattfinden dürfe und daher die Reichsdeputation sich jeder weiteren Verzögerung des Abschlusses dieser Angelegenheit enthalten müsse." Es war eine Frist von zwei Monaten gestellt, binnen welcher das Geschäft abgemacht

*) Dem Kaiser von Rußland, dem König von Schweden und dem Kurfürsten von Baiern waren die drei Enkelinnen des Markgrafen Friedrich vermählt.

ſein müſſe. Aufs Neue ſuchte das wiener Cabinet die Ausgleichung zu verſchieben und trug darauf an, Rußland und Frankreich zu erklären, daß man ihre freundſchaftlichen Vorſchläge in ſorgfältigſte Ueberlegung nehmen werde. Als Kurbrandenburg auf dem Reichstage ſich vergeblich dawider ſetzte, erhielt der preußiſche Geſandte Lucheſini in Paris Auftrag, dem erſten Conſul die Bereitwilligkeit des berliner Hofes zu erklären, ſich den, von Frankreich und Rußland vorgelegten, Anordnungen zu fügen. Lucheſini unterzeichnete hierauf am 5. September 1802 „eine Uebereinkunft zwiſchen Preußen, Frankreich und Baiern, durch welche dieſe drei Mächte ſich verpflichten, wenn dem Kurfürſten von Baiern das ihm als Entſchädigung zugetheilte Paſſau nicht binnen ſechzig Tagen von den Oeſtreichern übergeben ſein würde, dies durch Vereinigung ihrer Waffen zu vollbringen. Lucheſini hatte, von Buonaparte gedrängt, dieſe Convention ohne vorgängige Genehmigung unterzeichnet; ſie erfolgte nachträglich. Vergebens erhob das wiener Cabinet gegen die von Preußen und Baiern in Paris abgeſchloſſenen Verträge Proteſt und verſagte dem, endlich in Regensburg zu Stande gekommenen, Deputationsbeſchluſſe die Ratification unter dem Vorwande, daß der kaiſerliche Botſchafter in Paris bisher vergeblich bei der franzöſiſchen Regierung darauf gedrungen habe, die Entſchädigungsangelegenheit zum Abſchluſſe zu bringen. Die Reichstagsdeputation, welche dem franzöſiſchen Geſandten hiervon Mittheilung machte, erhielt von demſelben zur Antwort: „Wenn man dem erſten Conſul vorwerfe, den Eröffnungen des Kaiſers ſeit dem Abſchluſſe des Lüneviller Tractats nicht entſprochen zu haben, ſo müſſe er erklären, daß die Projecte des wiener Hofes darauf abgezweckt hätten, ſein Gebiet bis an den Lech zu erweitern und Baiern aus der Zahl der Mächte ganz auszuſtreichen. Wenn das Gleichgewicht von Europa verlange, daß Oeſtreich groß und mächtig ſei, ſo erfordere das Gleichgewicht von Deutſchland, daß Baiern ganz erhalten und vor jedem anderweiten Anfalle geſchützt werde. Die Anträge des wiener Hofes hätten daher zu Paris nicht angenommen werden können und obgleich ſie nachher zu St. Petersburg erneuert worden, ſo hätten ſie doch dort keinen beſſeren Fortgang gehabt. Frankreich erkläre daher, daß ſich die Erb-Staaten des Kurfürſten von Pfalzbaiern und die ihm zur Entſchädigung beſtimmten Beſitzungen ſich nothwendig unter dem Schutze der vermittelnden Mächte befänden. Der erſte Conſul werde perſönlich nicht zugeben, daß die Stadt Paſſau in den Händen Oeſtreichs bleibe, noch daß es einen Theil

der Länder behalte, welche Oestreich auf dem rechten Innufer besitze.“ Vornehmlich war es dem wiener Hofe um die, dem Großherzog von Toskana im Lüneviller Frieden zugesicherte Entschädigung in Deutschland zu thun und Kaiser Franz trat hierüber in unmittelbare Correspondenz mit Buonaparte. Da diesem für jetzt mehr daran gelegen war, den Kaiser und die kleinen Fürsten in Italien loszuwerden, als sich Preußen und Baiern zu verpflichten, gab er Oestreichs Andrängen Gehör und genehmigte in einem, am 26. Dezember 1802 zu Paris abgeschlossenen Vertrage, daß der Kaiser als Entschädigung für den Breisgau, welches dem Herzoge von Modena zugetheilt wurde, die Bisthümer Brixen und Trient, der Großherzog von Toskana das Bisthum Eichstädt erhielt, welches Baiern wieder herausgeben mußte; man hatte in Paris die kaiserlich östreichischen Dukaten vollwichtiger gefunden, als die preußischen Noten. Der wiener Hof war zufrieden gestellt und der berliner hatte ebenfalls alle Ursach zufrieden zu sein. Bei dem Reichstage kam der Hauptschluß am 25. Februar 1803 zu Stande und wurde mittelst eines Reichsgutachtens vom 24. März dem Kaiser zur Genehmhaltung unterbreitet. Unterbreitet ward ihm und seinen Kurfürsten der, einst in Macht und Ruhm strahlende, Purpurmantel des heiligen römischen Reiches germanischer Nation, und diese Schädelstätte gefallener Helden als ein Schindanger geplagter Unterthanen, der Willkühr und dem Schacher der eigenen, der Gewaltthätigkeit fremder Gebieter schutzlos preisgegeben. Nicht haben die römischen Kriegsknechte mit mehr Begier und Betrug, Argliſt und Gewalt um die Kleider des Heilandes gewürfelt und gerissen, als die Fürsten Deutschlands um die, mit dem Schweiß und Blut des Volkes getränkten, Gauen des armen Reiches.

Der Kaiser, welcher bereits für die Niederlande (469 Geviertmeilen) und für die Herzogthümer Mailand und Mantua (400 Geviertmeilen) mit dem Gebiete der Republik Venedig (500 Geviertmeilen) entschädigt worden war, erhielt für sich nur die Bisthümer Brixen und Trient, außerdem aber für seine Verwandten: den Herzog von Modena das Breisgau in Schwaben (54 Geviertmeilen), und für den Großherzog von Toskana das Erzbisthum Salzburg mit Berchtolsgaden nebst einigen Stücken der Bisthümer Passau und Eichstädt (200 Geviertmeilen) und den Titel: Kurfürst von Salzburg. Einen besseren Griff that Preußen, welches für 48 Geviertmeilen, auf dem linken Rheinufer gelegenen Landes (Geldern, Cleve, Meurs), diesseit 241 Geviertmeilen mit einer

Bevölkerung von 600,000 Einwohnern und über drei Million Thalern Einkünften erhielt, nämlich (oder nehmlich?): Münſter (zum großen Theil), Hildesheim, Paderborn, Erfurt und Untergleichen, das Eichsfeld und Treffurt, die Abteien Herforden, Quedlinburg, Elten, Eſſen, Werden und Kappenberg, die Reichsſtädte Mühlhauſen, Nordhauſen und Goslar.

„Was bei dieſer Entſchädigung alle Reichsſtände beleidigte, war das Mißverhältniß des Gewinns zur Einbuße. Ueberdem wußten alle, daß die Berechnung, oder eigentlich die ungefähre Schätzung, von Frankreich zum Vortheil ſeines Freundes, des Königs von Preußen, geſtellt war. Endlich blieb keinem verborgen, welcher Verbeſſerung das bewilligte Land empfänglich ſei und wie große ihm die Wirthſchaftlichkeit Preußens geben werde. Das Alles ſchadete auf mehr denn eine Weiſe dem ſchon geſunkenen Rufe dieſes Staates und belebte die alten Vorwürfe. Man erinnerte ſich mit Bitterkeit der vernachläſſigten Rettung Hollands, des beſchleunigten Baſeler Friedens, des Kaltſinns für jeden Aufruf zu neuer Vereinigung und der immer innigeren Freundſchaft für Frankreich. Alles was in preußiſch-geſinnten Blättern von aufgewandten Kriegskoſten, verringerten Einkommen während der Kriegsjahre, rühmlicher Friedensliebe und wohlthätiger Beſchützung Norddeutſchlands erwähnt wurde, machte geringen Eindruck. Der Kaiſer und die Verſammlung zu Regensburg ſprachen immerfort von „Ungerechtigkeit und Erſchleichung“, ſäumten ihre Genehmigung zu den Beſchlüſſen Frankreichs und Rußlands, die eigentlich hier entſchieden, zu geben und hätten gern geſchmälert. Friedrich Wilhelm III., geſichert durch den Willen der beiden obwaltenden Mächte, konnte gelaſſen zuſehn, wenn das Reich wegen der Anſprüche der Fürſten ſich einigen werde; aber ſeine eigene Ehre ſchien zu fordern, über das, was er dreiſt gethan hatte, wenigſtens nicht zaghaft zu ſcheinen und ſo erklärte ſein Geſandter zu Regensburg am 12. October 1802: „alles Geſchehene hätten Frankreich und Rußland durch feierliches Abkommen gebilligt. Daraus erhelle von ſelbſt, daß Preußens Entſchädigung nicht nach demſelben Verhältniß zu würdigen ſei, wie der anderen Fürſten. Was übrigens die noch unberichtigte Angelegenheit Deutſchlands betreffe, ſo müſſe der König wünſchen und rathen, daß man ſich füge und den franzöſiſch-ruſſiſchen Plan ſchnell und unbedingt annehme.“

Nach ſolcher Handlungsweiſe und Aeußerung eines der erſten deutſchen Machthaber richteten ſich die anderen Fürſten insgeſammt und legten alle Scham

ab. Diejenigen, welche sich gut bedacht glaubten, ergriffen noch vor Ablauf des Jahres Besitz; die mehr verlangten, wie Oestreich, suchten durch besondere Unterhandlung mit Frankreich ihr Loos zu bessern. Nachdem so Alles nicht auf heimischem Boden, sondern auswärts, nicht nach Grundsätzen, sondern nach Willkür, nicht durch Recht, sondern durch Eigenmacht, nicht friedlich geschlichtet, sondern herrisch entschieden war, folgte, den Schein zu retten, am 25. Februar 1803 der Reichsabschluß und ihm die kaiserliche Genehmigung. Von da an galt Preußens und der anderen Fürsten Erwerb für öffentlich anerkannt und die Ungerechtigkeit ward als unvermeidlich geheiligt.*)

So groß die Schmach des lüneviller Friedens und der durch Frankreich und Rußland vermittelten Ausführung desselben für Kaiser, Fürsten und Reich war, so dürfen wir doch den Gewinn nicht verkennen, welchen das deutsche Volk zur Anbahnung einer nationalen Gesammtheit davon hatte, indem eine Menge kleiner und kleinster Herrscherchen geistlichen, weltlichfürstlichen, reichsritterschaftlichen und freistädtischen Zeichens verschwanden, deren Liegenschaften und geplagte Unterthanen von den größeren Nachbarn in sich aufgenommen wurden. Die deutschen Reichs-Landkarten-Illuminirer konnten jetzt eine gute Anzahl ihrer Farbentöpfe bei Seite setzen, die Harlekinsjacke des heiligen römischen Reichs hatte einen großen Theil ihrer Flicklappenbuntscheckigkeit verloren. Von gegen hundert geistlichen Reichsständen, Erzbisthümern, Bisthümern, Abteien, Stiften, Klöstern und sonstigem Kirchengut wurden nur drei beibehalten: der Kurfürst Erzkanzler, dessen erzbischöflicher Stuhl von Mainz nach Regensburg versetzt und dessen Dotation auf das Fürstenthum Aschaffenburg, die Reichsstädte Regensburg und Wetzlar beschränkt wurde, der Hoch- und Deutschmeister des deutschen Ordens zu Mergenthin und der Großprior des Maltheserordens zu Heitersheim, zwei geistliche Ritterorden, einst zur Wiedereroberung des heiligen Grabes aus den Händen der Ungläubigen gestiftet, jetzt auf fetten Pfründen gleich Mönchen faulpelzelnd und Kapaune mästend; auf des Kaisers inständigstes Verwenden wurde so tapfre Ritterschaft ihm erhalten. In Preußen, wo das Haupt-Ordenshaus des deutschen Ordens zu Marienburg an der Nogat lag, war die Verweltlichung desselben schon vor mehr als hundert Jahren vollzogen worden. Zweiundvierzig Reichsstädte hörten

*) Manso, Geschichte des preuß. Staats. II. 53.

ebenfalls auf selbstständig zu sein und wurden verschiedenen Fürstenhäusern zugetheilt. Sechs der großen Handelsstädte bewahrten ihre Selbstständigkeit: Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt, Augsburg und Nürnberg; ihnen wurden die in ihrem Bezirk liegenden geistlichen Güter zugetheilt.

In gleicher Weise, wie der Kaiser für seine italienischen Vettern, machte der König von Preußen für seine holländischen Ansprüche und erhielt sie gewährt. Der Fürst von Oranien-Nassau erhielt für die in Holland verlorene Erbstatthalterschaft die Bisthümer Fulda und Corvey nebst mehreren Abteien und die Reichsstadt Dortmund. Für den Landgrafen von Hessen-Cassel hatte sich Preußen ebenfalls verwendet und ihm vier mainzische Aemter und Aufnahme in das Kurfürsten-Collegium verschafft, der Landgraf von Hessen-Darmstadt hatte 33 Geviertmeilen Landes auf dem linken Rheinufer eingebüßt; er erhielt dafür zum Ersatz 90 Geviertmeilen. Die Kurwürde erhielten außer Hessen-Cassel auch Salzburg, der Herzog von Würtemberg und der Markgraf von Baden.

Dies waren die erheblichsten, durch den Frieden von Lüneville herbeigeführten, Umgestaltungen des deutschen Reichsgebietes.

Erntefestgebräuche.

Von Dr. Heinrich Hoffmann, Gymnasialoberlehrer in Arnstadt.

Wenn die Ernte eingebracht ist, dann ist Freude im Hause. Dann feiert der Landmann mit seinen Leuten ein Fest, das Erntefest. Es ist ein Dankfest für den Segen, den Gott auf Feld und Flur hat wachsen lassen. Es ist ein Freudenfest, weil die Arbeit getan ist, weil die Scheuern gefüllt sind, weil der Winter kommt mit seiner Ruhe. Es ist ein Fest der Gemeinschaft, weil alle, die zur Ernte beigetragen haben, daran teilnehmen. Es ist ein Fest der Gastlichkeit, weil der Bauer seine Freunde und Nachbarn einlädt, mit ihm zu feiern. Es ist ein Fest der Fröhlichkeit, weil Arbeit und Sorge vorüber sind.

Am 8. Oktober, dem Gedenktage des Erzengels Michael, ist in Thüringen das Erntefest. Dann ist der Tag gekommen, an dem der Bauer seine Leute zum Erntefestschmause einlädt. Dann ist der Tag gekommen, an dem der Bauer seine Leute zum Erntefestschmause einlädt. Dann ist der Tag gekommen, an dem der Bauer seine Leute zum Erntefestschmause einlädt.

Am 8. Oktober, dem Gedenktage des Erzengels Michael, ist in Thüringen das Erntefest. Dann ist der Tag gekommen, an dem der Bauer seine Leute zum Erntefestschmause einlädt. Dann ist der Tag gekommen, an dem der Bauer seine Leute zum Erntefestschmause einlädt. Dann ist der Tag gekommen, an dem der Bauer seine Leute zum Erntefestschmause einlädt.

unterwirft, gegen England, welches durch die Alleinherrschaft zur See über den Welthandel zu gebieten die ungeheuersten Anstrengungen macht. Wie in der Tragödie der alten Griechen sehen wir hier zwei gleichberechtigte Mächte im Kampf auf Leben und Tod einander gegenübertreten, als titanische Naturgewalten: das Festland und das Meer; als sittliche Mächte: den Absolutismus und die Aristokratie. Die Naturmächte als das, im ewigen Kampfe sich gleichgültig Erhaltende bleiben unverändert; die Meereswelle zerschellt an dem Ufer und kehrt augenblicklich zu erneutem Angriffe zurück und das Festland streckt ihm die Felsenstirn trotzig entgegen, ohne es jemals zur Ruhe verweisen zu können. In der Natur bleibt es „beim Alten." Nicht so auf dem Gebiete der sittlichen Mächte; wohl hören wir den weisen Salomo citiren, welcher gemeint hat: es geschieht unter der Sonne nichts Neues! Allein bei dem besten Willen ist das einmal Vergangene, das Alte — und wenn es der alte Bundestag zu Frankfurt sein sollte — nicht wieder herzustellen. Nannten wir aber den Absolutismus und die Aristokratie als die beiden sittlichen Mächte, welche in dem Kampfe Frankreichs mit England einander gegenüberstanden, so hat dieser Kampf mit dem der feindlichen Mächte in der Tragödie auch dies gemeinsam, daß beide in ihrer Einseitigkeit zu Grunde gehn. Der Absolutismus des Militairstaates ist für alle Zeiten gerichtet durch den Sturz Napoleons; allein der Besiegte riß zugleich den Sieger mit in sein Grab. Auf den Feldern von Leipzig und Bellealliance hat die Aristokratie ebenfalls den Todesstoß erhalten, um niemals wieder als gebietende Macht hergestellt zu werden. Aus dem Falle jener beiden Mächte aber beginnt das neue Princip, die Idee des sittlichen Freistaates, sich zu verwirklichen. So etwas übereilt sich nicht; der Weltgeist läßt sich Zeit, „vor ihm sind tausend Jahre wie Ein Tag."

Preußen hatte den Beruf, bei diesem weltgeschichtlichen Kampfe ein entscheidendes Gewicht, sein Schwerdt, in die eine oder die andere Waagschaale zu legen. Von beiden streitenden Mächten wurde um die Freundschaft und Bundesgenossenschaft Preußens geworben, und dieses begünstigte wie eine unentschlossene, oder nach schlimmerer Deutung, feile Buhlerin bald den einen, bald den anderen Bewerber. Der eigentliche Grund dieses Schwankens ist weniger in der Unschlüssigkeit des Königs zu suchen, als darin, daß es sich mit der damaligen preußischen Cabinetspolitik sehr wohl vertrug, bald mit dem ersten Consul für den Absolutismus, bald mit England für die Aristokratie die Waf-

sen zu ergreifen, je nachdem von der einen oder anderen Seite annehmlichere Bedingungen gestellt, bessere Aussichten eröffnet wurden. Dadurch, daß der erste Consul Preußen in dem Frieden von Lüneville so reichlich bedacht hatte, glaubte er dasselbe auf längere Zeit zu dienstbeflissener Bundesgenossenschaft sich verpflichtet zu haben und behandelte es mit schonender Rücksicht, um nach Umständen durch die preußischen Waffen die deutschen Provinzen Englands besetzen zu lassen. Zwar hatte das stolze Albion sich endlich auch zur Verständigung mit der übermüthigen Nebenbuhlerin herbeigelassen und mit der Republik Frankreich den Frieden von Amiens (den 25. März 1802) geschlossen; allein noch bevor ein Jahr vergangen, hatte der unternehmende Feldherr durch Verletzungen mannigfacher Art England aufs Neue herausgefordert. Er hatte Piemont eigenmächtig zu Frankreich geschlagen, die Einfuhr englischer Waaren verboten und der batavischen, helvetischen und cisalpinischen Republik Verfassungen gegeben, durch welche die Macht Frankreichs verstärkt wurde. England verlangte die Räumung der in dem Frieden von Amiens den Franzosen zugestandenen Insel Malta. „Malta oder den Krieg!“ rief Pitt; Buonaparte antwortete: „eher den Krieg, als Malta!“ und England erklärte Frankreich den 18. Mai 1803 den Krieg. Buonaparte faßte jetzt den kühnsten von allen seinen Plänen, der aber unausgeführt blieb: eine Landung in England zu unternehmen. In dem Hafen von Boulogne versammelte er eine große Anzahl von Fahrzeugen aller Art zur Ueberfahrt und ließ zwischen Calais und Boulogne ein Heer, welchem er den herausfordernden Namen „das englische“ gab, ins Feldlager rücken. Die Engländer verspotteten das prahlerisch angekündigte Unternehmen in Zerrbildern, allein Pitt nahm die Sache nicht scherzhaft, sondern ließ sich große Summen bewilligen und alle waffenfähigen Engländer vom siebenzehnten bis funfzigsten Jahre wurden aufgeboten. Einstweilen aber begnügte der erste Consul sich damit, daß er ein Heer nach Hannover schickte, um den Engländern die Mündungen der Weser, Ems und Elbe zu verschließen. Der Einmarsch der Franzosen in das deutsche Kurfürstenthum war eine gewaltsame Verletzung des deutschen Reichs, allein dies war gegen dergleichen Schläge unempfindlich und Preußen, welches im eigenen Interesse die nächste Aufforderung hatte, gegen solche Verletzung zu protestiren, hatte ja im vergangenen Jahre sich denselben Eingriff erlaubt. „Man konnte,“ sagte einer der geheimen Räthe des Königs, „den Franzosen das Recht, Hannover zu besetzen, nicht bestreiten, ohne sich selbst

zum Erröthen zu nöthigen, nachdem erst kurz vorher die preußischen Truppen das, auf Andringen Rußlands wegen seiner Seehändel mit England besetzte, Kurfürstenthum geräumt hatten. Von dem Rechte der Großmächte, eigene Interessen in die Hände zu nehmen und zu erklären, daß dieselben eine fremde Besetzung des Kurfürstenthums nicht gestatteten, konnte man keinen Gebrauch machen, ohne die Franzosen zu einer gleichen Erklärung zu veranlassen.“*) Bei dem Einrücken der Franzosen in das Hannöversche schloß der General Mortier mit Abgeordneten des Landes am 3. Juni einen Vertrag zu Suhlingen, in welchem den hannöverschen Truppen freier Abzug in das Lauenburgische gestattet wurde. Als König Georg III. diesem Vertrage die Genehmigung versagte, drang Mortier in das Lauenburgische vor, zwang die gesammte hannöversche Armee, sich ohne Gegenwehr kriegsgefangen zu geben, Waffen, Kriegsvorräthe, Pferde und die festen Plätze den Feinden zu überliefern. Die Franzosen verschlossen den Engländern die Mündungen der Elbe und Weser, besetzten Cuxhaven und Ritzebüttel und legten den Hansestädten eine Zwangsanleihe auf. Die Engländer erklärten hierauf die Mündungen der Weser und Elbe in Blokadezustand und so wurde der deutsche Seehandel von Freund und Feind in gleich verderblicher Weise zu Grunde gerichtet. Es war die Frucht der, als klügstes Staatsprincip von dem preußischen Cabinet geltend gemachten, Neutralität: man wollte es mit keinem verderben, aber auch mit keinem fest zusammenhalten; so verdarb man es mit Allen und gewann bei keinem Vertrauen.

„Friedrich Wilhelm III.,“ bemerkt einer der am besten unterrichteten Zeitgenossen,**) „hatte nach dem Frieden von Basel seinem Volke so wie ganz Norddeutschland die Wohlthaten einer langen und vortheilhaften Neutralität verschafft. Während der Krieg die anderen Länder Europa's verheerte, überließ sich Preußen den Künsten und den Arbeiten des Friedens und bereicherte sich durch die Verluste der anderen. Der König war entschlossen, wenn der Krieg wieder entbrennen sollte, diese Rolle auf's Neue zu übernehmen, welche ihm bei den anderen Höfen ein gewisses Ansehen verschafft hatte. Alle Männer von Einfluß in seinem Rathe waren der Ansicht, daß, wenn sich Preußen auf irgend einem Punkte aus seinem Systeme drängen ließ, sein ganzes Gaukelspiel zu

*) Lombard, matériaux pour servir à l'histoire des années 1805, 6, 7. p. 96.

**) Armand Lefebvre, histoire des Cabinets de l'Europe (Paris 1845) T. I. p. 284.

Ende sein und es dann nur zwischen Krieg oder Erniedrigung zu wählen haben werde. Nun bildet aber Hannover einen wesentlichen Bestandtheil des Bereiches des Einflusses und der Thatkraft Preußens. Unter dem Gesichtspunkte des Handels war diese Angelegenheit von nicht minderer Bedeutung . . . Dem Könige von Preußen bot sich damals Gelegenheit dar, einen kühnen Griff zu thun, nämlich bei dem ersten Kanonenschuß auf dem Meere, ohne Umstände Truppen nach Hannover zu werfen und es während des Krieges besetzt zu halten, wie er es zwei Jahre vorher auf das Verlangen Rußlands gethan hatte. Bei dieser Gelegenheit, welche eine der entscheidendsten für sein ganzes Leben war, gebrach es ihm nicht an gutem Rath. Graf Haugwitz drang darauf, Preußen solle Frankreich in dem Kurfürstenthume zuvorkommen; der erste Consul würde darüber sehr in Harnisch gerathen sein, er würde laut gedroht haben; allein dabei würde sein Zorn es haben bewenden lassen. Er kannte die verwundbaren Seiten seiner Stellung sehr wohl und wußte, wie wichtig es für ihn sei, Preußen zu schonen um es nicht durch unbedachte Gewaltthätigkeiten in die Arme seiner Feinde zu drängen.

Durch eine solche energische That würde Friedrich Wilhelm in der Meinung der Welt gestiegen sein und sämmtlichen Höfen gezeigt haben, daß er zugleich friedlich und stark zu sein verstehe und daß er keinem anderen, wie mächtig er auch sei, gestatten werde, über Staaten zu verfügen, welche er einmal unter seinen Schutz genommen. Er würde Herr seiner Zukunft geblieben sein und sich zwölf Jahre der Trübsal und des Unglücks erspart haben. Allein dieser Fürst schreckte vor einer Maßregel zurück, deren Zweckmäßigkeit sein Geist wohl erkannte, die aber für seinen Charakter zu kühn war. Er gedachte das Ziel, auf das er nicht mit dreister Stirn und gehobener Faust loszugehen wagte, auf dem langsamen und gewundenen Wege der Unterhandlungen zu erreichen. Er wendete sich zunächst an England und erbot sich Hannover in Verwahrung (en dépôt) zu nehmen, unter der Bedingung, daß von jenem der freien Schifffahrt auf Elbe und Weser unter preußischer Flagge kein Hinderniß gemacht und das Durchsuchungsrecht preußischer Schiffe aufgegeben werde. England a
tete auf diesen unschuldigen Vorschlag in beleidigender Weise. Von
zurückgewiesen wandte sich Friedrich Wilhelm an Frankreich und beschw
ersten Consul, die Unabhängigkeit Hannovers zu respectiren unter der Zu
rung, dasselbe für ihn in Verwahrung zu nehmen. Buonaparte's En

50ste Lieferung.

Von Elba nach St. Helena.

Von

Dr. Fr. Förſter.

Einleitende Geſchichte der Jahre 1786—1814.

Preis der Lieferung 5 Sgr. (18 Kr. Rh.)

Berlin.
Guſtav Hempel.
—
1866.

war unwiderruflich; er wollte England die großen Flüsse Deutschlands verschließen, dem Handel, der Englands Lebensfrage ist, wollte er hier eine Wunde schlagen und während Friedrich Wilhelm die Zeit mit vergeblichen Unterhandlungen verlor, hatte Mortier die Befehle des ersten Consuls vollführt. Dennoch ließ Buonaparte nichts unversucht, sich der Geneigtheit des Königs von Preußen zu versichern, im Bunde mit ihm glaubte er England, Rußland und Oestreich gewachsen zu sein. „Es gab damals," bemerkt Lefebvre,*) „in Europa eine Großmacht, welche noch nicht Partei ergriffen und deren Bündniß noch zur Verfügung stand: dies war Preußen. War Frankreich so glücklich es seinem Sterne zuzuführen, dann wäre seine Sache in Europa gewonnen gewesen. Preußen konnte 200,000 Mann ins Feld stellen, sein Volk hatte Einsicht und Sinn für den Krieg, auf seine Stimme würde man in den Cabinetten Europas gehört haben; es konnte England in Hannover, Rußland in Litthauen und Volhynien, Oestreich in Böhmen und Schlesien angreifen. Es verfügte über fast alle Kräfte Norddeutschlands. Die Hansestädte, Mecklenburg, Hessen, Sachsen, Braunschweig waren sämmtlich Trabanten seiner Macht, gehorsam allen seinen Bewegungen. Auf einen solchen Bundesgenossen gestützt, konnte Frankreich die Feindschaften des übrigen Europas verachten. Auf dem Festlande wäre der Friede gesichert gewesen, da Rußland und Oestreich es nicht gewagt haben würden, sich mit zwei so furchtbaren Gegnern zu messen. Mit unserem Glück, wie mit unseren Gefahren verbunden, würde Preußen mit uns groß geworden sein. Bei den Entschädigungen hatte es der erste Consul schon reichlich bedacht, ohne daß es ihm einen wesentlichen Dienst geleistet hatte; was würde er erst für dasselbe gethan haben, wenn es sich unserer Politik ohne Rückhalt angeschlossen und mit seinen mächtigen Gedanken, seinen kräftigen Armen unterstützt hätte? Friedrich II. hatte für die Machtstellung seines Landes viel gethan, Buonaparte hätte durch die Gunst seines Bündnisses noch mehr thun können. Preußen war ein unvollendetes Monument; es mußte sich selbst erst noch fertig machen, es hatte vielmehr die Anmaßung, als die wirkliche Stärke einer Macht ersten Ranges. Hätte es sich ohne Rückhalt uns in e Arme geworfen, dann hätte es sicher das erreicht, was ihm fehlte: besser zogene militairische Grenzen, ein zusammenhängenderes Land, einen bedeutenden

*) Th. I. S. 328.

Zuwachs an Bevölkerung und Einkünften.*) Gab es wohl eine Ausſicht, würdiger ein ehrgeiziges und kriegeriſches Volk zu begeiſtern, als die: Oeſtreich den Vorrang in Deutſchland ſtreitig zu machen, vielleicht ſogar die Kaiſerkrone, und ſich zu dem Range einer europäiſchen Großmacht zu erheben? Es war eine berechtigte Hoffnung, daß Preußen ſich den Ausſichten auf Größe und Ruhm nicht entziehen werde. Unglücklicher Weiſe war der Mann, welcher damals den preußiſchen Thron einnahm, der ihm geſtellten Aufgabe nicht gewachſen.**) Ein verſtändiger Mann, aber von gewöhnlicher Haltung (d'une portée ordinaire), ein ehrenwerther Charakter, aber furchtſam, hatte Friedrich Wilhelm III. nur einen Ehrgeiz, den: die Erbſchaft Friedrichs II. unangetaſtet zu erhalten und nur ein Syſtem: ſeinem Staate und ganz Norddeutſchland die Vortheile des Friedens und der Neutralität zu erhalten. Konnte er bei der unſchuldigen Ausübung dieſes Protectorats irgend etwas ohne Geräuſch und Aufſehen gewinnen, war er entſchloſſen ſich die Gelegenheit nicht entgehen zu laſſen; vor Allem, was darüber hinausging, ſchreckte er zurück. Vor dem Kriege hatte er einen unüberwindlichen Abſcheu, vielleicht deshalb, weil er beſorgte, da er nichts davon verſtand, von ſeinen Generalen abhängig zu werden. Zu allen Angelegenheiten brachte er die Bedenklichkeiten eines zarten und leicht erregbaren Gewiſſens mit. Galt es, eine energiſche Partie zu ergreifen, dann ſchwankte ſein Geiſt unentſchloſſen, die Gelegenheit zum Handeln entſchwand und er ließ die Fluth der Gefahren über ſeine Krone anſchwellen, welche er mit etwas mehr Entſchloſſenheit bei rechter Zeit leicht beſchworen haben würde. Mit dem beſcheidenen Gemüthe eines Fürſten dritten Ranges hatte er dennoch die Empfindlichkeit eines Fürſten erſten Ranges. So war Friedrich Wilhelm und ihm zur Seite trat, durch eines jener ſonderbaren Spiele des Zufalls, ein Mann auf, der plötzlich der Abgott Frankreichs geworden war, ein großes, raſtloſes Genie, deſſen Pläne die ganze Welt umfaßten, verwegen bis zur Tollkühnheit, großer Feldherr zu einer Zeit, in welcher auf den Thronen Europas nicht ein einziger Kriegesfürſt zu finden war. Die Natur ſchien, indem ſie

*) „Preußen iſt zu ſchwach," äußerte ſich Buonaparte in dieſer Zeit einmal drohend gegen den öſtreichiſchen Geſandten, Grafen Cobenzl, „ich werde es unterſtützen, ich werde es groß machen." (Bignon IV. S. 23.)

**) Im Bunde mit Napoleon, dem Vertreter des Abſolutismus, nicht; wohl aber ſpäter im Bunde mit den Volksführern Stein, Hardenberg, Blücher.

dieſe beiden Charaktere ſo verſchieden formte, ſich darin gefallen zu haben, den vollſtändigſten Contraſt hervorzubringen und es war dies ein grauſames Spiel; denn ihnen beiden waren die Geſchicke zweier Völker anvertraut, welche durch alle ihre Intereſſen zu einander geführt wurden und deren Vereinigung ihnen Macht und Größe verliehen hätte."

Daß Friedrich Wilhelm, trotz der vielfachen Beweiſe perſönlicher Achtung und politiſchen Wohlwollens, welche der erſte Conſul ihm gab, ſich mehr und mehr von ihm entfernte, hatte ſeinen vornehmſten Grund in dem Rechtsgefühl des Königs, welches durch die Anmaßung Buonaparte's, ohne weitere Anfrage in Hannover einzumarſchiren, ſehr verletzt wurde. Außerdem war der erſte Conſul ein Emporkömmling, welcher, wenn auch noch nicht dem Namen, doch der That nach, den legitimen Thron der Bourbons einnahm, deſſen rechtmäßigem Prätendenten der König eine Freiſtatt in Warſchau gewährte. Emigranten von altem franzöſiſchen Adel, welche ſelbſt bei der engliſchen Ariſtokratie für Vollblut galten, fanden an dem Berliner Hofe gaſtfreie Aufnahme und außerdem zog uns das Herz nach St. Petersburg. „Man befand ſich," bemerkt Lefebvre, „in Berlin noch unter der Verzauberung der Zuſammenkunft in Memel und die Königin unterhielt mit einer Art frommer Verehrung die Beziehungen lebhafter Sympathie, welche damals zwiſchen ihrem Gemahl und dem Kaiſer Alexander beſtanden. Dieſe Fürſtin übte auf den König jene zarte Gewalt aus, welche ein Charakter voll Sanftmuth und Grazie, vereint mit den Reizen einer rührenden Schönheit auf einen Mann von reinen Sitten auszuüben vermag. In häuslicher Vertraulichkeit war ſie bemüht, dem Gemahl Vorſicht zu predigen und ihm zu rathen, bei den Anerbietungen des erſten Conſuls auf ſeiner Hut zu ſein."

In dem Cabinet des Königs begannen ſich unter dem Einfluſſe der beiden Miniſter, welche mit den auswärtigen Angelegenheiten beauftragt waren, zwei Parteien zu bilden. Der Graf Haugwitz, welcher eine entſchiedene Vorliebe für die Macht und den guten Erfolg, einen Widerwillen gegen die Schwachen und Beſiegten hatte, neigte ſich ganz offen Frankreich zu. Frankreich, dies war ſeine Anſicht, hatte ein offenbares Intereſſe, Preußen zu ſchonen, zu vergrößern; es war allmächtig zum Schaden, wie zum Nutzen, man hatte Alles von ſeiner Freundſchaft zu hoffen, von ſeinem Uebelwollen Alles zu fürchten, deshalb mußte man ſich auf daſſelbe ſtützen, ohne ſich ihm ohne allen Rückhalt

hinzugeben und mußte verſtehen, ſich ſeiner zu bedienen und es zu zügeln. Dieſer Anſicht ſchloſſen ſich außerdem der alte Feldmarſchall Möllendorf, welcher gern an das Wort Friedrichs des Großen erinnerte: „Preußen muß in gutem Vernehmen mit Rußland, kalt gegen Oeſtreich und innigſt befreundet mit Frankreich ſein," die Generale Zaſtrow und Kalkreuth an, und endlich der Geheime Legationsrath Lombard, ſeinem Geiſt und Charakter nach ganz Franzos, dem das Vergnügen, die Literatur und die gute Tafel über Alles gingen und der keinen andern Ehrgeiz hatte, als ſeinem Herrn zu gefallen, dem er durch ſeine gute Laune und durch die pikanten Feinheiten der Unterhaltung gefiel. Nebenbuhler des Einfluſſes und der Stellung des Grafen Haugwitz war der Baron Hardenberg, welcher ſich ganz offen den engliſchen Intereſſen zuneigte. Als geborner Hannoveraner hatte er ein Wenig von dem Franzoſenhaß, zu welchem ein jeder gute Hannoveraner ſich für verpflichtet achtet, mit der Muttermilch eingeſogen; als ein Mann von ausgezeichnetem Geiſte, einem feſten, leidenſchaftlichen Herzen, war er, wie ſein College, überzeugt, daß von allen Syſtemen das ſchlechteſte eine ſyſtematiſche immerwährende Neutralität ſei, und zugleich zu einſichtig, um nicht unter die möglichen Fälle zur Vergrößerung ſeines Landes auch den eines Bündniſſes mit Frankreich aufzunehmen. Allein ihn beunruhigte die täglich fortſchreitende Entfaltung der gefürchteten Macht Frankreichs, welche er mehr geneigt war zurückzuhalten, als ihr zu dienen, und in dem Miniſterrathe war er die geheime Stütze der Meinung der Königin. Es gab demnach in Berlin drei verſchiedene Anſichten: die des Königs, welcher eine abſolute und beſtändige Neutralität wollte; die der Königin und Hardenbergs, welche ſich zu Rußland und England neigten; die des Grafen Haugwitz, welcher für Frankreich war.

Der erſte Conſul, welchem jetzt Alles daran gelegen war, den König von Preußen für ſich zu gewinnen, ertheilte den 4. Juni 1803 ſeinem Geſandten Herrn de la Foreſt (der „Citoyen-Ministre" hat bereits wieder dem „Herrn von" Platz gemacht) Auftrag, dem Berliner Cabinet ein förmliches Bündniß anzutragen. Graf Haugwitz gab eine ausweichende Antwort, in welcher er ſagte, daß die Freundſchaft des erſten Conſuls eben ſo bedenklich, wie ſeine Feindſchaft ſei, da man nicht wiſſen könne, wohin ſie führe und daß vor Allem wünſchenswerth ſei, daß die franzöſiſchen Truppen aus Hannover zurückgezogen würden. Man war in Berlin nicht geſonnen es mit Frankreich zu verderben,

man wollte ſich aber auch nicht mit ihm verbinden. Friedrich Wilhelm ſchrieb an den erſten Conſul einen ſehr ſchmeichelhaften Brief, in welchem er ihn beſchwor, den traurigen Zuſtänden in Norddeutſchland ein Ende zu machen. Den Brief überbrachte der geſchmeidige und kluge Lombard. Buonaparte, welcher eben die Huldigungen der, mit der Republik Frankreich vereinigten, Rheinländer in Aachen, Mainz, Bacharach und Coblenz angenommen, empfing den preußiſchen Briefträger ſehr zuvorkommend in Brüſſel. „Buonaparte war niemals artiger und verführeriſcher. Er ſagte zu Lombard: es ſei ſein innigſter Wunſch, mit Preußen ein feſtes Bündniß zu ſchließen; es ſei ein Ehrenpunkt für ihn, dieſe Monarchie zu erheben, zu vergrößern und ſchloß mit der Erklärung, daß er bereit ſei, den Wünſchen des Königs nachzukommen, vorausgeſetzt, daß dieſer ſich zu einem feſten Bündniß mit ihm verpflichte; die Erwerbung Hannovers wurde, zwar nicht förmlich, doch aber beiläufig im Geſpräch dem Könige in Ausſicht geſtellt.“*) Lombard kam ganz bezaubert von der Liebenswürdigkeit des erſten Conſuls, der, wie er ſich ſelbſt gegen den König ausdrückte, „einen wahren Narren an Preußen gefreſſen habe,“ nach Berlin zurück und der König ſchickte auch ſofort den Entwurf eines Bündniſſes (den 15. Auguſt) nach Paris. Der König, welcher hierbei nicht handelte, ohne die Meinung der Königin zu vernehmen, ſchmeichelte ſich, über den Kaiſer Alexander ſo viel zu vermögen, daß er an deſſen Zuſtimmung zu dem Vertrage nicht zweifelte. „Preußen und Rußland,“ ſo lautet der Entwurf „garantiren, daß während des gegenwärtigen Krieges Frankreich von keiner Macht des Feſtlandes angegriffen werde. Der erſte Conſul verſpricht dagegen, die Rechte der Neutralen zu reſpectiren, in Hannover nicht mehr als 20,000 Mann zu laſſen, den Handel auf der Elbe und Weſer frei zu geben, Ritzebüttel und Cuxhaven zu räumen und die Unabhängigkeit der Hanſeſtädte zu reſpectiren.“

Der König wurde bald darüber aufgeklärt, daß ſein Entwurf weder bei dem erſten Conſul, noch bei dem Zar die gehoffte Aufnahme gefunden; der Einfluß von Petersburg aber überwog den von Paris bei weitem. „Die jugendliche Monarchie Preußen,“ bemerkt Lefebvre, „hatte nicht Zeit gehabt, für die Sicherheit ihrer nordöſtlichen Grenze zu ſorgen; ihre vornehmſten Feſtungen

*) Bignon, histoire de Napoléon III. p. 230 ſpricht von einem förmlichen Anerbieten; dies ſtellt Lefebvre I. 336 in Abrede.

hatte es zur Behauptung Schleſiens gegen Oeſtreich gebaut. Warſchau, welches zu Preußen gehörte, war unbefeſtigt; ſeit der Theilung Polens hat Preußen an dieſer Grenze ſeine verwundbarſte Stelle und muß bis zur äußerſten Nachſicht den furchtbaren Nachbar, den es ſich ſelbſt gegeben hat, ſchonen; eine gerechte Strafe, welche es mit Oeſtreich theilt für die gierige und verbrecheriſche Mitwirkung bei der Vernichtung des Vaterlands Sobieski's; beide haben die Offenheit und Unabhängigkeit in ihrem politiſchen Verhalten eingebüßt. In Berlin eben ſo wie in Wien zittert man vor Rußland, man hat Furcht, ihm zu mißfallen; bevor man eine Partie ergreift, beobachtet man es, fragt es um Rath. Man will es nicht eingeſtehen, allein man befindet ſich in der Abhängigkeit von Rußland." Der Nord-Oſt wehte mit mehr Gewalt, als der Weſt und in Berlin ſprangen die Segel um. Dem franzöſiſchen Geſandten wurde erklärt, daß der König ſich nicht auf ein förmliches Bündniß einzulaſſen gewillt ſei, da er ſeine Neutralität zu behaupten gedenke. Daſſelbe wurde dem ruſſiſchen Geſandten erklärt, welcher im Auftrage Alexanders von dem Könige verlangte: „er ſolle Frankreich bewaffnet gegenübertreten. Dies ſei das einzige Mittel jene unruhige Nation in ihren Grenzen zu halten, denn ſonſt würde ſie ſie unter dem kühnen Führer bald überſchreiten und Preußen würde dann zuerſt übergerannt werden." Da Friedrich Wilhelm die Anmuthungen Alexanders zurückwies, ſchloß dieſer ſich aufs Neue feſter an Oeſtreich an, verſammelte in Litthauen ein Heer und erklärte, daß er die neutralen Mächte zwingen werde, ſich zu erklären. Die Partei Haugwitz benutzte dieſe Drohung, um den König geneigt für das Bündniß mit Frankreich zu ſtimmen. „Es iſt kein Augenblick mehr zu verlieren," äußerte Haugwitz gegen den franzöſiſchen Geſandten, „bringen wir das Bündniß ohne Zögern zum Abſchluß, der König iſt dafür gewonnen." Als aber Haugwitz am nächſten Tage wieder in das Cabinet trat, hatte bereits der ruſſiſche Geſandte Graf Alopäus durch die Königin und Baron Hardenberg den König geneigter für das ruſſiſche Bündniß geſtimmt und Haugwitz konnte nichts weiter erlangen, als daß an den erſten Conſul ein neuer Entwurf geſchickt wurde des Inhaltes: „Preußen macht ſich verbindlich, Frankreich während der Dauer des gegenwärtigen Krieges gegen jeden Angriff auf der Rheinlinie zu ſchützen und den Durchmarſch durch Deutſchland von dem baltiſchen Meere bis zum erſten öſtreichiſchen Poſten an den Grenzen der Schweiz zu wehren. Der König verſpricht: den Kurfürſten von Baiern,

Würtemberg und Baden in dies Neutralitätsbündniß aufzunehmen. Frankreich wird dagegen Hannover, Hamburg und Cuxhaven räumen und die Neutralität des deutſchen Gebietes anerkennen.“ Das Cabinet der Tuilerien antwortete mit verhaltenem Zorn: „der erſte Conſul habe den unwiderruflichen Entſchluß gefaßt, Hannover nicht anders als gegen Entſchädigung zu räumen.“ Talleyrand trug dem franzöſiſchen Geſandten in Berlin auf: „dem Könige zu verſtehen zu geben, daß ſchon von anderer Seite dem erſten Conſul annehmlichere Anträge gemacht würden und daß es leicht geſchehen könne, daß er, bei dem Wunſche den Frieden zu erhalten, darauf eingehen würde, wobei dann natürlich Preußen im Nachtheil ſein werde.“ Der König ließ hierauf dem erſten Conſul eine neue Punctation zugehen, worin Frankreich die Beſetzung Hannovers zugeſtanden wurde unter der, durch einen geheimen Artikel feſtgeſtellten, Bedingung, „daß der erſte Conſul ſich verpflichte, das Kurfürſtenthum bei dem Friedensſchluſſe nicht zu behalten und über daſſelbe nicht zu verfügen, ohne Preußen dabei zu Rathe gezogen zu haben.“ Buonaparte, der endlich wiſſen wollte, woran er ſei, verlangte, daß der König mit ihm nicht eine bloße „Convention“, ſondern eine förmliche „Alliance“ ſchließe. Er erbot ſich Ritzebüttel und Cuxhaven zu räumen, wenn die Engländer die Blokade der Mündungen der Flüſſe Norddeutſchlands aufheben und die Schifffahrt der Neutralen geſtatten würden. „Das Land zwiſchen Weſer und Elbe könnten die Franzoſen nicht räumen, jedoch mache Frankreich ſich verbindlich, bei dem Frieden nicht ohne Zuſtimmung Preußens über Hannover zu verfügen.“ Außerdem ſtellte der erſte Conſul dem Könige Bedingungen, welche ganz außer dem Bereiche der Politik und des Intereſſes Preußens lagen, wie dieſe: „er ſolle den status praesens Europas, die Integrität Italiens und der Beſitzungen der ottomaniſchen Pforte garantiren.“ Das Wort „alliance“ machte den König noch bedenklicher und zurückhaltender; er wiederholte, daß er nur eine Convention zu ſchließen geneigt ſei, fügte jedoch hinzu: „ſollte eines Tages die Gefahr kommen, dann würde der gemeinſame Vortheil Preußen und Frankreich zu einer Verſtändigung führen.“ Selbſt Haugwitz überzeugte ſich, daß der erſte Conſul es nicht verſtanden habe, den König für das Bündniß zu gewinnen. „Man hat,“ äußerte er gegen de la Foreſt in Berlin, „die Saiten zu hoch geſpannt.“ Indem man den König weiter drängte, als er zu gehen willens war, und dennoch

die sofortige Räumung Hannovers verweigerte, gab der erste Consul ihm einen guten Vorwand, zu seiner ablehnenden Politik zurückzukehren.

Das englische Ministerium überzeugte sich von Tag zu Tage mehr, daß nicht das anarchische, in Aufruhr begriffene, wohl aber das, von einem großen Staatsmanne zur Ordnung gebrachte, von einem großen Feldherrn von Sieg zu Sieg geführte, Frankreich gefahrdrohend sei. Das Haupt des Usurpators eines legitimen Thrones galt bei der englischen Aristokratie für vogelfrei und es fehlte nicht an französischen Royalisten und Republikanern, welche das gebotene Blutgeld zu verdienen entschlossen waren; die Royalisten, um den Thron der Bourbons wieder herzustellen, die Republikaner, um die Republik vor dem Imperator zu bewahren. Der uns bereits bekannte Chef der Chouans der Vendé, Georg Cadoudal, welcher nach England entflohen war, hatte mit mehreren, ebenfalls dorthin geflüchteten, bourbonischen Prinzen einen Plan zur Landung an verschiedenen Punkten der französischen Küste, zu einem Aufstande in der Vendée, zu einem Einbruche von Baden aus und zur Ermordung des ersten Consuls, unter Zustimmung und von dem englischen Ministerium durch Gold unterstützt, gemacht. Zwei ausgezeichnete Generale, Dumouriez und Pichegru, denen sich später der noch berühmtere Moreau zugesellte, traten der Verschwörung bei, welche bald eine so weitverzweigte wurde, daß sie dem, gegen dessen Leben sie gerichtet war, kein Geheimniß blieb.

Die Opposition griff den Premier-Minister Addington in dem Unterhause heftig wegen der, ihm zur Last gelegten, Betheiligung an den, gegen den ersten Consul gemachten, Mordversuchen und wegen der, den Geschäftsträgern Englands an auswärtigen Höfen deshalb ertheilten, Instructionen an. Addington wies diese Anschuldigungen mit Entrüstung von sich. Im Widerspruch mit seinen Collegen erklärte dagegen der Kriegsminister Lord Hawkesbury in einer Umlaufs-Note den auswärtigen Gesandtschaften: „England habe an den eigentlichen Mordplanen gegen den ersten Consul niemals Theil genommen, dasselbe würde es aber für eine Verletzung der Pflichten, die eine weise und gerechte Regierung sich selbst und der Welt schuldig sei, gehalten haben, wenn es die Gefühle derjenigen Einwohner Frankreichs, die mit der bestehenden Regierung unzufrieden wären, nicht geachtet, die Plane, um dieses Land von dem erniedrigenden Joche der Knechtschaft zu befreien, nicht unterstützt hätte; denn kriegführende Mächte hätten das anerkannte Recht, alle Zwistigkeiten in den Län-

dern des Feindes zu benutzen und Frankreich thue dasselbe in Beziehung auf Irland." Der, wenn auch nur kurze Zeit und für weit auseinander gehende politische Zwecke vereinten, Opposition von Pitt und Fox mußte das Ministerium Addington weichen und Pitt übernahm am 15. Mai 1805 wiederum die Führung der öffentlichen Angelegenheiten.

Der Wiener Hof, mit in das Complott gezogen, versammelte bereits im Februar 1803 ein Heer in Tyrol und Schwaben, um zum Einbruche nach Italien bereit zu stehen; auch hierzu gab England das Geld. Eben so wenig zur Ehre gereichte es demselben, daß es aller Orten Agenten zur Organisirung der Verschwörung, zur Vorbereitung eines Aufruhrs im Innern und zum Einbruche bewaffneter Banden von außen mit schwerem Gelde des englischen Volkes bezahlte. Die in München, Stuttgart, Kassel und Hamburg beglaubigten englischen Geschäftsträger: Dracke, Spencer-Smith, Taylor und Rumbold warben für die Verschwörung und Baden war den Emigranten zum Sammelplatz angewiesen worden, von wo aus sie unter Anführung des Herzogs von Enghien, eines ausgewanderten Bourbons, der im Heere Conde's gegen sein Vaterland gefochten hatte, Straßburg überrumpeln sollten. Im August 1803 brachte eine englische Brigg, geführt vom Capitain Wright, Cadoudal und seine Verschwornen bei Dieppe an das Land. Es gelang ihm unbemerkt nach Paris zu kommen, wo er mit Pichegru und Moreau nähere Verabredung traf. Diese drei Häupter aber waren sehr verschiedenen Sinnes: Cadoudal glaubte, ein Dolchstoß werde genügen, die Bourbons wieder auf ihren Thron unter dem Jubel des Volkes zurückzuführen; Pichegru verlangte von Seiten der wiedereingesetzten Bourbons eine Transaction mit der Revolution; Moreau, welchen man nur hinzugezogen hatte, um des Heeres sich zu versichern, gedachte eine unabhängige Rolle zu spielen und wollte seinen eigenen Weg gehen. Die erste Anzeige des Complottes erhielt Buonaparte durch einen seiner Kundschafter, den berüchtigten Méhé de la Touche, welcher sich bei dem englischen Residenten Dracke in München als ein eifriger Royalist einzuführen gewußt hatte, von ihm die ganze saubre Bescheerung erfuhr und sie sofort nach Paris berichtete. Eine Anzahl Chouans, welche sich heimlich dort aufhielten, wurden verhaftet und durch ihre Aussagen festgestellt, daß selbst Moreau sich in das Complott eingelassen. Er wurde den 16. Februar 1804 verhaftet und die nöthigen Maßregeln getroffen, daß keiner der Verschwörer entkommen konnte. Der erste

Conſul erklärte das Geſchwornengericht bei dieſem Hochverrathsprozeß für aufgehoben, es wurde ein außerordentlicher Gerichtshof niedergeſetzt. Pichegru, den einer ſeiner Freunde für 100,000 Fr. verrieth, wurde am 26. Februar, Cadoudal zwei Tage ſpäter ergriffen. Moreau ſchrieb aus dem Tempelgefängniſſe an den erſten Conſul, geſtand, daß ihm von Seiten der franzöſiſchen Prinzen Anträge gemacht worden ſeien und nahm die Großmuth deſſen in Anſpruch, mit dem er für Frankreich und für die Republik glorreiche Siege erfochten habe. Buonaparte begnügte ſich mit ſeiner Verbannung nach Amerika, von wo Moreau neun Jahre ſpäter zurückkehrte und vom ruſſiſchen Golde erkauft, gegen den, der Großmuth an ihm geübt, und gegen ſein Vaterland focht. Er fiel von einer franzöſiſchen Kanonenkugel tödtlich getroffen in der Schlacht bei Dresden am 26. Auguſt 1813. Pichegru erhing ſich im Kerker; Cadoudal wurde hingerichtet. Durch ſeine Kundſchafter hatte Buonaparte Nachricht von dem Aufenthalte des Herzogs d'Enghien in Ettenheim im Badiſchen erhalten und von den Vorbereitungen deſſelben zum Einbruche in Frankreich, ſobald der Dolchſtoß gegen den erſten Conſul geglückt ſein würde. Die angeborene Natur des Corſen überwältigte bei dieſem Anlaß die edlere Angewöhnung der Menſchlichkeit; er verlangte Blut. Kaum hatte er die Nachrichten ſeines Spions aus Ettenheim erhalten, verſammelte er ſeine Miniſter und redete den, mit dem Hochverrathsprozeß beauftragten Staatsrath Real mit Heftigkeit an: „Eh bien, Monsieur Real, Sie ſagen mir kein Wort davon, daß der Herzog von Enghien ſich vier Stunden von meiner Grenze aufhält, militairiſche Complotte organiſirt? Bin ich denn ein Hund, den man auf der Straße todtſchlagen kann, während meine Mörder geheiligte Häupter ſind? Man geht mir auf den Leib, ich werde Krieg mit Krieg erwidern.“ Und zu Talleyrand gewendet: „Was thut Herr Maſſias, mein Miniſter, in Carlsruhe, während unſere Feinde bewaffnete Verſammlungen in Ettenheim halten? Ich werde die Verſchwörer zu beſtrafen wiſſen, der Schuldige ſoll es mit ſeinem Kopfe bezahlen!“ Cambacérès erlaubte ſich zu bemerken: „Ich hoffe, wenn eine ſolche Perſon in Ihre Gewalt käme, die Strenge würde nicht ſo weit gehn.“ — „Was ſagen Sie,“ entgegnete Buonaparte, ihn vom Kopf bis zum Fuß mit den Augen meſſend, „daß ihr es nur wißt, ich will derer nicht ſchonen, welche mir Mörder ſchicken; wahrhaftig, ihr ſeid ſehr ökonomiſch mit dem Blute der Bourbons geworden.“

Der Oberſt Ordonner erhielt Befehl mit 100 Dragonern bei Straßburg

über den Rhein zu gehen, das Schloß Ettenheim zu umzingeln, den Herzog d'Enghien festzunehmen und nach der Festung Vincennes bei Paris zu bringen. Caulaincourt wurde beauftragt, die Auslieferung des Herzogs von dem Großherzog von Baden zu verlangen, nachdem die Entführung vollbracht sei, und die Verletzung des Gebietes zu entschuldigen. In der Nacht vom 15. zum 16. März wurde der Herzog verhaftet, nach Straßburg und von da nach Vincennes gebracht, wo er am 20. März des Nachmittags 5 Uhr eintraf und sofort vor ein Kriegsgericht, unter dem Vorsitze des Generals Hulin, geführt wurde. Er stellte mit Entrüstung in Abrede, in irgend einer Verbindung mit Cadoudal, Pichegru oder Dumouriez gestanden zu haben. Dagegen rühmte er sich, mit trotzigem Stolze, „daß ein Condé niemals anders, als mit den Waffen in der Hand nach Frankreich zurückgekehrt sein würde. Ich hatte Dienste im englischen Heere nachgesucht; ich erhielt zur Antwort, daß man mir keine geben könne, daß ich jedoch am Rheine verweilen möchte, wo ich sehr bald eine Rolle zu spielen haben würde und dies habe ich erwartet." Dieses Geständniß war es, welches das Kriegsgericht bestimmte, ihn zum Tode zu verurtheilen, zumal er auch nicht leugnen konnte, in der Armee Condé's gegen die Republik gefochten, und von England einen Monatsold von 150 Guineen empfangen zu haben. Er hatte dringend gebeten, ihm persönliches Gehör bei dem ersten Consul zu verstatten; dies wurde ihm nicht bewilligt. Das Verhör wurde um 2 Uhr des Morgens geschlossen, eine Vertheidigung nicht zugelassen. Nach kurzer Rast von wenigen Stunden weckte der Commandant Harrel den Herzog, führte ihn durch einen bedeckten Gang nach dem Festungsgraben, wo unter des Brigadiers Savary's (später Polizei-Minister) Befehl eine Abtheilung Elite-Gensdarmen aufgestellt war. Mit dem Muthe eines tapfern Soldaten hörte der Herzog das Todesurtheil, kniete nieder, sprach ein kurzes Gebet, erhob sich dann wieder, gestattete nicht, daß man ihm die Augen verbände und sank von sechs Kugeln getroffen nieder, als kaum der Tag angebrochen war.

Napoleon hat später geäußert: „die Hinrichtung des Herzogs von Enghien war nicht, wie Viele meinten, ein Verbrechen, sie war etwas weit schlimmeres, sie war ein politischer Fehler." Talleyrands Bestimmung mag von Einfluß gewesen sein, dessen Ansicht war, daß die Republik von dem ersten Consul ein Pfand dafür verlange, daß er niemals mit den Bourbons eine Transaction schließen werde. Buonaparte's nächster Zweck war, von den Gensdarmen in

dem Graben von Vincennes einen so scharfen Schreckschuß thun zu lassen, daß den verschiedenen Prätendenten die Lust zu ferneren Versuchen, den Thron der Bourbons wieder aufzurichten, für immer verleidet werde. Allein dies wog nicht auf, was der erste Consul, dessen Ruf sich bis dahin unbefleckt inmitten der Greuelscenen der Revolution erhalten hatte, an Achtung in der allgemeinen Meinung einbüßte; auf dieser That ruhte ein Fluch.

„Indem Buonaparte den Herzog d'Enghien erschießen ließ," bemerkt einer seiner größten Bewunderer,*) „verließ er zum Erstenmale jenes System der geistigen Stärke und Ueberlegenheit, welches seit vier Jahren sein Ruhm war. Der Enthusiasmus für ihn erkältete sich und er selbst schlug der Macht, welche er in der öffentlichen Meinung besaß, eine tiefe Wunde. Wenn Frankreich ihn an die Spitze stellte, geschah es, weil es sein überlegenes Genie, sein großes Herz anerkannte. Er hätte sich müssen großmüthig gegen den letzten der Condé's zeigen. Als höchster Staatsbeamte beauftragt über die öffentliche Moral zu wachen, war er es seinem Lande schuldig, das Beispiel der Achtung vor den ewigen Gesetzen der Gerechtigkeit zu geben und diese Empfindung mußte in seiner Seele lauter sprechen, als die Sorge für seine persönliche Erhaltung."

Im Auslande war der, durch die Hinrichtung in Vincennes hervorgebrachte Eindruck ein schmerzlicher, dem Oberhaupte Frankreichs sehr verderblicher. Der Herzog von Enghien stammte aus königlichem Blute; alle souverainen Häuser betrachteten sich in seiner Person als verletzt. Insonderheit waren die Frauen über jene Gewaltthat empört und ihr Jammergeschrei an allen Höfen trug wesentlich dazu bei, die Gemüther gegen den ersten Consul aufzuregen.

„In Berlin, wo die Rede frei ist, wo man nicht wie anderwärts erwartet, daß der Souverain das Zeichen zum Lachen oder zum Weinen gebe, erhob sich ein allgemeiner Schrei des Unwillens. Schon als man hörte, daß der Herzog d'Enghien in Ettenheim aufgehoben sei, gerieth man über diese Verletzung des Völkerrechtes in Aufruhr. Und als einige Tage später die Nachricht von dem Erschießen in dem Festungsgraben von Vincennes bekannt wurde, machten sich am Hofe und in der Stadt die Gefühle mit großer Heftigkeit Luft. Die englische Faction verstand es sehr gut diese Aufregung des öffentlichen Mitgefühls zu benutzen. Der englische Gesandte Jackson sagte: „er zähle mit Be-

*) Lefebvre I. 373.

ſtimmtheit darauf, daß das ganze Feſtland die Waffen ergreifen werde, um das Verbrechen zu rächen, mit dem ſich der Chef Frankreichs beſchmutzt habe."

Die öffentliche Aufregung hatte ſich dem Hofe mitgetheilt und Friedrich Wilhelm, welchen ſeine angeborne Mäßigung von allen gewaltſamen Maßregeln fern hielt, gerieth außer ſich. Die Königin und die Prinzeſſinnen ſprachen ihren Unwillen rückhaltloſer aus, als die Klugheit geſtattete, die Thränen floſſen öffentlich. Der franzöſiſche Geſandte wurde in der Geſellſchaft gemieden; es ging ſo weit, daß ſich in dem Hofcirkel für ihn kein Partner zur Spielpartie mehr fand. Noch ſchwieriger wurde für ihn die Stellung bei den diplomatiſchen Verhandlungen wegen des Alliance-Tractats, zu welchem der erſte Conſul jetzt, unter dem Erbieten Hannover nach und nach zu räumen, neue Eröffnungen machen ließ. Der König erklärte, daß er die Unterhandlung nicht abbrechen, jedoch bis auf Weiteres zu vertagen Veranlaſſung habe. Auf dieſe Weiſe war nicht mit Buonaparte zu verhandeln.

„Die Entſchließungen des preußiſchen Cabinets," ſchrieb Talleyrand den 21. April 1804 an den franzöſiſchen Geſandten in Berlin, „haben hier wohl Bedauern, aber keine Ueberraſchung veranlaßt. Da nun Preußen ſeine Zukunft durchaus nicht begreifen und dem Abſchluſſe einer Alliance mit uns ſeine mattherzige Neutralität vorzieht, wollen wir ebenfalls da bleiben, wo wir uns befinden. Man ſagt in Berlin: es würde immer noch Zeit genug ſein, ſich uns näher anzuſchließen; dieſe Berechnung dürfte wohl nicht ſo ganz richtig ſein."

Dem erſten Conſul waren Nachrichten darüber zugegangen, daß der Kaiſer von Rußland ſich gegen England verbindlich gemacht habe, die Franzoſen aus Hannover zu vertreiben. Dies zu verhindern, verlangte er, daß der König von Preußen den Ruſſen den Durchmarſch wehren ſollte, wo nicht, ſo würde er ſogleich die Armee in Hannover um 25,000 Mann verſtärken. Friedrich Wilhelm, welcher, wie Lefebvre bemerkt, die Schwäche hatte, gern Jedermanns Freund zu ſein, ließ dem erſten Conſul die Verſicherung aufrichtigſter Hochachtung zugehen und ſchloß mit ihm den 1. Juni eine Convention ab, in welcher er ſich verpflichtete, keinem Heere den Durchmarſch durch Norddeutſchland gegen Frankreich zu geſtatten. In Berlin ſprach man öffentlich von der Rache, die man für den Schimpf nehmen müſſe, welchen Buonaparte dem deutſchen Reiche durch die Verletzung des Reichsgebietes bei der Gefangennehmung des Herzogs d'Enghien angethan habe; in Regensburg aber, wo dieſer Ehrenhandel erſt auf Ver-

anlassung Rußlands und Schwedens zur Sprache kam, brachte der kurbrandenburgische Gesandte es dahin, daß man diese Sache auf sich beruhen ließ. Ganz besonders fühlte Friedrich Wilhelm sich dadurch geschmeichelt, daß er der erste Fürst war, dem Buonaparte vertrauliche Mittheilung von seinem Vorhaben, in seiner Person die erbliche Monarchie wieder herzustellen, machte. Der König beeilte sich, sobald er die officielle Nachricht von der, am 20. Mai 1804 zu Paris erfolgten, Ausrufung des ersten Consuls zum Kaiser der Franzosen erhielt, Napoleon I. Anerkennung und Glückwunsch in folgendem Schreiben aus Berlin vom 27. Mai 1804 zu erkennen zu geben: „Mein Herr Bruder, der Wunsch mit Ew. Kaiserlichen Majestät die Verhältnisse der Freundschaft und des vollkommenen Einverständnisses zu unterhalten und zu pflegen, in welchem ich bisher zu meinem Vergnügen mit der französischen Regierung mich befunden habe, und Ihnen zugleich meine hohe persönliche Achtung zu erkennen zu geben, hat mich bewogen, meinen Staatsminister den Marquis von Lucchesini unverweilt mit Gegenwärtigem zu versehen, um ihn bei Ihrer Person in der Eigenschaft eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers zu beglaubigen. Ich ersuche Sie demnach, demjenigen Glauben beimessen zu wollen, was er die Ehre haben wird, Ihnen von meiner Seite zu sagen und vorzutragen. Besonders wird er meine Absicht erfüllen, indem er Ew. Kaiserlichen Majestät die Gesinnung zu erkennen giebt, die ich beständig gegen Sie gehegt habe, den aufrichtigen Antheil, den ich nie aufgehört habe, an demjenigen zu nehmen, was Ihr Glück und das Wohl der Nation, die Sie beherrschen, vermehren und befestigen kann und meine eifrigen Wünsche, daß dies Wohl durch die glückliche Rückkehr der Ruhe und des Friedens in Europa bald noch erhöht werden möge. Sie werden in meiner Art zu denken und zu handeln stets dieselbe Offenheit und das Vertrauen auf die Ihrige wiederfinden, welche ich mir habe angelegen sein lassen, Ihnen zu beweisen."

Sämmtliche deutsche Fürsten, den Kaiser Franz nicht ausgenommen, beeilten sich, ihre Huldigungen an dem Throne des Kaisers der Franzosen niederzulegen, in welchem sie jetzt einen Ebenbürtigen erkannten; seitdem er den Purpurmantel um die Schulter geworfen, waren fürstliche Augen nicht mehr im Stande, die Blutflecke des ermordeten Herzogs d'Enghien, welche noch kurz zuvor alle mit Entsetzen und Abscheu an den Händen des ersten Consuls bemerkt hatten, zu entdecken.

Die Ehre und die Rechte Deutschlands zu wahren, kam dem Kaiser Franz nicht in den Sinn: vielmehr hatte er bereits den Entschluß gefaßt, aus der Krone des heiligen römischen Reichs, welche ihm wie eine taube Nuß auf dem hohlen Schädel herumklapperte, herauszuschlüpfen und sich dafür eine funkelnagelneue: die östreichische Kaiserkrone aufzusetzen; der deutsche Kaiser Franz II. nannte sich seit dem 10. August 1804 Franz I., Kaiser von Oestreich. Dabei gab es für Franz, dem als gutem Lothringer Alles noch sehr spanisch vorkam, nur ein Bedenken, das der Etiquette. Er machte an Napoleon das Ansinnen, daß der Kaiser von Oestreich jederzeit den Vorrang vor dem Kaiser der Franzosen haben solle. Napoleons sonst so freie Stirn war nach seiner Verkaiserung in den höheren Regionen, wohin das Irrlicht irdischer Herrlichkeit ihn verlockt hatte, von dem ihm angezündeten Weihrauch so benebelt, daß er mit seinem Groß-Ceremonien-Meister mehrere Tage lang über diesen Etiquettenstreit verhandelte und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Veranlassung zu einem höchst langweiligen Notenwechsel gab, dessen Resultat war, daß dem Kaiser von Oestreich durchaus nicht der Vorrang vor dem Kaiser der Franzosen gestattet werden könne, wobei sich auch der gutmüthige Franz I., Kaiser von Oestreich, beruhigte. „Der Buonaparte," äußerte Graf Cobenzl, „ist ein College, welchen zu gleichem Range mit sich erhoben zu sehen sich alle Kaiser der Welt geehrt fühlen müssen."

Napoleon kannte die Franzosen durch und durch; seine weltgeschichtliche That war: den Feuerströmen, welche aus dem Krater der Revolution zum Verderben derer, die, „die auf dem Vulcane tanzten," hervorgebrochen waren, ein festes Bett anzuweisen und der geordneten Revolution Anerkennung zu verschaffen. Dies konnte er nur dadurch erreichen, daß er die Parteien im Innern niederwarf und die Franzosen zur „großen Nation" erhob. „Ich habe," sagte er selbst, „die sich bekämpfenden, in Haß und Blutrache einander verfolgenden, Franzosen zwischen zwei Granitmauern eingeschlossen und ihnen in der Ferne das Ziel gezeigt, welchem ich sie zuführte: „la glorie!" (den Ruhm) und sie folgten mir!" Nicht aber nur die Franzosen, auch sein Pariser Publicum kannte der Kaiser, er wußte, daß bei den griechischen Volksfesten auf das Trauerspiel ein Lustspiel folgen mußte, um den Eindruck des Schreckens, welchen der Chor der Eumeniden und Furien hervorgebracht, vergessen zu machen. Das Trauerspiel von Paris war zu Ende, die Höllengeister in ihre finstren Garderoben zu-

rückgeschickt; das Volk verlangte nun Komödie und der Kaiser führte sie in großartigster Weise auf; sie hieß „die Kaiserkrönung“. Um seine Rolle gut zu spielen, ließ Napoleon den berühmten Schauspieler Talma zu sich rufen und sich von ihm Unterricht ertheilen, wie er Krone, Mantel und Scepter zu tragen, welchen Schritt er zu nehmen habe, welche Haltung. Und obschon er selbst durchfühlte, daß es nur Vorbereitung zu einer Komödie sei, äußerte er zu Talma: „diesmal bin ich es nicht allein, wir beide machen heut Weltgeschichte.“ Die Kaiserin Josephine mußte ebenfalls mehrere Proben zum bevorstehenden Schauspiele machen. Sie erzählt sehr drollig davon, wie sie und ihr Gefolge, welche nie das Schleppkleid und die Robe getragen, auf Befehl des Kaisers diese Tracht anlegen mußten und bei den ersten Versuchen sich so ungeschickt darin verwickelten, daß sie vor Lachen zu bersten meinten.

An untergeordnetem Gefolge, Troßbuben und Hofgesinde, Maschinisten und Statisten ließ es der Kaiser bei dem Spectakelstücke nicht fehlen; das heilige römische Reich Karls des Großen, welches diesseits des Rheines ein Würmerfraß geworden, sollte an dem Ufer der Seine wieder auferstehn. Die Großwürdenträger und Paladine umgaben den Thron; ein Groß-Wahlherr, ein Reichs-Erz-Kanzler, ein Staats-Erz-Kanzler, ein Erz-Schatzmeister, ein Connetabel, ein Groß-Marschall, sechszehn Marschälle der Armee, die Monseigneurs und Excellenzen vom alten Adel, dem die Rückkehr verstattet wurde, und von den neugebackenen Rittern, für die zur Stiftung von Majoraten einige fette deutsche Reichspfründen geschlachtet wurden, fanden sich wieder ein. Zwei Brüder des Kaisers, Joseph und Ludwig, wurden zu französischen Prinzen erhoben mit dem Titel: kaiserliche Hoheit. Die beiden anderen Brüder: Lucian, dem Buonaparte den glücklichen Erfolg am 18. Brumaire zu danken hatte und Jerome wurden jedoch nicht zu Prinzen erhoben, da sie sich nicht mit „Ebenbürtigen“ vermählt hatten. Der Orden der Ehrenlegion, der in Tausenden von Sternen und Kreuzen verschleudert wurde, verblendete als bengalisches Feuerwerk das gaffende Publicum ärger noch, als die aufgehende Sonne in Meyerbeers Propheten. Nicht nur aber großer Schauspieler war der Kaiser, er war zugleich auch der geschickteste Escamoteur und Taschenspieler, der, während er dem Volke die Augen mit Schaugepränge blendete, ihm die Errungenschaften der Revolution aus der Tasche zog. Die Wahl-Collegien wurden von Regierungsbeamten geleitet, der Kaiser ernannte aus den Listen, welche diese anfertigten,

die Mitglieder der Volksvertretung. Das Tribunat durfte nicht mehr in Generalversammlungen, sondern nur in den abgesonderten Sectionen für die Gesetzgebung, das Innere und die Finanzen über Gesetzvorschläge verhandeln; drei Jahre später hob er es ganz auf. Dem Senate der Pairskammer und dem gesetzgebenden Körper als Deputirtenkammer wurden die Gesetzentwürfe zur Verhandlung und Genehmigung vorgelegt, allein der Kaiser als vollziehende Gewalt hatte sich das absolute Veto stillschweigend vorbehalten. Ueber den Staatsschatz behielt er sich die alleinige Verfügung vor; er bestimmte nur: wie viel herbeigeschafft werden mußte.

Um aber die Komödie vollständig zu machen, richtete Buonaparte die inständigsten Bitten an den heiligen Vater, Pius VII., damit er sein Haupt mit geweihtem Gottesgnaden-Oele einsalbe und seiner Krone den Segen der alleinseligmachenden Kirche ertheile. Pius VII. und seine Cardinäle machten anfänglich die lächerlichsten Prätensionen, wie sie nur Gregor VII. gemacht haben würde. Der Papst verlangte, daß in dem Schwur des Kaisers die Worte: „ich schwöre die Freiheit der Culte (Glaubens- und Kirchenfreiheit) aufrecht zu erhalten," gestrichen würden, und bestand darauf, daß er nicht blos salbe, sondern auch kröne. Monate lang ließ Napoleon mit Rom parlamentiren und sein Oheim, der sehr feine und listige Cardinal Fesch mußte alle Ueberredungskünste und Drohungen anwenden, um Pius VII. endlich zur Reise nach Paris zu bestimmen. Die Einwendungen und Bedenken, welche er hier erhob, beseitigte Napoleon mit Versprechungen von Wiederherstellung des Kirchenstaates in die alten Grenzen und so begnügte sich der heilige Vater mit dem Einsalben; die Krone aber setzte Napoleon sich und seiner Gemahlin eigenhändig am 15. December 1804 auf, knieend vor dem nämlichen Altare der Kirche Unserer lieben Frauen zu Paris, vor welchem vor zehn Jahren die Göttin der Vernunft die Büste Marats bekränzte. Die Komödie war dieselbe, nur Costüme und Decorationen waren gewechselt worden. Durch ganz Frankreich erscholl der Ruf: vive l'Empereur! der Kaiser gewann den Hofadel durch Hofgunst und Majoratsschenkungen, die Geistlichkeit durch Begünstigung des Aberglaubens, die Krämer durch Lieferungsgeschäfte, die Armee durch glückliche Feldzuge und flottes Leben auf Kosten der Feinde; im Innern schien seine Herrschaft fest begründet, er saß hier ein unumschränkter Gebieter auf dem, auch seiner Nachkommenschaft zugesicherten, erblichen Kaiserthrone. Diese Wiederherstellung des

Abſolutismus in Frankreich fand wohl in Wien und Berlin leicht Anerkennung, nicht aber in England, wo die Ariſtokratie in dem Kaiſer einen noch mächtigeren Gegner erkannte, als in der Republik, und Pitt traf ſofort, nachdem er die Leitung der öffentlichen Geſchäfte wieder übernommen hatte, alle Anſtalten, den Kampf auf Tod und Leben wieder aufzunehmen. In William Pitt, dem engliſchen Premier-Miniſter und erſten Lord des Schatzes, hatte die Ariſtokratie einen ebenſo geiſtreichen, thatkräftigen, von dem Entſchluſſe: „England über Alles!“ beſeelten, Repräſentanten und Führer, als Napoleon der Repräſentant des Abſolutismus war. Beide fochten mit ganz verſchiedenen Waffen, allein die Streiche des Einen wie des Anderen waren auf Vernichtung des Gegners ſammt der ihm zu Gebote ſtehenden Welt abgeſehen. Napoleon war der Vertreter ſeines eigenen Willens: „ich bin, ich ſelbſt allein!“*) Als er dieſen Boden verließ und ſich auf den des hiſtoriſchen Rechtes, der Ueberlieferung begab, als er vergilbte Adelsbriefe, Hofſtaat, Großwürdenträger, Biſchofsmützen, geweihte Oelflaſchen, Karls des Großen eiſerne Krone und anderen Plunder hervorſuchte und endlich die bürgerliche Gemahlin verſtieß, um durch Vermählung mit einer kaiſerlich öſtreichiſchen Prinzeſſin legitime Thronerben zu erzielen — da ging es mit ihm abwärts und zu Ende. Pitt dagegen behauptete ſich feſt auf der ihm durch Geburt, Erziehung, Talent und Beruf angewieſenen Stellung. Der Sohn eines Lords und berühmten Staatsmannes, des großen Chatam, war ihm das ſtolze Nationalgefühl: Engländer zu ſein, angeboren. Dieſer Stolz des Engländers iſt ein berechtigter, er ruht auf der Gewißheit des Rechtes, der unantaſtbaren Freiheit des Bürgers. „Wind und Wetter“ — ſagte Lord Chatam in einer berühmten Parlamentsrede — „können eindringen in die Hütte der Engländer, aber nicht der König.“ Die Barone hatten einſt dem Könige Johann die Magna Charta abgetrutzt, die regierende Macht in England war auch noch zu Pitts Zeiten die Ariſtokratie, welcher Geld, Grundbeſitz und von allen Hebeln der neueren Staatsweisheit der mächtigſte, der Credit, zu Gebot ſtanden. Der König war die vollziehende Macht, ſogar mit dem abſoluten Veto, allein er hatte nur die Acte zu unterzeichnen, welche ihm die Beſchlüſſe des Parlaments durch ſeine Miniſter vorlegen ließen. Als Georg III. einſt ſeine Unterſchrift unter ein' Decret: die

*) Shakespeare, Richard III.

Einſtellungen der Baarzahlungen der Bank betreffend, verweigerte, achtete Pitt ſeiner Thränen und ſeines Zornes ſo wenig, daß er ihm die Feder zwiſchen die Finger drückte mit den gebieteriſchen Worten: „es muß ſein!“ Und der König unterzeichnete. Mit dieſer Energie des Charakters und einer unerſchöpflichen Erfindungsgabe in Aufbringung von Kriegsmitteln, trat Pitt gegen Napoleon in die Schranken. Als dieſer zum zweiten Male England mit einer Landung androhte, erkannte Pitt die Gefahr, ſo ſehr er auch von vielen ſeiner Landsleute darüber getadelt ward. „Den Feind ſtets nur erwarten,“ ſagte er, „heißt nicht ihn ſchlagen; ſo lange der Krieg nur defenſiv, nur ein Seekrieg zum Schutze der Küſten bleibt, iſt die Gefahr für England drohend. Wir müſſen ohne Verzug das Feſtland gegen Napoleon bewaffnen, wir müſſen ihn mit Gewalt zwingen, der Seeküſte den Rücken zu kehren und ihn auf die Schlachtfelder von Deutſchland und Italien zurückwerfen.“ Rußland und Oeſtreich ſtellten Hunderttauſende von Schlachtopfern dem engliſchen Miniſter zu Kauf und der Krieg entbrannte aufs Neue. Gegen einen ſo rückſichtloſen Gegner, wie Napoleon, ſcheute Pitt kein Mittel, ſo daß es auch auf Seiten Englands nicht an verübten Abſcheulichkeiten fehlt.*) Pitt hatte den tollköpfigen König Guſtav IV. von Schweden und Rußland für ſich gewonnen; mit Oeſtreich ſtand er ebenfalls in Unterhandlung; da richtete Napoleon ſein Auge von Neuem auf Preußen, deſſen Bundesgenoſſenſchaft ihm jetzt von noch größerer Bedeutung zu ſein ſchien, als früher. Als Köder und Lockſpeiſe hing der

*) Wir erinnern hier nur an den, auf ſeinen Befehl angeordneten Ueberfall der von La Plata heimſegelnden Silberflotte, welche Sir Graham Moore am 5. Sept. 1804 auf der Höhe des Vorgebirges St. Maria theils in den Grund bohrte, theils als gute Priſe aufbrachte, ohne daß eine Kriegserklärung vorausgegangen war. Es kam nur Pitt darauf an, die ſpaniſche Flotte zu zerſtören, damit ſich Napoleon ihrer nicht bedienen möchte. In dem Oberhauſe erfuhr Pitts Benehmen damals eine ſtrenge Rüge: „Nehmt“ — rief Lord Grenville voll edlen Zornes — „nehmt ein Fahrzeug gefangen, ihr könnt es wieder frei geben, bemächtiget euch der Ladung, ihr könnt den Eigenthümer entſchädigen, ſperrt die Mannſchaft ein, die Kerker können ſich wieder öffnen, allein für ein in Brand geſchoſſenes, in den Grund gebohrtes Fahrzeug giebt es kein Mittel den Schaden wieder gut zu machen. Wer wird aus dem Meeresgrunde die Leichname der dreihundert Schlachtopfer, welche mitten im Frieden gemordet wurden, herauf holen, wer ihnen das Leben wieder geben? Die Franzoſen nennen uns ein Krämer-Volk, ſie behaupten, daß der Heißhunger nach Geld unſere einzige Leidenſchaft ſei; haben ſie nicht das Recht, jene Gewaltthat unſerer Begier nach den ſpaniſchen Piaſtern zuzuſchreiben? Ach! lieber zehnmal den Werth jener Piaſter bezahlen, als die Ehre Englands mit einem ſolchen Schandflecken zu beſudeln.“ —

neue Frankenkaiser „die Kaiserkrone von Preußen“ an die Angel; biß Friedrich Wilhelm an, dann machte Napoleon ein gutes Avancement; sein Kaiser-Patent war vom älteren Datum, als das der Kaiser von Oestreich und Preußen. Der französische Gesandte de Laforest in Berlin erhielt Auftrag, dem Könige wissen zu lassen, daß, im Fall er nach dem Beispiele Napoleons und dem des Kaisers von Oestreich sich mit der kaiserlichen Würde bekleiden wolle, Frankreich ihm hierzu seine guten Dienste anbiete. Vergebens aber bemühte sich Napoleon in der Seele Friedrich Wilhelms den Hochmuthsteufel aufzurufen; so gut auch die Saite angeschlagen wurde, sie gab keinen Ton von sich. Der Enkel-Neffe des großen Friedrich antwortete: er sei mit seinem Schicksale zufrieden und begehre nichts weiter, als den Rang, zu welchem die Vorsehung sein Haus erhoben habe, zu behaupten. Für den unternehmenden Geist Napoleons war eine solche Bescheidenheit ein Räthsel, er hatte von den Pflichten eines Königs eine andere Vorstellung. Wenn alle anderen großen Staaten ihre Grenzen weiter hinausrückten, war seiner Ansicht nach Preußen es sich schuldig, sich ebenfalls zu vergrößern. Er wollte es erheben, verstärken, mit sich fortreißen zu den höheren Sphären, wohin ihn sein Genie und sein Ehrgeiz entführten. Er verstand die Bescheidenheit des Königs so wenig zu würdigen, daß er vielmehr dahinter nur Furcht, oder heimliches Einverständniß mit dem Kaiser von Rußland vermuthete.*) Mit den Kronen aber verhält es sich, wie mit den Verfassungen; wie nur diejenigen Diademe des höchsten Ruhmes würdig sind, welche ein Cäsar Augustus, ein Karl, ein Napoleon mit eigner Hand sich aufsetzten, eben so haben nur diejenigen Völker freie Verfassungen erlangt, welche sie nicht als Gnadengeschenk empfingen, sondern mit Wort und Schwert sie sich eroberten. Napoleon wurde in dem Verdachte, daß er auf das preußische Cabinet nicht mehr mit Zuversicht rechnen dürfe, dadurch bestärkt, daß Haugwitz, angeblich wegen Krankheit, mit unbestimmtem Urlaub sich auf seine Güter begab und Hardenbergen, dem Führer der antifranzösischen Partei, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten „auf eine dauernde Weise von dem Könige in die Hände gelegt wurde.“**) Hardenberg war aber, eben so wenig wie Haugwitz, im Stande, sein politisches System consequent durchzuführen; dergleichen

*) Lefebvre a. a. O.

**) Hardenbergs Anzeige an das diplomatische Corps ist vom 13. August 1804 (Politisches Journal. April 1807).

ist nur im constitutionellen Staate möglich; mit Pitt und Fox war es etwas anderes, die hatten sich nicht um die Wetterfahne von Windsor-Castle und die Launen im St. James-Palaste zu kümmern, sie regierten mit den Majoritäten des Parlamentes.

In Berlin soll es öfter zu jener Zeit vorgekommen sein, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu nicht geringer Ueberraschung aus den Zeitungen erfuhr, daß Geschäfte in dem Cabinet des Königs bereits erledigt worden waren, über die er sich als schwebende oder brennende Fragen in der peinlichsten Ungewißheit befand. Napoleon, der hierbei seinen Vortheil gut verstand, pflegte gern mit Friedrich Wilhelm III. vertraulich zu correspondiren und dem Könige schmeichelte es, auf diesem Wege zuweilen Zugeständnisse zu erhalten, um welche seine Minister und Gesandten sich vergeblich bemüht hatten.

Damals hatte der berüchtigte Polizeiminister Fouché ausspionirt, daß der, bei dem niedersächsischen Kreise beglaubigte, englische Geschäftsträger Rumbold sich an den, von dem englischen Ministerium unterstützten, Verschwörungs-Complotten gegen Napolen betheiligt gehabt; der Reichsfeldmarschall Bernadotte ließ ihn auf Befehl des Kaisers am 25. October 1804 auf seinem Landhause bei Hamburg aufheben und in eine Festung bringen. Die englische Gesandtschaft in Berlin erhob Protest gegen diese Verletzung der Völkerrechte und Hardenberg beeilte sich eine Depesche an den preußischen Gesandten in Paris abgehen zu lassen, mit dem Auftrage, die sofortige Freilassung Rumbolds zu verlangen.

Der König, welcher fürchtete, daß Hardenberg ihn in unangenehme Händel verwickeln werde, schrieb in vertraulicher Weise an Napoleon am 2. November; dieser antwortete in gleicher Weise am 11. desselben Monats, daß er auf so freundschaftliche Verwendung den gefangenen Rumbold in volle Freiheit gesetzt habe und derselbe einer englischen Fregatte übergeben werden solle. „Das Unglück, welches wir fürchteten," schrieb Lombard an de Laforest, „ist für uns eine Quelle der reinsten Freude geworden und der an Eroberungen gewöhnte Kaiser hat den früheren eine neue (den König von Preußen) mit einem einzigen Federstriche hinzugefügt."

Um keines anderen gekrönten Hauptes Freundschaft hat der stolze, sieggewohnte Kaiser der Franzosen so gebuhlt, als um die Friedrich Wilhelms III. von Preußen, und in der That war damals, wie für den Frieden Europas sein Wort, so für den Krieg sein Schwert von gewichtiger Entscheidung, freilich

nicht als ſelbſtſtändige Macht, ſondern nur im Bündniſſe mit der einen oder der anderen Partei. Demungeachtet ſtellt Napoleon dem Staate Friedrichs des Großen ein glückliches Horoſkop. „Seit ſeinem Erwachen," ſagt er, „bereitet ſich Preußen mit aufſtrebendem Muthe zu einer bedeutenden Rolle vor. In ſeinem Innern regt ſich ein thätiges Leben, das ſeinem Volke viel verſpricht, wenn ſich die freie Thätigkeit nicht zum gefährlichen Mißbrauche verirrt. Da Preußens Stärke weniger auf phyſiſchen, als moraliſchen Mitteln beruht, ſo wird es dieſe vorzüglich zu erhalten und zu vermehren ſuchen; darum wird es dem Zeitgeiſte mit ſeinen Anſprüchen freundlich entgegenkommen, liberalen Geſinnungen und freien Inſtitutionen ſeinen Schutz gewähren. In dem getheilten Deutſchland wird es ſich um die Hegemonie bewerben und dieſelbe leicht erhalten, weiß es nur die öffentliche Meinung bleibend für ſich zu gewinnen. Wenn die Landleute in der Nähe von Gebirgen das Wetter voraus wiſſen möchten, dann ſehen ſie nach denſelben. Preußen liegt als ein ſolcher Berg in Deutſchland, nach ihm muß man ſehen, wenn man wiſſen will, ob ſich ein Gewitter zuſammenzieht. Es iſt mehr als ein Staat zu einer großen Revolution reif. Die ſchwerſte Kunſt der Regierung in dieſer Lage iſt: zu rechter Zeit zu widerſtehen und nachzugeben. Beides kann gleich gefährlich werden. Der König und die rechtlichen Leute haben die Erfahrung unſerer Revolution vor ſich. Es kommt darauf an, ob ſie dieſelben zu benutzen wiſſen."*) In der That neigte ſich Friedrich Wilhelm damals mehr zu Napoleon, ſo daß Pitt doppelte Anſtrengungen machte, um Rußland und Oeſtreich zu neuen Kriegsrüſtungen in den Stand zu ſetzen. Zwiſchen Rußland und England wurde unter dem 11. April 1805 der ſogenannte Concert-Tractat abgeſchloſſen, dem zu Folge noch im Laufe des Jahres fünfmalhunderttauſend, auf ihren Mordinſtrumenten wohl eingeübte, Spielleute aufgeſtellt werden ſollten, welchen Deutſchland und Italien zum Reſonanzboden für die Karthaunen groß und klein, für den Hufſchlag der Roſſe, Säbelgeklirr und anderen Kriegstumult angewieſen wurden. England machte ſich verbindlich für je hunderttauſend Mann 1,250,000 Pfd. Sterling zu zahlen und ſeine ganze Kriegsflotte zu Landungen bereit zu halten. Man bot Oeſtreich an, für ſeinen Beitritt ihm die Lombardei und Venedig zurück zu erobern; es trat unter dem 9. Auguſt 1805 bei. Preußen, welchem anſehnliche Provinzen des Rheinlandes angeboten wurden, war nicht zum Bei-

*) Napoleon in ſeiner Denkſchrift vom Lord Northumberland.

tritt zu bewegen. Die Coalition hatte nichts Geringeres vor, als die Franzosen aus Deutschland, Italien und den Niederlanden hinauszuwerfen und Frankreich in die Grenzen von 1791 zurückzuweisen. Napoleon, welcher durch gutbezahlte Verräther von jedem Wort, was in den Cabinetten Europas gesprochen oder geschrieben wurde, genaue Kunde erhielt, war von jenem großen Concert unterrichtet, noch bevor es die nöthigen Unterzeichnungen erhalten hatte. „Sie wollen mir den Lorbeerkranz, den mir Italien gewunden, von der Stirn reißen, ich werde ihn mit einem eisernen Reifen befestigen!“ So er sprach, so geschah's! Am 15. März 1805 empfing der Kaiser in den Tuilerien in feierlicher Audienz eine Deputation der italienischen Republik, welche ihm die Königskrone Italiens antrug und er wies sie nicht von der Hand. Der Weg über die Alpen ward dem Frankenkaiser auf seinem Römerzuge diesmal nicht verwehrt, unter Festgeläut und Triumphbogen hielt er seinen Einzug in das prächtige Mailand, in dessen marmorstrahlender Kathedrale er am 26. Mai vor dem Hochaltar knieend aus den Händen des Cardinals Caprara die eiserne Krone der Lombardenkönige empfing, angeblich dieselbe, welche einst Karls des Großen Stirne schmückte, und mit der seine Nachfolger zu Königen der Lombardei gekrönt worden waren. Napoleon setzte sie sich mit eigener Hand auf das Haupt, wobei er — so sehr war er selbst noch und das italienische Volk ebenfalls in dem Wunderglauben an die Gottesgnadenschaft befangen — die banale Phrase der Feudalkönige ausrief: „Dio me la diede; guai a chi la tocca!“ (Gott gab sie mir; wehe dem, der daran rührt!) Er selbst aber wußte nur zu wohl, daß solche romantische Zauberformel in unseren Tagen nicht mehr ausreicht, eine Krone, und wenn es eine eiserne wäre, zu behaupten. Er wußte, daß er allein stand, einer Welt von Feinden gegenüber; wobei seine Lage in so fern noch eine günstige genannt werden konnte, als jetzt noch nicht die Völker, nur die Cabinette, gegen ihn in Waffen erschienen und mit diesen wußte er vortrefflich aufzuräumen. Das englische Ministerium erweckte ihm aller Orten offene Herausforderung und verschmähte es auch nicht, die Intrigue der Frauen in die Coalition aufzunehmen. Die Königin Karoline von Neapel, eine Tochter Maria Theresia's und Schwester der hingerichteten Marie Antoinette, war bei dem ersten Auftreten Buonaparte's seine leidenschaftliche Verehrerin. „Ich würde gern,“ äußerte sie einst gegen den französischen Gesandten Alquier in Neapel, „vierhundert Meilen weit reisen, um General Buonaparte zu sehen.

Wenn ich es wage, mich diesem großen Manne zu vergleichen, so will ich gestehen, daß ich ein Gefühl mit ihm gemein habe: die Liebe für den Ruhm. Allein er hat seinen Gegenstand im Großen verfolgt und ihn erreicht, während ich den Ruhm nur im niedern Gebüsch suchte und mich dabei in die Fingerspitzen gestochen habe. Wenn Sie ihm schreiben, sagen Sie ihm, daß ich unaufhörlich seine Geschicklichkeit bewundere, mit welcher er von der Zeit zu profitiren verstand, da Friedrich und Catharine von der Schaubühne der Welt abgetreten waren; auf sämmtlichen Thronen Europas giebt es jetzt nur Blödsinnige." Bei Napoleon war mit schmeichlerischen Redensarten, selbst aus dem Munde schöner Frauen, nichts auszurichten. Er drang auf die Entlassung Actons, des allvermögenden, ersten Ministers des Königs von Neapel, des Günstlings der Königin, weil dieser im Einverständnisse mit Rußland und England gegen ihn intriguirte. Pitt suchte von der verletzten Eitelkeit der Königin so viel als möglich Vortheil zu ziehen; der englische Gesandte Elliot beherrschte den Hof in Neapel, welcher nichts unternahm, ohne vorher bei Nelson, welcher mit seiner Flotte in der Nähe kreuzte, anzufragen. Durch welches Henkeramt der englische Admiral seinen Ruhm in dem Golf von Neapel befleckt hat, ist allgemein bekannt; Scylla und Charybdis, die Unerbittlichen, die manches unschuldige Opfer verschlangen, heulten laut auf über die Greuelscenen, welche sich in ihrer Nähe begaben und vermochten nicht mit tobendem Wirbelgebraus das Angstgeschrei der Schlachtopfer Nelsons und Carolinens zu übertönen. Napoleon nahm bei feierlicher Gelegenheit Veranlassung, seinem langverhaltenen Groll freien Lauf zu lassen. Nur mit Widerstreben hatte die Königin es gestattet, daß der Fürst Cardito 1805 nach Mailand geschickt wurde, um als außerordentlicher Botschafter des Königs von Neapel den neugekrönten König Italiens zu beglückwünschen. Als am feierlichen Huldigungstage nach mehreren herbeigeeilten Botschaftern auch der von Neapel den Glückwunsch seines erlauchten Königshauses in bombastischer Rede angebracht, unterbrach ihn Napoleon, als er den Namen der Königin nannte, mit großer Heftigkeit, sprach gegen sie die heftigsten Vorwürfe wegen ihrer Intriguen und wegen ihres unversöhnlichen Hasses gegen ihn aus und ging sogar so weit, sie mit der Tochter Jezabels zu vergleichen und eine moderne Athalia zu nennen. —

Nachdem Napoleon in Italien noch um einige Republiken die Reifen der kaiserlichen und königlichen Krone gelegt hatte, eilte er nach Boulogne, diesmal

fest entschlossen, die Ueberfahrt nach England zu unternehmen. Pitt hatte für anderweitige Beschäftigung gesorgt: zwei russische Heere waren in Bewegung nach der Donau und Oestreich antwortete auf die, von Frankreich gestellte, Forderung: die Rüstungen einzustellen, unter dem 1. Septbr. 1805: „es könne den bisherigen Verfahrungsweisen des Kaisers Napoleon nicht länger zusehen, sondern sei bereit, in Gemeinschaft mit Rußland in eine Unterhandlung mit Frankreich über die Erhaltung des Continentalfriedens auf Bedingungen, die mit der allgemeinen Ruhe und Sicherheit irgend vereinbar wären, zu treten. Welches aber auch der Ausgang derselben sein möge, und sollte selbst der Ausbruch eines Krieges unvermeidlich sein, beide Mächte hätten sich gegeneinander verpflichtet, sich jeder Unternehmung zu enthalten, die darauf abzwecken könnte, in die inneren Angelegenheiten Frankreichs sich einzumischen, oder den Stand der gegenwärtigen, im deutschen Reiche gesetzlich bestehenden Besitzungen und Verhältnisse zu ändern.“ Zwar nahm Alexander für einige Zeit noch eine Friedensmaske vor, allein Napoleon ließ sich nicht täuschen, sondern hatte bereits am 27. August im Lager von Boulogne den Tagesbefehl zum Aufbruch der großen Armee nach der Donau angeordnet.

Von allen Feldzügen Napoleons gilt mit Recht dieser von 1805 für den, welcher am kühnsten entworfen, am unfehlbarsten berechnet, am entscheidendsten zu Ende geführt wurde. Das Gelingen aber dieser großartigsten Kriegsunternehmung war abhängig von dem Verhalten des Königs von Preußen, welcher mit einem Heere von 150,000 Mann bereit stand, Napoleon, wenn es ihm gelingen sollte bis Wien vorzudringen, in Gemeinschaft mit dem unterdessen herbeigezogenen russischen Heere zu erdrücken. Napoleon wußte sehr wohl, daß jetzt mehr als jemals daran gelegen sei, den König von Preußen, wenn auch nicht auf seine Seite herüberzuziehen, doch zu bewegen, nicht auf die der Feinde zu treten; denn nicht mindere Anstrengung als er, sich Friedrich Wilhelms als eines Bundesgenossen zu versichern, machten Oestreich und Rußland. Zuerst versuchte der Kaiser Alexander diplomatische Künste. Er schickte zu Anfang April 1805 den General von Winzingerode nach Berlin, dessen Auftrag dahin lautete: dem Könige vorzustellen, wie die Absicht des Kaisers von Rußland nur auf die Wiederherstellung des allgemeinen europäischen Friedens gerichtet sei, zu welchem er Napoleon zu bewegen hoffe, da auch die Politik Rußlands es erfordere, den immer größer werdenden Anmaßungen Englands, welches nach

der Alleinherrſchaft zur See ſtrebe, ein Ziel zu ſetzen. — Da der König immer wieder darauf zurückkam, daß er eine ſtrenge Neutralität zu halten feſt entſchloſſen ſei, nahm Winzingerode einen anderen Ton an und erklärte, daß im Fall eines Krieges der Kaiſer von Rußland die preußiſche Grenze nicht reſpectiren, ſondern ungehindert ſeinen Durchmarſch durch die preußiſchen Provinzen nehmen werde. — Wir erinnern hier daran, daß Rußland mit England am 11. April den Concert-Tractat abgeſchloſſen hatte, ohne dem Berliner Hofe davon Mittheilung zu machen. Um den König noch mehr in dem Glauben zu beſtärken, daß Rußland nur Friedensgedanken hege, ſchickte Alexander ſeinen Juſtizminiſter Nowoſilſoff nach Berlin und erſuchte den König, dieſem Friedensboten Päſſe bei Napoleon auszuwirken, damit derſelbe ungehindert nach Frankreich hin- und zurückreiſen könne. Der König war gern gefällig, ſchrieb ſelbſt an Napoleon, welcher ſich damals in Mailand befand und erhielt die Päſſe. Die Abſicht des ruſſiſchen Cabinets hierbei war keine andere, als Napoleon glauben zu machen, daß Friedrich Wilhelm bereits ganz auf der Seite der Coalition ſtehe und für ihn verloren ſei. General v. Zaſtrow, welchen der König nach Petersburg geſchickt hatte, um gegen die angedrohten Durchmärſche zu proteſtiren, fand dort keinen freundlichen Empfang. Der Fürſt Czartoriski ſagte ihm: Preußen habe durch eine blinde Parteinahme für Frankreich die Ruhe und Unabhängigkeit Europas auf's Aeußerſte gefährdet. Ein ſolches Syſtem, welches in der erſten Zeit des Conſulats zu entſchuldigen geweſen wäre, ſei jetzt eine ſchmachvolle Verleugnung; der Augenblick ſei gekommen, dem zu entſagen. Man ſei entſchloſſen die Intereſſen Europas fernerhin nicht mehr einer ehrſüchtigen und unruhigen Macht (Frankreich) preis zu geben. Der Kaiſer Alexander habe von England Zugeſtändniſſe erhalten, welche Napoleon nach den glänzendſten Siegen zu verlangen nicht gewagt haben würde. Jetzt bleibe nichts weiter übrig, als ſich unter das Banner eines Monarchen zu ſtellen, deſſen Uneigennützigkeit und Tugenden das größte Vertrauen einflößten. Die gegen Frankreich bereitgehaltenen Streitkräfte wären ſo ungeheuer, daß der Erfolg der Verbündeten nicht könne in Zweifel gezogen werden. Dieſer Erfolg könne einzig und allein dadurch gehemmt werden, daß Preußen in ſeinem Syſtem der Unbeweglichkeit beharre. Der Fürſt erhitzte ſich im Laufe des Geſprächs mehr und mehr, ſo daß ſich der preußiſche General genöthigt ſah, die Unterredung abzubrechen und den Fürſten zu verlaſſen.

Der Empfang Zastrows am folgenden Tage bei dem Kaiser war nicht freundlicher. Auf die, von dem preußischen General gemachte, Bemerkung, daß Oestreich sich ruhig verhalten werde, fiel ihm Alexander in das Wort und sagte: „Sie sind schlecht unterrichtet in Berlin, der Wiener Hof ist fest entschlossen zum Kriege und zum Bündniß mit Rußland, wir sind seiner gewiß.“ Vergebens hatte Alexander es versucht, den preußischen General einzuschüchtern, dieser beharrte bei dem ihm aufgetragenen Proteste gegen jeden Durchmarsch und obschon an den folgenden Tagen gelindere Saiten von Seiten des Kaisers aufgezogen wurden, der Bescheid aus Berlin lautete protestirend.

Unterdessen hatte sich Winzingerode nach Wien begeben; hier fand er bereitwilligeres Gehör als in Berlin; dem Klange des englischen Goldes öffnete das Wiener Cabinet ein williges Ohr; am 9. August trat Oestreich dem russisch-englischen Concert-Tractate vom 11. April bei. Napoleon hatte noch einen vergeblichen Versuch gemacht, Oestreich über seine wahren Interessen, Rußland gegenüber, aufzuklären. Unter dem 5. August 1805 ließ er durch Talleyrand an den Hof- und Staatskanzler Grafen Cobenzl schreiben: . . . „Hat Frankreich, mit einem kostspieligen und sehr schwierigen Seekrieg beschäftigt, mit seinen Armeen am Meeresufer lagernd, dreihundert Meilen von Oestreich entfernt, nicht das offenbare Interesse mit allen Mächten des Festlandes im Frieden zu bleiben? Was will Oestreich? die Macht Frankreichs erniedrigen. Allein bei weitem drohendere Gefahren sollten das Bedenken des Wiener Hofes in Anspruch nehmen. Sollte er verkennen, wer sein eigentlicher Feind ist? Er möge den erobernden Fortschritt Rußlands ins Auge fassen. Wer kann vorhersagen, wo der reißende Strom anhalten werde, wenn er sich einmal von dem Bosporus bis zum adriatischen Meere, von der Donau bis zum Hellespont gewälzt hat? Welcher östreichische Staatsmann könnte ohne Beunruhigung die, von Rußland seit funfzig Jahren gemachten, Erwerbungen betrachten? Zwei Drittheile Polens sind ihm durch die Theilung zugefallen, es besitzt die Krim, breitet sich in Croatien aus, rückt gegen Persien vor, bewaffnet heimlich Morea und beeilt sich durch Einfluß und Intriguen die Auflösung des ottomanischen Reichs zu beschleunigen. Nicht von Frankreich, nein von Rußland droht Oestreich die Gefahr! u. s. w.“ Während die Diplomaten der beiden Parteien einander noch immer die friedlichsten Gesinnungen vorheuchelten, setzten die Heere sich in Marsch. Für Napoleon war es, wie schon erwähnt,

eine Lebensfrage, Preußen von der Coalition zurückzuhalten; weder mit Ueberredungskünsten, noch mit Drohungen war dies zu erreichen; es mußte auf ein wirksameres Mittel gedacht werden und es war ein solches von Napoleon bald gefunden: er bot dem Könige von Preußen Hannover an, nicht zur Besetzung als Unterpfand bis zum Frieden, sondern diesmal zur Einverleibung in die Monarchie. „Gelang es, den König zur Annahme dieses Geschenkes zu bewegen, so war Preußen unwiderruflich an Frankreich gebunden, es wurde der unversöhnliche Feind Englands und unsere Sache in Europa war gewonnen.“*) Bei dem zarten Gewissen Friedrich Wilhelms III. mußte diese Angelegenheit sehr vorsichtig behandelt werden. Dem französischen Gesandten in Berlin Herrn de Laforest gelang es, Hardenberg geneigt für das Project zu stimmen. Dieser erklärte: „er für seine Person würde seinen Ruhm darein setzen, seine Verwaltung durch eine Operation zu bezeichnen, welche der mißgestalteten Figur des geographischen Systems der Monarchie abhelfe. Die Gewissenhaftigkeit des Königs sei das einzige Bedenken; indeß halte er dieses nicht für unüberwindlich.“ Laforest verfaßte hierauf eine Denkschrift, in welcher in gedrängter Kürze alle Vortheile aufgezählt waren, welche die Erwerbung Hannovers für Preußen habe. Die Mündungen der Elbe und Weser, die schöngelegenen Hafenplätze, eine gesicherte Grenze und feste Vertheidigungslinie, die Verbindung der östlichen Provinzen mit den westlichen. Alles, wodurch sich sonst noch diese, nur durch einen Federstrich zu gewinnende, herrliche Erwerbung empfehlen ließ, war in der Denkschrift an- und ausgeführt. An allgemeinen Betrachtungen fehlte es ebenfalls nicht. „Frankreich und Preußen verbunden, werden die Schiedsrichter Europas werden; niemals werden Oestreich und Rußland es wagen, ihnen Krieg anzukündigen. Der Ruhm seiner Regierung, das Interesse seines Volkes, die Nothwendigkeit sich im Gleichgewicht mit seinen Nachbarn zu erhalten, alles dies fordere den König auf, seinem Reiche Hannover einzuverleiben. Die Mäßigkeit bestehe nicht darin, Stillstand zu machen, wenn alle anderen rings umher sich vergrößerten. Rußland, Oestreich, England, selbst Frankreich hätten bedeutenden Zuwachs ihrer Macht erhalten; Preußen, durch Friedrichs II. Genie zu einer Großmacht erhoben, würde zu dem zweiten Range herabsteigen, wenn es nicht ebenfalls seine Grenzen erweitere.“ Von allen vorgebrachten Gründen war keiner

*) Lefebvre II. 103.

von so wirksamem Erfolge auf den Entschluß des Königs, als der: der Vermittler und Erhalter des europäischen Friedens zu werden; er ließ durch Hardenberg seine Bereitwilligkeit erklären, das Bündniß abzuschließen, Hannover anzunehmen, fügte jedoch die Bedingungen hinzu, daß Frankreich die Unabhängigkeit der Schweiz und Hollands anerkenne und daß die Kronen Frankreichs und Italiens sofort wieder getrennt würden. Hardenberg beeilte sich den französischen Gesandten von der Geneigtheit des Königs in Kenntniß zu setzen. „In einer so wichtigen Angelegenheit" — sagte er zu ihm am 13. August — „muß man schnell zu Werke gehen, zumal mit dem Könige, einem gewissenhaften Manne, welcher keine andere Politik kennt, als eine solche, die seine Pflichten als Mensch nicht verletzt."*) Napoleon erhielt die Nachricht hiervon im Lager zu Boulogne. Auf der Stelle schickte er den Großmarschall seines Palastes Duroc nach Berlin, um das Bündniß förmlich abzuschließen. Er gab ihm einen eigenhändigen Brief an den König mit, in welchem er seinen lebhaften Wunsch aussprach: Preußen zu vergrößern und es zur mächtigen Vormauer gegen Rußland zu machen. „Nicht vor Frankreich," schrieb er ihm, „braucht man Furcht zu haben, wohl aber vor jenem Reiche, dessen Arme vom baltischen bis zum Mittelmeere reichen, welches in Constantinopel gebietet und nur einiger Siege bedarf, um Europa, wie zur Zeit der Völkerwanderung, zu überschwemmen. Die östreichischen Heere sind seine vorgeschobenen Posten, es wird spät kommen, es wird sich auf den Schlachtfeldern schonen; gelingt es ihm, Oestreich und Frankreich zu erschöpfen, so ist leicht vorherzusehen, gegen wen es dann seinen Schlag führen wird. Rußland ist es, auf welches Europa und insbesondere Preußen seine Augen zu richten hat." Duroc erhielt noch eine besondere mündliche Instruction, nach welcher Napoleon von dem Könige weder gegen England, noch gegen Oestreich offenen Krieg verlangte, sondern nur eine entschiedene Sprache gegen den Wiener Hof und Drohungen durch Truppenmärsche in Schlesien. Für den herkömmlichen Diplomaten-Hokuspokus hatte Napoleon ebenfalls gesorgt; Duroc erhielt zwei Verträge, einen offenen und einen geheimen, mit auf den Weg. In dem ersteren war Preußen als neutrale Macht anerkannt und ihm Hannover en dépôt gegeben; in dem zweiten

*) Depesche Laforest's vom 13. August 1805. Im Depot der Archive der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris.

machte es sich verbindlich an dem Kriege Antheil zu nehmen, wofür ihm Hannover einverleibt werden sollte. Duroc fand in Berlin nicht die Aufnahme, die er erwartet hatte; der russischen Partei, an deren Spitze die Königin stand, war es gelungen, dem Könige die drohende Lage, in welche er durch ein Bündniß mit dem ehrgeizigsten aller Eroberer kommen werde, in so grellem Lichte zu zeigen, daß er in die frühere Unentschlossenheit zurückfiel. Er versicherte Duroc, daß Oestreich den Krieg nicht wolle und daß er bereit sei, als Vermittler dazwischen zu treten. Vor Allem aber verlangte er, daß Napoleon den großen Mächten die Zusicherung ertheile, die Unabhängigkeit derjenigen italienischen Staaten zu respectiren, welche weder zu Frankreich, noch zu dem Königreich Italien gehörten. Er gab zu, daß Hannover eine erwünschte Erwerbung für Preußen sei, allein doch sehr weit aussehend. „Ich habe" — meldete Duroc dem Kaiser aus Berlin den 7. September — „dem Könige von den Vortheilen, welche die Erwerbung Hannovers der preußischen Monarchie verschafft, die schönsten Dinge vorerzählt, ihm bis zum Ueberdruß wiederholt, daß es die Politik Frankreichs erfordere, Preußen groß zu machen; ich überzeugte mich sehr bald, daß sich der Abschluß des Vertrags vornehmlich an die verlangte Anerennung der Unabhängigkeit der italienischen Staaten, Hollands und der Schweiz stößt. Es bleibt uns nichts weiter übrig, als den König dadurch zum Kriege zu zwingen, daß man ihn überredet, es geschehe des Friedens wegen, oder wenn dies nicht gelingt, die Unterhandlung hinzuhalten, bis wir unsere Rüstungen vollendet haben werden." Für Napoleon war der Krieg, und zwar ein Feldzug, welcher während der Herbstmonate vor dem Eintritte des Winters beendigt sein mußte, unwiderruflich entschieden; er erkannte die Nothwendigkeit, sich auf die Oestreicher zu werfen, bevor die russischen Heere eingetroffen seien und Preußen sich entschieden haben würde. Durch eine Depesche vom 10. September beauftragte er seinen Großmarschall Duroc in Berlin, den König genau von seinem Entschluß in Kenntniß zu setzen. „Man redet sich in Berlin ein," heißt es darin, „der Krieg sei noch zu vermeiden, man weiß also nicht, was vorgeht; er ist unvermeidlich, er ist auf dem Punkte auszubrechen. Eine starke östreichische Armee ist an die Etsch gerückt, man stellt Feldwachen aus; die französische Armee befindet sich ebenfalls auf dem Marsch. Wenn der König von Preußen hofft, Unterhandlungen vermöchten noch etwas zu ändern, befindet er sich in einer gefährlichen Täuschung." Der Kaiser rechnete darauf, „die Oestreicher

am Inn zu ſchlagen, wodurch die Ruſſen genöthiget würden, den Kriegsſchauplatz nach Oeſtreich zu verlegen, oder, wenn ſie auf der anderen Seite ſich von der preußiſchen Armee bedroht ſähen, der Mäßigung Gehör zu geben. Dann werde man während des Winters einen Frieden ſchließen, welcher Alles ordnen ſolle. Die Abtretung Hannovers an Preußen würde anerkannt werden, Baiern eine Gebietsvergrößerung erhalten und das Haus Oeſtreich die Zeche bezahlen müſſen. Allem Anſchein nach würde dies das Ergebniß eines Krieges ſein, der rechtzeitig unternommen werde, eines Krieges, bei welchem Preußen nur ſein moraliſches Gewicht und geſchickte Bewegungen ſeiner Heeresmacht einzuſetzen hätte. Verſchiebe man den Krieg, ſo würde er im nächſten Frühjahre beginnen und Rußland würde ſich mit ſeiner ganzen Macht auf Preußen werfen. Ein jedes Hinhalten ſei verderblich: Alles lege dem Kaiſer Napoleon und dem Könige von Preußen die Pflicht auf, wenn dieſer nämlich Hannover zu erwerben wünſche, die Minuten zu zählen und ſich die Feinde auch nicht um eine einzige zuvorkommen zu laſſen. Die Frage ſei nicht mehr: wie man den Krieg vermeiden könne? ſondern wie man ihn ſchnell beginne, raſch und glücklich zu Ende führe?“ Unterdeſſen hatten die Oeſtreicher bereits am 9. September den Inn überſchritten und waren in Baiern eingerückt. In Berlin wurde man, je näher die Entſcheidung rückte, um ſo unentſchloſſener. Der König ließ neue Vermittelungsnoten nach Wien und Petersburg abgehen. Hardenberg konnte auf Durocs dringende Anfrage nur mit Achſelzucken erwidern: „Die Perſönlichkeit des Monarchen entſcheidet in ſolchen Angelegenheiten ganz allein, Friedrich II. würde keinen Augenblick gezögert haben, von der Gelegenheit, die Monarchie zu vergrößern, zu profitiren; allein das Gewiſſen Friedrich Wilhelms III. iſt ſo delicat, daß der allergrößte Vortheil ihn nicht dazu bringen wird, der angreifende Theil zu ſein.“ Für diesmal genügte es dem Kaiſer, daß Preußen das Verſprechen gab, keinem ruſſiſchen Heere den Durchzug durch Preußiſch-Polen und Schleſien zu geſtatten, wofür ihm Hannover en dépôt übergeben wurde. „Sollten,“ ließ der Kaiſer den 20. September an Duroc ſchreiben, „die Skrupel des Königs von Preußen nicht beſeitigt werden können, ſollte er weder dem Ruhme, noch dem Vortheil zugänglich ſein, ſollte es unmöglich ſein, ihn zum Bündniß zu überreden, ſo ſind Sie ermächtigt, einen Neutralitätsvertrag abzuſchließen, deſſen alleinige Bedingung wäre, Hannover während der Dauer des Seekrieges en dépôt zu nehmen, wobei jedoch auszubedingen wäre, daß Preußen

von den Einkünften ſechs Millionen Franken an Frankreich zahlte.“ Dieſe letzte Bedingung veranlaßte den König dem Vertrage ſeine Zuſtimmung zu verſagen, wobei von nicht geringem Einfluß war, daß England mit einer Blokade und Ausſchiffung ſchwediſcher Truppen die nordweſtliche Küſte, Rußland mit einem Heere die ſüdöſtliche Grenze bedrohten. Als aber der ruſſiſche Geſandte in Berlin ohne weitere Umſtände Anzeige machte, daß an dem und dem Tage die ruſſiſche Armee die preußiſche Grenze überſchreiten und durch Schleſien nach der Donau marſchiren werde, erwachte in Friedrich Wilhelm das ſtolze Selbſtgefühl und obſchon ein begütigender und bittender Brief des Kaiſers Alexander eintraf und eine perſönliche Zuſammenkunft nachſuchte, erklärte der König, daß er nicht einem einzigen Detachement den Durchmarſch, weder im Norden noch im Süden geſtatten, ſondern ihn mit Waffengewalt zurückweiſen werde. Er ertheilte Befehl, 80,000 Mann mobil zu machen und drei Armee-Corps, eines an der mecklenburgiſchen, zwei an der polniſch-ſchleſiſchen Grenze aufzuſtellen. Nur ſo viel erreichte die Königin, daß der König dem Kaiſer Alexander ſchrieb: er ſei zu der von ihm gewünſchten Zuſammenkunft bereit, wenn der Kaiſer die Abſicht habe, dem Kriege zuvorzukommen und die Staaten, welche im Begriff ſtänden, die Waffen zu ergreifen, wieder in den Stand der Neutralität zu verſetzen. — Zu derſelben Zeit traf General Merfeldt mit einem eigenhändigen Schreiben des Kaiſers von Oeſtreich an den König in Berlin ein, in welchem das Geſuch des Kaiſers Alexander wegen des Durchmarſches durch Schleſien auf das eifrigſte befürwortet und darauf Bezug genommen war, daß ſich Baiern dem Einmarſch öſtreichiſcher Truppen ebenfalls nicht entgegengeſtellt habe. Dies letztere hatte ſeine Richtigkeit; allein der Kurfürſt hatte dagegen proteſtirt, München verlaſſen und ſich nach Würzburg unter den Schutz des Kaiſers der Franzoſen begeben.

In Hannover war nur die Feſtung Hameln von den Franzoſen beſetzt geblieben und England hielt die Zeit für günſtig, zur Wiedereroberung des Kurfürſtenthums Anſtalt zu machen. Für dies Unternehmen wurde Guſtav IV., der nordiſche Donquixote, gewonnen, von deſſen früheren Abenteuern wir bereits Meldung thaten. Er war ſeitdem wie ein irrender Ritter umhergezogen, übte jedoch die Verrücktheit ſeines ſpaniſchen Doppelgängers in entgegengeſetzter Weiſe; denn während jener die Windmühlen für Rieſen hielt und gegen ihre Flügel die Lanze einlegte, hielt dieſer Rieſen (wir meinen Napoleon und die

franzöſiſche Revolution) für Windmühlen, deren Flug er mit großſprecheriſchem Wortſchwall aufzuhalten allerhand phantaſtiſche Luftſtreiche führte. Dem Kaiſer Napoleon geſtand er, ſelbſt in officiellen Staatsſchriften, keinen anderen Titel als „Monſieur Buonaparte“ zu und bot den deutſchen Reichstag wider ihn auf, als dieſer ſchon in den letzten Zügen lag.*) Napoleon war ſchwach genug, ſich durch dies Gebahren eines Unſchädlich-Wahnſinnigen nicht nur beleidigt zu fühlen, ſondern ſich eine kleinliche Genugthuung in Zeitungsartikeln, die er ſelbſt gegen ihn ſchleuderte, zu verſchaffen; der Hand des Helden, welcher Blitz und Donnerkeil zu Gebot ſtanden, war es unwürdig mit Knallerbſen zu werfen. „Nichts würde“ — las man im Moniteur vom 14. Auguſt 1804 — „auffallender ſein als das Planloſe in den Unternehmungen des Königs von Schweden, wenn nicht das Lächerliche, wodurch dieſelben ſich auszeichnen, es in einem noch höheren Grade wäre. Mit welchem Rechte und in welcher Abſicht reizen Sie die deutſchen Staaten gegen Frankreich? Als Deutſchland mit auf Ihr Anſtiften ſich in einen unglücklichen Krieg verwickelt fand, waren Sie die Erſten, welche Frieden ſchloſſen und einen Geſandten nach Paris ſchickten. Während aller Erſchütterungen haben die deutſchen Staaten von Ihnen gar nicht reden gehört; aber der Friede war nicht ſobald abgeſchloſſen, als Sie dieſelben von Ihrem Daſein benachrichtigten und auf ein Standbild für den Erzherzog Karl von Oeſtreich antrugen. Dieſer Fürſt hat die Ehre und die Achtung, welche Deutſchland ihm zollt, gar wohl verdient und Frankreich zollt ihm ſelbige gern zuerſt; aber hat er ſie denn mit ſchwediſchen Truppen erworben? Wenn Sie ein Mitglied des deutſchen Reichs ſind, warum haben Sie demſelben nicht mit Ihren Armeen beigeſtanden? Wenn Sie die Gewähr des weſtphäliſchen Friedens übernommen haben, warum haben Sie Frieden geſchloſſen, ehe das deutſche Reich den ſeinigen ſchloß? Sie ſind noch ein junger Mann, aber wenn Sie zu reiferen Jahren gelangt ſein werden und dann die Noten leſen, die Ihnen jetzt auf dem Poſtwagen ſo beifallen, dann werden Sie es gewiß bereuen, den Rath Ihrer erfahrenen Miniſter nicht befolgt zu haben, dann werden Sie thun, was Sie immer hätten thun ſollen, nie etwas anderes bezwecken, als das

*) Guſtav IV., dem das Leſen der Offenbarung Johannis den Kopf verdreht hatte, glaubte in Napoleon Buonaparte, welche Namen die Zahl 666 enthalten, das Thier der Apokalypſe gefunden zu haben.

Beſte Ihres Vaterlandes.“*) Dieſer Herausforderung gedachte König Guſtav mit blanker Waffe ſich zu ſtellen. Er ſchloß mit England am 13. Auguſt 1805 den Vertrag von Helſingborg, in welchem er ſich mit engliſchem Golde dazu erkaufen ließ, Stralſund den ruſſiſchen Truppen zu übergeben und mit 12,000 Mann die Unternehmung auf Hannover zu unterſtützen. Mit dem Könige von Preußen, welcher ſeinen ernſten Willen erklärt hatte, einem Einmarſche ruſſiſcher, ſo wie ſchwediſcher Truppen nach Hannover ſich mit bewaffneter Hand zu widerſetzen, brach Guſtav in einer ſehr beleidigenden Weiſe, indem er davon, daß der König dem Kaiſer Napoleon den ſchwarzen Adler-Orden überſendet hatte, Veranlaſſung nahm, den ſeinen mit nachſtehendem Begleitſchreiben vom 22. April 1805 zurückzuſchicken. „Mein Herr Bruder und Couſin. Mit Bedauern ſehe ich mich genöthigt, in Ew. Majeſtät Hände den ſchwarzen Adler-Orden zurückzugeben, welcher von dem hochſeligen Könige, Ihrem Vater, mir als ein koſtbares Unterpfand ſeiner Geſinnungen gegen mich anvertraut worden. Obſchon ich den Werth und die Eigenſchaft dieſer feierlichen Zeichen, die aus den älteſten Zeiten herſtammen und aus den heiligen Verpflichtungen der Religion und des Ritterthums entſprungen ſind, nur zu wohl kenne, ſo ſehe ich mich dennoch gegen meine Neigung genöthigt, den gegenwärtigen traurigen Zeitumſtänden nachzugeben und einen Schritt zu thun, der mit meiner Art zu denken und zu handeln ſtreiten würde, wenn nicht die neulich erfolgten Begebenheiten mir dieſe Aufopferung zu einer traurigen Pflicht machten. Eine weitere Ausführung dieſer Materie würde mir ſehr ſchmerzhaft ſein; aber als Ritter glaube ich mich doch verbunden zu erklären, daß ich dieſe Würde in Monſieur Buonaparte und ſeines Gleichen nicht anerkenne. Ich bitte Ew. Majeſtät von meinen aufrichtigen Geſinnungen gegen Ihre Perſon überzeugt zu ſein und verbleibe Guſtav Adolph.“

Hierauf befahl Friedrich Wilhelm, dem Könige von Schweden den Seraphinen-Orden zurückzuſchicken und rief ſeinen Geſandten von Stockholm ab. Es kam zum offnen Bruch und während die Ordens-Commiſſion den Vortheil

*) Damals (1803—5) reiſte König Guſtav IV. unter dem Namen eines Grafen Haga in Süddeutſchland umher und zwar auf dem ordinären Reichspoſtwagen. Auch in den reiferen Jahren hatte er es nicht weiter gebracht und Schreiber dieſes erinnert ſich die Bekanntſchaft dieſes ſpäter entthronten Königs in einer Fuhrmannskneipe auf der Landſtraße von Gera nach Leipzig gemacht zu haben, wo er — damals nannte er ſich Herr Guſtavſon — als blinder Paſſagier ſich zu dem Poſtillon ſetzte.

hatte, einen Stern von einigen Thalern an Werth in Einnahme zu ſtellen, hatte der Handelsſtand Millionen in Abgang zu ſtellen, durch den Schaden, welchen die ſchwediſchen Schiffe unſern Rhedern zufügten. In Berlin aber fühlte man ſich ſehr durch die Ueberſendung des großen Cordons der Ehrenlegion an Friedrich Wilhelm III. geſchmeichelt. „Der große Cordon der Ehrenlegion“ — verkündigten die Berliniſchen Nachrichten — „iſt nach der eigenen Erklärung des Kaiſers der Franzoſen zwar eine Ergänzung der Inſtitutionen der Ehrenlegion, hat aber zugleich den beſonderen Zweck, die Achtung zu beurkunden, welche Frankreich für die Inſtitutionen der europäiſchen Staaten hegt; in dem gegenwärtigen Falle gilt er nun als Symbol politiſcher Freundſchaft.“ Es wurde wenigſtens mit dieſen „Symbolen der Freundſchaft“ kein verſchwenderiſcher Luxus getrieben; der Stern des ſchwarzen Adler-Ordens, welchen der König Napoleon verehrte, beſtand in dünnen Silberflittern, auf Pappe genäht, ſo lappig, daß der Kaiſer ſich in Paris eine Copie von maſſivem Silber machen ließ. Original- und Copie lagen ruhig beiſammen in dem Ordenskaſten, welchen der Kaiſer, mit allen europäiſchen Orden reichlich verſorgt, in ſeinem Wagen bei ſich führte, als er zur Schlacht von Belle-Alliance zog. Beide, der ächte und der nachgemachte ſchwarze Adler-Orden, wurden dort eingefangen und nach Berlin zurückgebracht, wo das ganze napoleoniſche Raubvogelneſt in der königlichen Kunſtkammer aufbewahrt wird.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Napoleon verletzt das neutrale preußiſche Gebiet. — General Mack ißt Pferdefleiſch und übergiebt ſich. — Ulm den 20. Oct. — Heftige Note Hardenbergs an den franzöſiſchen Geſandten. — Der Kaiſer Alexander in Berlin. — Bündniß vom 3. Nov. 1805. — Abſchied am Sarge Friedrichs II. — Napoleon in Wien. — Trafalgar. — Schlacht bei Auſterlitz am 2. Decbr. 1805. — Haugwitz in dem Cabinette Napoleons in Schönbrunn. — Hardenberg unterhandelt mit England. — Haugwitz bringt den mit Napoleon abgeſchloſſenen Vertrag (vom 15. Decbr.) nach Berlin. — Hannover wird dem Könige von Napoleon aufgedrungen. — Der Friede zu Preßburg den 26. Decbr. 1805. — Haugwitz wird zu Napoleon nach Paris geſchickt. — Abgeänderter Vertrag. — Der König von Preußen ergreift Beſitz von Hannover. — Proteſt dagegen. — Kriegserklärung Englands wider Preußen. — Das Miniſterium Fox. — Hardenberg beurlaubt.

Am 25. September 1805 verließ Napoleon die Tuilerien; am 1. Oct. ging er über den Rhein; am 3. Oct. unterzeichnete der Kurfürſt von Würtemberg ein Bündniß, demzufolge er dem Kaiſer der Franzoſen 8000 Mann gegen den Kaiſer von Oeſtreich zur Verfügung ſtellte; gleichen Reichsverrathes machten ſich Baden und Baiern ſchuldig.

Vom 6. bis zum 8. October überſchritten 180,000 Mann des franzöſiſchen Heeres an vier verſchiedenen Punkten die Donau: Bernadotte und die Baiern bei Ingolſtadt, Davouſt und Marmont bei Neuburg, Soult, Lannes, Ney, Murat und die Garde bei Donauwerth und Dillingen. Die öſtreichiſche Hauptmacht unter dem Oberbefehl des Feldmarſchall Mack hatte eine feſte Stellung an der Iller eingenommen, hielt den Schwarzwald beſetzt, den linken

Flügel auf Memmingen, den rechten auf Ulm gestützt. Mack in der Meinung, nur zwei französische Armeecorps vor sich zu haben, unternahm einen Angriff auf Werdingen, welcher mit vielem Verlust abgeschlagen wurde. Anstatt schleunigst durch die Gebirge Tyrols sich zurückzuziehen, warf sich Mack, im Vertrauen auf die Ankunft der Russen und der Armee des Erzherzogs Karl, in das enge und schlecht befestigte Ulm, wo er sich bald vollständig eingeschlossen befand. Die erste Aufforderung, die Waffen zu strecken, wies der tapfere, kriegserfahrene Feldmarschall zurück, er ermunterte die Soldaten, tapfer auszuhalten, und da an Lebensmitteln Mangel war, befahl er, täglich eine Anzahl alter und kranker Pferde zu schlachten, ging auch selbst mit gutem Beispiel voran und ließ sich — was damals für einen nothgedrungenen Leckerbissen galt — an jedem Morgen ein Roß-Beefsteak zum Frühstück bringen. „An Kaiserfleisch mit Kräen“*) — soll damals seine Excellenz geäußert haben — „würde mir besser bekommen — halt mir halt die Schüssel bereit, ich werd mich wohl übergeben müsse.“ Und so geschah es; freilich in einem anderen Sinne. Dem Erzherzoge Ferdinand gelang es, sich am 14. Oct. mit 25,000 Mann nach Böhmen durchzuschlagen; General Laudon, welcher dasselbe bei Elchingen versuchte, wurde zurück nach der Festung geworfen, der Feldmarschall capitulirte. Der 20. October 1805 war der schmachvolle Tag, an welchem ein vollständig ausgerüstetes östreichisches Heer von nah an 40,000 Mann vor den Thoren von Ulm die Waffen streckte, vierzig Fahnen, sechszig bespannte Geschütze, funfzehntausend Pferde und ein ungeheures Kriegsmaterial dem Sieger zu Füßen legte. Napoleon ließ den Feldmarschall Mack nebst der gesammten kriegsgefangenen Generalität vor sich kommen, und als sie im allerunterthänigsten Respect sich vor ihm verbeugten, hielt er ihnen aus dem Stegreife von seinem stolzen neapolitanischen Zelter herab eine Anrede, in welcher er sagte: „Ich will meinem lieben Bruder, dem Kaiser von Deutschland, einen guten Rath geben: er möge sich beeilen, Frieden zu schließen. Der Augenblick ist da, sich zu erinnern, daß alle Reiche ihr Ende erreichen: der Gedanke, daß das Ende der Dynastie des Hauses Lothringen sich naht, sollte ihn mit Schrecken erfüllen. Auf dem Continent will ich keine Eroberungen machen; ich suche Schiffe, Colonien, Handelswege und dies kommt euch eben so sehr wie uns zu Gute.“

*) Schweinebraten mit Meerrettig nach dem Wiener Küchenzettel. (Aus einem Leipziger Witzblatte jener Zeit.)

Der Feldmarschall Mack, welcher vor ein Kriegsgericht gestellt wurde, führte als den vornehmsten Punkt zu seiner Vertheidigung an, „daß der General Bernadotte seinen Durchmarsch durch das preußische neutrale Gebiet von Anspach genommen habe, wodurch er abgeschnitten worden sei;" wie schwachsinnig! als ob die Grenzpfähle mit dem preußischen Adler von Napoleon für eine chinesische Mauer hätten müssen angesehen werden! eine Täuschung, welcher man sich in Berlin ebenfalls hingegeben hatte.

Napoleon ließ an Bernadotte bereits am 28. Septbr. schreiben: „Die Absicht des Kaisers ist, daß Sie mit ihrem Armeecorps (aus Hannover) auf Eichstedt marschiren, der Straße von Anspach folgend; Sie werden am 8. Oct. in Eichstedt, General Marmont am 7. in Truchsingen eintreffen." Dieser Befehl wurde mit Pünktlichkeit ausgeführt und Napoleon nahm um so weniger Anstand, den Durchmarsch durch die fränkischen Fürstenthümer für eine Neutralitätsverletzung zu halten, als in den früheren Feldzügen die Grenzen derselben für offene galten und auch in diesem ein bairisches und ein östreichisches Corps ihren Rückzug durch Anspach und Baireuth genommen hatten. Nachdem es geschehen, unterließ Napoleon nicht, seinen Gesandten in Berlin zu beauftragen, ihn deshalb bei dem Könige zu entschuldigen. Herr de Laforest übergab eine Note, worin er sagt: „Der eingeleitete Neutralitätsvertrag sei im Grunde nichts anderes, als Erneuerung der Uebereinkunft vom 6. August 1796. Der Kaiser habe in Gemäßheit derselben verfahren zu dürfen geglaubt, ohne den Interessen Preußens entgegen zu sein. Außerdem habe auch ein bairisches Corps durch die preußischen Fürstenthümer seinen Rückzug genommen, eben so ein östreichisches; man habe sich daher nicht vorstellen gekonnt, daß der Durchmarsch durch diese Landschaften, welche Jedermann offen gestanden, nur allein den französischen Truppen habe verwehrt sein sollen." Die Kriegspartei am Berliner Hofe aber schlug gewaltigen Lärm und bestürmte den König, sofort loszuschlagen. Alle Zurüstungen hierzu wurden getroffen, dem Kaiser von Rußland die Erklärung zugeschickt, daß seinem Heere der Durchmarsch durch Preußisch-Polen und Schlesien nunmehr gestattet sei und daß dem Einmarsche der Schweden und Russen von Stralsund aus nach Hannover von Preußen kein Hinderniß gemacht werden solle. Hiervon setzte Hardenberg den Großmarschall Duroc, welcher immer noch in Berlin anwesend war, in einer Note vom 14. October, die zugleich eine Antwort an Herrn Laforest enthielt, in

Kenntniß. „Se. Majestät," heißt es in derselben, „wisse nicht, ob Sie sich mehr über die Gewaltthätigkeiten, welche sich die französischen Armeen in Ihren Provinzen erlaubt haben, oder über die unbegreiflichen Gründe, mit denen man sie jetzt rechtfertigen wolle, wundern soll. Man stützt sich auf das Beispiel der letzten Kriege und auf die Aehnlichkeit der Umstände, als wenn die Ausnahmen, welche man damals zuließ, nicht auf bestimmte Verhandlungen gegründet gewesen wären, die seitdem längst durch den Frieden aufgehoben worden, als ob der Kaiser sich an jene Verhandlungen erinnert hätte, da er vom Hannöverschen Besitz nahm, welches durch dieselben Jahre hindurch unter den Schutz Preußens gestellt wurde. Man wendet Unbekanntschaft mit unseren Absichten ein, als wenn nicht die Absicht in der Natur der Sache lag, so lange das Gegentheil nicht festgestellt war und als ob ich (Hardenberg) nicht selbst mit der Landkarte in der Hand dem Marschall Duroc und dem Herrn de Laforest längst zuvor die Unzulässigkeit irgend eines Truppenmarsches durch die Markgrafenthümer erklärt und ihnen die Verbindungsstraße gezeigt hätte, welche sich Baiern als die einzige ausbedungen, wo die Märsche ungehindert stattfinden können. Endlich schützt man Thatsachen vor, die nur in ungetreuen Berichten existirt haben und indem man den Oestreichern Dinge Schuld giebt, die sie sich nie haben zu Schulden kommen lassen, zieht man das Nachdenken des Königs auf den Contrast ihres Betragens mit dem Betragen der französischen Armee. Der König hätte aus diesem Contrast wichtigere Schlüsse über die Absichten des Kaisers folgern können. Er schränkt sich aber darauf ein, zu denken, daß in den Augen desselben die positiven, zwischen ihm und Preußen bestehenden, Verpflichtungen keinen Werth mehr haben, und er sieht sich daher auch seinerseits frei von diesen Verpflichtungen an. So wieder in den Zustand versetzt, in welchem man keine anderen Pflichten, als die eigene Sicherheit und die allgemeine Gerechtigkeit hat, wird der König nichts desto weniger dieselben Grundsätze beweisen, die ihn stets beseelen. Europa an dem Frieden Theil nehmen zu sehen, den er seinem Volke zu erhalten trachtet, wird sein einziger Wunsch sein. Aber von allen Seiten in dieser edlen Absicht gehemmt, kann der König sich selbst nur noch der Sorge überlassen, für die Sicherheit seiner Völker zu wachen. Hinfüro ohne Verpflichtungen, aber auch ohne Garantie, sieht er sich genöthigt, seine Armeen diejenige Stellung einnehmen zu lassen, die für die Vertheidigung des Staats nothwendig werden wird."

Jetzt Alles heute. Es gastirt daselbst Fräulein Lang, die Lieblingsschauspielerin des Publikums, und Abends ist Ball. Ich habe mich also in Eile angekleidet, und bin, ohne Kaffee getrunken zu haben, in den Saal gegangen, wo Fräulein Lang spielt. Sie spielt, wie sie immer spielt, und ich habe sie schon oft gesehen, und ich kann sie nicht mehr sehen. Ich gehe also in den Ballsaal, wo ich Bekannte finde, und mit ihnen Kaffee trinke. Ich tanze mit Damen, die ich kenne, und mit Damen, die ich nicht kenne, und ich bin müde, und gehe nach Hause, und lege mich zu Bette, und schlafe ein, und stehe auf, und gehe in den Kursaal, und trinke Kaffee, und gehe spazieren, und lese Zeitungen, und gehe in den Saal, wo Fräulein Lang spielt, und gehe in den Ballsaal, und tanze, und

51te Lieferung.

Von Elba nach St. Helena.

Von

Dr. Fr. Förſter.

Einleitende Geſchichte der Jahre 1786—1814.

Preis der Lieferung 5 Sgr. (18 Kr. Rh.)

Berlin.
Guſtav Hempel.
—
1866.

Digitized by Google

zweiten auf die glühenden Lippen der Königin. In schauerlichen Tönen spielte das Glockenspiel der Thurmuhr das Mitternachtslied: Ueb' immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab u. s. w.; Alle knieten nieder und verharrten schweigend im Gebet; unter Thränen und nochmaliger Versicherung ewiger Freundschaft wurde Abschied genommen. Alexander eilte zu seinem Heere, welches in starken Colonnen in Galizien und Mähren vordrang, nachdem die preußische Grenze ihm geöffnet worden war. Kaiser Franz war voll des besten Muthes und beging, um den Bruch des Königs mit Frankreich zu beschleunigen, die Indiscretion, in einer Bekanntmachung vom 13. Novbr. seine getreuen Unterthanen „auf die noch ungeschwächte Kraft seiner Freunde und Verbündeten, des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen" zu vertrösten. Zugleich mit der Nachricht von der drohenden Stellung, welche Preußen einzunehmen gedenke, traf bei Napoleon die für ihn bei weitem unheilvollere ein: von der Vernichtung seiner Seemacht durch Nelson in der Seeschlacht bei Trafalgar am 21. October 1805. „England erwartet, daß an dem heutigen Tage ein Jeder seine Schuldigkeit thue!" Dies waren die einfachen Worte, mit denen der große Seeheld, der in früheren Schlachten schon einen Arm und ein Auge verloren hatte, sein Geschwader zum Siege führte, der nur zu theuer durch den Tod des Siegers erkauft wurde. Nelson sank von der Kugel eines französischen Scharfschützen, der in dem Mastkorbe des Redoutable saß, getroffen am Bord der Victory, mit welcher er in vorderster Linie das Centrum der französischen Flotte durchbrach. Gegenwärtig liegt dies stolze Schiff in dem Hafen von Portsmouth abgetakelt und dient zum Schulschiffe für die seekriegslustige Jugend. In einem engen Kämmerlein in dem untersten Schiffsraume findet man die Inschrift: „Hier starb Nelson den 21. Octbr. 1805." Der Sarg ward ihm aus einem Mastbaume des, bei Abukir genommenen, französischen Admiralschiffes l'Orient gezimmert und ihm die Ehre des Nationalbegräbnisses in der St. Paulskirche in London zuerkannt. Ruhmlos endete sein unglücklicher Gegner, der französische Admiral Villeneuve, welcher in englische Gefangenschaft gerieth, hernach seine Freiheit erhielt, und in Rennes, wohin er von Napoleon verwiesen worden war, sich am 26. April 1806 mit einer Stecknadel das Herz durchbohrte. „Ich kann nicht überall sein;" sagte Napoleon mit gesenktem Haupte, als ihm der Verlust der Schlacht bei Trafalgar gemeldet wurde; „daß wir aber hier sind," rief er und

ließ ein Donnerwetter an seiner Stirn vorüberziehen und Blitze aus seinen Augen sprühen, „das sollen sie bald erfahren; auf, nach Wien!“ —

Innerhalb des kurzen Zeitraums von sechs Wochen hatte Napoleon Unglaubliches geleistet. Die östreichische Hauptarmee unter dem Feldmarschall Mack war gezwungen worden, die Waffen zu strecken, eine zweite unter dem Erzherzog Johann war der Auflösung nahe gebracht, der Erzherzog Karl bis zum Isonzo zurückgeworfen, der italienische Feldzug beendigt, die große russische Armee unter Kutusoff, welche in Begriff stand, die Grenze Baierns zu überschreiten, war zum Rückzuge genöthigt worden; Schwaben, Baiern, Tyrol, Kärnthen, Ober-Oestreich waren geräumt, sämmtliche, für unangreifbar geltende Positionen in den Gebirgen und Flußthälern verlassen und um das Maaß des Unglaublichen übervoll zu machen, die reiche Hauptstadt Wien mit ihren Wällen, Festungsgräben, gefüllten Zeughäusern und Magazinen, mit einer Bevölkerung von einmalhunderttausend Waffenfähigen, gedeckt von drei Armeen in den günstigsten Positionen, ward ihrem Schicksal überlassen, so daß Napoleon, als am 12. November eine Deputation der Stadt, an deren Spitze sich der Graf Sinzendorf befand, in seinem Lager erschien, um ihm die Schlüssel zu überreichen, glaubte, daß ihm eine Falle gelegt werden sollte. Bürgermeister und Rath redeten ihm indessen so aufrichtig und freundlich zu, daß er ihren ehrlichen Gesichtern Glauben schenkte und am 13. November 1805 hielt die französische Armee ihren Triumph-Einzug in die, ohne Schwertstreich gefallene, Kaiserstadt. Zunächst wurde den braven Wienern für die Ehre so hohen Besuches eine Kriegssteuer von einhundert Millionen Franken auferlegt; das Uebrige an Kleidungsstücken, Waffen, Fleisch und Zugemüse fand sich von selbst. Der Kaiser Franz hatte in aller Angst schon vor dem Einrücken der Franzosen in Wien den Grafen Giulay an Napoleon nach Linz geschickt und um Waffenstillstand gebeten. Napoleon stellte als Bedingung: Rückzug der Russen nach Polen, Einstellung fernerer Rüstungen, Abtretung Tyrols und Venedigs. Dies war denn doch, selbst von dem Kaiser Franz, zu viel verlangt; er ließ Napoleon sagen: „daß er es sich selbst und der Würde seines Hauses schuldig sei, Bedingungen zurückzuweisen, welche den Untergang und die Schmach der Monarchie in sich schlössen. Noch ständen ihm große Mittel zu Gebote, den Kampf fortzusetzen, die russischen Armeen hätten sich unter ihrem Kaiser vereinigt und ein preußisches Heer sei im Anmarsch.“ Napoleon ließ sich nicht einschüchtern,

obgleich er sich nicht verhehlen durfte, daß mit jedem Tagemarsche weiteren Vorrückens nach Mähren seine Lage gefahrvoller ward. Es war ihm nicht gelungen, die Vereinigung der beiden russischen Heere unter Kutosoff und Buxhöwden in Mähren zu verhindern; in Böhmen hatte der Erzherzog Ferdinand ein Heer von 45,000 Mann beisammen, in Ungarn der Erzherzog Karl ein Heer von gleicher Stärke und damals war noch die glückliche Zeit, wo die gesammte ungarische Nation sich für Oestreich mit dem Rufe: „Moriamur pro nostro rege!“ (sterben wir für unsern König!) erhoben hätte. Eilboten über Eilboten sendete Alexander nach Berlin und ließ den König durch die Königin drängen, ein, wenn auch noch so kleines Hülfscorps, und sollten es nur 10,000 Mann sein, in Mähren einrücken zu lassen. Der König lehnte dies Gesuch ab, mit Berufung darauf, daß Haugwitz sich bereits mit der kategorischen Erklärung in dem Hauptquartiere bei Napoleon befände, dessen energisches Auftreten gewiß den erwünschten Zweck nicht verfehlen werde. Er berief sich dabei noch außerdem auf das Gutachten des Feldmarschalls Möllendorf, welcher erklärt habe, daß die verschiedenen Armeecorps ihre Concentration noch nicht vollendet hätten. Dagegen war die Losung der Kriegspartei in Berlin: jetzt oder nie! An der Spitze dieser Partei standen fortwährend Hardenberg, der Prinz Louis und die Königin. „Seitdem der Kaiser Alexander in Potsdam gewesen, hörte die Freundin nicht auf, ihre zarte Stimme in das Kriegsgeschrei zu mischen, ja, sie ging in ihrer Leidenschaftlichkeit so weit, gegen den König zu äußern: „„daß, wenn er jetzt zögern würde loszuschlagen, die Armee an seinem Muthe zweifeln werde.““*) Der in Berlin angekommene außerordentliche englische Botschafter Lord Harrowby ließ es ebenfalls an eindringlichem Zureden nicht fehlen und seine Beredtsamkeit wurde durch Gründe, welche „pfundweise“ ins Gewicht fielen, unterstützt. „Preußen,“ so sagt ein glaubhafter Gewährsmann, „hielt damals vollständig und unzweifelhaft die Entscheidung des Feldzuges und das Schicksal Europas in seinen Händen. Napoleon befand sich in ungeheurer und brennender Gefahr, erfocht er nicht einen schnellen, glänzenden, entscheidenden Sieg, dann hatte er 150,000 Feinde mehr zu bekämpfen, dann war Alles in Frage gestellt, das Schicksal seiner Armee, das Wohl Frankreichs und seine eigene Krone.“**) Napoleon hätte sich gern mit einem ehrenvollen Frieden

*) Lefebvre II. 202.
**) Lefebvre II. 199. 202.

begnügt, ohne die Entſcheidung noch einmal dem zweifelhaften Waffenglück anzuvertrauen. Er war nach dem Schlage, der ihn bei Trafalgar betroffen, mißtrauiſch in ſeinen Glücksſtern geworden; er brachte am 27. November die Nacht in Brünn ſchlaflos zu, ſetzte ſich dann an ſeinen Schreibtiſch und ſchrieb an den Kaiſer Alexander:

„Sire, Ich ſende meinen Adjutanten, den General Savary, an Ew. Majeſtät, um Sie bei der Ankunft bei ihrer Armee zu becomplimentiren. Er iſt von mir beauftragt, Ihnen meine hohe Achtung und meinen Wunſch auszudrücken, Gelegenheit zu finden, Ihnen zu beweiſen, wie hohen Werth ich auf Ihre Freundſchaft lege. Möchten Sie ihn mit der Güte, welche Sie auszeichnet, aufnehmen und mich für einen von denjenigen halten, welche nichts eifriger wünſchen, als Ihnen angenehm zu ſein. Hiermit bitte ich Gott u. ſ. w.“

Alexander fühlte ſich durch dieſe Aufmerkſamkeit geſchmeichelt; er aber ſowohl, als ſeine übermüthigen Umgebungen legten den Brief als ein Zeichen der Furcht aus. Alexander ſtellte ganz unzuläſſige Forderungen und entließ Savary mit einer Antwort, welche die Aufſchrift führte: „An den Chef des franzöſiſchen Gouvernements.“ Dennoch machte Napoleon einen zweiten Verſuch zur Verſtändigung; er ſandte Savary zum zweiten Male an Alexander mit der Einladung zu einer perſönlichen Zuſammenkunft auf offenem Felde zwiſchen beiden Heeren, wie es Julius Cäſar und Arioviſt einſt gehalten. Alexander verweigerte es zu kommen und geſtand eben ſo wenig den verlangten Waffenſtillſtand auf 24 Stunden zu. Er ſchickte den Fürſten Dolgorucky mit dem Auftrage: die ſofortige Räumung Deutſchlands und Italiens als Vorbedingung einer jeden Unterhandlung zu ſtellen. „Wenn Sie mir,“ entgegnete Napoleon, „nichts weiter zu ſagen haben, ſo bringen Sie dem Kaiſer Alexander den Beſcheid, daß ich gar nicht an dergleichen Bedingungen dachte, als ich ihn zu ſehen wünſchte. Ich würde ihm meine Armee gezeigt und, was die Bedingungen betrifft, mich auf ſeine Redlichkeit verlaſſen haben. Er verlangt es, wohlan! wir werden uns ſchlagen, ich waſche meine Hände in Unſchuld!“ Dann zu ſeinen Generalen gewendet, ſagte er: „Jene Leute müſſen verrückt ſein, wenn ſie mich auffordern, Italien zu räumen und können mich nicht einmal aus Wien herausbringen.“ Nun war ſein Gewiſſen beruhigt; die Schlacht ward unwiderruflich beſchloſſen. „Soldaten,“ ſagte er in ſeinem Aufruf vom 1. December, „die ruſſiſche Armee erſcheint vor euch, um die Niederlage der Oeſtreicher bei Ulm zu rächen. Die

Stellungen, welche wir einnehmen, sind unangreifbar und während die Feinde meinen rechten Flügel zu umgehen suchen werden, fallen wir ihnen in die Flanke." Alles erfolgte und ward ausgeführt, wie Napoleon es angeordnet; die verbündete östreichisch-russische Armee, der französischen mindestens um 15- bis 20,000 Mann überlegen, wurde gänzlich vernichtet, ihr Verlust betrug an Todten, Gefangenen und Versprengten gegen 40,000 Mann; einhundert und zwanzig Kanonen fielen dem Sieger in die Hände. „Soldaten, ich bin mit euch zufrieden," so lautete der Dank des Kaisers, „ihr habt in der Schlacht von Austerlitz erfüllt, was ich von eurer Unerschrockenheit erwarten durfte, ihr habt eure Adler mit unsterblichem Ruhme geschmückt. Eine Armee von hunderttausend Mann, unter den Befehlen der Kaiser von Oestreich und Rußland, wurde in weniger als vier Stunden vernichtet oder zerstreut; was eurem Eisen entging, ist in den Sümpfen umgekommen. Vierzig Fahnen, die Standarten der kaiserlich russischen Garde, 120 Kanonen, zwanzig Generale, mehr als 30,000 Mann Gefangene sind das Ergebniß dieses ewig denkwürdigen Tages. Soldaten, wenn Alles, was das Heil und Wohlergehen unseres Vaterlands erfordert, erfüllt sein wird, werde ich euch nach Frankreich zurückführen, dort werdet ihr der Gegenstand meiner zärtlichsten Sorgfalt sein. Mein Volk wird euch mit Freuden wiedersehen; es wird genügen zu sagen: „ich war bei Austerlitz auch dabei," damit ein Jeder sage: „seht da! Einer der Braven!"

Die beiden geschlagenen Kaiser fuhren mäuschenstill vom Schlachtfelde davon und gedachten in ihrem Kaleschwagen sich nach Ungarn in Sicherheit zu bringen. Sie glaubten jeden Augenblick, im Gedränge der sie verwünschenden eigenen Soldaten ihr Ende zu finden, oder den verfolgenden Feinden in die Hände zu fallen. Da hatte Alexander den klugen Einfall, dem Herrn Bruder den guten Rath zu ertheilen, umzudrehen und sich selbst der Großmuth des Siegers auszuliefern; unterdessen gedachte er sich für seine Person in Sicherheit zu bringen. Franz war gutmüthig genug, sich als Pechvogel dem Krokodil in den Rachen werfen zu lassen. Nach vielem Umherirren gelang es ihm, gefolgt von den Fürsten Schwarzenberg, Liechtenstein, Würtemberg und den Generalen Kienmayer, Bubna und Stutterheim Napoleon am Bivouacfeuer bei dem Dorfe Saratschitz am 4. December zu finden. Dieser ging ihm, als ob nichts vorgefallen wäre, freundlich entgegen, beide Kaiser umarmten sich mit brüderlicher Zärtlichkeit, ein Vergnügen, welches sie zwei Tage früher haben konnten, ohne

daß ſechszigtauſend Leichname und verſtümmelte Schlachtopfer das eiſige Feld bedeckt und die Sümpfe angefüllt hätten. „Sire," ſagte Napoleon zu Franz, „ich muß Sie in dem einzigen Palaſte empfangen, welchen ich ſchon ſeit zwei Monaten bewohne." „Sie haben ſich," antwortete Franz, „ſo gut darin eingerichtet, daß Ihnen nichts zu wünſchen übrig bleibt." „Nur Eines," fügte Napoleon freundlich hinzu: „daß Ew. Majeſtät mich nicht fernerhin bekriegen möge." „Das verſpreche ich," antwortete Franz ohne Zögern, „von ganzem Herzen." „Und der Kaiſer von Rußland?" fragte Napoleon bedenklich. „Ei, den ſchicken wir ſogleich nach Haus," ſagte Franz, ohne ſich lange zu bedenken und es wurden ſofort die Bedingungen des Waffenſtillſtandes feſtgeſtellt, deren erſte war: Rückzug der ruſſiſchen Armeen aus den öſtreichiſchen und preußiſchen Staaten.

Alexander rettete ſeine Perſon und ein Corps von 25,000 Mann an dieſem Tage dadurch, daß er dem General Davouſt in einem eigenhändigen Billet die kriegsliſtige Verſicherung gab, daß bereits ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen worden ſei; dieſer wurde jedoch erſt am 6. unterzeichnet.

Am Abend vor der Schlacht von Auſterlitz wurde Haugwitz, welcher ſchon einige Tage ſich als den Ueberbringer wichtiger Depeſchen hatte melden laſſen, von Napoleon in ſeinem Hauptquartier zu Brünn empfangen. „Sie ſprechen mir vom Frieden," ſagte der Kaiſer zu ihm, „es wäre mir lieber, Sie brächten ihn mir; Sie ſprechen von Vermittelung, worauf ich bemerke, daß ich vielleicht ſtark genug bin, derſelben nicht zu bedürfen. Indeſſen ſeien Sie verſichert, daß ich die guten Dienſte Preußens, durch den Grafen Haugwitz mir angeboten, immer mit Vergnügen entgegennehmen werde. Nur ſehen Sie ſelbſt ein, heut bin ich nicht mehr Herr; man verlangt eine Schlacht, man ſoll ſie haben. Möge ſich das Schickſal erfüllen, allein nie wird man von mir etwas erlangen, was meinem Ruhme zu nahe träte." Haugwitz, dem diplomatiſche Schlauheit und ein kluges Benehmen Napoleon gegenüber nicht abgeſprochen werden kann, erkannte ſehr richtig, daß jetzt nicht der Moment ſei, um die in Potsdam mit voller Siegesgewißheit niedergeſchriebenen Forderungen dem Kaiſer vorzulegen, und dieſem lag eben ſo wenig daran, von den Geſinnungen Preußens gerade jetzt näher in Kenntniß geſetzt zu werden; es genügte ihm, die Unterhandlung ſchwebend zu erhalten. Haugwitz wurde an Talleyrand, welchen er in Wien treffen werde, gewieſen. Unbegreiflicher Weiſe ließ das preußiſche Cabinet ſei-

nen, mit den allerwichtigſten Aufträgen und Vollmachten verſehenen, Geſandten ohne fernere Inſtructionen. Der Sieger von Auſterlitz war nach Wien zurückgekehrt und hatte ſein Hoflager in Schönbrunn, dem kaiſerlichen Luſtſchloſſe, aufgeſchlagen; dorthin beſchied er den preußiſchen Miniſter, welcher immer noch die drohende Note von Potsdam in der Taſche hatte. In dieſer war Napoleon der funfzehnte December als die letzte Friſt geſtellt, bis zu welcher er Deutſchland und Italien geräumt, auf die Krone Italiens Verzicht geleiſtet haben ſollte. Der Kaiſer kannte nicht nur dieſe Bedingungen, er war auch genau von dem Inhalte des Potsdamer Vertrages vom 3. November unterrichtet. Als Haugwitz am 7. December von Napoleon empfangen wurde, wünſchte er, „dem unüberwindlichen Sieger zu den friſchen Lorbeeren Glück, die ſelbſt in rauher Winterzeit er ſich um die Heldenſtirn geflochten.“ In trockenem Tone erwiderte der Kaiſer: „Ihr Compliment war für Andere beſtimmt; das Schickſal hat die Adreſſe verändert.“ Noch bevor Haugwitz, der als ein gewandter Hofmann nicht leicht in Verlegenheit zu bringen war, etwas erwidern konnte, trat der Kaiſer mit raſchen Schritten auf ihn zu und rief ihm mit einer vom Zorn erſtickten Stimme zu: „Und Sie, Herr Graf, Sie haben den Vertrag von Potsdam unterzeichnet, Sie haben . . .“ — „„Ja, Sire, ich habe ihn unterzeichnet und würde ihn, wenn er mir heut vorgelegt würde, ebenfalls unterzeichnen.““ „Sie können es wagen . . .“ — „„Ja, Sire, ich wage, es zu verſichern und freue mich deſſen. Ein Blick in das Herz Napoleons war hinreichend, mich zu überzeugen, daß er, an die Spitze menſchlicher Hoheit geſtellt, ſeine ſchöne Seele von keinem anderen Ruhme belebt fühlte, als von dem: der Menſchheit den Frieden zu geben und ſo das Werk zu vollenden, welches die Vorſehung ihm anvertraut hat.““ Napoleon wurde ruhiger, nicht ſowohl — wie Haugwitz ſich gern zu rühmen pflegte — weil ihn eine Art von Sympathie zu dem preußiſchen Miniſter hingezogen habe, ſondern weil es ihm noch nicht an der Zeit zu ſein dünkte, Preußen ſeinen Zorn fühlen zu laſſen. Noch hatten die Friedensunterhandlungen zu Preßburg nicht begonnen; die Ruſſen hatten zwar ihren Rückmarſch angetreten, allein ſie gehen bekanntlich noch langſamer wieder nach Haus, als ſie kommen. Napoleon wußte, daß von Seiten Oeſtreichs und Rußlands noch immer auf das bewaffnete Dazwiſchentreten Preußens gerechnet wurde und mit Rückſicht hierauf fügte er ſeinem Armee-Bülletin vom 7. December die, für Friedrich Wilhelm III. ſchmeichelhaften, Worte hinzu: „einhundert und

funfzigtausend Feinde mehr würden den Krieg noch länger gemacht haben glücklicher Weise scheiterten alle Intriguen an dem gesunden Sinn und der hohen Weisheit des Königs von Preußen." Noch verschob Napoleon die Entscheidung über das Schicksal Preußens: nur darüber war er einig mit sich, den König zur Bundesgenossenschaft mit sich zu zwingen, oder ihn zu vernichten. Haugwitz, der vergebens um neue Verhaltungsbefehle und Instructionen nach Berlin geschrieben hatte, wurde von Napoleon mit Artigkeiten überhäuft und war fast täglich einige Stunden bei ihm in Schönbrunn; es schien der Kaiser an seinem trivialen Geschwätz Gefallen zu finden und wußte ihm dabei seine Künste vortrefflich abzufragen. „Das heiße ich Glück!" rief ihm Napoleon eines Tages entgegen, „ich erwarte Sie mit Ungeduld." — „Glück?" entgegnete Haugwitz, „es scheint mir, daß es weder Glück noch Unglück in der Welt giebt, davon bin ich jetzt mehr als jemals überzeugt. Habe ich nicht hundertmal sagen gehört: er ist glücklich, er hat Glück! Seitdem ich den großen Mann kennen gelernt habe, der Alles durch sich selbst ist, habe ich mich überzeugt, daß das Glück nicht mitzählt." Ein wohlgefälliges Lächeln lohnte dem Hofmann für seine Schmeichelei.

Der Kaiser bewohnte ein Zimmer, in dessen Mitte auf einem Tische die Karte von Oestreich ausgebreitet lag, auf welcher er durch Nadeln mit verschiedenfarbigen Köpfen die Stellungen der verschiedenen Armee-Corps bezeichnet hatte. Von Zeit zu Zeit trafen Depeschen und Adjutanten bei Napoleon ein, worauf er die Stellung der Nadeln veränderte. Haugwitz nahm sich die Freiheit, zuweilen einen Blick auf die Karte zu werfen, während Napoleon die eingegangenen Depeschen las. Eine derselben, die aus Preßburg eingetroffen war, schien Unangenehmes zu enthalten, er fuhr heftig auf: „die Uebermüthigen! sie sind nicht so leicht klein zu kriegen, und man muß gestehen, daß sie die großen Herren zu spielen verstehen; indessen, wir werden es ja sehen!" Er trat näher zu Haugwitz heran. „Die Vollmachten," sagte er zu ihm, „welche Sie zu mir geführt haben, sind durch die Thatsachen vernichtet worden, darüber sind wir einverstanden; indessen, Sie sind Minister des Cabinets. So viel ich weiß, hat der König Ihnen allein das Wohl der Monarchie anvertraut, es wird sich zeigen, ob Sie es verstehen, eine seltene, vielleicht einzige, Gelegenheit zu ergreifen, das Werk zu krönen, welches Friedrich mitten in seinen Siegen unvollendet ließ." Mit der Hand auf Schlesien zeigend fuhr er fort: „diese

ſchöne Provinz, welche außerdem Ihr ſpecielles Vaterland iſt, theilt Ihr König noch mit Oeſtreich, ſie muß ihm vollſtändig gehören. Wir wollen ſehen, was Ihnen davon genehm ſein könnte," und indem er mit dem Zeigefinger von Teſchen bis zur ſächſiſchen Grenze fuhr, ſchien er die Bergkette vom Jablunka bis dahin, wo das Rieſengebirge ſich in der Lauſitz verläuft, als die Grenze für die neue Erwerbung zu bezeichnen. Haugwitz ſtand dem Verſucher, der ihm von der Schneekoppe herab das öſtreichiſche Schleſien zeigte, einige Minuten ſchweigend gegenüber; die Büſten Friedrichs des Großen und Maria Thereſiens, welche auf dem Schreibtiſche ſtanden, ſchienen mit erwartungsvollen Blicken der Entſcheidung zu harren. „Bedenken Sie es wohl, können Sie für den Ruhm, der Sie erwartet, unempfindlich ſein?" — „„So viel ich Se. Majeſtät den König kenne . . .““ — „Das iſt's nicht, was ich zu wiſſen verlange; Sie ſind Miniſter, Ihnen liegt es ob, diejenigen Pflichten zu erfüllen, welche Ihre Stellung Ihnen auflegt und den Moment zu ergreifen, der nie wiederkehrt." Dann fügte er wohlmeinend hinzu: „man muß mächtig ſein, glauben Sie mir, man kann es nie genug ſein, denken Sie darüber nach." Haugwitz kannte den König zu genau, um zu wiſſen, daß er keine öſtreichiſche Provinz von Napoleon zum Geſchenk annehmen werde; eher hoffte er ihn für die definitive Beſitznahme Hannovers geneigt zu finden, über welches ſchon ſeit einigen Jahren hin und her gehandelt wurde.*) Am 13. December ward Haugwitz wieder nach Schönbrunn beſchieden. Der Kaiſer drang heut darauf, zu einem Abſchluſſe zu kommen. „Es würde," ſagte er zu Haugwitz, „für Ihren Herrn ehrenvoller geweſen ſein, mir den Krieg offen zu erklären, er würde ſeinen neuen Verbündeten einen Dienſt erwieſen haben, denn ich hätte mir die Sache zweimal überlegt, bevor ich die Schlacht geliefert hätte. Allein Ihr wollt aller Welt Bundesgenoſſen ſein; das iſt unmöglich, man muß ſich für mich, oder für die Anderen entſcheiden. Ich verlange Aufrichtigkeit, oder ich ſage mich von Euch los; mir ſind offene Feinde lieber, als falſche Freunde. Ihr König duldet in Hannover ein Corps von 30,000 Mann, welches durch ſeine Staaten hindurch die Verbindung mit der großen ruſſiſchen Armee unterhält; dies iſt ein Act offener Feindſeligkeit. Ich aber, ich gehe meinen Feinden zu Leibe, wo ich ſie finde. Wenn ich wollte, ich könnte für jene Unredlichkeit eine furchtbare Rache

*) Fragment des Mémoires inédits du Cte. de Haugwitz. Jena 1837.

nehmen, ich könnte in Schlesien einbrechen, Polen zum Aufstand rufen und Preußen Schläge beibringen, von denen es sich nie wieder erholen würde. Indessen, ich ziehe es vor, das Vergangene zu vergessen und mich großmüthig zu zeigen. Ich will eine vorübergehende Uebereilung vergeben, jedoch nur unter einer einzigen Bedingung und diese ist, daß sich Preußen mit Frankreich durch unauflösliche Bande vereinigt und als Pfand dieses Bundes verlange ich, daß es Hannover in Besitz nehme." Haugwitz war nun zu Ende mit seinem Latein, weder Höflingswitz, noch Livreeschmeichelwort wollte mehr verfangen; der Kaiser ließ ihm durch den Großmarschall „das Angriffs- und Vertheidigungsbündniß zwischen dem Kaiser der Franzosen und dem Könige von Preußen" vorlegen und Haugwitz unterzeichnete die Demüthigung Preußens am 15. Decbr., an demselben Tage, an welchem er, seiner Instruction nach, sich auf das hohe Pferd der Herausforderung setzen und von Napoleon verlangen sollte, die Waffen zu strecken. Frankreich übertrug in diesem Vertrage seine Rechte auf Hannover an Preußen, welches dafür das Fürstenthum Neufchatel und die Festung Wesel an Frankreich, das Fürstenthum Anspach an Baiern abtrat. Der Tausch war, wenn er nur rechtmäßig begründet, redlich gemeint und sicher auszuführen gewesen, gar nicht so übel. Preußen gab die beiden verlorenen Posten Neufchatel und Anspach mit 400,000 Einwohnern auf und erwarb dafür das ihm so wohl gelegene Hannover mit mehr als einer Million Einwohner. Das Bedenkliche bei diesem Geschenke war nur, daß Napoleon sich gerade damals nicht im Besitze von Hannover befand und nach der verlorenen Schlacht von Trafalgar weniger als jemals Aussicht vorhanden war, daß England sein Besitzthum in Deutschland auf Napoleons Verlangen aufgeben werde. Für diesen aber war der Abschluß eines Bündnisses mit Preußen und daß es sich von ihm fremdes Gut aufdringen lasse, von großer Bedeutung; er trat jetzt in Preßburg entschiedener als bisher gegen den Kaiser von Oestreich auf, welcher sich, ohne fernere Aussicht auf die bewaffnete Dazwischenkunft Preußens, gezwungen sah, die schmachvollen Bedingungen des Friedens am 26. December 1805 zu unterzeichnen. Oestreich gab alle jene Besitzungen heraus, welche es zur Entschädigung für die, in den Friedensschlüssen von Campo formio und Luneville abgetretenen Niederlande, Lombardei und Toscana erhalten hatte. Venedig, Istrien, Dalmatien wurden dem Königreiche Italien zugetheilt. Die deutschen Kurfürsten, welche mit hochverrätherischer Untreue ihre Völker dem fremden

Eroberer zugeführt, dem Reichsoberhaupte Eid und Pflicht gebrochen und dem jammernden Vaterlande den Mordstahl in das Herz gestoßen, wurden von dem gekrönten Räuberhauptmanne freigebig bedacht. Der Kurfürst von Baiern erhielt den herrlichsten Kronjuwel Oestreichs: das treue Tyrol, außerdem Trient, Brixen, Burgau, Eichstädt, die sieben Herrschaften Voralbergs, die Grafschaften Hohenembs, Königseck-Rothenfels, Lindau am Bodensee; der Kurfürst von Würtemberg erhielt: die fünf Donaustädte Echingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen und Sulgau nebst den Herrschaften Hohenberg, Nellenburg, Altdorf, und einen Theil des Breisgaus; das übrige Breisgau nebst der Ortenau und Constanz am Bodensee erhielt Baden. Die Kurfürsten von Baiern und Würtemberg empfingen aus der Hand Napoleons die Königskrone mit voller Souverainetät; Baden wurde zum Großherzogthum erhoben, jedoch mit der Bestimmung, daß diese Fürsten auch fernerhin dem deutschen Reichsverbande angehören sollten. Durch die ihnen ertheilte Souverainetät maßten sie sich das Recht an, die in ihrem Gebiete ansässige Reichsritterschaft, freie Städte, Stifter und Klöster zu mediatisiren und zu secularisiren, jede Beschränkung durch landständische Verfassung aufzuheben, die getreuen Unterthanen nach Willkür zu schinden und zu schröpfen, wovon sie den ausgedehntesten Gebrauch machten.

Haugwitz, welchen sein Hof ohne neue Instructionen, selbst nach der Schlacht von Austerlitz, gelassen, hatte sich eben so wenig beeilt, das Berliner Cabinet von seinen Unterhaltungen in Schönbrunn und dem Abschlusse des Bündnisses in Kenntniß zu setzen. Man war in Berlin in dem guten Glauben, daß man, unbekümmert um das, was sich in Oestreich begeben, nun erst recht freie Hand bekommen habe. Unterdessen waren englische Truppen in Hannover eingetroffen und Hardenberg nahm keinen Anstand, dem englischen Gesandten Lord Harrowby, welcher wegen der Sicherheit dieser Truppen angefragt hatte, unter dem 22. December — mithin acht volle Tage nach Unterzeichnung des Vertrages von Schönbrunn — zu antworten: „Unter den, durch die unglückliche Schlacht von Austerlitz und durch den Rückzug der großen russischen Armee herbeigeführten, Umständen ist für Preußen die größte Vorsicht nöthig. Es liegt in dem eigenen Interesse desselben, wie in dem des Ganzen, zu verhindern, daß es in diesem Augenblicke angegriffen werde, wo es die ganze Last des Krieges auf sich fallen sehen würde; denn wenn seine Armee unglücklich wäre, würde auch der letzte Strahl von Hoffnung, die Sicherheit und Unabhängigkeit des festen Landes von

Europa aufrecht zu erhalten, verſchwinden müſſen. Da nun Napoleon am 28. November ſich gegen den Grafen Haugwitz geneigt gezeigt habe (alſo ſeit vier Wochen hatte Haugwitz nichts Neues gemeldet), die Vermittelung des Königs zuzulaſſen, wenn während der Unterhandlung keine fremden Truppen (Ruſſen, Engländer, Schweden) vorrückten, um dort den Krieg anzufangen, und wenn die, von den Franzoſen beſetzte, Feſtung Hameln verproviantirt werde, ſo habe der König dieſe Bedingungen, die er damals nicht habe annehmen können, nunmehr, bei gänzlich veränderten Umſtänden, für zuläſſig erachtet und wofern der Kaiſer Napoleon ſich verpflichte, ſeinerſeits kein Truppen-Corps in das nördliche Deutſchland einrücken zu laſſen, ſogar für vortheilhaft befunden, weil dadurch Zeit gewonnen werde, Alles deutlicher zu durchſchauen und ſich auf jedes Ereigniß vorzubereiten, möge der Krieg nun ausbrechen oder dieſer Zwiſchenzuſtand zu einer Definitiv-Unterhandlung führen. Se. Majeſtät habe deswegen den General v. Phull in das franzöſiſche Hauptquartier geſchickt, um dieſe Uebereinkunft zu Stande zu bringen, auch den Grafen Haugwitz mit neuen Inſtructionen dahin verſehen laſſen, daß der König die Wiederbeſetzung Hannovers durch franzöſiſche Truppen als eine feindliche, gegen ihn gerichtete, Maßregel anſehen werde.*) Dagegen wolle der König für die Sicherheit der britiſchen und ruſſiſchen Truppen im Hannöverſchen einſtehen und ihnen völlige Freiheit ertheilen, ſich im Nothfalle auf die preußiſche Armee nach den Staaten des Königs zurückzuziehen, unter der Bedingung, ihre Stellung hinter den preußiſchen Truppen zu nehmen und für den Augenblick während der Vermittelungs-Unterhandlung ſich jeder Bewegung und jedes Schrittes zu enthalten, welcher herausfordernd gegen Holland ſein könnte, und daß, wenn die Preußen angegriffen werden ſollten, der König mit völliger Gewißheit auf die Unterſtützung und Mitwirkung des britiſchen Corps rechnen dürfe. Da die ſchwediſchen und ruſſiſchen Truppen in derſelben Kategorie wie die britiſchen ſich befänden, ſei zu wünſchen, daß der König von Schweden dieſer Verabredung beitrete." Mit ſolcher doppelzüngigen Politik waren weder England noch Rußland zufrieden zu ſtellen und noch weniger Napoleon zu gewinnen. Während Hardenberg dem engliſchen Geſandten die ſchriftliche Verſicherung gab, die

*) Dergleichen Anſinnen meinte Hardenberg noch nach der Schlacht von Auſterlitz an Napoleon richten zu können. „Das ſoll ihm theuer zu ſtehen kommen!" war damals das gewöhnliche Schlußwort Napoleons, wenn er von dem Könige von Preußen ſprach.

Franzoſen aus Hannover hinauszuwerfen, unterzeichnete Haugwitz den Vertrag, welcher Preußen verpflichtete, die Engländer hinauszuwerfen. Haugwitz hatte nicht den Muth gehabt, den am 15. December abgeſchloſſenen Vertrag durch einen Courier an den König vorauszuſchicken; er überbrachte ihn ſelbſt am 25. December als eine ſehr unwillkommene Weihnachtsbeſcheerung.

Der König gerieth außer ſich und noch härtere Worte bekam Haugwitz von der Königin zu hören; er durfte ſich nirgend in der Hofgeſellſchaft ſehen laſſen, man beſchuldigte ihn, den Staat verkauft, die Ehre Preußens verrathen zu haben. Anſpach, das alte hohenzollerſche, dem Königshauſe treuergebene Stammland, hatte er dem, unter dem franzöſiſchen Adler ſich breit machenden Baiern abgetreten und dafür als Entſchädigung Hannover angenommen, was ſich Preußen zuvor in einem Kriege gegen England, Rußland und Schweden hätte erobern müſſen. Gegen ſolch einen Tauſch mußte ſich das preußiſche Ehr- und Rechtsgefühl empören. Allein, was war zu thun? Bei näherer Ueberlegung mußte die hochfahrende Kriegspartei in Berlin ſich ſagen: zu ſpät! Nicht nur Oeſtreich und Rußland, auch Preußen war bei Auſterlitz geſchlagen worden und wir mußten uns, da wir den richtigen Zeitpunkt zum entſcheidenden Handeln verſäumt hatten, in das Unvermeidliche fügen. Auch gab Haugwitz die Verſicherung, daß es ihm gewiß gelingen werde, Napoleon zu überzeugen, daß der Vertrag, ſo wie er in Wien abgeſchloſſen worden ſei, unmöglich die Genehmigung des Königs habe erhalten können. In vertraulichen Kreiſen und ſelbſt gegen den König hatte Haugwitz geäußert: man müſſe den Kaiſer nur zu behandeln verſtehen, dann ſei er um den kleinen Finger zu wickeln und zu ihm hätte er oft, zum großen Verdruſſe Talleyrands, Duroes, Savary's und der anderen Umgebungen, geſagt: Graf Haugwitz kann Alles von mir verlangen. — Er erbot ſich den vom Könige nur bedingungsweiſe ratificirten Vertrag nach Paris zu bringen, wo er den Kaiſer, von dem Siegesjubel berauſcht, in beſter Laune zu finden nicht zweifelte. Man war verblendet genug in Berlin zu glauben, daß Napoleon noch ferner mit ſich ſpaßen laſſen werde. Unter den Bedingungen, welche der König dem, von Haugwitz am 15. December abgeſchloſſenen, von ihm ratificirten Vertrage hinzufügte, befand ſich auch dieſe: „daß, da der König von England dem Beſitze Hannovers noch nicht förmlich entſagt habe, Preußen daſſelbe gegen Länder, die ihm eigenthümlich gehörten, auch nicht eintauſchen könne. Der König werde deshalb Hannover nur vor-

läufig en dépôt nehmen, bis Frankreich beim Frieden mit England die Abtretung bewirke und hiernach auch die Vollziehung der preußiſchen Abtretungen vorbehalten." Als nothwendige Vervollſtändigung des Beſitzes von Hannover wurden als wünſchenswerthe Zugabe die Hanſeſtädte Hamburg, Lübeck und Bremen bezeichnet, für Braunſchweig die Kurwürde verlangt und ſtatt des „Angriffs- und Vertheidigungs-Bündniſſes" ein einfaches Bündniß für hinreichend erklärt. — Damit die Sendung nicht fehlſchlagen könne, bat Haugwitz den König ihn noch mit ein Paar freundſchaftlichen Zeilen an Napoleon auszuſtatten. „Mein Herr Bruder," ſo lautete dies Empfehlungsſchreiben, „der Graf Haugwitz wird die Ehre haben, Ew. Majeſtät dieſes Schreiben zu überreichen, und die Schuld des Vertrauens abzutragen, welche unſere neuen Verhältniſſe uns auflegen. Wer könnte beſſer, als er, die letzte Hand an ſein Werk legen? Da er in Wien durch Ihre Güte geehrt wurde, ſo hoffe ich, daß ihm dieſes Glück auch in Paris zu Theil werden wird. Er wird die letzten Wünſche überbringen, die ich noch habe, ſeit unſere Intereſſen dieſelben ſind. Er kennt meine Anſicht von allen Gegenſtänden, die unſere Verabredungen noch unerledigt gelaſſen haben. Ich bitte Ew. Majeſtät ihn mit Vertrauen anzuhören und ich zweifle nicht, daß ſeine Sendung die Bande, die uns vereinigen, noch enger knüpfen wird."

Haugwitz traf den 14. Januar 1806 in Paris ein, wo er gegen den preußiſchen Geſandten Lucheſini, dem die gereizte Stimmung des Kaiſers gegen Preußen Bedenken erregte, in gewohntem, leichtfertigem Selbſtvertrauen äußerte: „Sobald ich ihn nur erſt geſehen und geſprochen haben werde, dann iſt Alles abgemacht. Ich weiß, was er in Schönbrunn zu mir geſagt hat." — Obſchon Napoleon den Empfang des außerordentlichen Geſandten des Königs von Woche zu Woche verſchob, verſicherte Haugwitz in ſeinen Depeſchen, daß er für die friedlichen Geſinnungen des Kaiſers gutſagen zu können glaube. Im Vertrauen hierauf wurde das, noch immer auf dem Kriegsfuß ſtehende, Heer demobiliſirt. In einem Parolebefehl vom 24. Januar 1806 wurde der Armee bekannt gemacht, „daß der König, da es Sr. Majeſtät gelungen ſei, den Frieden auf eine genugthuende Art zu erhalten und der größte Theil der Armee in die Friedensgarniſonen zurückkehren werde, die Veranlaſſung wahrnehme, ihr für die erwieſene Treue, Anhänglichkeit und Ausdauer zu danken." Beſonders intereſſirt bei der, durch die Friedensverkündigung verheißenen, Sicherheit war der Handels-

ſtand und Hardenberg machte den Aelteſten der Berliner Kaufmannſchaft unter dem 26. Januar bekannt, „das mit Frankreich das Friedens- und Freundſchaftsverhältniß völlig hergeſtellt ſei, ſo daß ſie ohne Beſorgniß vor allgemeinen Störungen ihre Handelsgeſchäfte nach anderen Ländern fernerhin in gewöhnlicher völkerrechtsmäßiger Art treiben könnten.“ Man hielt die Zuſtimmung Napoleons zu den, ihm durch Haugwitz überbrachten, Bedingungen in Berlin für ſo gewiß, daß in einem, am 26. Januar daſelbſt erlaſſenen Patente erklärt wurde: „nach den Begebenheiten, welche den Frieden zwiſchen Oeſtreich und Frankreich zur Folge gehabt, habe der König ſein ganzes Beſtreben allein dahin gerichtet, das Kriegsfeuer vom nördlichen Deutſchland abzuhalten und daß in dieſer Abſicht ein Abkommen mit dem Kaiſer von Frankreich getroffen worden ſei, vermöge deſſen die Staaten Sr. Großbritanniſchen Majeſtät in Deutſchland von franzöſiſchen, oder mit ihnen vereinigten Truppen nicht wieder beſetzt, ſondern von denſelben gänzlich geräumt und bis zum Abſchluſſe des allgemeinen Friedens von Preußen allein in Verwahrung und Verwaltung genommen werden ſollen.“ Man hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Napoleon empfing Haugwitz am 2. Februar mit den härteſten Vorwürfen über das Benehmen des Königs, welches aller Redlichkeit gegen ihn baar ſei, während er ihm Alles großmüthig verziehen und ſogar Hannover angeboten habe. „Hat man,“ fuhr er fort, „jemals dergleichen gehört: einen Vertrag zu ratificiren und ihn dann auf den Kopf zu ſtellen. Sie ſind ein ehrlicher Mann, Graf Haugwitz, allein Sie gelten nichts mehr in Berlin. Dieſer Hardenberg, der ſich, wie viele Andere, an die Engländer verkauft hat, fragt den Teufel nach Ihnen. Ihr König weiß nicht, was er will; einige Verrückte treiben ihn zum Kriege; er wünſcht den Frieden, es wird ihm von allen Seiten zugeſetzt. Ich ſage es Ihnen vorher, die Sache nimmt ein ſchlechtes Ende.“

Einige Tage nach dieſem ſtürmiſchen Empfange eröffnete Talleyrand dem Grafen Haugwitz, daß der Kaiſer den Vertrag vom 15. December, da er nicht zur feſtgeſetzten Friſt ratificirt worden ſei, als nicht vorhanden anſehe und einen anderen werde vorlegen laſſen. Der neue Vertrag, welchen Duroc dem Grafen Haugwitz zur ſofortigen Unterzeichnung vorlegte, enthielt folgende Bedingungen: „Preußen tretet Neufchatel, Anſpach und den auf dem rechten Rheinufer gelegenen Theil von Cleve mit Weſel ab, welches letztere mit dem, von Baiern ab-

getretenen, Herzogthum Berg vereinigt, dem Schwager des Kaiſers, dem Prinzen Murat, als Großherzogthum übergeben wird. Preußen verpflichtet ſich, Hannover in Beſitz zu nehmen und der engliſchen Flagge die Mündungen der Elbe und Weſer, ſowie alle Häfen des Königreichs zu ſchließen." Haugwitz unterzeichnete dieſen Vertrag am 15. Februar 1806, er fand jedoch für gut, ſeinem Freunde Lucheſini die Ehre, ihn nach Berlin zu bringen, zu überlaſſen. Derſelbe Graf Haugwitz, welcher allen Höflingswitz und die niedrigſte Speichelleckerei aufbot, um dem großen Kaiſer ein gnädiges Lächeln, oder auch nach Befinden einen ungnädigen Fußtritt abzugewinnen, der nicht genug Worte finden konnte, um die treue Anhänglichkeit auszudrücken, mit welcher der König der Perſon des Kaiſers und der franzöſiſchen Politik zugethan ſei, rühmte ſich ſpäter in vertraulicher Unterhaltung unter vier Augen, gegen einen ſehr geriebenen Freund, dem er keine diplomatiſchen Wippkens vormachen konnte, daß er niemals auf etwas anderes bedacht geweſen ſei, als Napoleon zu betrügen. „Gewiß ſind Ihnen," äußerte er am 5. October 1806, in Erfurt gegen Gentz, nachdem ein gutes Mittagbrod und Wein die Fülle ihn weniger zurückhaltend gemacht hatten, „gewiß ſind Ihnen die mannigfachen Vorwürfe nicht unbekannt, mit welchen man uns ſeit geraumer Zeit wegen angeblicher Doppelzüngigkeit überhäuft hat. Wenn es jedoch überhaupt eine Macht gab, *die wir zu täuſchen beabſichtigten*, ſo war es Frankreich. Seit geraumer Zeit haben wir uns davon überzeugt, daß Frieden und Napoleon ſich nicht mit einander vertragen. *Eine falſche Friedensmaske* war Alles, was wir zeigen konnten. Dieſen, uns aufgezwungenen, zweideutigen Charakter haben wir aus zweierlei Gründen nicht aufgegeben: einmal, weil der König, zu mächtig gegen alle Kriegsideen eingenommen, ſich von Jahr zu Jahr ſchmeichelte, daß dieſe koloſſale Macht durch irgend ein zufälliges Ereigniß eben ſo ſchnell wieder zuſammenſtürzen werde, als ſie entſtanden und wir auf dieſe Weiſe von einer ſchwierigen gefährlichen Kriſis gerettet würden, welche zu wagen ihn nur die äußerſte Nothwendigkeit verleiten konnte; und zweitens dünkte es uns nach allem Elend, welches unſere Freunde rings um uns erduldet, räthlich, daß Europa im äußerſten Falle an uns eine unverſiegbare Hülfsquelle habe. Dennoch ſehen Sie uns im letzten Jahre entſchloſſen und zum Kriege vorbereitet und unfehlbar würden wir auch in denſelben verflochten worden ſein, wenn nicht die Schlacht von Auſterlitz mit ihren Reſultaten und vor Allem der Rückzug und ausdrück-

liche Wunsch des Kaisers von Rußland den König davon abgebracht hätten. Ich war zu jener Periode in Wien, allein und von Jedermann verlassen. Ich unterzeichnete, das Messer an der Kehle, einen Vertrag, durch welchen ich mir unglücklicher Weise den Haß Vieler zuzog. Nun that ich aber folgendes: Bei meiner Ankunft in Berlin bat ich den König, wie Viele bezeugen können, den Vertrag nicht anzuerkennen, sondern mich zu entlassen. Die Furcht vor einer plötzlichen Explosion hielt den König davon zurück; er ratificirte meinen Vertrag, jedoch mit Hinzufügung wichtiger Modificationen. Das beunruhigende Schweigen, welches die französische Regierung hierüber beobachtete, bewog den König, mich nach Paris zu senden. Hier war es, wo ich endlich (!) die gegen uns vorherrschenden Gefühle entdeckte: daß man uns nämlich den Potsdamer Vertrag vom 3. November nie verzeihen werde; daß man noch weniger unsere Existenz mit einer beträchtlichen und noch dazu nicht geschlagenen Armee vergeben könne; daß Napoleon den Augenblick schon berechnet habe, wo er mit allen seinen Streitkräften über uns herfallen werde und daß Talleyrand, allein dem System einer freundschaftlichen Union zwischen Frankreich und Preußen zugethan, den Ausbruch bisher verzögert habe. Napoleon erklärte mir gleich in der ersten Audienz, daß, seitdem der König für gut befunden, den Vertrag von Wien zu modificiren, er ihn als annullirt betrachte und einen neuen fordern werde. Er machte mir, trotz Talleyrand und Duroc, so merkwürdige Vorschläge, daß ich mich schämen würde sie hier zu wiederholen und erst nach vielen Bemühungen gelang es mir, den Vertrag vom 15. Februar wieder zu erlangen. Als der Marquis Luchesini mit Ueberbringung desselben nach Berlin beauftragt ward, kamen wir überein, daß, wenn er bei seiner Ankunft die Armee noch vereinigt fände, er dem König rathen sollte, seine Ratification zu verweigern; allein er fand die Armee schon auseinander gegangen. Aus Gründen, die nur Gott weiß und vielleicht Herr von Hardenberg, hatte man den König, ohne mein Wissen, zu dieser Maßregel bewogen. Es war abermals nothwendig nachzugeben, allein der König wußte von dieser Stunde an, daß er nichts gewonnen habe, als Zeit. Bei meiner Rückkehr nach Berlin erklärte ich dem Könige ohne Hehl, daß ich durch diese Reise nichts gewonnen hätte, als eine letzte beklagenswerthe Frist, daß weder der Friede noch der Vertrag von Paris sechs Monate dauern könnten, daß es uns obliege, uns auf den Krieg vorzubereiten und die erste beste Gelegenheit zu ergreifen, unserem vorgeblichen

Alliirten, der keine andere Abſicht habe, als uns zu unterwerfen und zu vernichten, zuvorzukommen. Es gelang mir, den König zu überzeugen, und in Folge meiner Vorſtellung geſchah es, daß 50,000 unſerer Truppen auf dem Kriegsfuße gelaſſen wurden, trotz aller Proteſtationen der verſchiedenen Parteien.“*)

Napoleon wartete die Ratification des mit Haugwitz abgeſchloſſenen Vertrags, welche erſt am 9. März erfolgte, nicht ab. Schon am 21. Februar rückte Bernadotte in Anſpach, Oudinot um dieſelbe Zeit in Neufchatel, Murat in Weſel ein und entfernten die preußiſchen Wappen.

Seitdem Napoleon von Hardenbergs Schreiben an den engliſchen Kriegsminiſter Harrowby vom 22. December Kenntniß erhalten, war die Demüthigung Preußens feſt bei ihm beſchloſſen. „Se. Majeſtät der Kaiſer,“ ſchrieb Talleyrand am 15. Februar an den franzöſiſchen Geſandten in Berlin, „konnte nicht anders, als erſtaunt ſein über das Benehmen Preußens; da war nichts von der Redlichkeit, welche das ſeine charakteriſirt, da gab es nur Kniffe und Pfiffe, auf die der Kaiſer nicht gefaßt ſein konnte. Es fehlte an aller Rechtſchaffenheit und vielleicht auch an Klugheit. — Der Graf Haugwitz hat die Fehler ſeiner Regierung noch einmal wieder gut gemacht; allein man möge in Berlin bedenken, daß die 45,000 Mann unter dem Befehle des Marſchalls Augereau und die Armee unter Bernadotte Deutſchland nicht verlaſſen werden, als bis der Vertrag ratificirt und vollſtändig in Kraft getreten ſein wird.“ — Nun kam der unglückliche Moment, in welchem die überklugen und dabei feigherzigen Diplomaten den König dahin geführt hatten, wo er zwiſchen zwei Stühlen ſich nieder zu laſſen geruhen ſollte. Hardenberg ſchrieb ſich die Finger wund, um bei dem engliſchen Miniſterium die nothgedrungene Beſetzung Hannovers zu entſchuldigen und forderte das hannöverſche Miniſterium (den 27. Januar 1806) im Namen Sr. Majeſtät des Königs von Preußen auf, „in Ueberzeugung der wohlwollenden Abſichten Sr. Majeſtät, der nothwendigen Veranſtaltung und allen weiteren Anordnungen und Maßregeln des Adminiſtrations-Commiſſarii und der ihm beigegebenen Commiſſion ſich zu fügen. Die Abſicht des Königs gehe dahin, in der Verfaſſung der inneren Landesbehörden nichts zu thun und ſie in ihren Functionen, jedoch vor der Hand unter der bloßen Benennung „hannöverſche Behörden“ beſtehen zu laſſen, weil dies eine unerläßliche

*) Fr. Gentz Schriften (herausg. von Schleſier). Bd. II. S. 208.

Bedingung der mit dem Kaiſer von Frankreich getroffenen Uebereinkunft ſeinerſeits geweſen, dergeſtalt, daß ſie, wie aus dem Begriff einer ausſchließlichen Adminiſtration ſchon von ſelbſt folge, lediglich dem Könige und ſeinem Adminiſtrations-Commiſſario, mit gänzlicher Ausſchließung alles auswärtigen Bandes, in höchſter Inſtanz verantwortlich blieben."

Der hannöverſche Miniſter, Graf Münſter, legte in einer, an Hardenberg gerichteten, Note vom 30. Januar Proteſt gegen das preußiſche Patent ein. Er erklärte, „daß er keineswegs einem Anſinnen Folge leiſten werde, welches eine Aufkündigung des Gehorſams gegen den Landesherrn vorausſetze und den beſchworenen Pflichten der erſten Landesbehörde beſtimmt zuwider ſei. Da er ſchon früher durch Gerüchte, ſo wie durch Mittheilung des britiſchen Geſandten in Berlin von der beabſichtigten Occupation Kenntniß erhalten habe und in den Stand geſetzt worden, von den Geſinnungen ſeines Herrn hierüber unterrichtet zu werden, ſo ſehe er ſich genöthigt, von ſeinem Könige dazu beauftragt und dazu bevollmächtigt, gegen die Publication des Patentes auf das Feierlichſte zu proteſtiren. Daſſelbe überraſche um ſo mehr, als das hannöverſche Miniſterium erſt wenige Monate vorher von Preußen eingeladen worden, ſeine Functionen wieder anzutreten und als ſich die im Lande ſtehende ruſſiſche Armee unter königlich preußiſchen Befehlen mit den britiſchen Truppen vereinigt finde." In noch ſtärkeren Ausdrücken war eine, von dem hannöverſchen Miniſter v. Reden dem Reichstage zu Regensburg übergebene, Proteſtation abgefaßt, in welcher der Einmarſch der Preußen in Hannover als „eine conſtitutionswidrige Invaſion" bezeichnet wurde. Das engliſche Miniſterium, an deſſen Spitze nach Pitts Tode (23. Januar 1806) der Führer der Oppoſition, Fox, getreten war, erhielt von Hardenberg auch jetzt noch die beſtimmteſten Zuſicherungen, daß Preußen nur zum Schein Hannover en dépôt zu nehmen durch die Umſtände gezwungen ſei und es ſpäter wieder räumen werde. Fox beantwortete die, ihm von dem preußiſchen Miniſter gemachte, Mittheilung in gemäßigtem Tone: „Se. britiſche Majeſtät ſetze das größte Vertrauen in die, ihm von dem preußiſchen Cabinet gegebene, Verſicherung, daß die Beſetzung Hannovers nur eine einſtweilige ſein ſolle, obwohl zu wünſchen geweſen wäre, daß dieſe Verſicherung feierlicher im Angeſichte Europas gegeben worden wäre." Er fügte indeſſen vorſorglich im Namen ſeiner britiſchen Majeſtät, um allen etwaigen Hoffnungen ein Ende zu machen, die Erklärung hin-

zu: „daß der König von England sich niemals werde bestimmen lassen, zu vergessen, was er seinen Rechten und der Treue und Anhänglichkeit seiner Unterthanen schuldig sei, um in eine Abtretung des Kurfürstenthums niemals zu willigen.“ —

Nachdem aber Luchesini mit dem, von Haugwitz am 15. Februar in Paris abgeschlossenen, Vertrage in Berlin eingetroffen und der König denselben am 9. März unterzeichnet hatte, konnte die förmliche Besitzergreifung Hannovers nicht länger verschoben werden.

Am 28. März wurde durch den, in Hannover commandirenden, preußischen General Graf Schulenburg die Sperre der Nordseehäfen und der darin mündenden Flüsse gegen die Flagge und den Handel Englands angeordnet. In einem Patente vom 1. April erklärte Friedrich Wilhelm III., „daß, da seit dem ersten Patente die wirkliche Besitzergreifung der hannöverschen Lande für einen dauerhaften Ruhestand der eigenen Unterthanen und der angrenzenden Staaten unumgänglich nothwendig geworden sei, er mit dem Kaiser der Franzosen eine Convention geschlossen habe, vermöge welcher gegen Abtretung dreier Provinzen und kraft mehrerer gegenseitiger feierlicher Garantien der rechtliche Besitz der, Sr. kaiserlichen Majestät durch das Eroberungsrecht zuständigen, Staaten des Kurhauses Braunschweig in Deutschland von ihm erworben worden sei, wonach diese Länder von nun an als in seinen Besitz übergegangen und seiner Macht allein unterworfen zu betrachten seien und deren Regierung und Verwaltung lediglich und allein in seinem Namen statthaben werde.“ Dem preußischen Gesandten in London, Hrn. v. Jacobi-Klöst, wurde der unerfreuliche Auftrag, dieses Patent mit einer erläuternden Note dem auswärtigen Amte zu übergeben. In England aber werden dergleichen Noten nicht von dem Minister „ad acta“ gelegt und in die bestäubten Registraturen des Geheimen Staatsarchivs den Mäusen und der ewigen Vergessenheit übergeben, in England wird damit an die große Glocke des Parlaments geschlagen, deren metallner Mund es dem Volke verkündet, welches, wenn der Klang ihm zum Herzen dringt, ihn mit zehnfach verstärktem Donnerschalle zurückgiebt. So geschah es auch damals. Das Ministerium Fox ergriff sogleich die kräftigsten Maßregeln. Der englische Gesandte am Berliner Hofe wurde abgerufen, die Mündungen der Elbe, Trave, Ems und Weser wurden in Blokadezustand erklärt, auf alle, in den britischen Häfen sich befindenden, preußischen Schiffe und Güter wurde Embargo (Be-

ſchlag) gelegt und jedwedem, der Luſt hatte unter engliſcher oder anderer Flagge Seeraub zu treiben, wurden Kaperbriefe ertheilt, um auf die preußiſchen Kauffahrer Jagd zu machen. Eine königliche Botſchaft vom 21. April 1806 an das Parlament trug bei dem Hauſe der Gemeinen um Bewilligung der zu dem Kriege gegen Preußen nöthigen Mittel an, welche ſofort bewilligt wurden. Ein Waffenherold verkündigte am 11. Juni in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen von London den Abſagebrief des Königs Georgs III. an den König Friedrich Wilhelm III., ganz wie in alter Ritterzeit, nur mit dem Unterſchiede, daß die Könige nicht allerhöchſteigenhändig eine Lanze mit einander brachen, ſondern dergleichen halsbrechende Vergnügen ihren getreuen Unterthanen und Söldlingen überließen.

Fox ſuchte in der Rede, in welcher er am 23. April im Unterhauſe eine Dankadreſſe beantragte, das Benehmen des Königs von Preußen und ſeiner Miniſter noch in dem mildeſten Lichte darzuſtellen, obſchon er die politiſchen Grundſätze beider verurtheilte. „Man könne," ſagte er, „die Handlungen dieſer Macht (Preußens), um ſie richtig zu bezeichnen, nicht Handlungen des Königs nennen, denn man kenne die milde und friedliche Geſinnung dieſes Fürſten; man könne ſie auch nicht als das Werk ſeiner Miniſter betrachten, denn kein Miniſter werde aus eigenem Entſchluſſe ein Benehmen anrathen, welches dem Intereſſe ſeines Monarchen ſo ſehr widerſtreite. Dieſe Handlungen ſeien von der Beſchaffenheit, daß ſie nur den Rathſchlägen des Feindes dieſes Landes zugeſchrieben werden könnten. Der Beſchluß, ſich Hannovers ohne die Einwilligung ſeines rechtmäßigen Herrn unter dem Vorwande einer Entſchädigung für Anſpach und die anderen an Frankreich überlaſſenen Provinzen zu bemächtigen, könne auch nicht lediglich als Wirkung des Zwanges angeſehen werden. Die bloße Nothwendigkeit, Anſpach abzutreten, möge vorhanden geweſen ſein als Folge einer mißlichen Lage, aber ſie rechtfertige die, von jenem Hofe geltend gemachte, Nothwendigkeit nicht, ſich der Beſitzungen eines Dritten zu bemächtigen, weil er ſelbſt mehrere Provinzen verloren habe. Es wäre thöricht zu leugnen, daß die Feindſchaft Preußens eine Vermehrung unſerer Uebel ſei. Aber es giebt Augenblicke, wo ein Land ſein untergeordnetes Intereſſe für eine Darlegung von Grundſätzen aufopfern muß. Laſſen wir ein ſo befremdendes Verfahren ungerügt, ſo müſſen wir erwarten, daß der Charakter des Landes eine vollkommene Erniedrigung erleide und daß das neue Syſtem immer weiter um ſich greife.

Kann man hingegen an jener Macht ein ausgezeichnetes Exempel aufstellen, so kann dies vielleicht zur Wiederherstellung eines gerechten Systems der allgemeinen Politik in Europa mehr beitragen, als irgend ein geknüpftes oder künftig zu errichtendes Bündniß wider Frankreich. Jener Hof trage die Folgen! er täuscht sich, wenn er an dem Besitze Hannovers viel gewonnen zu haben glaubt. In einer andern Rücksicht hat jene Macht (Preußen) wirklich verloren; sie ist in eine schlimmere Lage gekommen, als Oestreich, welches mit den Waffen besiegt wurde. Wie alles dies enden werde, kann ich nicht sagen. Wenigstens wird England das größte mögliche Uebel vermeiden, wenn es einem, der Wohlfahrt der Gesellschaft so widersprechenden, Grundsatze seine Sanction verweigert; es wird das Uebel vermeiden, bei den Gefühlen unseres Souverains gleichgültig zu scheinen und ohne Theilnahme an der Erhaltung seiner Rechte. Tauscht ein Feld gegen das andere, Vieh gegen Vieh um, allein vertauscht nie eure Völker. Mit Recht haben die Völker, welche den gesellschaftlichen Vertrag untersucht, die gegenseitige Zuneigung der Regierung und der Unterthanen als einen Grundstein des Staatsvereins betrachtet. Nach meinem individuellen Gefühle empfand ich ein besonderes Vergnügen, als ich an den Baron Jacobi die Note abschickte, worin ich ihn von dem unwandelbaren Entschlusse Sr. Majestät, nie in eine Abtretung seiner getreuen hannöverschen Unterthanen zu willigen, benachrichtigte. Umstände können sich zutragen, welche eine Ausnahme von dieser politischen Maßregel nothwendig machen, aber nie darf man dies zugeben, ohne vorher alle anderen Mittel vergebens angewandt zu haben."

Dem Reichstage zu Regensburg ließ der König Georg III. als Kurfürst von Hannover eine vom 20. April datirte Declaration durch seinen dortigen Gesandten übergeben, in welcher die zuverlässige Erwartung ausgesprochen wurde, „daß die Römisch-Kaiserliche Majestät und die gesammten höchsten und hohen Mitstände diejenige Hülfe und Beistand gegen so beispiellose, alle Verfassung auflösende und sogar die politische Existenz Ihrer Mitstände bedrohende, Vergewaltigung eines Reichsstandes, welche die Königl. Majestät und Kurfürstliche Durchlaucht zu Braunschweig-Lüneburg mit Recht in Anspruch nehmen könne, zusichern werde." Hätte freilich England warten sollen, bis die Römisch-Kaiserliche Majestät und die hohen Mitstände des deutschen Reichs Anstalten getroffen hätten, Hannover von den Feinden zu befreien und von Preußen Genugthuung zu fordern, dann hätte es lange warten können. Auch nahm es diese Angele-

genheit sofort selbst in Angriff. Das preußische Cabinet hatte sich fortwährend damit geschmeichelt, daß England die Sache nicht so ernst nehmen, vielmehr überzeugt sein werde: Preußen erwarte nur den günstigen Moment, wo die Macht Napoleons ins Schwanken gerathen werde, um dann ungesäumt mit der Coalition über ihn herzufallen. Allein England ließ seine Kaper auslaufen und hetzte außerdem noch den schwedischen Seelöwen auf den schwarzen Adler, wozu jener sich nicht lange zureden ließ. Gustav IV. erließ am 27. April eine Kriegserklärung, legte Beschlag auf die preußischen Schiffe, erklärte die Ostseehäfen in Blokadezustand und ertheilte seinen Flibustieren Kaperbriefe. Binnen wenigen Wochen waren mehr als zwölfhundert preußische unbewaffnete, reichbeladene Schiffe, deren Führer keine Ahnung von den schlimmen Händeln, in welche ihr König verwickelt war, hatten, von den englischen und schwedischen Seeräubern aufgebracht und für gute Prise erklärt. Nicht eine bewaffnete Nußschaale konnte Preußen zum Schutze seines Handels auslaufen lassen, viel weniger Kanonenböte, Fregatten und Kriegsfahrzeuge. Preußen, dies mächtige Königreich, von der Natur durch den Lauf seiner Ströme hinaus auf das Meer gewiesen, durch seine wohlgelegenen Häfen an der Ost- und Nordsee zur Theilnahme an dem Welthandel berufen, durch die tausendjährigen Eichenforsten, Föhren- und Tannenwälder in Polen und Preußen, durch seine Eisen- und Kupferwerke in Schlesien, Mannsfeld und Westphalen mit einem Material zum Schiffbau, wie kein anderes Volk der Welt versehen, mit einer Küstenbevölkerung in Ostpreußen, Pommern und Ostfriesland, welche die kühnsten, kundigsten und ausdauerndsten Steuermänner, Lootsen und Matrosen lieferte, diese europäische Großmacht fühlte sich in allen Gliedern gelähmt, sobald das winzige Dänemark, oder das heruntergekommene Schweden nur ein paar zusammengeflickte Dreimaster in See stechen ließ und den Blokade-Zustand über die preußischen Küsten verhängte. Das waren bittere Erfahrungen, welche wir in Betreff unserer Ohnmacht zur See zu Anfang des Jahres 1806 machten und dennoch fand uns das Jahr 1848 dem winzigen Dänemark gegenüber noch eben so ohnmächtig. —

Das preußische Cabinet kam jetzt in die, seinen früheren Stolz erniedrigende, Stellung, auf Befehl dessen, den es als Todfeind haßte, mit seinen Freunden brechen und dafür sich mit gestohlenem Gute (Hannover) bezahlen zu lassen, in der sichern Aussicht, daß bei einer endlichen Ausgleichung Frankreich keine Umstände machen werde, Hannover an England zurück zu gehen. Der Krieg

Preußens mit England war bereits erklärt und ausgebrochen und der mit Frankreich war unvermeidlich: und dies nannte Preußen eine Blüthezeit seiner Diplomatie! Napoleon, der schnurrende Kater, gefiel sich darin, noch einige Zeit das Mäuschen abzuängstigen, bevor er ihm den Todeskniff gab.

Rücksichtslos hatte das englische Ministerium die Note Hardenbergs an Harrowby veröffentlicht, um das preußische Cabinet dem Hasse und der Verachtung Frankreichs Preis zu geben. Napoleon ergriff diese Gelegenheit, den preußischen Staatsmann, von dem er wußte, daß er sein geschworner Feind war, von der Führung der öffentlichen Angelegenheiten zu entfernen. Talleyrand untersagte bereits in einer Depesche vom 27. December dem französischen Gesandten in Berlin, Herrn de Laforest, jeden Umgang mit Hardenberg, der es gewagt habe, Frankreich dadurch zu beleidigen, daß er es abgelehnt, den außerordentlichen Botschafter des Kaisers (Duroc) bei sich zu empfangen. Im 34. Armeebulletin bezeichnete Napoleon Hardenberg, ohne seinen Namen zu nennen, deutlich genug als „einen in Hannover gebornen Minister, welcher gegen den goldenen Regen, der aus England gekommen, nicht unempfindlich gewesen sei." Noch heftiger waren die Ausfälle, mit welchen Napoleon das Schreiben Hardenbergs an Harrowby im Moniteur begleiten ließ, wobei er jedoch fortwährend dem Charakter des Königs Schonung und Achtung bezeigte. „Hardenberg" — hieß es in dem Moniteur — „habe gegen die Gewohnheit des preußischen Geschäftsganges jenes Schreiben in seinem eigenen Namen, anstatt im Namen des Königs erlassen; die darin enthaltene Ehrenkränkung für den Charakter dieses Monarchen, daß derselbe den zu Wien geschlossenen Tractat nur deshalb vor dem Preßburger Frieden unterzeichnet habe, um sich Mittel zu Täuschungen zu verschaffen, könne die Rechtlichkeit des Königs nicht treffen, sondern dieser Gedanke entehre einzig den Minister, welcher so niedrig denke. Es sei ohne Beispiel in der Geschichte der Nationen, daß eine Regierung ihre Freunde so aufopfere, wie jetzt die englische es mit den Leuten mache, welche ihr Gewissen und ihren Souverain verrathen hätten, um ihr zu dienen. Da sehen wir nun Herrn v. Hardenberg dafür ganz ausgezeichnet belohnt, daß er sich den ewigen Feinden des Festlandes Preis gegeben hat." — In einem Rundschreiben vom 14. April machte Hardenberg den preußischen Gesandten an den auswärtigen Höfen Anzeige, daß ihm der König Urlaub auf unbestimmte Zeit bewilligt und der von Paris heimgekehrte Graf Haugwitz die Leitung des auswärtigen Departements übernommen habe.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Die Sturmvögel kündigen Unwetter für das Jahr 1806 an. — Des Miniſters v. Stein Denkſchrift an den König vom April 1806. — Der Sturmlauf gegen das geheime Cabinet wird abgeſchlagen. — Heinrich v. Bülows ſcharfe Kritik des preußiſchen Heerweſens und der preußiſchen Politik. — Ernſt Moritz Arndts Geiſt der Zeit. — Deutſchland in ſeiner tiefſten Erniedrigung. — Der Buchhändler Palm, im Frieden vor ein franzöſiſches Kriegsgericht geſtellt, wird erſchoſſen.

Mit ehernem Rieſenſchritte nahte dem preußiſchen Staate das furchtbare Verhängniß des Jahres Eintauſend achthundert und ſechs; aber der leichtſinnige Don Juan verlachte beim ſchäumenden Champagner die Furcht Leporello's und den Angſtruf der Geliebten, die den ſteinernen Gaſt anmeldeten, der ihn unter Feuerregen und Poſaunenſchall dem offenen Höllenſchlunde überantworten ſollte. Einen ſo famoſen Carneval, als den im Februar 1806, hatte die vornehme Welt Berlins ſeit Jahren nicht erlebt. Der König und die Königin, faſt ausſchließlich auf ihren ſtillen Familienkreis und das Theater beſchränkt, nahmen an dem Lärm der Stadt und ihren Feſten keinen Antheil. Der Führer der tollen Faſchingsfreuden war der geniale Prinz Louis Ferdinand, ein Neffe Friedrichs des Großen, Sohn des Prinzen Ferdinand. Er lebte unvermählt, hatte jedoch Familie und in den Geſellſchaften ſeiner Freundin fand man Alles, was Berlin an Geiſt, Liebenswürdigkeit, Witz und Talent aufzubieten hatte. An den Prinzen ſchloſſen ſich die kriegsluſtigen jüngeren Gardeofficiere an, die

Blüthe des Adels, die sich durch übermüthiges Brambiren, Unwissenheit, Ausschweifung, Schuldenmachen und was sonst zu den nobeln Eigenschaften gerechnet wurde, auszeichneten.

Für die Belustigung des Civildienstes, der Minister und Diplomaten trug Graf Haugwitz Sorge, welcher einen ausgezeichneten Koch aus der kaiserlichen Küche der Tuilerien mit nach Berlin gebracht hatte und Viele, welche seine Politik in den stärksten Ausdrücken hinter seinem Rücken verurtheilten, ließen seinen geschmackvollen Diners alle Gerechtigkeit widerfahren. Der Vulcan wurde lauter und lauter, wir tanzten lustig weiter.

Es war nicht blos ein leises Hämmern des Todtenwurmes, welches in schlaflosen Nächten der besorgte König in dem morschgewordenen Throne vernahm; am hellen lichten Tage schlug ein Stein an das Cabinet, um die Riegel zu sprengen, welche den König von dem lebendigen Staate, von dem Herzschlag des Volkes absperrten; vergebens. —

Der Freiherr vom Steine, den wir schon früher genannt haben, war seit dem 27. October 1804 als Staatsminister nach Berlin berufen worden, wo er dem Departement der Finanzen vorstand. Als deutscher Reichsfreiherr geboren, auf seinem Stammschlosse am Rheine, keinem Fürsten, nur dem Reiche unterthan, hatte ihn der Stolz auf seinen deutschen Freiherrn vor dem Aufgehen in das Preußenthum bewahrt, vielmehr gehörte er zu den ausgezeichneten Ausländern, welche den preußischen Staat aus der beschränkten Verzopfung und Verstockung befreit und sein Aufgehen in Deutschland vorbereitet haben. Hardenberg, Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, Altenstein, Stein, Fichte, Hegel, Schelling und noch viele Andere, welchen Preußen die heilsamste Revolution in der Staatsverfassung, in dem Heerwesen und in der Wissenschaft verdankt, waren, wie die Hohenzollern, keine gebornen Brandenburger, oder Preußen, sondern — wie man hier zu Land die übrigen Deutschen bezeichnete — „Ausländer". Seitdem Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg, Ludwig XIV. und seinen Pfäfflingen zum Trotz, den vertriebenen Protestanten eine Freistatt in seinen Staaten eröffnet und noch mehr, seitdem der königliche Ideolog Friedrich II., der Philosoph auf dem Throne, der geächteten Philosophie und Aufklärung den Ehrenplatz an seiner Seite angewiesen hatte, seit dieser Zeit übte Preußen eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf alle diejenigen aus, welche an eine große Zukunft Deutschlands glaubten; selbst

die interimiſtiſche Geiſterbannerei Wöllners hatte die Geiſter nicht zu bannen vermocht, die in Preußen die Macht erkannten, auf welche der, von dem Hauſe Oeſtreich aufgegebene, Beruf übergegangen ſei: an der Spitze Deutſchlands zu ſtehen. So groß auch der Unwille und der verbiſſene Zorn der Edleren und Einſichtigeren waren, welche ſahen, wie der preußiſche Staat dem Verderben ohne Rettung zugeführt werde, ſie gaben dennoch die Hoffnung nicht auf, daß er, durch ein Fegefeuer geläutert, ſeinen altgeſchichtlichen Beruf erfüllen werde. Zu dieſen, unerſchütterlich in ihrem Glauben feſtſtehenden, Seelen gehörte vor Allen Stein. „Ihr Unwille," ſchrieb er am 3. Januar 1806 an den Präſidenten v. Vincke in Münſter, „Ihr Unwille über die gegenwärtige Lage der öffentlichen Angelegenheiten wird ſich hoffentlich durch folgende Betrachtungen etwas mildern. Hätte eine große moraliſche und intellectuelle Kraft unſern Staat gelenkt, ſo würde ſie die Coalition, ehe ſie den Stoß, der ſie bei Auſterlitz traf, erlitten, zu dem großen Zwecke der Befreiung Europas von der franzöſiſchen Uebermacht geleitet und nach ihm wieder aufgerichtet haben. Dieſe Kraft fehlte; ich kann dem, dem ſie die Natur verſagte (dem König), ſo wenig Vorwürfe machen, als Sie mich anklagen können, nicht neutral zu ſein, — ich erkenne hierin den Willen der Vorſehung und es bleibt nichts übrig, als Glaube und Ergebung. Hannover wird occupirt und adminiſtrirt. Sie denken ſich den Fall, daß wir die Ereigniſſe benutzen und Hannover mit unſerem Staate vereinigen. Es iſt aber anders. Buonaparte hat Hannover beſetzt und will es England im Frieden ſchlechterdings nicht zurückgeben. Oeſtreich hat es für den Kurfürſten von Salzburg gefordert, dieſem aber hat es Buonaparte abgeſchlagen und uns angeboten. Wir occupiren und adminiſtriren bis zum Frieden, wo es uns zugeſichert werden wird. Soll Preußen dieſe Vergrößerung, welche es abrundet, mit Menſchen und Einkommen verſtärkt, von ſich ſtoßen? Soll es dieſen Angriffspunkt für England, der ſeine eigene Sicherheit gefährdet, in demſelben Zuſtande laſſen?*) Was ſoll geſchehen? ſoll der Krieg im nördlichen Deutſchland fortgehen, die alliirten Truppencorps zerſtört, oder in das Meer geſprengt

*) Gentz äußerte gegen Lucheſini am 10. October 1806 in Erfurt: Herr v. Stein habe ſich gegen ihn im Juli in Dresden dahin ausgeſprochen: daß die Mittel, durch welche Hannover erworben worden ſei, nicht gebilligt werden könnten, da die Sache aber nun einmal ſo weit gediehen, ein Rückſchritt unmöglich, und der Beſitz dieſes Landes für Preußen durchaus nothwendig ſei. (Gentz Schriften II. 305.)

werden? Geſetzt, aber nicht eingeräumt, Ihr Unwille ſei gegründet, wird dadurch Ihr Mißmuth und Ihre Abſpannung gerechtfertigt? Hat die preußiſche Monarchie kein Intereſſe für Sie, als Ihre perſönliche Beziehung zu dem Machthaber? In welchem Verhältniß ſteht dieſer Staat zu Deutſchland, zu der europäiſchen Civiliſation? Iſt ſein Daſein gleichgültig, iſt er der Veredlung der Menſchheit nachtheilig, welchen Contraſt macht unſer beſtändiges Murren über die Regierung mit der Anhänglichkeit des Oeſtreichers an ſeinen Monarchen, der einen Krieg unbeſonnen angefangen, feige geendigt u. ſ. w.“

Als nun aber mit Hardenbergs Entfernung von den Staatsgeſchäften Steins letzte Hoffnung auf eine ehrenhafte Stellung den Freunden, wie den Feinden gegenüber, ſchwand, hielt er es für ſeine Pflicht, dem Könige den Abgrund zu zeigen, an welchen ihn ſein Vertrauen zu unwürdigen, feigen und blödſichtigen Räthen, die ſeine Camarilla — das geheime Cabinet genannt — bildeten, geführt hatte.

Stein ſchrieb eine Denkſchrift nieder, welcher er die Aufſchrift gab: „Darſtellung der fehlerhaften Organiſation des geheimen Cabinets und der Nothwendigkeit der Bildung einer Miniſterial-Conferenz.“ Nachdem er ſeine Handſchrift dem Miniſter v. Schrötter und dem General v. Rüchel zur Begutachtung mitgetheilt, übergab er ſie der Königin, um ſie ſicher zu eignen Händen des Königs gelangen zu laſſen; er begleitete ſie mit folgendem Schreiben:

„An des Königs Majeſtät.

„Die Stelle eines Staatsminiſters, welche Ew. Königl. Majeſtät mir unter dem 27. October 1804 anvertraut haben, legt mir die Pflicht auf:

„über wichtige allgemeine Angelegenheiten der Monarchie mit Freimüthig-
„keit und Unbefangenheit Höchſtſelben meine Meinung vorzutragen und
„mein Gutachten abzugeben.“

„Dieſer Pflicht entledige ich mich in dem anliegenden Memoire, das die Mängel der gegenwärtigen Regierungsverfaſſung darſtellt und deſſen Inhalt ich Ew. Königl. Majeſtät zu beherzigen und Selbſt, ohne Theilnahme Anderer, zu prüfen bitte.

„Perſönliche Bewegungsgründe zu dem Schritte, welchen ich thue, habe ich nicht; in meiner bisherigen Geſchäftsführung erhielt ich nur Beweiſe des

Zutrauens Eurer Majestät; — Vortheile aus der möglichen Annahme meiner Vorschläge kann ich nicht erwarten, da ich hiermit mein Ehrenwort verpfände, alle diejenigen, so mir auf irgend eine Weise dadurch zufließen könnten, abzulehnen, Nachtheile aber kann der Schritt, zu welchem ich mich entschlossen, für mich haben, indem er mir vielleicht das Mißfallen Eurer Majestät zuzieht und mich nöthigt, meine Entlassung nachzusuchen. Ich glaube mich von allen persönlichen Absichten frei und halte es für Pflicht, in meinen Dienstverhältnissen Eurer Königl. Majestät über die wichtigsten Angelegenheiten der Monarchie mit Freimüthigkeit meine Meinung zu äußern, die Folgen aber dieser Art zu handeln von der Vorsehung mit Gelassenheit zu erwarten, in deren Hand das Schicksal der Regenten und der Staaten und des geringsten ihrer Bewohner ist."

Wenn schon der Ton dieser Zuschrift den König befremdete, der nur militärische Disciplin und Subordination auch in den Angelegenheiten des Civildienstes ihm gegenüber gestattete und seine Umgebungen gewöhnt hatte, nicht eher zu sprechen, als wenn sie gefragt wurden, so mußte die freimüthige Sprache des Memoires seinen ganzen Unwillen herausfordern, in welchem Stein ohne allen Rückhalt die innere Zerrüttung des Staates aufdeckte, der keine Verfassung habe, der durch ein Cabinet unfähiger und verderbter Günstlinge, welche er namhaft machte, regiert werde und an den Rand des Abgrundes gebracht worden sei. Daß aber der Minister sich sogar erlaubt hatte, „den Unwillen der Nation" als eine nicht zu verachtende Macht zu bezeichnen, wurde ihm, selbst nachdem diese Macht zur Rettung des Staates und Thrones aufgerufen und sie vollbracht hatte, niemals vergeben. Dies ist der wesentliche Inhalt jenes berühmten, obwohl lange im Verborgenen gehüteten Memoires.

„Zu der Untersuchung des Zustandes der Angelegenheiten dieser Monarchie wird jeder bedeutende öffentliche Beamte aufgefordert, durch die Gefahr, die sie bedroht, ihre Selbstständigkeit und die ergiebigsten Quellen des Nationalreichthums zu verlieren und durch den Unwillen der Nation über den Verlust ihres alten wohlerworbenen Ruhms.

„Der preußische Staat hat keine Staatsverfassung, die oberste Gewalt ist nicht zwischen dem Oberhaupte und den Stellvertretern der Nation getheilt. Er ist ein sehr neues Aggregat vieler einzelner durch Erbschaft,

Kauf, Eroberung zusammengebrachter Provinzen. Die Stände dieser Provinzen sind örtliche Corporationen, denen eine Mitwirkung bei der Provinzialvertretung anvertraut ist, die aber nur örtliche und nicht allgemeine Verhältnisse zu beurtheilen und zu leiten berechtigt sind, wenn nicht der Gang der allgemeinen Angelegenheiten gelähmt und irre geleitet werden soll. Da der preußische Staat keine Staatsverfassung hat, ist es um so wichtiger, daß seine Regierungsverfassung nach richtigen Grundsätzen gebildet sei und da er eine solche besitzt, da sie nur durch den Lauf der Zeit untergraben worden, so ist es nothwendig, sie in einer, dem gegenwärtigen Zustande der Dinge angemessenen, Form wieder herzustellen." Nachdem auf die mangelhafte Vertheilung der verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung aufmerksam gemacht und Friedrich Wilhelms I. Verdienst als Gründer des Generaldirectoriums angeführt worden ist, fährt das Memoire fort: „Friedrich der Große regierte selbstständig, verhandelte und berathschlagte mit seinen Ministern schriftlich und durch Unterredung, führte durch sie aus; seine Cabinetsräthe schrieben seinen Willen nieder und waren ohne Einfluß. Er besaß die Liebe der Nation, die Achtung seiner Bundesgenossen, das Zutrauen seiner Nachbarn.

„Friedrich Wilhelm II. regierte unter dem Einflusse eines Favoriten (Bischofswerder) und seiner Umgebung, sie traten zwischen den Thron und seine ordentlichen Rathgeber.

„Gegenwärtig verhandelt, berathschlagt, beschließt der Regent mit seinem Cabinet, mit dem, demselben affiliirten, Grafen Haugwitz und seine Minister machen Anträge und führen die, in jener geheimen Versammlung (Camarilla) gefaßten, Beschlüsse aus. Es hat sich also unter der jetzigen Regierung eine neue Staatsbehörde gebildet und es fragt sich: ist diese Anstalt nützlich? und ersetzt die Güte ihrer persönlichen Zusammensetzung das Unvollkommene der Einrichtung selbst? Diese neue Staatsbehörde hat kein gesetzliches und öffentlich anerkanntes Dasein; sie verhandelt, beschließt, fertigt aus in der Gegenwart des Königs und im Namen des Königs. Sie hat alle Gewalt, die endliche Entscheidung aller Angelegenheiten, die Besetzung aller Stellen, aber keine Verantwortlichkeit, da die Person des Königs ihre Handlungen sanctionirt. Den obersten Staatsbeamten bleibt die Verantwortlichkeit der Anträge, die Ausführung, die Unterwerfung unter die öffentliche Meinung.

„Alle Einheit unter den Ministern selbst ist aufgelöst, da sie unnütz ist,

da die Resultate aller ihrer gemeinschaftlichen Beschlüsse von der Zustimmung des Cabinets abhängen. Diese Abhängigkeit von Subalternen, die das Gefühl ihrer Selbstständigkeit zu einem übermüthigen Betragen verleitet, kränkt das Ehrgefühl der obersten Staatsbeamten; man schämt sich einer Stelle, deren Schatten man nur besitzt, da die Gewalt selbst das Eigenthum einer untergeordneten Influenz geworden ist. Wird der Unwille des beleidigten Ehrgefühls unterdrückt, so wird mit ihm das Pflichtgefühl abgestumpft und diese beiden kräftigen Triebfedern der Thätigkeit des Staatsbeamten gelähmt. Der Geist des Dienstgehorsams verliert sich bei den Untergebenen der obersten Vorsteher des Departements, da ihre Ohnmacht bekannt ist und jeder, der den Götzen des Tages nahe kommen kann, versucht sein Heil bei ihnen und vernachlässigt seine Vorgesetzten.

„Der Monarch selbst lebt in gänzlicher Abgeschiedenheit von seinen Ministern, er steht mit ihnen weder in unmittelbarer Geschäftsverbindung, noch in der besonderen Correspondenz; eine Folge dieser Lage ist Einseitigkeit in den Eindrücken, die er erhält, in den Beschlüssen, die er faßt und Abhängigkeit von seinen Umgebungen. Diese Einseitigkeit in den Ansichten und Beschlüssen ist eine nothwendige Folge der gegenwärtigen Einrichtung des Cabinets, wo alle innere Angelegenheiten nur durch einen und denselben Rath vorgetragen werden, der mit den verwaltenden Behörden in keiner fortdauernden Verbindung steht und dem die Geschäfte nur bei einzelnen Veranlassungen, sehr oft nur durch einzelne Berichte eines einzigen Ministers zukommen.

„Man vermißt also bei der neuen Cabinetsbehörde gesetzliche Verfassung, Verantwortlichkeit, genaue Verbindung mit den Verwaltungsbehörden und Theilnahme an der Ausführung. Da sich nun aus diesen Betrachtungen das Fehlerhafte der Einrichtung der neuen Staatsbehörde des Cabinets ergiebt, so entsteht die Frage: mildert ihre persönliche Zusammensetzung das Fehlerhafte ihrer Einrichtung? Das Cabinet, insofern es sich nicht auf die Militairverwaltung bezieht, besteht aus den beiden Cabinetsräthen Beyme und Lombard und dem mit ihnen vereinigten und von ihnen abhängigen Minister Grafen Haugwitz. Der Geheime Cabinetsrath Beyme besaß als Kammergerichtsrath Achtung wegen seines graden offnen Betragens, seiner gründlichen und gesunden Beurtheilung, seiner Arbeitsamkeit. Er besitzt Kenntnisse der Rechtsgelehrsamkeit; mit denen zur Leitung der innern Staatswirthschaft nöthigen Kenntnissen

ist er nicht im Mindesten vertraut. Das neue Verhältniß, in welches er als Cabinetsrath trat, machte ihn übermüthig und absprechend; die gemeine Aufgeblasenheit seiner Frau war ihm nachtheilig, seine genaue Verbindung mit der Lombardschen Familie untergrub seine Sittenreinheit, seine Liebe zum Guten und verminderte seine Arbeitsamkeit. Der Geh. Cabinetsrath Lombard ist physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft, seine Kenntnisse schränken sich auf französische Schöngeisterei ein, die ernsthaften Wissenschaften, die die Aufmerksamkeit des Staatsmannes und des Gelehrten in Anspruch nehmen, haben diesen frivolen Menschen nie beschäftigt. Seine frühzeitige Theilnahme an den üppigen Gelagen der Rietzischen Familie haben sein moralisches Gefühl erstickt und an dessen Stelle eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen das Gute und Böse gesetzt. In den unreinen und schwachen Händen eines französischen Dichterlings von niederer Herkunft, eines Roués, der mit der moralischen Verderbtheit eine gänzliche physische Lähmung und Hinfälligkeit verbindet, der seine Zeit in dem Umgang mit leeren Menschen bei Spiel und Polissonnerien (Gemeinheiten) vergeudet, ist die Leitung der diplomatischen Angelegenheiten dieses Staates in einer Periode, die in der neuern Staatengeschichte nicht ihres Gleichen findet.

„Das Leben des, mit dem Cabinet affiliirten Ministers v. Haugwitz ist eine ununterbrochene Folge von Verschrobenheiten, oder von Aeußerungen von Verderbtheit. In seinen akademischen Jahren behandelte er die Wissenschaften leicht und unkräftig, sein Betragen war süßlich und geschmeidig. Er folgte dann den Thoren, die vor dreißig Jahren das Kraft-Genieweſen trieben, strebte nach dem Nimbus der Heiligkeit, welche Lavater umgab, ward Theosoph, Geisterseher und endigte mit der Theilnahme an den Gelagen der Rietz, an den Intriguen dieser Frau, verschwendete die, dem Staate gehörige Zeit am Lhombre-Tische und seine Kräfte in sinnlichen Genüssen jeder Art. Er ist gebrandmarkt mit dem Namen eines listigen Verräthers seiner täglichen Gesellschafterin (der Gräfin Lichtenau), eines Mannes ohne Wahrhaftigkeit und eines abgestumpften Wollüstlings.

„Die Zusammensetzung des Cabinets ersetzt also nicht durch seine Eigenschaften das Fehlerhafte der Einrichtung selbst und eine nothwendige Folge der Unvollkommenheit der Einrichtung und der Auswahl der Personen ist: das Mißvergnügen der Bewohner dieses Staates über die gegenwärtige Regierung und die Nothwendigkeit einer Veränderung.

„Es ist demnach nothwendig, daß eine unmittelbare Verbindung zwischen dem Könige und den obersten Staatsbeamten wieder hergestellt werde, daß die Personen, welche den Vortrag der Staatsgeschäfte zur endlichen Entscheidung bei dem König haben, gesetzlich und öffentlich hiezu berufen, ihre Versammlungen zweckmäßig organisirt und mit Verantwortlichkeit versehen werden." Nach Steins Entwurfe sollten: 1) das Kriegswesen; 2) die auswärtigen Verhältnisse; 3) die allgemeine Landespolizei (das Innere); 4) das öffentliche Einkommen (die Finanzen); 5) die Rechtspflege in Zukunft besondere Ministerien bilden und die Minister in wichtigeren Angelegenheiten persönlichen Vortrag bei dem Könige haben. Der Geschäftskreis des Staatsrathes sollte ebenfalls neu organisirt werden.

„Eine gänzliche Umschmelzung der Geschäftsformen," heißt es dann weiter, „erfordert eine Veränderung mit den Personen, welchen die Staatsverwaltung anvertraut ist. Die gegenwärtigen Mitglieder des Cabinets werden sich das untergeordnete Verhältniß, welches ihnen bestimmt ist, entweder nicht gefallen lassen, oder es untergraben und hiezu den Einfluß, den Gewohnheit, Kenntniß der Individualität (des Königs) und der Geschäftserfahrung giebt, benutzen.

„Die neueren Ereignisse, wo wir feierlich sanctionirte Verträge im Augenblick der Erfüllung umgangen und bald darauf umgestoßen sahen, sind ein fürchterlich belehrendes Beispiel, wie nothwendig es ist, Personen zu ändern, wenn man Maßregeln ändern will. Die neue Staatsverwaltung kann auch nur durch die Entfernung der Mitglieder der alten Zutrauen erlangen, da diese in der öffentlichen Meinung sehr tief gesunken und zum Theil mit Verachtung gebrandmarkt sind.

„Sollten Se. Königliche Majestät sich nicht entschließen die vorgeschlagenen Veränderungen anzunehmen, sollten Sie fortfahren, unter dem Einflusse des Cabinets zu handeln, so ist es zu erwarten, daß der preußische Staat sich entweder auflöst, oder seine Unabhängigkeit verliert und daß die Achtung und Liebe der Unterthanen ganz verschwinde.

„Die Ursachen und Menschen, die uns an den Rand des Abgrundes gebracht, werden uns ganz hineinstoßen; sie werden Lagen und Verhältnisse veranlassen, wo dem redlichen Staatsbeamten nichts übrig bleibt, als seine Stelle,

mit unverdienter Schande bedeckt, zu verlaſſen, ohne helfen zu können oder an den ſich alsdann ereignenden Verworfenheiten Theil zu nehmen.

„Wer mit Aufmerkſamkeit die Geſchichte der Auflöſung Venedigs, des Falls der franzöſiſchen und ſardiniſchen Monarchie lieſt, der wird in dieſen Ereigniſſen Gründe finden zur Rechtfertigung der traurigſten Erwartungen.

April 1806. Stein."

Dies waren in dem Palaſte eines Königs von Preußen bisher unerhörte Worte, mit denen ein Miniſter an das Cabinet anklopfte; ſie blieben auch unerhört; es rief Niemand herein, der einzige Mann im Staate, welcher den Muth und die Einſicht hatte, dem Könige die wahre Lage des Staats zu enthüllen — wurde für diesmal mit allerhöchſtungnädigem Schweigen abgefunden.

Ein bei weitem größeres Vertrauen, als zu ſeinem Cabinet, hatte der König zu ſeinen militairiſchen Umgebungen, unter denen der unbedeutende und fügſame Köckeritz die erſte Stelle einnahm. Stein hatte in der urſprünglichen Abfaſſung ſeines Memoires die Entfernung dieſes Generals als unerläßlich bezeichnet; auf Anrathen des Miniſters v. Schrötter wurde dieſe Stelle, welche den König perſönlich verletzt haben würde, geſtrichen. Außer Köckeritz beſaßen der Herzog von Braunſchweig, Feldmarſchall Möllendorff, die Generale Rüchel, Phull, Zaſtrow, Kleiſt das beſondere Vertrauen des Königs. Aeußerte er aber auch oft die größten Bedenken über die ſchlechte Führung der Civilverwaltung, der inneren wie der auswärtigen Angelegenheiten, und geſtattete er ſogar den militairiſchen Umgebungen gemeinſchaftlich mit ihm auf „die Federfuchſer" loszuziehen, ſo galt ihm dagegen die Armee für die Säule des Staats, „auf welcher die preußiſche Monarchie," wie Friedrich noch am Schluſſe ſeiner Regierung geſagt, „ſichrer ruhe, als der Himmel auf den Schultern des Atlas." Es war dies eine traurige Täuſchung, der Berg war geklüftet, die Säule ſtand auf ſchwachen Füßen und ihr nahes Zuſammenbrechen kündigte ſich in unverkennbaren Zeichen an. Die letzten Feldzüge am Rhein und in der Champagne hatten auf die Organiſirung, Bewaffnung, Disciplin und Taktik der preußiſchen Armee nicht die mindeſte Veränderung ausgeübt, die alten Generale hatten ihre Vorurtheile, die jüngeren Officiere ihren Uebermuth wieder mit nach Haus gebracht; trotz der Siege, die Napoleon erfocht, hörte man auf den preußiſchen Paraden und mehr noch in den Weinſtuben nur fade Witze über die Löffelgarde

Ney's, über die Cavallerie Murats auf Ziegenböcken und über die ſchlechte Beſpannung der franzöſiſchen Artillerie. Daß der franzöſiſche Soldat für den Ruhm ſeiner Nation, für ſeinen unüberwindlichen Kaiſer begeiſtert war, welcher als „der kleine Corporal" ſich eben ſo populair, wie einſt der alte Fritz, gemacht hatte, daß daſſelbe Ehrgefühl Officiere wie Gemeine erfüllte, da nicht die Geburt und der Adelsbrief, ſondern das Verdienſt zur Beförderung half, daß der Gemeine nicht mehr Prügel und die Verdienſtmedaille, der Officier allein das Ritterkreuz erhielt, ſondern allen Tapfern, ohne Unterſchied des Ranges, das Kreuz der Ehrenlegion zuerkannt wurde, das Alles hielt man in Potsdam für revolutionaire Neuerungen, welche ein preußiſches Heer, wo der Corporalſtock und Spießruthen noch immer florirten, desorganiſiren würden. „Das zu Anfang der vorigen Regierung (unter Friedrich Wilhelm II.) gemilderte militairiſche Prügelſyſtem hatte jetzt ſeine frühere Praxis wiedergewonnen und übte dieſelbe ungeſtört; die dawider erlaſſenen Verordnungen waren in Vergeſſenheit gekommen. Wenn ein Remontepferd nicht parirte und beim Manövriren durch ſeine Widerſpenſtigkeit die grade Linie des Zuges verdarb, mußte der Reiter abſitzen und erhielt ſeine Tracht Stockprügel aufgezählt."*) Die obere Leitung war ohne Geiſt. In jeder Hinſicht veraltet, der Zahl nach viel zu groß für die Kraft des Landes und auf dieſer Höhe durch ausländiſche Werbung und eine fünfundzwanzig bis dreißigjährige Dienſtzeit erhalten, ſtand das Heer, in welchem nur der Adel zu Officierſtellen befähigt und der Gemeine herabwürdigenden Leibesſtrafen unterworfen war, durch Zuſammenſetzung, Einrichtung, einſeitige Ausbildung und ſchroffen Kaſtengeiſt ſeiner meiſten Beſtandtheile in einem unnatürlichen Zwieſpalte mit den übrigen Ständen. Die nothwendige Sparſamkeit ward auf zweckwidrige Weiſe gegen die große Zahl gerichtet, die Bewaffnung war ſchlecht, Nahrung und Kleidung des Soldaten unter dem Nothdürftigen, dagegen die Einnahmen der höheren Officiere, vom Compagniechef an, in Friedenszeiten unverhältnißmäßig hoch, dadurch die höheren Officiere für Erhaltung des Friedens befangen, die Verabſchiedung kraftloſer und unfähiger Befehlshaber der Rückſicht auf Penſions-Erſparung untergeordnet, daher faſt ſämmtliche höhere Officiere bis zum Stabscapitain herab alt und gebrechlich und die Stellen der Feſtungs-Commandanten mit matten, hinfälligen Grei-

*) Menzel zwanzig Jahre. S. 707.

sen besetzt. Der Geist des Heeres war demzufolge unkriegerisch, mit Ausnahme der jüngeren Officiere, die Bildung einseitig im Preußenthume befangen, ohne Theilnahme und Aufmerksamkeit für das Fremde, ohne Würdigung der neuesten kriegerischen Erfahrungen; die Ausrüstung für den Krieg nach alter Art mit überflüssigen Dingen überladen, die Uebungen unpassend und stete, fruchtlose Nachbildung des Gewohnten.*) — Auch in Beziehung auf die verrotteten Zustände des Heeres fehlte es nicht an warnenden Stimmen und vor Allen ist hier Heinrich v. Bülow zu nennen, welcher als Sturmvogel das nahende Unwetter mit unwillkommenem Jammerton ankündigte. Heinrich v. Bülow — nicht mit seinem Bruder, dem berühmten Feldherrn des Krieges 1813—15, zu verwechseln — hatte es in der preußischen Armee noch nicht weiter, als bis zum Seconde-Lieutenant gebracht, als er, mit dem Genie eines Feldherrn und großen Reformators der Kriegswissenschaft begabt, den preußischen Gamaschendienst unerträglich fand, seinen Abschied nahm und sich nach Nordamerika einschiffte. Der neu entstandene Freistaat nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch und er erkannte, daß der dortige Freiheitskrieg ein neues System der Kriegführung zur Geltung gebracht habe, durch welches die Heere der französischen Republik ebenfalls siegreich gegen das Gamaschen- und Paradewesen der preußischen und östreichischen Zopf-Taktik am Rheine und in der Champagne gefochten. Nach seiner Rückkehr aus Amerika hatte Bülow sein System in mehreren Schriften bekannt gemacht; allein es erging ihm, wie anderen Reformatoren dieser Zeit: er war den Oestreichern ein Aergerniß, den Preußen eine Thorheit! Kaum ein paar Seiten las man bei Hofe in seinen Schriften und legte sie dann mit dem verachtenden Ausruf: „ist auch ein Raisonneur!“ für immer bei Seite. Bülow fühlte sich durch die gänzliche Mißachtung, welche er an der Stelle erfuhr, wo er erwartet hatte, die größte Anerkennung zu erhalten, so verletzt, daß er sich nicht mehr auf die Reform des Heerwesens beschränkte, sondern auf den Boden der Revolution sich stellte und namentlich in seiner „Geschichte des Feldzuges 1805“ rücksichtslos die faulen Schäden, nicht nur der preußischen Armee, sondern auch der preußischen Politik offen legte. Obwohl ein Lobredner Napoleons, hatte er sich doch die Lungen heiser geredet,

*) So schildert die Zustände ein Augenzeuge, General v. Clausewitz, welcher dem Feldzuge 1806, als Adjutant des Prinzen August, beiwohnte. Pertz, das Leben Steins. Th. I S. 335.

um mit mathematiſcher Gewißheit darzuthun, daß die Entſcheidung über das Schickſal des neuen Frankenkaiſers, als dieſer zu Ende Novembers 1805 von ſeiner Operationsbaſis Wien und der Donau ſich ſeitwärts nach Mähren wandte, in die Hand des Königs von Preußen gelegt ſei, der nur „Vorwärts Marſch!“ zu commandiren brauchte, und Napoleon war verloren. Als nun Alles ſo gekommen war, wie Bülow es vorher geſagt, erſchien 1806 im Juli die angeführte Schrift von ihm, worin er das Benehmen und die Zuſtände Preußens in Worten ſchilderte, wie man ſie bisher von den ordonnanzmäßig geſchloſſenen Lippen eines preußiſchen Lieutenants noch nicht vernommen hatte. „Man muß ſich“ — erlaubte ſich ein preußiſcher Lieutenant a. D. zu ſagen — „man muß ſich von dem Haufen der in den Staub Getretenen öffentlich losſagen, wenn man das Unglück hat, Mitglied einer unterjochten Nation zu ſein. Man muß zeigen, daß man nicht zur Canaille gehört, welche gleichſam um Verachtung bittet und ſie dankbar empfängt. Man muß zeigen, daß man mit Macht ausgerüſtet war. Man handelt, wenn man unter einem ehrliebenden Volke lebt; man ſchreibt, wenn die Verworfenheit das Handeln verhindert; daher denn Bücher. — Die Sucht zu theſauriren (Schätze zu ſammeln) erſtreckt ſich ſowohl auf Armeen, als auf Geld. Wer aus Kriegsſcheu ſeine Armee, das heißt ſein Capital, todt in den Garniſonen liegen läßt, wo ſie verroſtet, verbaſtardet, zu einem furchtſamen Spießbürgerhaufen ausartet, von der Art, welche deutſche Studenten Philiſter nennen, die man mit Schneidern, Perrückenmachern, Apothekern bei dem erſten Zuſammenſtoß in die Flucht ſchlagen kann, der muß ſehen, wie mehr muntere Speculanten um ihn herum Reichthümer, Macht und Ehre erwerben, während er verarmt, in Unthätigkeit verſchmachtend ſeiner Kräfte beraubt wird. Napoleon ſcheint ein munterer Monarch zu ſein, der ſein Capital lebendig erhält; die anderen, welche entweder (wie Oeſtreich) ſchlecht berechnete Speculationen unternehmen, oder (wie Preußen) der Trägheit des furchtſamen Blödſinns ſich hingeben, erſtaunen, ſchmerzhaft erwachend aus einem dumpfen Traume hinbrütender Materialität, über die neue Lage der Abhängigkeit, in welche ſie ſo plötzlich verſetzt ſind. Allein die craſſe Ignoranz, Folge einer ſchlechten Erziehung, verhindert, daß ſie die Folgen einer ſolchen Situation in ihrem ganzen Umfange ſich vorſtellen können. Sie wiſſen nicht, worin die Dependenz und Independenz eigentlich beſteht. Die Heerde aſiatiſcher Könige, welche bei den Freigelaſſenen der

römiſchen Imperatoren auf der Schwelle ihrer Thüre knieend um ihre unechten Theaterkronen (O ihr Rheinbundkönige!) bettelten, immer Verachtung, ſelten Mitleid einflößten; dieſer feige und obſcure Haufen mochte ſich doch mächtig wähnen und ſelbſtſtändig, wenn er in ſeine Provinzen zurückgekehrt war. Hier hatte er Anderen zu befehlen, welche die römiſche Politik nicht der Mühe werth hielt, ſeiner eingebildeten Herrſchaft zu entziehen. Das Factum iſt gewiß: Preußen hat ſeine Unabhängigkeit verloren, ſobald es ſeine 200,000 Mann nicht zu gebrauchen weiß. Von den vielen Fehlern war die Aufhebung der Demarcation der enormſte! Als wenn Preußen ſich unwürdig fühlte, im nördlichen Deutſchland zu herrſchen. Friedrich Wilhelm II. war nicht ganz ohne Politik, denn die Demarcation war ſein Werk, und die Beſetzung des Hannöverſchen, zweite Enormität, hätte er nimmer geduldet. Nach ſo vielen Fehlern iſt nun der Miniſter Haugwitz noch zu loben, daß er: erſtens den Krieg vermieden, da er ohne Geſchick geführt worden ſein würde, und daß er zweitens das Hannöverſche an Preußen gebracht hat. Zwar iſt der Beſitz auch nur ein precärer, da die ganze Unabhängigkeit Preußens precär iſt und auf das Geheiß eines Anderen zu ſtehlen iſt die tiefſte aller Demüthigungen, die Rolle auch ganz neu und ohne Beiſpiel in der Geſchichte. Der Vorwurf des Diebſtahls iſt aber dadurch zu entkräften, daß die Regierung kein Eigenthum der Krone iſt und daß es nur darauf ankommt, ob Preußen das Hannöverſche mehr nach den wahren Intereſſen des Volkes zur Entwickelung ſeiner ſchlummernden Facultäten regieren kann, als England; ob eine Verbindung mit Preußen mehr die Cultur des Landes und Volkes fördere, als eine mit England. Hier, wird man zugeben, ſei wohl das hannöverſche Volk ſelbſt Richter, folglich müßten dort die Stimmen geſammelt werden. Allein das hannöverſche Volk iſt nicht hinlänglich aufgeklärt, um den Gegenſtand nach allen ſeinen Verhältniſſen überſchauen zu können; es bedarf eines Vormundes, man muß für daſſelbe denken, es würde bei ſeinem Stimmgeben nur durch ſinnliche Impulſionen, ſtatt rationeller Motive beſtimmt werden, alſo muß man ſich ſeiner annehmen. Ihr wißt nicht, was euch gut iſt, ihr guten Lüneburger und Kalenberger!“

In gleicher Weiſe hatte ſich auch Stein dahin ausgeſprochen: daß Preußen vor der Beſitznahme Hannovers nicht zurückſchrecken dürfe, da dies ein unabweislicher Schritt wäre zur Begründung des neuen deutſchen Reiches,

und sollte es fürs Erste auch nur ein norddeutsches sein. Bülow wollte Hannover von Preußen als einen Kampfpreis erobert, nicht durch Verschreibung seiner Seele an den bösen Feind erdiplomatisirt wissen. „Bei den Verbindungen" — sagt er — „unserer größeren und kleineren Staaten mit Frankreich fallen mir sehr oft die Bekenntnisse der Delinquenten aus den Hexenprozessen der vorigen Jahrhunderte ein. Bevor sich das Individuum ergiebt und den Pact unterzeichnet, werden ihm die schönsten Versprechungen gemacht; wenn es nun aber Gott und seinem Sohne — d. h. der Ehre und der Redlichkeit — entsagt und sich dem Teufel hingegeben hat, dann folgen zwar, dem Anscheine nach, manche schöne Gaben; aber bald rückt der Böse mit Ansinnen und Forderungen hervor, denen die Verbündeten nicht mehr widerstehen dürfen, so bitter und schwer sie ihnen auch fallen, weil solche sie mit allen ihren Nachbarn in Zwiespalt bringen, mit deren Haß beladen und in Schande stürzen, bis endlich der Scheiterhaufen folgt. So ist es allerdings. Wer sich dem Teufel ergiebt, den holt am Ende der Teufel. Warum läßt man sich so unterjochen, wenn man Truppen hat, sich zu vertheidigen? Woher diese politische Poltronerie? Es wäre wirklich die Bestätigung eines moralischen Gesetzes, daß das Uebel auf den Urheber zurückfällt, wenn Preußen dereinst seiner politischen Existenz beraubt werden sollte.*) Preußen hat schon blos durch seine Existenz der National-Existenz der Deutschen ein Ende gemacht; denn es veranlaßte eine Spaltung des Interesses in Deutschland, wodurch das Reich zu schwach wurde, den Franzosen zu widerstehen. Die erste Schuld fällt auf Friedrich den Großen. Hätte Friedrich nicht Schlesien erobert, so zerriß er nicht das Band zwischen dem nördlichen und südlichen Deutschland. Nicht mächtig genug, um sich loszureißen, mußte Preußen immer vereint mit dem übrigen deutschen Staatskörper gegen Frankreich kämpfen. Hätte Friedrich wiederum auf der andern Seite im siebenjährigen Kriege verstanden, ganz Deutschland zu erobern, hätte er mit einem Worte Winterfelds großen Plan zu realisiren gewußt, so war Deutschland, in ein Reich vereint, fähig Frankreich zu widerstehen. Die Weltregierung hat es anders gewollt!"

Bülow theilte auch jetzt noch dem preußischen Staate eine große Rolle zu:

*) Mißverständnissen zu begegnen wird nochmals bemerkt, daß diese Worte zu Anfang des Jahres 1806 im Druck erschienen.

4. Heft, das Weihnachtsfest 1871 (Inh. Nro. 1. Gedichte. 2. Weihnachtsabend. Erzählung. 3. Die Weihnachtsfeier im Hause des Herrn. Erzählung. 4. Weihnachtsgedanken. 5. Weihnachtsgedanken. 6. Weihnachtsgedanken. 7. Weihnachtsgedanken. 8. Weihnachtsgedanken. 9. Weihnachtsgedanken. 10. Weihnachtsgedanken. 11. Weihnachtsgedanken. 12. Weihnachtsgedanken. 13. Weihnachtsgedanken. 14. Weihnachtsgedanken. 15. Weihnachtsgedanken. 16. Weihnachtsgedanken. 17. Weihnachtsgedanken. 18. Weihnachtsgedanken. 19. Weihnachtsgedanken. 20. Weihnachtsgedanken. 21. Weihnachtsgedanken. 22. Weihnachtsgedanken. 23. Weihnachtsgedanken.

52ste Lieferung.

Von Elba nach St. Helena.

Von

Dr. Fr. Förſter.

Einleitende Geſchichte der Jahre 1786—1814.

Preis der Lieferung 5 Sgr. (18 Kr. Rh.)

Berlin.
Guſtav Hempel.
—
1866.

Ein Mann von ſo *geſundem* Urtheil wie Bülow mußte nothwendiger Weiſe von dem, an Haupt und Gliedern kranken, Cabinette *für verrückt* gehalten werden. Die hohe Landespolizei ſorgte dafür, ihn unſchädlich zu machen, er wurde in der Stadtvoigtei in Berlin eingeſperrt und zunächſt eine ärztliche Unterſuchung über ſeinen Gemüthszuſtand veranlaßt. In ſeiner Freiſtunde des Morgens im Gefängnißhofe, demonſtrirte er den Mitgefangenen den bevorſtehenden Feldzug, zeichnete eine Karte mit den Defileen des thüringer Waldes und der Saale im Sande, beſtimmte die Punkte, wo das Zuſammentreffen der beiden Heere erfolgen, die Preußen auf ihrem linken Flügel umgangen und geſchlagen werden würden, wobei er mit bitterem Hohn ausrief: „ſo muß es einem Staate ergehen, in welchem man die Feldherrn von Genie als verrückt einſperrt und Eſeln von Generalen das Commando übergiebt.“ Bülow wurde, nachdem ſeine Vorherſagungen in Erfüllung gegangen, von Berlin als Staatsgefangener nach Colberg, dann weiter nach Königsberg gebracht, und da man auch hier den Gewahrſam nicht mehr für ſicher hielt, den Ruſſen übergeben, die ihn nach Riga transportirten. Dem Schickſale, als Zobelfänger nach Sibirien geſchickt zu werden, entging er nur dadurch, daß er im Juli 1807 im Gefängniſſe einem Nervenfieber erlag.

Zu dem Miniſter-Sturmvogel und dem Lieutenant-Sturmvogel geſellte ſich ein dritter, ein Sturmvogel aus dem Volke. *Ernſt Moritz Arndt*, eines Bauern Sohn auf der Inſel Rügen, wo ſich deutſche Sitte und Sprache reiner und urſprünglicher erhalten haben, als in den Miſchlingsbevölkerungen der Marken, Schleſiens und des Rheinlandes, hatte nach vollendeten Studien eine Reiſe 1796 nach Paris unternommen. Er war von dort mit Abſcheu gegen die Blutmenſchen erfüllt zurückgekehrt, brachte jedoch zugleich über die Menſchenrechte Gedanken nach Haus, welche ſich mit den Zuſtänden, die er in dem deutſchen Vaterlande fand, mit der Leibeigenſchaft, die noch in Pommern und Mecklenburg beſtand, nicht vertrugen. Daß in Napoleon, ſeitdem er ſich die Kaiſerkrone von dem Papſte hatte aufſalben laſſen, kein Heiland und Befreier der leidenden Menſchheit erſtanden ſei, hatte der, für Vaterland und Freiheit begeiſterte, Arndt an Ort und Stelle erkannt und in einer Schrift: „*Geiſt der Zeit*“ wagte er es, gegen den corſiſchen Heros ſeine Schäferſchleuder zu verſuchen. Er nannte ihn „den Emporkömmling, der aus den Trümmern der Republik ein Kunſtwerk des Despotismus ohne Gleichen ſich erbaut habe und

fürchterlich geworden ſei durch die Kraft der großen Monarchie und den Kriegsgeiſt des Volkes, den einzigen, den die Republik erſchaffen und die Regierung mit Sorgfalt erhalten habe, während ſie alle anderen guten Geiſter verbannte.“ Er machte Buonaparte den Vorwurf: „daß er Alles, was des Guten hier und da unter den Gräueln der Revolution entſtanden, mit dem Schlechten zugleich vernichtet, alle geiſtige und leibliche Freiheit getödtet habe; er wolle nur über Knechte, nicht über freie Bürger herrſchen. Von den Schöpfungen der Revolution habe er beibehalten, was den Druck und die Bewegung der Regierung ſchneller und verderblicher mache, aber Alles in den Staub getreten, was durch Geſetze in dem Ganzen, was durch Freiheit in dem Einzelnen Hinderniß ſein würde.“ —

Die vornehmſte Erbſchaft, welche Napoleon aus dem Nachlaſſe der Revolution angetreten, war: die Herrſchaft des Schreckens; ſie führte ihn dem Untergange zu, obſchon dem damals aufſteigenden Sterne ſeines Ruhmes deutſche Fürſten als die Schleppenträger ſeines in Blut getauchten Purpurmantels folgten. „Ihr ſtehet,“ ruft Arndt ihnen zu, „wie die Krämer, nicht wie die Fürſten, wie die Juden mit ihrem Seckel, nicht wie die Richter mit der Waage, noch wie die Feldherrn mit dem Schwerdte, und habt ihr ungerecht gekauft und ungerecht gewonnen, ſo werdet ihr es verlieren, vielleicht eher, als ihr es träumt. Als Sklaven und Knechte ſeid ihr neben dem fremden Fürſten geſtanden, als Sklaven habt ihr eure Nation hingeſtellt und geſchändet. Aber der Tag der Rache wird kommen ſchnell und unvermeidlich und ohne Thränen wird das Volk die unwürdigen Enkel beſſerer Väter vergehen ſehn.“ Um nicht im Zweifel zu laſſen, wem die letzten Worte gelten ſollten, heißt es in derſelben Schrift: „Preußen iſt durch Entſchädigungen, es iſt durch die Theilung Polens gewachſen; aber kein Staat ſteht gefahrvoller da, weil er kleinen Gewinn großer Gefahr vorgezogen hat. Die Ruſſen liegen im Oſten dem preußiſchen Staate fürchterlich auf und im Weſten verbindet ihn kein Vertrauen und keine Liebe mit ſeinem Volke, mit den Deutſchen, weil er wohl fühlt, daß er ſie verlaſſen hat, als es galt zu helfen. Eine Stützung auf Frankreich kann nur verderblich ſein dem, welcher keiner Stütze bedurft hätte, wenn er Herr zu ſein wagte. Aber Herr kann Preußen nur ſein durch die Deutſchen, durch einen offenen, tapferen, deutſchen Sinn, der die Fremden und ihre Herrſchaft ausfegen hilft. So lang es aber Länder erobern, Grenzen runden und Schwache unterjochen will, ſteht es mit Größeren in Gemeinſchaft der Beute. So er-

ſtarrt und ſtirbt ein Staat in Unbedeutſamkeit, Habſucht und Abhängigkeit vom Schlechteren, dem es einſt an edlerem Leben nicht fehlte. Preußiſcher Sinn, wo biſt du hin! Er war einſt in dem Einen Manne, es war der Große Friedrich, der Alles beſeelte und in friſchem Treiben erhielt. Andere Zeiten bringen andere Geſetze. Auch er würde in der ganzen Staatseinrichtung und in den großen politiſchen Wendekreiſen ſeiner Sonnenbahn jetzt das Meiſte ändern. Der preußiſche Staat dankte dem Geiſte der Kühnheit ſein Leben; in einer Zeit, die das Aelteſte und Stärkſte niederreißt, iſt er nicht ſtark genug, durch Mittelmäßigkeit, geſchweige denn durch feiges Schwanken ſich zu behaupten. Wenn Mächtigere entſcheiden, glaube er nicht unblutig die Beute des Kampfes heimſchleppen zu können. Der Größte ſtirbt durch Ermattung und Geiſtloſigkeit, am ſchnellſten durch kleinen Geiz. Wenn ſolches Unglück einriß, retteten die Thaten größerer Stifter die weiteſte Grenze entarteter Nationen nicht. Preußen! es giebt einen ſchöneren Grabgeſang für euch, wenn je das Vaterland durch ein Verhängniß fallen müßte, als mit den Verwünſchungen von Deutſchland zu ſterben!“

Arndts Schriften waren, in Vergleich zu manchen anderen, in einem gemäßigten Tone abgefaßt. Eine bei weitem heftigere, jede Rückſicht hintanſetzende, Sprache findet man in einer Anzahl von Flugſchriften, welche ohne Angabe des Verfaſſers und Druckorts in Deutſchland erſchienen, ſeitdem Buonaparte die Hoffnungen der Republikaner getäuſcht und ſich als Napoleon I. die Kaiſerkrone aufgeſetzt hatte. „Buonaparte's Gehirn,“ heißt es in einer jener Schriften, „iſt verbrannt und ſein Herz iſt verkohlt. Pfiffig und liſtig mag er allerdings ſein, doch nur in der Art, wie man auch in Tollhäuſern verſchloſſene, verbiſſene, ſchadenfrohe Subjecte antrifft, die, ehe man ſich deſſen verſieht, die durchtriebenſten Streiche ſpielen. Cartouche und Käſebier würden in Buonaparte's Stelle unſtreitig noch pfiffiger regieren, als er. Buonaparte verachtet nicht die Menſchen, ſondern er haßt das ganze menſchliche Geſchlecht. Erſteres kann manchem ehrlichen Manne in Hinſicht der meiſten Individuen ſeiner Bekanntſchaft eigen werden, aber das Letztere iſt infam. Jeder ächt große Regent ſteuert geradezu auf ein allgemeines ethiſches Reich, unter der Alleinherrſchaft moraliſcher Kräfte los. Davon ahnet Buonaparte's Seele nichts. Sein Charakter, offenbar mehr unruhig als beſonnen, iſt ſchon überſäuert, iſt, wie der aller raiſſonnirter Menſchenfeinde, ſchon kamig geworden. Wäre dem anders,

ſo würde er die ihn umgebende Welt und alle guten, reinen Grundſätze nicht mit ſo beſtimmter Dreiſtigkeit verſpotten. Es fehlt ihm alle wahre Cultur, weil ihm der freie Ueberblick, die unparteiiſche Beurtheilung menſchlicher Geſellſchaftsverhältniſſe, die heitere Zuverſicht der Tugend fehlen. Seine Exiſtenz iſt ein ewiges Gaukeln, ein geſpanntes Treiben im Scheine, kein feſtes Schreiten im Gebiete der Wahrheit. — — — Mit Buonaparte's, beliebt es Gott! baldigem Tode iſt es auch mit aller der jetzigen franzöſiſchen Herrlichkeit und gigantiſchen Plannacherei rein aus. Seine Familie wird doch nimmermehr ſeinen Thron erben. Das iſt eben das Lächerliche an ihm, daß er etwas aufbaut, was ſich nicht erhalten kann und ſchon der Lockerheit wegen zuſammenfallen muß. Jetzt hemmt er viel Gutes und hindert wirklich manchen anderen Regentenkopf, vernünftig zu werden, weil er mit ſeinem Unſinne ſie faſt Alle confuſe macht. Wenn auch alle Monarchen Europas vernünftige Regierungsſyſteme verſtänden und ausführen wollten, ſo reicht doch ein einziger Hauptnarr unter ihnen hin, um ihre beſten Pläne zu verrücken." Der Verfaſſer begnügt ſich jedoch nicht blos damit, ſeinem Haſſe gegen Buonaparte, „dieſem Fanfaron, deſſen Scheingröße er vor Deutſchland mit dreiſter Fackel zu beleuchten ſich gedrungen fühlt," freien Lauf zu laſſen, er läßt ſich von blinder Wuth fortreißen und predigt gegen die eingedrungenen Feinde eine Wiederholung der ſicilianiſchen Vesper. „Eine förmliche Kriegserklärung Preußens wäre gar nicht nöthig, um das dumme Rumoren nicht nur ſich vom Leibe zu halten, ſondern auch überhaupt Deutſchlands Grenzen davor zu ſichern. Preußen ſollte, ohne ein Wörtchen deshalb zu verlieren, die Franzoſen entweder in einer Fehrbelliner Schlacht aus Hannover wiederum über den Rhein jagen, oder noch beſſer, ſie plötzlich einſchließen und ſie und Alles, was zu ihnen gehört, vom General en chef bis zum Profoß, nebſt allen Commiſſariatsofficianten, in einer Hermannsſchlacht ſo völlig maſſacriren, daß auch nicht ein einziger Mann übrig bliebe. Buonaparte liebt den haut goût und man kann ihm nur beikommen mit den derbſten Gaben, nur wenn man ihm die Priſe ſcharf in die Naſe hineinreibt und ſtößt. Das Unternehmen wäre wohl auszuführen. — Wer will es Preußen denn wehren, den Franzoſen in Hannover den Garaus zu machen? Ein preußiſcher General — und dazu müßte einer der allerentſchloſſenſten gewählt werden, macht ſich auf, nimmt einige zwanzig- bis dreißigtauſend Mann mit, von denen jeder den eiſernen Vorſatz faßt, zwei Franzoſen richtig todt zu ſchlagen und die Sache

ist abgemacht. Läßt sich künftig wiederum einer auf dem rechten Rheinufer bewaffnet blicken, ihn ohne Gnade nur immer munter füsilirt! Was gilts? Deutschland hätte bald Ruhe vor dem verwünschten Volke.“ *)

Napoleon war kleinlich genug, von derlei literarischem Geschmeiß Notiz zu nehmen; seine, auch für Deutschland organisirte, geheime Polizei mußte ihm über die Stimmung des Volkes und die Anstifter mißliebiger Gesinnung gegen ihn Bericht erstatten. Trotz seiner großen Erfolge auf den Schlachtfeldern fürchtete er fortwährend in Deutschland einen Volksaufstand, dem er durch Maßregeln des Schreckens zuvorzukommen suchte.

Aehnlichen Inhaltes, wenn auch nicht zu mörderischem Ueberfall und Massacriren der Franzosen auffordernd, sondern mehr den Fürsten und Völkern Deutschlands den Spiegel ihrer Schmach vorhaltend, war 1804 eine Flugschrift unter dem Titel: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ erschienen, welche vornehmlich auf Süddeutschland berechnet war, indem sie das brutale Betragen der französischen Truppen in Baiern in derben Ausdrücken schilderte und es dabei an heftigen Ausfällen gegen Buonaparte's Tyrannei nicht fehlen ließ. Im Frühjahre 1806 waren dem Buchhändler Palm in Nürnberg in einem Leipziger Bücherballen zur Weiterbeförderung (Spedition) an andere Buchhandlungen, wie es sein Geschäft mit sich brachte, verschiedene, bereits mit den Adressen versehene, Packete per Fuhre zugeschickt worden. Unter diesen Packeten hatte sich auch eines an den Buchhändler Jenisch in Augsburg befunden, welches von Palm, ohne sich um den Inhalt zu kümmern, an diesen befördert wurde. Jenisch hatte darin die genannte Flugschrift gefunden, sie zur Ansicht seinen Kunden mitgetheilt, so daß französische Officiere, welche bei einem Dorfprediger im Quartiere lagen, Kenntniß davon erhielten und davon höheren Ortes weitere Anzeige machten. Sofort wurde Jenisch verhaftet, und da ermittelt wurde, daß er jenes Packet durch Palm erhalten habe, dieser ebenfalls durch französische Gensdarmen den 15. August zur Haft gebracht. Napoleon, der großmächtige Kaiser der Franzosen, hatte auf die ihm gemachten Anzeigen von verschiedenen, gegen ihn in Deutschland erschienenen Schmähschriften allerhöchst eigenhändig befohlen, daß die Confous von Buchhändlern und Schrift-

*) Patriotenspiegel für die Deutschen in Deutschland. Ein Angebinde für Buonaparte bei seiner Kaiserkrönung. Von dem Verf. des „Sendschreibens an Buonaparte“. Teutoburg von Hans Deutschmann. (Zuverlässig in Berlin gedruckt.)

ſtellern: Jeniſch in Augsburg, Schoderer in Donauwörth, Merkel in Neckars-Ulm, Kupfer in Wien und Eurich in Linz vor ein Kriegsgericht in der noch von den Franzoſen beſetzten Feſtung Braunau geſtellt und binnen vierundzwanzig Stunden erſchoſſen würden. Von den Genannten waren nur zwei, Schoderer und Palm, von den franzöſiſchen Gensdarmen ergriffen und nach Braunau abgeführt worden, wo Palm am 22. Auguſt eintraf. Nach zwei kurzen Verhören, in welchen es ſich ergab, daß er weder der Verfaſſer, noch der Drucker oder Zuſender jener Schrift, und eben ſo wenig den Inhalt derſelben gekannt, wurde er am 25. Auguſt, ohne daß ihm ein Vertheidiger verſtattet wurde, zum Tode verurtheilt. Das Urtheil wurde ihm am 26. früh um 8 Uhr bekannt gemacht und um 11 Uhr deſſelben Vormittags vollzogen. Es blieb ihm nur Zeit zu einem Briefe an ſeine Gattin, in welchem er nochmals vor Gott und aller Welt ſeine Unſchuld betheuerte und von ihr und den geliebten Kindern Abſchied nahm. Der napoleoniſche König von Baiern wagte es nicht, Einſpruch gegen das gewaltſame Feſtnehmen und Fortſchleppen eines ſeiner Bürger auf bairiſchem Gebiete zu thun oder Genugthuung für die ihm angethane Vergewaltigung zu fordern. Die geängſtete Gattin und die beſorgten Freunde hatten ſich an den franzöſiſchen Geſandten Otto in München, an den Marſchall Bernadotte, an den Fürſten von Neufchatel, Marſchall Berthier, gewendet; von allen dieſen Gewalthabern lautete der Beſcheid: der Kaiſer hat es befohlen. Noch am 26. Auguſt des Morgens verſuchte eine Anzahl Braunauer Frauen mit ihren Kindern auf den Armen und an den Händen, den Commandanten der Feſtung, General St. Hilaire, um Aufſchub zu bitten; auch ſie wurden mit dem unbeugſamen Beſcheide: der Kaiſer hat es befohlen, abgewieſen. Die energiſche Verwendung eines geſpickten Geldbeutels und zwei der franzöſiſchen Sprache mächtige, geſchickte Vertheidiger erlangten für Schoderer Aufſchub zu fernerer Unterſuchung und dieſer wurde nach ſechswöchentlicher Haft entlaſſen. Der unglückliche Palm, obwohl Proteſtant, nahm den Beiſtand zweier katholiſchen Geiſtlichen, welche ihn zum Richtplatze begleiteten, an. Der franzöſiſche Brigadier Binot, welcher die Execution zu vollziehen befehligt war, ließ Palm die Hände auf den Rücken binden und auf einem Ochſenkarren zur Richtſtätte fahren. Die Hinrichtung fand öffentlich ſtatt; Palm wollte noch einige Worte an das in der Nähe verſammelte Volk richten, es wurde ihm nicht geſtattet. Während er mit gefaßtem Muthe den Schergen des Militairdespotismus gegenüberſtand,

zitterten die sonst so tapfern Krieger, überwältigt vom Schamgefühl darüber, sich zu solcher Höllenmaschine herabgewürdigt zu sehen. Sechs Mann schossen auf ihn; fünf Kugeln waren vorbeigegangen, das Schlachtopfer war nur verwundet. Eine zweite Rotte wird commandirt, sie giebt Feuer, der Unglückliche richtet sich nochmals auf. Eine dritte Rotte muß vortreten und nun erst sinkt er lautlos nieder.

Wohl konnte der allmächtige Kaiser der Franzosen einen deutschen Bürger und Buchhändler todtschießen lassen; davon, daß die Gedanken des Volkes im innersten Herzen kugelfest sind, hatte der Tyrann keine Ahnung. — Und wäre jene Flugschrift in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet worden, nach wenigen Monaten wäre sie vergessen gewesen, wie so viele ihres Gleichen; durch die kriegsrechtliche Ermordung Palms sorgte Napoleon auf eine nachhaltigere Weise dafür, daß Deutschland seiner tiefsten Erniedrigung bewußt wurde, und erst aus diesem Bewußtsein ging die Erhebung des Volkes im Jahre 1813 hervor.*)

Da vor dieser Zeit „das Volk" in Preußen in den höheren und höchsten Kreisen der Gesellschaft eine unbekannte Größe war, wurde von Schriften, welche vornehmlich für das Volk berechnet waren, keine Notiz genommen. Die Kriegspartei sorgte indeß dafür, daß die vornehme Welt und sogar der König über die Stimmung des Volkes unterrichtet wurden. Ein ausgewanderter französischer Graf d'Entraigues, von dem Kaiser von Rußland bei seiner Gesandtschaft in Dresden angestellt, hatte ein Werk unter dem Titel: „Bruchstück zu Polybius Geschichte" herausgegeben, welches er in einer Klosterbibliothek

*) Der sonst gut unterrichtete Lefebvre bezeichnet irrthümlich Palm als Verleger von Arndts Schrift: „Geist der Zeit", und Gentz als Verfasser von „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung". Er nennt Palms Verurtheilung „eine grausame Sentenz" und fügt hinzu: „Als diese blutige That bekannt wurde, gerieth die gesammte preußische Jugend außer sich, das Geschrei nach Krieg und Rache verdoppelte sich. Die Demobilisirung, welche im August noch möglich war, war es nicht mehr im September. Hätte Friedrich Wilhelm wieder zurücktreten wollen, so würden sich der Hof, die Prinzen, der Adel und die Armee dem widersetzt haben. Sie würden den König, so zu sagen, aus dem Innern seines Palais herausgerissen und ihn mit Gewalt auf das Schlachtfeld geschleppt haben. Von diesem Augenblicke an entschlüpfte gleichsam die Regierung den Händen des Monarchen, um in die der Königin und einer anmaßenden Aristokratie zu fallen. In den Salons der Königin Luise und bei dem Officier-Corps wurden jetzt die verhängnißvollen Entscheidungen getroffen." (Lefebvre II. S. 349.)

auf dem Berge Athos aufgefunden haben wollte. Das Buch eines Diplomaten, eines Grafen, eines französischen Emigranten in russischen Diensten, durfte bei Hofe nicht ungelesen bleiben. Der Verfasser erzählt: Hannibal habe sich nach seinen Niederlagen zu Antiochus, König von Syrien (Friedrich Wilhelm III.), geflüchtet, als Philipp von Macedonien (Kaiser Franz), welchen die Römer (Napoleon und die Franzosen) mit Krieg überzogen, seine Bundesgenossenschaft in Anspruch nimmt, um mit ihm gegen den gemeinschaftlichen Feind zu fechten. Antiochus (Fr. Wilhelm), ungewiß, welche Partei er ergreifen soll, läßt Hannibal ersuchen, in dem versammelten Ministerrathe sein Urtheil zu geben, welcher ohne Rückhalt sich also ausspricht: „Wenn ich die Anfänge dieses Reiches (Preußen) betrachte, so finde ich überall nichts als Tapferkeit und Heldenmuth und ich begreife nicht, wie ein Reich, welches auf diese Art gestiftet und vergrößert wurde, durch andere Mittel erhalten werden könne, als durch solche, die es gegründet haben. Es ist nur Ein Band, welches die verschiedenen Theile dieses weitläufigen Reichs zusammenhält, die Kriegsmacht und der Ruhm, der sie umgiebt. Wenn ihr dieses Band zerreißt, so entstehen gefährliche Erinnerungen und noch gefährlichere Vergleichungen. Rom weiß, daß der Thron in einer Monarchie der Vereinigungspunkt des Nationalruhmes ist. Rom weiß, daß die Ehre des Königs die Ehre des Staats ausmacht, daß von dem Augenblicke an, da das Volk sich vom Throne trennt und den Monarchen verläßt, der Staat aufgelöst ist. Der verlassene Monarch, obgleich er noch auf dem Throne sitzt, erwartet nur, um herabzusteigen, den Befehl eines Herrn, oder seiner eigenen Unterthanen. Eine ehren- und machtvolle Monarchie unter einem entehrten Könige ist ein Unding, welches die Geschichte noch nie gezeigt hat und nie zeigen wird. Rom weiß, daß die öffentliche Meinung über die Könige herrscht, weil diese nur durch sie herrschen; Rom weiß aber auch, daß diese Weltbeherrscherin, welche die Paläste der Könige umschwebt und bei freundlichem Einlaß den Thronen Schmuck, Erhebung und neue Bürgschaften der Dauer verleiht, wenn sie die Mauern gewaltsam durchbricht, mit schäumender Wuth und im wilden Getöse Alles niederwirft und vernichtet.“ Haugwitz als Vertheidiger der neutralen Stellung, welche der König bisher eingenommen, wird als „Polykrates“ redend eingeführt. „Antiochus,“ sagt er, „über alle Furcht erhaben, und ohne Rücksicht auf fremden Einfluß, weiß, daß Monarchen nur zum Nutzen des Thrones herrschen und daß das Gemeinwohl ihr Gesetz ist. Diesen

Zweck ohne Gefahr erreichen, diese Gefahr nur auf die Gegner wälzen, sich selbst eine glückliche Zukunft bereiten, mit allen Vortheilen des Krieges im Frieden leben, in dem Augenblicke, wo Anderen der Friede vorgeschrieben wird, bewaffnet dastehn, das war der Wunsch aller Könige früherer Zeiten. Aber nur dem großen Antiochus (Fr. Wilhelm III.) war es vorbehalten, diesen Traum der Staatskunst (nach der Schlacht von Austerlitz) zu verwirklichen." Gegen Haugwitz tritt Kallisthenes auf und ruft entrüstet aus: „Wenn der große König, der Stifter dieses Reiches, den Sarg, der seine Asche enthält, durchbrechen und einen Augenblick unter euch erscheinen könnte, wer von euch würde das Feuer seines Blickes ertragen? Man beeinträchtiget, würde er sagen, die Unabhängigkeit der ganzen Welt, und ihr diplomatisirt? Man vertilgt alle Nachbarn dieses Reichs und ihr seht ruhig zu? Räuber durchstreifen die Welt mit dem Dolche und der Fackel in der Hand und diese Räuber rühmen sich eurer Freundschaft? Arsaces (Alexander) bietet euch ein Schutzbündniß an, und ihr seid zweifelhaft, ob ihr es annehmen sollt? Haben meine Siege Syrien (Preußen) nur dazu berühmt gemacht, euch nur dazu mit so vielem Glanze umgeben, um jetzt eure niedrigen Pläne und eure Schande desto sichtbarer zu machen? Nicanor (Friedrich II., dessen Schatten hier spricht) ist nicht mehr, aber ihr seid nicht würdig, sein Andenken durch euer Bedauern zu ehren; die Asche großer Könige ehrt man durch Ausübung ihrer Grundsätze, nicht durch unfruchtbare Thränen. Bringt eurem Herrn die letzte Huldigung, geht an das Grab, wo seine Gebeine ruhen, erspart ihnen die Schande, von den Römern als ein Raub fortgeschleppt zu werden, die Schande ihrer beschimpfenden Ehrenbezeugungen und wenn dies Reich untergehen soll, so laßt mein Grab nicht entehren, tragt meine Asche an einen, den römischen Legionen unzugänglichen Ort und wenn ihr als Sklaven dienen wollt, so ehrt wenigstens den, der euch einst unüberwindlich machte." Diese mahnende Geisterstimme, durch Vermittelung Alexanders und der Königin dem Könige vernehmbar gemacht, blieb nicht ohne Einfluß auf dessen endliche Entscheidung für den Krieg.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Vertraulicher Briefwechsel des Königs von Preußen mit dem Kurfürsten von Sachsen. — Napoleon errichtet den Rheinbund; — erklärt das deutsche Reich für aufgehoben. — Franz I. legt die römisch-deutsche Kaiserkrone förmlich nieder. — Friedensunterhandlungen Frankreichs mit England und Rußland. — Napoleon bietet Friedrich Wilhelm III. zum zweiten Male die Kaiserkrone an. — Preußen bemüht sich vergeblich einen norddeutschen Bund zu errichten. — Der Krieg wird beschlossen.

Das Bündniß, welches Haugwitz in Paris abgeschlossen und der König in Berlin am 9. März zu unterzeichnen sich gezwungen sah, ward von beiden Theilen stillschweigend für eine Lüge gehalten, durch die einer den andern zu verderben gedachte, sobald sich eine günstige Gelegenheit dazu zeigen würde. Friedrich Wilhelm nennt in einem eigenhändigen Schreiben vom 10. Januar 1806 an den Kurfürsten von Sachsen das damals noch nicht ratificirte Bündniß mit Napoleon „ein System, welches wir vor zwei Monaten (wo freilich die Sonne von Austerlitz noch nicht aufgegangen war) so wenig voraussahen und welches nie meine Wahl gewesen sein würde, wenn man überall so viel festen Willen gezeigt hätte, wie Ew. Kurfürstliche Durchlaucht und ich ebenfalls gezeigt haben.“ Der Kurfürst antwortete unter dem 30. Januar ebenfalls eigenhändig und sprach dem Könige seinen Dank dafür aus, daß er für die Unabhängigkeit des nördlichen Deutschlands Sorge trage. Als indessen der Kurfürst die Last dieser Sorge dem König allein überlassen wollte und die

Hälfte seines Heeres entließ und beurlaubte, erhielt der preußische Gesandte in Dresden, v. Brockhausen, unter dem 3. Februar Auftrag, dem Kurfürsten den Wunsch des Königs auszudrücken: „er möge fürs Erste noch einen Theil seines Heeres auf dem Kriegsfuße lassen, da sich noch viele Nebel zerstreuen und der Faden vielleicht wieder von vorn angefangen werden müsse. Der König behalte noch 55 Bataillone und eben so viel Schwadronen auf dem Kriegsfuße zum Schutze Norddeutschlands und der Kurfürst möge dieselben Vorsichtsmaßregeln nicht versäumen." Die durch Napoleon dem Könige aufgedrungene Besitznahme von Hannover wurde gegen den Dresdner Hof ebenfalls unter dem Gesichtspunkte entschuldigt, daß dadurch für die Sicherheit Norddeutschlands besser gesorgt werden könne. Unter dem 1. April schrieb Friedrich Wilhelm an Friedrich August: „Die Sicherheit und die Interessen Sachsens waren mir immer theuer. Es ist dies ein festes Princip in meinem System. Ich werde mich niemals davon entfernen und ich habe die glückliche Erfahrung der Uebereinstimmung mit dem Ihrigen, welches Sie an Preußen mit Banden knüpft, welche ich als unauflöslich betrachte."*) Seitdem aber die Kurfürsten von Baiern und Würtemberg durch Napoleon zu Königen mit voller Souverainetät erhoben worden waren, wandelte den Hof zu Dresden ebenfalls ein Königsgelüste an und Talleyrand konnte sich für versichert halten, daß die Dresdner Reifröcke und Haarbeutel mit Kronlockspeise leicht einzufangen sein würden. Fürs Erste wurde ein Kuppelpelz in Aussicht gestellt. Napoleon ließ unter der Hand um die Hand der Prinzessin Auguste von Sachsen für seinen Bruder Jérome (welcher später König von Westphalen wurde) werben. Nicht durch die Sympathien des deutschen Volkes, sondern durch die Verschwägerungen mit den Zaunkönigen dachte der Kaiser der Franzosen seinem Adler einen sichern Horst zu bauen. Der Hof von Dresden, welcher aus der Zeit der polnischen Wirthschaft noch immer einige Ueberbleibsel eines königlichen Hofstaates, Hayducken, gemästete Kammertürken, gelb und blau gestreifte Schweizergardisten mit Hellebarden und alle nur möglichen Haarbeuteleien conservirt hatte, befand sich seit der Erhebung Baierns und Würtembergs in der peinlichsten Unruhe. An den Berliner Hof wurde die Anfrage gerichtet: wie er es mit der Anerkennung

*) Adolf Schmidt, Gesch. der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen, 2. Abth. S. 413. Anstatt „consommité", welches kein französisches Wort ist, muß es wohl „conformité" heißen. Die deutschen Fürsten briefwechselten damals in schlechtem Französisch.

dieser neuen Königswürden zu halten gedenke, da ja Würtemberg nicht einmal hinreichende Mittel habe, um den kurfürstlichen Anstand aufrecht zu erhalten. In Berlin nahm man die Sache gleichgültiger und Friedrich Wilhelm schrieb zurück: „Ich werde die königliche Würde Baierns ohne Umstände anerkennen, sobald mir davon förmlich Anzeige gemacht wird." Napoleons Pläne gingen indessen noch weiter; Alles kam ihm darauf an, den Engländern das Festland zu verschließen, um sie zum Frieden zu zwingen und hierzu hielt er für unerläßlich, im nördlichen Deutschland eine Großmacht zu errichten. Da er trotz des mit Preußen neuerdings abgeschlossenen Bundes zu diesem Cabinet kein Vertrauen haben konnte, war sein Augenmerk diesmal nach anderwärts gerichtet. Er schüttelte Königreiche aus dem Aermel; „einen neuen Staat im nördlichen Deutschland machen" — kritzelte er am 21. April 1806 auf einen Zettel für Talleyrand — „einen Staat, welcher ganz in den Interessen Frankreichs sein muß, welcher Holland und Flandern gegen Preußen, und Europa gegen Rußland schützt. Den Kern würde das Herzogthum Berg, Herzogthum Cleve, Hessen-Darmstadt u. s. w. bilden: in der Umgegend nachzusehen, was noch dazugenommen werden könnte, um 1,000,000 oder 1,200,000 Seelen beschaffen zu können. Damit zu vereinigen, wenn man will, Hannover, in der Perspective Hamburg, Bremen, Lübeck. Die Statistik dieses neuen Staates vorlegen."

Noch bevor die Errichtung dieses norddeutschen Staates zu Stande kam, war durch die Gründung des Rheinbundes ein Stützpunkt für die Eroberungspläne Napoleons in Süddeutschland gefunden worden.

Das heilige römisch-deutsche Reich war längst zum Kinderspotte geworden, man verglich es, seitdem Napoleon ihm noch einige gekrönte Häupter zugeführt, mit einem Kartenhause, in welchem es nicht an Assen, Königen, Damen und Buben fehle und welches nur darauf warte, daß der Kaiser in Paris sich den Spaß mache zu pusten. — Dies geschah am 12. Juli 1806. An diesem Tage unterzeichneten der König von Baiern, der König von Würtemberg, der Kurfürst von Baden, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Fürsten von Nassau, Hohenzollern, Isenburg, Lichtenstein, Salm, Ahremberg, Leyen, der Kur-Erzkanzler v. Dalberg, welcher in Regensburg als Erzbischof residirte, und der neuernannte Herzog von Berg, zusammen dreizehn deutsche Reichsfürsten,

die Conföderations-Acte des Rheinbundes.

Die genannten Fürsten erklärten in dieser Urkunde: sich auf ewige Zeiten

von dem deutschen Reiche zu trennen und erkannten Napoleon I. Kaiser der Franzosen und König von Italien als Protector dieses Bundes an. Alle Reichsgesetze, welche bisher für die verbündeten Staaten gegolten hatten, wurden für kraftlos und nichtig erklärt, mit Ausnahme der 1803 festgesetzten Schuldverpflichtungen. Ein Jeder der verbündeten Fürsten entsagte denjenigen seiner Titel, die sich auf seine Verhältnisse zum Reiche bezogen. Der Kur-Erzkanzler Freiherr v. Dalberg, welcher bei dem Rupfen des Reichsadlers sich durch kammerdienerliche Behändigkeit und Schlauheit ganz besonders bemerklich gemacht hatte, erhielt den Titel: „Primas des Reichs“ und „Durchlauchtigste Hoheit“ und als Fleisch zu dieser Brühe: Stadt und Gebiet von Frankfurt am Main, welches zum Versammlungsorte des Bundes, unter dem Vorsitze des Fürsten Primas bestimmt wurde. „Ist denn kein Dalberg da?“ war ehedem der Ruf des Kaisers auf dem Reichstage, wenn es galt, etwas Großes zum Heile des Vaterlandes auszuführen. Jetzt war wohl auch ein Dalberg da, vom alten freiherrlichen Geschlechte, der geistreiche Freund und Beschützer Schillers, Joh. v. Müllers und anderer ausgezeichneten Männer; allein an seinem Vaterlande übte er Verrath. Der Kurfürst von Baden und der Landgraf von Hessen-Darmstadt erhielten den Titel Großherzog. Den Rheinbundfürsten wurde über die, innerhalb ihrer Landesgrenzen liegenden, reichsritterschaftlichen Besitzungen die Souverainetät und mit dieser die Gesetzgebung, oberste Gerichtsbarkeit, Oberpolizei, Militair-Conscription und Erhebung der Abgaben verliehen. Die Bundesglieder wurden von jeder anderen Macht für unabhängig erklärt, durften bei keiner Macht außerhalb des Bundes in Dienste treten, dagegen aber sowohl im Einzelnen, als im Ganzen mit Frankreich in Allianz stehen, kraft deren jeder Continentalkrieg gemeinschaftlich für alle werde, so daß, wenn eine fremde oder benachbarte Macht sich rüste, die Bundesglieder auf das Ansuchen eines ihrer Minister am Bundestage sich ebenfalls zu rüsten hätten die wirkliche Bewaffnung jedoch erst in Folge einer vom Kaiser an jeden Einzelnen zu erlassenden Einladung erfolgen dürfe. Frankreich stellte für den Fall des Krieges 200,000 Mann, Baiern 20,000, Würtemberg 12,000, Baden 8000, Berg 5000, Darmstadt 5000, Nassau, Hohenzollern und das übrige Fürstenklein 4000 Mann. Streitigkeiten der Mitglieder unter einander sollte die Bundesversammlung zu Frankfurt entscheiden, unter dem Vorsitze des Fürsten Primas, dessen Nachfolger zu ernennen dem Kaiser der Franzosen vorbehalten blieb.

Dem Reichstage zu Regensburg machte der französische Gesandte Bacher am 1. August 1806 im Auftrage seines Kaisers Anzeige von dem neuen Bunde, „welchen die obengenannten deutschen Fürsten geschlossen hätten, um sich gegen die Ungewißheiten der Zukunft sicher zu stellen; sie hätten demzufolge aufgehört „Reichsfürsten" zu sein. Die Lage, in welche der Friedensschluß von Preßburg die mit Frankreich verbündeten Höfe und deren Nachbarn versetzt habe, sei unverträglich mit der Stellung eines Reichsstandes, der darin enthaltene Widerspruch (der Souverainetät mit dem Verhältniß zu Kaiser und Reich) würde eine beständige Quelle von Unruhe und Gefahr sein; er müsse verschwinden. Frankreich, an der Erhaltung des Friedens im südlichen Deutschland wesentlich betheiligt und überzeugt, daß in dem Augenblicke, wo es seine Armeen über den Rhein zurückziehen werde, die innere Zwietracht zum Ausbruche kommen würde, habe sich verpflichtet erachtet, für die Wohlfahrt seiner Verbündeten mitzuwirken, um sie aller Vortheile des Preßburger Vertrages genießen zu lassen; der Bund sei eigentlich nur eine natürliche Folge und wesentliche Vervollständigung dieses Vertrages. Seit langer Zeit hätten Uneinigkeiten, die von Jahrhundert zu Jahrhundert zugenommen, von der deutschen Constitution nur einen Schatten übrig gelassen. Die Zeit habe die ursprünglichen Verhältnisse der Größe und Stärke zwischen den verschiedenen Gliedern der Gesammtheit verändert, der Reichstag habe aufgehört einen eigenen Willen zu haben, die Sprüche der höchsten Gerichtshöfe hätten nicht mehr vollzogen werden können, Alles bezeuge eine so große Abschwächung, daß das Land der Einigung Niemandem mehr Sicherheit gewähre und für die Mächtigen nur einen Anlaß zur Zwietracht abgebe. Die Begebenheiten der drei letzten Coalitionen hätten diese Abschwächung auf den höchsten Grad gebracht. Der Kaiser und König erkläre daher, daß er das Dasein der deutschen Constitution nicht mehr anerkenne, indem er gleichwohl die volle und unbedingte Souverainetät jedes der Fürsten, aus dessen Staaten jetzt Deutschland bestehe, anerkennen und mit ihnen dieselben Verhältnisse, wie mit anderen unabhängigen Mächten Europas unterhalten wolle; er habe den Titel eines Protectors des rheinischen Bundes angenommen, lediglich in friedlichen Absichten, um durch beständige Vermittelung zwischen den Schwächeren und Stärkeren jeder Art von Uneinigkeit vorzubeugen." Dies war die Leichenrede, mit welcher ein französischer Jude Excellenz, im Auftrage seines Kaisers,

das ſanft und ſelig entſchlafene heilige römiſche Reich beſtattete; dazu wurde auf den Straßen geſungen:

So ward das heil'ge röm'ſche Reich
In Regensburg verbachert,
Und von den Fürſten Groß und Klein
Verkreuzert und verſchachert.*)

Sobald der Bacher die Flügel des franzöſiſchen Adlers in Regensburg ausgebreitet hatte, krochen die Rheinbundfürſten über Hals über Kopf darunter, wiederholten die von dem Geſandten Napoleons abgegebene Erklärung, faßten ſich ein Herz und fügten noch einige Ausfälle gegen Preußen hinzu. Auf den Frieden von Baſel anſpielend erlaubten ſie ſich zu bemerken: „die im Jahre 1795 im Reich ſich hervorgethane Trennung habe eine Abſonderung der Intereſſen des nördlichen und ſüdlichen Deutſchlands zur Folge gehabt. Von dieſem Augenblicke an ſeien alle Begriffe von gemeinſchaftlichem Vaterlande und Intereſſe nothwendig verſchwunden; die Ausdrücke Reichskrieg und Reichsfrieden ſeien Worte ohne Sinn geworden; vergeblich habe man Deutſchland mitten im deutſchen Reichskörper geſucht. Indem ſich die verbündeten Fürſten durch gegenwärtige Erklärung von ihrer bisherigen Verbindung mit dem deutſchen Reichskörper losſagten, befolgten ſie nur das, durch frühere Vorgänge (Baſel) und ſelbſt durch Erklärung der mächtigeren Reichsſtände aufgeſtellte Syſtem. Sie hätten zwar den leeren Schein einer erloſchenen Verfaſſung beibehalten können, ſie hätten es aber ihrer Würde und der Reinheit ihrer Zwecke für angemeſſener gehalten, eine offene und freie Erklärung ihres Entſchluſſes und der Beweggründe, durch welche ſie geleitet worden, abzugeben."

Nun wurde auch Kaiſer Franz inne, daß der Narr des Königs Lear nicht ſo unrecht habe, wenn er die machtloſe Krone mit einer ausgeleerten Eierſchaale vergleicht. Napoleon und die Rheinbundfürſten hatten Gelbes und Weißes herausgelöffelt; da war ihm an der Schaale auch nichts mehr gelegen. Unter dem

*) Die Kaiſerliche Münzſtätte in Paris erwies der Errichtung des Rheinbundes die Ehre, eine Medaille zum Gedächtniß derſelben zu ſchlagen, bei welcher Veranlaſſung die durch Napoleon gekrönten und gefürſteten Häupter auf eine nicht ſehr ſchonende Weiſe unter den Prägſtock gelegt wurden. Napoleon ſteht an einem Tiſche und wirft den, in haſtiger Unterwürfigkeit ſich herandrängenden, Rheinbundfürſten Königskronen und Fürſtenhüte zu, wie man den Affen Wallnüſſe zuwirft. Eine der Kronen iſt an die Erde gefallen; wie bücken ſie ſich und ſind dahinter her, ſie einer dem andern wegzuſchnappen. Und ſchrieben ſich hinterdrein dennoch: Wir N. N. v. G. G.

6. August 1806 erließ der Kaiser Franz eine an den Reichstag gerichtete Urkunde, worin er erklärte: „daß die Folgerungen, welche mehreren Artikeln des Preßburger Friedens gegeben worden, ihm die Ueberzeugung gewährten, die durch die Wahlcapitulation eingegangenen Verpflichtungen nicht mehr erfüllen zu können und daß er, nachdem jede desfalls etwa gehegte Erwartung durch die am 12. Juli zu Paris unterzeichnete Uebereinkunft vernichtet worden, es seinen Grundsätzen und seiner Würde schuldig sei, auf eine Krone zu verzichten, welche nur so lange Werth in seinen Augen gehabt, als er dem von den Reichsständen ihm bezeigten Zutrauen zu entsprechen und den übernommenen Obliegenheiten Genüge zu leisten im Stande gewesen. Demnach sehe er das Band, das ihn selbst bisher an den deutschen Reichskörper gebunden, als gelöst an, lege die Kaiserkrone nieder, entbinde alle Kurfürsten, Fürsten und Stände des ihm geleisteten Eides, zähle aber auch seine sämmtlichen deutschen Provinzen von allen Verpflichtungen gegen das deutsche Reich los, um sie in Vereinigung mit dem ganzen östreichischen Staatskörper als Kaiser von Oestreich zu beherrschen.“*) Die Errichtung des Rheinbundes hatte für Napoleon erstens den politischen Vortheil, eine Zwischenmacht zu begründen, wodurch er eine Vereinigung Oestreichs mit Preußen verhinderte und zweitens den strategischen Vortheil: auf jedem beliebigen Punkte den Rhein mit seinen Armeen überschreiten zu können. Die deutschen und preußischen Patrioten jener Zeit haben jedoch ihr Vaterland viel zu hoch angeschlagen, wenn sie meinten: Napoleon habe es vor Allem auf die Unterjochung und Demüthigung desselben abgesehen. Die Stiftung des Rheinbundes sowohl, als die an Preußen wiederholentlich gerichtete Aufforderung, sich an die Spitze eines norddeutschen Bundes zu stellen, sprechen eher dafür, daß Napoleon sich in Deutschland einen mächtigen Bundesgenossen gegen den allgemeinen Feind Europas, gegen England, gewinnen wollte. Nachdem Oestreich niedergeworfen worden, die russischen Heere in ihre Steppen zurückgekehrt waren, hatte Fox sich den ihm gemachten Friedensanträgen zugänglich gezeigt. Napoleon und sein allerschlauester Gehülfe Talleyrand hatten auf eine wohlberechnete Weise sich dem englischen Minister genähert. Eines Tages läßt sich bei Fox ein Fremder melden, unter dem Vorgeben, ihm ein Geheimniß von Wich-

*) Bereits am 11. August 1804 hatte, wie schon erwähnt, der deutsche Kaiser Franz II. den Titel eines Kaisers von Oestreich als Franz I. angenommen.

tigkeit anzuvertrauen. Fox nimmt ihn an; es ist ein Franzos, welcher sich erbietet, dem Kaiser bei Passy aufzulauern und ihn — versteht sich, gegen eine angemessene Belohnung — aus dem Wege zu räumen. Fox ließ den Menschen fest nehmen und gab Talleyrand — der wahrscheinlich diese Komödie veranlaßt hatte — Nachricht von der Gefahr, welche dem Kaiser drohte. Es erfolgte hierauf ein anerkennendes Danksagungsschreiben, der Meuchler wurde ausgeliefert, ohne daß man weiter etwas von seinem Schicksale erfahren hat; auf diese Weise wurden die Friedensunterhandlungen eingeleitet. Zu derselben Zeit befand sich ein Freund von Fox, der Lord Seymour, Graf von Yarmouth, Parlamentsmitglied, in französischer Gefangenschaft. Mit ihm trat Talleyrand im Auftrage Napoleons in Unterhandlung wegen eines Friedensabschlusses. Lord Yarmouth ließ sich dazu bereit finden, erklärte jedoch als Vorbedingung, daß die Zurückgabe des Kurfürstenthums Hannover an England sofort und ohne alle Entschädigung erfolgen müsse. Talleyrand holte hierüber die Meinung des Kaisers ein und gab hierauf die Versicherung: „daß die pure und simple Zurückgabe Hannovers nicht den mindesten Anstand finden werde.“ Daß sich der König von Preußen bereits auf Napoleons Veranlassung in den Besitz Hannovers gesetzt hatte, wurde fürs Erste nicht in Betracht gezogen. „Das wird sich finden!“ äußerte Napoleon, dem ja in Deutschland und Italien genug Länder und Städte zur Verfügung standen, wobei er auf nationelle Verhältnisse und die Zustimmung der Bevölkerung so wenig Rücksicht nahm, daß er sich erbot, den König von Neapel für den Verlust Siciliens mit den deutschen Hansestädten zu entschädigen. Am 16. Juni 1806 war Lord Yarmouth von England mit den nöthigen Vollmachten versehen zurückgekehrt. Da indessen England hartnäckig auf den Besitz Siciliens und die Herausgabe Hannovers bestand, fanden die Unterhandlungen einigen Anstand. Napoleon ließ den Berliner Hof hiervon unterrichten. Talleyrand trug unter dem 11. Juli Herrn de Laforest auf, dem Grafen Haugwitz zu sagen: „daß, wie geneigt der Kaiser zum Frieden wäre, die Hoffnung darauf beträchtlich geschwunden sei und die Unterhandlungen mit England abgebrochen werden müßten. England verlange die Zurückgabe Hannovers; er würde darein niemals willigen. Nur durch einen mit Nachdruck geführten Krieg könne England zu angemesseneren Vorschlägen gezwungen werden, Preußen möge sich dazu vorbereiten.“ England hatte sofort, nachdem es in Unterhandlung mit Frankreich getreten war, den Kaiser von Rußland eingeladen,

ſich dabei vertreten zu laſſen. Dies geſchah; der ruſſiſche Staatsrath Oubril wurde mit einer Vollmacht nach Paris geſendet, welche ihn ermächtigte: „eine Acte, oder Convention über Grundlagen zu unterzeichnen, die geeignet ſeien, den Frieden, welcher zwiſchen Rußland und Frankreich geſchloſſen werde, zu befeſtigen, ſo wie den, zwiſchen den übrigen kriegführenden Mächten Europas vorzubereiten.“

Friedrich Wilhelm hatte im Mai d. J. den Herzog Ferdinand mit einer Sendung nach Petersburg betraut, um ſich des Beiſtandes Rußlands im Fall eines Krieges mit Frankreich zu verſichern. Napoleon, dem Alles daran gelegen war, in keinen Krieg mit den Continentalmächten verwickelt zu werden, um von England deſto günſtigere Friedensbedingungen zu erhalten, beeilte ſich mit dem ruſſiſchen Bevollmächtigten am 20. Juli einen Vertrag abzuſchließen, worin er die vollſtändige Räumung Deutſchlands von den franzöſiſchen Truppen binnen einer Friſt von drei Monaten zuſicherte. Rußland verſprach für den Fall, daß Sicilien mit dem Königreich Neapel vereinigt werden ſollte, dafür zu wirken, daß der König von Spanien die baleariſchen Inſeln an den entthronten König von Neapel abtrete. So weit reichten ſchon damals, wenn auch nicht die Arme, doch die Ausſichten des Zaren, daß er über ſpaniſche und neapolitaniſche Völkerſchaften, wie über Kalmückenhorden verfügen zu können glaubte. Die Vermittelung des Friedens zwiſchen Preußen und Schweden übernahm Alexander ebenfalls; dagegen ließ der ruſſiſche Bevollmächtigte die Frage wegen Hannover unerwähnt. Deſto entſchiedener wurde dieſe von Lord Yarmouth aufgenommen, welcher, als er erfuhr, daß Rußland Separatfrieden mit Napoleon abgeſchloſſen hatte, ſich ebenfalls beeilte, zum Abſchluß zu kommen. Der von dem franzöſiſchen Kaiſer hierzu bevollmächtigte General Clarke geſtand England ſofort die Rückgabe Hannovers, den Beſitz Maltas und des Vorgebirges der guten Hoffnung zu. Zur Entſchädigung für Hannover brachte er in Vorſchlag: dem Könige von Preußen Fulda, Hoya und einige andere Gebiete in jener Gegend zuzutheilen; hierüber ſollte jedoch noch Verſchwiegenheit beobachtet werden.

„Ueberzeugt, daß der Friede zu Land und zur See bald hergeſtellt ſein würde, hatte Napoleon keinen Grund mehr, Preußen zu bedrohen. Es lag im Gegentheil in ſeinem Vortheil, ſich Verzeihung für alle Beleidigungen zu verſchaffen, womit er daſſelbe ſeit einigen Monaten überſchüttet hatte; es that ihm ohne Zweifel leid, Preußen ſo hart behandelt zu haben, ſeine einzige Sorge war: dem aufgeregten Gemüthe des Königs Ruhe und Vertrauen wiederzugeben. Die

Errichtung des Rheinbundes bot ihm eine günſtige Gelegenheit dar, die freundſchaftlichen Verhältniſſe mit Friedrich Wilhelm III. wieder anzuknüpfen. Am 22. Juli ſchrieb Talleyrand im Auftrage des Kaiſers an den franzöſiſchen Geſandten in Berlin unter Beifügung der Rheinbundsacte: „Es liegt in der Hand Preußens, eine ſo günſtige Gelegenheit zur Vergrößerung und Befeſtigung ſeines Syſtems zu benutzen. Es wird den Kaiſer Napoleon geneigt finden, ſeine Abſichten und Unternehmungen zu unterſtützen. Preußen kann unter einem neuen Bundesgeſetze diejenigen Staaten, welche noch zum deutſchen Reiche gehören, vereinigen, und die Kaiſerkrone an das Haus Brandenburg bringen. Es kann, wenn es dies vorzöge, einen Bund aus denjenigen Staaten Norddeutſchlands bilden, welche dem Bereiche ſeiner Thätigkeit näher liegen. Der Kaiſer billigt ſchon im Voraus jede Anordnung dieſer Art, welche Preußen zu treffen für angemeſſen halten würde.“ So berichtet der wohlunterrichtete Zeitgenoſſe.*) Friedrich Wilhelm nahm dieſe Beweiſe erneuter Freundſchaft von Seiten Napoleons mit großem Wohlgefallen auf. „Der König“ — ſo theilte Haugwitz dem Herrn de Laforeſt mit — „betrachtet ſich in der Trunkenheit ſeiner Freude (dans l'ivresse de sa joie) nicht blos als einen Verbündeten Frankreichs, ſondern als einen perſönlichen Freund Napoleons.“

Die Aufforderung zur Errichtung eines norddeutſchen Bundes traf mit den Ueberlieferungen aus früherer Zeit, ſo wie mit neuerdings angeregten Abſichten zuſammen, allein den weltgeſchichtlichen Beruf: die deutſche Kaiſerkrone, welche das Haus Oeſtreich ſo ſchmachvoll niedergelegt hatte, aufzunehmen, erkannte der beſcheidene Friedrich Wilhelm III. nicht. Ueber die, am 12. Juli in Paris unterzeichnete, Rheinbundsacte, welcher ſo viele Zwiſchenträgereien zwiſchen den ſüddeutſchen Höfen und Napoleon vorausgegangen waren, befand man ſich in Berlin um die Mitte des Monats noch im Ungewiſſen und ſo ſehr im Unklaren, daß man bei den ſüddeutſchen Fürſten, welche mit der bettelhafteſten Zudringlichkeit bei Napoleon hofirten, damals noch einigen Anſtand in dieſer Angelegenheit vorausſetzen zu können vermeinte. Man habe, meldete Graf Haugwitz aus Berlin am 15. Juni an den preußiſchen Geſandten am kurheſſiſchen Hofe, Fürſten Wittgenſtein, ſichere Nachrichten empfangen über die in Süddeutſchland bevorſtehenden Veränderungen. Um den von Frankreich her drohenden Plänen in Zu-

*) Lefebvre II. 331.

kunft begegnen zu können, sei eine engere Verbindung der norddeutschen Staaten mit Preußen nothwendig. „Mehrere jener Staaten," heißt es dann weiter, „besonders Würtemberg, und sogar Baiern, sollen das Demüthigende der Lage, worin sie dadurch versetzt worden, tief fühlen und geneigt sein, nur der Gewalt nachzugeben. Es scheint uns wichtig, daß Ew. Liebden vom Obigen unterrichtet seien und können dieselben auch diese Nachrichten im engsten Vertrauen dem Kurfürsten mittheilen. Sie werden ihn in seinem rühmlichen Vorsatz befestigen, seine Verbindung mit uns und dem nördlichen Deutschland noch fester zu knüpfen, wodurch allein den immer weiter greifenden, und die entschiedenste Abhängigkeit von Frankreich drohenden Plänen ein Damm entgegengesetzt werde." Dies war der stolze Irrthum diplomatischer Klugthuerei und selbstgefälliger Sicherheit, worin man sich in Berlin wiegte. Noch immer schmeichelte sich Haugwitz, daß ihm in diplomatischen Schlauheiten selbst Talleyrand es nicht zuvorthun könne. Er meinte noch vollauf Zeit zu haben, seinen norddeutschen Bund zu Stande bringen zu können, bevor der süddeutsche geschlossen sein würde. Napoleon dagegen machte nicht langes Federlesen, wo es galt, eine Schlacht zu gewinnen oder einen Vertrag zu seinem Vortheil abzuschließen. Es ließ den deutschen Fürsten die Punctation vorlegen und dafür war gesorgt, daß die Sache nicht durch einen langen Notenwechsel aufgehalten würde. Vergleichen wir damit das Nichtzustandekommen des norddeutschen Bundes, so haben wir keineswegs über das Mißgeschick, nur über das Ungeschick der preußischen Diplomaten zu berichten.

Graf Haugwitz, der in Wien und Paris ein eifriger Parteigänger Napoleons gewesen war, hatte nach seiner Rückkehr von Paris nach Berlin dem großen Kaiser seine Gunst entzogen und war auf die Seite der Kriegspartei bei Hofe getreten, so daß durch das Ausscheiden Hardenbergs für Napoleon nichts gewonnen war. Zunächst war Haugwitz bemüht, Preußen eine gebietende Stellung in Norddeutschland zu verschaffen; es wurden deshalb Verhandlungen mit den beiden Kurfürsten von Hessen und Sachsen gepflogen. Haugwitz theilt unter dem 22. Juli 1806 dem preußischen Gesandten in Kassel mit: „der kurhessische Minister v. Waitz sei vor einigen Tagen in Berlin eingetroffen mit dem Zweck, eine engere Verbindung zwischen beiden Höfen zu Stande zu bringen und vor Allem über einen Allianztractat zu verhandeln. Mit einem ähnlichen Tractat gehe man in Betreff Sachsens um, zu welchem Behufe nächstens der Graf v. Götzen dorthin geschickt werden würde."

Wenn man der, von Preußen seit dem siebenjährigen Kriege beobachteten, Politik mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird man sich darüber nicht täuschen, daß von dieser Seite dem baufälligen heiligen römischen Reiche keine Unterstützung geboten, vielmehr demselben durch die Friedensschlüsse zu Basel und Luneville der Schlag, der es zu Falle bringen mußte — die Schlächter nennen es „den Ochsenzweifel" — gegeben ward; und es war dies der, von der geschichtlichen Entwickelung dem preußischen Staate angewiesene Beruf. Aber so sehr täuschte sich das Berliner Cabinet oder wollte andere täuschen, daß es für sich auch damals noch den Ruhm eines „immerwährenden Vertheidigers der deutschen Reichsverfassung" in Anspruch nahm. „Die Erhaltung der deutschen Reichsverfassung," lautet eine, unter dem 24. Juli von Haugwitz an Wittgenstein erlassene, Instruction, „und Vereinigung der gesammten Stände des Reichs zu desselben Vereinigung und Integrität, ist immer der aufrichtige Wunsch des Königs von Preußen und Kurfürsten von Hessen gewesen. Vorzüglich in den letzten gefahrvollen zwölf Jahren haben Sie unverrückt auf denselben Gegenstand Ihre ganze Aufmerksamkeit gewendet und Ihnen, so wie dem Kurfürsten von Sachsen, hat das nördliche Deutschland diejenige Ruhe zu verdanken, die es, während das südliche lange Jahre hindurch ein Opfer verheerender Kriege geworden, genoß. So wünschenswerth aber auch noch heute (am 24. Juli; und am 12. war es bereits durch Napoleon aufgelöst!) die Erhaltung der ehemaligen Verfassung und der Verband des gesammten Reichs wäre, so ist es doch fast keinem Zweifel mehr unterworfen, daß das eine, so wie das andere von einer gänzlichen Auflösung bedroht sind." Es wird nun die, von Napoleon bereits vollzogene Auflösung des Reichs und Stiftung des Rheinbundes als Pläne und Entwürfe, deren Ausführung nicht unwahrscheinlich sei, mitgetheilt und dann hinzugefügt: „Wenn der Norden Deutschlands isolirt und ohne Verband unter sich stehen bleiben wollte, so würde auch er gar bald das traurige Schicksal des südlichen Deutschlands theilen müssen. Es liegt daher eben so sehr in der Macht der Umstände, als in den persönlichen Gesinnungen der drei Fürsten, welche über Preußen, Sachsen und Hessen herrschen, sich in einen engen Verband fest zusammen zu schließen. Der Zweck desselben wird kein anderer sein, als Erhaltung der eigenen Existenz und Zusammenstellung aller Mittel zu diesem Zweck."

Unter demselben Datum (den 24. Juli) wurde für den Flügeladjutanten

und Major Graf. von Götzen, welcher mit einer besonderen Sendung nach Dresden beauftragt war, eine Instruction ausgefertigt, worin sich die Unbekanntschaft mit dem, was sich in Paris begeben, noch mehr herausstellt. In derselben wird Graf Götzen der Auftrag ertheilt, den König von Sachsen zum Abschlusse eines Bündnisses, durch welches die Ruhe, Sicherheit und Unabhängigkeit des nördlichen Deutschlands erhalten und befestigt werden soll, geneigt zu machen, indem das deutsche Reich von Veränderungen und Umwälzungen in Kurzem bedroht zu werden scheine. „Schon längst," heißt es nun weiter, „liefen hierüber an mehreren Orten beunruhigende Gerüchte. Nähere, aus einer sichern Quelle geschöpfte Nachrichten fangen aber jetzt an, ein helleres Licht zu verbreiten. Laut selbigen sollen die Absichten Napoleons darauf hinausgehen, das südliche Deutschland nebst der ganzen Rheingegend vom jetzigen Reichsbunde und der jetzigen Verfassung zu trennen, die dortigen Stände in ein föderatives System zu vereinigen und durch ein neues Bündniß an Frankreich anzuknüpfen. Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt und der Herzog von Cleve und Berg werden ausdrücklich genannt und den drei letztern soll noch die königliche Würde zugedacht sein. Die künftige Reichsversammlung soll zwei Abtheilungen erhalten; auf der ersten, oder der Königsbank, soll der Kur-Erzkanzler und auf der zweiten, oder der Fürstenbank, der Senior des Hauses Nassau den Vorsitz führen. Jeder Mitstand verpflichtet sich, ein verhältnißmäßiges Contingent zu stellen und Napoleon übernimmt den Titel eines Protectors. Der Plan dazu wird seit einigen Wochen in aller Stille bearbeitet und soll noch vor Ablauf dieses Monats in Paris mit den allda befindlichen Ministern der neu verbündeten Höfe abgeschlossen und dann gleich ohne weitere Vorkehrung dem Reichstage in Regensburg vorgelegt werden." Ueber das Benehmen Oestreichs hierbei wird in dieser diplomatischen Instruction bemerkt, daß sich dasselbe seit dem Preßburger Frieden äußerst nachgiebig, in den Reichsangelegenheiten gleichgültig und fast leidend verhalte. „Die schreckliche Niederlage und der große Länderverlust, den es erlitten, haben seinem Einfluß in Deutschland den Stab gebrochen. Franz II. verhehlt es nicht, daß ihm die deutsche Kaiserwürde lästig und verdrießlich geworden; sie kümmert ihn nicht mehr und es wäre kein Wunder, wenn er sie preisgäbe und das ganze deutsche Reich seinem Schicksale überließe." Es folgen sodann die Vorschläge zu dem zu errichtenden norddeutschen Bunde. Eben als diese Instruction dem Grafen

Götzen eingehändigt werden sollte, ließ der französische Gesandte sich bei dem Graufen Haugwitz melden und machte ihm, im Auftrage Napoleons, die officielle, wenn auch noch vertrauliche, Mittheilung von der am 12. in Paris unterzeichneten Rheinbundsacte. Dies veranlaßte den König, die, für den Grafen Götzen bereits ausgefertigte, Instruction zurück zu behalten und ihn mit einer, in einem gemäßigteren Tone abgefaßten, versehen zu lassen. Während in der ersteren darüber Klage geführt wird, daß Napoleon ein seltsames Schweigen gegen den Berliner Hof beobachte, wird in dieser zweiten (vom 25. Juli) von der, durch den französischen Gesandten de Laforest gemachten, Mittheilung gesagt: sie sei „in den freundschaftlichsten und gefälligsten Ausdrücken eingekleidet gewesen und habe der Kaiser Napoleon Se. Majestät den König zugleich einladen lassen, jetzt, da der alte Reichsverband durch die, im südlichen Deutschland gestiftete, neue Conföderation gänzlich und unwiderruflich aufgelöset worden, auch Ihrerseits im nördlichen Deutschland diejenigen Einrichtungen zu treffen, welche den eintretenden Umständen am angemessensten sein dürften." Dem Grafen Götzen wird dringend empfohlen, „den sächsischen Hof zu einer möglichst baldigen Entscheidung zu veranlassen, indem Napoleon durch die Errichtung des Rheinbundes einen merklichen Vorsprung habe, der ihm bei seinen bekannten raschen Entschlüssen bedeutende Vortheile gewähre. Seine zahlreichen Armeen ständen noch immer im südlichen Deutschland und seine neuen dort verbündeten Fürsten müßten ihm noch überdem ein Contingent von 65,000 Mann stellen. Den auch nur möglichen Unternehmungen einer solchen Macht könne nicht frühe und nicht thätig genug entgegengearbeitet werden. Daß der König von Preußen bei der Stiftung des von ihm vorgeschlagenen neuen Bundes die lautersten, uneigennützigsten Absichten hege, daß ihn dabei keine andern, als echt deutsch patriotische Gesinnungen beseelen, würde wohl Niemand bezweifeln. Wie gesagt, er wünscht und verlangt weiter nichts als den Frieden, die Erhaltung und Beschützung des noch glücklich gebliebenen nördlichen Deutschlands."

Außer dieser Instruction erhielt der Graf Götzen ein eigenhändiges Schreiben des Königs an den Kurfürsten (vom 25. Juli), worin derselbe den Herrn Bruder zu einem dem Rheinbunde entgegengesetzten Föderativsystem einlud, welches das nördliche Deutschland retten könnte und aus einer näheren Verbindung zwischen Preußen, Sachsen und Hessen bestehen sollte, von denen jedes eine Art von Protectorat über die kleineren norddeutschen Fürsten übernähme.

Haugwitz, welcher das raſche Vorgehen Napoleons in kriegeriſchen, wie in politiſchen Unternehmungen aus eigener Anſchauung in der Nähe kennen gelernt hatte, nahm zur Errichtung des norddeutſchen Bundes einen guten Anlauf. Er hatte ſchon früher den Kreis-Directorial-Geſandten Herrn v. Hänlein, einen mit den Reichsverhältniſſen vertrauten preußiſchen Staatsbeamten, beauftragt, den Entwurf zu einem ſolchen Bündniſſe zu machen, und dieſer legte ihm einen ſolchen, in 12 Paragraphen wohl abgefaßten, bereits am 24. Juli vor. Der norddeutſche Staatenbund ſollte nach dieſem Entwurf vor dem Rheinbunde, deſſen Fürſten für Sklaven galten, welche Napoleon an ſeinen Triumphwagen gefeſſelt, die höchſten politiſchen Güter voraus haben: „Welchen Stempel“ — ſo lautet § 3. des Entwurfes — „welche Kennzeichen der ſüdliche deutſche Staatenbund auch tragen möge, der Charakter *des nordiſchen Reichsbundes ſei Freiheit, Freiheit in dem hohen Sinne, wie ſie das Kleinod der Stände des alten Germaniens war.* § 4. Der Zweck des Bundes iſt ruhiger Genuß jedes Eigenthums und jedes verfaſſungsmäßigen Vorrechtes, alſo Schutz und Sicherheit jedes einzelnen Mitgliedes gegen jeden innern und äußern Angriff. — § 6. Der Hauptzweck des Bundes — Schutz und Sicherheit von innen und außen — erfordert ein mächtiges Oberhaupt. Nur Preußen kann den 8 Millionen Einwohnern der Bundeslande durch eine weitere Macht von 6 Millionen Einwohnern ſeiner deutſchen Reichslande dieſe Bedingung verbürgen. Schützend und kraftvoll ſchwebe ſein Adler über dem neuen Bunde. *Sachſens* und *Heſſens* biedere Beherrſcher ſtehen als die erſten und edelſten Stützen ihm zur Seite. Dem Oberhaupte des Bundes ſeien *alle Vorrechte des deutſchen Kaiſers* in den ſtändiſchen Landen eingeräumt!“

Die Idee von der Erwerbung der deutſchen Kaiſerkrone ſehen wir auch hier wieder einem patriotiſch geſinnten, preußiſchen Staatsmanne wie einen goldenen Traum vorſchweben. Allein wie ſorgſam auch unſer Hänlein darüber brütete, es war ein Windei, aus dem kein junges zweiköpfiges Reichsadlerlein auskriechen wollte.

Der Kurfürſt von Heſſen war, ſo lange die Ausſichten im nördlichen Deutſchland friedlich blieben, der Errichtung des neuen Rheinbundes nicht abgeneigt und in der Ausſicht, für ſein Haus die Königskrone und volle Souverainetät zu erwerben, brachte er angeblich ſelbſt die Erhebung des Hauſes Brandenburg auf den Kaiſerthron in Anregung, gewiß ohne darüber mit Napoleon

Abrede genommen zu haben. Der preußiſche Geſandte am heſſiſchen Hofe, Fürſt Wittgenſtein, berichtete nach Berlin unter dem 23. Juli: „Die gänzliche Auflöſung des Reichsverbandes ſcheint dem Kurfürſten unvermeidlich; dieſer Gegenſtand intereſſirt ihn ganz vorzüglich und er hat mich über denſelben und über die Veränderung, die damit verbunden ſein würde, ſehr viel unterhalten. In dieſer Unterredung hat er mir zu erkennen gegeben, daß dies Ew. Majeſtät Gelegenheit gebe, mit den Ständen des nördlichen Deutſchlands einen neuen Reichsverband zu errichten, und ſich zum Oberhaupte deſſelben unter Annehmung der Kaiſerwürde von Norddeutſchland zu erklären.“ Der Fürſt Wittgenſtein, welchen die Unentſchloſſenheit und Beſcheidenheit des Königs beſorgen ließ, daß er niemals den Beruf in ſich fühlen werde, aus eigenem Antriebe ſich die Kaiſerkrone auf das Haupt zu ſetzen, ſuchte die Sache ſo einzuleiten, daß der Antrag von den beiden mitverbündeten Kurfürſten ausgehen ſollte. Er läßt am Schluß ſeiner Depeſche die allerunterthänigſte Bemerkung fallen: „Sollten Ew. Majeſtät die Idee einer Wiederauflebung des Reichsverbandes im nördlichen Deutſchland Allerhöchſt Dero Aufmerkſamkeit würdigen, ſo wäre es ſehr leicht einzuleiten, daß die Kurfürſten von Heſſen und Sachſen Ew. Majeſtät hierzu den Antrag machten. Der Kurfürſt von Heſſen hat die Abſicht, ſich in einiger Zeit nach Dresden zu begeben, um ſich mit dem Kurfürſten von Sachſen über die gegenwärtigen Umſtände, wahrſcheinlich auch über die Annehmung der Königswürde, im Fall durch die Auflöſung des Reichsverbandes die Kurfürſtenwürde von ſelbſt aufhören ſollte, zu beſprechen. Ich bin überzeugt, daß es der Kurfürſt ſehr gern übernehmen würde, jede, Ew. Majeſtät angenehme Einleitung zu treffen.“ Aus der, gewiß nicht unbegründeten, Beſorgniß, durch Anerbietungen zu Einleitungen in Betreff der Kaiſerkrone ſich die allerhöchſte Ungnade zuziehen zu können, fügt der Geſandte mit hofmänniſcher Entſchuldigung hinzu: „Sollte die Idee, welche ich hier gewagt habe, nicht ſo glücklich ſein, den Allerhöchſten Beifall zu erhalten, ſo bitte ich nur um die einzige Gnade, mir zu meiner Beruhigung erkennen geben zu laſſen, daß Ew. Majeſtät meiner treuen Anhänglichkeit Gerechtigkeit widerfahren laſſen und die Freiheit, welche ich mir erlaubt habe, nicht ungnädig nehmen.“

Dem Kurfürſten von Heſſen war von Napoleon unter vortheilhaften Bedingungen der Antrag gemacht worden, dem Rheinbunde beizutreten; ihm wurde die Erwerbung von Fulda, Waldeck, Lippe und Corvey in Ausſicht geſtellt.

Nach dem ersten preußischen Entwurfe sollte eine Mediatisirung der kleineren Fürsten und freien Städte nicht stattfinden. Um nun hinter der Freigebigkeit Napoleons — allerdings auf Kosten der Anderen — nicht zurückzubleiben, erhielt Hänlein den Auftrag, den ersten Entwurf umzuarbeiten, und in dem neuen die Bestimmung aufzunehmen: Preußen, Sachsen und Hessen sollten die Hoheitsrechte über die kleineren Fürstenthümer erhalten, welche den preußischen, hessischen und sächsischen Kreisen zugetheilt werden würden. „Diese Hoheitsrechte" — so lautet § 9 dieses Entwurfes — „bestehen, wie bei dem rheinischen Bunde, im Gesetzgebungsrechte der hohen Jurisdiction und Polizei, der Militair-Conscription und den nothwendigen Territorial-Abgaben." — Außerdem hatte Hänlein Preußen ganz gut bedacht; ihm war als dem Mächtigsten im Bunde die Direction und obere Leitung zugetheilt und die Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen sollten dem Königreiche Preußen einverleibt werden. Hannover wurde als preußische Provinz betrachtet und nicht mehr unter seinem ursprünglichen Namen in der Reihe der Kurfürsten- und Fürstenthümer aufgeführt. Um es in der mildesten Form auszudrücken, daß den kleineren Fürstenthümern von ihrer Selbstständigkeit nichts gelassen werden sollte, bestimmte § 14: „Den, einer anderen Hoheit unterworfenen, nordischen Ständen bleiben alle Vorrechte, welche der Pariser Tractat vom 12. Juli den südlichen zugesteht. Außerdem dürfen deren übrige Prärogative nur in so weit beschränkt werden, als der Zweck des Bundes und dessen gleiche Kraft mit dem südlichen es durchaus nothwendig macht." So nahm Preußen die Grundsätze des Rheinbundes für den von ihm zu errichtenden norddeutschen Bund an, allein es fehlte hier ein napoleonischer Charakter, um solche Gewaltthat, ohne die nun einmal in der Politik nichts Großes zu Stande kommt, durchzuführen.

Der zweite Entwurf genügte eben so wenig, wie der erste, es wurde ein dritter durch Lombard abgefaßt, in welchem die Bestimmung der Mediatisirung fortblieb. Eine permanente Versammlung der Stände des nördlichen Bundes sollte errichtet, der König von Preußen darin als immerwährender Director den Vorsitz führen, so wie auch Generalissimus der vereinigten bewaffneten Macht sein.

Unterdessen fanden in Berlin Ministerial-Conferenzen statt, in welchen

Haugwitz Preußen, Graf Görtz Kur-Sachsen, Herr v. Waitz Kur-Hessen vertrat. Ueber diese Verhandlungen erfahren wir aus den Berichten des sächsischen Bevollmächtigten an seinen Hof, bis zum 9. August: „daß Graf Görtz beauftragt war, zunächst zu erforschen, in welchem Verhältniß Preußen mit Frankreich stehe, weil Sachsen wohl die Behauptung der noch nicht ganz zerstörten deutschen Verfassung und daher Erneuerung der Erbverbrüderung und der deut-Association, nicht aber Frankreich durch Abschließung eines anderen Bündnisses Verdacht zu geben wünsche. Der Kurfürst glaubte: auch Oestreich müsse dazu gezogen werden und Rußland Theil an dem Bündnisse nehmen, wenn es nicht durch den, von Oubril zu Paris unterzeichneten, Frieden daran verhindert würde. In keinem Falle könne der Kurfürst seine Verbindlichkeit bis auf eine Gewährleistung des Besitzes von Hannover ausdehnen."

Eine Herbeiziehung Oestreichs und Rußlands lehnte Haugwitz entschieden ab; „denn Preußen sei von Napoleon eingeladen worden, im nördlichen Deutschland einen ähnlichen Bund zu stiften, wie der Rheinbund im südlichen bestehe und Napoleon werde sich die Veränderung der fürstlichen Würden als eine Folge davon gefallen lassen." Der Kurfürst ward als Haupt des sächsischen Hauses veranlaßt, die sächsischen Herzöge zum Bunde einzuladen; auch wollte Graf Haugwitz dem Grafen Görtz den Entwurf des Vertrages mit Hessen vorlegen, um ihn, zur gemeinschaftlichen Vertheidigung, bald abzuschließen; die neue Gestaltung der norddeutschen Verfassung aber, welche mehr Zeit erfordere, könne nachfolgen. Zugleich fragte Graf Haugwitz: ob der Kurfürst nicht sogleich die königliche Würde annehmen wolle, was als ein Artikel in den Bundesvertrag aufgenommen werden solle. Dem Kurfürsten von Hessen sei gleichfalls die königliche Würde angetragen worden; er habe aber geantwortet, daß er zunächst eine Ländervergrößerung wünsche und wegen der angetragenen Würde sich nach Sachsen richten wolle. Später versicherte Graf Haugwitz den sächsischen Gesandten, daß der König nicht auf die Gewährleistung Hannovers von Sachsen dringe, daß aber der Abschluß eines Bündnisses (verschieden von dem umfassenderen norddeutschen Bunde) zwischen Sachsen, Hessen und Preußen beschleunigt werden müsse. Den Entwurf zu diesem Bündnisse legte Haugwitz dem Grafen Görtz am 8. August vor. Der Kurfürst von Sachsen ließ unter dem 9. August durch seinen Minister, Grafen Loß, die Versicherung gegen den preußischen Hof aussprechen, daß er bereitwillig in das

Bündniß eintreten werde und wiederhole er nur den Wunsch, daß Oestreich und Rußland ebenfalls beitreten möchten.

Von der bereits am 6. August erfolgten förmlichen Niederlegung der deutschen Kaiserkrone durch Franz II. hatte das, von seinen diplomatischen Agenten in Wien schlecht bediente, Berliner Cabinet am 11. August noch keine Kunde. Graf Haugwitz schreibt noch an diesem Tage an den preußischen Geschäftsträger Lautier in Dresden: „Wir wissen noch nicht, welche Partie der römische Kaiser in Folge der Veränderungen, welche sich in Deutschland vorbereiten, ergreifen wird." Nachdem das Berliner Cabinet von dem Aufhören der deutschen Kaiserwürde Kenntniß erhalten hatte, erkannte Haugwitz die Dringlichkeit, den norddeutschen Bund mit Sachsen und Hessen so bald als möglich zu Stande zu bringen. Ein vierter, diesmal wieder von Hänlein verfaßter, Entwurf wurde nach Dresden und Kassel abgeschickt. Der König hatte sich jetzt entschlossen, die Kaiserwürde für Norddeutschland anzunehmen, doch sollte der Antrag dazu von den Kurfürsten von Sachsen und Hessen ausgehn.

„In dieser Rücksicht" — so lautet § 2 — „wünschen J. J. Ch. Ch. D. D. von Sachsen und Hessen, daß es Ihro Königl. Majestät von Preußen gefällig sein möge, die Würde eines Kaisers von Norddeutschland anzunehmen, so wie Se. Königl. Majestät von Preußen J. J. Ch. Ch. D. D. von Sachsen und Hessen einladen, Sich, nachdem Ihre kurfürstliche Würde mit der bisherigen deutschen Reichsverfassung wegfällt, zu Königen zu proclamiren."*) Die älteste mecklenburgische und herzoglich sächsische Linie, so wie die Herzöge von Braunschweig und Lüneburg sollten zu Groß- oder Erzherzögen erhoben werden. Anhalt und Reuß sollten zu Gunsten Sachsens, Fulda, Waldeck, Pyrmont, Lippe-Detmold und Schaumburg zu Gunsten Hessens ihre Hoheitsrechte verlieren und die eingeschlossenen reichsritterschaftlichen Besitzungen mediatisirt werden. — Ueber die Stellung bestimmter Contingente, den Oberbefehl des Heeres, die Errichtung eines Reichsgerichts fehlten die Paragraphen nicht; einer Bundeskasse finden wir nicht Erwähnung gethan.

In einem, nur für die drei Hauptmächte abgefaßten, geheimen Artikel

*) J. J. Ch. Ch. D. D. dachten aber nicht daran. Der Kurfürst von Sachsen erklärte: Dergleichen sei ihm nie in den Sinn gekommen, und der von Hessen gab als Grund seines Abfalls in einer Erklärung vom 6. October an: „weil Preußen die vormaligen Rechte des Kaisers in Anspruch nehme."

wurde der Fall vorgeſehen, daß Einer oder der Andere der kleineren Köther, Reuß-Schleitzer, Pyrmonter oder Lipper, – zu dem Bündniſſe, oder dem Verſchlucktwerden ſich herbei zu laſſen keine Luſt verſpüren ſollte. „Da ſich," wurde vorgeſchlagen, „der Fall denken läßt, daß Einer oder der Andere derjenigen Stände, welche nach dem, unter dem heutigen Dato abgeſchloſſenen, Tractat über die neue Conſtitution des nördlichen Deutſchlands als Mitglieder des nordiſchen Reichsbundes betrachtet werden müſſen, den Beitritt zu verweigern geſonnen ſein dürfte, ſo haben auf dieſen Fall die drei paciſcirenden Höfe die Anſicht, daß hier, wo es auf die Selbſterhaltung Aller und jedes Einzelnen und auf die Sicherſtellung der Ruhe und des Friedens des geſammten nördlichen Deutſchlands ankommt, jede Trennung von dem gemeinſchaftlichen Intereſſe ganz unzuläſſig iſt. Sollten alle gütlichen Vorſtellungen, dieſe Ueberzeugung und den Entſchluß eines freiwilligen Beitritts hervorzubringen, vergeblich ſein, ſo ſollte dies durch gemeinſchaftliche nachdrückliche Mittel erreicht werden." —

Anfänglich rückten die Verhandlungen in Berlin ziemlich raſch vor; den 20. Auguſt war die Reviſion mit vielen, obſchon nicht ſehr weſentlichen, Veränderungen vollendet. Schon reichte Haugwitz, nachdem er unterzeichnet hatte, dem ſächſiſchen Bevollmächtigten die Feder, als dieſer die, den Dresdener Diplomaten von jeher ſo geläufige, Redensart: „die Angelegenheit noch einmal ad referendum zu nehmen," vernehmen ließ und zuvor noch einmal bei ſeinem Hofe anfragen zu müſſen erklärte. Der Heſſe dagegen unterzeichnete blind darauf los: „So geſchehen Berlin den 20. Auguſt 1806. Friedrich Siegmund Waitz Freiherr von Eſchen." Für Sachſen wurde der Raum zur Unterzeichnung offen gehalten und die Bemerkung hinzugefügt: „Da bei der durch den Drang der Umſtände zur Nothwendigkeit gewordenen Abſchließung des vorſtehenden Tractats die von kurſächſiſcher Seite erwartete Vollmacht noch abgängig geweſen, ſo iſt die Unterzeichnung von den königlich preußiſchen und kurheſſiſchen Bevollmächtigten mit Vorbehalt der kurſächſiſchen Beiſtimmung hierdurch vollzogen worden."

In Dresden waren bereits andere Wünſche rege geworden; der Kurfürſt erkannte die Gefahr, in welche ihn ein Bündniß mit Preußen, Frankreich gegenüber, bringen könnte; er beauftragte daher unter dem 24. Auguſt den Grafen Görtz, dem Grafen Haugwitz zu erklären: „die Organiſation des nördlichen Deutſchlands erfordere Ueberlegung und Zeit; man werde ſächſiſcher Seits ein

Gegenproject geben; die Allianz (d. h. ein von dem norddeutschen Bunde verschiedenes Bündniß) betrachte der Kurfürst als Erneuerung der Erbverbrüderung und sei daher im Voraus mit derselben einverstanden. Zu den großen Rüstungen sehe übrigens der Kurfürst, bei den freundschaftlichen Versicherungen von Seiten Frankreichs, keine Nothwendigkeit. Wegen der Annahme des Kaisertitels von Seiten Preußens wären Sachsen und Hessen keine vorläufigen Mittheilungen gemacht worden; auch habe man keine Nachricht, daß Napoleon den deutschen Kaisertitel annehmen wolle, vielmehr behaupte man in Wien, es bestehe eine Acte, worin er sich verbindlich gemacht habe, den deutschen Kaisertitel nicht anzunehmen."

Haugwitz, der in Erfahrung gebracht hatte, daß der Kurfürst von Sachsen, unabhängig von Preußen, ein Sonderbündniß mit den kleineren sächsischen Häusern zu schließen beabsichtigte, suchte dem dadurch zu begegnen, daß er diese durch ein Circularschreiben vom 20. August über den, dem Abschlusse nahen, norddeutschen Bund in Kenntniß setzte und schon vorläufig zum Beitritte einlud. „Ew. Durchlaucht ꝛc. erlauchteter Aufmerksamkeit" — so lautete dieses Schreiben — „entgeht es nicht, wie dringend die bekannten Vorgänge, welche das südliche Deutschland von dem deutschen Reiche getrennt, und dieses nunmehr völlig aufgelöst haben, dazu auffordern, ernstlich zu berathen, was für das Wohl des übrig gebliebenen nördlichen Deutschlands zu thun sei." Es wird nun der Unterhandlungen mit Kursachsen und Hessen Erwähnung gethan und hinzugefügt: „Es ist von unumgänglicher Wichtigkeit, an die Stelle des nunmehr erloschenen deutschen Reichsvereins etwas anderes zu setzen, was die sich selbst überlassenen, durch ihre Einzelheit möglichen Gefahren bloßgestellten, größeren und kleineren Staaten des deutschen Nordens zu einem solchen Ganzen wieder verbindet, damit ihre Integrität und Unabhängigkeit geachtet, ihre Ruhe und Sicherheit geschont und ihr Wohlstand ungefährdet gelassen werde. Dies ist der unbefangene, gemeinnützige, wohlthätige Zweck; mit seinen dienstlichen Mitteln und Einleitungen sind des Königs Majestät angelegentlich beschäftigt."

Dem Berliner Cabinet war es eben so gut, wie dem Pariser bekannt, daß das heilige römisch-deutsche Reich vollständig aus Fugen und Leim gegangen, Napoleon hatte für den südlichen, Friedrich Wilhelm III. für den nördlichen Theil die Arbeit eines Reichszimmermeisters übernommen. Der Schlachtenkaiser kam rascher mit seiner Arbeit zu Stande, er wußte, daß, um Kronen und Reiche

zuſammen zu halten, Blut der beſte Kitt ſei, während Haugwitz vermeinte, es mit Dinte ſchaffen zu können.

Das Mediatiſirungsgelüſte auf die Hanseſtädte hatte er aufgegeben; er hoffte ſie durch Schmeichelrede zu gewinnen.

Unter dem 3. Auguſt erließ der König an ſeinen Miniſter-Reſidenten, Freiherrn v. Grote, in Hamburg ein Schreiben, um ihm, „wovon er bereits durch die öffentlichen Blätter Kenntniß haben werde," die Errichtung des Rheinbundes anzuzeigen. „Wir ſind," heißt es weiter, „dadurch veranlaßt, mit denjenigen norddeutſchen Staaten, welche in jenem Bunde nicht einbegriffen, gleichfalls in ein enges Verhältniß zu treten. Auch hat der franzöſiſche Kaiſer uns von jener Conföderation unter wiederholter Verſicherung ſeiner freundſchaftlichen Geſinnungen und Abſichten und unter der Einladung Kenntniß gegeben, daß wir ebenfalls das nördliche Deutſchland zu einem, dem Zeitbedürfniſſe anpaſſenden, Verein unter unſeren Auſpicien geſtalten möchten. Indem wir uns daher jene rheiniſche Conföderation vollkommen gefallen laſſen können und ſolches bereits dem franzöſiſchen Kaiſer in freundſchaftlicher Uebereinſtimmung bezeugen, gedenken wir zugleich ernſtlich daran, was für das Wohl des übrig gebliebenen nördlichen Deutſchlands zu thun ſei. Wir ſind auch ſchon mit den Kurhöfen von Sachſen und Heſſen in Unterhandlung getreten; aber hierbei darf unſere Sorge für das gemeinſchaftliche Wohl nicht ſtehen bleiben. Es iſt dringend wichtig, an die Stelle des nunmehr aufgelöſten deutſchen Reichsbandes etwas anderes zu ſetzen, was die ſich ſelbſt überlaſſenen, durch ihre Einzelheit hülflos daſtehenden größeren und kleineren Staaten des deutſchen Nordens wenigſtens zu einem ſolchen Ganzen wieder verbindet, damit ihre Integrität und Selbſtſtändigkeit geachtet, ihre Ruhe und Sicherheit geſchont und ihr Wohlſtand ungefährdet gelaſſen werde. — — Unterdeß iſt unſer Wohlwollen gegen die drei Hanseſtädte und unſere Ueberzeugung von der Wichtigkeit ihrer ferneren Integrität und Unabhängigkeit für den geſammten deutſchen Norden und die benachbarten Staaten zu aufrichtig, als daß wir nicht bereits ihren Obrigkeiten unſere vorläufigen Anſichten und Geſinnungen offen darlegen laſſen ſollten. Wir ertheilen Euch daher hierzu den Auftrag.

„Insbeſondere habt Ihr dieſen drei Städten zu erkennen zu geben, welches feſte Vertrauen wir zu ihrer Anhänglichkeit an das deutſche Gemeinweſen, zu ihrer eigenen guten Einſicht von dem unſchätzbaren Einfluſſe ihrer bisherigen

Integrität auf ihre commercielle Exiſtenz und ihren Wohlſtand und zu ihrer Ueberzeugung von unſeren wohlgemeinten patriotiſchen Abſichten haben. Ihr habt ihnen dabei die Verſicherung zu ertheilen, daß die Abſichten nur blos dahin gehen, ihre Unabhängigkeit und Ruhe ſicher zu ſtellen und durch eine unverfängliche Verbindung der norddeutſchen Stände zu bewirken, daß dieſelben überhaupt in ihrer Integrität erhalten, vor fremden Verwickelungen und zerſtörenden Kriegsläuften bewahrt und in dem ſtillen Genuß des wahren Glücks aller Staaten geſichert bleiben, dahin gehe unſere wahre Willensmeinung u. ſ. w."

So appetitlich auch dieſer von Haugwitz ausgehangene, diplomatiſch geröſtete Speck die Naſen der hochweiſen Magiſtrate anlüſterte, ſo war doch der hanſeatiſche Rattenkönig damit nicht zu fangen; der preußiſchen Lockſpeiſe enthielt er ſich, um ſpäter dem franzöſiſchen Kater in die Klauen zu fallen. — Was kümmerten ſich die Geld- und Kaffeeſäcke in Hamburg, die Korn- und Wollſäcke in Lübeck, die Tabacksballen in Bremen um die Angelegenheiten des deutſchen Reiches, und zu verargen war es ihnen auch nicht, wenn ſie nach dem, was mit Hannover geſchehen, einiges Mißtrauen in die preußiſchen Anträge ſetzten. Unter der Verſicherung, daß ſie die huldvolle Fürſorge Sr. Majeſtät des Königs von Preußen mit Dank anerkennen, fügten die Deputationen der Senate der Hanſeſtädte Erklärungen hinzu, welche es nicht zweifelhaft ließen, daß ſie den Zerfall des Reiches nur dazu benutzen wollten, um einen Sonderbund unter ſich zu Stande zu bringen, die Neutralität ihrer Flagge reſpectirt zu ſehen und was die ſtädtiſche Verfaſſung betraf, dem Senat nebſt Vetterſchaft, wenn's möglich wäre, ebenfalls vollkommene Souverainetät über die Bürgerſchaft zu verſchaffen. — Der preußiſche Vice-Conſul Delius ſchreibt unter dem 18. Auguſt nach Berlin: „Ew. Königl. Majeſtät erlaube ich mir allerunterthänigſt einzuberichten, daß der hieſige Magiſtrat am heutigen Tage die Bürgerſchaft zuſammenberufen und ihr angezeigt hat, daß allhier am geſtrigen Tage die Anzeige gekommen ſei, daß Se. Römiſch-Kaiſerliche Majeſtät als deutſcher Kaiſer reſignirt habe und die ſämmtlichen Fürſten und Stände des Reichs ihrer Verbindlichkeit erlaſſen habe. Der Magiſtrat hat die Bürgerſchaft bei dieſer Gelegenheit zur Ruhe und Eintracht vermahnt und derſelben zugleich aufgetragen, ihre Meinung zu erkennen zu geben, wie ſich die Stadt, oder vielmehr der Magiſtrat, jetzt benehmen müſſe. Der Bürgerſchaft ſcheint es nicht entgangen zu ſein, daß dieſe wohlausgedachte Frage nur zum Schein erlaſſen ſei und daß der Magiſtrat

darauf ausgehe, es möglich zu machen, ſich bei dieſer Gelegenheit eine völlig Souverainetät zu verſchaffen und daß derſelbe zu dem Ende alle Mittel aufbieten werde, mittelſt ſeines Geſandten in Paris, durch Hülfe Sr. Majeſtät des Kaiſers Napoleon, ſolches zu bewirken." Delius deutet nun darauf hin, daß es jetzt eine günſtige Gelegenheit für Preußen ſei, ſich zum Protector der, durch die ariſtokratiſche Verfaſſung unterdrückten, Bürgerſchaften der Hanſeſtädte zu machen; allein um dergleichen heroiſch-liberale Mittel anzuwenden, war in dem preußiſchen Staat kein Heilmeiſter vorhanden. Deſto thätiger waren Napoleons Agenten, die Senatoren der Hanſeſtädte dafür zu gewinnen, einen hanſeatiſchen Sonderbund zu errichten und dem, von Preußen vorgeſchlagenen, norddeutſchen Bunde nicht beizutreten. Herr v. Grote berichtet (Hamburg den 20. Auguſt) nach Berlin: „So eben kommt mir zu Ohren, daß die drei Hanſeſtädte mit einander übereingekommen ſein ſollen, ſich unabhängig von jeder größeren Macht unter einander zu verbinden und dieſe Verbindung mit dem Namen Hanſeatiſcher Bund zu belegen. Die Sache ſoll ſehr geheim, aber höchſt ſchnell betrieben und mit Vorwiſſen der franzöſiſchen Regierung ſchon in wenigen Tagen zu Stande gebracht werden." Da es Herrn v. Grote nicht gelang, auf trocknem Wege hinter das Geheimniß zu kommen, verſuchte ſein Secretair mit beſſerem Erfolge den naſſen Weg. „Nach der trocknen Verſicherung des Bürgermeiſters, welcher nichts davon wiſſen wollte" — ſchreibt Grote — „würde ich mein Vorhaben, dieſe Sache Ew. Majeſtät per Eſtafette zu melden, aufgegeben haben, wenn mir nicht noch nachher der Legationsſecretair Schulze auf ſeine Amtspflicht gemeldet hätte, wie der Geheime Rath v. Faber ihm heute wiederholt geſagt habe, daß der Syndicus Doormann ihm jene Nachricht wegen des neuen Hanſeatiſchen Bundes ſelbſt mitgetheilt hat und dieſer ſich bei einem Glaſe Wein oft ziemlich offen zu äußern pflegt, das Ganze auch, wenn ich die Aeußerungen mehrerer Mitglieder der Senate, beſonders von Hamburg und Bremen combinire, nicht unwahrſcheinlich zu ſein ſcheint."

Von Berlin aus erhielt der Miniſter-Reſident fortwährend dringende Aufträge, bei den Senatoren den Beitritt zu dem norddeutſchen Bunde zu betreiben. Grote ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, es werde möglich ſein, den Hanſeſtädten begreiflich zu machen, daß das aufgelöſte und zerfallene deutſche Reich für ſie noch fortbeſtehe und in Berlin fand man dies ſehr plauſibel „Ihr bemerkt ſehr richtig," lautet ein Reſcript an Grote (Berlin den 30. Au-

guſt), „daß ungeachtet der Reſignation des Kaiſers die deutſche Verfaſſung für nicht ganz aufgelöſt angeſehen werden kann und daß in Norddeutſchland die Reichsverbindung zwiſchen Kurfürſten und Ständen noch fortexiſtirt. Bevor die Entſchließungen der Kurfürſten und mächtigeren Stände bekannt ſind, können ſich die minder mächtigen nicht als ganz unabhängig betrachten.“ Grote wird nochmals beauftragt, den Mitgliedern des Senats zu eröffnen, daß demnächſt die förmliche Einladung, dem norddeutſchen Bunde beizutreten, an ſie gelangen ſollte, der König aber erwarte, daß ſich die Hanſeſtädte „aller voreiligen Schritte und aller, ſowohl ihnen ſelbſt, als dem geſammten nördlichen Deutſchland nachtheiligen, Verbindungen enthalten würden.“ Grote machte dem Senate von dieſem ihm gewordenen Auftrage Mittheilung und erhielt beruhigende Verſicherungen. Die öffentliche Meinung aber war in jenen Städten längſt über den Verfall des deutſchen Reichs, wie über die verrotteten Zuſtände der reichsſtädtiſchen Verfaſſung und Verwaltung vollſtändig aufgeklärt. Unter dem Titel: „Aufruf an die Bürger Hamburgs, welche in die Bürgerſchaft gehen dürfen. Von einem Hamburger Bürger. Hamburg im Auguſtmonat 1806,“ erſchien eine Flugſchrift, welche Grote für bedeutend genug hielt, um ſie dem Könige einzuſenden. In derſelben wird in Beziehung auf die preußiſche Drohung geſagt: „die publiciſtiſche Meinung, als exiſtire dennoch das deutſche Reich und könnten die übriggebliebenen Kurfürſten einen neuen Kaiſer wählen, als hätten dadurch die andern Stände wegen ihrer Pflichten unter einander keineswegs das Recht, ebenfalls abzutreten, iſt nichts als Wind und Wortklauberei.“ Auf die in Anregung gebrachte Schutzherrſchaft erklärt der Verfaſſer der Schrift, daß Hamburg, unabhängig von jedem Staate, auch ohne Protection fortdauern werde. Für die geſammte Bürgerſchaft das Wort gegen die Anmaßung des Senats nehmend, fragt er: „hatte der Senat das Recht, nach erfolgter Auflöſung des deutſchen Reichs in alle Vollmachten zu ſetzen: Wir Bürgermeiſter und Rath dieſer Freien Hanſe-Stadt Hamburg? Hatte er das Recht, das Kirchengebet abzuändern und ſtatt für den deutſchen Kaiſer nun für alle Kaiſer und Fürſten bitten zu laſſen? Antwort: Nein, er mußte die Bürgerſchaft zuſammenberufen und Anträge machen; er kann nicht für ſich beſtimmen, wie wir uns nennen wollen u. ſ. w. Der Rath iſt in separato nur die vollziehende Gewalt; die Bürger haben zu ſagen, wie es ſein ſoll, da der Rath, vormals von dem Kaiſer, jetzt lediglich von den Bürgern garantirt iſt und ein Rath

ohne Bürger ſich nicht denken läßt.“ Eine der wichtigſten Angelegenheiten war, nach Aufhebung des Reichskammergerichts, die Errichtung eines Appellationsgerichtes für die Hanſeſtädte. Auch hierin wollte der Senat eigenmächtig vorgehen, wobei der Verfaſſer bemerkt: der Hamburger Rath ſei die einzige Obrigkeit der Welt, welche ſich ſelbſt „hochweiſe“ nenne.

So lange noch Ausſicht auf Erhaltung des Friedens vorhanden war, ſuchten die Hanſeſtädte durch freundſchaftliche Verſicherungen einer beſtimmten Erklärung auszuweichen. Als aber das preußiſche Cabinet ſich zu ernſten Vorbereitungen für den Krieg gedrängt ſah und materielle Hülfe in Anſpruch nahm, wurde dieſes Anſinnen von allen Seiten ſehr unumwunden abgelehnt. Unter dem 29. Auguſt hatte Haugwitz an ſechsundzwanzig verſchiedene herzogliche, fürſtliche, gräfliche und reichsſtädtiſche Regierungen ein Rundſchreiben erlaſſen, worin in dem Eingange nochmals verſichert wird, daß ſich das preußiſche Cabinet ſchmeichle, binnen Kurzem den Abſchluß der mit Sachſen und Heſſen getroffenen Uebereinkunft wegen des norddeutſchen Bundes vorlegen zu können. „Inzwiſchen“ — heißt es dann weiter — „haben dringende Veranlaſſungen und beſonders die Vermehrung fremder Truppen auf dem deutſchen Boden und in Stellungen, welche die Ruhe der norddeutſchen Staaten compromittiren könnten, Se. Königl. Majeſtät bewogen, Ihre Truppen auf den Kriegsfuß zu ſetzen und einen Theil derſelben zur Sicherung Ihrer und aller benachbarten freundſchaftlichen Staaten vorrücken zu laſſen. Hierbei tritt zur Erleichterung einer für Alle gemeinſamen Laſt das Erforderniß der Truppenverpflegung in ähnlicher Art, als am Ende des vorigen Jahres der Fall war, wiederum ein. Da mit dieſer vorſorglich zu gemeinſchaftlichem Schutz angelegten Bewaffnung die dortige eigene Sicherheit ſo genau verflochten iſt, ſo zweifeln Se. Königl. Majeſtät nicht, daß Ew. ꝛc. auch Ihrerſeits zu der Verpflegung gerne concurriren laſſen werden. Wir erſuchen daher nach Allerhöchſtem Auftrage Ew. ꝛc. hierum ſchuldigſt und bitten, den nähern Anträgen, welche das hieſige Generalverpflegungsdepartement, oder, wenn etwa in der Folge Königliche Truppen in die Nachbarſchaft hinkommen, deren commandirender General zu dem Zweck erlaſſen dürfte, geneigtes Genüge leiſten zu laſſen, ſo daß es demnächſt mit der Liquidation und der hier vorbehaltenen gehörigen Bezahlung auf demſelben Fuß, wie bei dem letzten Verpflegungswerke gehalten werde. Wir dürfen uns die

patriotiſche Concurrenz von Ew. ꝛc. erprobten Geſinnungen mit Zuverſicht verſprechen und verharren ꝛc."

Was nun das patriotiſche Herz der deutſchen Reichsſtände betraf, ſo war daſſelbe ſo dicht mit neunfacher Borke überwachſen, daß es dem beſcheidenen Anklopfen der vertrauensvollen Bitte Preußens ſich nicht öffnete. Bürgermeiſter und Rath von Lübeck beſtanden unter dem 10. September auf der von ihnen grundſätzlich angenommenen Neutralität und erklärten, daß ſie deshalb jede Concurrenz — mithin auch die patriotiſche — bei der Verpflegung ablehnen müßten. Sie ſeien der feſten Ueberzeugung, der König werde ſich bewogen finden, die Unvereinbarkeit jener Concurrenz mit dieſſeitigen Verhältniſſen und Pflichten weisheitsvoll zu ermeſſen. In gleicher Weiſe lehnten Hamburg und Bremen ebenfalls eine Theilnahme der Verpflegung entſchieden ab. Der Verſuch, eine Anleihe von einigen Millionen Thalern bei den Hanſeſtädten zu machen, blieb erfolglos. Ausdrücklich muß jedoch bemerkt werden, daß die Schwierigkeiten, welche Preußen bei ſeinen Bemühungen, einen norddeutſchen Bund zu Stande zu bringen, fand, einzig und allein von den Regierungen, in den Hanſeſtädten vom Bürgermeiſter und Rath, nicht aber von den Bürgern gemacht wurden. Rühmlich zeichnete ſich in dieſer Beziehung die Bürgerſchaft von Bremen aus, welcher der Conſul Delius in einem Berichte vom 4. October ein ehrenvolles Zeugniß ausſtellt. „Es dürfte wohl nur" — ſchreibt Delius an den König — „von einzelnen Mitgliedern des Senats, denen vorzüglich der Plan am Herzen liegt, herkommen, daß hier und da im hieſigen Publicum Ideen verbreitet werden, welche der Machterweiterung des Senats bald direct, bald indirect das Wort ſprechen, und daß ſchon mitunter von einem ſouverainen Rathe und einem ſouverainen hanſeatiſchen Bunde erwähnt wird, deſſen großer Beſchützer Kaiſer Napoleon werden müßte. So etwas zu wünſchen ſollte man kaum der Unvernunft zu Gute halten, jedoch kommen dergleichen Aeußerungen nicht von ungefähr, ſondern paſſen ganz in den Geiſt derer, die dadurch ihre Abſichten erreichen wollen. Indeſſen giebt es in dieſer Reichsſtadt nach wie vor eine ſehr reſpectable Zahl von Bürgern, die von keinem ſouverainen Rathe, von keiner Beſchützung Frankreichs und ſeines Kaiſers das Heil dieſer guten Reichsſtadt und ihrer Bürger erwarten, ſondern von einem anderen Bunde deutſcher Fürſten, durch den allein das nördliche Deutſchland in Zukunft Selbſtſtändigkeit, Ruhe und das wahre Glück und den Wohlſtand aller Stände und

seiner Bürger und Einwohner erwarten kann. Diese Bürger sind es, die sich dies alles nur von einem festen Bunde des nördlichen Deutschlands unter der mächtigen Protection Ew. Königl. Majestät versprechen und wünschen, daß ein solcher Bund baldigst zu Stande kommen und auch die drei Reichsstädte darin aufgenommen werden mögen."

Anstatt aber, von solcher Geneigtheit der Bürgerschaft und Volkspartei getragen und gestützt, die aristokratische Vetterschaft der Senatoren zu sprengen und die Hansestädte zu wirklichen Freien Städten zu machen, blieb die haugwitzische Politik dabei stehen, nur mit den Regierungen zu unterhandeln, dagegen die Regierten ganz unberücksichtigt zu lassen. — Schon stand „Hannibal vor den Thoren", Napoleon ließ Nürnberg und Wesel besetzen, französische Heerzüge bewegten sich nach dem Rheine, da quälte sich das Berliner Cabinet noch immer mit den Cabinetchen der Fürstin von Lippe und des Principienreiters zu Schleiz. An guten Versicherungen fehlte es nirgend, nur zahlen und fechten wollte Niemand. Aus Gotha lautete die Antwort vom 6. September: „Man hege in Betreff der Verpflegung alle Bereitwilligkeit, bitte aber um Schonung und um vorherige Vergütigung für die vorjährigen Leistungen, die zwar durch königliche Zusage gesichert, aber noch bis diese Stunde nicht erfolgt sei." — Der regierende Graf von Wallmoden-Gimborn, Regent des Landes Bückeburg und Vormund des jungen Grafen von Schaumburg-Lippe, erbittet flehentlich die Protection des Königs für das Bückeburgische Land im Interesse des Grafen von Schaumburg-Lippe und für die unverletzte Aufrechthaltung seiner Gerechtsame (et que ses droits lui seront conservés dans leur intégrité). Die regierende Fürstin Pauline zu Lippe-Detmold erklärt unter dem 10. September, daß sie durch das Schreiben vom 29. August „in ungemeine Verlegenheit" gesetzt worden sei; „die mißliche geographische Lage des, meiner vormundschaftlichen Regentschaft anvertrauten, Landes muß mich äußerst bedenklich machen, dieses zu einer Truppenverpflegung concurriren zu lassen, weshalb ich wünsche, daß das Land damit verschont bleiben möge und bitte inständigst um gütige Gewährleistung dieses Wunsches." — Bald darauf erfuhr Haugwitz, die Fürstin habe sich geneigt erklärt, sich dem Rheinbunde anzuschließen. Sogleich erließ er unter dem 8. September im Auftrage des Königs einen Ermahnungsbrief an dieselbe, worin er ihr eröffnet: „Se. Majestät der König werden nach dem besonderen Antheil, welchen Sie an dem Schicksale des nördlichen Deutschlands

zu nehmen berufen ſind, es nie und in keinem Falle zugeben, daß Ew. Fürſtliche Gnaden, oder irgend ein anderer der, zu den norddeutſchen Staaten gehörenden, Höfe ſich von ſolcher Verbindung im Voraus ausſchließen und durch Uebertritt zu einem fremden Bunde von dem gemeinſchaftlichen Intereſſe, welches jetzt mehr als je das geſammte nördliche Deutſchland vereinigen muß, trennen wollte. Ew. Fürſtliche Gnaden können auch ſelber nicht verkennen, daß Sie nach Ihrer geographiſchen Lage, nach den reinen Abſichten und patriotiſchen Beſtrebungen Sr. Königlichen Majeſtät und noch ſo mancherlei hier in Betracht kommenden Umſtänden, nur allein in dem feſten Beihalten zu einer ſolchen norddeutſchen Einigung Sicherung Ihrer politiſchen Exiſtenz, Schutz und Ruhe finden. Ich bin bei der dringenden Wichtigkeit der Sache verpflichtet, Ew. ꝛc. dieſes zu eigener erleuchteter Erwägung zu erkennen zu geben und in der Erwartung, Ihnen bald über das Ganze einen weiteren Aufſchluß ertheilen zu können, habe ich die Ehre" ꝛc. — Mit ſolchen Spinneweben des Lippe-Detmoldiſchen Altenweiber-Sommers und derlei anderen loſen Fäden gedachte Haugwitz den Anker des, den Stürmen und Wellen preisgegebenen, Staatsſchiffes feſt halten zu können! Waren doch ſchon die Taue von zäherem Baſte aufgedrieſelt und zerriſſen; Heſſen und Sachſen wollten von dem ihnen in Ausſicht geſtellten Drei-Königsbündniſſe nichts mehr wiſſen, wovon weiter unten berichtet werden ſoll, für jetzt nehmen die Friedensverhandlungen Frankreichs mit England und Rußland unſere Aufmerkſamkeit noch einmal in Anſpruch.

Wir verließen dieſe Angelegenheit in einer Lage, welche zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte. Der ruſſiſche ſowohl als der engliſche Geſandte hatten eine vorläufige Uebereinkunft unterzeichnet und erwarteten mit Zuverſicht die Genehmigung ihrer Regierungen; allein dieſe erfolgte nicht. Lord Yarmouth wurde zurückgerufen, die Bedingungen, welche er eingegangen war, verworfen und an ſeiner Stelle Lord Lauderdale mit neuen Aufträgen nach Paris geſendet. Das engliſche Cabinet erklärte (den 2. Auguſt): es werde die Unterhandlung nur unter der Bedingung wieder aufnehmen, daß dem Könige Ferdinand der Beſitz Siciliens geſichert würde. Dies lehnte Napoleon ab und Lord Lauderdale verlangte und erhielt am 9. Auguſt ſeine Päſſe.

In gleicher Weiſe endeten die Unterhandlungen mit Rußland. Alexander verwarf die von Oubril angenommenen Bedingungen, entließ ihn in Ungnade und ertheilte dem, von der engliſchen Partei gewonnenen, Baron v. Budberg

neue Instructionen. Diese lauteten (vom 15. August) dahin, daß Rußland vor Allem Albanien und Dalmatien von den Franzosen geräumt und dem Könige Ferdinand Sicilien übergeben wissen wollte.

Weder in den Unterhandlungen Frankreichs mit England, noch in denen mit Rußland war von Preußen die Rede gewesen; da geschah es, daß durch den schwatzhaften Lucchesini, dessen diplomatische Gutschmeckerei von den Anderen benutzt wurde, um ihm bei Champagner und Austern die abgeschmacktesten Dinge aufzubinden, dem Berliner Cabinet Nachrichten zugingen, durch welche der König zu dem voreiligen Schritte der Mobilmachung des Heeres am 9. August veranlaßt wurde. Lucchesini meldete: ihm habe Lord Yarmouth bei einem Diner im Vertrauen eröffnet: England habe von Frankreich das Zugeständniß erhalten, daß Preußen Hannover pure und simpel zurückgeben solle. „Zwar ist," fügte er vorsichtig hinzu, „die Wahrheit nicht immer im Weine, möglich wär' es, daß der englische Bevollmächtigte nur Mißtrauen zwischen die Cabinette von Berlin und Paris habe säen wollen." — Die zweite, von Lucchesini ebenfalls bei einem Austernschmause mit aufgeschnappte Nachricht, welche er brühwarm nach Berlin meldete, war: Napoleon habe dem Kaiser Alexander den Antrag gemacht, das Königreich Polen wieder herzustellen, den preußischen Antheil damit zu vereinigen und den Großfürsten Constantin zum Könige von Polen auszurufen. „Ich begab mich," meldet Lucchesini, „sofort zu Herrn v. Talleyrand, um ihn zu fragen, was ich von solchem Gerüchte zu halten habe und erhielt von ihm nur eine kalte Antwort, wodurch ich mich überzeugte, daß die Sache nur allzusehr begründet sei."

Napoleon hatte in dem preußischen Gesandtschaftshotel so gute Verbindungen, daß er die nach Berlin bestimmten Depeschen früher als der König erhielt. Der Kaiser, welcher, nach der wohlbegründeten Ansicht Lefebvre's, einen Krieg mit Preußen auch jetzt noch für eine Monstrosität d. h. für eine Verrücktheit hielt, machte gegen das preußische Cabinet kein Hehl daraus, daß er Kenntniß von jener Depesche habe und verlangte die Abberufung eines Gesandten, welcher die Feinspürigkeit seines Verstandes nur dazu anzuwenden scheine, sich Trugbilder zu erschaffen und seine Regierung irre zu führen. Lucchesini wurde, wie wir später mittheilen werden, auf diese Andeutung abgerufen.

Jene unglückliche Depesche traf in Berlin am 7. August ein; Haugwitz theilte sie unvorsichtigen Freunden mit, die Königin, Prinz Louis Ferdinand,

Hardenberg erhielten Kenntniß davon, die gesammte Kriegspartei in der Umgebung des Königs machte einen erneuten Anlauf, ihn zu bewegen, den Handschuh, den ihm Napoleon nun zum dritten Male vor die Füße geworfen, ritterlich aufzunehmen. In dem Wahnsinn dieser Kriegspartei war so wenig Methode, daß dieselben Männer, welche früher verlangt hatten, Napoleon den Krieg zu erklären, weil er den König zwang Hannover anzunehmen, jetzt Krieg verlangten, weil er es ihm abzunehmen gedroht haben sollte. Der König mit seinem nüchternen Verstande erkannte die Gefahren eines Krieges mit Frankreich in seiner damaligen Lage vollkommen. Mit England und Schweden befand sich Preußen noch im Kriege, von Rußland konnte erst im nächsten Jahre Hülfe erwartet werden, Oestreich lag niedergeworfen und erwartete mit bundesfreundlicher Schadenfreude, daß der treulose Nachbar für die Enthaltsamkeit von Ulm und Austerlitz bestraft werden möge. Wie es mit den Unionsbestrebungen für den norddeutschen Bund beschaffen war, wissen wir zur Genüge; dies alles erwog der König mit ruhigem Gemüthe, allein er wurde von so vielen Seiten gedrängt und bestürmt, daß er zuletzt, um nur den Hausfrieden zu erhalten, sich den Krieg gefallen ließ. Die jungen Officiere, welche auf den Bällen, in den Weinstuben und besonders in dem Parterre des Theaters sich anmaßten, den Ton anzugeben, ergriffen jede Gelegenheit, um ihre kriegerische Stimmung vernehmbar zu machen. Bei einer, in jenen Tagen der Aufregung stattfindenden Vorstellung der Jungfrau von Orleans hatten sie sich besonders zahlreich eingefunden und bei den Worten:

„Für seinen König muß das Volk sich opfern,
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles setzt an ihre Ehre."

erhoben sie anhaltenden Beifallruf und diese Worte mußten wiederholt werden. In Wallensteins Lager sangen sie das Reiterlied mit und accompagnirten mit Sporengeklirr und Sarrasgerassel. Hatten sie dann bei Dallach und Jagor, bei der Bernhard, Lutter und Wegener die Strophe: „Frisch auf! eh der Geist noch verduftet!" unter Begleitung des Donners der Champagnerpfropfen wiederholt, dann zog die Heldenjugend mit Geschrei durch die Straßen, zog d Plempen auf Ehre! unter den Fenstern des französischen Gesandten, wetzt herausfordend die Klingen und schlug Funken aus dem geduldigen Gestein Dem Könige wurde dann berichtet, die Nation habe in dem Theater ihre kriegerische Gesinnung, die Armee den alten preußischen Muth gezeigt, man könn

53ste Lieferung.

Von Elba nach St. Helena.

Von

Dr. Fr. Förſter.

Einleitende Geſchichte der Jahre 1786—1814.

Preis der Lieferung 5 Sgr. (18 Kr. Rh.)

Berlin.
Guſtav Hempel.
—
1866.

Digitized by Google

„der öffentlichen Meinung“ nicht länger widerstehen. Lombard sagt in seinen später niedergeschriebenen Sündenbekenntnissen bei dieser Gelegenheit: „Die öffentliche Meinung war endlich zur Macht gelangt Ich habe früher gesagt, daß unser König ein absoluter Monarch sei, daß der Gehorsam bei uns so fest wie jemals war, daß nur die Verleumdung sagen konnte: die Bande der Staatsmaschine seien im Innern gelockert. Allein man entsetzt sich bei dem Gedanken der Zustände, welche eintreten könnten, wenn die Nation sich durch die Regierung für entehrt hält, wenn an die Stelle unbestimmter Vorwürfe, welche man ihr lange Zeit gemacht hat, ein auf Thatsachen und zwar auf schwere Thatsachen gegründeter Haß zum allgemeinen Gefühle wird. Dem Könige bliebe nichts anderes übrig, als zu wüthen, wodurch er sich den allgemeinen Haß zugezogen haben würde. Die öffentliche Meinung wäre für immer verloren gewesen. Je neuer eine solche Macht der öffentlichen Meinung bei uns war, um so weniger war vorauszusehen, wohin sie uns geführt haben würde.“

Wohl ist die öffentliche Meinung eine nicht zu verachtende Macht und eine Hauptstütze der Regierung, allein nur dann, wenn sie ein gesetzliches Organ hat, durch welches sie sich vernehmbar machen kann. Nicht das Publicum des Theater-Parterre, nicht die Zechbrüder in den Bier- und Weinstuben, oder der Volkstumult auf Märkten und Straßen können dafür gelten, wohl aber das, aus freien Volkswahlen hervorgegangene, Parlament und die freie Presse. —

Der Befehl zur Mobilmachung des Heeres vom 9. August konnte von Frankreich für nichts anderes als für eine Kriegserklärung, die ihm gelte, gehalten werden. Der französische Gesandte begab sich sofort zu Haugwitz und bat um Aufschluß. Dieser versuchte die Ausflucht: das Ansammeln östreichischer Truppen an der Grenze von Schlesien und der Lausitz sei die Veranlassung, daß der König rüste.

Da Herr de Laforest sich hierbei nicht beruhigte, gestand Haugwitz ein, daß allerdings die Besetzung Nürnbergs und Wesels, die von Napoleon dem englischen Botschafter gemachten Anerbietungen wegen Hannovers, die Versuche: Hessen und andere, dem norddeutschen Bunde zugewiesene, Reichsstände für den Rheinbund zu gewinnen, den König veranlaßt hätten, sich in Vertheidigungszustand zu setzen. Es bedürfe übrigens nur einer beruhigenden Versicherung von Seiten des Kaisers und das gute Vernehmen werde nicht gestört werden. Hierbei hatte es für jetzt sein Bewenden, de Laforest erhielt von Paris Befehl,

weitere Erklärungen nicht zu verlangen. Unterdessen waren an die Generale Blücher in Westphalen, Hohenlohe in Schlesien, Kalkreuth in Pommern Befehle zum Aufbruch erlassen worden. Der König gab ungern und mit schwerem Herzen dem Andringen der Königin und ihrer Verbündeten nach. In einem am 24. August gehaltenen Kriegsrathe verlangte er nochmals, daß ernstlich erwogen werde, ob es nicht besser sei, die Rüstungen wieder einzustellen. Die Kriegspartei gerieth außer sich; es wurden aufs Neue tumultuarische Scenen veranlaßt und Haugwitzen die Fenster eingeworfen. Während aber die jugendlichen Heißsporne der Potsdamschen Wachtparade ihr Müthchen damit kühlten, den noch schlummernden Funken der Kriegsfurie mit Säbelwetzen aus dem Straßenpflaster hervorzulocken, geschah von den Prinzen des königlichen Hauses im Verein mit hochgestellten Staatsmännern und Generalen ein Schritt, welcher unmittelbar darauf berechnet war, den König zu einem raschen Entschluß fortzureißen. Den Prinzen Heinrich und Wilhelm, Brüdern des Königs, dem Prinzen von Oranien, dem Minister Stein- und den Generalen Rüchel und Phull wurde von dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen gegen Ende des Augustmonats 1806 eine, auf Ansuchen des Letzteren von Johannes Müller verfaßte, Denkschrift vorgelegt, in welcher die gefahrvolle Lage, in die der Staat durch die Haugwitzische Cabinetsregierung gerathen sei, so wie die Nothwendigkeit, jetzt Frankreich den Krieg zu erklären, dargelegt waren. Diese Denkschrift wurde von den genannten Prinzen, Generalen und dem Minister Stein unterzeichnet und, von einem sie empfehlenden Briefe des Herzogs von Braunschweig begleitet, durch einen Adjutanten desselben am 2. September dem Könige übergeben.

Nachdem in dem Eingange die Unterzeichner ihre ungeheuchelte Ehrfurcht, ihre Bereitwilligkeit, für den König und den Staat ihr Leben zu lassen u. s. w. versichert, sagen sie dann weiter: „Ew. Majestät ist die Lage von Europa und die Gefahr der preußischen Monarchie bekannt. Nicht ohne Entsetzen vermag man sich vorzustellen, wie weit es gekommen ist, seit man einer auswärtigen Macht erlaubt hat, ein deutsches Kurfürstenthum (Hannover) mitten im Frieden des Reichs mit Krieg zu überziehen und wie unerhört schnell das deutsche Reich fremdem Willen unterworfen ist, seitdem durch Particular-Conventionen im vorigen Winter das Interesse Ew. Majestät von demselben getrennt wurde. Nicht nur ist hierdurch das, von Friedrich dem Großen mit so vieler Weisheit

gegründete, System, die wichtigsten deutschen Staaten, besonders im Norden, der preußischen Monarchie anzuschließen, vernichtet worden, sondern Ew. Majestät Allerhöchstselbst sind in dem Falle gewesen, Ihre ältesten, durch so viele Jahrhunderte erprobten, und andere so getreue als liebende Unterthanen gegen eine, noch immer höchst ungewisse, Besitzung hinzugeben und sich dabei in einen, dem Handel und Finanzwesen höchst ungünstigen, Krieg einzulassen.

„Was geschehen, ist nichts im Vergleich zum Bevorstehenden; Ihre nächsten getreuen Alliirten sind in äußerster Gefahr, ohne einige Rücksicht haben Dero nächste Verwandte, ein mit dem Brandenburgischen seit beinahe 200 Jahren verbundenes Haus, die wichtigsten Besitzungen durch einen Machtstreich eingebüßt.

„Die Augen von ganz Deutschland suchen Ew. Majestät. Man kann nicht begreifen, wie das schöne unüberwundene Heer Friedrichs, das durch so viele große und schwere Schlachten so herrlich hervorleuchtet und welchem Ew. Majestät selbst die größte Aufmerksamkeit schenken, für die Erhaltung so heiliger Interessen nicht verwendet wird. Ew. Majestät hatten schon einmal den Willen dazu (1805), und mit welcher Ergebenheit, mit welchem rührenden Wetteifer haben die Armee und sämmtliche Provinzen ihre Bereitwilligkeit zu den größten Aufopferungen gezeigt. Es war eine Zeit, wo Allem, was man seither gesehen, vorgebeugt werden konnte, allein die Hoffnung ist verschwunden, als der Graf Haugwitz den Auftrag einer Negociation erhielt.

„Zum zweiten Mal ist nun der Fall einer sehr kostspieligen Rüstung, und wahrlich gilt es nun Alles; denn wenn auch Buonaparte sich einen Augenblick verstellen sollte, entweder weil er nicht eben jetzt mit Preußen Krieg, oder weil er nur einschläfern und durch mehrere Allarme ermüden, erschöpfen und alsdann desto schneller vernichten will — so ist es nichts desto weniger gewiß, daß er Preußen in eben dieselbe Dienstbarkeit zu bringen trachtet, wie andere unter seinem Joche seufzende Staaten.

„Ew. K. Majestät werden bemerkt haben und wir können alle Denenselben auf das Theuerste versichern, daß alle preußischen Völkerschaften und alle Corps der Armee in voller Begeisterung dazu bereit sind, für die Ehre Ew. Majestät, für die Fortdauer des glorreichen preußischen Thrones und Ihres Hauses und für die fernere Freiheit und Glückseligkeit des gemeinschaftlichen Vaterlandes Alles zu wagen und auch das Leben freudig hinzugeben. Mit Unruhe denkt man

sich die Möglichkeit, auch diese Nationalanstrengung, diesen großen Aufwand, diese allgemeine Erwartung durch die Leichtgläubigkeit oder Heuchelei eines andern Unterhändlers und eben desselben Cabinets getäuscht und vereitelt zu sehen. Bedenkliche Folgen für die innere Ruhe der Monarchie lassen sich eher mit Schrecken voraussehen, als in ihrer weitreichenden Consequenz ermessen. Dieser wichtigste Punkt lähmt die Zuversicht und schwächt die Hoffnungen, nimmt den Muth und läßt — werde es Krieg oder Frieden — das Aeußerste befürchten. Und das ist es, worüber wir Ew. Majestät unsere Betrachtungen mitzutheilen für pflichtmäßig halten, da Allerhöchstdieselben aus mancherlei Gründen nicht so genau wie wir davon unterrichtet sein können.

„Die ganze Armee, das ganze Publicum und auch die bestgesinnten auswärtigen Höfe betrachten mit äußerstem Mißtrauen das Cabinet Ew. Majestät, wie es gegenwärtig organisirt ist. Dies Cabinet, welches nach und nach zwischen Ew. Majestät und das Ministerium sich so eingedrängt hat, daß Jedermann weiß, es geschehe Alles durch die drei oder vier Männer, hat besonders in Staatssachen alles Zutrauen längst eingebüßt. Aller der freche Mißbrauch, welchen Buonaparte von der Friedensliebe Ew. Majestät gemacht hat, wird ihnen zugeschrieben. Die öffentliche Stimme redet von Bestechung. Dies wollen wir ununtersucht lassen, denn auch Vorurtheile und andere persönliche Neigungen und Verhältnisse können zu eben so schlechten Handlungen verleiten, wie das Geld. Genug, die allgemeine und auf notorische Thatsachen gegründete Ueberzeugung ist, daß Ew. Majestät Cabinet mit Buonaparte colludirt (unter Einer Decke spielt), und entweder den Frieden durch die schändlichste Nachgiebigkeit erkaufen, oder im Kriege äußerst schwache Maßregeln ergreifen, oder wenn Ew. Majestät kräftige vorschreiben und ehrenvolle Generale sie auch herzhaft ausführen wollen, dieselben lähmen, wo nicht verrathen, und hierdurch über Ew. Majestät, Dero ganzes Haus und getreue Unterthanen das größte Unglück bringen wird. In allem Diesen, wir gestehen es, ist unsere Besorgniß von der des Heeres und des Publicums nicht unterschieden. Wir wollen aber jetzt nicht hiervon sprechen, sondern von der äußersten Nothwendigkeit, in der Zeit einer solchen fürchterlichen Krisis, wo es um Ew. Majestät Thron, das Glück Ihres Hauses und unserer aller Existenz zu thun ist, alle Anlässe des Mißtrauens zu entfernen, auf daß ein Jeder muthvoll seine Pflicht erfüllen könne.

Unsere Geburt, welche uns die allerheiligsten Pflichten auflegt, die Grade, zu welchen Hochderoselben Gnade und Vertrauen andere von uns erhoben hat, und welche uns zu dem feuervollsten Diensteifer verbinden, haben uns nicht gestattet zu verschweigen, was ganz Preußen, ganz Deutschland, ganz Europa weiß.

„Ew. Majestät haben in Dero Staate eine Menge der geschicktesten Männer, durch welche diese Wenigen, deren Entfernung nöthig ist, gar leicht ersetzt werden können. Es ist sogar leicht möglich, den ganzen Gang der Geschäfte zu erleichtern, zu vereinfachen. Aber die Hauptsache ist, daß nur durch die Entfernung des Cabinetsministers Grafen Haugwitz und der beiden Cabinetsräthe Beyme und Lombard Zutrauen, Festigkeit und Ruhe in die Gemüther und eine gegründete Hoffnung des guten Ausganges der Sachen zu erzielen möglich ist. Wenn Buonaparte Ew. Majestät von besseren Rathgebern umgeben sieht, so wird er solideren Frieden machen und ihn halten, oder man wird Ew. Majestät Reich und Würde gegen ihn zu behaupten wissen. Die Welt ist voll der bereitwilligsten Allirten, die Furcht nur, durch das Cabinet an Buonaparte verrathen zu werden, ist seit mehreren Jahren das einzige Hinderniß, welches viele abgehalten hat, Ew. Majestät ihre Gesinnungen mit dem Vertrauen zu entdecken, wozu Höchstdero persönliche Biederkeit sonst so einladend gewesen wäre. Selbst über Hannover ist eine Uebereinkunft mit England nur dann möglich, wenn die Ursachen des Mißtrauens entfernt sind. Zudem giebt es durchaus kein anderes Mittel und wir sind dermaßen davon überzeugt, daß bei dem allerwärmsten Willen, Ew. Majestät aus allen Kräften zu dienen, wir gleichwohl fühlen, daß selbst unsere Dienste nicht hinreichen würden, die besorglichen Uebel abzuwenden.

„In der Zuversicht, Ew. Majestät werden diese wohlgemeinte Aeußerung nicht als die einer persönlichen Leidenschaft oder Täuschung, sondern als den, von uns aufgefaßten, Ausdruck der öffentlichen Stimme mit Huld aufnehmen, welche durch die vollständigste Hingebung unsererseits für Höchstdero Dienst erwidert wird, und Allerhöchstdieselben werden die ganze Liebe Ihrer guten Völker, eine Liebe, die vielleicht nie ein Fürst so genießen konnte, und den Ruhm des preußischen Namens, welcher jetzt für ganz Deutschland rettend werden kann, durch die Entlassung weniger desapprobirter Personen gern auf ewig erwerben, sichern und befestigen wollen."

Dies hieß dem Könige die Pistole auf die Brust setzen! In diesem

Punkte verſtand Friedrich Wilhelm III. keinen Spaß. Er ließ erſt ſeine beiden Brüder zu ſich rufen, und fenſterte ſie tüchtig aus; der Prinz Louis Ferdinand und der Prinz von Oranien bekamen noch Stärkeres von ihm zu hören, dem Miniſter Stein ließ er durch den General Phull, obſchon dieſer die Schrift ſelbſt mit unterzeichnet hatte, ſeine Allerhöchſte Unzufriedenheit zu erkennen geben.

So ſehr ſich auch der König durch „eine ſo ſtrafbare Anmaßung“, wie er es nannte, verletzt fühlte, ſo war dennoch dieſe Denkſchrift von dem entſchiedenſten Einfluß auf den Entſchluß zum Kriege.

Napoleon traute dem preußiſchen Cabinet ſo viel Ueberlegung zu, daß es ihn nicht zum Kriege drängen werde. Unter dem 26. Auguſt ſchrieb er an den Marſchall Berthier: „Das Berliner Cabinet iſt von einem paniſchen Schrecken befallen worden. Es bildet ſich ein, in den Vertrag mit Rußland ſeien Beſtimmungen aufgenommen worden, welche ihm einige Provinzen (in Polen) koſten würden. Dieſer Furcht muß man die lächerlichen Rüſtungen, welche es macht, zuſchreiben, ohne daß wir weiter darauf zu achten haben, da meine ausdrückliche Abſicht iſt, meine Truppen nach Frankreich zurückkehren zu laſſen. Ich hoffe endlich, daß der Augenblick nicht mehr fern iſt, wo Sie nach Paris zurückkehren und ich bin nicht weniger ungeduldig als Sie und die Armee, Euch alle wieder in Frankreich zu ſehen.“

Vergebens hatte der König von Tag zu Tag erwartet, daß der Kaiſer auf diplomatiſchem Wege über die Rüſtungen eine Erklärung fordern werde; Napoleon ſchwieg, aber er handelte: ſeine Armee-Corps waren in voller Bewegung gegen den Rhein, um die noch in Deutſchland befindlichen Truppen zu verſtärken. Vergebens verſuchte Haugwitz von de Laforeſt etwas über die Geſinnung des Kaiſers zu erfahren. „Dies Schweigen in Paris,“ äußerte er gegen ihn, „verdirbt Alles; wir wiſſen durchaus nicht, wie wir daran ſind. Preußen möchte gern ſeine Jungfrauſchaft bewahren und vom Schlachtfelde zurückbleiben. Es koſtet dem Kaiſer nur ein Wort und die Rüſtungen ſollen ſogleich eingeſtellt werden.“ Der Geſandte vertröſtete auf zufriedenſtellende Depeſchen, die Herr v. Knobelsdorf, welcher Lucheſini in Paris ablöſen ſollte, gewiß ſehr bald einſenden werde. Knobelsdorf, bekannt als einer von Napoleons eifrigſten Anhängern, ſo wie auch als ein Vertheidiger des Friedensſyſtems, ward ausdrücklich gewählt, um die Franzoſen hinter das Licht zu führen. Das Merkwürdigſte

bei dieſer letzten Maßregel blieb jedoch (es war dies eine der Fineſſen des Grafen Haugwitz), daß Herr v. Knobelsdorf ſelbſt hinters Licht geführt wurde und zwar durch ſeinen eigenen Hof. Er bildete ſich in völligem Ernſte ein, man habe ihn nach Paris geſandt, um durch ſeinen perſönlichen Credit das gute Einverſtändniß wieder herzuſtellen. Nichts ahnend, kommt er dort an, mit der feſten Ueberzeugung, in wenigen Tagen jede Schwierigkeit aus dem Wege geräumt zu haben und war ſogar ſo thöricht, zu wähnen, ſeine Inſtructionen ſeien dem Marquis Lucheſini, in welchem er nur einen in Ungnade gefallenen Miniſter ſah, unbekannt. Deshalb verhehlte er ſie auch ſorgſam vor ihm, und wenn Letzterer, vollkommene Unkenntniß erheuchelnd, ihm erzählte, daß er glaube, ſeine Inſtructionen gingen dahin, den Rückzug der franzöſiſchen Truppen zu verlangen, ſtimmte der andere bei, hinzufügend: „er halte es für nicht ſchwer, des Kaiſers Zuſtimmung hierzu zu erlangen.“ In der erſten Audienz am 7. September begrüßte Napoleon Herrn v. Knobelsdorf mit folgenden Worten:

„Ich bin ſehr erfreut, Sie hier zu ſehen; ich liebe ſchlichte, grade Männer, wie Sie; allein mit Ihrem Hofe bin ich ſehr unzufrieden. Was bedeutet das Einmiſchen in die Angelegenheiten des Rheinbundes? weshalb bekümmert man ſich um das längere Verweilen meiner Truppen in Deutſchland? Da der Ausgang der Unterhandlung mit Rußland,“ fuhr der Kaiſer mit nachdrücklichem Ernſt der Rede zu ihm fort, „die Hoffnung auf die Erhaltung des Friedens auf dem Feſtlande geſchwächt und den Krieg mit England um ſo hartnäckiger gemacht hat, wird die Vergangenheit für mich die Lehrmeiſterin für die Gegenwart ſein. Sollte ich mich in die Nothwendigkeit verſetzt ſehen, mit den preußiſchen Heeren mich ſchlagen zu müſſen, ſo bin ich, aus Achtung für dieſelben, entſchloſſen, ſie mit überlegenen Kräften anzugreifen. Ich werde Alles aufbieten, um mir den Sieg zu ſichern, bevor ihn die Vereinigung mit der ruſſiſchen Armee und die Unterſtützung der geſchworenſten Feinde Frankreichs noch blutiger machen, und bevor die unzuverläſſige Neutralität Oeſtreichs ins Schwanken geräth. Ich geſtehe, daß ich allerdings England die Zurückgabe Hannovers gewährleiſtet habe; allein vor der Unterzeichnung des Friedens würde ich den König von meiner Verlegenheit in Kenntniß geſetzt und mich mit ihm wegen des Verluſtes des Kurfürſtenthums verſtändigt haben. Uebrigens bin ich bereit, meine Bewegungen nach denen Preußens einzurichten. Wenn dieſes ſeine Truppen in die Friedensgarniſonen zurückkehren läßt, werde ich die meinigen aus

Westphalen und von der holländischen Grenze ebenfalls zurückziehen." Knobelsdorf erwiderte, daß es nicht im Entferntesten des Königs Absicht sei, den Kaiser zu beleidigen; daß es ihm aber doch wünschenswerth erscheine, wenn dem Verweilen der französischen Truppen in Deutschland irgend eine Grenze gesetzt werde. Darauf äußerte Napoleon sehr leidenschaftlich und aufgebracht: „Was? wissen Sie denn nicht, daß ich Cattaro (aber dies liegt nicht in Deutschland, so lange nicht Oestreich mit seinem ganzen Länderperplex zum deutschen Bunde gehört) nöthig habe und es auch haben will? Nicht ein Mann soll über den Rhein zurückkehren, bevor nicht dieser mein Wille vollführt sein wird. Was die armseligen sieben- bis achttausend Mann anbetrifft, welche an der Grenze von Westphalen stehen, so werde ich Mittel finden, über sie zu verfügen; aber vor Allem ist es nothwendig, daß Ihr König entwaffnet und alle Ihre Truppen auf den Friedensfuß gesetzt werden." Knobelsdorf war nicht wenig bestürzt, als er diese Worte vernahm, da er jedoch am nächsten Morgen ein Geschenk von vier Pferden mit einem Wagen erhielt, eine Aufmerksamkeit, deren sich bisher noch Niemand außer dem türkischen Gesandten zu erfreuen gehabt, glaubte er wieder auf dem Gipfel der Gunst zu stehen. Er schrieb an seine Frau: „sie möge nur ganz unbesorgt sein, an Krieg sei gar nicht zu denken;" und als Napoleon zur Armee abging, fragte er sogar in Berlin an: „ob er ihn nicht auf seiner Reise begleiten sollte."*) Als Knobelsdorf am 11. September wieder bei Hof erschien, sagte ihm der Kaiser: „Meine Truppen, die bei Boulogne und bei Meudon im Lager standen, auch meine Garden sind nach dem Rhein aufgebrochen; allein diese Bewegungen sollen aufhören, sobald Preußen wieder entwaffnet." Noch unter dem 9. September ertheilte Napoleon die bestimmtesten Befehle an die in Deutschland commandirenden Generale, ein jedes Zusammenstoßen (collision) mit den preußischen Truppen zu vermeiden; man solle die friedlichsten Gesinnungen aussprechen, zugleich aber wollte er Alles vorbereitet wissen, um im Fall eines Krieges mit Preußen seine Operationslinie durch feste Plätze gesichert zu sehen. An den Marschall Berthier schrieb er am 10. September: „Die Bewegungen der Preußen bleiben fortwährend ganz ungewöhnlich. Sie wollen einen Denkzettel haben. Am 11. werde ich meine Pferde, am 12. die Garden abgehen lassen. Sollten die Nachrichten mich fortwährend glauben

*) Aus den vertraulichen Mittheilungen, welche Lucchesini am 5. October in Erfurt Gentz machte. Gentz Schriften; Ausg. v. Schlesinger II. 230.

machen, daß Preußen den Kopf verloren hat, ſo werde ich nach Würzburg und Bamberg gehen. Theilen Sie dem Könige von Baiern im Geheimen mit, daß, wenn ich mich mit Preußen vereinigen würde, was ich bis jetzt nicht glaube, angenommen aber, daß es eine Thorheit begehen ſollte, der König von Baiern Baireuth erhalten ſolle." Da war der König von Baiern ſchnell bei der Hand; der General Wrede führte ein bairiſches Corps von Eichſtädt nach Nürnberg. Der König von Würtemberg und der Großherzog von Baden machten Napoleon am 4. October in Würzburg ihre allerunterthänigſte Aufwartung, ſagten ihm bundesfreundliche Hülfe zu und alsbald ſtanden die Würtemberger bei Ellwangen, die Badener bei Mergentheim.

An den franzöſiſchen Geſandten in Berlin ſchrieb Talleyrand im Auftrage des Kaiſers am 12. September: „Wenn Preußen entwaffnet, wird der Kaiſer keinen Groll wegen deſſen, was vorgefallen iſt, hegen; er wird dieſelben politiſchen Verbindungen und dieſelben Gefühle, welche ihn bisher an Preußen banden, wieder aufnehmen. Allein verſäumen Sie nicht zu erklären, daß wir eine ſofortige Entwaffnung verlangen und daß ein jeder verlorene Tag ein Jahrhundert ſei."

Nach dem Eingange der Nachrichten von Knobelsdorf und der von Laforeſt abgegebenen Erklärung durfte nicht mehr daran gezweifelt werden, daß es zu einem Zuſammenſtoß kommen müſſe. Napoleon aber hatte einen großen Vorſprung gewonnen und zugleich Unſicherheit in die Entſchlüſſe des Königs, Uneinigkeit in ſeine Umgebungen, Verwirrung und Uebereilung in die militairiſchen, Verzögerung in die diplomatiſchen Vorbereitungen zum Kriege gebracht. An den Kaiſer von Rußland, den einzigen Verbündeten, auf welchen mit Zuverläſſigkeit gezählt werden konnte, wurde erſt am 18. September der General v. Kruſemark mit beſtimmten Anträgen abgeſendet. Der Kaiſer gab in einem eigenhändigen Briefe dem Könige die Verſicherung, „daß er mit einem Heere von 70,000 Mann unter ſeiner perſönlichen Anführung als treuer Freund und Nachbar ihm zu Hülfe ziehen und rechtzeitig auf dem Schlachtfelde, ſei es an dem Rheine oder auch jenſeit deſſelben, eintreffen werde." — „Ruſſiſche Verſprechen marſchiren ſchneller, als ruſſiſche Heere" — ſoll der fortwährend bedenkliche und bedächtige Friedrich Wilhelm geäußert haben; nicht einmal an der Weichſel traf das ruſſiſche Heer zu rechter Zeit ein.

Den ſchwierigeren Auftrag, das Wiener Cabinet günſtig für einen gemein-

ſchaftlichen Krieg zu ſtimmen, erhielt der Graf Finkenſtein. Er fand jedoch eine kalte Aufnahme bei dem Kaiſer.

Der Erzherzog Karl rieth ſehr ernſtlich von einer Verbindung mit Preußen ab, um ſo mehr, als es in Berlin nicht an ruhmredigen Stimmen fehlte, welche an den Wirthstafeln brambirten: „Laßt ſie man auf die Pläne kommen, wir werden ſchon allein mit ihnen fertig werden.“ Der Graf Stadion, welcher dem Wiener Cabinet vorſtand, ertheilte dem preußiſchen Geſandten die Antwort, daß der erſchöpfte Zuſtand der Finanzen dem Kaiſer kein anderes Syſtem als das der bewaffneten Neutralität geſtatte, nicht einmal die Ausfuhr von Getreide aus Böhmen nach Sachſen bewilligte er. Daß auf eine Mitwirkung Oeſtreichs fürs Erſte nicht zu rechnen ſei, hielt man ſo lange als möglich geheim, vielmehr ſuchte man von Berlin und Dresden aus zu verbreiten, daß ſich in Böhmen ein Hülfsheer des mit uns verbündeten Oeſtreichs ſammle. Hierüber waren ſelbſt die preußiſchen commandirenden Generale ſo im Ungewiſſen, daß der Fürſt von Hohenlohe unter dem 22. September den König um die Erlaubniß bat: „zur Vereinigung mit den Oeſtreichern operiren zu dürfen;“ worauf er von dem Könige unter dem 24. September den Beſcheid erhielt: „da eine Operation nach Böhmen nur auf eine zeitraubende Uebereinkunft mit Oeſtreich begründet werden könne, ſo wolle Se. Majeſtät vorläufig mit den Preußen und Sachſen allein ſchlagen, um erſt alles Mißtrauen bei den anderen Mächten zu entfernen und auf dieſe Weiſe die Unthätigkeit derſelben in Thätigkeit zu verwandeln.“ Schon ſtanden die Vorpoſten einander gegenüber und Hohenlohe fragte aus Gera den 4. October nochmals bei dem Könige wegen der Mithülfe Oeſtreichs an, worauf er zur Antwort erhielt: „Se. Majeſtät werde einen General nach Wien ſenden und einen Brief an den Erzherzog Karl ſchreiben, wovon er ſich einen guten Erfolg verſpreche.“ Die Schlacht war vor der Thür, das Hauptquartier des Königs nebſt dem davon unzertrennlichen Cabinet befand ſich am 5. October in Erfurt und der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, der vielgewandte Graf Haugwitz, war trotz aller Pfiffigkeiten und Diplomatenkünſte über das Verhältniß, welches Oeſtreich zu Preußen einnehmen werde, noch völlig im Unklaren. In ſeiner Rathloſigkeit hatte er, als es ihn endlich bei ſeinem vergeblichen Notenſchreiben nach Wien auf die Nägel brannte, den, wegen ſeines freiſinnigen Thronbeſteigungsbriefes in Ungnaden ausgeſchiedenen, Kriegsrath Gentz, welcher, von Oeſtreich bezahlt, in Dresden auf publiciſtiſch-diplomatiſchem Spio-

nirposten stand, nach dem preußischen Hauptquartiere auf Allerhöchsten Specialbefehl Sr. Majestät des Königs in sehr dringender Weise eingeladen, theils um durch ihn als Pamphleten- und Zeitungsartikel-Schreiber auf die öffentliche Meinung zu wirken, theils um von ihm über die Gesinnung des Wiener Cabinets unterrichtet zu werden. In einer Unterredung, welche Haugwitz mit Gentz am 5. October in Erfurt hatte, äußerte der preußische Minister ganz naiv: „Was Oestreich anbetrifft, so sind wir über dessen Theilnahme nicht hinlänglich unterrichtet, hegen aber doch die feste Ueberzeugung von dessen freundschaftlicher Gesinnung. Sie kennen Wien besser als ich; haben Sie mir in dieser Beziehung irgend eine befriedigende Nachricht, die Sie füglich mittheilen können, zu berichten, so würde ich Ihnen dafür sehr verbunden sein.“ Gentz antwortete ausweichend: „was die schon gefaßten, oder noch zu fassenden Beschlüsse des Kaisers anbeträfe, so wüßte er davon so wenig, daß ihm nicht einmal bekannt wäre, wie das kaiserliche Cabinet das Unternehmen ansähe, in welches sich der König von Preußen eingelassen. Auch hege er (Gentz) eine so gute Meinung von den politischen Combinationen des Berliner Cabinets, um nicht anzunehmen, daß dasselbe auf ganz andere Meise, als er, von einem so wesentlichen Gegenstande, der so nothwendig zu den Bedingungen eines erfolgreichen Resultats gehöre, unterrichtet sei.“

Um nichts von dem weiteren Gespräche der beiden diplomatischen Pulsfühler, von denen einer dem anderen die Künste abzulauern bemüht war, zu verlieren, lassen wir Herrn Gentz eigenwörtlich weiter erzählen:*) „Ich bemerkte, daß den Grafen Haugwitz mein, über die Unwissenheit des Berliner Cabinets geäußertes, Befremden mehr in Verlegenheit brachte, als alles Andere, was ich während unserer bisherigen Unterhaltung geäußert hatte. Indessen hatte er sich zu bestimmt über die Ungewißheit ausgesprochen, die über diesem Hauptgegenstande schwebte, als daß er diesen seinen Schritt hätte rückgängig machen können, auch bewies die Aengstlichkeit, mit der er sich bemühte, von mir einige Kunde zu erlangen, wie höchst unvorbereitet er eigentlich war. Er sagte: man gehe soeben damit um, einen General von Bedeutung an den Wiener Hof zu senden; es sei die Ausführung dieses Plans bisher nur deshalb hinausgeschoben worden, um nicht unzeitig einen Allarm zu erregen, der die östreichische

*) v. Gentz Schriften, A. v. Schlesinger. Bd. II. S. 218.

Regierung hätte compromittiren können; auch sei ja der Krieg noch nicht erklärt und der Plan des Feldzuges noch nicht entschieden entworfen. Man habe jedoch in der Zwischenzeit dem Kaiser Franz zu verstehen gegeben, daß er doch von seiner Seite irgend einen bedeutenden Officier senden möge, indem man zugleich habe merken lassen, daß, im Falle seine Wahl auf den General Stutterheim fallen solle, dies mit unseren Wünschen ganz übereinstimme. Sobald nun aber die eine oder die andere dieser Missionen in Ordnung gebracht sei, werde man sogleich mit dem kaiserlichen Hof über die gegenwärtigen, wie über die zukünftigen Pläne conferiren und es werde in Zukunft von seinem Hofe nichts beschlossen werden, ohne des kaiserlichen Hofes vollkommenste Zustimmung. Es schiene ihm von äußerster Wichtigkeit, sich sobald als möglich über jede Maßregel zu verständigen, die zu einem entscheidenden Erfolge, wie er ihn voraussetze, erforderlich sein möchte. Meine Erwiderung lautete: ich müsse mit dieser seiner Meinung so vollkommen übereinstimmen, daß ich in der That geglaubt, man habe sich schon seit längerer Zeit mit diesen Fragen beschäftiget. Ferner sei ich wegen Preußens bewährter Solidität in Hinsicht aller militairischen Pläne überzeugt, daß nichts mehr dazu beitragen könne, dem Kaiser Vertrauen einzuflößen, als eine genügende Kenntniß des beabsichtigten Vorhabens. In dieser Beziehung, wie in so vielen anderen sei meiner Ansicht nach nichts wesentlicher, als einen Plan zu haben, damit man mit Genauigkeit die Direction des Marsches kenne. Dadurch würde Preußen eine festbestimmte Stellung gewinnen und andere ermuthigen, sich ihm anzuschließen.

„Er erwiderte: es sei dies gerade einer der Gegenstände, die er mit mir zu besprechen am meisten gewünscht und da ich mir sicher hierüber einige Ideen entworfen, so bitte er mich, sie ihm mitzutheilen, wogegen er mir nachher auch seine Ansichten über diesen Gegenstand nicht vorenthalten wolle. Ich ließ mich ohne Zögern in diese imaginäre Discussion ein. Ich hatte in der That viel über die politischen Resultate dieses Krieges nachgedacht, jedoch stets in der Voraussetzung, daß es ein allgemeiner werde, da ich im entgegengesetzten Falle nur Niederlage und Verzweiflung erwartete."

Also kannegießerten der eitle Gentz und der leichtsinnige Haugwitz ganz vergnüglich und harmlos bei einigen Flaschen des besten Bordeaux-Weins in dem Hauptquartiere zu Erfurt, dessen große Glocke schon in den nächsten Tagen von dem Donner der Kanonen in dumpfes Dröhnen gerathen sollte. Die

beiden Diplomaten verabredeten in Schlafrock und Pantoffeln die Operationen, welche Preußen und Oestreich zu unternehmen hätten, um die Franzosen vom Rheine zu verdrängen, den Rheinbund zu sprengen, die Revolution niederzuwerfen und dem deutschen Reiche eine neue Verfassung zu geben. Man glaubt die Herrn von Olmütz unserer Tage beim Dominospiel zu belauschen, wenn man in der von Gentz aufgezeichneten Denkschrift weiter liest. „Die Franzosen vom Rheine zu verjagen," fuhr der östreichische Diplomat fort, „sollte der Hauptzweck des Krieges sein, der einzige, an welchem Oestreich Interesse nehmen könnte; sei dieser Plan vollführt, so handle es sich ferner darum, die gehässige Conföderation aufzulösen, die sich unter den Auspicien einer fremden Macht gebildet und dann erst zu prüfen, ob eine Wiederherstellung der früheren Constitution des Reichs mit solchen Modificationen, wie sie die Umstände erforderten, jeder anderen Institution vorzuziehen sei.

„Sollte diese Wiederherstellung als unausführbar befunden werden, so müsse man Deutschland in zwei große, durch eine immerwährende Allianz vereinigte Conföderationen theilen, eine unter der Protection Oestreichs und die andere unter Preußens, deren Mitglieder alle ihre Souverainetätsrechte behalten sollten, jedoch unter der Restriction eines gleichförmigen Militairsystems. Da es, was die Territorialbestimmungen beträfe, unmöglich sein würde, zu einer neuen Ordnung der Dinge zu gelangen, ohne die eine oder andere Entziehung, so habe man darauf zu sehen, daß Baiern in Hinsicht des gegenwärtigen Standes der Dinge verantwortlicher sei, als irgend eine andere Macht in Deutschland mit Ausnahme jedoch des Kurfürsten Erzkanzlers (Dalbergs). Baiern müsse man auf seine früheren Besitzungen beschränken, höchstens mit Ausnahme von Bamberg als Entschädigung für das Herzogthum Berg. Dies letztere müsse wieder mit Cleve vereinigt und Preußen gegeben werden, um das Gehässige zu beseitigen, daß ein fremder General (Murat) inmitten von Deutschlands Fürsten seinen Sitz aufschlage, und um Düsseldorf und Wesel in die Hände derjenigen Macht zu bringen, welche ausdrücklich mit Vertheidigung des Nordens von Deutschland beauftragt sei. Ferner müsse man — (erlauben Sie Ihnen einzuschenken) — Tirol und Vorarlberg dem früheren Besitzer wieder zurückgeben, da doch die Idee, das Haus Oestreich dieser Länder zu berauben, für ein rechtliches Gefühl allzu empörend sei. Oestreichs Grenzen in Italien müsse man bis an den Mincio ausdehnen, nicht als vollständige Maß-

regel für den neuen Plan von Italiens Organisirung — woran zu denken jetzt noch nicht Zeit sei — sondern als durchaus nothwendige Bedingung."

„Was Deutschlands absolute Unabhängigkeit und eine permanente Ordnung von dessen Angelegenheit anbetrifft," bemerkte Haugwitz mit jenem heiteren, wohlwollenden Wesen, welches Alle, die mit ihm eine Flasche geleert oder sonst zu thun gehabt, kennen zu lernen Gelegenheit hatten, „so sind Ihre Worte ganz meine Gedanken, ja ich möchte hinzufügen, es ist mir, als wären sie aus meinen Papieren. Hier ist der Plan, nur mit einer geringen Veränderung. Wir haben den Rheinbund — (Johann! eine Flasche!) — anerkannt, weil unsere Vorbereitungen noch nicht weit genug gediehen waren, um mit Frankreich zu brechen und weil wir keinen entschiedenen Beweis der Treulosigkeit hatten, der doch nothwendig war, um des Königs Beschluß zu bestärken, allein wir erkannten ihn unter dem ausdrücklichen Vorbehalt an, daß der Bildung einer Conföderation der nördlichen Staaten Deutschlands kein Hinderniß in den Weg gestellt werde. Diese Bedingung ist nicht erfüllt worden; übrigens will ich Ihnen nicht verhehlen, daß der Plan dieses Nordbundes niemals ernstlich von mir gehegt und eigentlich nur vorgeschoben wurde, um Zeit zu gewinnen.*) Siege sind uns vor Allem nöthig; erfreuen wir uns deren, so verspreche ich Ihnen, daß Sie nichts mehr vom Rheinbund, oder von Murat hören sollen. Was die auf Gebietsbegrenzung bezüglichen Anordnungen betrifft, so stimme ich ebenfalls ganz mit Ihnen überein. Baiern soll die Zeche bezahlen; (stoßen wir darauf an!) auch begreife ich, daß es rathsam ist, Preußen nach Frankreich zu nicht blos auf den alten Fuß zu setzen, sondern es sogar zu vergrößern und ihm so eine Stellung zu verleihen, in welcher es wirksamer Oestreichs rechte Flanke decken kann. Was die Restauration von Tirol und die Erweiterung von Oestreichs Grenzen nach Italien betrifft, so halte ich diese Maßregel für die dringendste von allen." So zechten und diplomatisirten diese beiden würdigen Schüler Macchiavelli's noch ein und das andere Stündchen fort. Gentz sagte zu, einige Zeitungsartikel zu schreiben und die Redaction des bereits von Lombard aufgesetzten Kriegsmanifestes zu übernehmen. Einige Tage später werden wir diesen Herren wieder begegnen.

---

*) Das kennen wir besser. Haugwitz wollte hier dem östreichischen Diplomaten einige preußische Wippkens vormachen.

Napoleon hatte derweilen auch nicht gefeiert; sein Operationsplan war bereits am 5. October vollständig entworfen. An diesem Tage schrieb er an den Marschall Soult: „Ich halte es für angemessen, daß Sie meine Projecte kennen lernen, damit Sie durch diese Kenntniß in vorkommenden wichtigen Fällen geleitet werden können. Ich habe die Citadellen von Würzburg, Forchheim und Kronach besetzen, ausrüsten und mit Vorräthen an Lebensmitteln versehen lassen und rücke mit meiner ganzen Armee auf drei großen Debouchees (gedeckten Heerstraßen) nach Sachsen vor. Sie marschiren an der Spitze meines rechten Flügels, haben einen halben Tagemarsch hinter sich den Marschall Ney und 10,000 Baiern einen ganzen Tagemarsch. Der Marschall Bernadotte befindet sich an der Spitze meines Centrums und hat hinter sich den Marschall Davoust, den größten Theil der Cavallerie-Reserve und meine Garde, welche zusammen über 70,000 Mann betragen, er debouchirt über Kronach, Lobenstein und Schleitz. Das 5. Corps ist an der Spitze meines linken Flügels und hat den Marschall Augereau hinter sich, er debouchirt über Coburg, Gräfenthal und Saalfeld; zusammen über 40,000 Mann. An dem Tage, wo Sie in Hof ankommen, werden auch die anderen Colonnen sich in gleicher Höhe befinden. Ich werde mich für meine Person fortdauernd bei dem Centrum aufhalten.

„Mit dieser ungeheuren Uebermacht auf einem schmalen Raume vereinigt, habe ich es, wie Sie wohl einsehen, in meiner Gewalt, den Feind überall, wo er Stand halten will, mit doppelten Kräften anzugreifen. Was von den Preußen am meisten zu besorgen ist, das scheint deren Cavallerie zu sein. Indessen mit der Infanterie, die Sie haben, und wenn dieselbe immer in Bereitschaft ist, haben Sie wenig zu fürchten, jedoch darf im Kriege kein Mittel vernachlässigt werden. Tragen Sie Sorge, daß jederzeit 4- bis 5000 Pionierwerkzeuge an der Spitze Ihrer Division sind, um nach den Umständen eine Redoute oder auch einen einfachen Graben aufzuwerfen. Wenn der Feind sich Ihnen gegenüber mit weniger als 30,000 Mann zeigen sollte, so können Sie, nach Verständigung mit dem Marschall Ney, Ihre Truppen vereinigen und ihn angreifen; steht er jedoch in einer Stellung, die er längere Zeit inne hat, so wird er dieselbe auch gehörig zu befestigen Sorge getragen haben. In diesem Falle benehmen Sie sich mit Vorsicht. In Hof angekommen, muß Ihre höchste Sorge sein, Verbindungen mit Lobenstein, Ebersdorf und Schleitz anzuknüpfen.

Die Nachrichten, welche Sie nach dem Debouchiren bei Hof vom Feinde haben werden, werden Ihnen an die Hand geben, ob Sie sich ein wenig an das Centrum heranziehen, oder eine Stellung etwas vorwärts nehmen sollen, um auf Plauen marschiren zu können. Nach Allem, was mir bis heut zugegangen, scheint es, daß, wenn der Feind überhaupt Bewegungen macht, diese gegen meine Linke gerichtet sein werden, da er mit seinem Gros bei Erfurt stehen soll. Ich wüßte nicht, was ich Ihnen mehr empfehlen müßte, als mit mir sehr oft zu correspondiren und mich von Allem zu unterrichten, was auf der Straße nach Dresden vorgeht. Sie werden einsehen, daß es ein schönes Geschäft wäre, wenn wir auf diesen Platz vordringen und ein Bataillons-Quarrée von 200,000 Mann bilden könnten. Indessen das Alles erfordert etwas Kunst und einige Begebenheiten. Wenn Sie mir schreiben, so beschreiben Sie mir auch genau die Oertlichkeiten, die Sie passirt haben und die, welche der Feind einnehmen würde oder einnehmen könnte." —

Das Berliner Cabinet hatte die Nothwendigkeit, mit England Frieden und Bündniß zu schließen, sich seiner Unterstützung und Mitwirkung zu versichern, bevor man mit Frankreich den Krieg beginne, leichtsinniger und thörichter Weise nicht so ernstlich in Betracht gezogen, als das „gigantisch heranschreitende Schicksal" es verlangte. Um indessen doch etwas in dieser „Nebensache" zu thun, wurde Hardenberg, ohne daß Haugwitz davon genauer unterrichtet wurde, zu Anfang Septembers in aller Stille nach Wien gesendet, wo er in unmittelbarem Auftrage des Königs mit dem dortigen englischen Gesandten Sir Robert Adair in Unterhandlung trat. Hardenberg begann mit der Erklärung, daß für Preußen der Besitz von Hannover ein Gegenstand von untergeordneter Bedeutung sei, über welchen die zwei, gegen Frankreich vereinigten, Mächte sich leicht verständigen würden, da Preußen jetzt den Krieg unternehme, weil im Heere und im Volke nur eine Stimme sei, daß derselbe unternommen und mit der äußersten Kraft geführt werden müsse, um die eigne Ehre zu retten und die Unterjochung von ganz Europa zu verhüten. Er verhehlte dabei jedoch nicht sein Mißtrauen in die Personen (Haugwitz und Compagnie), die im Jahre vorher, als Preußen von ähnlichen Gesinnungen beseelt gewesen, dasselbe gezwungen hätten, Europa seine Treue zu brechen, sich den Befehlen Frankreichs zu unterwerfen und sich von demselben mißbrauchen zu lassen; er bemerkte in den bestimmtesten Ausdrücken, daß die, welche geneigt sein möchten,

einen neuen Kampf mit Frankreich zu wagen, sich sorgfältig vorzusehen hätten, um von dem Einflusse sich los zu machen, der alles Mißgeschick und Unglück des letzten Krieges hervorgebracht habe, und versicherte endlich, daß über die desfallsigen Mittheilungen das tiefste Geheimniß beobachtet werden solle, wie auch Graf Haugwitz in vollkommener Unkenntniß der Verhandlung sei.

Sir Robert Adair war nicht wenig darüber verwundert, daß das Berliner Cabinet mit der rechten Hand diplomatische Unterhandlungen pflog, ohne daß die linke darum wußte; indeß ging er doch bereitwillig auf die ihm gemachten Anträge ein. Er versprach die sofortige Absendung eines Couriers nach London, behufs der Einholung bestimmter Instructionen, da zwar der große Zweck des Widerstandes gegen den gemeinsamen Feind und die Nothwendigkeit, dessen Macht in die gehörigen Schranken zurückzuweisen, ein geringeres Gewicht auf untergeordnete Gegenstände (Hannover) legen lasse, er selbst jedoch über die Artikel, welche zur Grundlage eines neuen Bündnisses gemacht werden könnten, in seinen letzten Depeschen keinen hinreichenden Anhalt finde. Indeß scheine es ihm, daß man nichts Besseres thun könne, als den Tractat von Potsdam (vom 3. November 1805) zur vorläufigen Basis anzunehmen, mit Vorbehalt der Veränderungen, welche die Umstände nöthig machen könnten. Er halte sich für völlig ermächtigt, auf dieser Grundlage sowohl über die nach dem damaligen Status quo zu berechnenden Gebietsverhältnisse Preußens, als über die zur Erwähnung gebrachten Subsidien zu unterhandeln.*) Unterdessen war in England durch den am 13. September 1806 erfolgten Tod des Ministers Fox eine große Veränderung insofern eingetreten, als der, mit der einstweiligen Führung der öffentlichen Angelegenheiten betraute, Lord Spencer versöhnliche Gesinnungen gegen Preußen hegte, um dasselbe gegen Frankreich auf das Schlachtfeld zu schicken. Dies benutzte Haugwitz — ohne jedoch Hardenberg davon in Kenntniß zu setzen — um ebenfalls das freundschaftliche Vernehmen mit England wieder herzustellen. In Folge der, durch den preußischen Gesandten Jacobi-Klöst von Hamburg aus geführten, Unterhandlungen wurde die Blokade der Elbe und Weser am 25. September aufgehoben und Lord Morpeth als englischer Gesandter nach Berlin geschickt, von wo jedoch der König und sein Cabi-

*) Denkschrift einer Sendung an den Wiener Hof im Jahre 1806 von Sir Rob. Adair. Berlin 1806.

net bereits zur Armee abgereiſt waren, wohin ſich Lord Morpeth ebenfalls begab, um Zeuge des großen Schiffbruches zu ſein, welchen Preußen in den Octobertagen erlitt. —

Zu den Männern von Einfluß durch gute Diners, Geldgeſchäftigkeit und Aufdrängen ſeiner guten Dienſte gehörte in Berlin der Jude Veitel Ephraim, Bandfabrikant und königlicher Geheimer Rath. „Wo man in Berlin geht und ſteht, allenthalben ſtößt man auf den Geh. Rath Ephraim. Manche nennen ihn den diplomatiſchen Pflaſtertreter, weil er von einer Legation zur anderen läuft, allenthalben horcht, allenthalben zuträgt, immer verſichert, die Neuigkeiten aus der erſten Hand zu haben. Welche Benennung ihm auch zukommen möge, er iſt ein ſo alberner und ekelhafter Schwätzer und verbindet mit ſeiner Narrheit ſo zurückſtoßende Sitten, daß es unbegreiflich iſt, wie ein Mann von nur einigem Selbſtgefühl ein ſolches Weſen nur eine halbe Stunde um ſich leiden könne. Indeſſen habe ich dieſen Ephraim bei allen preußiſchen Miniſtern in Berlin, den Herrn v. Stein ausgenommen, angetroffen. Bei dem Grafen Haugwitz war er faſt täglich.“*) Während des ſiebenjährigen Krieges hatte ſein Vater die falſchen polniſch-ſächſiſchen Auguſte und preußiſchen Friedrichs geprägt, welche Letzteren bekanntlich zu dem Spottreim Veranlaſſung gaben „Außen ſchön und innen ſchlimm, außen Friedrich und innen Ephraim.“ Der Sohn ſetzte das Geſchäft des Vaters fort, jedoch beſchränkte ſich deſſen Induſtrie nur auf Scheidemünze. „Dieſe Ausprägung der Scheidemünze,“ erzählt Ephraim,**) „brachte den König auf folgenden Gedanken: Um die Induſtrie in Polen nicht aufkommen zu laſſen, müßte man den Grundpfeiler, die Schätzung und Repräſentirung aller Gegenſtände, das polniſche Geld verfälſchen. Einen Theils konnte ich ihm die Ungerechtigkeit dieſer Handlung nicht vorrücken. Er würde gewiß geſagt haben: Sieh! der Jude ſpielt den Ehrlichen. Anderen Theils war mein Intereſſe damit verknüpft. I nun, dachte ich, du haſt einen vornehmen Herrn zum Gefährten und ich war ſchwach genug, um mich dazu brauchen zu laſſen.“

Ephraim wurde am 23. October 1806 auf geheimen Befehl des Grafen Haugwitz, mit welchem er bis dahin in perſönlich freundſchaftlicher, ſogar ver-

*) Gallerie preußiſcher Charaktere. Germanien 1808. S. 344.
**) Ueber meine Verhaftung. Deſſau 1808.

traulicher Beziehung gestanden hatte, plötzlich verhaftet, angeblich, weil er „ungeachtet des ihm angedeuteten Verbotes die französische Legation frequentirt." Ephraim hatte bisher den Zwischenträger und Vermittler zwischen den preußischen Cabinetsministern und der französischen Gesandtschaft gemacht. Als solcher hatte er 1805 eine bedeutende Rolle während der Anwesenheit des Marschalls Duroc gespielt. „Zu eben der Zeit" (November 1805), erzählt er, „war der Herzog von Braunschweig in Berlin anwesend und der Minister v. Haugwitz von seinen Gütern zurückgekommen. Dem Marschall Duroc war von Hardenberg so beleidigend begegnet worden, daß er Berlin sofort verlassen wollte; es gelang mir, ihn zu besänftigen. Ueberlassen Sie, sagte ich zu ihm, Zeit und Umständen auch etwas. Ich bitte Sie, schenken Sie mir nur einige Tage. Darauf entgegnete er: Ephraim hat Recht; wir müssen Alles versuchen; denn selbst der Kaiser wünscht an Preußen einen Alliirten und keinen Feind zu haben. — Der Herzog von Braunschweig, dem ich mittheilte, daß der Marschall alle Anstalten zur Abreise getroffen habe, äußerte den Wunsch, dies verhindert zu sehen. Wie wäre es, sagte ich, wenn man die französischen Angelegenheiten dem Minister v. Haugwitz wieder übertrüge? Der Herzog ließ mich nicht ausreden und befahl mir, Duroc zu Haugwitz zu führen. Ich konnte mich nicht wohl dazu bequemen, weil ich fürchtete, den Minister v. Hardenberg dadurch zu beleidigen. Der Herzog sagte aber: ich stehe Ihnen vor alle Gefahr. Ich erwiderte, daß dies wohl hinreichend wäre, wenn Ihro Durchlaucht beständig hier blieben, so aber müßte ich unmittelbar von Sr. Majestät dem Könige oder von dem Minister v. Hardenberg dazu befehligt werden. Auch dies soll geschehen, entgegnete der Herzog. Nach einer Stunde ließ derselbe mich rufen und indem ich noch weiter über diesen Gegenstand mit ihm sprach, traten der General v. Köckeritz und Oberst v. Kleist herein und befahlen mir im Namen des Königs, den Marschall Duroc dahin zu bewegen, daß er sich vor seiner Abreise zu einer Unterredung mit dem Minister v. Haugwitz bequemen möchte. — Diese Conferenz fand statt; Haugwitz erklärte, daß er mit dem von Hardenberg eingeschlagenen Wege nicht einverstanden gewesen. — Duroc reiste zufrieden ab." Haugwitz erhielt, wie uns bekannt, den wichtigen Auftrag, sich in das Hauptquartier zu Napoleon nach Olmütz zu begeben; Preußen nahm keinen Antheil an dem Kriege. — Im folgenden Jahre nach der Heimkehr von Paris hatte sich Haugwitzens Politik geändert; Ephraim war

aber ein ſtandhafter Vertheidiger des Friedensſyſtems geblieben. „Haugwitz“ — ſo erzählt unſer altteſtamentlicher Prophet — „glaubte feſt und ſicher, wenigſtens zu dieſer Zeit (Auguſt 1806), daß es Frankreich ein Ernſt mit der nordiſchen Conföderation ſei und Preußen nur ſtandhaft bleiben und die Zähne zeigen müſſe, welches hinlänglich ſein würde, Napoleon von feindſeligen Schritten abzuhalten. — — Vergebens wandte ich alle erſinnlichen Vorſtellungen an, den Miniſter von dieſen höchſt gefährlichen Maßregeln abzubringen. Ich fragte ihn einſt, ob er wohl glaube, daß der Krieg ſtattfinden würde, und er beantwortete mir ſolches mit einem feſten und beſtimmten Nein! Ich wußte aber das Gegentheil, ſagte indeß: deſto beſſer; indem es nicht allein unmöglich ſei, etwas dabei zu gewinnen, ſondern auch ſelbſt, wenn die Preußen den Franzoſen im Angriff zuvorkommen ſollten, ſo würde dies doch nur eine kurze Freude ſein. Und was iſt gewonnen, wenn wir nach drei Schlachten bis an den Rhein vorrücken? Wie ſtand es mit den Franzoſen vor der Schlacht von Zürich? — — Die Lage Ew. Excellenz iſt ſehr kritiſch; ſollten wir glückliche Fortſchritte machen, ſo werden Ihre Feinde ſagen: was wären nicht erſt die Folgen geweſen, wenn man gleich im vorigen Jahre angebunden hätte? denn da hatten wir außer den Oeſtreichern 50,000 Ruſſen an Ort und Stelle zu unſerer Dispoſition. Sollte es aber mißlingen, wofür Gott bewahre, ſo werden Ihre Feinde Ihnen den ſchlechten Fortgang zuſchreiben und ſagen: im vorigen Jahre wäre es nicht ſo gekommen. Nun kam er in Harniſch und ſagte aufgebracht: Ich ..... auf Alle, die ſo was ſagen. — Von dieſer Zeit an begann Haugwitz mich auf's Korn zu nehmen. — Ein anderes Mal äußerte ich gegen den Miniſter v. Haugwitz und andere Herren vom Hofe, welche ſo ſehr auf den Krieg drangen: Wie kann eine ſo gute und tugendhafte und verſtändige Dame, wie die Königin, ſo ſehr für den Krieg ſein? die Möglichkeit des Unglücks — denn wer kennt nicht das wandelbare Kriegsglück — ſollte doch billig der guten Königin begreiflich machen, daß ſie ebenfalls genöthigt ſein könnte, nach Königsberg zu gehen, wie die Kaiſerin nach der Einnahme von Wien nach Teſchen.“ Ueber die vielgerühmte Uneigennützigkeit Haugwitzens, welcher angeblich ohne Gehalt diente und ſein Vermögen von 45,000 Thaler Einkünften zugeſetzt haben wollte, bemerkt Ephraim; er wiſſe ſehr beſtimmt, daß der Herr Miniſter zur Aufnahme ſeiner Güter ein königliches Geſchenk von 120,000 Thalern bei der königl. Seehandlung niedergelegt habe und daß „mit 120,000 Thlr. Miſt ſich ſchon etwas

dungen lasse." Auch über frühere anstößige Verhältnisse stellt der gereizte Jude den Minister zur Rede. „Herr Graf," schreibt er ihm, „Sie haben sich als ein geschicktes Oberhaupt der geheimen Polizei gezeigt (denn dies waren Sie zu dieser Zeit), so wie Sie vormals als ein geheimer Oberer der Geisterseher-gesellschaft wirkten, worüber ich folgende nähere Umstände hier mittheile: Bei der Thronbesteigung des jetzigen Königs gab der Minister Haugwitz im Namen Sr. Königl. Majestät dem Feldmarschall v. Möllendorf Befehl, die Gräfin Lichtenau zu verhaften und sich ihrer Papiere zu bemächtigen. Unter diesen befanden sich viele Billets von Haugwitz an die Lichtenau, die nicht nur sehr schmeichelhaft und kriechend abgefaßt waren, sondern auch die geheimsten und vertraulichsten Gegenstände betrafen. Daraus ging hervor, daß der Herr Graf der geheime Obere der Geisterbeschwörer war. Er glaubte, diese Papiere von dem Feldmarschall zurückzuerhalten, allein dieser verweigerte sie ihm und übergab Alles dem Könige; daher die Feindschaft gegen Möllendorf. Einige dreiste Menschen hielten dem Grafen sein Verfahren gegen die Lichtenau vor. Ich mußte, antwortete er, die Freundschaft mit dieser Frau cultiviren, damit ich Alles erfuhr, was bei dem Könige vorging. — Die wahre Absicht seiner Geschmeidigkeit gegen jene Frau war der schwarze Adler-Orden, den er auch noch einige Zeit vor dem Absterben des hochseligen Königs von ihr bekam."*) —

Die tröstliche Hoffnung, die mächtigen aber entfernten Bundesgenossen an seiner Seite fechten zu sehen, mußte der König aufgeben: er suchte um so angelegentlicher sich der nächsten, wenn auch minder starken Verbündeten zu vergewissern.

Des Kurfürsten von Hessen Festhalten am Bündniß hielt man in Berlin für unzweifelhaft; sein Gesandter hatte den Tractat unterzeichnet und der Kurfürst selbst, welcher preußischer Feldmarschall war, hatte an den König geschrieben, daß, sobald ihm die Nachricht von dem Aufbruche Sr. Majestät zugehen werde, er sich sofort in dem Hauptquartiere einfinden würde. Ueber die, von dem Kurfürsten von Sachsen veranlaßte, Verzögerung des Abschlusses

*) Gegen den Minister Stein erbot sich Ephraim für eine Belohnung von 10,000 Thlr. ein geheimes Mittel gegen Verfälschung des Papiergeldes zu entdecken. Stein ließ die Sache durch Alex. v. Humboldt, Klaproth und Fischer prüfen; das Mittel war längst bekannt und der Zudringliche erhielt auf des Königs Befehl einen Verweis, welchen seine widerlich possirlichen, gleich kriechenden und anmaßlichen Briefe wohl verdienten. (Pertz, Stein I. 319.)

eines der, in Vorſchlag gebrachten, Bündniſſe ſprach er ſich ſehr ungehalten aus. Kaum aber, daß Nachrichten über den Aufbruch des Kaiſers zur Armee und über das Anſammeln bedeutender franzöſiſcher Streitkräfte dieſſeit des Rheines in Kaſſel eingetroffen waren, ließ der Kurfürſt ſeinem Bevollmächtigten Herrn v. Waitz, welcher dem Könige von Berlin zur Armee gefolgt war, den gemeſſenſten Befehl zugehen, ſich in fernere Unterhandlungen nicht einzulaſſen, indem der Kurfürſt eine ſtrenge Neutralität beobachten werde. Da unterdeſſen General Blücher von Münden gegen Kaſſel rückte und dem Kurfürſten ankündigen ließ, daß er die heſſiſche Armee marſchfertig zu finden erwarte, eilte der Kurfürſt am 2. October nach Naumburg, um dem Könige perſönlich zu erklären, daß er für ſein Kurfürſtenthum eine bewaffnete Neutralität zu behaupten gedenke, daher zur preußiſchen Armee keinen Mann hergeben werde. Der König entließ den treuloſen Bundesgenoſſen und preußiſchen Feldmarſchall in höchſter Ungnade und man hörte in dem Hauptquartiere die Aeußerung, daß, wenn der heſſiſche Seelenverkäufer hier nur einen ſo profitablen Menſchenſchacher, wie für Amerika, hätte zu Stande bringen können, er das Geſchäftchen wohl abgeſchloſſen haben würde. In dem Kurprinzen ſchien ſich ein beſſerer Geiſt zu regen. Er empfing während der Abweſenheit ſeines Vaters die durchmarſchirenden Preußen in preußiſcher Generals-Uniform und gab dem General die Verſicherung, daß er zur preußiſchen Armee abgehen werde, trotz dem, daß ſein Vater das Kurfürſtenthum für neutral erklärt habe. Blücher marſchirte mit ſeinem Corps ohne Aufenthalt durch Kaſſel hindurch auf der Straße weiter gen Frankfurt. Als der Kurfürſt am 5. October des Nachmittags von Naumburg in ſeine Reſidenz zurückgekehrt war, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als bei dem franzöſiſchen Geſandten vorzufahren und dieſem die Verſicherung zu geben, daß er bei der Neutralität beharren und keine Beſetzung ſeiner Lande durch preußiſche Truppen geſtatten werde. Der Kurprinz, welcher einen heftigen Auftritt mit ſeinem Vater hatte, entzog ſich der ihm zugedachten Verhaftung nur durch eilige Flucht nach Göttingen, von wo er ſich in das preußiſche Hauptquartier begab. Es geſchah wohl auf ſeine Veranlaſſung, daß von hier aus, nach dem Erlaß des Armeebefehls vom 7. October, der Kurfürſt aufgefordert wurde, im Fall des Eindringens eines überlegenen Feindes in Heſſen ſeine Truppen zu dem Rüchelſchen Corps ſtoßen zu laſſen.

Bei weitem mehr in der Klemme befand ſich der Kurfürſt von Sachſen, der ſich durch eine frühere Militair-Convention gebunden und mehr noch durch die aus Schleſien und den Marken andringenden Armee-Corps gezwungen ſah, ſeine Truppen zu den preußiſchen ſtoßen zu laſſen. Friedrich Auguſt that es mit ſchwerem Herzen, denn er hatte nicht mehr Vertrauen zu dem bevorſtehenden Feldzuge, als Friedrich Wilhelm. Er beauftragte auch deshalb ſeinen Geſandten Senfft v. Pilſach in Paris dem Kaiſer zu erklären: „daß der Kurfürſt bei ſeinem Defenſivſyſtem beharre; daß er zwar einen Theil ſeiner Truppen zu dem preußiſchen Heere unter dem Fürſten von Hohenlohe habe ſtoßen laſſen, aber nur unter der Bedingung, die ſächſiſche Grenze nicht zu überſchreiten und ſich von ihm zu trennen, ſobald Preußen offenſiv gegen Frankreich verfahren ſollte.“ Das waren freilich noch die alten Pillnitzer Einbildungen, als ob es im October 1806 einem vernünftigen Menſchen auch nur im Traume hätte einfallen können: angriffsweiſe gegen Frankreich vorzugehen! Napoleon legte auf die Entſchließungen des Kurfürſten ſo geringen Werth, daß Talleyrand noch am 19. September dem ſächſiſchen Geſandten in Paris erklärte: „der Kaiſer wünſche, daß der Kurfürſt vollkommen frei handle, entweder zum norddeutſchen oder ſüddeutſchen Bunde trete, oder ſich für neutral erkläre, doch könne der Kaiſer keine Aſſociation anerkennen, welche unter den Waffen gebildet worden wäre.“ Sofort aber, nachdem am 22. September die Preußen die ſächſiſche Grenze überſchritten hatten, verlangte der franzöſiſche Geſandte Durant in Dresden ſeine Päſſe und reiſte ab. Demungeachtet hielt der Kurfürſt ſeine Verhältniſſe mit Napoleon noch nicht für abgebrochen und Senfft v. Pilſach erhielt Befehl, auf ſeinem Geſandtſchaftspoſten in Paris zu bleiben. Dem Andrängen der Preußen konnte der Kurfürſt keinen Widerſtand leiſten. Am 23. September benachrichtigte er den König, daß er 25 Bataillone und 32 Escadrons, zuſammen 22,000 Mann, unter den Befehl des Fürſten von Hohenlohe geſtellt habe. In dieſem Schreiben, welches zugleich eine Antwort auf eine etwas ſtrenge Mahnung Friedrich Wilhelms III. an ihn vom 16. September war, drückte der Kurfürſt ſein Bedauern über den Vorwurf der Verzögerung aus und erklärte, daß Graf v. Görtz unverzüglich einen abgeänderten Entwurf zur Allianz erhalten würde, worin des Kurfürſten Beitritt zum nordiſchen Bunde erwähnt wäre; nur wünſche er, daß das Detail dieſes Bundes noch aufgeſcho-

ben werden möchte. Dies ſchien um ſo nöthiger, da ſich Dänemark, Oldenburg, Mecklenburg und die Hanſeſtädte weigerten, dem Bunde beizutreten.

Eine gründlichere Schule, wie man es anzufangen habe, eine norddeutſche Union *nicht* zu Stande zu bringen, hätte Preußen ſo leicht nicht durchmachen können.

Endlich erfuhr Knobelsdorf, woran er war; er erhielt den Auftrag, eine Note zu überreichen, in welcher dem Kaiſer folgende Bedingungen als Ultimatum (das letzte Wort) geſtellt wurden: 1. daß die Franzoſen ungeſäumt, ſpäteſtens bis zum 8. October, Deutſchland räumten; 2. daß Frankreich der Bildung des nördlichen Bundes kein Hinderniß mehr entgegenſetze und daß dieſer Bund alle großen und kleinen deutſchen Staaten, die in den Fundamental-Acten des Rheinbundes nicht als Mitglieder dieſes letzteren genannt ſind, umfaſſen könne; 3. daß unverzüglich eine Unterhandlung zum Behufe der näheren Beſtimmung aller noch ſtreitigen Gegenſtände eröffnet würde, wo für Preußen die Zurückgabe der drei Abteien Eſſen, Werden und Elten und die Trennung der Stadt Weſel von dem franzöſiſchen Reiche die Präliminar-Artikel ſein müßten.

Die Würfel waren geworfen; der König und die Königin verließen Berlin am 21. September. Zwei Ereigniſſe von böſer Vorbedeutung begaben ſich an dieſem Tage: Auf dem Giebel des Zeughauſes über dem mittleren Portale dem Palais des Königs gegenüber ſteht die Statue der Bellona mit Waffen und Trophäen umgeben; ſie ſtürzte an dieſem Tage bei windſtillem Wetter herab auf das Steinpflaſter und zerbrach den rechten Arm. Und vor dem Brandenburger Thor, Angeſichts der Victoria, welche daſſelbe ſchmückt, fiel der greiſe einundachtzigjährige Feldmarſchall v. Möllendorf, als ihn mit Mühe die Reitknechte auf der linken Seite auf das Streitroß gehoben, auf der rechten wieder herunter. — So zogen wir zur Schlacht gegen Napoleon 1806.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Zustände des preußischen Heeres bei Eröffnung des Feldzuges 1806. — Recrutirung und Werbung im Auslande. — Die Cantonpflichtigkeit. — Die Herren von der Feder im Hauptquartier zu Erfurt im October 1806. — Haugwitz, Lucchesini, Lombard, von Gentz geschildert. — Abfassung eines Kriegsmanifestes. — Mais! mais! mais! — Vor allen Tractaten haben die Nationen ihre Rechte! — Napoleons Proclamation an die Soldaten der großen Armee. — Der von Oestreich bezahlte Gentz erhält den Auftrag, im Namen des Königs eine Proclamation an das preußische Heer zu verfassen. — Allgemeine Verzagtheit in dem preußischen Hauptquartier noch bevor ein Schuß gefallen. — General Kalkreuths Urtheil über den Herzog von Braunschweig. — Gentz macht dem Herzoge seine Aufwartung. — Eine Audienz bei der Königin im Hauptquartier.

as Unternehmen eines Krieges gegen Napoleon, von dem Preußen nicht angegriffen wurde, von dem es vielfache Beweise der Schonung und Begünstigung erhalten und dankbarlichst angenommen hatte, war — wie edle Beweggründe auch den König veranlaßten, der Kriegspartei endlich nachzugeben — einer der tollsten Renommistenstreiche, welche jemals in der Geschichte vorgekommen sind. Raufbolden von zwanzig Jahren hält man dergleichen zu Gute, aber eine Generalität bemoofter Häupter, deren Mehrzahl das funfzigjährige Dienstjubiläum hinter sich hatte, mußte von Jena zurückbleiben; denn ein altes Studentensprüchwort sagt:

„Wer von Jena kömmt ungeschlagen,
Der hat fürwahr von Glück zu sagen."

Die alten Herren wieſen jede Neuerung zurück, und wenn einer auch nur den Kartoffelkrieg unter dem alten Fritz als Fähndrich mitgemacht hatte, ſo dünkte er ſich unfehlbar. „Wie er ſich räuſpert, wie er ſchnupft, das hatten ſie ihm trefflich abgeguckt!“ Sie bildeten ſich ein, die Maſchine ohne den Geiſt des Meiſters handhaben zu können. Hatte doch ſchon ein Kriegskundiger der früheren Zeit von der Armee Friedrichs des Großen geſagt: „Wenn nach dem Tode dieſes Fürſten, deſſen Genie allein dieſes unvollkommene Gebäude erhält, ein ſchwacher König ohne Talent folgt, ſo wird man in wenigen Jahren das preußiſche Militair entarten und in Verfall gerathen ſehen; man wird dieſe ephemere Macht in die Sphäre zurückkehren ſehen, welche ihre wirklichen Mittel ihr anweiſen und ſie wird vielleicht einige Jahre Ruhmes ſehr theuer bezahlen müſſen.“*) Die in der Rhein-Campagne gemachten Erfahrungen waren unbenutzt geblieben, die preußiſche Heerverfaſſung war 1806 noch dieſelbe, die ſie 1790 war. Seit Friedrich dem Großen hatte ſich das Vorurtheil geltend gemacht: Preußen ſei ein Militairſtaat; was jetzt nichts weiter bedeutete, als: in ganz Europa iſt die ſchönſte Parade in Potsdam zu ſehen. „Bis zur franzöſiſchen Revolution,“ ſagt der neueſte Geſchichtſchreiber des Krieges von 1806 und 1807,**) „hatte es Preußen nur mit fürſtlichen Heeren, nur mit Heeren zu thun gehabt, die durch den großen Aufwand von Geldkräften, welche ihr Unterhalt erforderte, bei der Schwierigkeit und Koſtbarkeit des Erſatzes von Menſchen, von verhältnißmäßig geringer Stärke waren. Die Revolution warf aber durch die Energie ihrer Principien, durch den Enthuſiasmus, mit dem ſie das Volk fortriß, durch den Schrecken, welcher den erlöſchenden Enthuſiasmus erſetzen mußte, das ganze Gewicht des franzöſiſchen Volkes und ſeiner Mittel in die Wagſchale des Krieges. Das Heer wurde zum Volksheer mit unerſchöpflichem Erſatz und hiermit war es nothwendig gegeben, daß ein Heer, wie das preußiſche, zu welchem die Maſſe der Volkskräfte nicht zur Hebung kam, in welchem eine große Sparſamkeit und ſtrenge militairiſche Formen als die einzigen Quellen des Heils betrachtet wurden, daß ein ſolches Heer von der hohen Stufe herunter ſteigen mußte, die es bisher eingenommen hatte. Nur wenn man es vermocht hätte, dem Volke der Revolution das eigne Volk mit ſeinen Geſammtkräften entgegen-

*) Guibert, Essai général de Tactique. T. I. p. 88.

**) E. v. Höpfner, K. Pr. Oberſt im Generalſtabe, der Krieg von 1806 u. 1807. Vier Bände 1851. Berlin bei Schropp (Bd. I. 46).

zusetzen, hätte man das Heer auf dem bisherigen Standpunkte seines Rufes einigermaßen erhalten können; aber wie sollte eine solche, alle Verhältnisse umwandelnde, Maßregel ohne einen gewaltigen Anstoß von außen, lediglich als ein Ergebniß der Reflexion, ergriffen werden. — — Sahen die Nachbarn Preußens noch mit Ehrfurcht auf dessen Heer, so erkannten sie nicht, daß in ihm nur die Ruinen eines Prachtgebäudes übrig geblieben waren. Es war in der That sehr vieles verfallen und morsch geworden. Die obere Leitung der Militairangelegenheiten war völlig ohne Geist. Die Führer waren des Krieges entwöhnt, in ihren Ansichten veraltet, dabei selbst alt und gebrechlich. Man werfe nur einen Blick in den Anhang zur Rangliste jener Armee. Hatten aber die Führer, von denen die Reformen ausgehen mußten, die Siebenziger überschritten, so war nicht zu verlangen, daß sie die nur wenig jüngeren, im Friedensdienst ergrauten Untergebenen für unbrauchbar erachten sollten. Mit Ausnahme der Subalternofficiere war kein Individuum in der Armee, das nicht durch den Krieg seine halbe Einnahme verlor, ohne Aussicht etwas dafür zu gewinnen. Auch die Soldaten waren zu alt. Meist verheirathet ließen sie Weib und Kind brodlos zurück und sahen daher, gleich den höheren Officieren, dem Kriege mit Bangen entgegen, da er nur Entbehrungen aller Art und für den gemeinen Mann bei der großartigsten Tapferkeit keine Verbesserung der Lage in seinem Gefolge hatte. Der Geist des Heeres war somit durch und durch unkriegerisch geworden. Die Ausrüstung für den Krieg war in der Armee durchweg die alte geblieben, mithin für das Bedürfniß der Zeit mit einer Menge überflüssiger Dinge überladen. Mit Zelten, wo die Franzosen bivouakirten, mit Brod- und Mehlwagen, wo die Franzosen vom Lande lebten, mit einer unglaublichen Menge Gepäck, wo der Franzos sein Eigenthum bei sich trug. (Anzuführen wären hier noch die mit schwerem, verschimmeltem Commisbrode für einen Tag gefüllten Beutel, während der Franzos Zwieback von Weizenmehl bei sich trug für drei bis vier Tage.) Der preußische Soldat wurde zwar regelmäßig bezahlt und bekleidet, allein der Sold reichte nicht zu, um den Hunger zu stillen, und die Bekleidung bedeckte kaum die Blößen und sicherte in keiner Weise gegen die Einwirkung übler Witterung." Die knappen Uniformen reichten weder hinten noch vorn zu, Mäntel waren nicht vorhanden und der Octoberwind blies eisig über die bereiften Stoppelfelder. Unter dem 2. October erließ der König an das Generaldirectorium in Berlin eine Verordnung, worin er sagt: „es würde

hm lieb ſein, wenn das Land aus ſeinen Mitteln die Armee mit Mänteln und Ueberziehhoſen von Tuch zu dem bevorſtehenden Winterfeldzuge verſehen wollte, da es dem Staate unmöglich ſei, dies jetzt in der Geſchwindigkeit zu bewerkſtelligen; wenn aber ein jeder Canton ſein Regiment bekleide und zu dem Ende Subſcriptionen ſammle, ſo würde ſich dieſer große Zweck eher und beſſer erreichen laſſen."

Die Regimenter recrutirten ſich theils aus Inländern in den ihnen zugewieſenen Cantons, theils aus Anwerbungen im Auslande. Für jedes Regiment war die Anzahl der Ausländer feſtgeſtellt; bei der Berliner Garniſon betrugen ſie für jedes Infanterie-Regiment 1180 M., für die Huſaren 650 M. Das Heer zählte 250,000 Mann, darunter gegen 100,000 Mann Ausländer.

Der allgemeinen Vorſchrift nach war jeder im Lande geborne Preuße cantonpflichtig; allein der Adel, die Söhne der Staatsbeamten, der Profeſſoren und Prediger, einzelne Städte (z. B. Berlin, Breslau), ganze Landesabtheilungen (das ſchleſiſche Gebirge, Oſtfriesland, Cleve), Kaufleute, welche in ihrem Geſchäft jährlich 5000 Thlr. umſetzen, waren für ſich und ihre Söhne vom Militairdienſt befreit; eben ſo die Beſitzer eines Vermögens von 10,000 Thalern, wenn ſie nicht dem Stande der Handwerker oder Bauern angehörten. Kein Landmann durfte ohne obrigkeitliche Erlaubniß ein Handwerk, Niemand ein Gewerbe, wodurch er frei vom Militairdienſt geworden wäre, erlernen oder ſtudiren; — beinah ein Kaſten-Weſen, wie bei den alten Egyptern und bei den Hindus. — Die Dienſtzeit war auf zwanzig Jahre feſtgeſtellt; nach Ablauf derſelben mußte der Inländer verabſchiedet werden, wenn er nachweiſen konnte, daß er ohne Invaliden-Wohlthaten ſich ernähren konnte.

Für die Werbungen im Auslande war die Haupt-Inſpection in Frankfurt am Main. Das Handgeld richtete ſich nach der Größe der Recruten, die Capitulation war auf 10 bis 12 Jahre feſtgeſetzt, wurde aber von den Regiments- oder Compagnie-Chefs nie gehalten; für die Ausländer eine Berechtigung mehr zum Davonlaufen. Die Mehrzahl derſelben beſtand aus Abenteurern und Vagabunden, die von einem Heer, auch wohl von einem Regimente zum andern (zumal wenn es großgewachſene Kerle waren) liefen und ſich immer wieder neues Handgeld zu erſchwindeln verſtanden. Dergleichen Burſche rühmten ſich, „auf einem Paar Sohlen zehn Potentaten gedient zu haben." Bei der Mobilmachung 1805 hatten die preußiſchen ausgerückten Regimenter vom October 1805 bis zum

Februar 1806 ausländiſche Ausreißer 3539, inländiſche 2173. An beurlaubten Einländern blieben aus 3846 Mann; bei den polniſchen Regimentern fehlte oft mehr als die Hälfte der Mannſchaft. „Selbſt auf die Einländer der alten Provinzen war nicht in vollem Maße zu rechnen. Als daher das Unglück hereinbrach, dachte jeder nur an ſich. Die 8000 nach der Schlacht von Jena bei Eiſenach durch den Lieutenant Hellwig befreiten Gefangenen, die verpflegt, zum Theil bewaffnet und mit Officieren verſehen worden waren, liefen zum großen Theil auseinander und liefen ihrer Heimath zu. Ganze Schaaren der treuſten Regimenter verließen ihre Fahnen auf die Nachricht, daß ihre Heimath von den Feinden beſetzt ſei und man ſah Abtheilungen der beſten Cavallerie-Regimenter ſich auflöſen, weit vorausziehn, Pferde und Waffen verkaufen und nach der Heimath gehn. Dies waren in der Regel die älteſten Einländer, die bei der Vernehmung ausſagten: Wir haben ſo lange gedient, wir wollen zu Hauſe gehn; es giebt ja ſo viele junge Leute, die ſich nun auch einmal etwas verſuchen können.“ *)

Ein ſolches Heer für ein, aus dem Volke hervorgegangenes, für Vaterland, Verfaſſung, Ehre und Ruhm begeiſtertes zu halten, war eine gefährliche Täuſchung, und demſelben einreden und nach Befinden einbläuen zu wollen, daß dieſe „Himmelſakkermenter“ für den längſt abgethanen Kaiſer, für das Reich, für ganz Deutſchland ſich aufopfern die verfluchte Schuldigkeit hätten, das waren nur Einbildungen jener Herren, welche ſich die diplomatiſche Nachtmütze tief über Augen und Ohren gezogen hatten.

Und dennoch waren es leider! gerade dieſe Herren, welche in dem verſammelten Kriegsrathe — ſo lange es noch nicht Pulverdampf zu riechen gab — das große Wort führten. Nachdem die Entſcheidung längſt ſchon dem Schwerte hätte anvertraut werden müſſen, federkielten ſie noch immer hin und her und hemmten jede raſche Unternehmung. Selbſt als die Entſcheidung näher und näher rückte, ſchmeichelten ſie dem Könige mit der Hoffnung: Napoleon werde ſich beſinnen, das Ungewitter ſich noch verziehen. Noch am 10. October äußerte Graf Haugwitz gegen Gentz: „da nach dem Sturme Windſtille einzutreten ſcheint, wollen wir uns unſerer Freiheit erfreuen.“ Im Vertrauen geſtand er dem Freunde, es gäbe für ihn keine größere Erleichterung,

*) Höpfner I. S. 73.

als wenn er sich von den immerwährenden Kriegsrathssitzungen, die alle seine Zeit in Anspruch nähmen, befreit sähe. In der That, fügt Gentz hinzu, war es auch merkwürdig genug, die Herren v. Haugwitz und Lucchesini während des größten Theils des Tages mit militairischen Berathungen beschäftigt zu sehen und vor Allem findet diese Bemerkung auf den ersten dieser Minister Anwendung, der kaum wußte, wo er den Osten auf der Landkarte finden sollte.

Der Mann aber, welcher die Fäden sämmtlicher, zum tragischen Spectakel versammelten, Marionetten in seiner Hand hielt, Dichter, Maschinist, Souffleur, König, Casperle, Prinzessin, Doctor, Famulus, Mephisto, kurz Allen ihre Rollen einblies, war der uns wohlbekannte Herr Lombard. Gentz versäumte nicht ihn aufzusuchen, um, was noch an Saft und Kraft in dieser eingetrockneten Citrone vorhanden, auszupressen. „Am 6. October," erzählt Gentz, „des Morgens 10 Uhr begab ich mich (Hauptquartier Erfurt) zu Herrn Lombard; ich fand ihn in einem bemitleidungswerthen Zustande, an Händen und Füßen gelähmt und nur mit großer Mühe im Stande, von einem Stuhl zum andern geschafft zu werden. Allein sein Geist hat die ganze frühere Frische bewahrt und weder sein Einfluß, noch seine Beredtsamkeit hatten sich in der letzten Zeit vermindert. Er war weit mehr Minister als Graf Haugwitz, der durchaus zu keiner wichtigen Maßregel schritt, ohne zuvor Herrn Lombards Zustimmung erlangt zu haben und mehr als einmal habe ich gehört, wie Letzterer zu seinem Bruder Peter, des Ministers Günstling und Privatsecretair, sagte: Peter, sage doch dem Grafen Haugwitz, ich hätte ihm diesen Abend etwas mitzutheilen, oder: vergiß nicht, daß Graf Haugwitz morgen früh zu mir kommt." Lombard hatte den schweren Auftrag übernommen, in einem Kriegsmanifeste Preußens bisher befolgte Politik und die Nothwendigkeit, jetzt zu den Waffen zu greifen, zu rechtfertigen. Er hatte das Manifest in französischer Sprache abgefaßt und theilte es zur Durchsicht, Redaction und Uebersetzung Gentz mit, welcher mit des Königs Zustimmung hierzu ausdrücklich eingeladen worden war. Einen Brief an Napoleon, welchen Lombard im Namen des Königs aufgesetzt hatte, fand Gentz so „indecent" abgefaßt, daß er ihn gänzlich verwarf. Mit dem Manifest erklärte er sich ebenfalls in mehreren Punkten nicht einverstanden. „Preußen," bemerkt Gentz sehr treffend, „befand sich in einem merkwürdigen Dilemma (Klemme); seine besten Argumente waren wie zweischneidige Messer, die den, der sie führt, selbst verwunden. War es dessen Absicht, sich gegen

Frankreich der zahlloſen Opfer zu rühmen, die es an Menſchen und Principien gebracht, ſo riskirte es, ſich in Europa's Meinung herabzuſetzen; hegte es dagegen den Wunſch, ſich wieder in Europa's Meinung zu heben, ſo mußte es zugleich damit anerkennen, daß es Frankreich beſtändig getäuſcht. Ein offenes Geſtändniß, eine Art von Sündenbekenntniß war vielleicht das einzige Mittel, den Stein des Anſtoßes zu vermeiden. Allein, da die Miniſter, welche das doppelte Manifeſt publicirten, dieſelben waren, welche die Politik deſſelben ſeit vielen Jahren geleitet hatten, ſo konnte man von ihnen nicht erwarten, daß ſie einen derartigen Schritt thun würden." In einem parlamentariſch regierten Staate würde ein Wechſel des Miniſteriums eingetreten ſein; dem preußiſchen Miniſterium war die Gabe verliehen, aus demſelben Munde diplomatiſch kalt und warm zu puſten. An einigen Punkten des Manifeſtes, welche das öſtreichiſche Cabinet compromittirt haben würden, nahm Gentz ſo großen Anſtoß, daß er erklärte, wenn dieſe nicht geſtrichen würden, er ſofort abreiſen werde. Lombard fügte ſich ungern; die anſtößigen Stellen wurden geſtrichen. „So ſaßen wir," erzählt Gentz, „bis 9 Uhr des Abends. Das beſprochene Document war von äußerſter Wichtigkeit. Es ſollte Preußens künftiges Schickſal beſtimmen und dennoch hing deſſen Ausführung, Modificirung, ja ſelbſt Vernichtung ganz allein von Herrn Lombard ab. Weder Graf Haugwitz, noch ſonſt Jemand ward dabei zu Rathe gezogen, das Manifeſt blieb, wie es aus unſeren Händen gegangen und der König ſah es nicht eher, als bis es gedruckt und publicirt ward.

„Nachdem die Correcturarbeiten vollendet, that mir Lombard kund, der König erwarte die Veröffentlichung mit Ungeduld; er ſei nicht geſonnen, das Schwert eher zu ziehen, bevor er ſeine Beweggründe dazu erklärt, ſo daß ich durch Beſchleunigung der Ueberſetzung einen großen Dienſt erzeigen würde.

„Nach Hauſe zurückgekehrt, ging ich ſogleich ans Werk, und um 8 Uhr des nächſten Morgens war die Arbeit vollendet." Das Manuſcript wurde zum Druck nach Weimar geſchickt und das Manifeſt vom 9. October datirt an dieſem Tage ausgegeben, um durch die öffentlichen Blätter verbreitet zu werden. Schwerlich möchte in der neueren diplomatiſchen Literatur eine feiner ſtyliſirte und dabei doch langweilendere Urkunde nachzuweiſen ſein. Von einer ſächſiſchen Kanzleihand geſchrieben würde es mindeſtens einhundert Folio-Seiten einnehmen, unter den, von Jean Paul empfohlenen, Einſchläferungsmitteln

verdiente es den Vorrang vor allen anderen. „Die Begebenheiten des Krieges“ — ſo lautet der Schluß des Manifeſtes — „ſind in der Hand der Allerhöchſten Weisheit. Der König überläßt Anderen vorzeitige Prahlereien, wie er ihnen ſo lange den traurigen Genuß muthwilliger Beleidigungen und unverantwortlicher Läſterungen überließ. Aber er führt zum ehrenvollſten Kampfe eine Armee, die ihres Ruhmes würdig iſt. Aber er beherrſcht eine Nation, auf die er ſtolz ſein kann. Aber Fürſten, die Zierde des deutſchen Namens, ſeiner Dankbarkeit, ſeiner Rechtlichkeit gewiß und die wenigſtens an ſeiner Seite den Sieg nicht fürchten dürfen, haben ihre Fahnen mit den Seinigen vereint. Aber ein Souverain, der einen der erſten Throne der Welt durch ſeine Tugenden ehrt, iſt von der Gerechtigkeit ſeiner Sache durchdrungen. Aber die Stimme der Völker ruft und ſegnet allenthalben Seine Waffen und ſelbſt da, wo der Schrecken ſie verſtummen heißt, meldet ſie ſich nur um ſo dringender an. Mit ſo vielen Bewegungsgründen zum Bewußtſein ſeiner Kraft und zur Ruhe iſt es Preußen wohl erlaubt, fortdauernd an ſeine hohe Beſtimmung zu glauben.“*) Wie aber der Schalk ſeinen Dienern und Freunden immer, ohne daß ſie ſich deſſen verſehen, ein Schnippchen ſchlägt, ſo geſchah es hier auch Gentz und Lombard, die gewiß nicht im Entfernteſten daran dachten, von dem Könige von Preußen in ſeinem Manifeſte die Volksſouverainetät proclamiren zu laſſen. Napoleon wird darin der Vorwurf gemacht, den Rückmarſch ſeiner Armee aus Deutſchland von Monat zu Monat verzögert zu haben. „Ein eitler Vorwand über den anderen hielt ſie in Deutſchland feſt. Und zu welchen Operationen? Großer Gott! Um die Souverainetät der Deutſchen bis auf die letzte Spur zu vertilgen.“ Nun hatte es zwar mit dieſer Souverainetät der Deutſchen damals nicht viel zu bedeuten, indeſſen muß ſich Gentz doch etwas dabei gedacht haben, denn ſonſt würde er nicht an einer anderen Stelle, wie aus der Piſtole geſchoſſen, die Phraſe hingeworfen haben: „Vor allen Tractaten haben die Nationen ihre Rechte.“

Dem Kaiſer Napoleon ward der Hauptinhalt dieſes Manifeſtes in einem ausführlichen Briefe des Königs mitgetheilt. Die Forderungen waren dieſelben,

*) In dem franzöſiſchen Urtext hat das zehnmal wiederholte: „mais! mais! mais!“ noch weniger als das deutſche „Aber“ den muthherweckenden Ton der Kriegsdrommete; es erinnert viel eher an den Schaafſtall.

welche Knobelsdorf bereits in Paris übergeben hatte, der 8. October war als die letzte Frist für die verlangte Antwort gestellt.

Napoleon hatte Paris am 24. September verlassen, war den 28. in Mainz, den 2. October in Aschaffenburg eingetroffen, von wo er sich über Würzburg nach Bamberg begab. Hier traf ihn am 7. October der Brief des Königs. „Marschall," schrieb er an den Prinzen von Neufchatel, „man hat uns ein Rendez-vous d'honneur (Herausforderung) für den 8. October bestimmt; niemals hat ein Franzos sich nicht gestellt. Da aber, wie man sagt, eine schöne Königin Zeugin des Tourniers sein will, so lassen Sie uns höflich sein und ohne Aufenthalt nach Sachsen marschiren." —

Napoleon nahm damals in verschiedenen öffentlichen Erklärungen für sich den Ruhm in Anspruch, der Schirmherr Deutschlands gegen preußische Unterjochung zu sein. Er machte Preußen den Vorwurf, lüstern nach den Hansestädten zu sein, Sachsen unterjochen, den Rheinbund sprengen zu wollen. Aus Bamberg vom 7. October schrieb er an seine Minister: „Als ich an den Grenzen meines Reichs anlangte, hatten die Preußen die ihrigen bereits überschritten. Ich konnte mir Glück wünschen zu den Maßregeln vorläufiger Vertheidigung. Sachsen war angefallen und der weise Fürst, der es beherrscht, gezwungen, wider seinen Willen und gegen den Vortheil seiner Völker zu handeln. Wohl geleitete Märsche haben meine Schaaren in Eile vereinigt; meine Lager sind gebildet. Das Herz trauert über den Einfluß, den der Genius des Bösen unablässig gewinnt. Aber der Krieg ist gerecht. Wir haben ihn nicht veranlaßt."

Vor allen Anderen aber stand ihm die Macht und die Gedrungenheit der Rede zu Gebot, wenn es galt, an seine Krieger das Wort zu richten. „Soldaten," so lautete der Tagesbefehl vom 6. October, „die Anstalten zu eurer Rückkehr ins Vaterland waren getroffen, als die nämliche Partei in Berlin, die vor vierzehn Jahren Preußens Völker in die Ebenen der Champagne trieb, den Kampf von neuem entzündete. Zwar Paris denken sie diesmal nicht zu verbrennen und zu verwüsten; allein in den Hauptstädten unserer Verbündeten wollen sie ihre Fahnen aufpflanzen, Sachsen sich zueignen und die Lorbeeren von euern Stirnen reißen. Ich soll euch aus Deutschland entfernen! Die Wahnwitzigen! Für euch giebt es nur Einen Weg der Heimkehr, den der Ehre. Laßt uns aufbrechen und uns ihren unbegreiflichen Hochmuth demüthigen. Das Loos, welches sie vor vierzehn Jahren traf, treffe sie wieder! Mö-

gen ſie lernen, daß es leicht ſei, ſeine Macht durch die Gunſt der großen Nation zu erweitern, aber daß auch deren Feindſchaft furchtbarer iſt als die Stürme des Oceans."

Auch in dem preußiſchen Hauptquartier war man endlich zu dem Entſchluß gekommen, an das Heer eine Proclamation zu richten; allein nicht wie drüben ging ſie aus dem Genie des Feldherrn, der ſeiner Sache und ſeiner Soldaten gewiß war, hervor, ſondern wurde einem, dem öſtreichiſchen Hofe verkauften, Diplomaten anvertraut, und ſelbſt dieſem wurde die Abfaſſung noch vielfältig verleidet. „Nachdem ich" — erzählt Gentz — „mit Graf Haugwitz (am 9. October in Erfurt) dinirt, war ich nicht blos Zeuge, ſondern auch thätig eingreifend bei einer anderen Scene, die ganz geeignet war, die Perſonen zu charakteriſiren, welche dies Drama leiteteten. Ich hatte den, am vorigen Tage geäußerten, Wünſchen zufolge eine Proclamation an die Truppen aufgeſetzt. Der König hatte dieſelbe gebilligt, hielt ſie jedoch nicht für geeignet, auch das Volk zu gewinnen; ſo ſagte mir Graf Haugwitz. — Ich ſtellte dem Grafen vor, daß das, was der König von mir gefordert, unausführbar ſei und daß es, meiner Anſicht nach, ein ſich widerſprechendes Problem bleibe, für die höheren Klaſſen der Armee angemeſſen zu ſchreiben und dabei zu gleicher Zeit auf die Faſſungskraft des gemeinen Soldaten Rückſicht zu nehmen. (Napoleon verſtand dies ſehr wohl.) Lange und ermüdende Discuſſionen entſpannen ſich über jede Sentenz der Proclamation. Graf Haugwitz verſicherte, der König knüpfe an dieſes Document ſo großes Intereſſe, daß er den ganzen Morgen mit demſelben beſchäftigt geweſen ſei, und drang fortwährend in mich, zu verſuchen, ob ich daſſelbe nicht noch für das Volk verſtändlicher machen könne. Ich arbeitete nun wieder eine ganze Stunde daran, jede Veränderung damit vornehmend, die ich zur Erzeugung der gewünſchten Wirkung für geeignet hielt, obgleich vollkommen überzeugt, daß ich dieſen Zweck nicht erreichen würde, da die Natur des Gegenſtandes die gewünſchte Einfachheit nicht geſtattete. Graf Haugwitz präſentirte ſie nun von Neuem. Um 6 Uhr Abends, wo ich wieder zu ihm beſchieden war, gab er mir die Proclamation zurück, mit Noten, Verbeſſerungen und Hinzufügungen bedeckt, die der König zum größten Theile ſelbſt mit Bleiſtift geſchrieben hatte und die deshalb oft unleſerlich waren. Er überhäufte mich mit Entſchuldigungen, mich wegen dieſes Documents ſo vielfach beläſtigen zu müſſen, und ſchien zu glauben, ich

ſei recht ärgerlich darüber, trotz aller meiner desfallſigen Proteſtationen. Hierauf erklärte er, daß auch er es nicht für geeignet halte, die Proclamation in dem Zuſtande zu laſſen, wie ſie der König zu ſehen gewünſcht. Dies erſchien auch mir anfangs gut und annehmbar; allein nach einiger Ueberlegung meinte ich doch, dieſen Vorſchlag verwerfen zu müſſen. Ich erklärte, daß dieſe meine Weigerung keineswegs aus dem Geſichtspunkte der Schwierigkeiten zu betrachten ſei, welche dieſe neue Arbeit bieten könnte, ſondern daß es mir unvereinbar mit der hohen Achtung, welche ich gegen den König hege, bedünke, wollte ich ein Document in der angethanen Weiſe behandeln, an welches er eigene Hand gelegt hatte; daß dies ſein höchſtes Mißfallen erregen müſſe und daß ich ſelbſt Se. Excellenz nicht für befugt halte, perſönlich die Folgen davon zu verantworten. Dieſe Bemerkungen verſetzten ihn in unbeſchreibliche Verlegenheit und wäre die Sache weniger ernſt geweſen, ſo würde ich herzlich darüber haben lachen müſſen. Nun fragte er mich mit großer Kümmerniß: ob ich denn kein anderes Auskunftsmittel wüßte. Ich ſchlug endlich vor, er möchte dem Könige ſagen, wir wären nicht im Stande geweſen, ſeine Noten zu entziffern und bäten Se. Majeſtät zu geſtatten, das Document von einem umſchreiben zu laſſen, der gewohnter ſei, ſeine Handſchrift zu leſen u. ſ. w.“ Auf Gentzens Vorſchlag wurde mit Genehmigung des Königs der General Graf Götzen damit beauftragt, dieſe Angelegenheit „ins Reine zu bringen.“ Die Proclamation wurde den einzelnen Regimentern des Hohenloheſchen Corps am 11. October, der Hauptarmee am 13. vorgeleſen, wovon wir weiter unten das Nähere berichten werden.

Wie war es möglich, daß diejenigen, denen nicht eine Funke kriegeriſchen Muthes im Herzen glimmte, die weder zu dem Beginn und noch weniger zu dem Ausgang dieſes Unternehmens das geringſte Vertrauen hatten, vielmehr von Haus aus die Sache für rettungslos verloren hielten, Anderen Muth einzuhauchen vermocht hätten! In ihren Manifeſten und Proclamationen konnten die Herren von der Feder den Mund nicht voll genug nehmen, aber unter vier Augen geſtanden ſie einander, wie ihnen Allen das Herz in die Hoſen geſunken war. „Könnten Sie wohl glauben,“ äußerte Lombard am 7. October in Erfurt zu Gentz, „ich wäre ohne Beſorgniß über die Folgen? Ach! faſt wünſche ich mir Glück wegen dieſer meiner körperlichen Leiden, daß ſie mir zur ehrenvollſten Entſchuldigung dienen für meine Abreiſe. Die düſterſten Ahnungen um-

stürmen mich; und könnte ich in Ihrer Seele lesen, ich würde in ihr gewiß etwas Aehnliches finden, — aber ich wünsche es gar nicht zu wissen, was Sie denken. Wohl ist das Heer vortrefflich und tapfer; doch wo ist der mächtige Geist, die Bewegungen desselben zu leiten? Ich hoffe, auch Sie hegen nicht länger Zutrauen zu dem Herzog von Braunschweig! Möglich, daß meine körperliche Schwäche auch den Muth und die Hoffnung des Herzens vernichtet hat; aber in keinem Fall will ich bei der Explosion zugegen sein. Das erste Unglück wäre hinreichend mich zu tödten, und wird es mich auch späterhin in Berlin begraben, so ist das Alles, was ich wünschen könnte."

Ueber die Stellung, welche der Herzog von Braunschweig einnahm und die Meinung der anderen Generale von ihm erfuhr Gentz schon auf dem Wege von Naumburg nach Weimar am 4. October in Auerstädt durch den General Grafen Kalkreuth nichts Erfreuliches. Der König und die Königin mit ihrem Gefolge von einigen zwanzig Wagen, das Cabinet nebst Küche und Kellerei hatten sämmtliche Post- und Vorspannpferde vorweggenommen, so daß Gentz im Gasthofe zu Auerstädt einen Nachmittag mit dem genannten General zubringen mußte. Ihr Gespräch wurde bald vertraulich. „Graf Kalkreuth," erzählte Gentz, „sagte mir, daß Niemand mehr als er selbst einen Krieg mit Frankreich gewünscht, daß Niemand mehr als er von der Nothwendigkeit einer solchen Maßregel überzeugt sei, daß aber auch gegenwärtig keiner froher wäre, wenn sich irgend ein ehrenvolles Mittel fände, der Explosion vorzubeugen; daß, nach der Art und Weise zu schließen, in welcher die Vorbereitungen getroffen würden, dieser Krieg von keinem Erfolge sein könnte und daß er, ohne das wunderbarste Glück, zu den unglückseligsten Folgen führen müsse. Er setzte mir ferner auseinander, daß er keineswegs alle Hoffnung aufgegeben, wenn sich nur der König nicht bewogen gefühlt hätte, den Plan aufzugeben, die Armee in Person zu commandiren, mit Zuratheziehung derjenigen Generale, die sich des Vertrauens der Armee erfreuten; daß mit einem Souverain, den die Natur nicht mit militairischen Anlagen ersten Ranges ausgestattet, ein ebengenanntes Arrangement, wenn auch nicht das allerwünschenswertheste, doch aber noch das beste gewesen, welches sich dargeboten. — — Oberst Kleist habe später des Königs Skrupel, der sich gescheut habe, die Verantwortlichkeit des Ober-Commandos der Armee zu übernehmen, dahin benutzt, ihm den Vorschlag zu machen, dies Commando dem Herzog selbst anzubieten, der Abneigung zum Trotz,

welche Letzterer anscheinend dagegen offenbart hatte. Nachdem diese Maßregel einmal angenommen worden, habe man sich nicht damit begnügt, ihm die höchste Leitung der Armee anzuvertrauen, sondern sich auch alle Bedingungen gefallen lassen, die der Herzog auferlegt hätte. Seit diesem unglücklichen Augenblick sei Alles verändert und umgestürzt worden und der König von da an nur ein Freiwilliger in seinem Heere gewesen. Niemand sei über etwas befragt worden, außer der greise Feldmarschall Möllendorf; aber auch dieser sei nur das Echo von des Herzogs Wünschen gewesen. Ein sogenanntes Ordnungs-Bureau unter Oberst Scharnhorst, einem Hannoveraner, habe die Armee auf eben so gehässige, als lächerliche Weise tyrannisirt, da die grilligen Einfälle dieses Bureaus Alles geleitet und wahre Erfahrung für nichts gegolten habe." Aufgeregt vom Wein und durch Gentz' Zustimmung noch offenherziger gemacht, fuhr der alte Kalkreuth endlich mit der Erklärung heraus: „der Herzog von Braunschweig sei ein, des Commandos durchaus unfähiger Mann, habe weder hinlängliche Voraussicht, noch sei sein Charakter kräftig genug und einer solchen Aufgabe gewachsen; seine Mittelmäßigkeit, Unentschlossenheit, Treulosigkeit, Scheinheiligkeit, Eitelkeit und übertriebene Eifersucht würden selbst das bestmöglichste Unternehmen vereiteln. Er (Kalkreuth) für seinen Theil werde seine Schuldigkeit thun; aber er könne es sich nicht verhehlen, und bitte mich, an diese seine Prophezeiung zurückzudenken: daß, wenn nicht binnen acht Tagen irgend ein glücklicher Umstand einträte, der dem gegenwärtigen Zustande der Angelegenheiten eine andere Gestalt gäbe, dieser Feldzug zu Ende sein werde, geschähe dies nun durch einen ähnlichen Rückzug wie der von 1792, oder durch irgend eine bedeutende Katastrophe, welche die Schlacht von Austerlitz verwischen würde." — Wohin Gentz hörte, überall vernahm er dasselbe Mißtrauen in die Befähigung des Herzogs zum Oberfeldherrn. General Graf Götzen, ein dem Könige sehr nahestehender und treuergebener Officier, äußerte gegen Gentz, als er am 8. October aus dem Kriegsrath kam: „Meine Meinung war stets, daß dieser Mann zum Unglück für die preußische Monarchie geboren ist." Gentz war sehr darauf gespannt, die nähere Bekanntschaft des Oberfeldherrn zu machen, „den Mann in der Nähe zu prüfen und ihn mit der wenig günstigen Meinung zu confrontiren, welche so viele competente Richter von ihm hegten."

Am 8. October Nachmittags 6 Uhr machte Gentz dem Herzoge seine Auf-

wartung; er fand nur bestätigt, was er bereits aus aller Munde gehört. „In des Herzogs ganzem Benehmen," berichtete er, „in seiner Haltung, seinen Blicken, Bewegungen und seiner Sprache lag etwas durchaus Unbefriedigendes, Machtloses, Unheil Verkündendes. Die Kraft, welche er bekundete, deutete auf wenig mehr, als auf eine Selbsttäuschung in Hinsicht seiner Fähigkeiten hin; die Art seiner Höflichkeit war so beschaffen, als wolle er durch sie im voraus um Verzeihung bitten — also grade das Gegentheil von dem, was er hätte zeigen sollen. Eine übermäßige Bescheidenheit, die man kaum anders als Affectation deuten konnte und übertriebene Furcht vor jeder öffentlichen Beurtheilung waren vorherrschend. — — Endlich ging er auf ein Geschäftsgespräch ein, aber nur, um alle die Maßregeln zu beklagen, die man ergriffen habe, mit Buonaparte den Weg der Unterhandlung zu versuchen; höchst alltägliche, ja sogar lächerliche Redensarten aus dem Munde eines Mannes, der mehr als jeder andere diese trügerischen Ideen gepflegt und unterstützt hatte. — — Er wiederholte immer wieder und zwar in einer Weise, die mich ganz außer Fassung brachte: es kann noch Alles gut gehen, vorausgesetzt, daß kein großer Fehler begangen wird. Als ich mir nun die Freiheit nahm, ihm zu sagen: „Jedermann muß in der That hoffen, daß unter einer Leitung, wie der Euer Durchlaucht, kein Fehler begangen wird," und er darauf antwortete: „„Ach! ich kann kaum für mich stehen; wie können Sie verlangen, daß ich für Andere bürgen soll?"" so war dies eine Redensart, die seiner Stellung nicht geziemte, und eben so wenig der Gefühle würdig war, die er am Abend vor so wichtigen Ereignissen hätte hegen sollen." —

Nur einer einzigen tröstlichen Erscheinung begegnen wir in diesen Tagen der Verwirrung, Rathlosigkeit und des Verzagtseins; es ist die Königin Luise, deren Bekanntschaft als Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz wir schon durch Göthe in der Rheincampagne gemacht haben. Sie war von dem sanftesten, ächt weiblich-deutschen Charakter und weit davon entfernt, als Amazone oder kampflustige Armide, wie die französischen Bülletins sie verunglimpfend schilderten, auftreten zu wollen. In dem Muth, welcher ihre schönen Augen belebte, vereinigten sich Demuth, Anmuth und nun auch ein Anflug von Wehmuth.*) — Gentz wußte sich auch zu ihr Zutritt zu verschaffen und wir sind

*) „Die Königin von Preußen" — heißt es in dem ersten Armeebülletin Napoleons — „befindet sich bei der Armee als Amazone gekleidet in der Uniform ihres Dragonerregiments.

ihm zu großem Danke für seinen Bericht über diese Audienz verpflichtet. „Donnerstag den 9. October des Morgens 7 Uhr erhielt ich in Erfurt Zutritt bei Ihrer Majestät der Königin. Mit den Gefühlen, die sich meiner nun bereits bemeistert, und nach Allem, was ich gesehen und gehört, mit noch matteren Hoffnungen, als die waren, die ich bei meiner Ankunft im Hauptquartier gehegt hatte, und mit der inneren Angst, die mit jedem Augenblick an Stärke gewann, hegte ich, ich muß es frei bekennen, keine große Befriedigung von dieser Audienz; und wäre das Vertrauen nicht schon in zu weite Ferne entschwunden gewesen, es hätte bei dieser Veranlassung zurückkehren müssen. Schon seit einem Jahre hörte ich beständige Lobpreisungen dieser Fürstin; ich war daher ganz darauf vorbereitet, sie anders zu finden, als ich mir sie früher gedacht. Die feinen, erhabenen Eigenschaften aber, die sie während einer dreiviertelstündigen Unterhaltung jeden Augenblick entwickelte, hatte ich nicht erwartet. Sie berathschlagte mit Sicherheit, Selbstständigkeit und Energie, zugleich eine Klugheit offenbarend, die ich selbst bei einem Manne bewundernswürdig gefunden hätte und doch zeigte sie sich bei Allem, was sie sagte, so voll tiefen Gefühls, daß man keinen Augenblick vergessen konnte, es sei ein weibliches Gemüth, dem man hier Bewunderung zolle. Nicht ein Wort, das nicht zum Zwecke gehörte, keine Reflexion, keine Gefühlsäußerung, die nicht in vollkommenster Harmonie gestanden mit dem allgemeinen Gegenstande der Discussion, so daß eine Vereinigung von Würde, Wohlwollen und Eleganz, wie ich mich etwas Aehnlichen nie zuvor ent-

---

Tagtäglich schreibt sie zwanzig Briefe, um von allen Seiten die Kriegsflamme zu wecken. Man glaubt Armiden zu sehen, welche in ihrem Wahnsinn das Feuer in den eigenen Palast wirft."

Am Berliner Hofe und selbst unter den Militairs gab es Männer von so rauher Tugend, daß sie der allgemein anerkannten Schönheit die Huldigung versagten.

Zur Mode gehörten damals die Entzückungen über die Königin; Alles, was sie that und sprach, galt für bezaubernd, ihre Schönheit ward unzählige Male Gegenstand enthusiastischer Gespräche. York gefiel sich darin, diesen Geschmack nicht zu theilen: ihre Hand sei zu groß, ihr Fuß häßlich. Es verdroß ihn, daß man den König neben ihr in den Schatten stellte; er glaubte, daß sie einen Einfluß auf den Hof, ja auf die Geschäfte übe, den er beklagte. Allerdings war der alte militairisch herbe Charakter des Hofes — er meinte durch sie — im Hinscheiden. Als einst über den Rang der Kammerherren und Obersten gestritten wurde, trat die Königin hinzu, sprach für den Vortritt der Kammerherren und York erwiderte: „Möge in den Kammern der Allerhöchsten Herrschaften der Kammerherr vorausgehen, auf dem Schlachtfelde würden Sr. Majestät Obersten nicht zu besorgen haben, daß man ihnen den Rang streitig mache." (Droysen, das Leben des Feldmarschalls York. Bd. I. S. 119.)

ſinne, das Reſultat war. Ihre erſte Frage war, was ich von dieſem Kriege denke und welche Anſichten ich hege, unmittelbar hinzufügend: „„Ich frage nicht, um Muth zu ſchöpfen, das habe ich, Gott ſei Dank! nicht erſt nöthig. Zudem weiß ich ja, daß, wenn Sie auch eine ungünſtige Meinung von der Sache hegten, Sie mir dieſelbe ſicher nicht kund thun würden. Allein wiſſen möchte ich doch gern, worauf Männer, die in der Lage ſind, den Stand der Dinge zu beurtheilen, ihre Hoffnungen gründen, um dann zu ſehen, ob deren Beweggründe mit den meinigen übereinſtimmen.““

„Ich ſuchte Alles hervor, was ſich mir ſelbſt bei dieſer Frage von der ſchönen Seite darbot. Beſonderen Nachdruck legte ich auf den Zuſtand der öffentlichen Meinung, auf die günſtige Neigung von Seiten der Zeitgenoſſen und auf die eifrigen Wünſche, die von allen Parteien Deutſchlands dahin getheilt würden, daß ein günſtiger Erfolg Preußens Unternehmung krönen möge.

„Die Königin bemerkte: ſie habe ſchon ſeit langer Zeit Befürchtungen darüber gehegt, in welchem Lichte die öffentliche Meinung, und vor Allem, die der anderen Länder, dieſe Expedition betrachten müſſe, da ſie wohl wiſſe, daß die Geſinnungen gegen Preußen nicht die günſtigſten ſeien; jedoch habe ſie ſeit einigen Wochen in dieſer Beziehung Erfahrungen gemacht, die ihr wieder großes Vertrauen eingeflößt hätten. Sie lenkte das Geſpräch auf den für Oeſtreich ſo unglücklichen Krieg von 1805. — Unerlöſchlichen Eindruck machten auf mich die liebenswürdigen, tiefen Gefühle, die ſie offenbarte, als ſie auf das Mißgeſchick des Hauſes Oeſtreich anſpielte. Mehr als einmal ſah ich dabei ihre Augen voll Thränen. Unter Anderm erzählte ſie mit rührender Einfachheit, daß an dem Tage, wo ſie die Nachricht von den erſten Unglücksfällen der öſtreichiſchen Armee erfahren, der Kronprinz, ihr Sohn, ſich ihr zum erſten Mal in Uniform gezeigt habe. Als ſie dies geſehen, habe ſie geſagt: „„Ich hoffe, daß an dem Tage, wo Du Gebrauch machen wirſt von dieſem Rock, Dein einziger Gedanke der ſein wird, Deine unglücklichen, deutſchen Brüder zu rächen.““ Sie rechtfertigte ſich gegen den, in franzöſiſchen Blättern ihr gemachten, Vorwurf der Einmiſchung in die öffentlichen Angelegenheiten, erklärte jedoch f[illegible] müthig, ſie würde, wenn ſie darum befragt worden wäre, für den Krieg ſtimmt haben. In Beziehung auf die ihr angedichtete Parteilichkeit gegen Ruſſen ſagte ſie: es ſei dies von allen die ungerechteſte und abſurdeſte ſchuldigung. Was den Eifer, die Hingebung und perſönlichen Tugenden

bezieht die erſte Diviſion am 9. enge Quartiere in den Dörfern an der Chauſſee von Gotha nach Erfurt; die zweite Diviſion zwiſchen Erfurt und Weimar, die dritte links der Chauſſee nach Weimar. Am 10. ſoll die ganze Armee Cantonirungen zwiſchen Kranichfeld, Tannrode, Blankenhain und Magdala beziehen, das Hauptquartier nach Blankenhain gehen. — Der Fürſt Hohenlohe ſoll den General Tauentzien anweiſen, daß er ſich ungeſäumt gegen den Fürſten zurückziehe. Das Corps des Fürſten ſoll ſich am 9. bei Hochdorf verſammeln, um mit demſelben am 10. an der Saale (linkes Ufer) in der Gegend zwiſchen Kahla und Rudolſtadt einzutreffen. Der General Rüchel ſoll das Defilee bei Eiſenach beſetzt behalten. Der Herzog Eugen von Würtemberg ſoll mit dem Reſerve-Corps ſobald als möglich aus der Gegend von Magdeburg nach Halle aufbrechen, wo die beſte Aufſtellung zu nehmen, um nach den Umſtänden über Leipzig und Dresden, oder über Naumburg zur Armee zu rücken." —

In dem Hauptquartiere des Fürſten Hohenlohe brachten die neuen Befehle gewaltige Senſation hervor; man ſah ſich bereits verloren, da man nur in dem ſchleunigſten Linksabmarſch (über die Saale nach der Elbe) die Rettung des preußiſchen Staats finden konnte. Vergebens drang der Fürſt Hohenlohe in zwei Schreiben vom 9. October in den Herzog, ſeine Stellung bei Erfurt aufzugeben. Dieſer hielt dies noch nicht an der Zeit, obſchon er dem Fürſten aus Blankenhain den 9. antwortete: „Es iſt keineswegs die Abſicht, den Feind an dem dieſſeitigen (linken) Ufer der Saale zu erwarten, indeſſen iſt es wünſchenswerth, ihm gleich mit der gehörigen Macht und vereinten Kräften entgegenzugehen." Der Herzog, der, um frei von jeder Verantwortlichkeit zu ſein, bei allen Anordnungen den König vorſchob, fügte ſeinem Schreiben hinzu: „Von Ew. Durchlaucht einſichtsvollem Betragen bin ich überzeugt, daß dieſelben demgemäß die auf die Willensmeinung Sr. Majeſtät Bezug habenden Anordnungen treffen werden und ſoll unſerer Seits gewiß nichts verſäumt werden, was zur Unterſtützung der guten Sache erforderlich iſt." Der Fürſt antwortete darauf: „Ew. Durchlaucht gnädiges Schreiben von heut Mittag 1 Uhr iſt mir ſo eben eingehändigt worden. Ich entſage einem Plane, den ich für gut und zweckmäßig hielt und der wahrſcheinlich zu den großen Reſultaten geführt haben würde, weil mir die Willensmeinung Sr. Majeſtät und Durchlaucht Wünſche heilig ſind." Der Herzog, welcher fortwährend die Beſorgniß hegte, der Fürſt werde dennoch früher auf das rechte Saalufer gehen, als er es befohlen, ſchrieb ihm noch ein-

Digitized by Google

Kaisers Alexander anbeträfe, so habe sie diesen stets alle Gerechtigkeit angedeihen lassen und werde dies auch immer thun; allein weit entfernt, Rußland als das Hauptwerkzeug zur Befreiung Europa's zu betrachten, habe sie dessen Beihülfe nur immer als letzte Hülfsquelle angesehen, und sie sei fest überzeugt, daß die großen Rettungsmittel nur allein in der engsten Vereinigung aller derer zu finden wären, die sich des deutschen Namens rühmten."

Es war der Königin nicht unbekannt geblieben, daß von verschiedenen einflußreichen Personen ihre Entfernung aus dem Hauptquartier gewünscht wurde; auch hierüber sprach sie sich gegen Gentz aus. „Ich unterwerfe mich," sagte sie, „bei dieser, wie bei allen anderen Gelegenheiten, ganz dem Willen des Königs. Ich fürchte mich, nach Berlin zurückzukehren und scheue mich auch vor den beunruhigenden Gerüchten, denen man in größerer Entfernung von der eigentlichen Scene stets ausgesetzt ist. Auch wissen Sie ja, wie thätig gerade in diesem Augenblicke die böse Welt ist." Den Tag zuvor hatte sie gegen den General Götzen geäußert: „Wie ist es möglich, daß man mich nach Berlin verbannt? Ist es denn so wünschenswerth, daß ich Kunde von den Vorgängen des Krieges durch Herrn v. Bray's Hände erhalte? Der König hat mir zum Glück erlaubt, ihn ferner zu begleiten und ich werde ihn nicht eher verlassen, als bis er es wünscht." Erst am 13. October gab sie den Bitten des Königs nach und entging dem Schicksal, in die allgemeine Flucht und Verwirrung hineingerissen zu werden. Sie nahm auf Rüchels Anrathen den Weg über Heiligenstadt, Göttingen, Braunschweig, von da ging sie nach der Altmark, nach Brandenburg, Berlin, Stettin, und traf endlich in Cüstrin mit dem Könige wieder zusammen. Welch ein trostloses Wiedersehen!

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Eine Kriegsrathsſitzung am 25. September im preußiſchen Hauptquartiere. — Operationsplan des Herzogs von Braunſchweig. — Eine zweite Kriegsrathsſitzung am 5. October. — Alle Tage Kriegsrath aber keine Kriegsthat. — Der Herzog von Braunſchweig verlauert die ſchönſte Zeit am Thüringer Walde. — Des Hauptmanns Müffling Recognoscirung. — Der Capitain Liebhaber hat Napoleon ſchon in ſeinem Hut. — Die Verwirrung im Hauptquartiere. — Der Oberſt Scharnhorſt im Widerſpruche mit dem Fürſten Hohenlohe und Maſſenbach. — Lauenzien wird am 9. October bei Schleiz geſchlagen. — Gefecht bei Saalfeld am 10. October. — Tod des Prinzen Louis Ferdinand. — Rathloſigkeit in dem Hauptquartiere Braunſchweigs. — Die Diplomaten in Erfurt und Weimar in melancholiſcher Stimmung, aber fortwährend bei gutem Appetit. — Gentz zieht ſich bei rechter Zeit aus der Affaire. — Hohenlohe am 11. October in Jena. — Blinder Lärm, allgemeiner Schrecken. — Vorleſung der Proclamation an die Armee. — Ein Schnaps wär' mir lieber! — Die letzten Spießruthen in dem preußiſchen Heere. — Napoleons Befehl an den Marſchall Soult vom 10. October. — Die alten Perrücken! — Napoleons Befehl vom 12. October an ſeine Marſchälle. — Er ſchreibt einen verſöhnlichen Friedensbrief an den König von Preußen. — Der Ueberbringer wird durch den Fürſten Hohenlohe am Abgeben deſſelben gehindert.

In dem Hauptquartiere des Königs verſammelte ſich am 25. September ein großer Kriegsrath, welchem, außer dem Könige, der Herzog von Braunſchweig, der Feldmarſchall Möllendorf, der General Phull (ein geborner Würtemberger), der General Zaſtrow, die Oberſten Kleiſt und Scharnhorſt, der Major Rauch, der Hauptmann Müffling und der General-Intendant der Armee beiwohnten. In einigen früheren Berathungen, denen der König nicht beiwohnte, hatte man ſich bereits

tüchtig herumgestritten, heut gelang es eher, zu einer Verständigung zu kommen, da drei der heftigsten Kampfhähne: der Fürst Hohenlohe, der Oberst Massenbach und der General Rüchel, nicht gegenwärtig waren und der König den Vorsitz führte. Darüber war man vollkommen einverstanden, daß man die Franzosen aus Deutschland hinauswerfen, über den Rhein zurückdrängen und ihnen, wenn sich sonst dazu die Gelegenheit günstig zeige, bis Paris folgen könne. Nachdem man gegenseitig seine Ansichten ausgetauscht, vereinigte man sich zuletzt über folgenden Operationsplan:

„Nach allen eingezogenen Nachrichten soll die erste Linie der französischen Armee ihren linken Flügel an der Sieg und ihren rechten in der Oberpfalz bei Amberg anlehnen; ihre zweite Linie hingegen den linken Flügel am Neckar, den rechten an Passau.

„Diese Stellung soll in dem Centrum durchbrochen werden, welches so viel als möglich mit einer entscheidenden Uebermacht gegen dasjenige, was die Franzosen versammeln könnten, geschehen muß. Es kommt also darauf an, den Franzosen möglichst concentrirt eine entscheidende Schlacht zu liefern, bevor die Kräfte der Armee durch Fatiguen erschöpft sind, die schlechte Witterung eintritt und der den Truppen einwohnende gute Wille erkaltet. Zu dem Ende werden zwei Observations-Corps, eins auf dem rechten Flügel in Hessen, und eins auf dem linken Flügel im Baireuthschen, durch gewisse Demonstrationen und ausgesprengte falsche Gerüchte die Aufmerksamkeit des Feindes zu täuschen und eine unrichtige Vertheilung seiner Kräfte zu bewirken suchen, während die Hauptarmee in Vereinigung mit dem preußisch-sächsischen Corps des Fürsten Hohenlohe den Thüringer Wald und die Werra passiren wird, um von da aus gegen den Main vorzudringen und den Feind anzugreifen."

Für die gesammte Armee waren die auszuführenden Märsche bis zum 12. October festgestellt. Am 12. October sollte die Hauptarmee den Thüringer Wald bereits hinter sich haben und ihr Lager bei Meiningen und an der Werra beziehen. In der, an den Fürsten Hohenlohe in Folge dieses Kriegsrathes ergangenen, Instruction heißt es:

„Sollte der Feind mit seiner Hauptforce in Hessen vordringen wollen, so würde die Hauptarmee rechts abmarschiren, um den Feind in Gemeinschaft mit dem Rüchelschen Corps und den Hessen anzugreifen, während welcher Zeit Ew. Liebden Corps das Kriegstheater am Main sodann überlassen bleiben würde."

Obſchon nun fortwährend Nachrichten im Hauptquartier eingingen, welche beſtätigten, daß die Franzoſen ihre Hauptmacht zwiſchen dem Main und der Rednitz, oder zwiſchen Bamberg und Schweinfurt concentrirten, ein ſtarkes Seitencorps bei Nürnberg zuſammengezogen würde, daß die franzöſiſchen Garden auf Wagen mit untergelegten Pferden nach Mainz transportirt würden, hielt der Herzog von Braunſchweig dennoch an der Einbildung feſt, Napoleon werde hinter dem Thüringer Walde den Angriff der Preußen erwarten, weil ihm politiſche Rückſichten nicht erlaubten, als angreifender Theil zu erſcheinen. Da nun aber Friedrich der Große geſagt habe: die Preußen müſſen allemal attackiren, ſo wolle er davon nicht abweichen. Auf den Fall, daß die Franzoſen es wagen würden, den Thüringer Wald zu überſchreiten, ſo wolle er ihnen einen üblen Empfang bei Erfurt bereiten.

Der Fürſt Hohenlohe meldete aus Altenburg vom 29. September, wie es möglich geworden, daß auch die ſächſiſchen Truppen am 11. October den Thüringer Wald überſchreiten könnten, mithin das ganze Corps am 12. October vereinigt bei Hildburghauſen bereit ſtehen könnte.

Während Napoleon keinen Tag, keine Stunde ungenutzt vorüber gehen ließ, um den, von ihm allein, ohne Kriegsrath feſtgeſtellten, Operationsplan zur Ausführung zu bringen, konnte man in dem preußiſchen Hauptquartiere zu keinem Entſchluß kommen. Am Sonntag den 5. October verſammelte ſich der Kriegsrath nach dem Eintreffen des Generals Rüchel in Erfurt beim Könige. Es waren zugegen: der Herzog von Braunſchweig, der Feldmarſchall Möllendorf, der Fürſt Hohenlohe, die Generale Rüchel, Phull, Köckeritz, die Oberſten Maſſenbach, Scharnhorſt, Kleiſt, der Major Rauch, die Diplomaten Haugwitz und Lucheſini. Der Herzog legte die Frage vor: ob es rathſam ſei, den beſchloſſenen Operationsplan noch auszuführen, ſeit die Nachricht eingegangen, daß Napoleon mit der ganzen Macht hinter der fränkiſchen Saale ſtehe, in einer unangreifbaren Stellung, die Niemand genau kenne, und ob es nicht von der höchſten Wichtigkeit ſei, bevor man vor dieſe Stellung rücke, ſich eine genaue Kenntniß davon zu verſchaffen und demnach zu beurtheilen, ob man ſie angreifen könne, oder nicht? Die Mehrzahl der Anweſenden war mit der Recognoscirung einverſtanden. Der Oberſt Maſſenbach hatte dem Oberſt Scharnhorſt ein ſchriftliches Memoire übergeben, worin es heißt: „1. Dem Uebergang über das Gebirge kann ich unter den eingetretenen Umſtänden nicht beipflichten;

ich halte ihn für unausführbar. 2. Für ein Rechtsabmarschiren der ganzen Armee kann ich ebenfalls nicht stimmen, weil wir Sachsen entblößen würden und Sachsen mehr Rücksichten als Hessen verdient. Würde Sachsen nicht mit Recht klagen, wenn wir seine, zur Vertheidigung des Vaterlandes bestimmten Truppen blos zu unserem und des Kurfürsten von Hessen Nutzen verwenden wollen? Hat Napoleon die mittlere Elbe, so hat er auch die untere und ganz West-Deutschland; nicht umgekehrt." — Massenbach schlug vor: „Wir marschiren, sobald es nur immer möglich ist, gegen Nürnberg, den Feind aus seiner starken Stellung hinter der fränkischen Saale herauszulocken. Nimmt er auch die Stellung hinter der Rednitz, so will Napoleon eigentlich einen Fluß vertheidigen, und da werden sich wohl an Ort und Stelle Mittel finden, über die Rednitz zu gehen und den Feind zu schlagen. Ich halte diese Bewegung für die einzig mögliche, welche allen militairischen und politischen Rücksichten entspricht." — Der Oberst Scharnhorst, vom Generalstabe des Herzogs von Braunschweig, der die Gefahr erkannte, in welche man bei solchen Meinungsverschiedenheiten und einer wenig energischen Armeeführung gerathen müsse, nahm das Wort und erklärte: „es komme im Kriege weniger darauf an, was man thue, als daß man es mit gehöriger Einheit und Kraft thue. Da nun die Verschiedenheit der Meinungen so groß sei, der Versuch, diese zu einigen, die Zeit fortnehmen und am Ende doch fruchtlos sein würde, so trage er darauf an, von Seiten der Hauptarmee nachzugeben und den vom Fürsten Hohenlohe und dem Oberst Massenbach vorgeschlagenen Linksabmarsch auszuführen, aber dann auch augenblicklich und mit der größten Anstrengung dazu zu schreiten." Der Oberst Massenbach hatte indessen die Versammlung zu wenig von der Richtigkeit seiner Ansichten überzeugt, man ging auf den vermittelnden Vorschlag des Obersten Scharnhorst nicht ein. — Nachmittags um 4 Uhr war der Kriegsrath bei dem Herzog versammelt ohne den König. Auch in dieser Conferenz derselbe Kampf der Meinungen. Am Ende derselben proponirte der Herzog eine sehr starke Recognoscirung von allen Seiten und zu gleicher Zeit. Alle Anwesenden stimmten dafür: „daß es nicht rathsam sei über den Thüringer Wald zu gehen, bevor man nicht eine genaue Kenntniß von der Stellung des Feindes hinter der fränkischen Saale bei Königshofen habe." — Zu dieser großartigen Recognoscirung sollten die Hauptarmee, das Rüchelsche und Hohenlohe'sche Corps, ein jedes 10 Schwadronen Husaren, mehrere Compagnien Jäger

und Füseliere und eine reitende Batterie nach verschiedenen Richtungen entsenden. — Das Protokoll wurde am Abend zu dem Könige gebracht, der es indessen sehr unzweckmäßig fand, auf so weite Entfernung zu recognosciren. Das Project wurde daher gänzlich verworfen, ohne daß etwas Anderes an die Stelle gesetzt wurde. Die Avantgarde der Hauptarmee befehligte der Herzog von Weimar und gewiß konnte kein Officier in der ganzen Armee gefunden werden, welcher befähigter hierzu gewesen wäre, als Friedrich August, der jagdlustige Nimrod seiner Zeit, welchem jede Schlucht, jeder Schleichweg, jede Wildbahn in seinem Herzogthum und den angrenzenden Forsten des Thüringer Waldes bekannt war. Er drang wiederholt in den Herzog von Braunschweig, ihn zu iner großen Recognoscirung mit seinem zwölftausend Mann starken Corps der ausgesuchtesten Truppen zu befehligen; es wurde ihm dies endlich am 5. October, jedoch in sehr beschränkter Weise gestattet. Der Hauptmann v. Müffling zog mit einer kleinen Abtheilung auf Kundschaft über Hildburghausen nach Königshofen. In dem Hauptquartier des Herzogs von Weimar fand man eine glänzende Gesellschaft beisammen; nach dem Diner (den 6. October) wurde in einzelnen Gruppen lebhaft discutirt. Der Capitain Liebhaber vom Generalstabe erläuterte mehreren Husaren-Officieren die Strategie des Feldzuges. „Bis jetzt," sagte Capitain Liebhaber, „hat der Feind keinen Schritt gethan, den wir ihm nicht vorgeschrieben, unsere Operationen sind so combinirt, unsere Corps so gestellt, daß der Feind überall abgeschnitten und in das strategische Netz getrieben ist. Napoleon ist so gewiß unser, als wenn wir ihn schon in diesem Hute hätten." Die jungen Officiere machten lange Hälse und schauten in den Hut, in welchen der Capitain mit dem Finger zeigte, ob der Kaiser nicht schon drin sitze.*) Aber nicht blos so ein Generalstabs-Dilettant, wie der Capitain Liebhaber, auch sehr einsichtige Generale waren wie verblendet. So äußerte noch am 8. October General Phull gegen Gentz: „Mit Ausnahme meines allgemeinen und unabänderlichen Protestes gegen die Idee eines Defensivfeldzuges halte ich den Plan, den die französische Armee gefaßt hat, über Baireuth vorzurücken, für den vortheilhaftesten, der für uns genommen werden konnte. Ich würde ihnen keinen anderen angerathen haben, wenn sie mich darum befragt hätten." **)

*) Das Leben des Feldmarschalls Grafen von York, von Droysen. Bd. I. S. 140.

**) Gentz Schriften. Th. II. S. 262.

Am 6. October dauerte das Hin- und Herdebattiren noch den ganzen Tag über, bevor man sich einigen konnte. Endlich am Abend spät ging man theilweis auf die Ansichten des Obersten Massenbach ein und kam dahin überein: den Thüringer Wald nicht zu überschreiten, die Hauptarmee um Erfurt Halt machen zu lassen und sie, so wie das Hohenlohe'sche Corps in eine Lage zu versetzen, daß man im Stande wäre, beider Truppen in einem Tage auf den vortheilhaften Höhen von Bienstädt bei Erfurt zu versammeln, die Avantgarde der Hauptarmee vor Gotha zu versammeln, von ihr aber den Thüringer Wald und dessen Ausgänge besetzt zu behalten, die Vorposten bis zum Werrathal vorgeschoben. Das Hohenlohe'sche Corps sollte mit der Avantgarde bei Stadt Ilm, mit dem Gros um Hochdorf, Hauptquartier Blankenhain, mit der Reserve um Magdala lagern und sich links bis gegen die Saale (auf dem linken Ufer) ausdehnen, während die leichten Truppen den Thüringer Wald, dessen Uebergänge und das Werrathal besetzt behielten. Das Rüchelsche Corps stand bei Eisenach. — In den Anordnungen der veränderten Stellungen, welche die Truppen einnehmen sollten, gab es jetzt schon große Verwirrung, wie man denn überhaupt besonders bei der Hauptarmee über Mangel an Ordnung klagte. So hatte man z. B. am 6. October einen falschen Parolebefehl gegeben, wodurch die Truppen, die in Gotha Brod und Futter empfangen sollten, veranlaßt wurden, beides in Erfurt zu fassen, wo die Vorräthe dazu nicht ausreichten und namentlich die Brodwagen der Reserve leer ausgingen.

Bereits am 7. October war man in dem Hauptquartiere über die Stellung und den muthmaßlichen Plan des Feindes vollkommen unterrichtet. In einem Schreiben des Königs an den General Rüchel heißt es: „Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß die, in großer Mehrzahl am Main versammelten Franzosen sich rechts concentriren und einen Angriff durch das Baireuthsche und Bambergsche gegen Sachsen und den linken Flügel auszuführen im Begriff stehen. Unter diesen Umständen würde das Vordringen über den Thüringer Wald eben so unzweckmäßig als gefährlich sein, weshalb ich beschlossen habe, die Armee zwischen Gotha, Erfurt und Weimar in eine solche concentrirte Stellung zu bringen, daß man die Truppen an einem Tage versammeln kann. Ich habe dabei als Grundsatz angenommen: dem, uns auf dem linken Flügel umgehenden Feinde mit der Hauptarmee und dem Hohenlohe'schen Corps vereinigt entgegen zu gehen und selbigen anzugreifen, wobei sich aber unmöglich

die Zeit wann? und der Ort wo? dies ſtattfinden könnte, im Voraus beſtimmen läßt. Während dieſer Bewegung bleibt jedoch nichts übrig, als unſern rechten Flügel ſo lange zu refüſiren (zurückzuhalten), bis nach einem, auf dem linken Flügel geſchehenen Schlage derſelbe wieder degagirt (frei gemacht) werden könnte, welches umgekehrt der Fall ſein würde, wenn des Feindes ganze Macht ſich links gegen Euch und die Heſſen wenden ſollte, in welcher doppelten Vorausſetzung die Verſammlung der vereinigten Armeen bei Erfurt und Umgegend auf jeden Fall ſehr zweckmäßig ſein würde." Trotz dem alſo, daß man in dem Hauptquartier am 7. October es für das Wahrſcheinlichſte hielt, daß Napoleon ſeinen Marſch nach Sachſen nehmen, mithin die preußiſche Armee auf ihrem linken Flügel umgehen und von ihren Magazinen, ihren Feſtungen, den beiden Hauptſtädten Dresden und Berlin abſchneiden werde, blieb man dennoch zwiſchen Erfurt und Gotha feſt im Lager, anſtatt daß man heut ſchon über Hals und Kopf über die Saale zurück der Elbe hätte zueilen müſſen. Allein der Hemmſchuh aller Bewegung, rückwärts, wie vorwärts, war der Herzog von Braunſchweig. „Er theilte keineswegs die Anſicht, als werde der Feind ganz entſchieden durch das Baireuthſche und Bambergſche vordringen, vielmehr war er am 7. October Abends noch der Meinung: der Marſchall Bernadotte werde mit verſtärkten Kräften den General Tauentzien angreifen, gleichzeitig würden die Franzoſen auf Fulda Jalouſie geben und Napoleon mit den Hauptkräften nach den Umſtänden agiren, wo ſich eine Blöße zeigen würde. Auch der Oberſt Scharnhorſt hielt es nicht für unwahrſcheinlich, daß die Hauptkräfte der Franzoſen über den Thüringer Wald vordringen würden und rieth noch am 7. Abends dem General Rüchel, wenn in dieſem Falle die Armee links abmarſchirt ſein ſollte, eine Aufſtellung hinter den Höhen von Kraulau und Wiegeleben zu ſuchen. Ziemlich allgemein glaubte man aber, daß die Franzoſen vor dem 9. oder 10. October nichts unternehmen würden, da die Diplomaten im Hauptquartier erſt an dieſem Tage die Wirkung des dem Kaiſer übergebenen Ultimatums des Königs erwarteten."

Am 8. October trafen in dem preußiſchen Hauptquartiere Nachrichten ein, welche aufs Neue beſtätigten, daß die Hauptmacht der Franzoſen bei Bamberg verſammelt ſei und von da zum Angriff gegen das Corps von Tauentzien, welches jenſeit Hof ſtand, vordringen werde. Dennoch war der Herzog nicht von der Stelle zu bringen; er befahl am 8.: „Von dem Gros der Hauptarmee

bezieht die erſte Diviſion am 9. enge Quartiere in den Dörfern an der Chauſſee von Gotha nach Erfurt; die zweite Diviſion zwiſchen Erfurt und Weimar, die dritte links der Chauſſee nach Weimar. Am 10. ſoll die ganze Armee Cantonirungen zwiſchen Kranichfeld, Tannrode, Blankenhain und Magdala beziehen, das Hauptquartier nach Blankenhain gehen. — Der Fürſt Hohenlohe ſoll den General Tauentzien anweiſen, daß er ſich ungeſäumt gegen den Fürſten zurückziehe. Das Corps des Fürſten ſoll ſich am 9. bei Hochdorf verſammeln, um mit demſelben am 10. an der Saale (linkes Ufer) in der Gegend zwiſchen Kahla und Rudolſtadt einzutreffen. Der General Rüchel ſoll das Defilee bei Eiſenach beſetzt behalten. Der Herzog Eugen von Würtemberg ſoll mit dem Reſerve-Corps ſobald als möglich aus der Gegend von Magdeburg nach Halle aufbrechen, wo die beſte Aufſtellung zu nehmen, um nach den Umſtänden über Leipzig und Dresden, oder über Naumburg zur Armee zu rücken." —

In dem Hauptquartiere des Fürſten Hohenlohe brachten die neuen Befehle gewaltige Senſation hervor; man ſah ſich bereits verloren, da man nur in dem ſchleunigſten Linksabmarſch (über die Saale nach der Elbe) die Rettung des preußiſchen Staats finden konnte. Vergebens drang der Fürſt Hohenlohe in zwei Schreiben vom 9. October in den Herzog, ſeine Stellung bei Erfurt aufzugeben. Dieſer hielt dies noch nicht an der Zeit, obſchon er dem Fürſten aus Blankenhain den 9. antwortete: „Es iſt keineswegs die Abſicht, den Feind an dem dieſſeitigen (linken) Ufer der Saale zu erwarten, indeſſen iſt es wünſchenswerth, ihm gleich mit der gehörigen Macht und vereinten Kräften entgegenzugehen." Der Herzog, der, um frei von jeder Verantwortlichkeit zu ſein, bei allen Anordnungen den König vorſchob, fügte ſeinem Schreiben hinzu: „Von Ew. Durchlaucht einſichtsvollem Betragen bin ich überzeugt, daß dieſelben demgemäß die auf die Willensmeinung Sr. Majeſtät Bezug habenden Anordnungen treffen werden und ſoll unſerer Seits gewiß nichts verſäumt werden, was zur Unterſtützung der guten Sache erforderlich iſt." Der Fürſt antwortete darauf: „Ew. Durchlaucht gnädiges Schreiben von heut Mittag 1 Uhr iſt mir ſo eben eingehändigt worden. Ich entſage einem Plane, den ich für gut und zweckmäßig hielt und der wahrſcheinlich zu den großen Reſultaten geführt haben würde, weil mir die Willensmeinung Sr. Majeſtät und Durchlaucht Wünſche heilig ſind." Der Herzog, welcher fortwährend die Beſorgniß hegte, der Fürſt werde dennoch früher auf das rechte Saaluſer gehen, als er es befohlen, ſchrieb ihm noch ein-

mal: „In Hinsicht auf Dero Uebergang auf die Saale, um hinter der Orla den Posten von Pöllnitz zu gewinnen, muß ich wiederholend ersuchen, diese Bewegung nicht vor der Vereinigung mit der Hauptarmee zu unternehmen. Es scheint mir überaus gewagt zu sein, über die Saale (auf das rechte Ufer) zu gehen mit einer geringen Macht, ohne hinlängliche Nachricht zu haben, wo der Feind steht und mit was für einer Stärke er vordringt, dabei aber von der Hauptarmee durch die Defileen der Saale getrennt zu sein. Ich muß daher Ew. Durchlaucht inständigst ersuchen, Sich diesseits der Saale zu concentriren, die Vereinigung abzuwarten und Alles anzuordnen, um zuverlässige Nachrichten vom Feinde einzuziehen." Diese zuverlässigen Nachrichten trafen noch an diesem Tage, vom Feinde selbst in blutiger Fracturschrift geschrieben, in Weimar und Jena ein, wohin Versprengte kamen, welche in einem Vorpostengefechte am 9. bei Schleitz übel zugerichtet worden waren. Tages vorher schon hatte ein unbedeutendes Gepläukel stattgefunden, von welchem Tauentzien einen ruhmredigen Bericht an Hohenlohe schickte. „Ew. Durchlaucht melde ganz unterthänigst, daß Alles glücklich und ehrenvoll beendet, wo sich die Franzosen gezeigt haben, sind sie zurückgeschlagen worden und, nach den vorgefundenen Montirungsstücken und Gepäck zu urtheilen, in Eil. Ich weiß nur von wenigen verwundeten Jägern und Füselieren. Jetzt zieht sich Alles zurück und wenn meine Arrieregarde Schleitz wird passirt haben, werde ich mit dem Ganzen nach Auma marschiren. Sie haben uns en Front attackirt und zwischen Ew. Durchlaucht und mir durchdringen wollen. Dies ist ihnen untersagt und mit Gott hoffe ich, Ew. Durchlaucht Armee morgen erreicht zu haben. Die Bravour und der Wille der Truppen ist unglaublich; die Franzosen scheinen den Unterschied vom vorigen Jahre (die Oestreicher) zu merken, denn sie hüten sich etwas Dreistes zu unternehmen."

Man war in dem Hauptquartiere noch damit beschäftigt, aus dieser Meldung ein erstes Armee-Bülletin in Napoleonischem Styl durch Gentz abfassen zu lassen, als ein Bericht vom folgenden Tage eintraf von dem unglücklichen Gefecht bei Schleitz am 9., in welchem Tauentziens Corps mit einem Verluste von 554 Mann und 12 Officieren an Todten, Verwundeten und Gefangenen und Zurücklassung einer Kanone geworfen worden war. Noch Traurigeres brachte der folgende Tag.

Der Prinz Louis Ferdinand von Preußen commandirte eine Vorhut von 8000 Mann Preußen und Sachsen bei Rudolstadt. Sobald er Nachricht

davon erhielt, daß Tauentzien aus der Stellung von Schleitz verdrängt worden sei, hielt er es für nothwendig, den Paß von Saalfeld zu besetzen und im Fall eines Angriffs hartnäckig zu vertheidigen. Er machte hiervon dem Fürsten Hohenlohe, unter dessen Befehl er zunächst stand, und dem Herzog von Braunschweig Meldung und rechnete darauf, von ihnen, im Fall er sich nicht halten könne, unterstützt zu werden. In der Confusion, in der sich Alles befand, erreichten weder die Meldungen des Fürsten den Prinzen Hohenlohe, der in Kahla nur wenige Stunden von ihm sich befand, noch die des Fürsten den Prinzen, welcher, unkundig der Gegend, ohne genaue Kenntniß von der Stärke des, ihm an Mannschaft und mehr noch an Einsicht, überlegenen General Lannes, hier in ein Gefecht verwickelt wurde, welches um 10 Uhr des Morgens begann und um 4 Uhr mit der gänzlichen Niederlage der Preußen und Sachsen endigte. Gleich zu Anfang des Gefechtes wurden die im Paradeschritt und geschlossenen Colonnen vorrückenden Bataillone der sächsischen Regimenter Kurfürst und Xavier durch die französischen Tirailleure in Verwirrung gebracht. Kaum hatten sie sich von dem ersten Schrecken erholt, so geriethen sie unter das Feuer der französischen Kartätschen. Der Prinz, der überall gegenwärtig war, ließ seiner Reiterei Befehl zum Einhauen, der Artillerie zum Abprotzen geben und rief den gesammelten sächsischen Infanteristen zu: „folgt mir, Kinder, Freiwillige vor!" „Alle Sachsen sind Freiwillige!" gab die Mannschaft zur Antwort und rückte wieder vor, allein es zeigte sich die Ueberlegenheit der zerstreuten Schützen im gedeckten Gelände über die Massen. Um die Mittagsstunde mußte der Prinz bereits darauf Bedacht nehmen, den Rückzug anzutreten; er ertheilte hierzu die nöthigen Befehle an den sächsischen General Trützschler mündlich. Hierauf sprengte er wieder vorwärts der Stadt zu, wo es ihm gelang, die Flüchtigen aufzuhalten und ein Geschütz, an welchem ein Rad gebrochen war, wieder in Gang zu bringen. Die Dörfer Krösten und Wölsdorf wurden eine Zeitlang gegen die, von der Stadt her lebhaft vordringenden, Tirailleure vertheidigt. Gleichzeitig mit der vorgehenden französischen Infanterie waren auch zwei Regimenter feindlicher Cavallerie, die bisher versteckt im Walde gehalten hatten, aus den beiden Gründen das Siegel- und Kesselbaches in Colonne hervorgerückt. Der Prinz befahl dem Hauptmann Valentini, die zwei reitenden Geschütze, die in der Nähe hielten, hervorzuholen und den Feind, bevor er noch zum Aufmarsch kam, mit Kartätschen zu beschießen, allein der Unterofficier, der die Geschütze

führte, war weder durch Vorstellungen, noch durch Fuchtelhiebe auch selbst nur zum Abprotzen zu bewegen. Es waren das 9. und 10. französische Husaren-Regiment, die in zwei Treffen in geschlossenem Geschwader in kurzem Trabe zum Angriff vorgingen. Das erste Treffen erhielt von den beiden Compagnien des Majors Steindel auf kurze Entfernung Feuer und kehrte in Unordnung um. Diesen Augenblick glaubten die bei Wölsdorf aufgestellten 5 schwachen sächsischen Schwadronen benutzen zu müssen. Sie warfen sich ohne Einheit und Ordnung in die linke Flanke des Feindes; der Prinz selbst setzte sich an die Spitze; indessen durch eine geschickte Bewegung des feindlichen zweiten Treffens wurden die Sachsen in beide Flanken genommen und geworfen. Die weiter zurück haltenden beiden Schwadronen Schimmelpfennig-Husaren eilten zwar zur Hülfe herbei, kamen aber zu spät, um dem Gefechte wieder eine glückliche Wendung zu geben; sie wurden mit fortgerissen. Der Prinz bemühte sich, die Fliehenden aufzuhalten und zum Frontmachen zu bewegen; doch jeder, auf solche Weise neugebildete, Trupp wurde von dem wilden Andrange der Fliehenden und der Sieger sofort über den Haufen geritten. Die im Marsch begriffene Artillerie, die sich theils durch Davonjagen retten wollte, theils die Geschütze stehen ließ, das mit Hohlwegen durchschnittene Terrain, das Alles vermehrte noch die Unordnung. Sächsische, preußische und französische Husaren befanden sich wild durch einander. Der Prinz mußte wohl die Hoffnung aufgeben, das Schicksal des Tages zu wenden und auf seine eigene Rettung bedacht sein, die er nun seinem trefflichen Pferde anvertraute, während er, um nicht erkannt zu werden, den Ordensstern des schwarzen Adlers auf der Brust mit dem Federhut bedeckte, wodurch er freilich den Kopf den Säbelhieben Preis gab. Es würde ihm die Rettung gelungen sein, wenn nicht beim Reiten durch einen Baumgarten in Wölsdorf und beim Setzen über den Gartenzaun das Pferd mit dem einen Fuße hängen geblieben wäre. Der Prinz wurde eingeholt, erhielt von einem französischen Maréchal de logis (Wachtmeister) des 10. Husaren-Regiments, Namens Guindet, einen tiefen Hieb in den Hinterkopf und endlich, da er die Aufforderung sich zu ergeben mit dem Degen beantwortete, einen tödtlichen Stich in die Brust. Der Hauptmann Valentini, der nur augenblicklich von dem Prinzen abgedrängt worden war, fand ihn bereits entseelt auf dem Pferde hangen in den Armen seines Adjutanten, des Lieutenants Nostiz. Vergebens suchten beide Officiere den Leichnam zu retten; es war nur ein einziger Schimmelpfennigscher Husar bei dem

Prinzen geblieben. Der Leichnam des Prinzen wurde nach beendetem Gefecht von den Franzosen nach Saalfeld gebracht, ein dortiger Arzt besorgte die Einbalsamirung und Beisetzung in einem Kirchengrabgewölbe. Die Prinzessin Anton Radziwill, Schwester des Prinzen, ließ 1811 den Leichnam nach Berlin bringen, wo er in der Gruft der Domkirche beigesetzt wurde. An der Straße bei Wölsdorf ließ sie 1823 ein Denkmal von Gußeisen errichten mit der Inschrift: „Hier fiel kämpfend für sein Vaterland Prinz Ludwig von Preußen."

Von den zersprengten Mannschaften rettete sich, was laufen und schwimmen konnte, durch die Saale und Schwarza nach Rudolstadt, Stadt Ilm, Orlamünde. Der Verlust der Preußen und Sachsen betrug: 5 Officiere geblieben, 24 Officiere verwundet, 17—1800 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, 15 preußische, 18 sächsische Geschütze nebst Munition- und Bagage-Wagen und 4 Regiments-Fahnen. Die Nachricht von dem Tode des Prinzen traf bereits nach vier Uhr des Nachmittags in Blankenhain, dem Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig, ein, dessen Rathlosigkeit und Unentschlossenheit sich in schnell auf einander folgenden Befehlen, von denen keiner ausgeführt werden konnte, kund gab. Die Truppen mußten aufbrechen, aber kaum waren sie eine Stunde lang vorwärts marschirt, kam Befehl zum Haltmachen, dann gleich darauf wieder zum Zurückgehen. Auf diese Weise hatten die Truppen die Nacht theils unter dem Gewehr zugebracht, theils hatten sie sich hin und her bewegt, so daß kein Mann etwas genossen, kein Pferd gefüttert worden war. Als der Major Engelbrecht in der Nacht noch dem Herzog meldete, daß die Franzosen am nächsten Tage in Gera, am 12. October in Naumburg sein und die preußische Armee vollständig umgangen haben würden, entgegnete ihm der Herzog phlegmatisch: „Sie wollen mich wohl glauben machen, daß die Franzosen fliegen können?"

Da endlich doch ein Entschluß gefaßt werden mußte, ließ der Herzog dem Fürsten Hohenlohe den Befehl zugehen: von Kahla nach Jena zu marschiren; er selbst verlegte das Hauptquartier nach Weimar. Die Diplomaten traten ebenfalls ihren Rückzug von Erfurt nach Weimar an. „Bleiben Sie noch einige Tage bei uns," sagte Graf Haugwitz zu Gentz, „in Weimar werden wir ruhig und im Stande sein, alsobaldige Nachrichten von allen Vorgängen zu erhalten und Sie werden inne werden, daß wir uns großen Ereignissen nähern." Die Heerstraße in der Nähe von Erfurt war so schlecht, daß die Postillone, welche

das geheime Cabinet fuhren, alle Himmelkreuzdonnerwetter losließen und doch nicht von der Stelle kamen; das gesammte diplomatische Corps mußte die Wagen verlassen und eine weite Strecke zu Fuß gehen. „Um 11 Uhr des Vormittags" — erzählt Gentz den 11. October — „kamen wir nach Weimar und höchstes Erstaunen und Entsetzen bemächtigte sich meiner. Nein, solche Verwirrung hatte ich nie geahnt. Die Straßen waren förmlich mit Bagagewagen und Pferden vollgestopft und mitten darunter Officiere jeden Ranges, Generale und Leute aus des Königs unmittelbarem Gefolge, die hier zu finden ich nicht erwartet hatte. Ich sah den Geheimerath Lombard, der blaß und bewegt auf mich zukam und mir sagte: „„Wissen Sie es schon? Wir haben eine Schlacht verloren und Prinz Louis ist gefallen."" Darauf war ich nicht gefaßt, es überstieg alle meine Berechnungen. Ein solches Unglück wäre schon an sich groß genug gewesen, allein in diesem Augenblick sah ich es, von den düstersten Vorbedeutungen überwältigt, als den Vorläufer noch anderen Mißgeschicks an. Ich stieg aus dem Wagen, ohne zu wissen, was ich beginnen sollte. Als ich Herrn v. Schladen und Grafen Görtz erblickte, suchte ich Nachrichten einzuziehen über das, was in diesem Augenblick um mich vorgehe. Ich erfuhr, daß Weimar zum Hauptquartier bestimmt sei. So eben waren der König und die Königin eingetroffen. Beide zogen sich in tiefer Betrübniß in ihre Zimmer zurück und nahmen Niemanden an. In dem letzten Nachtquartiere zu Blankenhain hätten sie sehr leicht von einer französischen Patrouille können aufgehoben werden; so unbekannt war man mit der Stellung der Feinde. Den ferneren Marsch der Truppen hatte man aufgeschoben und der Herzog von Braunschweig beabsichtigte hier ein Lager aufzuschlagen. Als ich solche Nachrichten vernahm, schwand jeder Hoffnungsschimmer wie ein täuschendes Traumbild und vor meinen Füßen öffnete sich im Geist ein tiefer, dunkler Abgrund. — Ich wußte — und es war aller Anderen Ansicht — daß der Herzog von Braunschweig gleich bei der ersten unglücklichen Nachricht von einem panischen Schrecken ergriffen, bei dieser seiner rückgängigen Bewegung und bei dem unglücklichen Einfalle, hier ein Lager aufzuschlagen, keinen anderen Zweck hatte, als für sich selbst eine kleine Spanne Zeit zu gewinnen, sich von seiner ersten Bangigkeit zu erholen und Rath zu suchen, nicht bei seinen Generalen, sondern bei seiner eigenen Ungewißheit und Furcht. Auf allen Gesichtern malte sich Unzufriedenheit und Mißtrauen, und ruhelose Aufgeregtheit herrschte überall. — General Phull, der mir begegnete,

rief mir zu: „„Alles muß unvermeidlich ſo ſchlecht als möglich gehen, denn ſie haben Alle den Kopf verloren.““ So erſtaunt und beſtürzt war ich über Alles, was ich hörte, daß ich faſt für einen Augenblick den großen Verluſt vergaß, den ich erlitten und für den ich doch mein ganzes Lebenlang keinen Troſt finden werde. (Gentz gehörte zu den genialen Berliner Zechbrüdern des Prinzen Louis). In dieſem Augenblick ſah ich den Prinzen Auguſt von Preußen auf mich zukommen, der mich in Worten und in einer Weiſe anredete, die ich kaum beſchreiben kann. „„In welch einem Augenblick müſſen wir uns wiederſehen!““ rief er aus — während Thränen ſeine Stimme erſtickten. — — Graf Haugwitz erwartete uns zum Diner. Schweigen, Beſtürzung und Trauer führten dabei den Vorſitz. Wer das letzte Diner in Erfurt noch nicht vergeſſen hatte, dem mußte der jetzige Contraſt nicht minder auffallend, als die Urſache ſchmerzlich ſein. Das Troſtloſeſte von Allem war die tiefe Unwiſſenheit, in der wir in Hinſicht auf des Feindes Bewegungen ſchwebten; nur in Betreff eines Punktes ſchienen Alle übereinzuſtimmen: man glaubte Napoleon in vollem Marſch auf Dresden. Man nahm an, einige Detachements könnten die Richtung nach Gera und Leipzig eingeſchlagen haben; indeſſen wußte man in Weimar ebenſo wenig Gewiſſes, als vielleicht in derſelben Zeit in Berlin oder Wien.“

Nach geendetem Mittageſſen, welches, trotz aller Eil und Aufregung, bis ſpät am Abend währte, machte Gentz dem General Kalkreuth einen Beſuch, der ihn mit den Worten empfing: „der unglückſelige Augenblick, den ich vorausgeſagt, iſt da! Wir ſtehen mitten in der Kriſis, ohne zu wiſſen, was aus uns binnen zwei Tagen werden ſoll!“ — Der Feldherr und der Diplomat waren hierüber noch im Geſpräch begriffen, als eine Deputation von Officieren ſich melden ließ. „Es waren,“ erzählt Gentz, „Männer ausgezeichnet durch Verdienſt, Rang und Talent. Einer von ihnen nahm das Wort: „„Wir kommen,““ ſagte er, „„im Namen aller ehrenvollen Männer in der Armee, um Ew. Excellenz zu bitten, ſich unſerer Lage anzunehmen. Schon hat man dem Könige die Hälfte ſeiner Krone entriſſen . . .“ — „Halt, meine Herren! wie ſo das?“ unterbrach ſie der General. „„Ja! Excellenz, die Hälfte ſeiner Krone. Wir wiſſen, was wir ſagen, und auch die andere Hälfte wird er binnen Kurzem verlieren, wenn der Herzog von Braunſchweig das Commando noch länger behält. Die Unzufriedenheit iſt auf das Höchſte geſtiegen; wir können für nichts ſtehen, wenn nicht Mittel aufgefunden werden, den König von dieſer Lage der Dinge in Kenntniß

zu ſetzen. Auf Ew. Excellenz nun haben wir voll Vertrauen unſere Blicke gerichtet und hoffen, daß Sie dieſen Auftrag übernehmen und die Sache leiten werden. Nicht eher können wir uns beruhigen, als bis wir erlangt haben, um was wir bitten.““ Einzelne der Officiere ſuchten die Motive zu erläutern, welche ſie zu dieſem Schritt bewegen hätten. Sie tadelten die Idee, bei Weimar ein Lager aufzuſchlagen und ſprachen ſich über die Gründe, welche den Herzog dazu veranlaßt haben möchten, mit Verachtung aus. Auch verſicherten ſie, um die Verwirrung vollſtändig zu machen, der Herzog habe ſich ſogar mit ſeinem Günſtling, dem Oberſtlieutenant Scharnhorſt, wegen dieſer Maßregel entzweit. Sie fügten hinzu: der Oberbefehlshaber wiſſe weder, was er thue, noch was er thun wolle, noch wo er ſei, noch wo er hingehen werde; von einem Ende der Armee zum anderen ſeien die außerordentlichſten Gerüchte im Umlauf.“

Mit Klugheit und Würde antwortete ihnen der General: „Und wenn der König noch an dieſem Abend mir das Commando anvertraute, ich würde es annehmen, wie beklagenswerth auch immer die Lage der Dinge iſt. Aber kein vernünftiger Mann könne ihm zumuthen, ſelbſt darum zu bitten, denn ein ſolcher Schritt ſteht in directem Widerſpruche mit der tiefen Ehrerbietung, die er dem Könige zolle; auch würde für ihn ein ſolcher Schritt unſinnig in einem Augenblicke ſein, wo dieſe Herren ſelbſt ſo leichtſinnig und unvorſichtig von dem Verluſt der Krone ſprächen.“ — Noch lange Zeit beſtanden dieſe auf ihrem Anſinnen, bis ſie der General nicht länger anhören mochte und ſie bat, ſich zu empfehlen. „Dieſe mich tief ergreifende Scene gab Veranlaſſung zu einem längeren Geſpräch, in welchem der General Kalkreuth mir meinen letzten Hoffnungsſchimmer benahm. Ich erfuhr, daß der Herzog von Braunſchweig nicht nur gar keinen feſtgeſtellten Plan in Hinſicht der allgemeinen Direction der Operationen habe, ſondern daß er auch von der Leitung des Details nichts verſtehe. Er ermüde die Truppen mit ſeinen verwirrten, widerſprechenden Befehlen durch nutzloſe Märſche und Gegenmärſche, durch ſchlechte Arrangements hinſichtlich der Cantonirungen, der Verpflegung ꝛc. Er äußerte gegen mich, er ſei, obgleich es Niemand ahne, überzeugt, daß die Franzoſen mit bedeutenden Streitkräften auf Leipzig marſchiren würden, „„und,““ fügte er hinzu, „„wenn man es zuläßt, daß ſie die Köſener Brücke beſetzen, ſo iſt ganz Sachſen verloren und was ſich dann ereignet, werden wir bald genug ſehen.““ Ferner erklärte er, daß er des Herzogs von Braunſchweig Entſchluß, die Armee bei Weimar zu concentriren, für eine noch

größere militairiſche Unwiſſenheit halte, als die des Generals Mack bei Ulm; denn alle preußiſchen Magazine lägen jenſeits der Saale in Naumburg, Weißenfels, Merſeburg, Halle ꝛc. und er verdamme ſich ſo freiwillig zum Hungertode binnen wenigen Tagen. Kurz, offen verkündigte er mir, daß er, wenn am nächſten Tage nicht irgend eine Veränderung Statt fände, ſehr fürchte, ein großer Theil der Truppen werde am, gewiß nicht mehr fernen, Tage der Schlacht, der Beſchwerde und des Elends müde, nur indifferent ſeine Schuldigkeit thun. Es war das erſte Mal, daß ich bei dieſer Gelegenheit ein Wort von ſo furchtbarer Bedeutung ausſprechen hörte." — Am folgenden Tage, den 12. October, ſaßen dennoch die Diplomaten wieder ganz vergnüglich beim Mittagstiſch beiſammen. „Das Diner beim Grafen Haugwitz war heut etwas weniger melancholiſch," erzählt Gentz, „und der Marquis Lucheſini that ſein Möglichſtes, eine heitere Stimmung zu erzeugen. Man ſprach über die Beſetzung von Gera und Zeitz durch die Franzoſen als von einer vorübergehenden Bewegung ohne wichtigen Plan. Graf Haugwitz ſagte beim Abſchiede zu mir: „„Ich hoffe, wir ſcheiden nicht auf lange Zeit; wir müſſen uns durchaus bald wiederſehen. Gehen die Sachen gut, werde ich Ihnen ein Rendezvous in Würzburg geben; dort wollen wir uns über die künftigen Anordnungen in Beziehung auf Deutſchland beſprechen."" Dies waren ſeine letzten Worte beim Abſchiede. Gentz hielt es nicht für gerathen, länger in dieſem Hauptquartiere der Verwirrung, Verzagtheit und des Unſinns zu verweilen; er hatte nach ſeinen Kräften redlich mit beigetragen, den Brei einzurühren; das Auseſſen überließ er Andern und eilte auf Umwegen über den Harz nach Deſſau und Wien. Für uns Andere hat die Glocke zum Davonlaufen noch nicht geſchlagen; wir müſſen noch ein paar Tage aushalten.

War die Stimmung in dem Hauptquartiere des Königs und Braunſchweigs nicht eben ſehr kriegesmuthig, ſo war ſie es noch weniger in dem des Fürſten Hohenlohe, wo man ſeit Wochen ſich ſchon im entſchiedenſten Widerſpruche mit Braunſchweigs Kriegführung befand. Anſtatt, wie er gehofft hatte, durch ſeine Bewegung den Herzog auf das rechte Saalufer zu ziehen, ſah Hohenlohe nach den Gefechten bei Schleitz und Saalfeld ſich genöthigt, auf das linke Ufer zurückzukehren, wohin ihn außerdem ein Befehl des Herzogs rief, welcher ihm für den 12. ein Lager bei Capellendorf zwiſchen Jena und Weimar anwies. Das Heer, welches Hohenlohe führte, war ſchon am 11. geiſtig und körperlich, oder wie

man gewöhnlich es auf deutſch auszudrücken pflegt, phyſiſch und moraliſch zu Grunde gerichtet. Nicht etwa durch einen Angriff im Dunkel der Nacht, ſondern in heller Mittagſtunde um drei Uhr des Nachmittags am 11. October geſchah es, daß ein paar verſprengte ſächſiſche rothe Dragoner nach Jena kamen, wo das geſammte Hohenloheſche Corps eben eingerückt war und noch unter Gewehr ſtand. Der Ruf: „die Franzoſen kommen!" brachte einen ſo gewaltigen Schrecken unter die Leute, daß ſie alle davon liefen. „Aus jedem Thore und zu jeder Pforte hinaus," erzählt ein Augenzeuge, „ſtürzten Erſchrockene, und ſo ſehr nahm die Unordnung zu, daß der Fürſt, um ſie zu ſtillen, das ganze Heer mußte ausrücken laſſen. Dennoch konnte auch ſo die Reiterei nicht vermocht werden, in die nahen Gebüſche und Weinberge vorzugehen, weil ſie überall feindliche Schützen verſteckt glaubte. Erſt nach einer Stunde endete der beſchämende Auftritt. Aus allen Gebüſchen und Schluchten hervor krochen entlaufene und verlaufene Füſeliere, Grenadiere, Huſaren und Dragoner. Das Feld und die Straßen bedeckten weggeworfene Gewehre, Küraſſe, Futterſäcke; in den Gräben lagen drei oder vier Stück ſchweres Geſchütz und mehrere Wagen. Sächſiſches Gepäck war von den Preußen, preußiſches von den Sachſen geplündert worden; ein großer Theil fiel am folgenden Tage in die Hände des Feindes, weil Einige dieſen thörichter Weiſe von Weimar her erwarteten und ſich nach der entgegengeſetzten Seite gerettet hatten. Bei Lobeda, eine Stunde von Jena auf dem rechten Saalufer, übermannte der Troß, der die Brod- und Löhnungswagen führte, die ſchwache Bedeckung und jagte davon. Auf dem beſtimmten Lagerplatz bei Weimar anzukommen, gelang Wenigen. Das Heer gab, ohne geſchlagen zu ſein, das Bild eines vollſtändig geſchlagenen und aufgelöſten."*) Endlich konnte ſich das Commandowort: „Stillgeſtanden!" Gehör verſchaffen und den vor Hunger und Froſt — zum Theil auch in Folge des bereits ſtark eingetretenen Kanonen- und Manſchettenfiebers — bibbernden und klappernden Soldaten wurde die, von einem öſtreichiſchen Diplomaten in hochtrabenden Phraſen abgefaßte, Proclamation vorgeleſen. „Es iſt," heißt es darin, „Sr. Majeſtät nicht unbemerkt geblieben, daß die Armee längſt den Krieg gewünſcht und wenn gleich Rückſichten, die allein aus Ihrem Standpunkte richtig erwogen werden können, Sie abhielten, dieſem Wunſche früher nachzugeben, ſo haben Sie

*) Der Feldzug 1806 von einem Augenzeugen. I. 114.

ihn doch geehrt, da Sie Sich überzeugt, daß er nur aus wahrer Ehr- und Vaterlandsliebe, welche die Armee immer in so hohem Grade an den Tag gelegt, entsprossen ist. Auch die gesammte Nation hat schon bewiesen, welchen lebhaften Antheil sie an diesem Kriege nimmt, und es gereicht Sr. Majestät zur großen Beruhigung, daß das, was jetzt geschieht, nicht allein unvermeidlich, sondern auch der einstimmige Wunsch des ganzen Volkes ist. Se. Majestät sind überzeugt, daß schon die Erhaltung der Nationalehre und des Ruhmes, den Friedrichs Geist über seine Preußen verbreitete, die Armee zu der gewohnten Tapferkeit und zur willigen Ertragung aller im Kriege unvermeidlichen Mühseligkeiten hinlänglich aufmuntern würde; allein dieser Krieg hat noch mehrere allgemeinere Zwecke. Wir haben es mit einem Feinde zu thun, der rings umher die zahlreichsten Armeen geschlagen, die mächtigsten Staaten gedemüthigt, die ehrwürdigsten Verfassungen vernichtet, mehr als eine Nation ihrer Unabhängigkeit und ihres Namens beraubt hat .... Gewiß ist Niemand in der Armee vom obersten Feldherrn bis zum Gemeinen, dessen Herz kalt bei solchen Zwecken bleiben kann. Jeder Krieger, der in diesem Kampfe fällt, ist für eine heilige Sache der Menschheit gestorben; jeder Krieger, der ihn überlebt, hat, außer einem unsterblichen Ruhm, auch seinen Antheil an dem Dank, dem Jubel und den Freudenthränen des geretteten Vaterlandes." — „Ein Schnaps wäre mir heut lieber," murmelte es hier und da in den vor Kälte zähneklappernden Gliedern; auch war es ganz vergebens, an die Seelengröße der Soldaten zu appelliren, während man ihre, zum Theil sehr bedeutende, Körpergröße ohne jedwede Stärkung ließ. — „Bereits am 9. October begann das erste Hungern bei dem Hohenloheschen Corps, da in den engen Cantonirungen und Lägern die Truppen auf ihr mitgenommenes Brod beschränkt waren und es sich nun auswies, daß dasselbe schlecht ausgebacken und unabgekühlt verladen worden, so daß es vollständig verschimmelt war und fortgeworfen werden mußte." Die Hungersnoth wurde von Tage zu Tage größer, die Soldaten zerstreuten sich und plünderten in den Dörfern, oder suchten den Hunger mit rohen Rüben oder Kartoffeln auf den Feldern zu stillen; nur sind die Felder in der Umgegend von Jena unfruchtbar und die Berglehnen mit Reben bepflanzt: „Gewächs, sieht aus wie Wein!" — Den Sachsen hatte seit dem 9. October ebenfalls kein Brod verabreicht werden können, da der Feldbäckerei zu Lobeda nach dem Eingange der Nachricht von dem Gefecht bei Saalfeld übereilt der Befehl gege-

ben worden war, abzubrechen und nach Weimar zu gehen, woselbst sie bis zum 12. unthätig ohne weitere Befehle blieb. In der Uebereilung hatte man sogar den Teig zu mehr als 20,000 Broden in das Wasser geworfen. Bei dem ganzen Hohenloheschen Corps waren nur sechs Feldbäckereien vorhanden, welche, selbst in einem ruhigen Lager, nicht den dritten Theil der Truppen mit Brod hätten versehen können, viel weniger jetzt, wo sie nirgend eine bleibende Stätte finden konnten, wo die Mehlzufuhren ausblieben und der General-Intendant zuvor Alles für die Hauptarmee mit Beschlag belegte.

Das letzte Hämpfle (Handvoll) Mehl aus dem Puderbeutel, nebst den zurückgebliebenen Pomadenklümpchen, wurde heut nicht in den Puderzopf und die Seitenlocken gestreut und geschmiert, sondern daraus, trotz der unausbleiblichen Stockprügel, wenn morgen der Zopf ungepudert zur Parade oder Wache kam, eine delicate Mehlsuppe, mit Pulver gesalzen, gekocht. Für Pferdefutter war ebenso wenig gesorgt und dabei wurde von den Befehlshabern oft noch Bedenken getragen, ob man zugreifen dürfte, wo sich etwas fände. Auf dem Kornboden des Rathhauses in Jena lagen mehrere hundert Scheffel Hafer; allein die Intendantur fragte erst in Weimar an, ob man für Geld und gute Worte ihr etwas davon überlassen wolle. Ehe die Antwort kam, waren bereits weniger gewissenhafte Gäste eingetroffen. In Weimar waren für die Armee große Vorräthe aufgespeichert, allein das Hin- und Herziehen der Truppen verhinderte eine geordnete Verpflegung. In den thüringischen Forsten und Feldern fehlte es nicht an Hochwild, Hasen und Hühnern, allein der, für seine Jagdgehege mehr als für seine Unterthanen besorgte, Herzog August führte so nachdrückliche Beschwerde bei dem Könige und den Generälen, daß die strengsten Befehle gegen Jagdfrevel erlassen wurden. Zwei Jäger von dem Bataillon des Oberst York, welche für sich und die Kameraden ein paar Hasen geschossen hatten, wurden noch am 9. October zu Spießruthen verurtheilt, wohl die letzten, welche preußische Soldaten erlitten haben. —

Da sah es freilich lustiger in dem Herzen und in dem Heere Napoleons aus. Der Kaiser schrieb am 10. des Morgens 8 Uhr an den Marschall Soult: „Am 5. hat die preußische Armee noch eine Bewegung gegen den Thüringer Wald gemacht, so daß ich sie um mehrere Tagemärsche zurück glaube. Der Marschall Lannes kommt heut nach Saalfeld; es sei denn, daß der Feind dort beträchtliche Kräfte hätte. Wenn meine Verbindung mit dem linken Flügel

hergestellt sein wird, dränge ich bis Neustadt und Triptis vor. Nach diesem mag der Feind thun, was er will; greift er mich an, so wird es mich entzücken, läßt er sich angreifen, ich werde nicht verfehlen es zu thun. Defilirt er auf Magdeburg, so werden Sie vor ihm in Dresden sein. Ich wünsche vor Allem eine Schlacht. Wenn er mich hat angreifen wollen, so geschieht es in dem großen Vertrauen auf seine Stärke, es ist nicht unmöglich, daß er mich angreift, es ist das Angenehmste, was er mir erweisen könnte. Nach dieser Schlacht werde ich vor ihm in Dresden oder Berlin sein. Ich erwarte mit Ungeduld meine Garde zu Pferde, sie ist heut in Bamberg. Vierzig Geschütze und dreitausend Mann Cavallerie, wie diese, sind nicht zu verachten. Sie sehen somit meine Absichten für heut und morgen. Sie sind Herr, nach Ihrem Ermessen zu verfahren, aber verschaffen Sie sich Brod, damit Sie, wenn Sie sich mit mir vereinigen, auf einige Tage damit versehen sind. Wenn Sie etwas gegen den Feind zu thun finden, einen Marsch von Ihnen, so können Sie es dreist thun. Stellen Sie Cavalleriepoſten aus, um schleunigst zwischen Schleitz und Plauen correspondiren zu können. Bis zu dieser Stunde scheint sich mir der Feldzug unter günstigen Vorbedeutungen zu eröffnen. . . . Die Nachrichten, die ich in diesem Augenblicke von Ihnen erhalte, lassen mich nicht mehr daran zweifeln, daß Gera der Versammlungsort der preußischen Armee sein wird. Ich zweifle, daß sie sich vor mir daselbst wird vereinigen können. Indessen im Laufe des Tages werde ich Nachrichten erhalten, welche mich werden klar sehen lassen."

In dem preußischen Hauptquartiere war man über die Bewegungen der französischen großen Armee auch am 12. October noch im Ungewissen und konnte keinen Entschluß fassen. Zwei Engländer, welchen man in Weimar gesagt hatte, daß sie auf dem Wege über Gera nach Leipzig nichts zu besorgen hätten, wurden aufgegriffen und vor Napoleon gebracht. Als diese aussagten: die Preußen wären noch immer der Meinung, daß sie ihn am Thüringer Walde erwarten müßten, rief er aus: „ils se tromperont furieusement, ces vieux perruques!" (sie sind verteufelt auf dem Holzwege, diese alten Perrücken!)

Fest entschlossen, den Preußen am nächsten oder nächstfolgenden Tage eine Schlacht zu liefern, mußte Napoleon Alles daran liegen, den Herzog von Braunschweig noch so lange bei Erfurt und Weimar festzuhalten, bis er ihn vollständig überflügelt habe. Aus seinem Hauptquartier Auma ertheilte er am 12. in aller Frühe den Befehl, der Großherzog von Berg solle sogleich von Gera auf

Zeitz marſchiren und bis Leipzig ſtreifen laſſen; erführe er in Zeitz, daß der Feind noch bei Erfurt ſtehe, ſolle er ſich auf Naumburg dirigiren. Der Marſchall Bernadotte ſolle von Gera mit ſeinem Corps der Bewegung des Großherzogs folgen; der Marſchall Davouſt ſolle nach Naumburg marſchiren, ſich ſelbſt darüber aufklären, ob die preußiſche Armee bereits den Rückmarſch angetreten habe und ſich immer ſchlagfertig halten. Der Marſchall Soult ſolle auf Gera, der Marſchall Ney von Schleitz auf Mittelpöllnitz, der Marſchall Augereau von Saalfeld auf Kahle, der Marſchall Lannes von Neuſtadt auf Jena rücken; der Kaiſer nahm mit den Garden ſein Hauptquartier in Gera. Im Fluge wurde dieſe große Linksſchwenkung der franzöſiſchen Armee ausgeführt; dafür war geſorgt, daß der preußiſchen Armee der Rückzug über die Saale nicht mehr möglich war.

Da Napoleon von der Verwirrung und Unentſchloſſenheit, welche in dem preußiſchen Hauptquartiere herrſchten, nicht vollſtändig unterrichtet ſein konnte, hielt er es nicht für überflüſſig, an den König von Preußen einen Brief zu ſchreiben voll Wohlmeinenheit und Freundſchaftsverſicherung, zugleich aber auch voll unfehlbarer Siegesgewißheit. Seine Abſicht hierbei war: den, ihm genugſam bekannten, Widerwillen des Königs gegen den Krieg im letzten Momente noch einmal aufzuregen und dadurch Uneinigkeit und Unentſchloſſenheit im feindlichen Feldlager zu vermehren. Er hatte daſſelbe Manöver vor der Schlacht von Auſterlitz mit gutem Erfolge angewendet, wo er, wie wir uns erinnern, den Kaiſer Alexander ebenfalls durch ſolch' einen ſchmeichelhaften Drohbrief ſehr perplex gemacht hatte.

„Mein Herr Bruder!" — ſo lautete der Brief aus Gera vom 12. October an den König. — „Erſt am 7. October erhielt ich Ihren Brief vom 25. September. Es thut mir leid, daß man Sie dieſe Art von Pamphlet unterzeichnen ließ. Ich antworte nur, um Sie zu verſichern, daß ich die darin enthaltenen Dinge Ihnen niemals zur Laſt legen werde; ſie ſind ſämmtlich dem Charakter und der Ehre von uns beiden zuwider. Ich beklage und verachte die Verfaſſer einer ſolchen Schrift. Unmittelbar darauf erhielt ich die Note Ihres Miniſters vom 1. October. Sie haben mir ein Rendezvous auf den 8. beſtimmt; als guter Cavalier hab' ich mich pünktlich geſtellt, ich ſtehe mitten in Sachſen. Glauben Sie mir, ich beſitze Kräfte, denen die Ihrigen den Sieg nicht lange ſtreitig machen werden.

„Wozu aber ſo vieles Blutvergießen? zu welchem Zweck? Ich werde gegen Ew. Majeſtät dieſelbe Sprache führen, wie gegen den Kaiſer Alexander zwei Tage vor der Schlacht von Auſterlitz. Gebe der Himmel, daß die verkauften oder fanatiſirten Menſchen, welche mehr Ihre Feinde, als die meinigen und meiner Nation ſind, Ihnen nicht dieſelben Rathſchläge ertheilen, um Sie denſelben Ergebniſſen zuzuführen.

„Sire, ich war Ihr Freund ſeit ſechs Jahren. Ich will nicht von jener Art von Wahnſinn (vertige), ſo Ihrem Miniſterium beiwohnt, profitiren, welches Sie politiſche Fehler begehen ließ, über welche Europa noch ganz erſtaunt iſt, und militairiſche Irrthümer, von deren Enormität Europa ſehr bald widerhallen wird. Hätten Sie von mir in Ihrer Note mögliche Dinge verlangt, ich würde ſie Ihnen zugeſtanden haben; Sie verlangten meine Entehrung, Sie durften meiner Antwort gewiß ſein.

„So iſt denn der Krieg zwiſchen uns erklärt, das Bündniß für immer gelöſt. Allein warum unſere Unterthanen ſich morden laſſen? Mich verlangt nach keinem Siege, welcher durch das Leben einer guten Anzahl meiner Kinder erkauft werden muß. Wäre es mein erſtes Auftreten auf dem Kriegsſchauplatze, hätte ich die Wechſelfälle der Schlachten zu fürchten, dann würde dieſe Sprache unzeitig angebracht ſein. Sire, Ew. Majeſtät werden geſchlagen werden; Sie werden die Ruhe Ihrer Tage, die Exiſtenz Ihrer Unterthanen ohne einen Schatten des Vorwandes Preis geben. Heut ſind Sie noch unangerührt und können mit mir in einer, Ihrem Range angemeſſenen Weiſe unterhandeln; noch vor Ablauf eines Mondes werden Sie in ſehr verſchiedener Lage unterhandeln. Sie haben ſich durch Irritationen hinreißen laſſen, welche man berechnet und künſtlich vorbereitet hatte. Sie ſagen mir, Sie hätten mir oft ſchon Dienſte geleiſtet; wohlan, ich will Ihnen den größten Beweis, daß ich ſie nicht vergeſſen habe, geben: noch ſteht es in Ihrer Macht, Ihren Unterthanen die Verwüſtungen und das Unglück des kaum begonnenen Krieges zu erſparen, Sie können ihn auf der Stelle endigen und ganz Europa wird es Ihnen Dank wiſſen. Wenn Sie auf die Wüthenden hören, welche vor vierzehn Jahren Paris einnehmen wollten, und gegenwärtig Sie zu einem Kriege und gleich darauf zu den unbegreiflichſten Angriffsplänen gedrängt haben, dann werden Sie über Ihre Völker ein Unglück bringen, welches wieder gut zu machen der Reſt Ihres Lebens nicht hinreichen wird.

„Sire, ich habe gegen Ew. Majestät nichts zu gewinnen, ich will nichts von Ihnen und habe nichts von Ihnen gewollt; der gegenwärtige Krieg ist ein unpolitischer Krieg. Ich fühle, daß ich vielleicht in diesem Briefe eine gewisse, jedem Souverain eigene, Empfindlichkeit verletze, allein die Umstände gestatten keine Schonung. Außerdem mögen Ew. Majestät mir gestatten, Ihnen zu sagen, daß es für Europa keine neue Entdeckung ist, zu erfahren, daß Frankreich um das dreifache volkreicher und ebenso tapfer und kriegerisch ist, als es die Staaten Ew. Majestät sind.

„Ich habe Ihnen keinen reellen Grund zum Kriege gegeben. Mögen Sie jenem Schwarme von Uebelwollenden und Leichtsinnigen befehlen, Angesichts Ihres Thrones in der, demselben gebührenden, Ehrfurcht zu schweigen, und mögen Ew. Majestät Sich selbst und Ihren Staaten die Ruhe wieder geben. Wenn Sie auch in mir niemals wieder einen Verbündeten, so werden Sie doch in mir einen Mann finden, welcher keine anderen Kriege sucht, als solche, die für die Politik meiner Völker unerläßlich sind und niemals wünscht, Blut in einem Kampfe mit Souverains zu vergießen, welche sich mit mir in Betreff der Industrie, des Handels und der Politik in keinem Widerstreite befinden.

„Ich bitte Ew. Majestät in diesem Briefe nichts anderes zu sehen, als den Wunsch, Menschenblut zu schonen und einer Nation, welche, geographisch betrachtet, mit der meinigen nicht in Feindschaft zu stehen braucht, die bittre Reue zu ersparen, zu viel auf die vorübergehenden Gefühle gehört zu haben, welche bei den Völkern ebenso leicht angeregt werden, als sie wieder verschwinden. Hiermit bitte ich Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehmen möge.

Ew. Majestät guter Bruder Napoleon.

Aus meinem Kaiserlichen Feldlager, den 12. October 1806."

Mit der Ueberbringung dieses Briefes, dem noch einer an den Grafen Haugwitz und ein dritter an den General-Quartiermeister der preußischen Armee hinzugefügt waren, hatte der Kaiser einen Herrn Montesquiou, Kammerherrn und Capitain der Ordonnanzen, in Gera beauftragt. Dieser hatte sich mit keinem Trompeter versehen, um sich als Parlamentair anzukündigen, wurde bei Dornburg von den Vorposten von Bila-Husaren aufgegriffen und als Spion nach dem Hauptquartier des Fürsten Hohenlohe am 13. October Nachmittags gebracht. Obschon der kaiserliche Kammerherr dem Fürsten unzweifelhafte Beweise davon gab, daß er wirklich der sei, für den er sich ausgab, wovon sich

der Fürst aus dem offenen Schreiben an den General-Quartiermeister überzeugen konnte, hielt er ihn dennoch bei sich zurück; dem Hauptmann v. Boyen, welcher sich erbot, den Brief des Kaisers an den König auf der Stelle zu befördern, wurde dies abgeschlagen. Dem General Holzendorf, der zur Bewachung des Postens bei Dornburg um Verstärkung bat, gab der Fürst die Versicherung: „er stehe ganz sicher, habe nichts zu befürchten und möge nur einrücken.“ Der Fürst nahm sein Quartier in Capellendorf, seine Truppen lagerten hungernd und frierend auf den Feldern umher. Die Franzosen hatten bereits die Uebergänge auf das rechte Ufer der Saale bei Jena, Dornburg, Kamburg, Naumburg besetzt, und auf der Hochebene des Landgrafenberges und Steigers, welche der Marschall Lannes mit einem Theil seines Corps ungehindert am 13. des Nachmittags erstiegen hatte, traf um 4 Uhr der Kaiser ein. Davon, daß die preußischen Generäle so ganz mit Blindheit geschlagen seien, ihm alle Vortheile des Terrains zu überlassen, konnte Napoleon selbst durch die Versicherungen seiner Marschälle und Ingenieur-Officiere nicht überzeugt werden, er ritt selbst überall umher und gab noch um 10 Uhr Befehl: die Corps von Ney und Augereau, sowie die Cavallerie-Reserve sollen die ganze Nacht marschiren, um mit Anbruch des Tages auf dem Schlachtfelde eintreffen zu können; die Corps von Davoust und Bernadotte sollen gemeinschaftlich am folgenden Tage früh am Morgen auf Apolda im Rücken der preußischen Armee zwischen Jena und Weimar marschiren. Bei Nacht und Nebel ritt Napoleon über Stoppelfeld und Haide, zwei reitende Fackelträger vorauf, an seiner Seite zwei der Gegend kundige Männer: den Postmeister von Jena und General Denzel, einst wegen Raufereien von Jena relegirt. In seinem Gefolge die Marschälle Lannes und Soult und den General Suchet. Der Kaiser legte sich nicht eher schlafen, als bis er die Disposition zur Schlacht für den folgenden Tag niedergeschrieben.

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Der Fürſt von Hohenlohe durchreitet am 13. October das Lager. — Die Soldaten hungern, aber ſie haben guten Muth. — Tauentzien verläßt fechtend den Poſten bei Jena. — Die Avantgarde des Marſchall Lannes beſetzt den Landgrafenberg. — Maſſenbach überbringt den Befehl des Herzogs an den Fürſten Hohenlohe, den Feind durchaus nicht anzugreifen. — Die Schlachtſchüſſel in Naſchhauſen. — Braunſchweig befiehlt eine retrograde Bewegung. — Der Paß von Kösen am 13. noch unbeſetzt. — Kriegsrath in Auerſtädt am 13. zur Nacht. — Dispoſition des Marſches für den 14. October. — Napoleons Schlachtplan. — Das Trauerſpiel von Jena in fünf Actionen. — Hegel während der Schlacht von Jena. — Der abſolute Kaiſer zieht den Hut vor dem Abſoluten. — Kritik der Schlacht von einem poetiſchen Schuſter.

Der Fürſt von Hohenlohe, perſönlich tapfer, immer auf dem Platze, leutſelig und umgänglich, durchritt am 13. October des Nachmittags das Lager und hielt hier und da eine Anſprache an ſeine Truppen. Es war ein ſchöner Herbſttag. — Die Soldaten traten mit ihren Officieren vor die Zelte, der Fürſt ſprach mit allen. Zu den Preußen auf dem rechten Flügel kam er zuerſt. Nirgend eine Spur von Mißvergnügen. Der Fürſt fragte bei jedem Bataillon: ob es Brod, Fleiſch, Branntwein gehabt? An erſterem hatte es bei vielen gefehlt, doch waren die Mannſchaften zufrieden und meinten: es wird ſchon wieder beſſer werden, wenn wir man erſt die Franzoſen gegenüber haben werden! Und wenn der Fürſt antwortete: „Dazu wird bald Rath werden!“ ſo riefen ſie: es lebe der Fürſt Hohenlohe! Als er zu den

Grenadieren kam, ſagte er: er werde die ſchwerſte Arbeit für ſie aufſparen, ſie ſollten, wenn es Noth thun würde, mit dem Bajonett drauf gehen, er wiſſe: ſie würden den Feind werfen, wo ſie ihn anträfen. Da erſcholl die einſtimmige Antwort: ja, da könne er ſich ganz gewiß darauf verlaſſen, wenn ſie nur erſt ſo weit wären. Und wenn der Fürſt dann ſcherzend fragte: wie viel Franzoſen wohl ein Jeder auf ſich nähme? ſo verſicherten die Ernſthafteren: drei; wogegen es die Luſtigeren bis acht und neun trieben. Bei den Sachſen ſah es weniger gut aus; ſie hungerten. Die Mißſtimmung war bei ihnen dadurch ſo groß, daß ſie meinten: wo es eine Prügelſuppe auszueſſen gäb', da würden ſie vorangeſchickt, aber die Fleiſchtöpfe äßen die Preußen allein aus. Die Franzoſen waren angewieſen, mit den Sachſen Kameradſchaft zu machen; ſie riefen ihren Vorpoſten zu: „Sax gut Freund, Preuß cujon!“ Der Fürſt war eben (am 13. Nachmittags) im Begriff, nach dem linken Flügel zu reiten, als aus dem, eine Stunde entfernten, Saalgrunde bei Jena und Dornburg ein lebhaft unterhaltenes Feuer vernommen wurde. General Tauentzien, welchem die Saalübergänge anvertraut worden waren, ſah ſich gezwungen, ſeine Stellung aufzugeben, nachdem er gegen die ihn neckenden Tirailleure zwei Stunden lang ein lebhaftes Kanonenfeuer unterhalten hatte. Der Rückzug der Preußen wurde durch den Fluß, durch die Stadt Jena, durch das Mühlthal, Rauthal und deren Nebenſchluchten gedeckt, ſo daß ſie die Hochebene auf und jenſeit des Landgrafenberges vor dem Feinde erreichen konnten. Der Hauptmann Haxthauſen, welcher mit nicht mehr als einhundert vierundzwanzig Mann die Brücke von Jena vertheidigen ſollte, ſah ſich bald umringt und ergab ſich als Gefangener. Der Major Graf Loucey zog ſich fechtend aus dem ſchönen Saal-Athen, der letzte Preuße, zurück, in welchem die erſten Franzoſen, nicht ſowohl durch tapfere Gegenwehr, als durch ihre Plünderungsſtudien einige Stunden aufgehalten wurden. Die ermüdeten und ſchwerfälligen preußiſchen Colonnen wurden von den leichtfüßigen Franzoſen nach allen Richtungen hin bald eingeholt: Tauentziens Truppen wurden durch Lannes' Vortrab aus den Gehölzen von Kospoda und Kloswitz verdrängt. Der Beſitz des Landgrafenberges war viel zu wichtig, um den Feind im ruhigen Beſitze deſſelben zu laſſen, da er dadurch zugleich in den Beſitz faſt aller aus dem Saalthale nach der linken Flanke und dem Rücken des preußiſchen Lagers führenden Wege gelangte und den Preußen jede Verbindung mit dem Saalthale und die Einſicht in daſſelbe benahm, während

der Feind einen Ueberblick über die Aufstellung und Bewegung der Preußen gewann.

Tauentzien ließ den Fürsten Hohenlohe um Verstärkung bitten. Der Fürst, welcher die preußischen Truppen aus dem Lager hatte rücken lassen, begab sich zu der sächsischen Brigade Gerrini, welche bereits die Gegend zwischen Vierzehnheiligen und Isserstädt erreicht hatte und jubelnd vorrückte, ließ sie aber hinter der Aufstellung des Generals Tauentzien auf dem Dornberge einstweilen Halt machen, um die preußischen Truppen, die ebenfalls jauchzend im Anmarsche waren, abzuwarten und dann mit vereinten Kräften anzugreifen.

Es war etwas nach Mittag; ein entscheidender Augenblick war gekommen. Durch eine Anrede des Fürsten, durch den Gedanken, daß endlich ein ernsthaftes Gefecht bevorstand, welches aus aller Noth herausreißen und die Schmach von Saalfeld sühnen konnte, war Aller Hoffnung neu belebt. In diesem Augenblick kam der Oberst Massenbach von Weimar zurück, sprach mit dem Fürsten bei Seite und man sah diesen während des Rapportes mit einem Rohrstöckchen, welches er beim Reiten trug, sich mehrere Mal über die Lende schlagen — er trug wildlederne Beinkleider —, was er wohl im heftigsten Zorne zu thun pflegte, wie man von dem Löwen sagt, daß er, um zum Kampfe sich zur Wuth zu reizen, mit dem eigenen Schweife die Flanken peitsche. Bei dem Fürsten aber bedeutete diesmal das Peitschen: „Hahn in Ruh!" Massenbach überbrachte dem Fürsten die von dem Herzoge von Braunschweig für den 13. und 14. October angeordnete Disposition, bei welcher es vornehmlich darauf abgesehen war, mit der Hauptarmee und dem königlichen Hauptquartier an noch offener Stelle über Unstrut und Saale nach der Elbe zurück zu gehen, wozu der Herzog, von Hohenlohe's Armeecorps gedeckt, noch die schönste Zeit und Gelegenheit zu haben vermeinte. „Die Hauptarmee," so lautete der Tagesbefehl, der nur wiederholte, was dem Fürsten bereits mitgetheilt worden war, „marschirt am 13. in einer Colonne divisionsweise mit Intervallen von 2 zu 2 Stunden links ab nach der Gegend von Auerstädt; am 14., nachdem abgekocht ist, schiebt sie eine Division gegen den Paß von Kösen vor und marschirt hinter derselben wiederum links ab nach der Brücke von Freiburg, passirt daselbst die Unstrut und bezieht auf den dortigen Höhen eine Stellung mit dem rechten Flügel an der Unstrut, mit der Front längs der Saale. Der General Rüchel rückt von Erfurt nach Weimar und bezieht mit seinem Corps die von der Hauptarmee verlassene

Stellung. Der Herzog von Weimar erhält den Befehl, ſich an ihn anzuſchließen und die Verbindung zwiſchen dem Rüchelſchen und Hohenlohe'ſchen Corps zu machen. Der Fürſt Hohenlohe bleibt vor der Hand in ſeiner Stellung bei Jena, detachirt aber noch am 13. ein hinlängliches Corps nach Dornburg und Kamburg, um die Hauptarmee während des Marſches gegen jeden unvermutheten Anfall in der rechten Flanke ſicher zu ſtellen."

Der Oberſt Maſſenbach überbrachte außerdem noch den mündlichen Befehl: „daß der Fürſt den Feind durchaus nicht angreifen ſolle und auf das Strengſte zur Verantwortung gezogen werden würde, wenn er dieſen Befehl überſchritte." Der Oberſt fügte noch hinzu, der Herzog habe in drohender Weiſe zu ihm geſagt: „man hat große Urſache zu glauben, daß Sie, Oberſt Maſſenbach, die Veranlaſſung zu dem tollkühnen Unternehmen des Prinzen Louis bei Saalfeld geweſen, da Sie nichts weiter, als die Offenſive im Kopf haben; man wird Sie mit eben dieſem Kopfe dafür verantwortlich machen, daß der Fürſt Hohenlohe bei Jena den Feind weder gradezu angreift, noch auch unter irgend einem Vorwande zu einem Gefechte Veranlaſſung giebt." — Dieſe Mittheilung war es, über welche der Fürſt ſo in Zorn gerieth, daß er ſich auf die Unausſprechlichen ſchlug. Allein es waren nicht die des alten Fritz, von denen die Grenadiere geſungen:

„Und klopft nur unſer alter Fritz
Sich einmal auf die Hoſen,
Zum Teufel läuft die Reichsarmee
Sammt Ruſſen und Franzoſen!"

Hier war der Moment, wo der Fürſt auf ſeine eigene Verantwortung handeln mußte und wenn es auch ihm und dem Oberſten Maſſenbach die Köpfe heut gekoſtet hätte, dann waren ſie wenigſtens der Mühe überhoben, dieſelben am folgenden Tage — wo ja alle Generale den Kopf verloren — zu verlieren. —

Hätte der Fürſt, anſtatt auf ſeine Lederhoſen, auf den Feind losgeſchlagen, der nur erſt mit geringer Mannſchaft auf dem Landgrafenberg Poſto gefaßt hatte, ſo konnte er ihn jetzt noch die ſteilen Berglehnen hinabwerfen und die Heraufkletternden mit Steinwürfen, im Fall die Munition ausgegangen war, ſo empfangen, daß ihnen die Luſt vergangen wäre weiter zu ſteigen. — Allein der Angriff unterblieb und der Fürſt blieb zum 14. früh in völliger Unwiſſenheit über das, was unmittelbar um ihn vorging. Eine um dieſe Zeit

bei ihm eingegangene Meldung, daß am 12. Franzoſen in Dornburg geweſen und für den folgenden Tag für 12,000 Mann Eſſen beſtellt hätten, veranlaßte ihn, die Mannſchaft, welche das Defilée von Dornburg aufs Neue beſetzen ſollte, ſelbſt zu begleiten, nachdem er dem General Tauentzien den Befehl auf dem Landgrafenberge übergeben hatte. Um 3 Uhr Nachmittags marſchirte eine, aus drei Grenadier-Bataillonen, ſechs Schwadronen Cüraſſieren und Huſaren, einer Batterie Zwölfpfünder und zwei berittenen Batterien beſtehende, Diviſion nach Dornburg ab, welches man vom Feinde wieder verlaſſen fand. Die für die Franzoſen zubereiteten dampfenden Gerichte ließen ſich die Preußen wohlſchmecken; die in dem an der Saale gelegenen Naſchhauſen vorgefundene Schlachtſchüſſel wurde nebſt dortigem Landgewächs in das Hauptquartier gebracht und mit beſtem Appetit verzehrt.

Für den am 13. auszuführenden Rückzug der Hauptarmee hatte der Herzog von Braunſchweig folgende Anordnung befohlen: „Die Armee wird eine retrograde Bewegung machen, theils um ſich mit dem Herzog Eugen von Würtemberg (preußiſchem General, welcher die Reſerve bei Halle befehligte) zu vereinigen, theils um den Rücken wieder frei zu gewinnen.

„Zu dieſem Zweck bricht die Diviſion von Schmettau ſogleich auf und marſchirt nach Köſen. Iſt dieſer Paß nicht ſtark beſetzt, ſo ſoll der General Graf Schmettau denſelbigen erobern. Sollte er aber ſo ſtark beſetzt ſein, daß dieſer Zweck nicht zu erreichen iſt, ſo ſoll die erſte Diviſion blos jenen Paß maskiren, damit die Armee hinter ſelbigem weg nach der Unſtrut marſchiren kann. Die übrigen Diviſionen brechen eine Stunde ſpäter auf. Der Fürſt von Hohenlohe bleibt vor der Hand noch ſtehen, damit der Feind von unſerer Bewegung nichts erfährt.“

General Schmettau, welcher mit dem Vortrab der erſten Diviſion vor Tage aufbrechen ſollte, ſtieg erſt 9 Uhr zu Pferde und ſeine Diviſion brach erſt 10½ Uhr auf. Man erzählt, daß ſein Adjutant, Lieutenant E. v. Pfuel, (der ſpäter berühmte General und Miniſterpräſident) zu wiederholten Malen den alten Grafen Schmettau in ſeinem Quartiere zu Umpferſtädt bei Weimar an die Dringlichkeit des Aufbruchs erinnerte, allein immer den Beſcheid erhielt: „ſo laſſen Sie mich doch nur meinen Nachtſchweiß abwarten, ich höre, es ſoll ein recht kalter Herbſtmorgen ſein.“ — Hierdurch wurde der Abmarſch der zweiten und dritten Diviſion ebenfalls verzögert. Es war den vom Herbſt-

nebel erstarrten Soldaten ein guter „Lerchentriller" — so nannten sie den ersten Schnaps — versprochen worden, ein Geschenk des Königs und der Königin, welche sie heut beim Vorüberfahren mit Hurrah! begrüßt hatten. Als die Fouriere, welche ihn in Weimar abholen sollten, dort ankamen, fanden sie ihn in so großen Gebinden vor, daß es nicht möglich war, ihn zu verladen und nach dem Lager zu bringen. Sie mußten sich erst kleinere Fässer und Flaschen zu verschaffen suchen, wodurch so viel Zeit versäumt wurde, daß bis zum späten Abend von dem ersehnten Lerchentriller nichts vernommen wurde. Unterdessen wurde bei den einzelnen Regimentern der, von dem östreichischen Diplomaten verfaßte, uns bereits bekannte Aufruf vorgelesen, wodurch die Leute nur noch nüchterner wurden, als sie es schon ohnedem waren.

Die erste Division unter Schmettau kam gegen 5 Uhr des Nachmittags jenseit Auerstädt und lagerte auf dem südlichen Hange der dortigen Höhen, die Front gegen Gärnstädt. Die zweite Division blieb hinter Auerstädt; die dritte Division traf erst um Mitternacht, die leichten Truppen des Generals Blücher erst um 2 Uhr des Morgens ein.

Das späte Eintreffen der Divisionen in der kalten, stockfinstern Nacht veranlaßte bei den mit Bivouakiren ganz unbekannten Truppen allerhand Unordnungen und Verwirrung. Die Bataillons-Bagage, Pferde u. s. w. geriethen durcheinander; Holz, Stroh und Lebensmittel konnten nicht unter gehöriger Aufsicht herbeigeschafft werden, so daß ein Durcheinanderlaufen und zuletzt ein förmliches Plündern der benachbarten Orte erfolgte, wovon selbst Auerstädt, wo sich das Hauptquartier des Königs und des Herzogs befand, nicht verschont ward. Von einer gehörigen Recognoscirung des Terrains und des Feindes konnte bei dem späten Eintreffen der Truppen nicht die Rede sein.

Noch nicht war der Paß von Kösen (am 13. Nachmittags) von den Franzosen besetzt; eine von ihnen dorthin geschickte Patrouille war von den preußischen Husaren geworfen worden. Die Division Schmettau hatte bis zu dem Paß nur noch drei Stunden zu marschiren; der General war der Meinung: „morgen sei auch noch ein Tag!" Der Marschall Davouſt dachte ebenso, nur in einem anderen Sinne; er ließ noch während der Nacht den Paß von dem 25. Linien-Infanterie-Regiment besetzen.

Der König versammelte spät am Abend in Auerstädt einen Kriegsrath, welchem der Herzog, der Feldmarschall Möllendorf, die Generale Kalkreuth,

Schmettau, Wartensleben und Phull und die Oberſten Scharnhorſt und Kleiſt beiwohnten. Weder der Herzog, noch einer der Anweſenden dachte an die Möglichkeit einer Schlacht am folgenden Tage. Man glaubte, daß von Naumburg her eine Abtheilung von höchſtens 6000 Mann im Anmarſch ſei. Für den 14. wurde folgender Befehl ertheilt: „Die Armee ſetzt ſich morgen mit Tagesanbruch nach der heutigen Marſchordnung in Bewegung, dergeſtalt, daß die Diviſion Schmettau die Straße nach Köſen verfolgt. Die Cavallerie und Avantgarde dieſer Diviſion werfen ſich raſch auf die feindliche Cavallerie; ihr folgt die erſte Infanterie-Brigade, welche den Poſten von Köſen nimmt und beſetzt. Iſt es nöthig, ſo unterſtützt die zweite Brigade das Unternehmen. Die dieſſeitigen Anhöhen von Köſen werden alsdann ſo lange durch die Diviſion Schmettau beſetzt gehalten, bis die ganze übrige Armee dahinter weg und über die Unſtrut defilirt iſt, worauf die Diviſion ebenfalls abmarſchirt, den Paß aber noch mit einem ſtarken Detachement bis zur Ankunft der Truppen vom Hohenlohe'ſchen Corps beſetzt hält u. ſ. w.“ Noch ſchmeichelte ſich der Herzog von Braunſchweig in dem königlichen Hauptquartiere zu Auerſtädt mit dem ſüßen Wahne, ſeinen Rückzug mit der geſammten Armee am 14. ungehindert über die Unſtrut bewerkſtelligen zu können. In der Mitternachtſtunde vom 13. zum 14. erließ er an den Fürſten von Hohenlohe aus Auerſtädt das nachſtehende Schreiben: „Die Armee Sr. Majeſtät des Königs iſt bis Auerſtädt vorgerückt (ſollte heißen: zurückgegangen), der Feind hat die Brücke bei Köſen beſetzt und iſt in der Gegend von Naumburg und in dieſem Orte ſelbſt. Nach der Angabe eines gefangenen Chaſſeurs commandirt der Marſchall Davouſt dieſe Truppen; über ihre Stärke iſt die Angabe ſehr verſchieden. Die Armee des Königs wird morgen (d. 14.) bei Freiburg und Lauchau über die Unſtrut gehen und dann mit der Avantgarde Weißenfels zu erreichen ſuchen. Nach der Angabe des Gefangenen ſteht gegen Ew. D. Armee der Marſchall Augereau. Bei der Bewegung der Armee iſt es von Wichtigkeit, daß der Feind nicht über die Saale zwiſchen beiden Armeen gehe. Die Beſetzung der Uebergänge bei Dornburg und Kamburg, beſonders mit Artillerie, iſt daher von der größten Wichtigkeit u. ſ. w.“ Als dieſer Befehl gegeben wurde, waren ſämmtliche Uebergänge über die Saale den Franzoſen bereits nach geringer Gegenwehr überlaſſen worden. Der Herzog fühlte ſich ſo erſchöpft, daß er ſchon während des Kriegsraths anfing einzunicken, auch hernach vier Stunden des ungeſtörte-

sten Schlafes genoß. Der Fürst Hohenlohe überließ sich seinerseits mit gleicher Behaglichkeit der Ruhe. Der Rest der Nacht wurde in Hohenlohe's Hauptquartier zu Capellendorf in völliger Unwissenheit über das, was am folgenden Tage bevorstand, verschlummert; man vermuthete, daß sich die französischen Hauptmassen nach Leipzig und Naumburg wenden würden, und glaubte daher am 14. nur durch Scheingefechte beschäftigt zu werden. Die beiden preußischen Feldherren hatten keine Ahnung von dem Donnerwetter, welches sie am nächsten Morgen wecken sollte. Beide lagen noch und schnarchten, daß die Fenster bebten, als der Kaiser schon längst zu Pferde saß. Des Morgens vier Uhr waren die Divisionen Suchet und Gazan unter den Waffen; „da kommt unser kleiner Corporal!" riefen die kampflustigen Soldaten und grüßten ihn mit jubelndem Vive l'Empereur! — „Soldaten!" redete sie der Feldherr an, „die preußische Armee ist abgeschnitten, wie die des Generals Mack zu Ulm heut vor einem Jahre. Diese Armee kämpft nur noch, um sich durchzuschlagen und ihre Verbindungen wiederzugewinnen. Das Corps, welches sich durchbrechen läßt, entehrt sich. Fürchtet diese berühmte Cavallerie nicht; setzt ihr geschlossene Vierecke und das Bajonett entgegen." Diese und ähnliche ermunternde Worte sprach der Kaiser, auf seinem flüchtigen Falben wie ein Geisterfürst durch die Nebel fliegend, an verschiedenen Punkten zu den Soldaten, denen, obschon sie fast die ganze Nacht hindurch marschirt waren, es nicht an Munterkeit und gutem Muthe fehlte. Nur ein Theil des Corps von Lannes war bereits während der Nacht auf dem Landgrafenberge angekommen, die anderen Truppentheile formirten sich in den Thälern und erhielten Befehl, die von den Preußen und Sachsen besetzten Höhen mit Sturm zu nehmen. „Der Marschall Augereau," so lautete der Befehl, den Napoleon am 14. in aller Frühe ertheilte, „befehligt den linken Flügel; er placirt seine erste Division in Colonne auf der Straße von Jena nach Weimar (im Mühlthale) bis an die Höhe, wo der General Gazan seine Artillerie auf das Plateau hat bringen lassen. Er schiebt die erforderlichen Kräfte auf das Plateau (Bergebene) zur Linken und hat Tirailleure an den verschiedenen Aufgängen auf das Plateau auf der ganzen Linie. Sobald die Division Gazan vorgeht, ersteigt das Corps das Plateau und bewegt sich nach den Umständen, um den linken Flügel der Armee einzunehmen. Der Marschall Lannes befehligt das Centrum; er besetzt das Plateau von Jena (den Landgrafenberg), wo es sich gegen die Ebene öffnet.

Bei Tagesanbruch nimmt er seine Artillerie in die Intervallen der Schlachtlinie. Die Garde-Artillerie wird auf der Höhe bei Jena aufgestellt und die Garde in fünf Treffen besetzt den hinteren Theil des Plateaus, von dem ersten Treffen, den Chasseurs, couronnirt. Das Dorf vor unserem rechten Flügel (Kloswitz) wird von der ganzen Artillerie der Division Suchet beschossen und unmittelbar darauf angegriffen und genommen. Der Kaiser wird hierzu das Zeichen geben; mit Tagesanbruch steht Alles bereit. Der Marschall Ney wird die ganze Nacht marschiren, mit Tagesanbruch am Fuße des Plateaus eintreffen, es ersteigen und sich zur Rechten des Marschall Lannes in dem Augenblick begeben, wo das gedachte Dorf genommen und Raum zur Entwickelung vorhanden sein wird. Der Marschall Soult wird von Jena aus über Zwetzen das Plateau auf dem Wege ersteigen, den er rechts recognoscirt hat (das Rauthal); er vereinigt sich und bleibt fortgesetzt in Verbindung mit der Armee, um deren rechten Flügel zu bilden. Die Aufstellung ist im Allgemeinen in zwei Treffen, abgesehen von der Linie der leichten Infanterie. Die Treffen in Abständen von höchstens 250 Schritt. Die Aufstellung der leichten Cavallerie des Corps wird jedem Führer überlassen, um nach Umständen benutzt zu werden. Die schwere Cavallerie wird nach der Ankunft auf dem Plateau in Reserve hinter der Garde verbleiben, um sich dahin zu begeben, wo es die Umstände erfordern." —

Dies war der Küchenzettel zu der großen Schlachtschüssel, welche Napoleon aufzutischen gedachte und Alles geschah pünktlich, wie er es befohlen. Alle Vortheile der Gegend waren auf der Seite der Preußen, welche die Hochebene schon seit mehreren Wochen nach allen Richtungen erforscht hatten und hier gut zu Haus sein mußten. Napoleon, welcher nach dem Gefecht bei Saalfeld vermuthen mußte, der vereinigten preußischen Armee bei Gera eine Schlacht zu liefern, hatte sich, sobald er erfuhr, daß sie noch bei Erfurt und Weimar herumkröpelte, dahin gewendet und, dem unerschrockenen Muthe seiner Soldaten vertrauend, das kühnste Wagstück, welches jemals von einem Schlachtenführer unternommen wurde, zu vollführen beschlossen; denn nicht etwa nur das Corps von Hohenlohe, er glaubte die vereinigte preußische Armee vor sich zu haben.

Von einer Anordnung zur Schlacht war in dem Hauptquartiere des Fürsten Hohenlohe nicht die Rede gewesen. Als nach 6 Uhr des Morgens die

ersten Schüsse in der Richtung auf Jena gefallen waren, hatte sich der größte Theil des Hauptquartiers zu Capellendorf noch in voller Ruhe befunden. Nun begab sich Alles nach dem Schlosse zu dem Fürsten, den man beschäftigt fand, dem König über die Ereignisse des vergangenen Tages Meldung zu machen und den gefangenen französischen Parlamentair durch den Hauptmann Gneisenau nach Auerstädt zu dem Könige geleiten zu lassen. Der sächsische General Zeschwitz ließ um Verhaltungsbefehle bitten und erhielt die Antwort: „daß sich die Truppen zum Ausrücken bereit halten sollten, daß man sie aber nicht unnütz ermüden möchte, weil man aus mehreren Gründen annehmen müsse, daß es an diesem Tage noch zu keinem ernsthaften Gefechte kommen werde." — Während der Fürst diese Zusicherung ertheilte, hatte bereits die Schlacht begonnen. General Tauentzien, welcher seine Truppen am Abend von den Höhen des Dornberges zurück in das Thal gezogen hatte, damit sie vor der rauhen Bergluft geschützt wären, fand, als er am Morgen wieder hinaufrücken wollte, die Anhöhen von den Feinden besetzt, welche ihn unter dem Schutze eines dichten Nebels ganz nah herankommen ließen und ihn nun mit einem Morgengruße aus grobem Geschütz unsanft empfingen und zurückwarfen.

Die preußische Infanterie und Cavallerie der Division Grawert, die sächsische Cavallerie und die Brigade Dyherrn hatten in ihren Zelten und Bivouacs die Nacht ungestört zugebracht. Etwas nach 7 Uhr schien es dem General Grawert, als ob der Kanonendonner sich nähere und im Rücken des Lagers vorschreite. Es schien ihm nun nichts nothwendiger, als seine Division in eine Richtung zu bringen, in welcher sie wenigstens die Front gegen den Feind erhielt. — Es war in der That eine bittere Ironie des Schicksals, daß Hohenlohe seine Aufstellung vorsorglich so genommen, daß er den Franzosen den Rücken zukehrte, bevor noch die Schlacht begonnen hatte. Grawert befahl jetzt die Zelte abzubrechen, ließ die Cavallerie aufsitzen und gegen 8 Uhr die Infanterie das Gewehr aufnehmen, um in das „alignement", ein vielgeltendes Paradewort, einzurücken.

Um diese Zeit war endlich auch der Fürst nach dem Infanterielager gekommen. Der Nebel, der um 8 Uhr am dichtesten geworden war, verhinderte jede Aussicht. Als der Fürst an den rechten Flügel der Infanterie kam, standen die Zelte noch, die Mannschaft war noch nicht unter Gewehr. Der Fürst unterhielt sich mit dem General Müffling und befahl, daß die Bataillone sich

im Lager ruhig verhalten ſollten, bis der Nebel gefallen ſei; er blieb dabei, daß für dieſen Tag nichts Ernſthaftes zu erwarten wäre. Während dieſes Geſprächs kam vom linken Flügel her der Befehl, die Zelte abzubrechen und anzutreten. Die Bataillone nahmen ſofort das Gewehr auf und ſchwenkten mit Zügen links ab. Der Fürſt, in der Meinung, daß hier ein Mißverſtändniß obwalte, das große Verwirrung veranlaſſen könnte, ſetzte ſein ganzes Gefolge in Bewegung, um die Truppen wieder zum Stehen zu bringen, was denn auch, aber nur von hinten her geſchah, ſo daß große Lücken zwiſchen den Zügen entſtanden. Der General Grawert eilte nun ſelbſt herbei, entſchuldigte ſich, daß nichts Anderes zu thun geweſen, da kein Augenblick zu verſäumen ſei, ſich in Poſitur zu ſetzen. Der Fürſt willigte nach längerem Bedenken, wodurch ein ganz unnöthiger Aufenthalt veranlaßt wurde, ein. Nun ſchien ihm aber die Sache denn doch ernſthaft zu werden. Er ſchickte den Lieutenant Förſter von den Prittwitz-Dragonern an den General Rüchel mit der, in die Schreibtafel geſchriebenen, Mittheilung: „Ich werde ſo eben angegriffen und habe die preußiſche Diviſion links abmarſchiren laſſen. Ew. Excellenz bitte ich, mir von preußiſchen Truppen zu ſchicken, was Sie miſſen können.“ —

Rüchel, welchen der Lieutenant Förſter in der zwei bis drei Stunden Weges vom Schlachtfelde entfernten Lindenallee des Webichtgehölzes vor Weimar traf, ſchickte folgende Antwort zurück: „Ich komme den Augenblick mit dem größern Theil zu Ew. Durchlaucht auf der Straße von hier nach Capellendorf und Sie ſchicken mir die Befehle entgegen, cito, wohin Sie Noth leiden, cito. Ich helfe gern aus Kräften als Freund. N. S. Schleunige Nachricht in bloßen Befehlen.“

Dies war die Ouverture zu dem Trauerſpiele von Jena, welches heut in fünf blutigen Actionen aufgeführt wurde.

Erſte Action von 6 bis 10 Uhr. Das Corps des Generals Tauentzien wird von dem des Marſchalls Lannes geworfen, welcher bis Krippendorf vordringt; auf der Höhe von Vierzehnheiligen ſammelt Tauentzien ſeine flüchtigen Schaaren. Die Diviſion Grawert marſchirt mit klingendem Spiele zu ſeiner Unterſtützung heran. Auf Seiten der Feinde trifft die Avantgarde des Ney'ſchen Corps, welches die ganze Nacht hindurch marſchirt war, an den Defiléen des

Landgrafenberges ein, erſteigt denſelben und eröffnet ſogleich das Gefecht gegen die Diviſion Grawert. Zu gleicher frühen Stunde war Marſchall Soult aufgebrochen; an ſeiner Seite ritt als unfreiwilliger Führer der hochwürdige Pfarrherr des Dörfchens Wenigen-Jena, welcher in dem Rauthale, wo er oft auf der Menſur geſtanden, gut Beſcheid wußte, und über Zwetzen den Marſchall mit ſeinen Truppen zur Höhe geleitete. —

Zweite Action. General Holzendorf, welcher mit einer aus Fußvolk, Reiterei und ſchwerem Geſchütz beſtehenden Abtheilung bei Rödchen hielt, geht zwar zum Angriff vor, wird aber von Soult geworfen und zieht ſich unter fortwährendem Gefecht nach Apolda zurück. Als die ſächſiſchen Dragoner, welchen der Schutz einer preußiſchen Batterie anvertraut war, dieſe im Stich laſſen wollen, erklärt ihnen der Hauptmann Hahn, daß er ihnen ſofort einige Ladungen Kartätſchen nachſchicken werde, ſobald ſie Kehrt machen würden, worauf ſie bei ihm aushalten.

Die Diviſion Grawert macht Halt und der General beſinnt ſich ein gutes Weilchen vor dem Dorfe Vierzehnheiligen, welches unterdeſſen von den Franzoſen beſetzt wird.

Die preußiſche Batterie Steinwehr rechts von Vierzehnheiligen fügt den Franzoſen empfindlichen Schaden zu. Der Marſchall Ney ertheilt dem General Colbert Befehl, mit dem 10. Chaſſeur-Regiment zu Pferde die Batterie zu nehmen. Eine Schwadron Holzendorf-Cüraſſiere geht dem Feind entgegen, ſie wird geſchlagen, wirft ſich auf die rückwärts aufgeſtellten Cüraſſiere Henkel, bringt dieſe in Unordnung und beide zerſprengen die Reihen ihrer eigenen Infanterie. Die Chaſſeurs greifen die Batterie Steinwehr an, die jetzt ohne Bedeckung iſt, hauen die Trainknechte und Artilleriſten nieder, und jagen, da ſie die Kanonen nicht fortbringen können, mit den, mit Munition gefüllten Protzkaſten davon. Das preußiſche Regiment Prittwitz-Dragoner verfolgt die Chaſſeurs, macht 73 Gefangene und bringt eine Anzahl Beutepferde zurück. Die Cüraſſiere Henkel, welche ſich unterdeſſen geſammelt und wieder geordnet haben, ſuchen die Scharte wieder auszuwetzen; ſie gehen noch einmal gegen eine anrückende Cavallerie-Brigade des Lannesſchen Corps vor, werfen dieſe und kehren mit 8 Officieren und 50 Mann Gefangenen zurück. — Hohenlohe, welcher durch den Verluſt der Steinwehrſchen Batterie und die durch Holzendorfs Cü-

raſſiere angerichtete Verwirrung die Geiſtesgegenwart verloren hatte, gewann ſie durch den Anblick der eingebrachten franzöſiſchen Gefangenen, welche er nach Weimar in Sicherheit bringen ließ, für einen Augenblick wieder, jedoch nur, um die Uebereilung zu begehen, an den General Rüchel ſchriftlich dieſe Botſchaft zu ſchicken: „Bis jetzt geht es gut; ich ſchlage den Feind an allen Orten, die Cavallerie hat Kanonen genommen. Was Ew. Excellenz gegen Vierzehnheiligen vorbringen können, wird mir ſehr angenehm ſein; Sie ſind ein braver Mann und rechtſchaffener Freund.“

So guten Nachrichten vertrauend glaubte Rüchel ſich nicht übereilen zu müſſen und rückte, da er nun auch den Kanonendonner bei Auerſtädt vernahm, nur ſo weit vor, um zur Unterſtützung beider Armeen bereit zu ſtehen.

Das Dorf Vierzehnheiligen war gegen Mittag der Brennpunkt der Schlacht geworden; die Franzoſen hielten das Dorf, obſchon es die preußiſche Artillerie in Brand geſchoſſen hatte, noch beſetzt, die Marſchälle Ney und Lannes zogen indeſſen mehrere Regimenter zurück, um eine Umgehung der Preußen ausführen zu laſſen; durch dieſen nur ſcheinbaren Rückzug ließen die preußiſchen Generale ſich täuſchen. General Grawert ſprengte zum Fürſten heran und wünſchte ihm Glück zu der gewonnenen Schlacht! Der Fürſt lehnte beſcheiden annehmend dieſen Glückwunſch ab und theilte zugleich dem General ſeinen Entſchluß mit, das Dorf ſofort im Sturmſchritt zu nehmen. Dies fand Grawert inſofern bedenklich, als ſeine Bataillone ſchon lange im Feuer geſtanden hätten und ſchloß mit den Worten: „in dieſer Stellung können und müſſen wir uns halten, bis der General Rüchel mit ſeinem Corps eintrifft, alsdann wollen wir das Dorf nehmen und den Sieg vervollſtändigen.“ Dieſer Anſicht trat der Fürſt bei und ſandte Befehl an den ſächſiſchen General Zeſchwitz I.: „die Schnecke, als Hauptpoſition des rechten Flügels, zu behaupten.“

Die Schnecke iſt eine, von der Natur gebildete, uneinnehmbare Baſtion; ſie ſchließt die Straße, welche von Jena durch das Mühlthal nach Weimar führt, und hat ihren Namen von dem über den Berg in Zickzack geführten Fuhrwege, welcher ſo ſteil, holpricht und, zumal nach Regengüſſen, ſo unpracticable war, daß den halsbrechenden Ritt bergab nur der Student auf dem Jenaiſchen Philiſterklepper ohne Fährlichkeit wagen durfte. Nimmermehr würden die Franzoſen einen Angriff auf dieſe, mit ſteinernem Haus und Hörnern

verſehene, Schnecke gewagt haben, wenn ſie nicht die danebenliegenden höheren Punkte unbeſetzt gefunden hätten.*)

Dritte Action. Napoleon führt gegen 1 Uhr, als er die Marſchälle Augereau und Soult mit ihren Corps auf dem Schlachtfelde eintreffen ſieht, die Garden gegen Vierzehnheiligen vor; die Preußen ſehen ſich auf ihrem linken Flügel umgangen und einem mörderiſchen Kartätſchenfeuer ausgeſetzt. Das Regiment Sanitz machte zuerſt Kehrt, trotz aller Bitten und Drohungen der Officiere; es war nicht möglich, das Regiment wieder zum Stehen zu bringen. Hier war es, wo der Fähnrich Eberhard, faſt noch ein Kind, einem Junker die Fahne aus der Hand riß und den Leuten zurief: „Auf mich ſeht, hier iſt eure Fahne und dieſer müßt ihr folgen.“ Allein der Rückzug mußte angetreten werden und artete bald in ungeordnete Flucht aus. Der Feind folgt mit Trommelſchlag und Muſik auf allen Punkten. Er biegt ſeinen rechten Flügel um den preußiſchen linken und umklammert auch den rechten Flügel; volle Colonnen rücken in ſeinem Centrum nach. Die preußiſche reitende Artillerie wird größtentheils geſtört, die unbehülflichen Zwölfpfünder können mit den elenden Pferden in dem Sturz- und Kartoffelacker nur mühſam fortbewegt werden.

So wie der Feind eine Unordnung bemerkt, läßt er ſeine Cavallerie los, die mit gewaltigem Ungeſtüm und Geſchrei, zum Theil betrunken, zum Theil auf durchgehenden Pferden einbricht, während die preußiſche Cavallerie, nachdem ſie durch die Unordnung umher erſchüttert worden iſt, nur geringen Widerſtand leiſtet. Es kam auch noch hinzu, daß ſelbſt da, wo einzelne Schwadronen einen Vortheil erlangten, er nie benutzt werden konnte, weil die Leute dann ganz wild und toll wurden. Wo ſie einen Franzoſen unter die Fäuſte bekamen, fielen ihrer Zehn über Einen her und zerhieben ihn, bis kein Stück mehr an ihm war! — Fluch ſolcher Menſchenſchlächterei!

Vergebens ſuchte der Fürſt durch perſönlichen Muth die zurückweichenden Regimenter zum Stehen zu bringen. Obwohl durch eine Kartätſchkugel am Arme geſtreift, iſt er und an ſeiner Seite der vierzehnjährige Prinz Bernhard von Weimar immer in den vorderſten Reihen;**) allein gegen 2 Uhr

*) Gegenwärtig iſt die Straße nach Weimar auf dieſem Punkte ſeitwärts verlegt worden, wodurch die frühere Schneckenſtraße zu einer Ruine geworden iſt.

**) Dergleichen Bürſchchen ſah man damals bei jedem Reiterregiment. Ein ſolcher unbärtiger Cornet, der auf einen franzöſiſchen Chaſſeur einhauen wollte, wurde von dieſem

ist an kein Halten mehr zu denken. Der Fürst begiebt sich in die Mitte des sächsischen Grenadier-Bataillons Winkel, des einzigen, welches in geschlossenem Viereck zurückgeht.

Der Fürst versucht es noch einmal, den fliehenden Massen Sammelplätze anweisen zu lassen; er befiehlt, daß die Truppen seines rechten Flügels, die Sachsen auf der Schnecke, bei Weimar, die des linken Flügels, Tauentzien und Grawert, bei Ulrichshalben über die Ilm gehen und beide Theile sich auf den Höhen von Liebstädt sammeln sollen.

Vierte Action. Der Oberst Massenbach war, als die Flucht begann, dem General Rüchel entgegengeeilt, um ihm zu sagen: „die Schlacht ist so gut wie verloren, helfen Sie! helfen Sie!" — „„Und wo ist die Hülfe am nöthigsten?"" — „Dort bei Capellendorf!" — In derselben Zeit kam auch ein Eilbote vom König aus Auerstädt mit einer gleichlautenden Hiobspost: „die Schlacht ist so gut wie verloren! Eilen Sie zu Hülfe!" Rüchel entschied sich dafür, dort zu helfen, wo er zunächst stand; er nahm eine Stellung jenseits Capellendorf. Einigen Aufenthalt in der Anordnung machte hier noch die Begegnung mit Hohenlohe. Rüchel erbat sich vom Fürsten als Oberfeldherrn die fernere Disposition; dieser erklärte jedoch, daß er als geschlagener General keinen Anspruch mehr habe, Generalissimus zu sein und ihm den Ruhm lassen wolle, die Angelegenheiten wieder herzustellen. Durch dieses Becomplimentiren der beiden, von jeher auf einander im höchsten Grade eifersüchtigen, Generale ging der letzte günstige Moment zur Aufrechthaltung eines geordneten Rückzuges verloren. Die später vielfach erhobene Beschuldigung: der General Rüchel habe absichtlich gezögert, dem Fürsten zu Hülfe zu eilen, entbehrt durchaus der Begründung.

Kaum jenseits Capellendorf angekommen, werden die Truppen von den französischen Batterien übel empfangen. Die Preußen machen einen herzhaften Angriff, sie verlieren dabei eine Menge höherer Officiere, Regiments- und Compagnie-Chefs, Rüchel selbst erhält eine gefährliche Schußwunde in die Brust, er sucht das Blut mit seinem Schnupftuche zu stillen, ohne sich — binden zu lassen. Die Franzosen weichen zurück, jedoch nur, um die un

---

mit dem linken Arme herüber auf sein Pferd gehoben und mußte nun gleichsam als K kind in den Armen des Franzosen eine Attacke gegen die Preußen mitmachen.

55ste Lieferung.

Von Elba nach St. Helena.

Von

Dr. Fr. Förſter.

Einleitende Geſchichte der Jahre 1786—1814.

Preis der Lieferung 5 Sgr. (18 Kr. Rh.)

Berlin.
Guſtav Hempel.

1867.

Digitized by Google

sichtig folgenden Preußen desto sicherer zu vernichten. Die Verluste der Preußen sind ungeheuer.

Das Regiment Larisch wickelt sich zuerst rottenweis ohne Befehl zurück, da es seinen Commandeur und fast alle Compagnie-Chefs verloren hat; die Bataillone der anderen Regimenter folgen diesem Beispiel. Alle Mühe ist vergebens, die Truppen weiter rückwärts wieder zu formiren; der General Rüchel steuert auch dem Rückzuge nicht, weil er sieht, daß gegen solche Uebermacht an ein Halten nicht zu denken ist. Die Franzosen folgen; ihre Cavallerie greift an und nimmt ganze Haufen gefangen.

So verschwand das Rüchelsche Corps nach einem kaum halbstündigen Gefecht vom Kampfplatz und dennoch mit ungeheurem Verluste. Was sich noch wieder sammelte, nahm theils den Rückzug nach Weimar, theils querfeldein nach Buttelstädt zu. Der General Rüchel übergab den Befehl dem General Larisch und ritt nach Leidendorf, wo er sich verbinden ließ. — War schon bei dem ersten Vorrücken zur Schlacht große Verwirrung vorhanden, so steigerte sich diese in einem noch nie dagewesenen Grade bei dem Rückzuge, der überall in die entsetzlichste Flucht ausartete, in welche selbst Truppen, die sich bis dahin noch geschlossen gehalten hatten, oder gar nicht im Feuer gewesen waren, mit hineingerissen wurden. Das Wildwasser des Menschen-, Roß- und Wagenstromes des Hohenlohe'schen Heeres, welches schon alle Felder, Straßen und Dörfer überfluthete, erhielt gegen Abend durch die von Auerstädt sich heranwälzende Flucht einen solchen Zufluß von Schlachtgetrümmer aller Art, daß auch die breiteste Straße sich stopfte und Alles drunter und drüber ging. Die Dunkelheit der Nacht, die Masse der Versprengten, die noch durch Flüchtige aus den benachbarten Städten und Dörfern vermehrt wurde, das Durcheinander von Artillerie, Cavallerie, Bagage, Proviant-Colonne und Feldbäckerei des Hohenlohe'schen Corps, die verschiedenen widersprechenden Befehle, das Kreuzen der retirirenden Truppen der geschlagenen Hauptarmee, das Alles machte, daß die nach Buttelstädt und nach Erfurt ziehenden Abtheilungen vielfältig aufgehalten, die Regimenter, Bataillone, Compagnien in sich getrennt wurden, eine Menge Ermüdeter und Verhungerter, die einmal abgekommen waren, ihre Truppentheile nicht wieder fanden, eine Masse Geschütze, Munitionswagen u. s. w. stehen blieben. —

Das auf der Schnecke unter General Zeschwitz I. aufgestellte sächsische

Corps war während der ganzen Schlacht ohne Nachricht und Befehl von dem Fürsten von Hohenlohe geblieben. Drei französische Colonnen rückten, sobald der Nebel gefallen und die Division Grawert geschlagen war, gegen die Schnecke vor; die erste im Mühlthale, die zweite über den Flohberg, die dritte durch den Isserstädter Forst. Die Sachsen hatten alle Vortheile, welche ihnen die natürliche Bergfestung, die mit Wald bedeckten Abhänge, die durch Regengüsse gebildeten Schluchten darboten, gut benutzt und empfingen die anrückenden Feinde mit grobem Geschütz- und Gewehrfeuer. Die Franzosen ließen sich dadurch nicht stören, sie warfen sich mit großer Geschwindigkeit und Gewandtheit den schroffen Abhang des Flohberges hinab in das Thal, die Tirailleure erkletterten den Rand der Schnecke und postirten sich in den Büschen und an den Hängen, von wo sie das sächsische Bataillon Niesemenschel mit einem Hagel von Flintenschüssen begrüßten, durch welche es binnen Kurzem 60 bis 70 Verwundete zählte. Einige Zeit hielt es sich noch, bis es durch die feindliche Colonne, welche durch den Isserstädter Forst gegangen war, im Rücken beschossen wurde. Nachdem das Rüchelsche Corps ebenfalls geworfen worden war, gab General Zeschwitz Befehl zum Rückzuge, welchen die Brigade Nehrhof in geschlossenen Vierecken antrat und mehrere feindliche Cavallerie-Angriffe abschlug. Von ihrer eigenen Cavallerie verlassen, konnten die Sachsen, zumal ihnen die Munition ausgegangen war, den wiederholten Angriffen der sie umringenden französischen Husaren nicht widerstehen. Die Jäger suchten vergebens Massen zu formiren, sie wurden überritten. Die Sachsen machten wie auf Commando links um, warfen die Gewehre fort und liefen in Klumpen an der Chaussee zusammen, wo nun die feindliche Cavallerie von beiden Seiten in die wehrlose Mannschaft einhieb und, was nicht niedergehauen wurde, gefangen nahm.*) —

Fünfte Action. Es war noch hell am Tage gegen 4 Uhr des Nachmittags. Wäre es nur ein Rückzug, selbst der eines geschlagenen Heeres, gewesen, so würde es möglich gewesen sein, ihn in der Nähe von Weimar zur Ordnung und zum Standhalten zu bringen; allein der ermatteten Mannschaften hatte sich ein panischer Schrecken bemächtigt und die Führer hatten sämmtlich Kopf und Herz verloren. Anstatt das Webichtgehölz vor Weimar mit Jägern und Schützen zu besetzen, die Uebergänge über die Ilm zu sichern, die in der

*) Höpfner Bd. I. S. 418.

Stadt angehäuften Vorräthe von Brod und Branntwein nach jenseit bringen zu lassen, wo die Brodwagen und gefüllten Flaschen ein Labsal und Sammelpunkt für die Flüchtlinge geworden wären, befahl der Fürst, diese ungeordneten waffenlosen Haufen diesseit der Stadt zu sammeln und hierher Speise und Trank zu bringen. Bei dem Fürsten fingen schon die Folgen der, seine Kräfte übersteigenden, Beschwerden an, sich zu zeigen. Er sprach kein Wort, als nur mit dem Obersten Massenbach, und der Gram über das Unglück, geschlagen, und zwar so in die Flucht geschlagen zu sein, machte, daß er in eine tiefe sprachlose Schwermuth versank. Nachdem man so wohl eine Stunde gestanden und der Fürst über das Schicksal der Sachsen auf der Schnecke nicht mehr zweifelhaft sein konnte, gab er den Befehl zum Rückzug über die Ilm nach Liebstädt. Da entstand plötzlich vorwärts ein Gepläukel, man sah eine Colonne feindlicher Cavallerie auf der Straße und eine andere in der Richtung von Mellingen her im starken Trabe im Anmarsch; sie führten Kanonen bei sich. Als nun die Kugeln auf der Chaussee und in das Gehölz schlugen, geriethen die Truppen, die bereits im Abmarsch waren und sich in völliger Sicherheit wähnten, in die größte Bestürzung; ein großer Theil warf die Gewehre weg, Cavallerie, Artillerie, Alles jagte die steile Straße nach Weimar hinab. An ein Aufhalten der Flüchtlinge, die so eben erst gesammelt worden, war natürlich nicht zu denken. Einzelne Officiere boten allen Muth, Fluchwörter und Fuchtelhiebe auf, um die Flüchtigen zum Stehen, die andringenden Feinde zum Zurückweichen zu zwingen. So thaten der Major v. Oppen vom Dragoner-Regiment Wobeser und Major Schorsee vom Regiment Treuenfels Wunder der Tapferkeit, das Füselier-Bataillon Ernest war das letzte auf dem Platze und wurde an der Ilmbrücke, welche zur Stadt führt, niedergehauen.

Aus dem dumpfen Hinbrüten über das Unglück seines Heeres wurde der Fürst, welcher planlos sich der Strömung überlassen hatte, durch die von dem Könige an ihn durch einen Feldpostmeister gesandte Nachricht von dem Unglück bei Auerstädt geweckt; dort hatte man keine Ahnung von dem, was sich bei Jena begeben, ließ jedoch ankündigen, daß die geschlagene Hauptarmee ihren Rückzug nach Weimar und Erfurt nehmen werde. Bald trafen die Trümmer des Königlichen Heeres ein, wodurch die bisher noch flüssige Masse der Flüchtigen an vielen Stellen sich wie beim Eisgange — und wirklich ging hier

Vielen der Athem mit Grundeis — aufſtaute und ſtopfte, bis die feindlichen Kanonen Luft machen.

Der Fürſt mußte es jedem anheimgeben, für ſeine Rettung zu ſorgen. Er ſelbſt, von einem Reiterhaufen umgeben, ſchlug, von einem weimarſchen Huſaren geführt, einen Seitenweg über Tröbsdorf, Dansdorf, Ottſtädt und Ottendorf nach Schloß Vippach ein, wo er des Abends zehn Uhr eintraf und Athem ſchöpfte. Da Alles auseinandergeſprengt wurde und nach allen Richtungen davonlief, iſt niemals der Verluſt auf Seiten der Preußen amtlich feſtgeſtellt worden. Nur ſo viel weiß man, daß die Preußen 30, die Sachſen 19 todte, die Preußen 168, die Sachſen 95 verwundete Officiere hatten.

Die einbrechende Nacht und die Anſtrengung des Tages hinderten die Franzoſen an der weiteren Verfolgung der in die Flucht geſchlagenen Preußen und Sachſen. Napoleon befahl Bivouacs aufzuſchlagen, er ſelbſt kehrte nach Jena in das Nachtquartier zurück, wo er die Nachricht von der Vernichtung der preußiſchen Hauptarmee empfing und die Befehle für den nächſten Tag niederſchrieb, während Adjutanten und Ordonnanzen um ihn her vor Erſchöpfung in Schlaf ſanken und dem Secretair die Feder aus der Hand entfallen war.

Dem Kaiſer, welcher eben beſchäftigt war, Weltgeſchichte zu machen, ſaß gegenüber in dem Nebenhauſe bei einſamer Lampe im Dachſtübchen der Philoſoph, beſchäftigt, die Weltgeſchichte als die That des Weltgeiſtes zu erkennen. Hegel ſchrieb in der Nacht vom 14. zum 15. October 1806 den Schluß ſeiner Phänomenologie:

„Das Geiſterreich, das auf dieſe Weiſe ſich in dem Daſein gebildet, macht eine Aufeinanderfolge aus, worin einer den andern ablöſte und jeder das Reich der Welt von dem Vorhergehenden übernahm. Ihr Ziel iſt die Offenbarung der Tiefe und dieſe iſt der abſolute Begriff; dieſe Offenbarung iſt hiermit das Aufheben ſeiner Tiefe, oder ſeine Ausbreitung, die Negativität des inſichſeienden Ich, welche ſeine Entäußerung oder Subſtanz iſt, — und ſeine Zeit, daß dieſe Entäußerung ſich an ihr ſelbſt entäußert und ſo in ihrer Ausdehnung eben in ihrer Tiefe, dem Selbſt iſt. Das Ziel, das abſolute Wiſſen, oder der ſich als Geiſt wiſſende Geiſt hat zu ſeinem Wege die Erinnerung der Geiſter, wie ſie an ihnen ſelbſt ſind und die Organiſation ihres Reiches vollbringen. Ihre Aufbewahrung nach der Seite ihres freien, in der Form der Zufälligkeit erſcheinenden Daſeins iſt die Geſchichte, nach der Seite ihrer begriffenen

Organisation aber die Wissenschaft des erscheinenden Wissens; beide zusammen: die begriffene Geschichte, bilden die Erinnerung und die Schädelstätte des absoluten Geistes, die Wirklichkeit, Wahrheit und Gewißheit seines Thrones, ohne den er das leblose Einsame wäre; nur

aus dem Kelche dieses Geisterreiches
schäumt ihm seine Unendlichkeit!"

Am nächsten Morgen eilte Hegel mit dem eingesiegelten Manuscript nach der Post und erfuhr hier zu seiner Verwunderung, daß gestern eine Schlacht geliefert und heute keine Briefe nach Bamberg befördert würden. Eben sprengte Napoleon mit seinem Gefolge vorüber, der Philosoph zog seinen Hut, der Kaiser dankte und später hat uns Hegel noch oft erzählt, daß dieser Moment zu den großartigsten Eindrücken gehöre, welche er jemals empfangen. —

Aber dort sehen wir noch ein Lämpchen in stiller Mitternacht brennen, dessen dürftiges Flämmchen durch eine gegenüber aufgehängte Krystallkugel verstärkt wird. Daneben sitzt auf hölzernem Drehstuhl mit schmutzigem Schurzfell und bepichten Händen ein Schuhmacher, welcher diesmal nicht bei seinem Leisten geblieben ist, sondern Feder und Papier zur Hand genommen hat und dichtet. Sein Gegenstand ist: die Schlacht von Jena, und sein Lied hebt an:

„Klage Jena, du kannst klagen,
Klage, du betrübte Stadt,
Die in den drei Plündrungstagen
Allzuviel gelitten hat."

Er beschreibt nun die Ankunft und den Abzug der Freunde und Feinde, die Gefechte, den Brand und die Plünderungen in der Stadt und die verschiedenen Positionen der Preußen, Sachsen und Franzosen. Eine schärfere und zugleich richtigere Kritik der Maßregeln der preußischen hohen Generalität dürfte schwerlich anderwärts zu finden sein, als in den folgenden sechs Zeilen unseres poetischen Schusters:

„Wegen der Saalbefileen
Meint man, käm kein Feind herein,
Doch da mußten ihre Höhen
Auch recht gut besetzet sein.
Nun, da dieses nicht geschehn,
Zeigt sich's, daß wir's nicht verstehn."

Neununddreißigſtes Kapitel.

Das Trauerſpiel bei Auerſtädt in fünf Actionen. — Erſte Action. Blücher bei Haſſenhauſen wird zurückgeworfen. — Die Batterie Graumann demontirt. — Davouſt beſetzt Kösen. — Wartensleben rückt vor. — Verwirrung beim Aufmarſch in Auerſtädt und Eckardsberge. — Zweite Action. Blücher verſucht noch einmal einzuhauen; die Reiter halten nicht Stand. — Der König führt das Regiment der Königin vor. — Oberſt Scharnhorſt auf dem linken Flügel. — Dritte Action. Erneute, aber vergebliche Angriffe der Preußen auf Haſſenhauſen. — Der Herzog von Braunſchweig tödtlich verwundet. — Die Diviſion Oranien trifft ein. — Vierte Action. Der König übernimmt ſelbſt den Oberbefehl. — Der Prinz Wilhelm ſetzt ſich an die Spitze der Reiterei. — Die Prinzen Heinrich und Auguſt dringen in das Dorf Poppel ein, ohne ſich darin behaupten zu können. — Fünfte Action. Die Reſerven werden ins Feuer geführt. — Der König ermuntert zum Angriff. — Der Prinz Auguſt drängt den Feind auf Sendorf zurück; nimmt ſeinen Rückzug nach Auerſtädt. — Der König ertheilt Befehl zum allgemeinen Rückzuge. — Verluſt der Preußen. — Beſonnenheit des Königs. — Verwirrung in der Rückzugs-Caravane. — Der König muß ſich durchſchlagen. — Ankunft des Morgens in Sömmerda. — „Blücher, wir können uns gegenſeitig Glück wünſchen.“ — Das Bild eines Schlachtfeldes. — Ein unſeliges Mißverſtändniß. — Antwort des Königs auf Napoleons Brief; Napoleons Antwort. — Waffenſtillſtandsunterhandlung in Wittenberg durch Lucheſini ohne Erfolg. — Der König in Graudenz. — Das trauernde Königspaar und das glückliche Bauernpaar.

In dem Hauptquartiere der Hauptarmee zu Auerſtädt hatte man die zweite Hälfte der Nacht ungeſtört verbracht. General Blücher, welcher zum Könige beſchieden worden war, um ſeine Inſtruction in Empfang zu nehmen, wurde nicht vorgelaſſen, da Se. Majeſtät bereits ſchliefen. Blücher mußte für dieſe Nacht Unterkommen in einer Scheune ſuchen. Die Diviſionen brachen mit Tagesanbruch auf, um heut, wie befohlen, bei Freiburg und Laucha über die Unſtrut zu gehen. Der Hauptmann Boyen brachte, als der Herzog

eben zu Pferde gestiegen war, die Nachricht, daß der Fürst Hohenlohe einen Kammerherrn Napoleons mit einem Schreiben des Kaisers an den König in Gewahrsam genommen; das Schreiben selbst, auf welches man sehr gespannt war, hatte der Fürst zurückbehalten und es so spät abgeschickt, daß es der König erst gegen Mittag, als die Schlacht bereits in vollem Gange war, erhielt; es war wieder einmal „zu spät!"

Wie das Trauerspiel bei Jena, so haben unsere Kriegshistoriker das bei Auerstädt ebenfalls in fünf Actionen getheilt.

Erste Action. Die Spitzen beider Armeen treffen bei Hassenhausen aufeinander; die Franzosen besetzen das Dorf. Die französische Division Gudin und die preußische Division Schmettau erreichen ziemlich gleichzeitig die Gegend bei Hassenhausen.

Wie das Schlachtfeld von Jena, so war auch das von Auerstädt in dichten Nebel gehüllt, wodurch die Recognoscirung des Feindes unmöglich wurde. Blücher unternahm es vorzugehen, gerieth aber mit dem General Schmettau, der ihm nicht gestatten wollte, zwei Cavallerie-Regimenter von seiner Division mit sich zu nehmen, in heftigen Streit, welchen der Herzog nur mit Mühe schlichten konnte. Diesem war das Vorgehen, ohne zu wissen wie? oder wohin? sehr bedenklich. Gegen seinen Adjutanten Scharnhorst äußerte er: „es ist doch eine sehr bedenkliche Sache so vorzurücken; man weiß nicht, was man vor sich hat." So wenig war der Oberfeldherr auf das, was ihm bevorstand, vorbereitet. Blücher, der Unaufhaltsame, welcher Alles mit Bravour und persönlichem Muth durchzufechten gewohnt war, ritt so toll und blind drauf los, daß er eine Linie feindlicher Infanterie für eine Dornhecke hielt, über die er mit seinen Husaren und Dragonern hinüber zu setzen gedachte. Die Feinde ließen ihn bis auf funfzig Schritt heran und empfingen ihn mit einer so wirksamen Salve, daß er auf der Stelle Kehrt machen mußte. Der auf der Chaussee vorgerückten Avantgarde der Preußen wurde jenseit Hassenhausen ebenfalls mit einem Kartätschenfrühstück sehr zuvorkommend aufgewartet. Die preußische Batterie Graumann, welche zur Unterstützung vorging, wurde zunichte geschossen, wendete um und ließ mehr als die Hälfte der Geschütze zurück. —

Bei Kösen, wie bei Jena, hatte man preußischer Seits die Wichtigkeit der Defileen sowohl im Sinne der Defensive, als im Sinne der Offensive völlig übersehen. Der Marschall Davoust hatte zwar bereits am 13. October

das 25. Linien-Regiment mit einigen Geſchützen an die Saale und einige Cavallerie auf das Plateau vorgeſchoben, doch war er damit in ſeinem Verhaben nicht geſichert. Die eigentlichen Schwierigkeiten traten erſt beim Debouchiren ein. Er ließ daher am 14. in aller Frühe das 25. Regiment mit einer Chaſſeur-Schwadron über die Saale gehen, den Thalrand erſteigen, ſich feſtſetzen und alsbald gegen 6 Uhr Morgens die Diviſion Gudin folgen. Der Marſchall Davouſt befand ſich an der Spitze ſeiner Avantgarde und benutzte das allzudreiſte Vorgehen Blüchers und Ziethens geſchickt, um ihnen mit Infanterie- und Artilleriefeuer in die Flanken zu fallen. Der Herzog von Braunſchweig, an welchen von allen Seiten Adjutanten kamen, um Befehle zu holen, blieb dabei, daß, bevor der Nebel gefallen ſei, nichts unternommen werden könne. Allein es war ſchon allzuviel unternommen, die Schlacht hatte begonnen und der König, dem der alte Möllendorf beiſtimmte, drang in den Herzog, nicht länger zu zögern. Es wurde nun Befehl an die noch hinter Auerſtädt lagernde Diviſion Wartensleben geſendet, ſo ſchnell als möglich heranzukommen. Sie mußte Auerſtädt paſſiren, allein die Straße war eng und bald entſtand durch den unzeitigen Ruf, oder Befehl: Cavallerie vor! hier die größte Verwirrung. Die Infanterie wollte ſich nicht von der Cavallerie trennen laſſen, auch nicht durch die Furth gehen, während die Cavallerie auf der ſchmalen Brücke nicht hinlänglich Raum fand, dieſe auch bald von der Artillerie ſo verfahren war, daß nur einzelne Infanteriſten ſich daneben wegdrängen konnten. So kam es denn, daß die Cavallerie periodiſch gewaltſam die eigene Infanterie-Colonne durchbrach und dieſe ſowohl hierdurch, als weil ſie nicht durch die Furth gehen wollte, ganz aufgelöſt wurde und einzeln, theils neben der Brücke, theils über den links am Wege gelegenen Strauchzaun kletterte. Nun trat hinzu, daß ſich im Dorfe die Wagen und Handpferde des Hauptquartieres befanden und Truppen der Blücherſchen Avantgarde ſich eindrängten, um an die Spitze zu gelangen. Die Bataillone wurden ſo völlig auseinander gebracht; die Commandeure mußten jenſeit des Dorfes erſt wieder Halt machen laſſen, um ſie in ſich zu ordnen und da die Spitze der Diviſion auf Grund der fortwährend eintreffenden Befehle, den Marſch zu beſchleunigen, ſtark ausſchritt, ſo blieb den nachfolgenden Bataillonen nichts anderes übrig, als fortgeſetzt zu traben, wodurch die Leute ganz außer Athem kamen. Jenſeit Eckardsberge war es nicht möglich, die in

Unordnung gerathenen Haufen wieder zu ordnen und doch sollte mit ihnen der Angriff unternommen werden.*)

Zweite Action. General Blücher hatte kaum einige Verstärkung an sich gezogen, als er zum zweiten Male gegen die bei Hassenhausen aufgestellten feindlichen Vierecke vorging. Nicht nur, daß diese ihn mit vollem Feuer empfingen, er war auch unglückseliger Weise in die Schußlinie der preußischen Batterie Meerkatz gekommen, wodurch er schweren Verlust erlitt und seine Reiterschaar sich doppelt veranlaßt fand, Kehrt zu machen. Ihm selbst wurde hierbei sein Pferd erschossen; er bestieg das eines Trompeters von Heising-Cürassieren, ergriff eine Standarte und stellte sich bei dem Dorfe Spielberg mit Fluch- und Donnerworten den Flüchtlingen entgegen. Alles sprengte rechts und links an ihm vorüber. Ein Jeder rief: Halt! aber Niemand hielt. Der General rief den Officieren zu: sie möchten sich doch nur umsehen, es wäre kein Feind hinter ihnen; die Officiere konnten die Fliehenden nicht zum Stehen bringen.

Vergebens versuchte es der tapfere Husarengeneral, die auseinander gestobenen Reiter wieder zu sammeln; nur eine geringe Anzahl folgte ihm zu einem dritten Angriff und auch diese stob bei der ersten Salve wieder auseinander. Der König sprengte heran, hielt die Flüchtigen auf, stellte sich an die Spitze einiger mit Mühe und Noth zusammengebrachter Schwadronen des Regiments Königin-Dragoner. Beim Vorgehen wurde dem König das Pferd unter dem Leibe erschossen, die Dragoner hielten nicht Stand. Als bald darauf Blücher mit dem König zusammentraf und heftige Klage über verschiedene Cavallerie-Regimenter erhob, die nicht heranzukriegen wären an die feindlichen Carrés, erwiderte ihm der König: „Die Dragoner haben es mir nicht besser gemacht.“ —

Die Batterie Meerkatz wurde von Chasseurs, an deren Steigbügel sich Voltigeurs angehängt hatten und daneben hertrabten, angegriffen. Zwar ritt der Hauptmann Meerkatz vor und rief, um glauben zu machen, es sei eine französische Batterie, den Franzosen zu: arrêtez-vous! allein es half ihm nichts, er wurde niedergehauen und seine Batterie genommen. General Schmettau, welcher seine Cavallerie an Blücher hatte abgeben müssen, fand sich dadurch beleidigt und ihm fehlte in der That die nöthige Deckung für seine Batterien. Es war 8 Uhr; noch immer lag dichter Nebel auf der ganzen Gegend, wodurch

*) Höpfner Bd. I. S. 438.

es auch hier geschah, daß preußische Bataillone auf einander Feuer gaben. In dieser Zeit traf der Oberst Scharnhorst bei der Division Schmettau, welche sich bei Poppel aufgestellt hatte, ein. Der Herzog schickte ihn ab, um zu sehen, was das Gewehrfeuer bedeute und hatte ihn für Alles verantwortlich gemacht, was auf dem linken Flügel vorgehe. Der Oberst hielt sich hierdurch verpflichtet, während der ganzen Schlacht auf dem linken Flügel zu verweilen. Das Nächste war, daß er den Lieutenant Oppen vom Generalstabe abschickte, der Division Schmettau unter allen Umständen Cavallerie herbeizuführen. Es war unterdessen 9 Uhr geworden.

Dritte Action. Die Divisionen der Generale Wartensleben und Schmettau machen wiederholte Angriffe auf das brennende Dorf Hassenhausen, werden von den Franzosen umgangen und vernichtet. Wie in der Schlacht von Jena das brennende Vierzehnheiligen, so diente in der von Auerstädt das brennende Hassenhausen den französischen Feldherren als die Pechkugel, welche sie dem auf sie anrennenden Krokodil vorhielten; Hohenlohe und Braunschweig bissen darauf an, was die französischen Chasseurs und Tirailleurs geschickt benutzten, um dem ungelenken Gethier in die Seiten und den Rücken zu kommen. Einen glänzenden Angriff auf das 85. französische Linien-Regiment machte hier das preußische Regiment Irwing-Dragoner, obschon der altersschwache Oberst zurückblieb und der Major Jagow auf allgemeine Aufforderung das Regiment vorführte. Der achtzigjährige Feldmarschall Möllendorf trabte nun auch auf seinem militairfrommen Schimmel heran, befahl Hassenhausen mit dem Bajonett zu nehmen und ritt dann weiter. Bis auf zweihundert Schritt gingen die Infanterie-Bataillone heran, dann aber machten sie, mit Kartätschen und von den, in den Gräben versteckten, Voltigeurs heftig beschossen, Kehrt und warfen großentheils die Gewehre fort. Der Herzog glaubte durch seine Gegenwart der Unordnung Einhalt thun zu können. Er forderte das Grenadier-Bataillon Hanstein auf dem linken Flügel der Division Wartensleben auf, das Dorf zu nehmen, als er, zweihundert Schritt in südlicher Richtung von der Landstraße auf der Feldflur von Tauchwitz von einer Gewehrkugel getroffen, vom Pferde sank.*) Die

*) Der Herzog August von Weimar ließ die Stelle durch eine Tafel mit der Inschrift bezeichnen: „Hier wurde am XIV. Oct. 1806 Carl, regierender Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, tödtlich verwundet."

Tauchwitz, damals sächsisch, ist jetzt preußisch.

Kugel war von der rechten Seite des Kopfes zur linken durchgedrungen, einen Finger breit über dem oberen Rande des Auges ein- und im inneren Augenwinkel des linken Auges herausgegangen. Er wurde ohnmächtig vom Schlachtfelde nach Auerſtädt gebracht, hier verbunden und dann weiter auf einer Bahre nach Blankenburg getragen.*) Da er ſelbſt keinen Plan, weder für die Schlacht noch für den Rückzug gemacht, ſo ging in dieſer Beziehung nichts verloren; allein es fehlte nun derjenige, an den ſich jeder einzelne Befehlshaber bis jetzt halten zu können geglaubt hatte. General Schmettau empfing bald darauf eine tödtliche Kugel. Der König übernahm zwar definitiv den Befehl, aber der Feldmarſchall Möllendorf, jeder Flügel-Adjutant, Generalſtabs-Officier trafen ebenfalls Anſtalten, was beſonders verderblich auf die Anwendung der Cavallerie wirkte, die von jedem, der hier oder da helfen wollte, ſchwadronenweiſe vorgeführt und verwendet wurde, ſo daß jede gemeinſame Leitung bei dieſer Waffe aufhörte und ſie, trotz ihrer Ueberlegenheit, nirgend eine bedeutende Wirkung gewinnen konnte.

Durch ein verſtelltes Zurückweichen der Franzoſen ließen ſich einige Bataillone der Diviſion Schmettau verleiten, in das Dorf einzudringen; ſie wurden mit großem Verluſte zurückgeworfen.**)

Das Eintreffen der Diviſion des Prinzen von Oranien erweckte Hoffnung die Schlacht noch halten zu können. Zwar wurde der Prinz von dem Könige wegen ſeines verſpäteten Eintreffens hart angelaſſen, indeſſen brachten die friſch angekommenen Regimenter friſchen Muth mit. Auf Befehl des Königs ordnete ſich die Diviſion in drei Treffen. Dem Grenadier-Bataillon Rheinbaben befahl er perſönlich, ſofort gegen Poppel vorzugehen, der Prinz Heinrich führte es, es ging immer Trab! Trab! bergauf, bergab. Die Bataillons-Geſchütze waren nicht im Stande zu folgen, die zwölfpfündige Batterie Riemer hatte bereits 6 Geſchütze im Chauſſeegraben umgeworfen liegen. Noch wäre es um 10 oder 11 Uhr Zeit geweſen, einen gedeckten und geordneten Rückzug anzutreten; da

*) Nach fünftägigem Verweilen in Braunſchweig floh er, um nicht den Franzoſen in die Hände zu fallen, über Celle und Harburg nach dem Dorfe Ottenſe bei Altona, wo er am 10. November ſtarb.

**) „Unſere Infanterie marſchirte in Linie oder in Colonne; wir ſahen unausgeſetzt feindliche Tirailleure aus den Häuſern und Hecken in unſerem Rücken hervorſpringen und in unſere dichten Maſſen feuern; auf jeden Schuß fielen zwei bis drei Mann.“ (Mündliche Mittheilung des Adjutanten Schmettau's, v. Pfuel.)

traf ein zweiter Befehl des Königs ein, beide Flügel der fechtenden Truppen zu verſtärken und den Kampf mit erneuten Kräften fortzuſetzen, da man die Ueberzeugung gewonnen, dem Feinde, der nur 30- bis 40,000 Mann ſtark war, mindeſtens um die Hälfte der Mannſchaft überlegen zu ſein.

Vierte Action. Der König, welcher nie den Anſpruch gemacht hatte, als ſelbſtſtändiger Feldherr den Operationsplan zu entwerfen, oder die Schlacht zu leiten, war jetzt wider ſeinen Willen, und zwar in dem brennenden Augenblicke der Entſcheidung, Oberfeldherr geworden. Als Chef des Generalſtabes wäre es Sache des Oberſten Scharnhorſt geweſen, dem Könige zur Seite zu ſtehen, damit die Schlacht nach dem Sinne des Herzogs fortgeführt wurde, allein der Oberſt glaubte ſich an den linken Flügel gebunden, und verließ denſelben während des Gefechtes bei Haſſenhauſen nicht. Der General-Adjutant des Königs, Oberſt v. Kleiſt, wäre demnächſt berufen geweſen, dem Könige Rath zu ertheilen, aber auch er war während der Schlacht anderwärts beſchäftigt und gab auf eigne Hand Befehle, ſo daß der König nur Officiere um ſich hatte, die theils nicht das Zeug hatten, ihm anders denn als Ordonnanzen zu dienen, theils die Verantwortung ſcheuten. (Höpfner Th. I. S. 484.)

Zu gleicher Zeit mit der Diviſion Oranien auf Seiten der Preußen war auf Seiten der Franzoſen die Diviſion Morand aufmarſchirt. Die mehrmals zerſprengte preußiſche Cavallerie hatte ſich theilweis wieder geſammelt, einige neue Regimenter waren eingetroffen, allein es fehlte ein tüchtiger General. Zwar ritt hinter der Front ein älterer General-Lieutenant der Cavallerie auf und ab, erklärte jedoch auf die, an ihn von dem Major Rauch und anderen Officieren gerichtete, Aufforderung zur Uebernahme des Commandos: daß ſie nur die Rangliſte nachſehen möchten, um ſich zu überzeugen, daß man ihn bei der Vertheilung der Diviſionen übergangen habe und er ſich nun bedanke, aus freien Stücken etwas zu thun. Da ſetzte ſich der Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, an die Spitze einer Reiterſchaar, im Galopp ging es bergauf und in der Carriere bergab, auf den Feind los. Dieſer aber, in geſchloſſene Vierecke geſtellt, ließ die Sturmcolonne bis auf zweihundert Schritt heranſprengen und gab dann ein wirkſames Feuer. Dem Prinzen war das Pferd erſchoſſen, er ſelbſt war ſo ſehr mit dem Blute deſſelben bedeckt, daß Alle ihn für ſchwer verwundet hielten, obſchon er mit einer Quetſchung davon gekommen war. Er beſtieg ſogleich ein zweites Pferd, ſank aber ohnmächtig herunter und mußte das Schlachtfeld verlaſſen.

Die Cavallerie konnte nicht wieder zu einem geſchloſſenen Angriff geſammelt werden; Huſaren, Dragoner und Cüraſſiere ſprengten durcheinander gemiſcht nach Auerſtädt zurück. Der Cavallerie folgte die Infanterie bald in gleicher Verwirrung. Auch hier verſuchte ein Bruder des Königs, Prinz Heinrich, die Fliehenden durch muthiges Voraufreiten zum Stehen zu bringen und zu neuem Angriffe zu führen. Er rief dem Prinzen Auguſt zu, ein Gleiches zu thun und Beiden gelang es in das Dorf Poppel einzudringen. Allein dem Prinzen Heinrich wurde das Pferd erſchoſſen und er ſelbſt verwundet; der Oberſt Scharnhorſt gab ihm ſein Pferd, um zurückreiten zu können. Bald wurden auch die Bataillone, welche der Prinz Auguſt vorgeführt hatte, zum Zurückgehen gezwungen und das Gedränge und Gemenge in Auerſtädt, wohin Alles zurückſtrömte, nahm mit jeder Minute zu.

Fünfte Action. Noch ſtand ein großer Theil der Garden und Grenadier-Bataillone als Rückhalt. Anſtatt durch ſie gedeckt, den Rückzug mit Anſtand, wozu es die höchſte Zeit war, anzutreten, wurden auch dieſe Truppen ins Feuer geführt, um aufgerieben und zurückgeſchlagen zu werden und die Unordnung zu ſteigern. — Der König reitet an der Front der Reſerven entlang, ermuntert die Leute durch muthige Worte und ertheilt dem Prinzen Auguſt den Befehl, die Grenadiere zum Angriff vorzuführen. Schwärme feindlicher Tirailleure drängen die preußiſchen Scharfſchützen zurück; der Prinz, ein ſtattlicher Herr, immer zu Pferde voran, führt die Bataillone Rheinbaben und Knebel mit gefälltem Bajonett dem Feinde entgegen und treibt ihn, in dem Augenblicke, wo die zurückweichenden Bataillone des linken Flügels von Haſſenhauſen her eintrafen, auf Bendorf zurück. Die Diviſion Gudin läßt ab vom Vordringen über Tauchwitz; der Prinz aber, deſſen Reihen durch eine franzöſiſche Batterie gelichtet werden, zieht ſich in Ordnung, gedeckt durch zwei Schwadronen des Leib-Cüraſſier-Regiments, nach Eckardsberge zurück. Zur Sicherung des Rückzuges nach dieſem Orte war das Leib-Regiment des Königs nach Rehhauſen vorgegangen. Der, mit den flüchtigen Truppen des rechten Flügels zurückreitende, General Graf Wartensleben rief ihnen zu: „Kinder, was wollt ihr hier? Wollt ihr euch ſchlagen und aufreiben laſſen?“ Der tapfere Oberſt Kleiſt entgegnete, daß das Regiment auf Befehl des Königs hier halte und dieſen Poſten behaupten werde.

Noch war von der Diviſion Arnim ſo wenig, als von den bei Salza aufgeſtellten Truppen ein Schuß geſchehen, als der König, der ſich auf die Höhe

von Eckardsberge begeben hatte, um das Schlachtfeld besser zu übersehen und bereits die Hoffnung aufgegeben hatte, den Feind wieder auf Kösen zurückzuwerfen, den Befehl zum Rückzuge ertheilte. Der General Blücher, der sich bei dem Könige befand, war damit gar nicht einverstanden und äußerte: „Bisher haben wir mit Hindernissen des Terrains zu thun gehabt; nun treten alle Vortheile für uns ein: der Feind muß unter unserem Geschützfeuer die Defileen von Poppel, Gernstädt u. s. w. passiren.“ Blücher bat den König, ihm zu erlauben, dem Feinde mit der Cavallerie auf den Leib zu gehen, dann wolle er ihm noch tüchtig Eins auswischen. Er sprengte sogleich davon, um, was an Reiterei noch sattelfest war, zu sammeln. Allein er brachte nur wenige Schwadronen zusammen und der König befahl, den Angriff zu unterlassen. Der Rückzug wurde angetreten. Es war gleich zu Anfang die Absicht des Königs, unter gehöriger Deckung die zurückgehenden Truppen den Weg über Buttstädt nach Sömmerda einschlagen zu lassen und dahin auch die Corps von Hohenlohe, Rüchel und Herzog von Weimar zu dirigiren; denn das war das Wunderbarste an diesem Unglückstage, daß man bei Auerstädt vor dem eigenen Kanonendonner den von Jena, und bei Jena eben so wenig den von Auerstädt gehört hatte und, obwohl an einigen Punkten kaum eine halbe Meile von einander entfernt, ohne Nachricht von einander geblieben war. Dies war wohl auch die Veranlassung, daß der König den Plan seines Rückzuges änderte und ihn gen Weimar zu nehmen befahl, in der sicheren Voraussetzung, dort mit Hohenlohe und Rüchel eine gemeinschaftliche Stellung auf dem Ettersberge nehmen und am folgenden Tage die Schlacht erneuern zu können. Die Colonnen des Rückzuges wurden eben so, wie die des Angriffs durch die feindlichen Tirailleure, welche sie umschwärmten, in die größte Unordnung gebracht; die aufgelösten Schaaren warfen Gepäck und Gewehr von sich und suchten das Weite. Die hinter Auerstädt gesammelten Abtheilungen der Reserven formirten sich rechts und links auf der Straße, das Grenadier-Bataillon Knebel und die Weimarschen Jäger hielten Auerstädt besetzt und Davoust, dessen Truppen sehr gelitten hatten und erschöpft waren — er selbst giebt seinen Verlust auf 270 Officiere und 7000 Mann an — setzte die Verfolgung nicht weiter fort. Auf preußischer Seite blieben auf dem Platze, oder starben an ihren Wunden: 1 Feldmarschall (der Herzog von Braunschweig), 3 Generale (v. Schmettau, Quitzow und Greiffenberg), 7 Stabsofficiere, 36 Hauptleute und Lieutenants. Verwundet wurden: 1 Feld-

marſchall (Möllendorf), 5 Generale, 34 Stabsofficiere, 181 andere Officiere, zuſammen 281 Officiere ohne Generalſtab und Adjutanten. Den Feinden in die Hände fielen 57 Geſchütze ohne die Bataillons-Geſchütze.

Der König dictirte noch in Auerſtädt mit der ihm eigenthümlichen Beſonnenheit, welche er in viel höherem Grade, als irgend Einer der commandirenden Generale beſaß, von dem Tumulte des Gefechtes und der Flucht umgeben, den um ihn verſammelten General-Adjutanten folgenden Befehl zum Rückzuge: „Die Direction des Marſches geht auf Weimar. Die Reſerve-Diviſionen machen die Arrieregarde unter dem General Kalkreuth. Die übrigen Regimenter, und was nicht dazu gehört, werden ſich ſo viel wie möglich auf der Chauſſee nach Weimar zuſammenhängen, ohne daß ſie gerade ihre Ordre de bataille genau befolgen. Jenſeit Weimar ſetzen ſich die Truppen längs der Chauſſee gegen den Ettersberg. Alles links abmarſchirt.“

Als der König dieſen Befehl ertheilte, war er ohne Nachricht von Hohenlohe und Rüchel und nahm an, daß dieſe beiden Feldherren ſeinen Rückzug decken würden; bald wurde er eines anderen belehrt.

Das Ganze glich völlig dem Zuge einer Caravane. Die Leute warfen ſich in alle Häuſer der an der Straße zunächſt liegenden Ortſchaften, um Hunger und Durſt zu ſtillen, oder ſie zerſtreuten ſich auf den Feldern, um Rüben und Kartoffeln zu ſuchen. Bagagewagen, einzelne Geſchütze, Fußvolk zu Pferde und Reiter zu Fuß, Officiere und Gemeine, Marketenderinnen und Cüraſſiere, Alles bunt durch einander. Ein großer Theil der Mannſchaft hatte ſchon am Morgen, als es zur Schlacht ging, den geringen Brodvorrath eben ſo wie Flaſchen, Kochgeſchirr, Beile und dergleichen fortgeworfen, um es ſich leichter zu machen. Da Alle völlig erſchöpft waren, blieben eine Menge zurück und Viele, welche ſich zerſtreuten, um Lebensmittel zu ſuchen, erreichten den Zug nicht mehr oder kamen bei einbrechender Nacht von ihm ab. Das Ganze kam nun auch in ſich auseinander, theils durch verfahrene Hohlwege, theils durch die ſich kreuzende Bagage, ſo daß große Zwiſchenräume entſtanden und jede neue Spitze ohne Boten ihrem Inſtinct folgte. Hierzu kam, daß die Truppen ſich überall von feindlichen Bivouacsfeuern umgeben ſahen, alſo öfter ausweichen mußten und daß man bald auf die Trümmer der Hohenlohe'ſchen Armee ſtieß, welche die Verwirrung in der ſehr dunklen Nacht nur vermehrten.*)

*) Höpfner II. 2.

Der König befand, ſich von einigen Schwadronen Heiſing-Cüraſſieren und Irwing-Dragonern umgeben, an der Spitze des Rückzuges nach Weimar, als man auf ein Piquet feindlicher Huſaren ſtieß. Es kam zum Handgemenge, der König befand ſich mit gezogenem Degen mitten im Gefecht. Die Huſaren weigerten ſich, über die Stellung der franzöſiſchen Truppen Auskunft zu geben, ſo daß der König dem erſten beſten der Gefangenen den Degen auf die Bruſt ſetzte und ihn niederzuſtechen drohte, wenn er nicht Auskunft geben werde, was er nun auch „gutwillig" that. — Die ganze Nacht hindurch war der König mit ſeiner Begleitung oft querfeldein geritten; erſt um 7 Uhr am nächſten Morgen wurde in dem Dorfe Sömmerda auf dem Wege nach Sondershauſen Halt gemacht, wo der König zu dem General Blücher, der ihn nicht verlaſſen hatte, ſagte: „Blücher, wir können uns gegenſeitig Glück wünſchen, daß wir ſo durchgekommen ſind." —

Bereits in Auerſtädt hatte der König einen Officier als Parlamentair an den Marſchall Davouſt geſchickt und einen zwölfſtündigen Waffenſtillſtand in Vorſchlag bringen laſſen, um für die Verwundeten zu ſorgen und die Gebliebenen zu beerdigen; dies wurde nicht zugeſtanden.

Wenn wir ſchon ein grauenhaftes Bild von dem Rückzuge und der Flucht des geſchlagenen Heeres zu geben hatten, ſo iſt doch das Bild von dem hinter uns liegenden Schlachtfelde noch bei weitem grauenhafter. Bei dem Rückzuge bewegen ſich Jammer, Elend, Schmach und Schande, Noth und Verzweiflung noch von der Stelle, hier aber liegt all dies Unheil unter den furchtbarſten Qualen am Boden feſtgebannt. Tauſende von Verwundeten und gräßlich Verſtümmelten wimmern, wehklagen, beten und fluchen, und erheben, — ach! nur von ihren Leidensgefährten gehört, das entſetzlichſte Jammergeſchrei durch die finſtere ſtürmiſche Nacht. Nirgend iſt für die Unglücklichen geſorgt, der Fliehende muß den zum Tod verwundeten Bruder zurücklaſſen, und, führt die verlorene Schlacht eine geſchlagene Reiterſchaar oder fliehende Kanonen über das Feld, wo die verwundeten Kameraden liegen, — ohn' Erbarmen geht es darüber hin, daß nicht ein Gebein von denen, die am Boden liegen, heil bleibt. — Herbei Elihu Burrit, Cobden und ihr anderen Friedensapoſtel und hört, wie viel eindringlicher und lauter als ihr die Steine und Hügel des Schlachtfeldes von Jena und Auerſtädt den Frieden predigen. —

Wieder einmal waren mehr als hunderttauſend menſchlicher Weſen, chriſt-

licher Brüder gegen einander zum Mordkampfe geführt worden und die Hälfte davon bedeckten als Leichname, oder verwundet das Schlachtfeld. — Wir rufen Fluch über Marat, Danton, Robespierre und doch, wie stümperhaft war die Arbeit ihrer Guillotine und ihrer Septembermänner gegen solche Kaiserschlacht. Durch ein „fünftes Bülletin von der großen Armee", Jena den 15. October, verkündete Napoleon der Welt seinen Sieg. „Die Schlacht von Jena," so hebt es an, „hat die Schande von Roßbach abgewaschen und hat in sieben Tagen einen Feldzug entschieden." Es werden nun die Erfolge der französischen Waffen seit dem 9. October aufgezählt und ein ins Einzelne gehender Bericht der Schlachten von Jena und Auerstädt gegeben. „Der Erfolg dieser Schlacht," heißt es am Schluß, „besteht in 30- bis 40,000 Gefangenen, 300 Kanonen, 30 Fahnen. Unter den Gefangenen befinden sich mehr als 20 Generale. Die Zahl der Todten bei der preußischen Armee ist sehr groß, man rechnet über 20,000 Todte und Verwundete. — Unser Verlust wird auf 1000 bis 1200 Mann Todte und 3000 Verwundete geschätzt."

Der Kaiser verschmähte es nicht, sich in seinen Bülletins die größten Lobsprüche zu ertheilen. „Wenn irgend eine augenblickliche Schwierigkeit entstand," heißt es in diesem, „so hob sie der Ruf: es lebe der Kaiser! welcher alle Seelen belebte und alle Seelen mit sich fortriß. Im größten Handgemenge sah der Kaiser, daß die Flügel von der Cavallerie bedroht waren, er ritt im Galopp hin, um neue Manoeuvres und die Veränderung der Front in ein Carré anzuordnen; bei jedem Schritt wurde er durch ein: es lebe der Kaiser! aufgehalten. Die Kaiserliche Garde fühlte sich gekränkt, daß Alles handgemein und sie nur außer Thätigkeit war. Schon hörte man verschiedene Stimmen „Vorwärts!" rufen; der Kaiser wendete sich um und fragte: „„was giebts? das muß gewiß ein unbärtiger junger Mann sein, der mir vorgreifen und rathen will, was ich zu thun habe; er warte, bis er in dreißig Schlachten wird commandirt haben, und dann kann er darauf Anspruch machen, mir Rath zu ertheilen."" — Als einige Tage darauf der Kaiser über das Schlachtfeld von Roßbach kam, ließ er den dortigen Denkstein fortnehmen und schickte ihn nach Paris. —

In dem Pfarrhause zu Sömmerda schrieb der König am 15. October folgende Antwort auf Napoleons Brief vom 12. „Mein Herr Bruder! Ich habe den Brief, welchen Ew. Kais. Majestät an mich unter dem 12. dieses, Monats zu richten mir die Ehre erzeigten, nicht eher als gestern früh erhalten,

nachdem unſere Vorpoſten bereits handgemein geworden waren. Die Geſinnung, welche Sie darin ungeachtet der, in der letzten Zeit zwiſchen uns ſtattgefundenen, Differenzen offenbaren, machen ihn mir ſehr koſtbar (précieuse), und ich erkenne darin zugleich den erhabenen Charakter Ew. Kaiſ. Majeſtät und Ihre Neigung, viel lieber Glückliche zu machen, als das Blut ſo vieler Tauſende von Menſchen zu vergießen. Indeſſen geſtatten mir Ew. Majeſtät mit der Freimüthigkeit, welche jedem Militair eigen ſein muß, Sie zu verſichern, daß ich glaube, ich würde in Ihren Augen verloren haben, wenn ich dieſem Kampfe hätte ausweichen wollen. Ich muß geſtehen, daß ich dabei geſcheitert bin, allein ich glaube wenigſtens Ew. Kaiſerl. Majeſtät den Beweis von der Tapferkeit meiner Truppen und von der Verwendung, welche man von derſelben machen könnte, geliefert zu haben, was mich bei der Wunde, welche dieſes Unternehmen meinem Herzen geſchlagen hat, tröſtet. Ew. Kaiſerl. Majeſtät wünſcht gern, ſich mit mir zu verſtändigen und die Verbindungen, welche zwiſchen uns bisher in ſo glücklicher Weiſe beſtanden, wieder feſt zu knüpfen. Von ganzem Herzen biete ich hierzu die Hand und würde es mit derſelben Bereitwilligkeit gethan haben, wenn das Glück meine Waffen begünſtigt hätte. Laſſen Sie mich, Sire, die Bedingungen wiſſen, unter denen Sie Alles, was uns verunreiniget (brouille), der Vergeſſenheit übergeben wollen, während unſere Freundſchaft eine jede Probe zu beſtehen im Stande ſein wird und Sie werden mich bereit finden, zu Allem, was uns für immer in Uebereinſtimmung bringen kann, meine Zuſtimmung zu geben. Ihre erhabene Seele und Ihre Gerechtigkeitsliebe leiſten mir zum Voraus dafür Bürgſchaft, daß Sie nichts verlangen werden, was gegen meine Ehre und gegen die Sicherheit meiner Staaten gerichtet wäre. Ich ſchlage deshalb Ew. Kaiſerl. Majeſtät einen Waffenſtillſtand vor, um nicht noch mehr Unglück anzurichten, anſtatt uns darüber zu verſtändigen, das Glück unſerer Unterthanen für alle Zeiten zu befeſtigen. Ich ſchreibe dieſe Zeilen in größter Eile, allein das Herz dictirt ſie mir. Hiermit bitte ich Gott" u. ſ. w.

Mit dieſem Briefe wurde der Flügel-Adjutant Graf Dönhoff nach Weimar in das Hauptquartier des Kaiſers geſchickt, während der König ungeſäumt über Nordhauſen Magdeburg zu erreichen ſuchte, welches er den Trümmern der Armee und dem, was ſich noch in kampffähigem Zuſtande befand, als Sammelplatz anzuweiſen gedachte.

Napoleon empfing den Major Grafen Dönhoff am 16. des Morgens im

Schlosse zu Weimar; dieser meldete dem Könige über den Erfolg seiner Sendung, Weimar d. 16. Oct. Morgens 10 Uhr, Folgendes: „Ew. Königl. Majestät melde ganz unterthänigst, daß ich in diesem Augenblicke eine mündliche Unterredung mit dem Kaiser gehabt, deren Resultat nicht günstig für die Wünsche Ew. Majestät ausgefallen ist. Der Kaiser will Frieden machen, wenn Ew. Majestät sich erklärt haben werden, welche Aufopferungen Allerhöchstdieselben zu machen gesonnen sind, damit dieselben als Grundlage und Sicherheit des Friedens dienen können. Auf meinen Vorschlag, einen Waffenstillstand zu bestimmen, bis der Bevollmächtigte Ew. Majestät hierher in das Hauptquartier kommen könnte, fand ich kein Gehör; im Gegentheil erhielt ich zur Antwort, daß die erhaltenen Vortheile zu groß wären, um sie nicht bis nach Dresden und Berlin zu verfolgen. Der Kaiser setzte hinzu, daß er seinen Marsch nicht aufhalten und seine Maßregeln so treffen werde, früher an der Elbe zu sein, als die preußischen Truppen; wenn ihm dieses gelinge, hoffe er dem Kriege früher in Berlin als in Weimar ein Ende zu machen. Unter den Aufopferungen, welche der Kaiser so ganz oberflächlich berührte, schien ihm Hameln als Grundlage der Unterhandlungen zu unbedeutend zu sein. Ich überlasse es ganz E. K. M.

Dönhoff."

In Weimar ließ Napoleon sich die gefangenen sächsischen Officiere vorstellen und sagte ihnen: „Meine Herren, ich habe die Waffen ergriffen, nur um die Unabhängigkeit Sachsens zu sichern und zu verhindern, daß Ihr Vaterland nicht Preußen einverleibt werde. Meine Absicht ist, Sie in Ihre Heimath zurückzuschicken, wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, nicht gegen Frankreich zu dienen. Ihr Fürst, dessen Eigenschaften ich wohl kenne, hat eine große Schwäche bewiesen, daß er den Drohungen der Preußen nachgegeben und ihnen den Eintritt in seine Staaten gestattet hat; sie sollen in Preußen bleiben und sich nicht in die Angelegenheiten Deutschlands mischen. Die Sachsen sollen dem Rheinbunde unter dem Schutze Frankreichs einverleibt werden; dieser Schutz ist nicht neu, denn seit zwei Jahrhunderten würden sie ohne Frankreich ein Raub von Preußen oder Oesterreich geworden sein."

Die gefangenen sächsischen Soldaten wurden ebenfalls in ihre Heimath entlassen; um sie als Ex-Militairs kenntlich zu machen, wurden ihnen die Zöpfe abgeschnitten. An die Sachsen erließ Napoleon eine Proclamation, die mit den Worten begann: „Sachsen, die Preußen haben euer Land mit Krieg überzogen

u. ſ. w.“ Er kündigte ſich als ihren Freund und Befreier an und ließ auch in den herzoglich ſächſiſchen Ländern überall Tafeln aufrichten mit der Aufſchrift: „Neutrales ſächſiſches Gebiet.“ Dieſe Gunſt hatten die Herzogthümer inſonderheit dem Herzoge Emil Auguſt von Gotha zu danken, welcher ſich beeilt hatte, dem Kaiſer ſeine Aufwartung zu machen, von dem er wegen ſeiner geiſtreichen Witzworte, ſeines drolligen Aeußeren, Damenfriſur, blonder Perrücke, ſchielender Augen, Kakerlaksphyſiognomie u. ſ. w. mit dem Namen des „drôle de Gotha“ beehrt wurde. Auf die Frage Napoleons: „Wie groß iſt Ihr Herzogthum?“ antwortete Emil Auguſt: „So groß als Ew. Kaiſerliche Majeſtät befehlen!“ Zu ſolcher Entwürdigung war die deutſche Fürſtenehre damals herabgeſunken! —

Der König erhielt den Bericht des Grafen Dönhoff in Magdeburg den 18. October. Es wurde ſofort ein zweites Schreiben an den Kaiſer abgefaßt und der Marquis Lucheſini mit der Ueberbringung deſſelben beauftragt. „In dieſem Augenblick,“ ſo lautet der Brief des Königs, „erhalte ich den Bericht, welchen mein Adjutant Graf Dönhoff aus Weimar d. 16. früh 10 Uhr an mich über die Aufnahme erſtattet, welche bei Ew. Kaiſerl. Majeſtät mein Brief vom 15. gefunden, worin ich Ihnen mein brennendes Verlangen bezeugte, ſo ſchnell als möglich zwiſchen unſeren beiden Reichen den Frieden und die Freundſchaft wieder herzuſtellen, welche das Glück unſerer Unterthanen und die geographiſche Lage unſerer Länder zu erheiſchen ſcheinen. Um Ihnen, mein Herr Bruder, einen unverdächtigen Beweis der Aufrichtigkeit meines Entſchluſſes zu geben, ſende ich unverzüglich meinen Staatsminiſter, den Marquis Lucheſini, an Ew. Kaiſ. Maj. ab, welcher die Ehre haben wird, Ihnen meinen Brief zu überreichen. Unbetheiligt bei den Verhandlungen, welche dem Kriege unmittelbar vorhergingen, bekannt mit dem unendlichen Werthe, welchen ich ſechs Jahre lang auf Ihre Freundſchaft, mein Herr Bruder, legte und amtlich thätig, dieſelbe durch Unterhandlungen zu befeſtigen, wird derſelbe, wie ich hoffe, zu gegenſeitiger Befriedigung ſich der wichtigſten Commiſſionen, womit ich ihn beauftragt habe, entledigen. Ew. Kaiſerl. Majeſtät haben indeſſen die Würde der Throne durch den Glanz Ihrer Tugenden zu hoch erhoben, Sie kennen in Ihrer Eigenſchaft als der erſte Feldherr Ihres Jahrhunderts den Weg der Ehre zu gut, um von dem Oberhaupte einer edelmüthigen Nation und eines Heeres, welches ſo eben Proben ſeiner Tapferkeit gegeben hat, Opfer zu erwarten, welche un-

verträglich mit der Sicherheit meiner Völker und mit der Ehre meiner Waffen sind. Möchten Sie, mein Herr Bruder, meinem Minister Ihre Gedanken eröffnen, um Allem, was er die Ehre haben wird, Ihnen von meiner Seite zu sagen, Glauben zu schenken, zumal wenn er Sie von der Gerechtigkeit unterhalten wird, welche den großen Eigenschaften Ew. Kaiserlichen und Königlichen Majestät angedeihen zu lassen, mir immer zum Vergnügen gereichte. Hiermit" u. s. w.

Der Marquis wurde in Kemberg vom Marschall Davoust festgehalten, welcher das Schreiben des Königs durch einen Adjutanten an den Kaiser befördern ließ. Dieser hatte in Halle den 18. dem Könige auf seinen Brief aus Sömmerda Folgendes geantwortet:

„Mein Herr Bruder! Ich habe den Brief Ew. Majestät vom 15. erhalten und bedaure sehr, daß der Brief, welchen ich Ihnen durch einen meiner Ordonnanz-Officiere, der am 13. in Ihrem Lager eintraf, zusendete, die Schlacht vom 14. nicht hat verhindern können. Jeder Waffenstillstand, welcher den russischen Armeen, die Sie für den Winter herbeigerufen zu haben scheinen, Zeit geben würde anzukommen, würde meinem Vortheil zu sehr entgegen sein, als daß ich denselben, wie groß auch mein Wunsch ist, der Menschheit Unheil und Opfer zu sparen, unterschreiben könnte. Ich fürchte die russischen Heere durchaus nicht, das ist nichts als eine Nebelwolke, ich habe sie im letzten Feldzuge kennen gelernt. Ew. Majestät werden schon noch Ursache haben, sich mehr über dieselben zu beklagen, als ich. Die Hälfte Ihrer Staaten wird das Kriegstheater werden und davon furchtbar zu leiden haben, die andere Hälfte wird durch Ihre Verbündeten verwüstet und noch ärger mitgenommen werden. Für mich wird es ein immerwährender Gegenstand des Bedauerns sein, daß zwei Nationen, welche aus so vielen Gründen vereinigt sein sollten, in einen so wenig motivirten Kampf hineingezogen worden sind. Die vornehmlichsten Anstifter desselben sind als die ersten Opfer gefallen. Jedenfalls darf ich Ew. Majestät wiederholen, daß ich mit Befriedigung das Mittel erfahren würde, wenn es möglich ist, das frühere Vertrauen, welches zwischen uns herrschte, wieder herzustellen und die Gefühle, welche ich für Sie habe, mit meiner Pflicht und der Sicherheit meines Volkes, die aufs Neue durch eine vierte Coalition seit funfzehn Jahren gefährdet worden ist, in Uebereinstimmung zu bringen. Ich bin ꝛc."

Der König verließ Magdeburg am 18. Oct., fuhr in der Nacht vom 20

um Berlin herum und traf am 21. mit der Königin in Küstrin zusammen, wo er einige Tage verweilte. Von hier schrieb er unter d. 26. an Napoleon, welcher unterdessen in Potsdam eingetroffen war:

„Mein Herr Bruder! Niemand hat mehr als ich die unglücklichen Umstände beklagt, welche zwischen uns einen Kriegszustand herbeigeführt haben, der ohne Zweifel so wenig vereinbar mit den wahren Interessen unserer beiden Nationen ist. Sie sind zu gerecht, mein Herr Bruder, um mich anzuklagen, als habe ich unbedachtsam (inconsidérément) gesucht, die Bande zu lösen, welche meine persönlichen Gefühle für Sie mir doppelt werth machten. Sie sind zu groß, als daß das Resultat eines einzigen Tages Sie veranlassen könnte, mich weniger zu schätzen. Ich glaube mein aufrichtiges Verlangen, unter uns die einzigen Beziehungen, welche uns zusagen, wiederherzustellen, dadurch bewiesen zu haben, daß ich in das Hauptquartier Ew. Kais. Maj. den Marquis Lucchesini zur Unterhandlung eines Waffenstillstandes und des Friedens abgeordnet habe. Allein, darf ich es Ihnen gestehen, Sire, ich bin bekümmert (peiné), daß ich noch ohne Nachricht über den Empfang bin, welchen die Eröffnungen desselben bei Ew. Maj. gefunden haben. War er ein solcher, wie ihn mein Vertrauen zu der Geneigtheit E. K. M. mich hoffen läßt, warum konnte ich nicht bereits davon in Kenntniß gesetzt sein? Die Zurückschickung der russischen Armee würde sofort erfolgen und, aus dem Zustande der Ungewißheit gerissen, der auf mir lastet, würde ich ohne Zaudern Ew. Kais. Maj. den Beweis geben von meinem Eifer (empressement), mit Ehrlichkeit meine Verpflichtungen zu erfüllen, welche, ich wage es zu glauben, den Anfang eines neuen und unerschütterlichen innigen Verhältnisses zwischen uns sein würden. Ich bitte ꝛc.“

Bevor dieser Brief in Napoleons Hände kam, hatte derselbe dem Marquis Lucchesini in Wittenberg am 22. des Abends 7 Uhr durch den Marschall Duroc folgende Bedingungen zufertigen lassen, auf welchen unterhandelt werden könne:

1. Die Elblinie bildet die Grenze des preußischen Staats; Magdeburg bleibt preußisch.
2. Preußen zahlt eine Contribution von einhundert Millionen Franken als Kriegskosten.
3. Preußen entsagt allen Verbindungen mit irgend einem deutschen Staate, indem alle unter Napoleon als Protector eine einzige Conföderation bilden sollen.

Lucheſini machte diplomatiſche Ausflüchte, als ob man in dergleichen zu willigen dem Könige nicht anſinnen dürfe. Am 23. des Morgens 5 Uhr überbrachte Duroc Lucheſini eine Erklärung Napoleons, welche dahin lautete: „daß dem Könige nur zweierlei zu thun übrig bleibe: entweder alle ſeine Kräfte hinter der Oder zu ſammeln und ſich auf die Ruſſen zurückzuziehen, oder augenblicklich die Bedingungen zu unterzeichnen, welche er ihm geſtern habe vorlegen laſſen.“ Duroc fügte hinzu: „übrigens liegt es mehr in den Wünſchen des Kaiſers, daß der Friede nicht zu Stande kommt, um Gelegenheit zu erhalten, über dem Haupte des Autokrators von Rußland noch einmal die Sonne von Auſterlitz aufgehen zu ſehen; denn auf dieſen ſei er ganz beſonders ungnädig zu ſprechen.“ —

Lucheſini lehnte nochmals ab, auf dieſer Grundlage zu unterhandeln; ſeine Gegenvorſchläge wies der Kaiſer ſofort zurück und erklärte: auf ſeinen erſten Forderungen nicht länger beſtehen zu wollen, als bis ihm neue glückliche Gefechte das Recht gewährten, *ſie noch höher zu ſteigern*.

Ohne Aufenthalt rückte er gegen Berlin vor, wo die Unterhandlungen, wie wir ſpäter mittheilen werden, unter härteren Bedingungen wieder aufgenommen wurden.

Der König ſah ſich bald genöthigt, Küſtrin zu verlaſſen und nahm mit der Königin Zuflucht in der Weichſelfeſtung Graudenz.

Die Feldherren waren geſchlagen, die tapferen Regimenter vernichtet, die ſtolzen Garden hatten die Waffen geſtreckt, die Feſtungen waren ſchmachvoll gefallen, der König von ſeinen Generalen, Geheimen Räthen — ſieben Miniſter leiſteten in Berlin dem Kaiſer Napoleon den Eid der Treue —, Großwürdenträgern und Reichsbaronen verlaſſen worden, aber das Volk, das oft verachtete, gedrückte, in Unterthänigkeit oft gemißhandelte Landvolk hielt treu bei ſeinem Könige und bei der unglücklichen Königin aus. Unter den vielen Beweiſen von rührender Liebe und Anhänglichkeit, welche das trauernde Königliche Ehepaar auf ſeiner Flucht erhielt, machte einen beſonders tiefen Eindruck das Geſchenk eines glücklichen *bäuerlichen Ehepaares*. Während des Verweilens in Graudenz wurde eines Morgens, nach dem Frühſtück, bei dem Könige und der Königin der Bauer Abraham Nickel mit ſeiner Frau, in der Weichſelniederung bei Culm anſäſſig, angemeldet und ſogleich vorgelaſſen. Die Bauerfrau überreichte der Königin einen Korb mit einigen Pfunden friſcher Stückenbutter,

in Kohlblätter eingeſchlagen, mit den Worten: „Es möchte wohl jetzt manchmal in der Königlichen Küche Schmalhaus Koch ſein und ſo bitte ſie die gnädige Königin ein Paar Stückchen recht friſcher Sahnenbutter von einer armen Bauerfrau anzunehmen," was die Königin mit liebenswürdiger Dankbarkeit auch that. „Und ich," ſagte der Bauer zum Könige, „wollte unterthänigſt um Erlaubniß bitten" — „„Aha, merke ſchon,"" unterbrach ihn der König, „„Ihr bringt mir den Käſe dazu."" — „Die getreuen Mennonitiſchen Unterthanen in Preußen," fuhr der Bauer fort, „haben mit Betrübniß erfahren, daß Ew. Majeſtät ganze Kriegskaſſe den Boden verloren hat und da wird Ihnen wohl das kleine Geld ausgegangen ſein. Da haben wir nun in unſeren Sparbüchſen nachgeſehen und Jeder hat, was er in Blut und Leben hatte, beigeſteuert zu einem Geſchenke für unſern armen gnädigen König."

„„Nein, nein, nicht arm,"" fiel ihm der König in das Wort, „„ſo lang ich noch ſolche brave Bauern zu Unterthanen habe."" Und zu nicht geringem Erſtaunen des Königlichen Paares ſchüttete der Bauer einen Geldſack mit mehr als zweitauſend Stück Friedrichsd'or auf den Schreibtiſch des Königs aus. Der König ſtellte eigenhändig eine Beſcheinigung über die empfangene Summe aus, welche er nur als einen Vorſchuß annahm, deren Rückzahlung in beſſeren Zeiten erfolgen ſollte. Die Königin ſchenkte der Bauerfrau einen türkiſchen Shawl aus ihrer Garderobe und bat ſie, denſelben zu ihrem Andenken zu tragen. Im Jahre 1816 erinnerte ſich der König jenes Bauern und ließ bei der Regierung in Marienwerder Erkundigung über ihn einholen. Es ergab ſich, daß derſelbe durch Plünderung, Brandunglück, Einquartierung und andere Kriegsnöthen in eine ſehr traurige Lage verſetzt worden war. Der König ſchickte ihm ein anſehnliches Geſchenk zur Einlöſung des von ihm 1806 ausgeſtellten Schuldſcheines.*)

*) Hippel, Beiträge zur Charakteriſtik Friedrich Wilhelms III. S. 21.

Vierzigſtes Kapitel.

Erfurt capitulirt am 16. Oct. — Der Lieutenant Helwig befreit 10,000 Gefangene. — Die Reſerve unter dem Herzoge Eugen von Würtemberg wird bei Halle am 17. Oct. geſchlagen. — Hohenlohe's fernerer Rückzug. — Der franzöſiſche General Klein von Blücher überliſtet. — Kalkreuth, Tauentzien, Prinz Auguſt. — Blüchers Unterhandlung mit dem Marſchall Soult. — Der Rückzug über den Harz nach Magdeburg. — Zuſtände innerhalb der Feſtung. — Der Marſch nach Genthin und Neu-Ruppin. — Blücher folgt. — Der Oberſt York ficht tapfer bei Altenzaun. — Der König entläßt den Herzog von Weimar. — Blücher führt ſein Corps auf das rechte Elbufer.

Die Schlacht von Jena machte den Anſpruch, für eine Normal-Schlacht zu gelten. Bei keiner anderen der neueren Kriegsgeſchichte kommen ſo intereſſante Manöver auf einem mannigfaltig gebildeten Terrain, ſo viel Genieſtreiche, ſo vieler Unſinn, ſo viel Heldenmuth und ſo viel Muthloſigkeit vor, als bei dieſer; außerdem ſind die Berichte ſo genau und in das Einzelne gehend, daß man den ganzen Verlauf Zug um Zug wie eine Partie auf dem Schachbrett nachſpielen kann. Dies mag das längere Verweilen bei dieſem blutigen Schauſpiele rechtfertigen. Eine nicht minder unerfreuliche Aufgabe iſt es nun, nachdem wir das Admiralſchiff der großen Unternehmung leck werden, ſtranden, zerſchellen, in die Luft fliegen, mit Mann und Maus zu Grunde gehen ſahen, die vereinzelten Trümmerſtücke des ſchrecklichen Schiffbruches mit unſeren Blicken zu verfolgen, um zu ſehen, wie ein Corps nach dem anderen, was ſich noch zu retten hoffte, oder ſchon geborgen glaubte, eine Beute des Haifiſches

wird — und welch' eines Haifiſches! Er verſchlingt verwirrtes Fußvolk und Reiter in ganzen Schaaren, dazu Kanonen, Vierundzwanzig- und Achtundvierzigpfünder, und die wohlbewahrteſten Feſtungen erſten und zweiten Ranges nimmt er ein, als ob es ein Gabelfrühſtück wäre.

Der Feldmarſchall Möllendorf, den der König mit der Anordnung des Rückzuges beauftragt hatte, war ſo geiſtes- und körperſchwach geworden, daß er nichts weiter that, als ſich auf der breiteſten, noch offenen Straße von dem Sturzbach der Flüchtlinge mit dem anderen Heergerümpel nach Erfurt hineinſchwemmen zu laſſen. Es war das Allerungeſchickteſte, was geſchehen konnte, indem man ſich hierdurch immer weiter von der Elbe entfernte und von den rückwärts liegenden Feſtungen, Reſerven und Kriegsvorräthen, ja von der Hauptſtadt ſelbſt abgeſchnitten zu werden Gefahr lief.

Obſchon ſeit mehreren Monaten Erfurt zum Hauptdepot für den Feldzug beſtimmt worden, hatte man dennoch erſt am 13. October Anſtalten getroffen, die Feſtungswerke der Stadt in Stand zu ſetzen. Von den beiden die Stadt beherrſchenden Burgen war der Petersberg mit 15 Geſchützen, 4000 Centnern Pulver u. ſ. w. verſehen und hatte eine Beſatzung von 3 Bataillonen Infanterie und der nöthigen Artillerie. In gleicher Weiſe war die Cyriaksburg mit den nöthigen Vertheidigungsmitteln verſehen. Anfänglich wurden in der Stadt Anſtalten gemacht, den Feind hinter Wall und Graben zu empfangen. Der Feldmarſchall Möllendorf ließ ſich alsbald krank melden, der Herzog von Weimar, welcher mit ſeinem Corps friſcher Truppen von Gotha kam, fand es am gerathenſten, ſofort wieder Kehrt zu machen und auf Langenſalza zu marſchiren. Den Oberbefehl in der Stadt übernahm der Prinz von Oranien, welcher bereits am 15. mit dem, als franzöſiſchen Parlamentair angekommenen, Oberſten Preval in Unterhandlung trat und am folgenden Tage die Stadt nebſt den beiden Burgen dem Feind, welcher nur mit einer Abtheilung Reiterei davor erſchienen war, übergab; 10,000 Mann Gefangene, große Munitionsvorräthe und eine Menge Kanonen fielen den Siegern in die Hände. Inſonderheit hatte der Feſtungs-Commandant des Petersberges auf die Uebergabe gedrungen und als Grund angeführt: daß ſich zu große Pulvervorräthe bei ihm angehäuft befänden, wodurch leicht ein Unglück geſchehen könne. Es fehlte den Franzoſen an der, zur Beſetzung der Thore und zur Bewachung der Gefangenen, nothwendigen Mannſchaft. Zehntauſend gefangene Preußen wurden von fünfhundert franzöſiſchen Chaſſeurs,

geduldiger als eine Hammelheerde, über Gotha nach Eisenach getrieben. Ein unternehmender Husaren-Lieutenant v. Hellwig (derselbe, der 1813 ein Frei-Corps führte) legte sich mit einem kleinen Commando bei Eichenrod unfern Eisenach in den Hinterhalt und befreite die Gefangenen, welche er glücklich nach Göttingen in Sicherheit brachte. Diese guten Leute verspürten indeß so wenig Lust, sich ferner an dem Kampfe zu betheiligen, daß sie einzeln und in ganzen Schaaren davon liefen und ihren väterlichen Heerd zu erreichen suchten.

Eine stattliche Reserve-Armee unter dem Befehle des Herzogs Eugen von Würtemberg, welcher, wie eine große Anzahl deutscher Fürstensöhne, seine Versorgung im preußischen Heerdienste gesucht hatte, stand in und bei Halle und erwartete, als der Kanonendonner von Auerstädt und Jena begann, Befehl zum Vorrücken, um dem Marschall Davoust in den Rücken zu fallen oder, bei ungünstiger Entscheidung, das geschlagene Heer aufzunehmen und vor Verfolgung zu schirmen.

Der Herzog blieb über den Ausgang der Schlachten vom 14. bis zum 17. des Morgens im Ungewissen und auch jetzt noch traf er ganz unzulängliche Anstalten zur Vertheidigung seiner Stellung; nicht einmal die Brücken über die Saale ließ er zerstören. So drangen zugleich mit den zurückgeschlagenen Preußen die Franzosen zu verschiedenen Thoren in die Stadt ein. Der Marschall Bernadotte, welcher sie führte, hatte an den Schlachten von Jena und Auerstädt nicht Antheil genommen, und seine Truppen brannten vor Begierde, sich eben so wie ihre Cameraden auszuzeichnen.

Der Herzog von Würtemberg trat den Rückzug nach Magdeburg, durch seine Artillerie gedeckt, in fester Haltung an, doch war sein Verlust groß und es ward dadurch nicht der geringste Vortheil für das geschlagene Hauptheer erreicht. Die Preußen verloren am 17. bei und in Halle 13 getödtete, 26 schwer verwundete, 94 gefangene Officiere (unter letzteren der General Hinrichs), 5000 Gemeine, 11 Geschütze (ohne die Regiments-Kanonen) und vier Fahnen. Es wurde damals erzählt, daß zwei Fahnenjunker vom Regiment Treskow sich mit ihren Fahnen von hoher Brücke in die Saale gestürzt hätten, um das ihnen anvertraute Heiligthum nicht in die Hände der Feinde kommen zu lassen.

Der Marschall Bernadotte gab seinen Verlust auf 800 Mann an.

Die schöne Parade-Armee des Fürsten Hohenlohe war auseinander gestoben, als ob eine Mine unter derselben aufgeflogen wäre.

Die Division Grawert hatte sich fast ganz zerstreut, nur ein kleines Ge-

mengsel davon war bis Erfurt gelangt. Was vom Rüchelschen Corps noch beisammen geblieben, zog sich nach Buttelstädt und schloß sich daselbst an Kalkreuth an. Die Sachsen unter Cerrini waren nach Cölleda gelangt. Die Reiter, denen vier Beine mehr als den Infanteristen zu Gebot standen, waren rückwarts, die Ersten voraus; Blücher ward ihr Führer. Er hatte von den Truppen des Generals Kalkreuth in und bei Sömmerda am 15. das Regiment Krafft-Dragoner und einige Schwadronen Schimmelpfennig-Husaren rechts und links der Straße nach Sondershausen vorausgeschickt, um den König zu decken, welcher Weißensee kaum eine Stunde verlassen hatte, als hier der französische General Klein mit 800 Pferden einrückte. Die preußischen Generale waren über die Bewegungen und Märsche der Feinde, welche ihnen zum Theil schon vorausgeeilt waren, so unwissend, daß Tauentzien, Kalkreuth, Prinz August und Blücher sehr unangenehm überrascht wurden, als sie Weißensee von den Franzosen besetzt fanden. Als Kalkreuth dem Prinzen August hier erklärte: „wir sind von den Franzosen umringt, der König hat mir verboten anzugreifen und die Truppen sind durch den Mangel an Lebensmitteln völlig erschöpft; es bleibt nichts anderes übrig, als sich zu ergeben," entgegnete der Prinz: „Nun, wenn der König verboten hat anzugreifen, so hat er doch nicht befohlen uns zu ergeben, ohne uns zu wehren, was in der preußischen Geschichte etwas Unerhörtes wäre. Ich übernehme jede Verantwortung mit meinem Kopfe." Der General trug dem Prinzen das Commando an, was dieser jedoch mit dem Bemerken ablehnte, daß ihm (Kalkreuth) dasselbe von dem Könige anvertraut sei und Niemand seinen Befehlen pünktlicher Gehorsam leisten werde, als er, so lange er nicht vom Capituliren rede. — „Die Truppen werden sich nicht schlagen wollen," äußerte Kalkreuth, „sie haben seit zwei Tagen nicht abgekocht!" worauf der Prinz entgegnete: „Herr General, ich werde bekannt machen, daß alle Hundsfötter sich ergeben können, alle braven Leute aber werden gewiß meinem Beispiel folgen." Unterdessen war auch Blücher herangeritten. „Was meinen Sie," fragte ihn der Prinz, „ich denke, wenn man 12,000 Mann Preußen bei sich hat, kann man sich wohl noch schlagen!" Blücher erwiderte, man dürfe in Folge des Befehls des Königs nicht angreifen, allein es verstände sich von selbst, daß man, wenn man angegriffen werde, sich wehren müsse.

Tauentzien hatte sich nach Weißensee zum General Klein führen lassen und diesem die unwahre Meldung von einem abgeschlossenen Waffenstillstande gebracht.

Klein, der mit seiner geringen Mannschaft der Macht der Preußen hier nicht gewachsen war, suchte Vortheil von einer Unterhandlung zu ziehen, wodurch er den Marsch Kalkreuths aufhielt, bis der Marschall Soult mit seinem Corps herangekommen sein würde. Noch mehr aber lag den Preußen daran, den General Klein, dessen Stärke sie nicht kannten, zu täuschen, um unter dem Vorgeben eines abgeschlossenen Waffenstillstandes unangefochten zu entkommen. Tauentzien brachte aus Weißensee die Nachricht, daß General Klein in nähere Unterhandlung zu treten wünsche, wozu Tauentzien, Blücher und Massenbach als Bevollmächtigte abgeordnet wurden. Der General Klein, welcher eben so wenig deutsch, als Blücher französisch verstand, verlangte von letzterem eine Versicherung auf sein Ehrenwort, daß ein Waffenstillstand zwischen dem Kaiser und dem Könige abgeschlossen worden sei. Blücher brummte hierauf etwas Unverständliches in den Bart, welches Oberst Massenbach dem General Klein dahin verdolmetschte, daß der General Blücher auf sein Ehrenwort die verlangte Versicherung gegeben habe, worauf Klein erklärte: daß er den Marsch der Preußen nach Sondershausen, ohne Weißensee zu berühren, nicht beunruhigen werde. Es war hiermit beiden Theilen gedient; jedoch zog sich der General Klein einen starken Verweis des Kaisers zu, welcher der Ansicht war, daß sich derselbe habe hintergehen lassen. Der Marschall Soult, gegen welchen eine gleiche List versucht wurde, ließ sich nicht irre machen. Am 16. gegen Abend erschien eine starke französische Colonne auf den Höhen von Greußen; es war der Marschall Soult. Er erklärte den Generalen Kalkreuth und Blücher, welche zu einer persönlichen Unterhandlung zu ihm herangeritten waren, daß er sich ohne einen bestimmten Befehl des Kaisers auf keinen Waffenstillstand einlassen, vielmehr sofort Befehl zum Angriff geben werde, wenn die Generale nicht capituliren würden. Kalkreuth nahm Blücher bei Seite und stellte ihm vor, daß hier viel auf dem Spiele stehe, indem die Truppen sich im schlechtesten Zustande befänden und er einen Prinzen vom Hause und sämmtliche Garden bei sich habe; worauf Blücher erwiderte: „Was den Prinzen August betrifft, so verlangt dieser am wenigsten dergleichen Rücksichten und der Kopf eines Gardisten gilt hier nicht mehr, als der eines jeden andern Soldaten. Ich für meine Person werde mich in keinem Falle aufs Capituliren einlassen.“ Man ritt wieder zu dem Marschall Soult heran, welcher den Generalen sehr eindringlich zuredete, eine ehrenvolle Capitulation abzuschließen. „Wenn ich nur,“ fuhr jetzt Blücher heraus, „nichts mehr von dem

verfluchten Capituliren hören ſollte!“ „Il faut capituler!“ wiederholte dazwiſchen Soult einige Mal. Jetzt fing der alte Blücher an unangenehm zu werden. „Der T..... ſoll uns Alle eher holen, als daß wir capituliren,“ rief er. „Ich bin unter den Waffen grau geworden, habe 60 Jahre auf dem Rücken, verſtehe aber in einer Viertelſtunde zu ſterben, alſo kein Wort mehr vom Capituliren!“ — Leider mußte der brave Blücher dies ihm ſo verhaßte Wort dennoch ſpäter an ſich ſelbſt in Erfüllung gehen ſehen! —

Die Generale trennten ſich, um ihre Truppen ſofort zum Angriff gegen einander zu führen. Der Marſchall Soult ſuchte den Preußen den Weg nach Sondershauſen abzuſchneiden, allein die hereinbrechende Nacht und die Ermüdung ſeiner eigenen Truppen verhinderten ihn daran, obſchon es bei Greußen zu einem Gefechte kam, in welchem die Preußen hart gedrängt wurden. Ihr Rückzug wurde eben ſo, wie das Vordringen der Franzoſen, überall durch Brandſtiftung und Plünderung bezeichnet; die Städte Sondershauſen und Nordhauſen wiſſen heutigen Tages noch davon zu erzählen. Am 16. Mittags waren gegen 10,000 Mann des geſchlagenen Heeres in Nordhauſen angekommen; der Fürſt Hohenlohe hatte ſich ebenfalls hier eingefunden und übernahm den Oberbefehl, welcher ihm von dem Könige ausdrücklich übertragen worden war. Er ſchrieb von hier den 17. an den König: „Ew. Majeſtät zeige ich allerunterthänigſt an, daß ich mit den zu Sondershauſen geſammelten Truppen hier angekommen bin. Diejenigen, welche der Oberſt Scharnhorſt dieſen Morgen aufgehalten hat, habe ich mit jenen in und um die Stadt Nordhauſen verlegen laſſen. Ich hoffe auf dieſe Art, bei dem Mangel an allen Lebensbedürfniſſen, hier für den Augenblick die Truppen vor Hunger zu ſchützen und dabei den großen Zweck zu erreichen, daß der Rückzug der Hauptarmee erleichtert wird. Mein Plan iſt alsdann: die Infanterie über Ellrich und Halberſtadt, die Cavallerie und das Geſchütz über Oſterode und Halberſtadt nach Magdeburg marſchiren zu laſſen.“

Auf dem Papier nahm ſich „der Rückzug der Hauptarmee“ ganz reinlich aus; in der Wirklichkeit war es damit traurig genug beſchaffen. Die Generale Kalkreuth, Blücher, Tauentzien, Wartensleben und wer ſonſt ein höheres Commando führte, waren alle untereinander und insgeſammt mit dem Oberfeldherrn im geſpannteſten Verhältniß. Die Soldaten hielt nur die Beſorgniß, vereinzelt den Feinden in die Hände zu fallen, zuſammen; allein Ordnung und Gehorſam waren ſehr loſe geworden. Die Officiere, welche den ſonſt Alles ver-

mögenden Zauberstab, das spanische Rohr, wieder zur Anwendung zu bringen versuchten, bekamen trotzige Worte zu hören: „Ob der Gemeine etwa darum lebe, daß er in der Schlacht blute und auf der Flucht verhungere? Zum Siege habe man sie zu führen geprahlt und in Tod und Schande geführt. Im Frieden und in lustiger Gesellschaft den Feind zu schlagen sei leicht; ob einer ein Mann sei, bewähre die Schlacht. Wie sie zum Gehorsam gegen die Führer, so wären diese zur Sorge für sie verpflichtet. Wer der letzteren sich entziehe, habe kein Recht an den ersteren.“ So tobte die Menge. Es bedurfte des ganzen Ansehens des Fürsten, um die Erbitterten zu beruhigen und den Geist des Aufruhrs niederzuhalten.*)

Während Hohenlohe mit seinem Trümmerhaufen, der noch dazu mit jedem Tage durch den Zuzug von Versprengten und Feldflüchtigen größer wurde, auf beschwerlichem Umwege, von Soult und Ney verfolgt, über den Harz Magdeburg zu erreichen suchte, richteten der Kaiser, Davoust, Lannes und Bernadotte ihren Marsch über Leipzig und Halle nach der mittleren Elbe.

Der Fürst Hohenlohe war nicht im Stande, Ordnung und Disciplin wieder herzustellen, indem ein jeder General Befehle nach eigenem Gutdünken ertheilte. Allen übrigen mit bösem Beispiele gingen hierin Kalkreuth und Blücher voran. In Halberstadt erließ Kalkreuth am 18. folgenden Tagesbefehl: „Allen Regimentern der Division Wartensleben befehle ich hiermit im Namen des Königs, zu eilen, Morgen über die Elbe zu sein, wohin ich sogleich selbst abgehe. Da es aber hier heißt, daß schon die Franzosen in jedem Falle nachgekommen sein würden, da der Herzog Eugen von Würtemberg bei Merseburg geschlagen sein soll, so haben sie nicht allein möglichst zu eilen, sondern, wenn der Weg nach Magdeburg nicht sicher sein sollte, was doch für morgen nicht zu fürchten ist, sich links nach der Altmark zu halten und bei Tangermünde überzugehen.“

In einem am 19. im Bivouac bei Stollberg gesammelten Kriegsrathe schlug der Major Knesebeck vor: den Marsch nach Magdeburg aufzugeben, über Goslar nach der Weser zu ziehen, wo man unter dem Schutze der Festung Hameln die streitfähige Mannschaft wieder ordnen könne. Die Mehrzahl der Führer stimmte bei, allein auf Massenbachs Rath befahl Hohenlohe dennoch den Marsch auf Magdeburg. Die Hoffnung, welche man auf diesen Hauptwaffenplatz des Kö-

*) Der Augenzeuge. I. 225.

nigreichs geſetzt hatte, wurde bitter getäuſcht. Zur Aufnahme der geſchlagenen Armee war nicht die geringſte Anſtalt getroffen. Der alte unfähige Commandant, General Graf Kleiſt, hatte Brücken und Thore den Verſprengten und Flüchtigen nicht verſchloſſen, ſo daß Hohenlohe, welcher am 20. October mit der ſogenannten Hauptarmee hier ankam, Alles in der größten Verwirrung fand. „Der Wagentroß hatte die ganze Stadt nicht nur ſo verfahren, daß man weder vor- noch rückwärts konnte, ſondern er hörte auch zu dieſer Zeit noch nicht auf, ſich fortgeſetzt zu vermehren, verfuhr alle Ein- und Ausgänge, Brücken und ſelbſt das Glacis dergeſtalt, daß auch nicht ein Trupp von 10 Mann ohne anzuhalten und durchzukriechen irgendwo paſſiren und nicht ein Geſchütz vom ganzen Wall anderswohin, als auf preußiſche Bagage, hätte feuern können. Wer Luſt hatte, blieb in Magdeburg, wer nicht Luſt hatte, lief über die Elbbrücke wieder hinaus. Zu brocken und zu beißen war auch nichts vorhanden, und ſo machten ſich bald einzelne Trupps und Commandos auf und davon, um in dem weitentlegenen Stettin Sicherheit zu ſuchen.“*) — Auch der Fürſt entſchied ſich für den Rückzug nach Stettin, welches er über Burg, Genthin, Rathenow, Ruppin, Zehdenick und Prenzlau zu erreichen hoffte. Die Corps der Generale Weimar und Blücher, welche ſich noch auf dem linken Elbufer befanden, nahmen ihren Marſch abwärts an dieſem Strome nach Tangermünde und Sandau zu. Der Fürſt rechnete darauf, ſie von Havelberg her an ſich ziehen zu können.

„Magdeburg,“ ſchrieb am 20. Napoleon an Murat, „iſt eine große Mäuſefalle, wo jetzt alle Verſprengten aus der Schlacht zuſammen kommen werden. Man muß jetzt nicht mehr in geſchloſſener Colonne verfolgen, ſondern ſich auf 15 bis 20 Stunden (zu einer großen Treibjagd) ausbreiten und ſo den großen Vortheil erreichen, daß man Nachrichten über den Rückzug der feindlichen Colonne erhält, um ſie abzuſchneiden und aufzuheben!“

Hohenlohe entſchlüpfte für diesmal noch zu rechter Zeit aus der großen Mäuſefalle, allein nur, um in einer kleinern das Gewehr ſtrecken zu müſſen. —

Der General Blücher und der Herzog von Weimar hatten in Wolfenbüttel am 20. die Verabredung getroffen, ihre Truppen, da ſie von Magdeburg bereits abgeſchnitten waren, bei Sandau auf das rechte Ufer zu führen, was, da weder eine Brücke noch Pontons vorhanden waren, auf Fähren und Elbkähnen ausgeführt werden mußte. Blücher ging am 24. hinüber; der Herzog von Weimar

*) Höpfner II. 75.

konnte die Ueberfahrt erſt am 26. October bewerkſtelligen, und daß er es konnte, verdankte er einzig und allein der Entſchloſſenheit und Umſicht des Oberſten York, welcher an dieſem Tage in dem Gefechte bei Altenzaun ſich zuerſt einen Namen machte. Durch die geſchickte Aufſtellung ſeines Jäger-Bataillons beſchäftigte er das Corps des Marſchalls Soult dergeſtalt, daß der Uebergang auf das rechte Elbufer ohne erheblichen Verluſt bewerkſtelligt werden konnte.*)

Der Herzog von Weimar hatte treu und tapfer als preußiſcher General ausgehalten, obſchon er ſein Land dadurch der Brandſchatzung und ſich ſelbſt dem Verluſte ſeines Beſitzthums ausſetzte. Der König nahm ſchonende Rückſicht auf dieſe bedenkliche Stellung des Herzogs und ſchrieb ihm aus Cüſtrin den 24. October: „So dankenehmend Ew. Durchlaucht und Liebden ich auch verpflichtet bin, daß Sie das, Ihrem Befehl anvertraute, Corps meiner Truppen bisher geführt haben, ſo muß ich doch Dieſelben aus wahrer Achtung und Freundſchaft erſuchen, dieſen Befehl ſogleich niederzulegen und in Ihre Lande zurückzukehren. Herr v. Wolzogen hat mir nach Magdeburg gemeldet, daß der Kaiſer Napoleon Ihre Rückkunft und die Abberufung Ihrer Jäger von meiner Armee binnen 24 Stunden kategoriſch verlangt habe und mich im Namen Ihrer treuen Vaſallen und Unterthanen gebeten, dieſem Verlangen ſchleunigſt nachzukommen. Die mit einer Weigerung verknüpfte Gefahr iſt eben ſo augenſcheinlich als groß. Ich habe daher, da ich damals nicht wußte, wo ſich Ew. Liebden mit dem Corps befanden, dem Herrn v. Wolzogen unter dem 18. aufgetragen, Ihnen meine Genehmigung dazu ſo ſchleunig als möglich zukommen zu laſſen. Wahrſcheinlich hat er es Ihnen bis jetzt nicht melden können und ich eile daher in dem Augenblick, wo ich Ihren Standpunkt vernehme, Sie dringend zu erſuchen, ſobald es Ihnen nur möglich iſt, dem Verlangen des Kaiſers Napoleon zu willfahren, das Commando auf den im Rang folgenden General zu übertragen und für die Wohlfahrt Ihrer Lande und Ihres Hauſes ſich auf die beſtmöglichſte Weiſe zu arrangiren, indem ich Sie von allen Verhältniſſen gegen mich, ſoweit dieſelben Ihnen hierin hinderlich ſein können, entbinde. Ew. Durchlaucht kennen mich und ich darf wohl nicht viele Worte darüber machen, wie ſchmerzlich es mir fällt, mich von einem ſo treuen Bundesgenoſſen zu trennen. Aber die unglückliche Lage der Umſtände gebieten dieſes Opfer mir wie Ihnen,

*) Droyſen, das Leben des Feldmarſchalls Grafen York. Th. I.

und ich werde übrigens bei den eingeleiteten Friedensunterhandlungen Ihr und Ihres Hauſes, wie Ihrer Lande Beſtes als mein eigenes Intereſſe wahrnehmen. Mit wahrer Hochachtung und Freundſchaft verbleibe ich u. ſ. w.

Friedrich Wilhelm."

Der Herzog machte von dieſem Urlaub fürs Erſte noch keinen Gebrauch, er führte ſein Commando noch weiter fort und kehrte erſt nach Weimar zurück, als das Schickſal des Hohenlohe'ſchen Corps entſchieden war.

Vom General Blücher hatte der Fürſt Hohenlohe noch in Rathenow die Nachricht erhalten, daß er am 24. October bei Sandau die Elbe paſſiren und ſich dann unverzüglich mit ihm vereinigen werde. Er führte den Uebergang glücklich aus und ließ zur Sicherung der Fähren für das Corps des Herzogs von Weimar, welches ſich noch jenſeits befand, den General Wobeſer zurück. Blücher folgte mit ſeinen Truppen dem Fürſten, um ebenfalls über Prenzlau Stettin zu erreichen. Napoleon, von dieſem Marſche unterrichtet, ertheilte in der Nacht vom 25. dem Großherzoge von Berg (Murat) Befehl, nach Oranienburg aufzubrechen, um den Feinden den Uebergang über die Havel und den Rückzug nach Stettin abzuſchneiden. Hohenlohe gedachte dieſe Feſtung bis zum 29. zu erreichen, allein die angeſtrengten Märſche bei Tag und Nacht hatten die Truppen vollſtändig entſeelt und entſohlt; friſcher Muth und ganze Schuhe waren gänzlich abhanden gekommen. Dazu kam noch die traurige Nachricht von der Uebergabe Spandaus, des Einzuges Napoleons in Berlin und vom Könige der Befehl, jedes Gefecht zu vermeiden, indem wegen eines Waffenſtillſtandes unterhandelt werde. Dies brachte Unſicherheit in jeden Entſchluß, zumal da ſich fortwährend laute Stimmen unter den höheren Officieren erhoben, welche Rettung für den preußiſchen Staat einzig und allein in Frieden und Bündniß mit Napoleon ſahen. Oberſt Maſſenbach erklärte damals dem Fürſten: „Die Allianz mit Rußland ſei Preußens gewiſſes Verderben; wer alſo dem Staate redlich dienen wolle, müſſe den König daran zu verhindern ſuchen. Rettung für den Staat ſei nur in einem Bündniſſe mit den Franzoſen. Er wenigſtens wolle in dieſem Falle einer ſo ſchlecht geführten Sache nicht länger dienen, ſondern declarire hiermit, daß er in dem Augenblicke, wo ſich Preußen mit Rußland alliiren würde, die preußiſchen Dienſte verlaſſen und viel lieber in franzöſiſche gehen wolle."

Einundvierzigſtes Kapitel.

Hohenlohe's verzweifelte Lage in Ruppin. — Capitulation zu Prenzlau. — Der Prinz Auguſt verſucht ſich durchzuſchlagen. — Die Capitulationen zu Paſewalk, Boldekow, Anklam, Wolgaſt. — Blücher beſetzt Lübeck. — Die Stadt wird von den Franzoſen mit Sturm genommen. — Die Capitulation zu Radkau.

Der Fürſt Hohenlohe bot Alles auf, um ſein Corps in ſchlachtfertigen Stand zu bringen. Er hielt in Neu-Ruppin auf der Parade am 25. eine ſtrenge Anrede an die Officiere, worin er die Herſtellung der Ordnung bei Todesſtrafe für denjenigen, der ſich etwas zu Schulden kommen laſſen würde, anbefahl; er werde die Truppen vor den Feind führen und brauche dazu tüchtige Leute. Jeder Officier, der nicht mehr fechten könne oder wolle, möge vortreten, er ſolle einen vorwurfsfreien Abſchied erhalten u. ſ. w. An den General Blücher ſchickte der Fürſt den Hauptmann Liebhaber mit einer weitſchweifigen, confuſen und noch dazu mündlichen Inſtruction, in welcher er unter Anderem ſagte: „Ich nähere mich jetzt der Kriſis, in der das Schickſal entſchieden wird, ob ich werde im Stande ſein, dem Könige die Armee über die Oder zu bringen oder nicht. Man mag mir vorſtellen und ſagen was man will, ſo gehe ich nun einmal von der Anſicht nicht ab, den Marſch nach der Oder zu verfolgen. Was kann mir eine Poſition zwiſchen den Mecklenburger Seen (welche Blücher vorgeſchlagen hatte) helfen, wenn ich auch das Glück habe, Alles dort zu ſammeln. Es fehlt mir an Kanonen, die Truppen ſind muthlos, die Cavallerie gar nicht zu brauchen

und mit der Disciplin ſieht es ſchlecht aus. Wie kann ich es unter ſolchen Umſtänden auf eine Schlacht ankommen laſſen u. ſ. w. General Blücher möge ſeinen Marſch ſo einrichten, daß er am 28. in Prenzlau eintreffe."

Er gab dem Hauptmann Liebhaber beim Fortgehen noch folgenden Auftrag: „Der General Schimmelpfennig muß ſo viel Lärmen bei den Vorpoſten als möglich machen, ohne den ſcharfſinnigen Feinden Blößen zu geben, die ihn verrathen. Aus dem Grunde muß das Detachement in beſtändiger Thätigkeit ſein und Sie können den Officieren Avancements und Orden verſprechen, ich werde halten, was ich kann. Was Sie anbetrifft, ſo iſt Ihr Glück gemacht, wenn Sie Alles gut ausrichten; der Dienſt, den Sie leiſten, iſt zu groß, als daß er nicht gut belohnt werden ſollte." An den König ſchickte der Fürſt den Hauptmann Grolmann mit der Meldung, daß er am 29. in Stettin einzutreffen gedenke. „Dort hoffe ich," ſchreibt er, „Alles in beſſeren Stand zu ſetzen. Auf meine Treue und gänzliche Widmung wollen Allerhöchſtdieſelben ſich gänzlich verlaſſen."

Mit Blücher unterhielt Hohenlohe eine ununterbrochene Verbindung, obſchon dieſer einen bis zwei Tagemärſche hinter ihm zurückblieb und ſeinen Truppen zuweilen einige Raſtſtunden gönnte.

Auf die an ihn gerichtete Aufforderung, ſeinen Marſch zu beſchleunigen, antwortete Blücher aus Genzen den 26.: „Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht Schreiben habe ich heut des Morgens 6½ Uhr erhalten. Ich kann heut nicht weiter als bis Alt-Ruppin und Norbeck mit meinem Corps kommen. Ich werde morgen ſehr früh von dort aufbrechen; durch Nachtmärſche zerſtreuen ſich unſere Truppen, ich fürchte ſie mehr als den Feind. Da es den Truppen an Allem fehlt, ſo bleibt mir nichts übrig, als ſie ſo viel möglich alle 24 Stunden einige Stunden unter Dach und Fach zu bringen, wo ſie wenigſtens einige Nahrung erhalten können ... Ew. Durchlaucht erſuche ich, mein Corps lieber zu exponiren, als es durch allzuforcirte Märſche und den damit verbundenen Mangel an Kräften und Lebensunterhalt in einen Zuſtand zu bringen, in dem es gar nicht fechten kann. Mein Gedanke iſt: dem Feinde 360 bis 500 Pferde entgegenzuſtellen und ihn damit zu beobachten, oder wenn er nicht zu überlegen iſt, zurückzuhalten." —

Napoleon ertheilte am 27. in Charlottenburg, als bereits das geſattelte Pferd zum Einzuge in Berlin bereit ſtand, gleichſam aus dem Stegreife, an

die Marschälle Bernadotte, Murat und Augereau die, ganz ins Einzelne gehenden, Befehle zur Vernichtung des Hohenlohe'schen Corps.

Der Fürst Hohenlohe trat am 28. den Marsch auf Prenzlau an; die feindlichen Husaren umschwärmten seinen Train schon seit einigen Tagen und fielen wie Raubvögel über die zurückbleibenden Bagagewagen her. Am 26. war es bei Zehdenick zu einem ernsthaften Gefecht gekommen, in welchem die Truppen des Generals Schimmelpfennig einigen Verlust erlitten. Der Zustand des Hohenlohe'schen Corps ward immer trauriger, ja ein so verzweifelter, daß der Fürst selbst Zeuge war, wie Soldaten, die man zum Fortmarschiren mit Fuchtelhieben antrieb, sich die Kugel durch den Kopf jagten. „Die Truppen waren sehr muthlos. Bis zur Gefühllosigkeit ermattet lagen sie am Wege; mit Vorstellungen und Zwang mußten die Officiere sie auftreiben. Dazu kam der völlige Mangel an Lebensmitteln, die kalte nach einem 14stündigen Marsche auf freiem Felde am 27. October zugebrachte Nacht bei höchst dürftiger Bekleidung und die ziemlich nahe liegende Vorstellung, daß der Fürst und seine Generalität auf dem großen erleuchteten Schlosse in Schönermark es sich hätten wohl sein lassen, während die Soldaten hungern mußten. Als der Fürst aus Schönermark herausritt, murrten die Leute laut, besonders die des Regiments Arnim aus Berlin; sie meinten: sie könnten es nicht mehr aushalten, das sei keine Kunst, stolz zu Pferde zu sitzen, wenn man vorher gut zu Tisch gesessen und in den Schlössern in warmen Federbetten liege, während der Soldat auf freiem Felde nicht einmal ein Strohlager erhalte." — Und heut stand gerade ein entscheidender Kampf bevor. Es kam darauf an, das Defilée von Prenzlau vor dem Feinde zu erreichen; dies gelang und der Fürst gewann hierdurch eine treffliche Stellung zur Vertheidigung, durch den Gollmitzer Bach, hier der Strom genannt, durch die Ucker, die sich in mehrere Arme theilt, durch Dämme und Gräben gedeckt, so daß er nicht so leicht umgangen werden konnte. Der Marsch durch die Stadt wurde in ziemlicher Ordnung angetreten; allein bald fuhr auf einer Anhöhe an der Straße von Berlin eine französische Batterie von sechs Geschützen auf, welche auf die, durch die Vorstadt ziehende, Colonne feuerte. Eine preußische halbe reitende Batterie fuhr dagegen auf, wurde aber bald zum Schweigen gebracht. Durch mißverstandene Befehle entstand ein Hin- und Hermarschiren innerhalb der Stadt, welches großen Gedrang und Ueberreiten der Infanteristen veranlaßte. Am Berliner Thor, welches der Major Graf Dohna noch zu rech-

ter Zeit hatte ſchließen laſſen, hielt derſelbe nicht Stand, zog mit ſeinem Grenadier-Bataillon ab und überließ die Vertheidigung dem Lieutenant Seydlitz mit den Schützen des Bataillons. Bald kletterten franzöſiſche Voltigeure über die Stadtmauer und zwangen die Schützen, ihre Poſten zu verlaſſen. Der größte Theil des Corps des Fürſten hatte bereits die Stadt paſſirt und ſtand in geſchloſſenen Vierecken, mit Cavallerie und Geſchütz hinlänglich verſehen, auf und neben der Straße nach Paſewalk; nur ein angeſtrengter Tagemarſch und Stettin wäre erreicht worden. —

Der Fürſt Hohenlohe war im Schritt durch die Stadt geritten und noch in das Getümmel der, durch das Berliner Thor zurückgeworfenen, Dragoner von Prittwitz gerathen.

Er war noch nicht lange jenſeits der Stadt angekommen, und ſichtbar in großer Verlegenheit, in welcher er ſich mit geringfügigen Details bei den Garden beſchäftigte (Zopfbänder nachſehen), als ein feindlicher Dragoner-Officier auf blutendem Pferde und mit blankem Säbel ohne Trompeter nachgeſprengt kam, Niemand wußte woher, und dem Fürſten im Auftrage des Großherzogs von Berg Anträge machte. So viel man hörte, verlangte der Fürſt eine Demarcationslinie. Der Franzoſe erwiderte: er werde dem Großherzoge rapportiren und kehrte, von dem Hauptmann Schöler begleitet, wieder zurück. Dicht vor dem Berliner Thor hielt der Großherzog, welcher dem Hauptmann Schöler entgegenrief: „Mein Herr, ſagen Sie Ihrem Fürſten, daß ich mit meiner geſammten Cavallerie hier bin, daß ich 10,000 Mann ſtark bin, daß ich ihn ganz eingeſchloſſen habe, daß ihm nichts übrig bleibt, als die Waffen zu ſtrecken.“ Der Hauptmann Schöler erklärte: keinen Auftrag zum Unterhandeln zu haben und kehrte, von dem General Beliard begleitet, nach Prenzlau zurück, welches er ganz leer von Truppen fand. Nur am Stettiner Thor ſtand noch ein Poſten von Oſten, welcher nach Parole und Feldgeſchrei fragte. — Unterdeſſen war der Oberſt Maſſenbach zum Fürſten mit einem franzöſiſchen Parlamentair zurückgekehrt. Der Gegend unkundig und in der Verwirrung ſo ſchlecht orientirt, daß er ſich auf dem rechten Ufer der Ucker zu befinden glaubte, während er ſich auf dem linken Ufer befand, und das Angermünder Thor für das Stettiner hielt. Hiernach erſtattete er dem Fürſten einen ganz falſchen Bericht, als ob der Armee der Weg nach Stettin bereits von dem Feinde abgeſchnitten ſei. Er behauptete die Marſchälle Murat und Lannes geſprochen zu haben und daß die

Ueberlegenheit der Feinde sehr bedeutend sei. „Nur Stolz und Ehrgeiz," fügte er hinzu, „könnten den Fürsten die 7- bis 8000 Menschen aufopfern lassen, welche er noch unter seinem Befehle habe; diese Braven würden bleiben, um seiner Eitelkeit zu genügen, nicht für den Vortheil des Staats. Die Geschichte würde ihm dafür keinen Dank zollen. Er solle bedenken, daß der König seinem Schreiben zufolge auf den Frieden rechne; der Friede könne möglicherweise schon abgeschlossen sein, er appellire an Gott und Menschen!"

Durch diese eindringliche Friedenspredigt noch mehr mürbe gemacht, ließ der Fürst den Großherzog von Berg zu einer Unterredung einladen. Dieser kam mit großem Gefolge, unter dem sich der Marschall Lannes befand. Der Großherzog ritt mit dem Fürsten bei Seite und wiederholte ihm, daß er von hunderttausend Mann umgeben sei und daß er ihm keine anderen Bedingungen, als Niederlegung der Waffen und Kriegsgefangenschaft bewilligen könne. Der Fürst ritt zu seinem Stabe zurück, und obschon einige der Officiere erklärten, sie würden den Weg nach Stettin sich zu öffnen wissen, auch in der That davon ritten und jene Stadt unangefochten erreichten, kehrte der Fürst zu dem Großherzoge zurück, um die einzelnen Bedingungen der Capitulation zu vernehmen; sie waren hart genug. Der Fürst behielt sich vor, sie seinem Officier-Corps vorzulegen. Er befahl, die sämmtlichen Stabsofficiere vor dem ersten Bataillon Möllendorf zu versammeln. Es erschienen die Generale Tauentzien, Hirschfeld, Schwerin, Krafft; die Obersten Böhmke, Elsner, Lützow, Heister, Hüser, Massenbach und alle übrigen Stabsofficiere und Adjutanten. Der Fürst nahm das Wort und sagte: „Wir sind von den Franzosen umringt und der Weg nach Stettin ist uns abgeschnitten. Meinem persönlichen Gefühle nach würde ich es vorziehen, mit den Waffen in der Hand zu sterben, als in meinem Alter meinen Ruhm mit der Schande einer Capitulation zu beflecken; ich habe genug gelebt, da ich diesen Tag habe sehen müssen, der die Arbeit so vieler Jahre vernichtet. Bedenke ich aber, daß ich das Leben so vieler Leute nutzlos aufopfern sollte, welche zufolge der Bedingungen, die uns der Feind anbietet, dem Vaterlande erhalten werden können, so glaube ich, daß es redlich gehandelt sei, seinen Ruhm dem allgemeinen Wohle aufzuopfern. Ich will es daher der Einsicht der versammelten Stabsofficiere überlassen, ob ich die angebotenen Bedingungen annehmen soll oder nicht." Der Chef der Artillerie, Oberst Hüser, ein allgemein geachteter Officier, trat vor und sagte: „Ew. Durchlaucht habe ich zu melden, daß es der

Artillerie an Munition fehlt, ebenso sind die Patronentaschen der Infanterie geleert, die Kanonen haben durchschnittlich nicht mehr als nur noch 5 bis 8 Schuß." Der Fürst las hierauf die Bedingungen der Capitulation:

1) Die Officiere behalten ihre Degen, Pferde und Equipagen, der Soldat seinen Tornister.
2) Die Officiere werden auf ihr Ehrenwort, bis zur Auswechselung nicht zu dienen, entlassen, und es steht ihnen frei, sich dahin zu begeben, wo sie es für gut finden.
3) Den Wachtmeistern, Feldwebeln, Corporalen und Gefreiten ist eine gleiche Begünstigung zugestanden.
4) Den Königl. Garden, so wie dem Regimente Sr. Maj. des Königs, obgleich dieses bereits gefangen, soll Potsdam zum Aufenthalt angewiesen werden und die Officiere zur polizeilichen Aufsicht bei ihnen verbleiben.
5) Die Unterofficiere und Gemeinen aller übrigen Truppen sollen zurück nach Frankreich bis zur Auswechselung gebracht werden.
6) Die Beibehaltung der Regimentskassen und Officierbagage ist bewilligt.
7) Sobald die Truppen in ihre angewiesenen Nachtquartiere angekommen, soll ihnen Brod und andere Lebensmittel verabreicht werden.
8) Die Gewehre sollen nicht gestreckt, sondern nur zusammengesetzt werden, die Truppen abmarschiren und sie verlassen.

Der Fürst fügte hinzu: „Meiner Meinung nach ist es meine Pflicht, diese Bedingungen anzunehmen. Ist aber einer unter Ihnen, meine Herren, der die Sache anders ansieht, der noch ein Mittel zu unserer Rettung weiß, der trete vor und sage es, ich will gern seiner Meinung sein; ich verlange nichts Besseres; ich opfere mich persönlich auf bei dem Schritte, den ich jetzt thue. Er trete auf, ich will seine Meinung im Voraus adoptiren." Alle schwiegen. — Der Fürst wiederholte seine Aufforderung mehrmals, sah im Kreise umher, faßte Einzelne ins Auge, sie zuckten die Achseln. — Der Oberst v. Böhmke schien einen Vorschlag machen zu wollen; der Fürst forderte ihn auf: „Ich sehe, Herr Oberst, Sie wollen etwas sagen. Sprechen Sie, ich will Ihre Meinung im Voraus zu der meinigen machen. Ich verlange nichts Besseres, als mich durchzuschlagen; ich habe lange genug gelebt." — Der Oberst zuckte die Achseln und schwieg.

Der Fürst befahl, da Niemand Einspruch that, die verschiedenen Truppen-Abtheilungen von der Capitulation, die er nun als abgeschlossen betrachte,

56ste Lieferung.

Von Elba nach St. Helena.

Von

Dr. Fr. Förſter.

Einleitende Geſchichte der Jahre 1786—1814.

Preis der Lieferung 5 Sgr. (18 Kr. Rh.)

Berlin.
Guſtav Hempel.

1867.

Kenntniß zu setzen. Ein Hauptmann v. Liedemann trat jetzt vor und sagte: „dazu werde sich kein Officier hergeben, der Fürst möge den Soldaten solche Dinge nur selbst vortragen.“ Der tiefgekränkte Fürst antwortete: „Gehen Sie doch hin, Herr Capitain, und setzen Sie Ihr Leben erst so oft aufs Spiel, und bekunden Sie Ihre Ehrliebe, wie ich es gethan, bevor Sie sich unterstehen, über meine Handlungen und Befehle dergleichen Bemerkungen zu machen.“

Durch diese Capitulation ergaben sich zehntausend Mann mit 325 Officieren, 1800 Pferden, 45 Fahnen, 64 bespannten Geschützen, darunter die stolzen Garde-Regimenter von Potsdam und Berlin, zu Kriegsgefangenen. Der 28. October 1806 gehört zu den Tagen tiefster Schmach und Trauer in der preußischen Geschichte. Der Fürst von Hohenlohe wurde vor kein Kriegsgericht gestellt; er zog sich auf seine Güter in Schlesien zurück.

Der Prinz August, welcher ein Grenadier-Bataillon führte, war von Schönermark aus etwas zurückgeblieben und suchte dem Verhängniß des Tages durch einen Seitenmarsch längs der Ucker zu entgehen. Mehrere Angriffe der französischen Dragoner wurden zurückgewiesen und es würde dem Prinzen gelungen sein, sich und die Seinen zu retten, wenn er nicht auf Moorgrund gerathen und durch tiefe Abzugsgräben wäre aufgehalten worden. Der Prinz führte an der Hand sein Reitpferd, dasselbe, welches sein Bruder, der Prinz Louis Ferdinand, bei Saalfeld ritt. Es riß sich los und sprang in die Ucker, um sich schwimmend zu retten, während sein Reiter und die Grenadiere, in den Sümpfen festgebannt, sich ergaben.

Der Prinz wurde zum Großherzog nach Prenzlau und auf dessen Befehl, von dem Obersten Gérard begleitet, nach Berlin gebracht, wo er, ohne vorher sich umkleiden zu können, in einer sehr morastigen Toilette, an einem Fuß einen Stiefel, an dem anderen einen Holzpantoffel, zu dem Kaiser in die glänzenden Gemächer des Königlichen Schlosses in Berlin geführt wurde. Der Kaiser empfing ihn mit Vorwürfen darüber, daß er, eben so wie sein Bruder, zu den heißen Köpfen gehört habe und daß er hoffe, er werde nun von dem Kriegsfieber sich abgekühlt haben. Der Prinz antwortete mit edler Haltung und erlaubte sich gegen den Kaiser die Bemerkung: „Se. Majestät möge ihn nicht mit denjenigen verwechseln, welche die Capitulation bei Prenzlau abgeschlossen hätten.“ Der Kaiser sagte ihm über den von ihm bewiesenen Muth einiges Verbindliche und erlaubte ihm, sich von seinen Wunden bei seinen Eltern, dem Prinzen und

der Prinzessin Ferdinand, welche Berlin nicht verlassen hatten, heilen zu lassen. — Später wurde er nach Paris abgeführt.

Auf die Capitulation des Hauptcorps bei Prenzlau folgten alsbald eine Anzahl Capitulationen abgesonderter Corps.

Die Capitulation von Pasewalk. Am 29. October capitulirte der Oberst v. Hagen bei Pasewalk mit einem Corps von 2000 Mann Infanterie, 2000 Mann Cavallerie und 8 Kanonen, geführt von 185 Officieren, ohne angegriffen worden zu sein, oder auch nur einen einzigen Mann vom Feinde gesehen zu haben, als bis die Waffen vor ihm gestreckt wurden.

Die Capitulation von Boldekow. Der Major v. Höpfner, welcher einen ansehnlichen Artillerie-Park aus dem großen Schiffbruche bei Jena glücklich gerettet und auf mühseligen Wegen bis nach Friedland im Mecklenburg-Strelitzschen gebracht hatte, schickte, als er Nachricht von der Capitulation bei Prenzlau erhielt, einen Officier mit einem Trompeter ab, um die Franzosen aufzusuchen, und sie von seiner Bereitwilligkeit zu capituliren in Kenntniß zu setzen. Anstatt die Kanonen zu versenken, die Pulverwagen in die Luft zu sprengen, die Pferde an die Bauern zu vertheilen oder todt zu stechen, übergab er durch die denkwürdige Capitulation von Boldekow am 30. October einem einzelnen französischen Officier 25 Stück Geschütze, 48 Munitionswagen, 800 Pferde nebst einer Bedeckung von 14 Officieren, 250 Artilleristen und 300 Trainknechten. Ein Commando von 24 Cürassieren war davon geritten.

Die Capitulation von Anklam am 1. November. Der General v. Bila I., seit dem 15. September Commandant von Hannover, erhielt am 17. October ein Schreiben des Obersten Scharnhorst, welches ihm Nachricht von den verlorenen Schlachten gab. Der Minister Graf Ingersleben vertraute dem General die Kassen und Archive des hannöverschen Landes an mit dem Auftrage, diese reiche Beute in Sicherheit zu bringen. Der General führte dies glücklich aus, indem es ihm nach sehr beschwerlichen Märschen gelang, in der Nacht vom 30. zum 31. October die Kassen und Archive unter Führung des Hauptmanns v. Heyden in Anklam nach Usedom einzuschiffen, um nach Colberg oder Danzig gebracht zu werden. Er selbst schloß gemeinschaftlich mit seinem Bruder, dem General v. Bila II., welcher sich noch zu rechter Zeit bei Prenzlau davon gemacht hatte, am 1. November mit dem französischen General

Becker in Anklam eine Capitulation ab, in welcher dem Feinde 1100 Mann Infanterie und 1073 Mann Cavallerie als Kriegsgefangene übergeben wurden.

Die Capitulation von Wolgast am 2. und 3. November. Der Major v. Langwerth hatte nach dem Abmarsche von Magdeburg in Genthin am 22. October den Befehl erhalten, die Bagage des Corps des Fürsten von Hohenlohe über Prenzlau und Pasewalk nach Stettin zu führen. Am 27. October traf der Major mit einer Colonne von 500 Wagen und gegen 3000 Pferden in Neubrandenburg im Mecklenburg-Strelitzschen ein. Er beeilte sich, die Kriegskasse nach Anklam vorauszuschicken, wo es einigen unternehmenden Officieren und getreuen Bürgern gelang, dieselbe am 29. October nach Usedom einzuschiffen. Die Colonne traf am 1. November in Wolgast in so aufgelöstem Zustande ein, daß dem Führer nichts anderes übrig blieb, als am 3. November eine Capitulation unter denselben Bedingungen wie die anderen Unglücks-Cameraden abzuschließen.

Die Erstürmung Lübecks und Capitulation von Ratkau. Und noch immer war die wilde Treibjagd nicht zu Ende. Die flüchtige Hasenschaar, das scheue Reh, der stolze Edelhirsch, der listige Fuchs, der gierige Wolf, der bewaffnete Eber, sie alle waren erlegt oder hatten, zu Tode gehetzt, capitulirt; nur Einer, der grimme Bär, irrte noch triefend von Schweiß durch Wald und Feld, durchschwamm Fluß und See, und hatten ihn einige der vorschnellsten Rüden erreicht und wollten ihn packen, setzte er sich zur Wehr, schlug im Ausruhen mit ungefügen Tatzen ihnen die Spürnasen blutig und trabte mit lechzender Zunge weiter, um irgend wo eine sichere Höhle zu erreichen.

Der General Blücher hatte sich mit seinem zehntausend Mann starken Corps, seitdem er dasselbe glücklich auf das rechte Elbufer herübergebracht, immer nur einen Tagemarsch von dem des Fürsten von Hohenlohe entfernt gehalten. Im Begriff, sich am 29. October früh 3 Uhr mit den Waffen in der Hand den Weg durch das Städtchen Boitzenburg in der Uckermark nach Prenzlau zu bahnen, erfuhr er durch zwei Ausreißer den Abschluß der Capitulation des Fürsten. Blücher schlug jetzt den Weg nach Neu-Ruppin ein; er hatte an dem Obersten Scharnhorst einen tüchtigen Generalstabs-Officier, an dem Obersten York einen unternehmenden Führer der leichten Infanterie bei sich. Bald zog er die Corps des Generals Wobeser und des Herzogs von

Weimar an sich heran, so daß er 21,000 Mann zählte. Sein Plan war, nach Lauenburg an der Elbe zu gehen, zum Entsatze Magdeburgs etwas zu unternehmen, dem Feinde im Rücken zu operiren, selbst bis zur Weser Streifcorps zu schicken, um der russischen Armee Zeit zu verschaffen, sich mit der, an der Weichsel neu zu bildenden, preußischen zu vereinigen. Den Vorschlag, nach Rostock zu gehen, um sich hier einzuschiffen, verwarf Blücher. Als ihm der Marschall Bernadotte am 30. eine Capitulation unter ehrenvollen Bedingungen anbieten ließ, antwortete Blücher: „er wolle sich die Achtung erhalten, die ihm der Marschall in früherer Zeit so vielseitig bewiesen habe, müsse sich also alle Aufforderungen der Art verbitten, damit er nicht genöthigt werde, die Parlamentaire unhöflich zurückzuweisen.“ Als Blücher unter täglichen Gefechten und Verlusten am 3. November Schwerin erreichte, war ihm bereits der Weg nach der Elbe verlegt. Der Marsch auf Boitzenburg wurde aufgegeben, eine zweite und dritte Aufforderung Bernadotte's zur Capitulation abgewiesen; die Marschälle Soult und Großherzog von Berg hatten das Blüchersche Corps ebenfalls erreicht. Am 5. November hatte Blücher sein Armeecorps, bei welchem sich noch einhundert Kanonen befanden, bei Gadebusch beisammen, dennoch durfte er es, selbst in der für ihn günstigen Stellung, nicht wagen, mit seinen ermatteten Truppen eine Schlacht anzunehmen; er sah keinen andern Weg der Rettung offen, als nach der Hansestadt Lübeck, wo er hinter Wällen, die freilich zum Theil abgetragen waren, einen oder zwei Tage Erholung, Brod, Branntwein und Schuhe für seine Truppen zu finden hoffte. Er selbst ritt voran nach der Stadt und verlangte von den über den unwillkommenen Besuch erstaunten Senatoren auf der Stelle eine Lieferung von 80,000 Broden, 40,000 Pfd. Rind- und Schweinefleisch, 30,000 Flaschen Wein und Branntwein, 50,000 Ducaten, Futter für 5000 Pferde und das in der Stadt vorräthige Pulver nebst Blei. Außerdem kündigte er der Stadt einige Tausend Mann Einquartirung an. So dringend auch die Väter der Stadt den preußischen General baten, die freie Hansestadt mit jeder Molestirung zu verschonen und das neutrale Gebiet zu respectiren, war zu große Gefahr im Verzuge, als daß Blücher sich auf irgend eine Unterhandlung einlassen konnte; indessen gab er die tröstliche Versicherung, daß sein Besuch nur ein durchmarschirender sein werde und er an eine Vertheidigung der Stadt nicht denke. Die Obersten Scharnhorst, York und Hauptmann Müffling vertheilten an den Thoren, hinter

den halbversunkenen Wällen und in den Straßen der Stadt Kanonen, Jäger und Infanterie; vor der Stadt ward die Reiterei an verschiedenen Punkten aufgestellt. So gut in aller Eile die Vertheidigung angeordnet worden war, so unzulänglich waren die Mittel und es war vorauszusehen, welches traurige Ende für die Stadt wie für das Heer das schlecht berechnete Unternehmen haben würde. Drei französische Marschälle mit einer Armee von 80,000 Mann frischer, sieggewohnter Soldaten zogen heran; Blücher hatte höchstens 12- bis 15,000 Mann kampffähiger, oder richtiger gesagt, kampfunfähiger Truppen bei sich. Auch heut noch — am 6. November — wies er den Antrag einer Capitulation zurück, seine Vorposten wurden zurückgeworfen und zugleich mit ihnen drangen die Franzosen in die Stadt ein, wo ein heftiges Straßengefecht entstand.

Blücher ritt von einem Thore zum anderen, um die Vertheidigung selbst anzuordnen und die Mannschaft zu tapferer Gegenwehr zu ermuthigen; er war gegen Mittag unter dichtem Granaten- und Kugelregen aus dem Feuer in seinen Gasthof zurückgekehrt, um, wie er zu sagen pflegte, „einmal kalt nachzutrinken," als unter seinen Fenstern die Gewehre zu knattern begannen und die Voltigeurs in das Haus drangen. Es gelang dem General, durch eine Hintertreppe zu entkommen; er warf sich auf das Pferd eines Ordonnanz-Officiers, des Lieutenants Besser, und sprengte mit dem Hauptmann Müffling und seinem Sohne, dem Husaren-Lieutenant Blücher, davon; der Oberst Scharnhorst und die anderen in dem Zimmer des Generals zurückgebliebenen Officiere seines Generalstabes wurden gefangen genommen. Blücher drang noch einmal bis zu seinem Quartier mit einigen aufgerafften Truppen vor, die Jäger von York, in die Häuser und hinter' umgeworfenen Wagen vertheilt, fügten den Feinden großen Schaden zu, reizten sie aber dadurch zu höchster Wuth. Kein Preuße erhielt Pardon, der Oberst York, der mit zerschmettertem Arme auf der Straße lag, wurde mit Fußstößen fast zu Tode getreten. „Jäger, verlaßt euren blutenden Oberst nicht!" rief Blücher, allein umsonst! sie verließen ihn und York schleppte sich, nachdem der Kampf vorüber war, an die Thür eines Apothekers, wo er Aufnahme und Pflege, obschon nur als Gefangener, fand. Dem General Blücher gelang es, mit dem Säbel in der Faust sich durchzuschlagen und durch das holsteinsche Thor glücklich das Freie zu gewinnen, dem Feinde die mit Sturm genommene Stadt zu Raub, Mord, Brand und jeder Schandthat überlassend. Um drei Uhr des Nachmittags befand sich Lübeck vollständig in dem

Besitze der Franzosen. Fast sämmtliche Kanonen und die Hälfte seiner Truppen hatte Blücher in Lübeck verloren; dennoch machte er an demselben Abend Anstalt, noch einmal gegen Lübeck vorzurücken und die Franzosen zu überfallen. Bis auf hundert Schritt wurde das Regiment Kuhnheim vorgeführt und richtete mit den ihm gebliebenen Bataillonsstücken ein ganz vergebliches Feuer gegen die Stadt. Endlich zog sich der General nach Krempelsdorf zurück und nahm sein Nachtquartier in Ratkau. Hier sah er sich, so schweren Herzens er auch daran ging, am 7. November genöthigt, unter denselben Bedingungen, wie sie dem Fürsten Hohenlohe zugestanden worden waren, die Capitulation zu unterzeichnen. Die einzige Vergünstigung, welche ihm zugestanden wurde, war, daß er seiner Unterschrift die Bemerkung hinzufügen durfte: „Ich capitulire, weil ich kein Brod und keine Munition habe. Blücher.“ Ein preußischer Bericht giebt die Mannschaft bei der Capitulation auf 4050 Mann Infanterie, 3760 Mann Cavallerie und auf 16 Geschütze, ohne die Regiments-Kanonen, an. —

Bei aller Anerkennung, welche der persönlichen Tapferkeit Blüchers zu Theil wurde, erfuhr doch sein Zug nach Lübeck und das Unglück, welches er zwecklos über die Stadt brachte, eine allgemeine strenge Verurtheilung. „Um eine unvermeidliche Niederlage nur um einige Stunden zu verzögern,“ — heißt es in einem damals erschienenen Bericht — „hat der General Blücher den Ruin eines neutralen Staats veranlaßt, hat er eine ruhige, blühende Stadt, wozu das Völkerrecht und die Menschlichkeit ihm den Eingang untersagten, ins Verderben gestürzt.“ — Fürwahr, es gehörten die Tage an der Katzbach, bei Leipzig, Bellealliance und Paris dazu, um den Tag von Lübeck in der Lebensgeschichte Blüchers einigermaßen in Schatten zu stellen. —

Mit der Capitulation von Ratkau war das letzte preußische Corps, welches im Felde stand, vernichtet; eine preußische Armee existirte nicht mehr, sie mußte jenseits der Weichsel gebildet werden. Napoleon konnte jetzt erklären, den Krieg nicht mehr gegen Preußen, sondern gegen Rußland zu führen, dessen Kaiser die Angelegenheiten Preußens in die Hand genommen und mit einem zahlreichen Heere die Grenzen überschritten hatte. Bevor Napoleon diesen Feldzug begann, wurde zuvor noch mit den preußischen Festungen an der Weser, der Elbe und der Oder aufgeräumt, die Hauptstadt besetzt, die Mark Brandenburg als französische Provinz verwaltet, wovon wir im folgenden Kapitel das Nähere berichten.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Acht preußische Festungen capituliren. — Erfurt am 16. October. — Spandau am 25. October. — Stettin am 29. October. — Cüstrin am 1. November. — Magdeburg am 8. November. — Die Plassenburg am 25. November. — Hameln am 21. November. — Nienburg am 25. November. — Napoleon eine Geißel Gottes für Fürsten und Völker. — Ueber den Kurfürsten von Hessen-Kassel und den Herzog von Braunschweig verhängt der Kaiser das Strafgericht.

Die Uebergabe der Stadt Erfurt nebst ihren beiden Burgen am 16. October wurde bereits erwähnt.

Das eine Meile von Berlin gelegene armselige Städtchen Spandau war in früheren Zeiten mit Festungswerken versehen worden, um das Land gegen Einfälle der Schweden, die Hauptstadt gegen einen Handstreich zu schützen, diente aber seit vielen Jahren vornehmlich als Staatsgefängniß und Zuchthaus. Daran, daß man genöthigt werden könne, in dem jetzigen Kriege hinter den Wällen von Spandau Zuflucht vor den Franzosen, die man über den Rhein zu jagen sich schmeichelte, suchen zu müssen, hatte Niemand gedacht. Das Oberkriegscollegium befahl erst am 15. October, daß 24 Geschütze mit Munition von Berlin nach Spandau abgehen sollten, um diesen Platz in Vertheidigungszustand setzen zu können, wenn es befohlen werden sollte. Am 19. trafen diese Kanonen ein, zugleich mit ihnen einige Ingenieure, deren Major mehr Ansprüche zur Aufnahme in eine Taubstummen- oder Blinden-Anstalt,

als zu dem Posten eines Ingenieurs vom Platze machen konnte. Die Munition für die Geschütze blieb aus. Um die verfallenen Festungswerke in Stand zu setzen, wurden in den umliegenden Dörfern die Bauern aufgeboten, allein sie kamen nicht. Der Commandant, Major v. Beckendorf, gab die Vertheidigung der Stadt auf und zog sich mit den ihm zur Verfügung stehenden drei Invaliden-Compagnien und einem Infanterie-Bataillon, etwa 900 Mann, nach der Citadelle zurück. Er schrieb am 23. October an den König, daß die Citadelle gegen einen Handstreich gesichert sei und wenn er keinen anderen Befehl erhalte, so sei er fest entschlossen, dem Feinde nur die Trümmer der Festung zu überlassen. Tages darauf versammelte derselbe Commandant einen Kriegsrath, in welchem sämmtliche Officiere mit Ausnahme des Ingenieur-Hauptmanns Meinert für die Uebergabe stimmten, obgleich noch kein Schuß gefallen war. Als Gründe der Uebergabe wurden angeführt: Der schlechte Zustand der Werke, die Unzulänglichkeit der Munition und Besatzung, insonderheit aber der Schaden, welcher durch ein Bombardement dem Königlichen Interesse und dem der Einwohner zugefügt werde.

Am 25. Nachmittags erhielt ein Parlamentair Einlaß; der Commandant beauftragte einen Auditeur, die Capitulation aufzusetzen. Noch während dieser schrieb, winkte der Commandant dem Posten an der Zugbrücke mit dem Schnupftuche, den Aufzug niederzulassen, um die Herren Feinde nicht unnöthigerweise draußen warten zu lassen. Die Capitulationspunkte waren noch nicht zu Papier gebracht, als bereits der Großherzog v. Berg, der Marschall Lannes, der General Victor und mehrere andere französische Officiere in das Zimmer des Commandanten traten, Soldaten in die Citadelle eindrangen und die Preußen von den Wällen verjagten. Die Capitulation wurde jetzt erst abgeschlossen und unterzeichnet. Sie lautete auf Gefangenschaft und sofortige Räumung und mußte unter diesen Umständen als ein großmüthiges Zugeständniß angesehen werden. Nach beendetem Kriege wurde der Commandant vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Todtschießen verurtheilt, von dem Könige jedoch mit lebenslänglicher Festung begnadigt. —

Die Capitulation Stettins am 29. October. Erst als die Nachrichten über den Ausgang der Schlachten von Jena und Auerstädt in Berlin eingetroffen waren, erließ das Oberkriegscollegium am 20. October den Befehl, die Festungswerke von Stettin in Stand zu setzen. Der einundachtzig-

jährige Gouverneur General-Lieutenant v. Romberg ſchrieb Zimmerleute und andere Arbeiter dazu aus; es trafen der Director des Ingenieur-Departements General Lieutenant v. Geuſau mit mehreren Ingenieur-Officieren in Stettin ein, der Director der Ingenieur-Akademie General v. Rauch wurde mit der Oberaufſicht über die Arbeiten beauftragt und zum Vice-Commandanten ernannt. Commandant war der General Graf v. Knobelsdorf, Ingenieur vom Platze der Major v. Harenberg. Die Beſatzung beſtand aus 5181 Mann mit 100 Officieren, und hätte durch Flüchtlinge leicht um das Doppelte verſtärkt werden können. Die Feſtung war mit 187 völlig brauchbaren und 94 leicht in Stand zu ſetzenden Geſchützen verſehen, hatte an fertiger Munition 11,420 Schuß und Wurf, an loſem Pulver 1928 Centner, an Lebensmitteln 8000 Wiſpel Roggen, 4000 Wiſpel Hafer, 7000 Wiſpel Mehl, 1200 Schlachtochſen u. ſ. w.

Am 28. erſchien ein Trupp franzöſiſcher Huſaren vor der Feſtung, ein Lieutenant ſprengte in die Stadt, meldete ſich bei dem Gouverneur als Parlamentair und forderte ihn zur Uebergabe auf, was der alte Herr den Muth hatte, für heut zu verweigern. Allein kaum hatte der Franzos das Haus verlaſſen, ward es ihm leid, die Verhandlung ſo kurz abgebrochen zu haben. Er ließ eben ſo, wie der Commandant von Spandau, den militairiſchen Rechtsanwalt zu ſich beſcheiden, dem er mit ſo zitternder Stimme, als ob es ſein Teſtament ſei, die Punctation der Uebergabe in die Feder dictirte, wobei ihn die indeß herzugekommenen beiden Cameraden, der Commandant und der Vice-Commandant, unterſtützten. Alle drei ſtimmten darin überein, die Feſtung ſo bald als möglich zu übergeben. Noch war man mit der Reinſchrift nicht fertig, als ein zweiter Parlamentair ſich anmeldete, welchen der Miniſter Graf Jugersleben, da der Gouverneur vor Angſt kein Wort ſtammeln konnte, einlud, bei ihm vorlieb zu nehmen. Einige preußiſche Generale waren von der Partie, und dem franzöſiſchen Huſaren-Lieutenant wurde die Capitulation mit der Bitte, ſie ins Franzöſiſche überſetzen zu laſſen, eingehändigt. Am folgenden Tage brachte er ſie zurück und ſie wurde, obſchon ſich ein bedeutender Ueberſetzungsfehler eingeſchlichen, indem anſtatt: „die Garniſon ſoll freien Abzug haben“ es jetzt hieß: „die Garniſion iſt kriegsgefangen und legt die Waffen nieder,“ unterzeichnet. Dies unerhörte Schauſpiel begab ſich in der getreuen Hauptſtadt Pommerns am 30. October 1806. Die Beſatzung von mehr als 5000 Mann, die hohe Generalität und die Maſtochſen, denen ſämmtlich noch der Ausmarſch auf der

nicht eingeſchloſſenen Seite der Feſtung offen ſtand, wurden von dem General Grafen Knobelsdorf zum Berliner Thor hinausgeführt und ſtreckten vor einigen Schwadronen Huſaren und zwei Kanonen das Gewehr. „Les hussards de Votre Majesté“ — meldete am 30. früh 5 Uhr der Großherzog von Berg dem Kaiſer nach Berlin — „prendront possession des portes de la ville de Stettin!“ Der General Laſalle trank mit einem Commando Huſaren des Morgens 6 Uhr Kaffee in Stettin, bevor die Capitulation unterzeichnet worden war.

Nach dem Kriege wurde der, unterdeß vierundachtzig Jahre alt gewordene, Gouverneur General v. Romberg 1809 vor ein Kriegsgericht geſtellt und zum Tode verurtheilt, aber vom Könige begnadigt.

Die Capitulation von Cüſtrin am 1. November. Bei ſeiner Ankunft in Cüſtrin am 21. October gab der König ſelbſt dem Commandanten, Oberſt Grafen Ingersleben, die nöthigen Befehle, die Feſtung in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Eine Menge Schlachtvieh wurde aus den reichen Dörfern und von den fetten Triften des Oderbruchs in die Stadt getrieben; an 10,000 Wiſpel Roggen, Mehl, Hafer, mehrere Hundert Centner Heu, 3000 Quart Branntwein u. ſ. w. waren hier aufgeſpeichert worden. Die Beſatzung beſtand aus 2400 Mann; auf den Wällen ſtanden 80 Geſchütze, an Munition war kein Mangel. Der Commandant gelobte dem Könige und der Königin, Cüſtrin als einen Edelſtein der Krone zu wahren und ſich zu wehren bis aufs Aeußerſte; die Majeſtäten verließen getröſtet die Stadt und begaben ſich weiter nach Graudenz. Aber kaum war der König außerhalb der Feſtungswerke, als von der anderen Seite eine franzöſiſche Patrouille am 31. October in den, am linken Ufer der Oder gelegenen Brückenkopf eindrang und die Preußen hinauswarf. Ein franzöſiſcher Trompeter blies Allarm und es begab ſich das Wunder von Jericho noch einmal; die Thore und Wälle von Cüſtrin, inſonderheit das Herz des Commandanten wurden ſo ſehr davon erſchüttert, daß an ein Halten der Feſtung nicht zu denken war. Am Morgen des 1. Novembers in aller Frühe berief der Oberſt Graf Ingersleben einen Kriegsrath, dem er die unumgängliche Nothwendigkeit der Uebergabe auseinanderſetzte. Der Oberſt Manteuffel vom Regiment Zenge ſtimmte bereitwilligſt ein, indem er ſich auf die Redlichkeit des Commandanten verlaſſe. Der Oberſt Baron v. Weyherr vom Regiment Prinz Heinrich erklärte, wie er es für gerathener halte, die

Feſtung zu übergeben, als durch das Niederbrennen der Vorſtädte ſo viele Menſchen unglücklich zu machen. Dem ſtimmte der Commandant bei; nur der Ingenieur-Lieutenant Thynkel erlaubte ſich zu bemerken, daß die Feſtung ſehr wohl im Stande ſei, ſich zu vertheidigen. Der Commandant blieb jedoch bei ſeiner Anſicht, daß er die Stadt einem Bombardement nicht ausſetzen wolle. Der Lieutenant Thynkel wurde als Parlamentair abgeſchickt, um von dem feindlichen General einen Waffenſtillſtand auf 8 bis 14 Tage zu erhalten. Er brachte den Beſcheid, daß, wenn die Feſtung nicht binnen 2 Stunden übergeben ſei, das Bomb — — „Dann haben wir“ — fiel ihm der geängſtigte Commandant in das Wort — „nicht eine Minute Zeit mehr zu verlieren.“ Als er ſeine Gemahlin mit ſeinen Abſichten bekannt machte und den Bedienten mit einigen Polſtern vorausſchickte, um auf dem Kahne, welcher ihn über die Oder bringen ſollte, einen bequemen Sitz zu haben, verweigerte ihm die geſtrenge Hausfrau Hut und Degen, und warf ihm die Nachtmütze ins Geſicht. Dies Vorſpiel des Bombardements brachte den Oberſten noch mehr außer Faſſung; er fuhr ab und kehrte mit erleichtertem Herzen und der abgeſchloſſenen Capitulation zurück. Der franzöſiſche General Gauthier ſchloß dieſen merkwürdigen Vertrag Mittags 12 Uhr am 1. November ab. Der franzöſiſche Oberſt Duplin und zwei Soldaten brachten den Commandanten als Kriegsgefangenen nach der Feſtung zurück, von wo dieſer gleich Kähne abſchickte, um die, zur Beſetzung der Thore nöthigen, feindlichen Mannſchaften herüberzubringen. „Die auf dem Marktplatz verſammelte Garniſon warf theils aus Unwillen, theils unter Jubel und Geſchrei die Gewehre, Taſchen und Säbel auf den Boden und der Oberſt Jugersleben mußte ſich, überhäuft von den Vorwürfen der Subaltern-Officiere, vom Marktplatze retten.“*) Die Garniſon von 2400 Mann ſtreckte vor drei Compagnien Franzoſen, innerhalb der eigenen Feſtung, das Gewehr.

Der Oberſt Graf Jugersleben wurde 1808 wegen bewieſener Feigheit von dem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, jedoch von dem Könige mit lebenslänglicher Feſtung begnadigt.

Die Capitulation von Magdeburg am 8. November. Magdeburg war ſchon vor Eröffnung des Feldzuges zum vornehmſten Waffenplatze beſtimmt worden, es ſollte bei einem glücklichen Vordringen die nöthigen Ver-

*) Höpfner Bd. II. S. 327.

ſtärkungen nachſenden, bei einem Rückzuge als Stützpunkt für das eigene Heer, als Schutzwehr gegen den Andrang der Feinde dienen; ſeit dem April 1806 war man dort mit Inſtandſetzung der alten und Anlegung neuer Werke beſchäftigt. Die Feſtung beſaß 577 Stück Geſchütz, überflüſſige Munition, die Beſatzung beſtand aus 20,339 Mann Infanterie, 2110 Mann wirkliche Artilleriſten, 510 Mann Cavallerie, 1159 Mann von den Ponton- und anderen Trains, zuſammen 24,118 Mann und 6563 Pferde. Große Vorräthe an Roggen, Hafer und Mehl waren vorhanden, doch hatte der Gouverneur es verſäumt ſich mit Schlachtvieh aus den umliegenden Ortſchaften zu verſehen.

Gouverneur der Feſtung war der 73jährige General-Lieutenant Graf v. Kleiſt, ein ſtolzer, harter Mann, von ſeinen Untergebenen gefürchtet, aber nicht geliebt, murrköpfig und alterſchwach und dabei ſo wenig der eigenen Einſicht vertrauend, daß er dem, in der Feſtung ebenfalls anweſenden, General Grafen Wartensleben die wichtigſten Anordnungen überließ. Der Commandant Oberſt du Troſſel machte täglich ſeinen herkömmlichen Rapport: „auf Wach und Poſten befindet ſich nichts Neues," empfing Parole und Feldgeſchrei vom Gouverneur, wurde aber von ihm um nichts gefragt.

Der Rückzug des geſchlagenen Heeres hatte ſechs Tage hindurch, vom 17. bis den 22. October den fürchterlichſten Wirrwarr und den entſetzlichſten Kram aus in alle Straßen, Plätze, Ein- und Ausgänge der Stadt gebracht und noch bevor nur einigermaßen wieder aufgeräumt worden war, ſchickte der Marſchall Ney am 23. October einen Parlamentair an den Gouverneur und ließ ihn zur Uebergabe auffordern. Dieſer polterte einige ganz gut gemeinte, herkömmliche Redensarten vom ſiebenjährigen Kriege, Römer bei Thermopylä (sic), Friedrich dem Großen, preußiſcher Ehre, unter den Trümmern der Feſtung begraben laſſen nebſt Bomben und Granaten heraus und verwies den Parlamentair an den General Wartensleben. „Ihr Herr Gouverneur," ſo beklagte ſich der Franzos bei dieſem, „iſt ja eigenſinnig wie ein altes Fräulein." „„Werft nur erſt,"" entgegnete Wartensleben, „„Granaten und Bomben in die Stadt, dann wird der eigenſinnige Gouverneur wohl auf andere Gedanken kommen.""*) Die Unterhandlung wurde abgebrochen, allein am 27. beantragte der Gouverneur ſelbſt, ſie wieder anzuknüpfen und hatte am 28. eine Unterredung mit dem Ge-

*) Aus einer im Jahre 1807 bei Gutſtadt aufgefangenen Correſpondenz des Marſchalls Ney an Napoleon entnommen.

neral Vandamme, welche jedoch ohne Erfolg war. Der Marschall Ney hatte keineswegs die zur Berennung nöthigen Mannschaften beisammen, noch war kein Belagerungsgeschütz aufgefahren, allein mehr Eindruck, als zehn crepirte Bomben, machte auf den Gouverneur das Bülletin, welches die Capitulation bei Prenzlau meldete, und ihm durch den Rittmeister außer Dienst v. Willisen, derzeit Burgemeister zu Staßfurt, überbracht wurde. Zu fernerer Bestätigung, daß die Festung auf Entsatz nicht hoffen dürfe, schickte der Marschall am 6. seinen Adjutanten Liger-Belair in Begleitung des preußischen Majors v. Wedell, welcher bei Prenzlau zum Gefangenen gemacht worden war, in die Festung. Nun blieb dem Gouverneur kein Zweifel mehr, daß es mit der preußischen Monarchie vorbei sei. Er berief die in Magdeburg anwesenden Generale am 6. November zu einem Kriegsrath. Es fanden sich davon neunzehn ein, lauter knickschälige Hosenpapas, welche an Alter zusammen 1400 Jahre zu tragen hatten.*) Graf Kleist ließ den Herren Generalen die, mit dem Marschall Ney geführte, Correspondenz vorlegen, durch den Major v. Wedell einen Vortrag über die Capitulation bei Prenzlau, die Uebergabe von Stettin und Cüstrin, Besetzung Berlins u. s. w. halten und erklärte: „er werde capituliren." Nur Einer der Anwesenden, der 72jährige General v. Alvensleben, erlaubte sich zu fragen: „wozu sie denn eigentlich berufen worden wären, wenn die Sache schon abgemacht sei? Uns fehlt ja, Gott sei Dank! noch nichts," fügte er hinzu, „die Herren haben noch alle gesunde rothe Backen und denken nicht daran, sich zu übergeben." „„General-Major v. Alvensleben,"" fuhr ihn der Gouverneur an, „„Sie sind hier im Kreise der Jüngste, sprechen Sie, wenn Sie gefragt werden."" —

Der versammelte Kriegsrath unterzeichnete hierauf das Protokoll und zog sich schweigend zurück.

Am 7. Nachmittags wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen und sämmtliche Arbeiten in der Festung eingestellt. Am 8. kam der General Dutaillis, Chef des Generalstabes des Marschalls Ney, des Nachmittags nach der Festung und um 1 Uhr wurde die Capitulation abgeschlossen. Am 10. besetzten die Franzosen das Ulrichsthor, am 11. streckte die Garnison das Gewehr und wurde in vier gleichen Colonnen, jede unter der Bedeckung von 6 Compagnien Infanterie und 20 Cavalleristen nach Bernburg in Marsch gesetzt; ein Infan-

*) Pertz, das Leben Steins. I. 356.

terie-Regiment folgte als Reserve-Bedeckung. — Die kriegsgefangene Mannschaft wurde nach Frankreich abgeführt, den Officieren wurde das bessere Loos zu Theil, im Vaterlande bleiben zu dürfen, sie hatten auf ihr Ehrenwort zu versichern, nicht gegen Frankreich zu dienen. Laut posaunte von solchem Triumphe das 31. Bülletin: „Berlin, den 12. November. Am 11. des Morgens um 9 Uhr defilirte die Garnison von Magdeburg vor dem Armee-Corps des Marschalls Ney. Wir haben 20 Generale, 800 Officiere, 22,000 Mann an Gefangenen, worunter 2000 Artilleristen. Ueberdies 54 Fahnen, 5 Standarten, 802 Kanonen, 1 Million Pfund Pulver, eine große Brückenequipage und eine außerordentliche Menge Artilleriemetall erbeutet." Eine Dose mit Juwelen, welche der Kurfürst von Hessen hierher in Sicherheit gebracht, wurde auskundschaftet und von dem Marschall als gute Prise erklärt.

Die kleine Festung Plassenburg bei Kulmbach in Franken war anfänglich von den Franzosen links liegen gelassen. Später rückten Baiern davor. Der invalide preußische Commandant General v. Uttenhoven nebst seiner Invaliden-Besatzung von 360 Mann capitulirte am 25. November, ohne daß das Belagerungscorps auch nur eine Lunte angezündet und die Besatzung an etwas Anderem, als an Taback Mangel gelitten hatte.

Die Capitulation von Hameln am 21. November. Bei der Besitznahme des Kurfürstenthums Hannover hatte das General-Kriegs-Collegium in Berlin die Nothwendigkeit erkannt, die, an dem rechten Weserufer gelegene, sehr verfallene Festung Hameln wieder in Stand zu setzen; indeß übereilte man sich nicht damit. Erst am 13. August 1806 ging der Befehl ein, die Festung zur Vertheidigung zu rüsten. Nach und nach wurden 126 Kanonen auf die Wälle der Stadt und auf die Außenwerke gebracht; 8400 Centner Pulver und große Vorräthe an Kugeln und Munition von Magdeburg dahin gesandt. Die Besatzung bestand aus 5000 Mann, welche auf 3 Monate mit den nöthigen Lebensbedürfnissen versehen waren. Die Festung hatte nur eine schwache Stelle, das war ihr Commandant, der 75jährige, schwachsinnig gewordene General-Major v. Schöler. Zur Deckung des Landes war in Westphalen beim Ausbruch des Krieges ein Armeecorps zurückgeblieben, über welches, nach dem Abmarsch Blüchers zur großen Armee, der General-Major v. Lecoq, ein geschickter Officier, welcher sich durch die Aufnahme einer Karte von Westphalen ein großes Verdienst um den Staat erworben hatte, das Com-

mando erhielt. Von den unglücklichen Ereigniſſen an der Saale wurde der General Lecoq bereits am 18. October des Abends ſpät in Kenntniß geſetzt. Er befand ſich mit ſeinem Corps in und bei Münſter und brach ſofort auf, um wo möglich die Elbe zu erreichen. Ein Schreiben des Oberſten Scharnhorſt aus Oſterode vom 17. October, welches ihn am 20. in der Gegend von Osnabrück traf, meldete ihm den Rückzug der geſchlagenen Armee über den Harz und rieth ihm, ſich nach Hameln zu werfen, wohin er ſofort den Marſch mit ſeinem 4000 Mann ſtarken Corps antrat. Am 24. October bezog der General Lecoq ein Lager am Fuße des Klütberges am linken Ufer der Weſer, wo er ſich verſchanzte und mit den Außenwerken der Feſtung in Verband ſetzte. Das Lager, an deſſen Verſchanzung täglich 500 Mann arbeiteten, hatte ſeine Front gegen die Brückenſchanze, das Fort Nr. I. deckte den linken Flügel, das Fort Nr. III. den rechten. Zur Aufnahme von Vorräthen, welche aus der Umgegend herbeigeſchafft wurden, waren Schuppen erbaut worden, an Holz zum Bivouacfeuer war kein Mangel, Brod wurde aus der Feſtung geliefert. Am 7. und 8. November fanden kleine Vorpoſtengefechte ſtatt; am 10. ſchlug der Feind eine Brücke über die Weſer bei Ohr, drängte die preußiſchen Vorpoſten zurück und der König von Holland, ein Bruder Napoleons, nahm ſein Hauptquartier in Aerzen. Nachdem man am 10. einige Kanonenkugeln gewechſelt, ritt der General Loiſon mit einem Trompeter als Parlamentair zum Mühlenthor heran und erhielt Einlaß. Die preußiſchen Generale verlangten freien Abzug mit ſämmtlichen Truppen zu der Armee des Königs. General Loiſon bat, daß einige Officiere in das Hauptquartier zu weiterer Unterhandlung kommen möchten. Den Auftrag hierzu erhielt der Oberſt-Lieutenant v. Hammelberg, welcher ſich mit zwei Adjutanten zu dem König von Holland begab. Dieſer empfing ſie freundlich, geſtand ihnen mehr zu, als er bei ſeinem Bruder glaubte verantworten zu können, bei dem er, wie er dem Oberſt-Lieutenant verſicherte, in dem Verdacht ſtehe, „zu ſehr preußiſch geſinnt zu ſein“ (d'être trop Prussien). Dies waren jedoch nur betrügliche Redensarten; beim Abſchiede händigte man dem preußiſchen Oberſt-Lieutenant eine Capitulation ein, in welcher einige wichtige Punkte zum Nachtheile der Beſatzung gefälſcht waren. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen; als am nächſten Tage der König von Holland mit dem größten Theil ſeiner Truppen aufbrach und ſeinen Marſch an der Weſer abwärts nahm, faßte die Beſatzung aufs Neue Muth und die Offi-

ciere waren entſchloſſen, ſich dem zurückgelaſſenen Belagerungsheere, welches man auf nicht mehr als 6000 Mann ſchätzte, nicht zu ergeben.

Die Beſatzung machte kleine Streifzüge außerhalb der Feſtung und da das Commando über das franzöſiſche Corps mehrmals wechſelte, war die Belagerung nicht ernſtlich betrieben worden. Napoleon, der keinen Punkt des Widerſtandes in ſeinem Rücken aus den Augen verlor, war über die läſſige Weiſe, mit welcher der Krieg an der Weſer geführt wurde, ſehr unzufrieden. Er ertheilte dem General Savary, der bei Roſtock ſtand, den Befehl, ſofort ſich nach Weſtphalen zu begeben, und die Feſtung Hameln zur Uebergabe zu zwingen. Am 19. des Abends überbrachte ein Parlamentair dem Commandanten einen Brief des Generals Savary, worin dieſer anzeigte, daß ihm das Commando des Belagerungs-Corps aufgetragen ſei und er den Commandanten einlade, zur Wiederaufnahme der Unterhandlung ſich bei ihm auf der Wehrberger Warte einzufinden.

Am 20. des Morgens ritten der Commandant mit den Generalen v. Hagken, v. Lecoq, Oberſt Hayn nebſt ihren Adjutanten nach dem Hauptquartier Savary's. Dieſer kündigte ihnen in geſtrenger Anrede, gleichſam als Befehl des Kaiſers, an: die Capitulation ſofort abzuſchließen, da nun der letzte Augenblick dazu gekommen ſei. Die Generale wußten ſehr genau, daß auf Entſatz oder auf günſtige Bedingungen beim Abſchluß des Friedens für die Feſtung Hameln um ſo weniger zu rechnen ſei, als das Kurfürſtenthum in keinem Falle von dem Könige von Preußen werde behauptet werden können. Eine Capitulation aufzuſetzen, war den preußiſchen Generalen damals ſo geläufig, wie uns jetzt die Paragraphen einer Conſtitution. General Lecoq, der franzöſiſchen Sprache vollkommen mächtig, ſchrieb die Punctation nieder, welche auf Waffenniederlegung und Kriegsgefangenſchaft in Frankreich, Entlaſſung der Officiere auf Ehrenwort in ihre Heimath lautete. Mündlich verſprach der General Savary dem Commandanten, den Officieren ein Reiſegeld auszahlen zu laſſen. Mit erleichtertem Herzen ritt der alte Commandant nach der Feſtung zurück und erzählte in ſeiner Schwatzhaftigkeit ſchon der erſten Thorwache, als ob er ihnen einen Jahrmarktspfefferkuchen mitbrächte: „Kinderchens, ich bringe euch die Capitulation mit.“ Hierdurch geſchah es, daß die Soldaten in den Kaſernen früher von der Capitulation Kenntniß erhielten als die Officiere. Dieſe verſammelten ſich, noch bevor der Commandant ihnen Mittheilung gemacht, bei dem General v. Wedell und forderten ihn auf, ſich der Uebergabe der Feſtung zu widerſetzen. „Subordination! meine Herren,

Subordination!“ lautete der Bescheid, den er ihnen gab. „Ueberlassen wir die Verantwortung dem Herrn General v. Schöler.“ Dieser sowohl als der General Lecoq hatten einen schweren Stand, als sie des Abends 6 Uhr die Stabsofficiere von der abgeschlossenen Capitulation in Kenntniß setzten. Fast sämmtliche Stabsofficiere erklärten sich gegen die Capitulation, sie sprachen von der Wahrung der preußischen Militair-Ehre, von der dem Könige geschworenen Treue, von der Gefahr, in welcher sich der preußische Staat befinde; worauf der Commandant entgegnete: daß hier von Gefahr nicht mehr die Rede sei, es frage sich, ob überhaupt ein preußischer Staat noch existire, hier in Hameln gewiß nicht. Der General Wedell wiederholte fortwährend das Zauberwort: Subordination! Als er aber einem der vorlautesten zurief: „ihr seid Alle betrunken,“ entgegnete ihm der Oberst Bärenstein: „Glauben Sie nicht, Herr General v. Wedell, daß sich Ihr Regiment, welches bei Jena davon lief, hier in der Festung befindet,“ worauf der Commandant dem Obersten Arrest ankündigte, dieser ihm aber den Degen vor die Füße warf. Jetzt stürmten Hauptleute und Lieutenants herein und verlangten mit tobendem Geschrei die Zurücknahme der Capitulation. Der Ingenieur-Lieutenant Rhade zog den Degen und schwur, die Festung bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, sämmtliche Officiere thaten denselben Schwur mit gezogenen Degen. Die Generale Schöler und Lecoq wurden gezwungen, dem General Savary zu schreiben, daß in der Festung ein Aufstand ausgebrochen und es unmöglich sei, die verabredeten Bedingungen zur Ausführung zu bringen. Der Lieutenant Hugo vom Regiment Lettow erbot sich, obschon ihm der General Lecoq sagte, daß er sein Leben daran wage, den Brief an Savary zu bringen. Mit Entrüstung nahm dieser die Mittheilung auf, ließ den Lieutenant Hugo sofort arretiren und kündigte ihm an, ihn in dem Festungsgraben erschießen zu lassen. „Dann würde ich,“ entgegnete Hugo, „es mir zur Ehre rechnen können, mit dem Herzog d'Enghien gleiches Schicksal zu haben!“ Dieser wurde bekanntlich durch desselben Savary's Eilfertigkeit in dem Festungsgraben von Vincennes erschossen. Die Antwort Savary's lautete: „Herr General, ich bin nicht gewohnt, aufrührerischen Bewegungen nachzugeben, ich habe die ganze Revolutionsperiode meines Landes mit durchgemacht, und ich weiß, wie man dergleichen zur Raison bringt . . . Seit wann steht es einer undisciplinirten Truppe zu, einer Capitulation Artikel beizufügen, welche nur Privatinteressen betreffen? Ich wiederhole es Ihnen, mein Herr, die Capitu-

lation wird, ihrem ganzen Inhalte nach, gehandhabt werden. Morgen um 9 Uhr werden meine Truppen erſcheinen und die Thore und die Forts beſetzen ... Ich mache jeden preußiſchen Officier für den geringſten unangenehmen Vorfall verantwortlich. Sein Vermögen, ſein Leben, ſeine Freiheit ſtehen mir dafür. Und Sie, Herr General, den Alter und lange Dienſte zum Feinde aufrühreriſcher Bewegungen gemacht haben, Sie werden mir die Officiere, die ſich am widerſpenſtigſten zeigten, namhaft machen, damit ich Rache (vengeance) an ihnen nehmen kann, die ich für ein ſolches Betragen zu nehmen geſonnen bin. Laſſen Sie zwanzig der unruhigſten Köpfe von jedem Regimente verſammeln, erklären Sie ihnen, daß, wenn ſie nicht auf der Stelle zur Ordnung zurückkehren, ich ſie als Anführer von Räuberbanden anſehen und, wenn das Glück ſie in meine Gewalt bringt, auf der Stelle werde füſiliren laſſen." Bevor dieſer Brief dem Commandanten eingehändigt wurde, ſteigerte ſich der Tumult und alle Ordnung löſte ſich auf. Die Soldaten erbrachen die Magazine, ſchlugen an den Branntweinfäſſern einen luſtigen Zapfenſtreich, hielten Ausverkauf der aufgeſpeicherten Vorräthe, ſchoſſen ihre Gewehre in den Straßen ab, zumal gegen das Haus des Commandanten. Am folgenden Morgen (d. 21. November) erbrachen die Meuterer das Brückenthor, warfen ihre Gewehre und Patronen in die Weſer und liefen davon, da das linke Ufer der Weſer hier nicht von dem Feinde beſetzt war. Von der 9- bis 10,000 Mann ſtarken Garniſon wurden nicht mehr als gegen 600 zu Kriegsgefangenen gemacht. General Lecoq zog ſich mit einer geretteten Kriegskaſſe von einigen 50,000 Thalern in aller Stille nach Köthen zurück, zahlte ſich regelmäßig einen Gehalt aus, unterſtützte bedürftige Officiere und lieferte nach dem Feldzuge noch baare 45,514 Thaler ab.

Als Savary am 21. Mittags an den Thoren erſchien, fand er dieſelben unbeſetzt. Er ließ die tumultuirenden und betrunkenen Soldaten aufgreifen und in eine Kirche einſperren. Einige Compagnien, welche von ihren Officieren in Ordnung gehalten worden waren, erhielten Päſſe in ihre Heimath; den Officieren gab er Reiſegeld, wozu er 200 Friedrichsd'or von der Stadt erpreßte.

Die kleinere Feſtung Nienburg, ebenfalls an dem rechten Weſerufer gelegen, hatte eine Beſatzung von 3000 Mann und 40 bis 50 Kanonen. Commandant war der General-Major v. Strachwitz. Savary ſchickte ihm am 24. November einen Parlamentair; am folgenden Tage wurde ihm unter den herkömmlichen Bedingungen die Feſtung übergeben. —

Man hat Napoleon einen zweiten Attila, „eine Geißel Gottes“ genannt und wenn dann weiter gefragt wurde, wen diese Geißel härter getroffen, ob die Fürsten oder die Völker? so lautete die Antwort gewöhnlich: „die Völker!“ Hier nun sehen wir ihn auch einmal das Strafgericht über die Fürsten verhängen und auf Seiten der gemißhandelten Völker stehen gegen ihre Dränger und Bedrücker. Der Kurfürst von Hessen-Kassel hatte, wie wir uns erinnern, vor dem Ausbruche des Krieges eifrigst gesucht, ein norddeutsches Bündniß unter dem Schutze Preußens zu Stande zu bringen. Bei dem raschen Vordringen Napoleons war er in das Hauptquartier des Königs von Preußen nach Naumburg geeilt und hatte gebeten, ihm eine neutrale Stellung zu gestatten; für den Fall, daß sich das Kriegsglück zu Gunsten Preußens entscheiden sollte, hatte er versprochen, sein Heer zur Verfügung des Königs zu stellen. In derselben Weise unterhandelte er mit Napoleon; auch dieser hatte ihm Neutralität zugestanden, wenn er die Rüstungen einstellen und sein Commando als preußischer General niederlegen werde. Der Kurfürst nahm nicht persönlich Theil an dem Feldzuge, legte jedoch seine Stelle im preußischen Heere nicht förmlich nieder. Der Kurprinz eilte gegen den Willen des Vaters zum preußischen Heere, bei welchem er als General diente. Kaum aber hatte sich das Kriegsglück zu Gunsten Frankreichs entschieden, als der Kurfürst sich gegen Napoleon erbot, ihm seine Truppen zur Verfügung gegen den König von Preußen zu stellen. Der Kaiser hatte bereits von Weimar aus am 16. October dem Marschall Mortier, welcher das 8. Armeecorps in Mainz und Frankfurt organisirte, Befehl ertheilt, sofort aufzubrechen, Fulda und später Kassel zu besetzen. Am 31. October lagerte der Marschall mit seinem Corps 1½ Stunden von Kassel. Der Kaiser, welcher in solchen Fällen immer noch die diplomatischen dehors (Aeußerlichkeiten) beobachtete, ließ in der Nacht vom 1. November durch den Legationssecretair St. Geneſt dem Minister Waitz in Kassel eine Note überreichen, worin dem Kurfürsten erklärt wurde: die Sicherheit der französischen Armee erheische, das Kurfürstenthum zu besetzen und Auslieferung der Waffen u. s. w. zu verlangen. Eiligst wurde ein Staatsrath versammelt und eine Deputation an den Marschall Mortier mit den Versicherungen vollkommensten Einverständnisses des Kurfürsten mit den Absichten und Unternehmungen des Kaisers gesendet. Der Marschall erklärte, daß er Befehl habe, das Land zu besetzen, und daß er den Kurfürsten und den Kurprinzen, welche beide noch als Generale in preußischem Dienst ständen, wenn

ſie ſich in Kaſſel betreffen ließen, als Kriegsgefangene behandeln würde. Jetzt ließen Vater und Sohn eiligſt ſatteln und ritten gen Hannover auf und davon. Draußen aber zeigten ſich franzöſiſche Voltigeurs; die Flüchtlinge wendeten um, jagten noch einmal durch die Stadt und entkamen durch das holländiſche Thor nach Arolſen und von hier verkleidet über Hameln nach Schleswig. Die Ducaten waren in Sicherheit gebracht.

Nach ſeinem Einrücken in Kaſſel erließ der Marſchall Mortier ſogleich eine Proclamation, in welcher er ſagte: „Einwohner von Heſſen! Ich komme, von eurem Lande Beſitz zu nehmen. Das iſt das einzige Mittel, um euch die Greuel des Krieges zu erſparen.“ Das 27. Bülletin aus Berlin vom 6. November verkündigte dem Kurfürſten und dem Kurprinzen ihr Schickſal. „Es giebt,“ heißt es in demſelben, „kein fürſtliches Haus in Deutſchland, welches ein beharrlicherer Feind Frankreichs geweſen wäre, als das von Heſſen-Kaſſel. Seit vielen Jahren verkaufte es das Blut ſeiner Unterthanen an England, um uns in beiden Welttheilen zu bekriegen, und dieſem Menſchenhandel verdankt der Fürſt die Schätze, die er ſich geſammelt hat.*) Dieſer ſchmutzige Geiz hat den Sturz ſeines Hauſes herbeigeführt, deſſen Exiſtenz an unſeren Grenzen unverträglich mit Frankreichs Sicherheit iſt. — — Die Völker von Heſſen-Kaſſel werden von nun an glücklicher ſein. Befreit von jenen grenzenloſen Militair-Frohndienſten werden ſie ungeſtört dem Bau ihrer Felder ſich widmen können; ihre Abgaben werden vermindert werden; ſie werden nach großmüthigeren und liberaleren Grundſätzen regiert werden Es iſt billig, daß der Krieg auch ein ernſthaftes Glücksſpiel für die Souveraine werde, die ihn führen, damit ſie in ihren Geheimrathsſitzungen reiflicher überlegen, ehe ſie ihn anfangen. Bei dieſem furchtbaren Spiele muß die Gefahr gleich ſein.“ — Nach dem Frieden wurde Heſſen-Kaſſel zu dem neuerrichteten Königreiche Weſtphalen geſchlagen. —

Nicht minder bittere Worte kündigten dem ohnedies ſchon ſo unglücklichen, zum Tode verwundeten Herzog von Braunſchweig ſein Schickſal an. Dieſer hatte von Braunſchweig, wohin er auf einer Bahre getragen worden war, einen ſeiner Hofbeamten an Napoleon nach Potsdam geſchickt, um ſich und ſein Land

*) Es iſt bekannt, daß der Kurfürſt einem ſeiner Generale, welcher die an England verkauften Truppen in Amerika commandirte, die bitterſten Vorwürfe darüber machte, daß er dieſe zu ſehr ſchone und nicht oft genug ins Feuer führe; denn für einen jeden „Gebliebenen“ erhielt der Kurfürſt 20 bis 30 Ducaten.

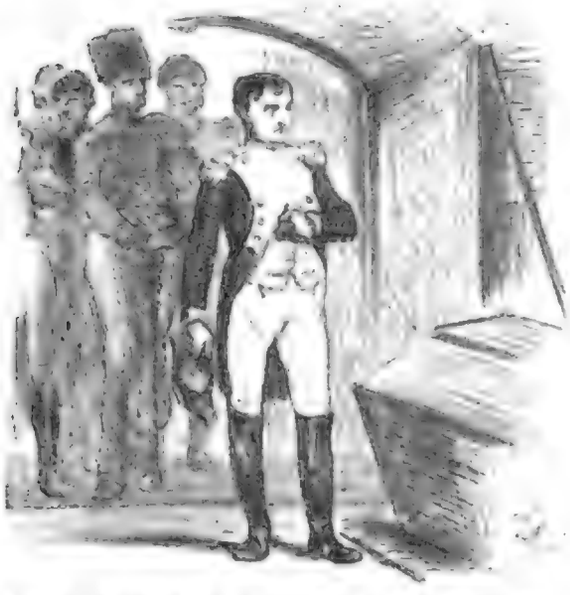
der Gnade des Kaiſers zu empfehlen. Streng war die Strafrede, welche der Botſchafter hinnehmen mußte und für deren Verbreitung durch die Bülletins geſorgt wurde. „Das Wiedervergeltungsrecht," ſagte der Kaiſer, „erlaube ihm, die Stadt Braunſchweig eben ſo zu zerſtören, wie der Herzog damals Frankreichs Hauptſtadt zu zerſtören gedroht habe. Und auch jetzt ſei es derſelbe Herzog von Braunſchweig geweſen, den Frankreich und Preußen wegen des Krieges anklagen müßten. Der Wahnſinn, von dem er das Beiſpiel gegeben, habe die unruhige Jugend angefeuert und den König gegen ſeine eigenen Ideen und gegen ſeine innerſte Ueberzeugung fortgeriſſen. Der unglückliche General Braunſchweig ſolle mit aller Achtung behandelt werden, aber einen Souverain könne der Kaiſer in einem preußiſchen General nicht erkennen und wenn das Haus Braunſchweig das Erbe ſeiner Vorfahren verlieren ſollte, ſo habe es dies blos dem Anſtifter von zwei Kriegen zuzuſchreiben, der in dem einen die große Hauptſtadt zerſtören, in dem anderen 200,000 Tapfere durch das Gebot, über den Rhein zurückzukehren, habe entehren wollen." *)

Das Herzogthum Braunſchweig wurde ebenſo wie Heſſen-Kaſſel dem Königreich Weſtphalen einverleibt.

*) Die Beſchuldigung, daß der Herzog den König zum Kriege gedrängt habe, iſt nach dem gültigen Zeugniſſe des Generals v. Müffling ohne Grund. „Der Herzog von Braunſchweig," erzählt er, „hatte das Commando 1806 angenommen, um dem Kriege auszuweichen; ich darf dies mit einer ſolchen Beſtimmtheit ſagen, weil ich es aus ſeinem Munde mehr als einmal gehört habe, wenn die ihm zunächſt Untergebenen ihm das Commando erſchwerten, oder hinter ſeinem Rücken Dinge ausführten, mit denen er in keiner Art einverſtanden war. Wenn ich dann beim Vortrag bei geſchloſſenen Thüren die Mittel angab, den Gehorſam zu erzwingen und zu erhalten, ſo ſtieg der Unwille des 72 Jahre alten, noch immer rüſtigen Herrn bis zu dem Grade, daß er die Charakteriſtik dieſer nächſten Umgebungen in die einfachſten aber bitterſten Worte kleidete. Er nannte dann den Fürſten von Hohenlohe einen ſchwachen und eitlen Mann, der ſich von Maſſenbach regieren laſſe, den General v. Rüchel einen Fanfaron, den Feldmarſchall Möllendorf einen abgelebten Greis, den General v. Kalkreuth einen liſtigen Ränkeſchmieder und die Generale zweiten Ranges talentloſe Routiniers, worauf er dann jederzeit ſchloß: „„Und mit ſolchen Leuten ſoll man den Krieg führen, den Krieg gegen Napoleon. Nein, der größte Dienſt, den ich dem Könige leiſten kann, iſt, wenn es mir gelingt, ihm den Frieden zu erhalten."" (Müffling, aus meinem Leben. Berlin 1851. S. 15.)

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Napoleon in Potsdam am Grabe Friedrichs des Großen. — Er ſchickt den Degen, die Schärpe und den ſchwarzen Adlerorden Friedrichs als Kriegsbeute nach Paris. — Zuſtände in Berlin. — Der Gouverneur General-Lieutenant Graf Schulenburg. — „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht.“ — Schulenburg zieht ab. — Graf Hahfeld Civil-Gouverneur. — Der hochweiſe Magiſtrat. — Napoleons Einzug in Berlin. — Wiederaufnahme der Waffenſtillſtands-Unterhandlungen in Charlottenburg. — Lucheſini und Zaſtrow unterzeichnen. — Napoleon verkündigt den Waffenſtillſtand; der König verwirft ihn im Vertrauen auf die Unterſtützung der Nation und des Kaiſers Alexander.



Am 24. October kam Napoleon in Potsdam an, wo die Zimmer des Schloſſes in der Stadt zu ſeinem Empfange in Bereitſchaft gehalten wurden. Das 17. Bülletin aus Potsdam vom 25., in einem martialiſch-romantiſchen Stil abgefaßt, berichtet hierüber: „Der Kaiſer iſt geſtern zu Potsdam angekommen und in dem Schloſſe abgeſtiegen. Abends beſichtigte er das neue Palais, Sansſouci und alle Umgebungen von Potsdam. Er fand die Lage und Einrichtung des Schloſſes von Sansſouci ſehr angenehm. Er hielt ſich einige Zeit in den Zimmern Friedrichs des Großen auf, wo ſich Alles noch in dem nämlichen Zuſtande, wie bei deſſen Tode, befindet. — Man hat in dem Zeughauſe von Berlin 500 Kanonen, mehrere hunderttauſend Pfund Pulver und mehrere tauſend Gewehre gefunden. — Der Kaiſer wird den heutigen ganzen Tag in Potsdam bleiben. — Als der Kaiſer von Wittenberg nach Potsdam ritt, wurde

er von einem Sturme überfallen; er ſtieg unerkannt in der Wohnung des ſächſiſchen Oberjägermeiſters ab. Se. Majeſtät wurden ſehr überraſcht, als Sie ſich durch eine ſchöne Frau bei Ihrem Namen nennen hörten; es war eine Aegypterin, Wittwe eines franzöſiſchen Officiers von der ägyptiſchen Armee, die ſich ſeit drei Monaten in Sachſen befand und bei dem ſächſiſchen Oberjägermeiſter wohnte, der ſie bei ſich aufgenommen und ehrenvoll behandelt hatte. Der Kaiſer hat ihr eine Penſion von 1200 Francs bewilligt und es übernommen, für ihr Kind zu ſorgen. „„Dies iſt das Erſtemal,““ ſagte der Kaiſer, „„daß ich wegen eines Sturmes ein Obdach ſuche; eine Ahnung ſagte mir, daß eine gute Handlung mich hier erwartete.““

„Als einen auffallenden Umſtand bemerkt man, daß der Kaiſer am nämlichen Tage und zur nämlichen Stunde in Potsdam angekommen, und in den nämlichen Zimmern abgeſtiegen iſt, wie der Kaiſer von Rußland auf ſeiner vorjährigen Reiſe, die für Preußen ſo verderblich geworden iſt. Von dieſem Augenblick an vergaß die Königin die Sorge für ihre inneren Angelegenheiten und die wichtigſten Geſchäfte der Toilette, um ſich mit Staatsangelegenheiten zu befaſſen, auf den König Einfluß zu gewinnen und überall das Feuer anzufachen, von dem ſie beſeſſen war. Das Reſultat jenes berühmten Schwurs, welcher am 4. November 1805 über der Gruft Friedrichs des Großen abgelegt wurde, iſt die Schlacht von Auſterlitz und die Räumung Deutſchlands von Seiten der ruſſiſchen Armee in den vorgeſchriebenen Märſchen geweſen. Man veranſtaltete 48 Stunden nachher von jenem Schwur am Sarge Friedrichs des Großen einen Kupferſtich, den man in allen Läden findet und der ſelbſt die Bauern lachen macht. Man ſieht darauf den ſchönen Kaiſer von Rußland, neben ihm die Königin und auf der andern Seite den König, der die Hand über dem Sarge Friedrichs des Großen erhebt; die Königin mit einem Shawl drapirt, ohngefähr, wie man auf den Londoner Kupferſtichen Lady Hamilton ſieht, legt die Hand auf ihr Herz und ſcheint nach dem Kaiſer von Rußland zu blicken. Man begreift nicht, wie die Polizei von Berlin eine ſo elende Satyre hat können verbreiten laſſen. Auf jeden Fall hat der Schatten des großen Friedrich nur mit Unwillen auf dieſe ärgerliche Scene ſehen können. Sein Geiſt, ſein Genie, ſeine Wünſche gehören der franzöſiſchen Nation an, die er ſo ſehr ſchätzte, und von welcher er ſagte, daß, wenn er ihr König wäre, ohne ſeine Erlaubniß kein Kanonenſchuß in Europa geſchehen dürfte.“ —

In dem 18., ebenfalls aus Potsdam den 26. October datirten, Bülletin wird weiterer Bericht über den dortigen Aufenthalt Napoleons erstattet. „Der Kaiser hat die Gruft Friedrichs des Großen besucht. Die Asche dieses großen Mannes ruht in einem hölzernen Sarge, der mit einem kupfernen überdeckt und in einem Gewölbe ohne alle Verzierung, ohne Trophäen, ohne irgend etwas, das an seine Großthaten erinnern könnte, aufgestellt ist. Der Kaiser hat dem Invalidenhotel zu Paris den Degen Friedrichs, seine Decoration des schwarzen Adlerordens, seine Generalsschärpe, so wie die Fahnen, welche seine Garde im siebenjährigen Kriege führte, zum Geschenk gemacht. Die Veteranen werden Alles, was einem der ersten Feldherren, den die Geschichte kennt, gehört hat, mit heiliger Ehrfurcht empfangen.“ *)

Aus Berlin begab sich eine Deputation von königlichen und städtischen Beamten, den Fürsten Hatzfeld an ihrer Spitze, nach Potsdam, um die Schlüssel von Berlin dem Kaiser schon hier zu überreichen. Er sagte ihnen: „Sie haben in Berlin so laut nach Krieg verlangt, nun haben Sie ihn.“ In dem Bülletin heißt es: „Die Deputirten versicherten, daß die Gerüchte, die man über die Stimmung dieser Stadt verbreitet hätte, falsch wären, daß die Bürger und die Masse des Volks den Krieg ungern gesehen, daß eine Handvoll Weiber und junger Officiere allein diesen Lärm gemacht hätten; daß nicht ein vernünftiger Mann gewesen, der nicht eingesehen, was man zu fürchten und zu hoffen hätte. So wie alle Preußen, so finden auch diese Herren in der Reise des Kaisers Alexander die Ursache des Unglücks Preußens. Die Veränderung, welche sie in dem Gemüthe der Königin bewirkt hat, die aus einer schüchternen, bescheidenen und mit den inneren Angelegenheiten der königlichen Familie sich beschäftigenden Hausfrau unruhig und kriegerisch ward, war eine politische Revolution. Sie wollte auf einmal ein Regiment haben und dem Staatsrathe

*) Die gewöhnliche Sage, als habe Napoleon Degen und Schärpe von dem Sarge Friedrichs genommen, ist ein Mährchen. Diese Gegenstände befanden sich in einem der Zimmer von Sanssouci, wo sie der Kaiser einzupacken befahl. Er erhielt indeß nicht einen Degen, welchen Friedrich getragen, sondern einen von dem Kaiser Paul von Rußland ihm zum Geschenk gemachten. Der Degen, welchen Friedrich beständig trug und dessen aufgetrennte Scheide er, um sie nicht vom Riemer ausflicken zu lassen, öfter mit Siegellack zusammenleimte, wurde von Friedrich Wilhelm III. mit nach Königsberg genommen und nach dem Feldzuge 1814 dem historischen Cabinet der königlichen Kunstkammer in Berlin übergeben.

beiwohnen; sie hat auch die Monarchie so gut geleitet, daß sie sie in wenig Tagen an den Rand des Abgrundes geführt hat.“

Der Hohn, mit welchem der übermüthige Sieger die unglückliche Königin in seinen Armeeberichten verspottete, hatte keinen andern Erfolg, als daß die Nation, welche die Königin auf das Innigste liebte und verehrte, dadurch zum glühendsten Hasse gegen den Kaiser aufgestachelt wurde. Drei Beleidigungen waren es vornehmlich, für welche das Volk blutige Rache an Napoleon zu nehmen schwur: daß er den Degen Friedrichs raubte, die Königin schmähte und die Siegesgöttin vom Brandenburger Thore entführte.

Durch einen öffentlichen Anschlag an seine Wohnung am 18. October machte der Gouverneur von Berlin, General der Cavallerie Graf Schulenburg, den Bewohnern der Hauptstadt Anzeige von dem Unglückstage bei Jena. „Der König hat eine Schlacht verloren; Ruhe ist die erste Bürgerpflicht;“ so lautete jene berüchtigte Proclamation. Noch am selben Tage zog der tapfere Gouverneur mit der Besatzung davon, ohne für die Vernichtung oder Fortschaffung des reichen Kriegsmaterials in dem Zeughause, oder für die Sicherung der öffentlichen Kassen, des Schatzes, der Kronjuwelen und Kunstwerke Sorge zu tragen. Dies Alles überließ er seinem Schwager, dem Grafen Hatzfeld, welchen er eigenmächtig an seiner Stelle zum Civil-Gouverneur ernannte. Dieser erließ am 20. October eine Verordnung, in welcher es heißt: „Es würde eine unzeitige Schonung sein, den Einwohnern von Berlin zu verhehlen, daß die Möglichkeit eintreten kann, daß französische Truppen binnen Kurzem Berlin besetzen. Schmerzlich ist das Gefühl, welches diese unerwartete Begebenheit unter allen Klassen der Einwohner verbreiten wird; nur festes Anschließen an diejenigen, welche das mühselige Geschäft übernehmen, die von einer solchen Begebenheit unvermeidlichen Folgen zu mindern, so wie die, nun noch mehr als jemals nöthig gewordene, Ordnung zu handhaben, kann die schrecklichen Folgen abwenden, welche der mindeste Widerstand oder irgend ein unruhiges Benehmen der Einwohner über die Hauptstadt verbreiten würde, und das noch neuerliche Andenken des Betragens, welches die Einwohner Wiens in einer ähnlichen traurigen Lage beobachtet haben, muß die Einwohner Berlins belehren, daß der Ueberwinder nur ruhige, männliche Hingebung im Unglück ehrt.“

Da die Besatzung, ohne auf Ablösung zu warten, abgezogen war, wurde eine Bürgerwehr errichtet, um die Ordnung und Sicherheit aufrecht zu erhalten.

„Ich verbiete," heißt es dann weiter in Hatzfelds Bekanntmachung, „alles Zuſammenlaufen, Schreien auf den Straßen, alles öffentliche Theilnehmen an den ſo verſchiedentlich einlaufenden Kriegsgerüchten; denn ruhige Faſſung iſt dermalen unſer Loos, unſere Ausſichten müſſen ſich nicht über dasjenige entfernen, was in unſern Mauern vorgeht, dieſes iſt unſer einziges höheres Intereſſe, mit welchem wir uns beſchäftigen müſſen." Außerdem fanden es Bürgermeiſter und Rath für nothwendig, die junge Bürgerſchaft aufzufordern, den einrückenden Kaiſerlich Königlichen Truppen keine Art von Widerſtand, nicht einmal einen paſſiven, entgegenzuſtellen, weshalb ſie am 19. folgende Bekanntmachung erließen: „Es verlautet, daß der, zur Erhaltung der inneren Ruhe bei der Abweſenheit des Militairs, erlaſſene Aufruf an die junge Bürgerſchaft dahin fälſchlich gedeutet worden, als ſollte dieſe Mannſchaft dazu beſtimmt ſein, einen Widerſtand zu leiſten, falls Kaiſerlich Königliche Truppen einrücken ſollten. Zur Verhütung des unvermeidlichen großen Unglücks für die ganze Stadt, welches aus einer Widerſetzlichkeit gegen die gedachten Kaiſerlich-Königlichen Truppen entſtehen würde, wird Jedermann bei Leibes- und Lebensſtrafe aufgefordert, beim etwaigen Einmarſch dieſer Truppen ſich ruhig zu verhalten und keinen Widerſtand zu leiſten; auch daher ſich dann Niemand ohne Autoriſation des Magiſtrats bewaffnen darf." — Die ſämmtlichen „Reſſourcen" (Philiſterkneipen) der Stadt wurden aufgefordert, der Jugend mit gutem Beiſpiel voranzugehen und des Abends um 9 Uhr die Pfeifen ausgehen zu laſſen. —

Am 24. October gegen Mittag kamen die franzöſiſchen Quartiermacher an; ein Lieutenant mit einem Commando Huſaren und Jägern zu Pferde, zwei blaſende Trompeter an der Spitze, begaben ſich nach dem Rathhauſe, wo bald darauf der zum Commandanten der Stadt ernannte General Hulin in einem vierſpännigen Wagen eintraf. Der Empfang von Seiten des Grafen Hatzfeld und des Magiſtrats war ein ſehr gemüthlicher. Hulin war mit allen Anordnungen einverſtanden, ließ die Wachen des Schloſſes, Zeughauſes und anderer öffentlichen Häuſer gemeinſchaftlich mit der Bürgerwehr oder Nationalgarde beziehen, und traf die nöthigen Veranſtaltungen zum Empfange des Kaiſers, deſſen Einzug am 27. October erfolgte. „Nachmittags 4 Uhr verkündigten Glockengeläut und der Donner des Geſchützes die Nähe des Kaiſers. In den Straßen ordneten ſich in langen Reihen die Regimenter der franzöſiſchen Beſatzung und hin und her wogte die ganze Bevölkerung der Stadt, welche inner-

lich und äußerlich in Bewegung war um des Einen willen. Alle, auch die ihn haßten, geſtanden ſich, daß ſie eines Anblicks, wie des bevorſtehenden, kaum wieder genießen würden; und es war ſo. Er kam von Charlottenburg. Voraus durch das Brandenburger Thor, deſſen Siegesgöttin heute in einer ganz anderen Beziehung, als in der bisherigen, gedacht werden mußte, zog eine Schaar Mamelucken, von ägyptiſcher Sonne gebräunt, Söhne der Wüſte, mit bunten Turbanen geſchmückt, in türkiſcher Kleidung, auf prächtig gezäumten arabiſchen Roſſen. Ihnen folgte eine Compagnie Sappeurs, bärtige Geſichter mit Beilen und Schurzfell; dann die Grenadiere der Garde zu Pferde und zu Fuß, die Jäger zu Pferde in grüner Uniform, von einigen unwiſſenden Weißbierphiliſtern vor dem Thore als die erſten ruſſiſchen Hülfstruppen begrüßt.*) Die Muſikbande, geführt von einem Tambour-Major, welcher zur Beluſtigung der Straßenjugend den Rohrſtock mit großem ſilbernen Knopfe haushoch in die Höhe warf und geſchickt wieder fing, ſpielte auf Befehl des Kaiſers als Einzugs- und Feſtmarſch die Marſeillaiſe; ſo gutes Zutrauen hatte Napoleon zu der revolutionsfreundlichen Geſinnung der Berliner. Wie ſehr waren dieſe guten Bürger erſtaunt, zu ſehen, daß die Officiere der Kaiſerlichen Garde vom Lieutenant bis zum Bataillons-Commandeur zu Fuß marſchirten, mit dem vollgepackten Torniſter auf dem Rücken. Ein damaliges preußiſches Bataillon führte mindeſtens einige fünfzig Luxuspferde mit ſich. Als vor dem Beginn des Feldzuges der Quartiermeiſter-Lieutenant v. Müffling dem General v. Rüchel ein Memoire über dieſen Gegenſtand zuſchickte, wurde er von dieſem mit der kurzen Antwort abgefertigt: „ein preußiſcher Edelmann geht nicht zu Fuß.“**)

Endlich ertönte der Ruf: Vive l'Empereur! Die Berliner Polizeiſergeanten waren dienſtbefliſſen bemüht, durch Püffe und Kniffe die gaffende Menge anzuregen, in das Lebehoch mit einzuſtimmen, wobei die Straßenjugend mit beſtem Beiſpiel voranging. Eine Schaar von Marſchällen und Generalen in reich geſtickten Uniformen, mit Ordensbändern und Sternen geſchmückt, die Hüte mit weißen Straußfedern verziert, bildeten das glänzende Gefolge des Kaiſers, der ſich durch Einfachheit des Anzuges, Nachläſſigkeit der Haltung und gleichgültigen Ausdruck des Geſichtes vor den anderen Generalen unter-

*) Nach mündlicher Verſicherung des Schloßbaumeiſters Profeſſor Rabe.
**) Müffling, aus meinem Leben. Berlin 1851. S. 14.

ſchied, aber ganz Berlin zur Bewunderung hinriß. Er ritt einen andaluſiſchen Schimmelhengſt, der mit ſtolzem Kopfnicken mehr als der Kaiſer ſich den Jubelgruß der Menge anzueignen ſchien. Auf dem gelbbraunen Geſichte des Kaiſers lag tiefer Ernſt, ſeine dunkelblauen großen Augen ſchoſſen mit jedem Blick einen Blitz unter den ſchön gebogenen dunklen Augenbrauen hervor, es ſchien dieſer Mann von Bronce keiner menſchlichen Regung zugänglich, durch keine menſchliche Schwäche gefährdet und doch ſchwebten, wenn er ſprach, die Grazien auf ſeinen Lippen und eine außerordentliche Anmuth zeigten ſeine Mundwinkel, wenn er lächelte. Flammten aber ſeine Augen im Zorn auf, zuckten ſeine Lippen ingrimmig, dann ſchien im Vergleich mit dem zürnenden Kaiſer das vom Sturme gepeitſchte Meer ein Wieſenbächlein, das mit Blitz und Hagel einſchlagende Donnerwetter ein mildes Frühlingsſäuſeln. —

Das 21. Bülletin vom 28. October verkündete allen Völkern der bewohnten Erde, die zu leſen und ſchreiben verſtehen, das weltgeſchichtliche Ereigniß. „Der Kaiſer hielt geſtern ſeinen feierlichen Einzug in Berlin .... Der Weg von Charlottenburg durch den Park nach Berlin iſt ſehr ſchön; der Eingang durch dieſes Thor iſt prächtig; es iſt im Styl der Propyläen Athens gebaut und mit einer Quadriga (Viergeſpann), von der Siegesgöttin geleitet, geſchmückt. Das Wetter war vortrefflich. Die geſammte Stadtobrigkeit wurde am Thore dem Kaiſer durch den General Hulin, Commandanten des Platzes, vorgeſtellt, und überreichte Sr. Majeſtät die Schlüſſel der Stadt. Später begab ſich dieſe ganze Körperſchaft, mit dem Grafen v. Hatzfeld an der Spitze, zu dem Kaiſer, welcher in dem Königlichen Schloſſe abgeſtiegen war. Der Kaiſer hat befohlen, daß 2000 von den reichſten Bürgern ſich auf dem Stadthauſe verſammeln ſollen, um aus ihrer Mitte 60 Männer zur Bildung der Municipalität zu wählen. Von den 20 Cantons, in welche die Stadt eingetheilt iſt, wird jeder eine Wache von 50 Mann ſtellen, welches 1000 Mann Nationalgarde aus der Klaſſe der wohlhabendſten Bürger zur Bewachung der Stadt und Handhabung der Polizei ausmachen wird. Der Kaiſer ſagte zum Grafen Hatzfeld: „„Laſſen Sie ſich nicht vor mir ſehen; ich bedarf Ihrer Dienſte nicht; gehen Sie auf Ihre Güter.““*) Der Kaiſer nahm die Aufwartung des

*) Es war hierbei auf ein Rührſpiel in Kotzebueſcher Manier abgeſehen. Graf Hatzfeld hatte dem Fürſten Hohenlohe Nachricht über das Vorrücken der Franzoſen mitgetheilt; ſein Brief war von den Vorpoſten aufgefangen und an Napoleon nach Potsdam geſchickt worden.

Kanzlers und der Minister des Königs an. Am 28. des Morgens 9 Uhr wurden die Gesandten von Baiern, Spanien, Portugal und von der Pforte zur Audienz zugelassen. Hierauf empfing er die lutherische und die reformirte Geistlichkeit der französischen Colonie. Der Kaiser empfahl ihnen, sich mit ihren Privatangelegenheiten zu beschäftigen, sich ruhig zu verhalten und „dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist." (Die andere Hälfte des Spruches „und Gotte, was Gottes ist," wurde ignorirt.) — Die Justiz-Collegien wurden ihm durch den Kanzler vorgestellt. Er unterhielt sich mit den Mitgliedern des Appellations- und Untergerichts und erkundigte sich nach der Art und Weise der Rechtspflege. Als der Ober-Ceremonienmeister des Königs, Graf Neale, sich in den kaiserlichen Zimmern sehen ließ, sagte ihm Se. Majestät: „„Nun, mein Herr, Ihre Frauenzimmer haben den Krieg gewollt, Sie sehen nun das Resultat; Sie sollten Ihre Familie besser in Schranken zu halten wissen."" Man hatte nämlich Briefe von seiner Tochter aufgefangen, worin es unter Anderem hieß: „Napoleon will nicht Krieg, man muß ihn dazu treiben." „„Gewiß,"" sagte Se. Majestät zu dem Grafen Neale, „„ich will den Krieg nicht, nicht etwa, weil ich meiner Stärke mißtraue, sondern weil das Blut meiner Völker mir kostbar ist und weil es meine erste Pflicht ist, dasselbe nur für seine Ehre und seine Sicherheit zu verspritzen. Das gute Volk von Berlin ist nun ein Opfer des Krieges, während die Anstifter desselben in Sicherheit sind. Ich will diesen Hofadel so klein machen, daß er sein Brod wird betteln müssen."" Zur Municipalität sagte der Kaiser, indem er ihr seine Willensmeinung zu erkennen gab: „„Es versteht sich, daß Niemandem die Fenster eingeschlagen werden. Mein Bruder, der König von Preußen, hat an dem Tage aufgehört, König zu sein, wo er den Prinzen Ludwig Ferdinand nicht hängen ließ, als dieser es wagen durfte, die Fenster seiner Minister einzuschlagen.""

Himmel! wie rieben sich die guten Berliner den Schlaf und das Allerunterthänigkeitsgeblinzel aus den Augen, als sie eines schönen Morgens von

---

Er befahl, den Grafen zu verhaften und vor ein Kriegsgericht zu stellen, um ihn erschießen zu lassen. Die Gräfin Hatzfeld ließ sich bei dem Kaiser melden, er nahm sie an, sie that einen Fußfall, Napoleon gab ihr den Brief ihres Mannes und sagte: „Madame, werfen Sie ihn ins Kaminfeuer." Sie that es, und ihr Gemahl war gerettet. Ein Pariser Poet schrieb davon ein Textbuch: die Sanftmuth Trajans, und Spontini componirte die Oper: la clemenza di Trajano.

ihrem löſchpapiernen Spener und Voſſens Erben ein ſolches „Extrablatt der Freude“ erhielten. Der Kaiſer hatte ſie „das gute Volk von Berlin“ genannt, ihnen ſein Bedauern und dem übermüthigen Hofadel ſeine Verachtung ausgedrückt. Nun faßten ſie ſich ein Herz, die Nationalgardiſten warfen ſich in die Bruſt und raſſelten in ſtattlicher Uniform mit dem klirrenden Säbel an den unglücklichen Gardelieutenants vorüber, welche nach der Prenzlauer Capitulation als Gefangene in elendiglichem Aufzuge durch die Straßen abſichtlich zur Schau geführt wurden. „Wir freuten uns höchlich,“ erzählte mir einer der damaligen Bürgergardiſten, „die Herren Garde-Gensd'armes, die uns im Theater, auf Bällen, in den Weinſtuben und bei den Reſtaurants ſo oft übergerannt hatten, ſo gedemüthigt zu ſehen. Die aufgeweichten Hutkrämpen hingen ihnen über das Geſicht herab, ſie waren von Kopf zu Fuß mit Schmutz bedeckt, die Uniform flatterte in Fetzen um ſie herum und von den ſchweren Reiterſtiefeln war einer und der andere in dem Moraſt ſtecken geblieben und durch Holzpantinen erſetzt worden. Und ſo traurig und jammervoll der Aufzug dieſer jungen Grafen und Barone war, Niemand ſchenkte ihnen Theilnahme, vielmehr erfuhren ſie öffentlich Hohn und Verſpottung.“ — Unter wie ganz anderen Hoffnungen waren ſie aus Berlin vor wenigen Wochen ausgezogen! —

Das 21. Bülletin, welches den Einzug des Kaiſers in Berlin ſchildert, erwähnt am Schluſſe die Ankunft des Generals Zaſtrow in Charlottenburg mit einem Schreiben des Königs und neuen Vollmachten zur Fortführung der mit Lucheſini bereits begonnenen Unterhandlungen wegen Waffenſtillſtandes und Friedens. Wir thaten derſelben bereits oben Erwähnung und haben nun den ferneren Verlauf zu berichten.

Im Vertrauen auf die „wohlwollenden Geſinnungen“, welche Napoleon in den früheren Schreiben geäußert, hatte der König den General Zaſtrow beauftragt: er ſolle verſuchen, das Fürſtenthum Halberſtadt und wenn es ſein könnte, auch Hildesheim, den Saalkreis, die Grafſchaft Hohenſtein und Mansfeld, als zu Magdeburg, deſſen Beſitz man für geſichert hielt, gehörig, für Preußen zu erhalten. Sollte Baireuth nicht mit in die Abtretungen einbegriffen ſein, ſo wolle der König es an Stelle der 100 Millionen Contributionen abtreten. Sollte ein Theil der Contribution gleich gezahlt werden, ſo wünſche der König, daß auch die Franzoſen in die neuen Grenzen zurückkehrten. —

Napoleon hatte den Marschall Duroc mit der Fortführung der Unterhandlungen beauftragt. Am 30. October fügte Napoleon den früheren Bedingungen noch diese hinzu: „Preußen wird, im Falle die Russen Krieg mit der Türkei beginnen, sich mit allen Kräften an Frankreich anschließen und gegen den Kaiser von Rußland marschiren lassen."

Mit jedem Tage wurde die Lage des preußischen Staates hoffnungsloser; Hohenlohe und Blücher hatten die Waffen gestreckt, in der Hauptstadt, in welcher der Feind die Fäden der Verwaltung des Landes in der Hand hielt, hatten dem Sieger die sämmtlichen königlichen Diener den Eid der Treue geleistet, Spandau, Cüstrin, Stettin ihm die Thore geöffnet, Magdeburg war bereit, diesem Beispiel zu folgen, die russische Armee war noch immer nicht auf preußischem Boden erschienen, während ein Aufruf des Generals Dombrowski aus Berlin die Polen unter dem Schutze des Kaisers zu den Waffen rief und ihnen die Ankunft Kosciusko's ankündigte.

Lucchesini und Zastrow erklärten sich bereit, die ihnen am 30. October gestellten Bedingungen annehmen zu wollen und beeilten sich, den unterdessen nach Graudenz geflüchteten König davon zu unterrichten. Friedrich Wilhelm versammelte hier am 6. November bei sich zur Berathung: die Prinzen Heinrich und Wilhelm, die Generale Graf Kalkreuth, Graf Schulenburg, v. Geusau, v. Laurens, v. Phull, v. Köckeritz, den Obersten v. Kleist, die Minister Graf Voß, Graf Haugwitz, v. Stein und v. Schrötter.*) Graf Haugwitz las einen Bericht über die Lage des Staats. Nach dem Vortrage der Denkschrift forderte der König die Beisitzer auf, nach der Reihe ihre Ansicht auszusprechen. Nach dem, in jener Sitzung niedergeschriebenen, Protokolle wurde von der Mehrzahl anerkannt:

Erstens: daß Preußen den Krieg fortzusetzen außer Stande sei, obschon die anwesenden Generale der Meinung waren, daß binnen sechs Monaten ein Heer von 150- bis 180,000 Mann ins Feld gestellt werden könne.

Zweitens: daß man den Frieden unter den am 30. October gestellten Bedingungen schließen müsse, wenn nicht nachträglich Bedingungen hinzukämen, welche den Frieden unmöglich machten.

---

*) Der Minister v. Hardenberg befand sich in Königsberg, wurde jedoch in Folge eines heftigen Auftrittes mit Beyme zu diesen Berathungen nicht hinzugezogen.

Drittens: daß als solche unannehmbare Bedingungen zu betrachten seien: a) gegen Rußland zu marschiren, im Fall dieses die Türkei angriffe; b) der Beitritt Preußens zum Rheinbunde.

Viertens: daß nicht zu erwarten sei, daß Rußland nach dem Frieden zwischen Frankreich und Preußen den Krieg fortsetzen und seine Armee durch Preußen marschiren lassen werde, daß aber auch dann noch auf einen Krieg gegen Rußland nicht einzugehen sei.

Der Minister Haugwitz erklärte, daß er den Beitritt zum Rheinbunde, wenn Napoleon ihn verlange, für unvermeidlich halte; Graf Schulenburg stimmte dem bei, wenn damit kein Krieg gegen Rußland verbunden sei. Der Oberst Kleist verlangte, man müsse offen erklären: entweder ganz mit Frankreich oder ganz mit Rußland. Er zöge ein Bündniß mit Frankreich vor, sobald man nicht der Mitwirkung Oestreichs versichert sei. Der König neigte sich dieser Ansicht zu, überzeugt, daß der Kaiser von Rußland mit seinem höchstens 70,000 Mann starken Heere den Krieg gegen Napoleon zu führen nicht im Stande sei.

Noch immer schmeichelte sich der König, bei Napoleon einen Stein im Brette zu haben und rechnete so sehr auf dessen Wohlwollen und auf die eigene Ueberredungsgabe, daß er ihm in Folge der gepflogenen Berathung nachstehenden Brief, Graudenz, den 7. November, schrieb und durch den Major v. Rauch nach Berlin sendete.

Mein Herr Bruder!

„Als ich Ew. Kaiserliche Majestät um Frieden bat, zog ich meine Vernunft zu Rathe, allein ich habe auch mein Herz zu Rathe gezogen. Trotz der entsetzlichsten Opfer, welche Sie, Sire, mir so eben auferlegen, wünsche ich dennoch nicht weniger lebhaft, daß dieser Friede, welcher bereits durch die Annahme seiner Grundbedingungen gesichert ist, mich recht bald in den Stand setzen möge, mit Ew. Kaiserl. Majestät die freundschaftlichen Beziehungen wieder herzustellen, welche ein Augenblick des Krieges unterbrochen hat. Es ist mir eine süße Pflicht, mein Herr Bruder, durch einen Beweis des Vertrauens meinen aufrichtigen Wunsch darzulegen, unsere Freundschaft zu cultiviren und ich glaube Ew. Kaiserl. Majestät diesen Beweis zu liefern, indem ich, ohne einmal die Unterzeichnung des Friedenstractates abzuwarten, den Marsch der russischen Truppen aufhalte.

„Ich habe den lebhaftesten Wunsch, daß Ew. Majestät in meinen Palästen

auf eine Ihnen angenehme Weise aufgenommen und behandelt werde und ich habe es mir aufs Höchste angelegen sein lassen, dieserhalb alle Maßregeln zu ergreifen, welche die Umstände mir gestatteten. Möchte es mir gelungen sein!*) Als Erwiderung dafür möge Ew. Majestät mir gestatten, Dero Großmuth meine Hauptstadt und die Mark Brandenburg zu empfehlen. Von der Natur wenig begünstigt, ist dieses Land gewissermaßen die Schöpfung meines unsterblichen Ahnherrn. Möchten Sie, Sire, dasselbe als ein Denkmal betrachten, welches er sich selbst errichtet hat und die vielfachen Beziehungen, welche zwischen Ew. Majestät und jenem großen Manne existiren, werden, ich darf es hoffen, für Sie neue Beweggründe sein, eine edelmüthige Schonung seines Werkes anzubefehlen.

„Außerdem möchte ich wagen Ew. Majestät zu bitten, daß Sie gütigst von den grausamen Verlusten, welche Sie mir auferlegen, das Halberstädtische und die zum Herzogthum Magdeburg gehörigen Lande ausnehmen möchten. Ich würde eine solche Verfügung als einen kostbaren Beweis Ihrer persönlichen Gefühle für mich ansehen und, zählen Sie auf mein Wort, Sire, ich würde mich eifersüchtig zeigen, diese auf das vollständigste zu erwidern. Hiermit bitte ich Gott, daß er u. s. w."

Dem Marquis Luccheſini schrieb gleichzeitig der König: „er möge Alles aufbieten, von dem Kaiser Waffenstillstand und Frieden zu erlangen. Er, der König, werde den Kaiser Alexander dringend ersuchen, nicht gegen die hohe Pforte marschiren zu lassen. Er sei bereit, dem Rheinbunde beizutreten, und habe den weitern Marsch der Russen angehalten."

Mit jeder Meldung von neuen Niederlagen und Capitulationen, welche bei Napoleon eintraf, steigerte dieser seine Friedensbedingungen, und wenn die preußischen Bevollmächtigten sich bereit erklärten, auch diese zu gewähren, wurde von den französischen neuer Aufschub verlangt. Unter dem 16. November berichtete Luccheſini an den König: „Es gewinnt nach Allem den Anschein, Napoleon will erst Rußland zwingen, Frieden zu machen, wodurch sich dasselbe der

*) „J'ai le plus vif désir que V. M. soit accueillie et traitée dans mes palais d'une manière qui lui soit agréable et c'est avec empressement que j'ai pris à cet effet toutes les mesures que les circonstances me permettaient. Puisse-je avoir réussi!" Einen zarteren Beweis von gastfreundschaftlicher Bereitwilligkeit hatte wohl noch niemals, nirgend und von Niemand der einbrechende Eroberer erhalten.

Rolle eines Friedensrichters von Europa begiebt, auch der Frieden mit England erleichtert wird. Dazu kommt, daß die Polen und die Waffenbrüder Napoleons, welche ihr Glück in einer neuen Revolution Polens zu finden glauben, nicht aufhören, Napoleon anzureizen, seinen Sieg weiter zu verfolgen, die polnischen Deputirten, welche in Berlin angekommen sind, zu empfangen, indem dieselben hoffen, daß, wenn erst die Revolution proclamirt worden, Napoleon sie auch nicht verlassen werde, bevor sie nicht einen König ihrer Wahl erhalten hätten." An demselben Tage noch (d. 16. November) wurde der Waffenstillstand zu Charlottenburg unterzeichnet; Napoleon durfte nicht daran zweifeln, daß der König seine Genehmigung ertheilen werde, weshalb er ihn als ein frohes Ereigniß der Armee durch das 33. Bülletin, Berlin, den 17. November, verkündigte. „Gestern," so lautete dieses, „ist beifolgender Waffenstillstand zu Charlottenburg unterzeichnet worden. Da die Jahreszeit schon weit vorgerückt ist, so giebt dieser Waffenstillstand der Armee sichere Quartiere. Ein Theil vom preußischen Polen wird dadurch der französischen Armee überlassen, ein anderer Theil bleibt neutral." Die vornehmsten Bedingungen waren: „die französische Armee besetzt Südpreußen am rechten Weichselufer bis zur Mündung des Bug: Thorn, Graudenz und Danzig werden ihr übergeben. In Schlesien besetzen die französischen Truppen Glogau und Breslau, das Land auf dem rechten Oderufer und auf dem linken einen Landstrich, der von Ohlau über Zobten, Schweidnitz vorbei und von da über Freiburg, Landshut und Liebau bis zur böhmischen Grenze geht. Ostpreußen und Neu-Ostpreußen soll von keinem Theile, weder von französischen, noch preußischen, noch russischen Truppen besetzt werden." Napoleon sendete den General Duroc an den König nach Osterode, um etwaige Schwierigkeiten mit demselben persönlich abzumachen. Nachdem Duroc am 21. November in Osterode eingetroffen und den Waffenstillstand überbracht hatte, berief der König nochmals einen außerordentlichen Staatsrath, bei welchem außer ihm der Prinz Heinrich, die Generale Kalkreuth, Möckeritz, Geusau und Laurens, die Minister Stein, Haugwitz, Voß und Schrötter, der Oberst Kleist und der Cabinetsrath Beyme zugegen waren.

Für die Annahme und sofortige Ratificirung des von Duroc überbrachten Waffenstillstandes stimmten: der Prinz Heinrich, die Minister Haugwitz und Schrötter, die Generale Kalkreuth und Geusau und der Oberst Kleist.

Dagegen stimmten die Minister Voß und Stein, weil, wenn der Kaiser

von Rußland den Marsch seiner Truppen nicht aufhalte, die Festungen an der Weichsel und in Schlesien umsonst überliefert würden, außerdem der Waffenstillstand keine Bürgschaft eines Friedens gewähre, der die Existenz Preußens sichere. Die Generale Köckeritz und Laurens stimmten dagegen, weil Talleyrand erklärt habe: Napoleon werde Preußen nur dann noch als Staat bestehen lassen, wenn England und Rußland unter annehmlichen Bedingungen Frieden mit Frankreich schlössen.

Der Cabinetsrath Beyme stimmte für die unbedingte Verwerfung, weil Napoleon durch die Entfernung der Truppen aus dem preußischen Polen die Organisirung des Aufstandes begünstigen wolle, so daß diese Provinzen mitten im Waffenstillstande verloren gehen würden. Außerdem sei der König nicht im Stande, eine Verbindlichkeit für das Zurückgehen der russischen Truppen zu übernehmen und die letzten Festungen würden umsonst geopfert werden.

Der König entschied sich für die Verwerfung des Waffenstillstandes. Duroc verließ Osterode am 23. und begab sich nach Posen; er sendete dem Kaiser, welcher sich am 25. November von Berlin nach Cüstrin begeben hatte, einen Eilboten entgegen mit der Nachricht von der Verwerfung des Waffenstillstandes. Der General Zastrow, welcher dem Kaiser nach Cüstrin gefolgt war, erbat sich von ihm auf Befehl des Königs eine Abschiedsaudienz, welche ihm bewilligt wurde. Napoleon empfing ihn achtungsvoll wie bisher, sagte ihm jedoch mit großem Ernste nachdrücklich betonte, inhaltschwere Worte: „Nach der Erklärung Ihres Königs," sagte er, „daß er seine Sache nicht von der Rußlands trennen werde, wird das ganze Gewicht der Begebenheiten, welche die nothwendige Folge der Fortsetzung des Krieges sein werden, auf ihn, den König, fallen. Wird die französische Armee einen Sieg über die Russen davontragen, dann giebt es keinen König von Preußen mehr. Ich wünsche den Frieden, aber einen allgemeinen; das Schicksal Preußens wird von dem Benehmen Rußlands und Englands gegen mich abhängen."

Noch immer gab Napoleon die Hoffnung nicht auf, England und Rußland würden, aus schonender Rücksicht für Preußen, sich geneigt zu einem allgemeinen Frieden zeigen, weshalb er den General Zastrow und Marquis Lucchesini bat, in seinem Hauptquartier noch ferner zu verweilen und ihm nach Posen zu folgen. Der König hatte ebenfalls in der Hoffnung, die Unterhandlungen wieder aufzunehmen, seine Bevollmächtigten nicht abberufen. Diese Hoffnung ging nicht

in Erfüllung und in einer „Erklärung Sr. Majestät des Königs von Preußen über den im November abgeschlossenen, aber nicht ratificirten, Waffenstillstand d. d. Königsberg den 1. December 1806" wurde der erstaunten Welt der heldenmüthige Entschluß Friedrich Wilhelms III., den Kampf wieder aufzunehmen, verkündigt. Nachdem in diesem Manifeste die wegen des Friedens, oder auch nur eines Waffenstillstandes, seit dem 15. October gepflogenen Verhandlungen mitgetheilt worden sind, heißt es darin ferner:

„Es blieb also dem König gar keine Wahl. Er mußte dem Waffenstillstande, den der General Duroc am 22. November nach Osterode in das Hauptquartier des Königs überbrachte, seine Ratification versagen. Nur das Einzige blieb ihm, um auch das Unmögliche für den Frieden zu versuchen, noch übrig: die Höfe von St. Petersburg und St. James einzuladen, sich mit ihm über die Grundlage eines, mit dem Kaiser der Franzosen zu unterhandelnden, allgemeinen Friedens zu vereinigen. Dies ist geschehen und in der, wiewohl nur entfernten, Hoffnung eines glücklichen Erfolges dieses Schrittes hat der König den Marquis Lucchesini noch nicht aus dem Hauptquartier abberufen.

„Indem der König auf diese Weise Alles, was in seiner Macht gestanden, erschöpft hat, um dem ferneren Blutvergießen ein Ziel zu setzen, so ist er auf der anderen Seite auch nicht minder unabläßig beschäftigt gewesen, die Mittel zum Widerstande, welche die Vorsehung seinen Händen anvertraut hat, vorzubereiten. Da die mit allem Nöthigen versorgten und hinreichend besetzten Festungen Stettin, Cüstrin und Magdeburg von den Gouverneurs und Commandanten auf eine unverantwortliche Weise dem Feinde übergeben worden, so sind die übrigen Festungen des Landes, besonders die an der Weichsel, aufs schleunigste in den bestmöglichsten Vertheidigungszustand gesetzt, und entschlosseneren und zuverlässigeren Befehlshabern anvertraut worden. Die übrigen, in den Provinzen an der Weichsel und Warthe gestandenen, Feldtruppen werden sich mit den zahlreichen, geübten und tapferen Heeren, die der treue Freund und Bundesgenosse des Königs, Kaiser Alexander I., zu seinem Beistande hat herbeieilen lassen, vereinigen. Während diese vereinigten Truppen den Feind bekämpfen, wird ein neues Heer, das man zu sammeln angefangen, so zahlreich als möglich zusammengebracht, geübt und zum Kriege ausgerüstet werden. Dabei vertraut der König auf die Unterstützung der Nation, die den siebenjährigen Kampf gegen fast ganz Europa ruhmvoll bestanden hat, und nicht ver-

zweifelte noch wankend wurde in der Treue gegen ihren König, auch damals nicht, als, so wie jetzt, die Hauptstadt und der größte Theil des Reichs in die Gewalt der Feinde gefallen waren; vielmehr die Nation in den größten Stürmen und Gefahren mit einer Unerschrockenheit und Festigkeit ausdauerte, die ihr die Bewunderung der Mit- und Nachwelt erworben haben. Jetzt gilt es mehr als damals; denn es gilt den Kampf für die Erhaltung alles dessen, was der Nation ehrwürdig, der Menschheit heilig ist. — — In jenem Kampfe stand Preußen allein, oder doch ohne bedeutende Unterstützung einer anderen Macht, gegen die ersten Mächte Europas. In diesem darf es auf den Beistand des mächtigen und großmüthigen Alexander rechnen, der mit seiner ganzen Macht zu dessen Erhaltung aufsteht. Preußen wird in diesem großen Kampfe nur ein und dasselbe Interesse mit Rußland haben.*)

„In so inniger Vereinigung beider Mächte zu einem so heiligen Kampfe gegen einen Feind, dessen Macht schnell zu einer schwindelnden Höhe angewachsen ist, daß er im Glücke keine Schranken mehr kennt, kann der glückliche Ausgang nicht zweifelhaft sein. Ausdauer in der Gefahr, nur diese allein, nach dem ruhmvollen Beispiele der Voreltern, kann und wird unfehlbar zum Siege führen!“

*) Wir werden später zu berichten haben, wie treulos der „großmüthige Alexander“ an seinem treuen Bundesgenossen beim Abschlusse des Friedens handelte.

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Napoleon an Friedrich Wilhelm, Poſen den 6. December. — „Die Würfel werden entſcheiden!“ — Napoleon an die Soldaten der großen Armee. — Friedrich Wilhelm an das preußiſche Heer. — Der Schandpfahl und die goldenen Tafeln. — Der Aufſtand in Polen. — Napoleon kein Freund von Volkserhebungen. — Seine Anreden an die Polen. — Er verräth die Sache der Polen an Oeſtreich. — Erneuerung des Krieges. — Die Franzoſen in Warſchau. — Radziminski's Aufruf. — Die Ruſſen unter Kamensky, Benningſen, Burhövden. — Die Preußen unter L'Eſtocq. — Die Schlacht bei Pultusk am 26. December. — Die Königin Luiſe: „Wer nie ſein Brod in Thränen aß.“

Napoleon hatte mit Zuverſicht auf den Abſchluß des Waffenſtillſtandes gerechnet; er entließ den General Zaſtrow ungern. Ein Winterfeldzug gegen die Ruſſen jenſeit der Weichſel war nicht das, was ihm wünſchenswerth ſchien; allein ſo mächtig war in ihm der Wahn, der ihn verfolgte, oder das Princip, das er verfolgte: „Befreiung Frankreichs von Englands Seeherrſchaft durch Kriege auf dem Feſtlande,“ daß er, obſchon mit ſchwerem Herzen, den Kampf wieder aufnahm. „Ihr General-Adjutant,“ ſchrieb er aus Poſen den 6. December an den König, „hatte bei ſeiner Sendung Erfolg gehabt; dieſe Präliminarien ließen hoffen, daß die Differenzen, welche uns trennen, von der Art ſind, daß ſie ausgeglichen werden konnten. E. M. haben Ihre Bevollmächtigten desavouirt, indem Sie das, was jene abgeſchloſſen hatten, nicht genehmigten. Wir ſind demnach entfernter als jemals davon, uns zu verſtändigen. Da mir Ew. Majeſtät haben erklären laſſen, daß Sie ſich in die Arme der Ruſſen geworfen haben, darf ich

nichts vernachlässigen, was mir nützlich sein kann, um diesen neuen Gegnern gewachsen zu sein. Die Zukunft wird entscheiden, ob Ew. Majestät das bessere Theil und das erfolgreichere gewählt hat. Sie waren auf dem Wege, Alles zu arrangiren mit einigen Opfern; Sie haben den Becher ergriffen und wollen Würfel spielen; — die Würfel werden entscheiden! Sie haben jede Unterhandlung abgebrochen, indem Sie Ihre Bevollmächtigten desavouiren. Und doch lag es in Ihrer Hand, denn der russische General hatte erklärt, daß er nur eine Hülfsarmee führe und den Befehlen Ew. Majestät gehorchen müsse. Indessen dies Alles hat nun ein Ende, es gehört der Geschichte an. Möge sich Ew. Majestät der Hochachtung versichert halten, welche ich für Sie hege u. s. w."

„An die Soldaten der großen Armee" erließ der Kaiser aus dem Hauptquartiere zu Posen den 2. December folgenden Aufruf: „Soldaten! Es ist heute ein Jahr, als ihr auf dem ewig denkwürdigen Schlachtfelde von Austerlitz fochtet. Die in Schrecken gebrachten russischen Bataillone entflohen in Verwirrung, oder übergaben, wo sie eingeschlossen waren, ihre Waffen dem Sieger. Tages darauf ließen sie Worte des Friedens hören, allein sie waren trügerisch. Kaum durch eine, vielleicht verwerfliche, Großmuth den Unglücksfällen einer dritten Coalition entgangen, spannen sie eine vierte an. Allein der Alliirte, auf dessen Taktik sie ihre größte Hoffnung bauten, ist nicht mehr. Seine Festungen, seine Hauptstädte, seine Magazine, seine Zeughäuser, 280 Fahnen, 700 Feld-Kanonen, fünf große Festungen sind in unserer Gewalt. Die Oder, die Warthe, Polens Wüsteneien, die schlechte Jahreszeit, nichts hat euch einen Augenblick aufzuhalten vermocht. Ihr habt Allem getrotzt, Alles überwunden; Alles ist vor euren Augen entwichen. Vergebens versuchte Rußland die Hauptstadt dieses alten und ansehnlichen Polens zu vertheidigen: der französische Adler schwebt über der Weichsel. Die braven, aber unglücklichen Polen glaubten in euch die Legionen Sobieski's von ihrer denkwürdigen Expedition zurückkehren zu sehen. Soldaten! wir werden die Waffen nicht eher niederlegen, bis nicht ein allgemeiner Friede die Macht unserer Verbündeten fest begründet, unserem Handel die Freiheit und seine Colonien zurückgegeben haben wird. Wir haben auf der Elbe und Oder Pondichery, unsere indischen Besitzungen, das Vorgebirge der guten Hoffnung und die spanischen Colonien wieder erobert.*) Wer sollte den Russen das Recht

*) Dergl. Prahlereien sind es, die wir oben als Napoleons partiellen Wahnsinn bezeichneten.

geben, zu hoffen, das Gleichgewicht der Schicksale mit uns halten zu können? Wer sollte ihnen das Recht geben, so gemachte Bestimmungen umzustürzen? Sie und wir — sind wir nicht die Soldaten von Austerlitz? Napoleon."

Wir stellen der Rede des Kaisers gegenüber einen, an demselben Tage zu Ortelsburg an die preußische Armee erlassenen, „Allerhöchsten Befehl". Diese beiden Proclamationen lassen uns einen tiefen und sichern Blick in die Zustände der beiden Heere, in den Geist der Führer und der Soldaten thun. Friedrich Wilhelm spricht also zu seiner Armee:

„Bei der leider fast gänzlichen Auflösung der verschiedenen, gegen Frankreich ins Feld gerückten, Armee-Corps ist es Sr. Königl. Majestät von Preußen, bei dem gänzlichen Mangel an bewährten Nachrichten, bis jetzt unmöglich geblieben, das Wahre von dem Falschen, Gerüchte von Thatsachen zu unterscheiden, oder nach Verdienst belohnen oder bestrafen zu können. Sie müssen daher Ihre hierüber zu nehmenden Beschlüsse bis dahin aussetzen, wo Sie solches mit mehrerer Gewißheit oder Bestimmtheit im Stande sein werden. Se. Majestät sind weit entfernt, Ihrer braven Armee alle Drangsale und Unglücksfälle zuzuschreiben, welche sowohl ihr selbst, als dem Lande begegnet sind, vielmehr gereicht es Ihnen zur Beruhigung, daß sich viele derselben vom Ersten bis zum Geringsten durch ausdauernden Muth und Beharrlichkeit und wahres Ehrgefühl ausgezeichnet haben. Eben so haben sich leider Thatsachen ergeben, die für sich selbst sprechen und keiner näheren Aufklärung bedürfen, und die von der Art sind, daß solche nicht länger mit Stillschweigen übergangen werden, vielmehr zum warnenden Beispiele für die Zukunft auf das Allerstrengste und Oeffentlichste geahndet werden müssen. Hierunter sind zu rechnen:

1) Alle diejenigen, die auf eine beispiellose Art in den Festungen Stettin, Cüstrin und Magdeburg sich dem Feinde übergeben haben;
2) ferner alle diejenigen Officiere, welche nicht bei den capitulirenden Corps zugegen gewesen, sich aber freiwillig als hierzu gehörig angesehen und wohl gar ihren Commandos, ja selbst ihren Untergebenen zugeredet haben, einen gleich nichtswürdigen Entschluß zu fassen;
3) endlich alle diejenigen, welche, ohne Urlaub erhalten zu haben, oder gefangen worden zu sein, sich von der Armee weg und nach Hause begeben haben.

„Demzufolge haben Se. Majestät vorläufig

ad 1. in Erfurt den Major und Commandanten v. Prüschenk ohne Abschied

57ste Lieferung.

Von Elba nach St. Helena.

Von

Dr. Fr. Förſter.

Einleitende Geſchichte der Jahre 1786—1814.

Preis der Lieferung 5 Sgr. (18 Kr. Rh.)

Berlin.
Guſtav Hempel.

1867.

entlaſſen. Der Commandant von Cüſtrin, Oberſtlieutenant Graf Ingersleben, iſt zum Arquebuſiren (Todtſchießen) verurtheilt; General v. Romberg in Stettin ohne Abſchied entlaſſen. Die Commandanten von Magdeburg, General Graf Kleiſt und Oberſtlieutenant du Troſſel, ohne Abſchied entlaſſen. Sämmtliche in Magdeburg befindlich geweſenen Generale, die bei dem verſammelten Kriegsrathe für die Uebergabe geſtimmt haben, ſind gleichfalls ohne Abſchied entlaſſen, desgleichen alle diejenigen Officiere, welche mehrerwähnte Capitulation mit unterzeichnet haben.

ad 2. Alle Officiere vom Hohenloheſchen Corps, welche bei Prenzlau oder Paſewalk zu dieſem Corps gehörten, allein vor, während und nach der Capitulation von Prenzlau in Stettin angekommen waren, ohne in jener Capitulation de facto mitbegriffen zu ſein, die aber in Stettin unter den nämlichen Bedingungen, wie die in mehrbeſagter Capitulation wirklich begriffenen und übergebenen Officiere, gefangen worden, ſind ihres Dienſtes ohne Abſchied entlaſſen.

ad 3. Alle Officiere, welche während des Rückzuges ihre Corps verlaſſen haben und, ohne Urlaub und ohne gefangen zu ſein, in ihre Heimath zurückgekehrt ſind, ferner alle diejenigen, welche, ohne einmal zu einem, durch Capitulation übergebenen, Corps gehört zu haben, zum Feinde geritten ſein ſollen, um ſich Päſſe geben zu laſſen, damit ſie ungehindert nach Hauſe gehen könnten, ſind ohne Abſchied entlaſſen. Außerdem behalten Se. Majeſtät ſich vor, noch beſonders alle diejenigen Generale, hohe und niedrige Officiere, auch Verpflegungsbeamte, zur Verantwortung zu ziehen, deren Benehmen zweifelhaft blieb, oder die ſich ſonſt in den Augen der Armee etwas Pflichtwidriges haben zu Schulden kommen laſſen. Sollten unter den ſpecificirten Fällen bei näherer Unterſuchung ſich noch beſonders gravirende Umſtände ergeben, ſo wird dieſes vorläufige Urtheil noch geſchärft werden.

„Um aber ähnlichen Pflichtvergeſſenheiten für die Zukunft vorzubeugen, haben Se. Königliche Majeſtät folgende Beſchlüſſe gefaßt:

1) Alle Gouverneure und Commandanten, die künftig aus bloßer Beſorgniß vor einem Bombardement, oder unter dem Vorwande, daß ihnen die zur Vertheidigung nöthigen Mittel mangeln, oder aus einem anderen nichtigen Grunde, er ſei, welcher er wolle, die Feſtung nicht mit den ange-

ſtrengteſten Kräften bis auf das Aeußerſte behaupten, werden erſchoſſen ohne Gnade. Derjenige Gouverneur, der zu ſeinem eigenen, und zum Beſten ſeiner Untergebenen Bequemlichkeits-Artikel in der mit dem Feinde abgeſchloſſenen Capitulation hinzufügt, wie ſolches namentlich in Magdeburg der Fall geweſen, wird in Zukunft caſſirt.

2) Jedes Regiment, welches den erhaltenen Befehl: anzugreifen, nicht vollzieht, wird caſſirt und untergeſteckt.

3) Jeder Officier, der ſich Pflichtvergeſſenheit zu Schulden kommen läßt, oder das Schlachtfeld, ohne bleſſirt zu ſein, verläßt, iſt infam caſſirt; der Soldat, der auf der Flucht ſeine Waffen wegwirft, wird erſchoſſen.

4) Jeder Officier, welcher Verſprengte antrifft, hat die Verbindlichkeit, ſolche zu ſammeln und auf ſichere Art zu ihrem Corps, oder den beſtimmten Verſammlungsorten zu befördern; thut er es nicht, ſo wird er zur Verantwortung gezogen. Friedrich Wilhelm."

Napoleon dagegen fügte ſeinem Aufruf noch folgendes Decret hinzu: „Wir Napoleon, Kaiſer der Franzoſen, König von Italien, haben beſchloſſen und beſchließen, wie folgt: Art. 1. Auf dem Magdalenenplatze unſerer guten Stadt Paris ſoll auf Koſten unſeres Kronſchatzes unſerer großen Armee ein Monument errichtet werden, welches auf dem Frontiſpice die Worte trägt: „Kaiſer Napoleon der großen Armee". Art. 2. Im Innern dieſes Monuments ſollen Tafeln von Marmor die Namen aller derjenigen enthalten, welche den Schlachten von Ulm, Auſterlitz und Jena beigewohnt haben; auf Tafeln von maſſivem Golde die Namen aller derjenigen, welche auf dem Schlachtfelde geſtorben ſind, und auf Tafeln von Silber ſoll die Recapitulation der Soldaten nach den Departements eingegraben werden. Art. 3. Marmorne Statuen der Marſchälle, welche die Corps der großen Armee commandirt, ſollen im Innern des Saales aufgeſtellt werden; die Oberſten der Regimenter, um ihre Generale gruppirt, in Basreliefs ausgeführt, werden die Wände des Saales ſchmücken. Art. 4. An den Jahrestagen der Schlachten von Jena und Auſterlitz ſoll das Monument beleuchtet und nach einer Gedächtnißrede zum Andenken der Gebliebenen eine große Muſikaufführung ſtattfinden. In der Rede und den Oden, für welche Preiſe von 150 doppelten Napoleond'ors ausgeſetzt werden, iſt unterſagt, des Kaiſers Erwähnung zu thun." —

Während Friedrich Wilhelm III. ſich gezwungen ſah, die Namen der feld-

flüchtigen Officiere aus alten, hochadeligen Geschlechtern an den Galgen und Schandpfahl anschlagen zu lassen, ließ Napoleon die Namen seiner Tapfern, die dem Bauern- und Bürgerstande angehörten, in goldene Tafeln eingraben.

Eine bedeutende Verstärkung seiner Kriegsmacht erhielt Napoleon durch die Insurrection der Polen; sie allein würde hingereicht haben, die russischen Heerabtheilungen zurückzuwerfen, wenn der Aufstand von dem Kaiser so organisirt worden wäre, wie es die Polen erwarteten.

Er empfing eine polnische Deputation in Berlin mit vieler Zurückhaltung, denn der absolute Kaiser war kein Freund von Volkserhebungen. Hätte er einen der lüderlichen Auguste auf dem polnischen Throne gefunden, er würde sich beeilt haben, den Herrn Bruder zu begrüßen; mit Volksdeputirten sich zu verständigen, Volksrechte anzuerkennen, dazu fühlte er sich nicht berufen. „Ich kann eure Unabhängigkeit," sagte er zu den Abgeordneten, „nicht eher proclamiren, als bis ihr entschlossen sein werdet, eure Rechte als Nation, die Waffen in der Hand, zu vertheidigen. Man hat euch den Vorwurf gemacht, daß ihr während eurer beständigen innerlichen Zwistigkeiten eure wahrhaften Interessen und das Wohl eures Vaterlandes aus den Augen verloren hättet. Belehrt durch euer Unglück, einiget euch und beweiset der Welt, daß die gesammte polnische Nation nur von einem Geiste beseelt wird. Zur Wiederherstellung Polens," fügte er mit Nachdruck hinzu, „gehört Blut und noch einmal Blut und zum dritten Male Blut!"

Bei seinem Einzuge in Posen wurde er von einem Volksjubel empfangen, wie er es noch nirgend erlebt hatte. Auch hier sprach er in gemessener Weise. „Ich würde mit lebhafter Theilnahme," sagte er, „den polnischen Königsthron wieder hergestellt und durch seine Unabhängigkeit die seiner Nachbarn, welche durch den ungemessenen Ehrgeiz Rußlands bedroht wird, gesichert sehen. Allein Reden und unfruchtbare Wünsche reichen nicht hin. Wenn die Priester, der Adel und die Bürger gemeinschaftliche Sache machen, wenn sie den festen Entschluß fassen zu siegen oder zu sterben, dann werden sie triumphiren und sie dürfen auf meinen Schutz rechnen." Von einer Befreiung der Bauern aus der Sklaverei und Leibeigenschaft sprach er kein Wort.

Während er mit allgemeinen Redensarten in allen polnischen Herzen Hoffnungen auf die Wiederherstellung Polens zu erwecken suchte, ließ er durch seinen Botschafter in Wien das Versprechen geben, daß er die polnische Erhebung nie-

derhalten und ihr eine Ausbreitung nach Galizien nicht gestatten werde, wenn der Kaiser Franz sich ruhig verhalten würde. Dies geschah, und das Ende vom Liede der polnischen Erhebung war, daß bei dem Friedensschlusse Rußland und Oestreich ihre Beute behielten und aus Preußens Antheil ein Großherzogthum Warschau gebildet wurde, welches zum Oberhaupte den neugebackenen König von Sachsen Friedrich August erhielt; für Pfaffengeschmeiß und Kammerjunkerei war nun in Warschau bestens gesorgt. Indessen so weit sind wir noch nicht.

Die russischen Heere hatten zu Anfang Novembers die preußische Grenze überschritten und breiteten sich, unter Bennigsen 50,000 Mann stark, an der Weichsel von Plotzk bis Warschau aus. Napoleon feierte nicht lange in Berlin, obschon er es sich daselbst recht wohl sein ließ.*) Am 25. November des Nachts brach er auf nach Posen. Die Russen zogen sich von der Weichsel zurück, die preußische Besatzung verließ Warschau am 27., und am 29. hielt der Großherzog von Berg daselbst seinen Einzug. Ueberall wurden die preußischen Beamten vertrieben oder todtgeschlagen, die Erhebung ward allgemein; doch überließ der Kaiser fortwährend die Polen ihrem Schicksale. Graf Radziminski erließ folgenden Aufruf: „Polen! Rußland erhielt einst von euch seine Zaaren, Preußen ging bei euch zu Lehen, Oestreich befreitet ihr von den Türken. Jetzt giebt es keine Polen mehr. Selbst der Name ist ausgetilgt. Die Länderwuth jener Mächte und die Schwäche eurer weibischen Könige haben euch zu Sklaven gemacht und aus der Völker Reihe verdrängt. Eine neue Ordnung der Dinge beginnt. Der Held des Jahrhunderts, angelangt in eurer Mitte, ruft zur Freiheit. Schwinge sich ein Jeder, der das Schwerdt führen kann, nach der Väter Brauch, auf sein Roß und bringe einen oder zwei bewaffnete Reiter mit sich. Lowicz sei der Versammlungsort. Dahin mögen sich die Männer der befreiten Woiwodschaften begeben; von dort aus wird Dombrowski sie nach Warschau geleiten, wo die Befehle Napoleons ihrer warten." Der Aufruf war vom größten Erfolge, allein Begeisterung, Muth und Volksmasse reichten nicht hin, um den untergegangenen Freistaat in neuer, zeitgemäßer Form wieder herzustellen.

*) Napoleon liebte eine schwelgerische Tafel, trank mäßig und pflegte dann der Liebe. Damals rühmte sich in Berlin eine Frau v. Bartholon seiner besonderen Gunst. Als Napoleon sie zum ersten Male bei sich sah, fuhr er mit überraschender Hast ihr in das Haar und zog einen goldenen Pfeil, mit welchem dasselbe befestigt war, heraus, aus Besorgniß, wie er ihr gestand, daß sie eine von den Engländern gedungene Mörderin sei. (Mündliche Mittheilung.)

Napoleon war betroffen von der Erhebung des Volkes und dessen begeisterter Liebe für sein Vaterland. „Und dies verwünschte Land," rief er einst aus, als sein Wagen auf dem Wege von Posen nach Warschau in dem unergründlichen Lehmboden mehrmals zerbrach, „nennen diese Leute: unser Vaterland!"

Am 19. Dcbr. traf der Kaiser in Warschau ein. Unterdessen war das an Winterkälte und Schneesturm gewöhnte russische Heer in verstärkten Schaaren im Felde erschienen. Den Oberbefehl führte der altersschwache General Kamensky; Benningsen lagerte bei Pultusk, Buxhövden bei Ostrolenka; zwei tüchtige kriegserfahrene Feldherren, aber aus gegenseitiger Eifersucht nie gemeinsam handelnd. Ein preußisches Heer unter General L'Estocq stand in der Gegend von Lautenburg. Außerdem waren noch zwei russische Corps unter den Generalen Barklay und Sacken am Bug eingetroffen.

Seit dem 18. December hatten kleinere Vorpostengefechte stattgefunden. Am 23. bemächtigte sich der Marschall Davoust einer kleinen Insel am Zusammenfluß der Wrka und des Bug und trieb die Russen nach dreizehnstündiger Gegenwehr durch Czarnowa nach Nasielsk, während Marschall Ney die Preußen unter L'Estocq nach Soldau und Mlawa zurückdrängte.

Am folgenden Tage verfolgte Davoust seinen Sieg weiter, die Russen zogen sich nach Pultusk zurück. Hier kam es am 26. December, am zweiten heiligen Weihnachtsfeiertage, zu einer blutigen Schlacht, in welcher von 10 Uhr des Morgens bis 8 Uhr des Abends von beiden Seiten mit großer Erbitterung und Ausdauer gefochten wurde. Die Russen behaupteten ihre, durch Wald, Sümpfe und die Narew geschützte Stellung. Ihr Oberfeldherr General Kamensky war, wie von der Tarantel gestochen, gleich zu Anfang der Schlacht auf und davon geritten, so daß Benningsen allein commandirte. Er wurde jedoch von Buxhövden so wenig unterstützt, daß er, nachdem er von seinen Soldaten das übliche Sieges-Hurrah! in Pultusk hatte rufen lassen, um Mitternacht den Rückzug anordnete. Ein Gleiches thaten die französischen Heerführer, deren Truppen hier Unglaubliches geleistet hatten. Die an wärmere Himmelsstriche gewöhnten Südländer mußten bei einer strengen Kälte unter Schneesturm und Hagelwetter im Freien lagern und Tag für Tag mit einem Feinde kämpfen, der im Schneelager sich wohler fühlte, als wenn man ihn in Flaumenbetten gehüllt hätte. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu; wir wollen ihnen diese Freude gönnen. Wer aber des anderen Tages über das Schlachtfeld wanderte,

über welches der Himmel während der Nacht ein schneeweißes Leichentuch gebreitet hatte, und hier die russischen Wolfspelze, dort die französischen Bärenmützen die Ohren und Nasen aus dem blutbefleckten Schneelager hervorstrecken sah, konnte weit eher auf den Gedanken kommen, daß hier reißende Bestien einander zerfleischt, als daß sich menschliche Wesen, christliche Brüder, von denen keiner dem anderen jemals etwas zu Leide gethan, von denen keiner gegen den anderen einen Groll im Herzen getragen, in solchem mörderischen Kampfe geschlachtet — darum heißt es ein Schlachtfeld — geschlachtet hätten.

Napoleon in Warschau, Friedrich Wilhelm in Königsberg, Alexander in Petersburg hatten es sich, ein jeder nach seiner Gewohnheit, bequem gemacht, doch durften sie, trotz des hereinbrechenden Winters, ihren Truppen keine Rast gönnen und bereiteten sich zu neuen Schlachten vor. Blutig wurde das alte Jahr beschlossen und noch blutiger sollte das neue beginnen.

Die unglückliche Königin hatte sich auf der langen und beschwerlichen Fluchtreise mehrmals von ihrem Königlichen Gemahl trennen müssen, welcher zu persönlicher Rücksprache mit dem russischen Obergeneral sich nach Pultusk begeben hatte, von wo er jedoch noch vor der Schlacht sich nach Königsberg begab. Dahin hatte die Königin am 4. December die Reise nach Ortelsburg angetreten, als sie, von einem Schneegewitter überfallen, in ärmlicher Bauernhütte an der unwegsamen Landstraße Zuflucht zu suchen sich gezwungen sah. Hier war es, wo die Tiefgebeugte einen Ring vom Finger zog und mit scharfem Diamant in die Fensterscheibe der Bauernhütte die Worte einschrieb:

„Wer nie sein Brod in Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte."

Thränen aus ihren schönen Augen benetzten das Graubrod, welches die theilnehmende Bauerfrau mit der Königin theilte, die diesmal sogar „auf fremdem Bette weinend saß" und wohl der Schlußworte jenes Liedes gedachte:

„Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Haugwitz zieht sich von den Geschäften zurück. — Der König läßt Stein das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten antragen. — Stein lehnt ab und empfiehlt Hardenberg. — Unumwundene Erklärung Steins gegen die eingedrungene Cabinets-Regierung. — Beyme's Entwurf eines Minister-Conseils neben dem Cabinet, bestehend aus Stein, Rüchel und Hardenberg. — Steins Gegenerklärung. — Rüchel zum General-Gouverneur von Preußen ernannt. — Dessen Briefwechsel mit dem Könige. — Entwurf zu einem verantwortlichen Minister-Conseil von Hardenberg, Rüchel und Stein. — Der König geht nicht darauf ein. — Stein verbittet sich ehrfurchtsvoll die ihm angetragene Stelle. — Zornbrief des Königs an Stein vom 3. Januar 1807. — Stein in Allerhöchster Ungnade entlassen. — Allgemeines Bedauern. — Hardenberg fordert seinen Abschied. — Dessen Schreiben an den König vom 30. December 1806. — Sieg des Cabinets über die verantwortlichen Minister.

In Folge des von dem Könige gefaßten Entschlusses, den Krieg fortzusetzen, zog sich Haugwitz, angeblich aus Gesundheitsrücksichten, von den Geschäften zurück. Der König ließ bereits am 20. November den Minister Stein durch Köckeritz und Beyme auffordern, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten interimistisch zu übernehmen. Stein, welcher sich ausschließlich nur mit den Angelegenheiten der inneren Verwaltung befaßt hatte, lehnte bescheiden diesen Antrag ab und schrieb am 21. November an Köckeritz: „Auch bei näherem Nachdenken über die, mir von Ew. Hochwohlgeboren gestern gemachte, Eröffnung komme ich auf keine anderen Resultate, als daß es mir an

Kenntniß der Sachen und Formen und an Fertigkeit in ihrer Anwendung fehle, die zur Verwaltung der Stelle erforderlich iſt." Er empfahl wegen der nahen politiſchen Beziehungen zu Rußland den General, oder den Geſandten Grafen Goltz, welche beide mit den Verhältniſſen des ruſſiſchen Hofes genau bekannt ſeien, zu jener Stelle. „Der König," fügte er hinzu, „wird durch die Entfernung des Grafen Haugwitz an Zutrauen im Ein- und Auslande gewinnen, da beides gegen denſelben die entſchiedenſte Abneigung hat und den höchſten Grad des Mißtrauens äußert."

Ohne Rückſicht hierauf zu nehmen, ſchrieb der König aus Ortelsburg den 29. November an Stein nach Königsberg: „Mein lieber Staatsminiſter Freiherr v. Stein! Der Staats- und Cabinetsminiſter Graf Haugwitz leidet jetzt ſo ſehr an der Gicht, die ihm auf die Augen gefallen iſt, daß er ſchlechthin genöthigt iſt, ſich auf eine Zeit lang den Geſchäften ganz zu entziehen. Ich muß daher das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten ad interim anderen Händen anvertrauen und habe Mein Zutrauen auf Euch gerichtet, indem Ich von Euren Talenten und Kenntniſſen Mir verſprechen kann, daß Ihr die Geſchäfte des auswärtigen Departements ganz in dem Geiſte führen werdet, den die jetzige Lage des Staates mit ſich bringt, Ich auch überzeugt bin, daß Ihr das Vertrauen derjenigen Höfe erhalten werdet, mit denen Ich jetzt die engſte Verbindung zu unterhalten habe." Der König fordert am Schluſſe des Schreibens Stein dringend auf, ſeine Einrichtungen zu beſchleunigen, da Haugwitz ſchon morgen abreiſen und der Geh. Cabinetsrath Beyme bis zu Steins Ankunft die Geſchäfte führen werde. —

In der bereits vor dem Kriege dem Könige von Stein und ſeinen Geſinnungsgenoſſen übergebenen Denkſchrift, wodurch ſie ſchon damals die Cabinets-Regierung zu ſtürzen beabſichtigten, war, außer Lombard, vornehmlich Beyme derjenige, auf deſſen Entfernung gedrungen wurde. Beyme war hiervon genau unterrichtet und bei ſeinem derben, grad durchgehenden Charakter gehörte entweder viel Schlauheit, oder viel Selbſtüberwindung dazu, daß er dem Schreiben des Königs einen Brief beifügt, worin er, anſcheinend jede perſönliche Gereiztheit vergeſſend, Stein bittet und beſchwört, die Stelle zu übernehmen. „Ein Mann," ſchreibt er ihm, „von Ihrem Geiſte und von Ihrer Charakterſtärke jetzt an dieſem Poſten, kann unſerer Regierung einen totalen Umſchwung geben, den ſie höchſt nöthig bedarf, wenn das Ganze nicht unwiderbringlich verloren

gehen ſoll. Nur dieſe und keine andere Betrachtung kann auf einen Mann von Ihrer Denkungsart wirken, um eine Stelle ganz gegen ſeine Neigung anzunehmen .... Kommen Ew. Excellenz doch ja und das recht bald zu uns; ich ſehe in Ihnen den von der Vorſehung für unſer Vaterland beſtimmten Retter." —

Stein lehnte nochmals ab. Er erlaubte ſich, in einem ausführlichen Schreiben dem Könige bemerklich zu machen: „daß, nach ſeiner Anſicht, der Beruf eines Diplomatikers, eines Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, ein Beruf vielumfaſſender, ſchwer und langjährig erworbener Kenntniſſe ſei, mit dem derjenige, welcher ſich ihm nicht ganz und von der erſten Jugend an gewidmet habe, nie in dem Grade vertraut werde, wie der, welcher ſich demſelben früh und ganz hingegeben." Er führt an, daß er in ſeinem fünfzigſten Jahre, nachdem er 27 Jahre in anderen Dienſtzweigen beſchäftigt geweſen, nicht ſofort die Verantwortung für Geſchäfte, die ihm ganz fremd ſeien, übernehmen könne. Diesmal empfiehlt er den, von dem Könige anſcheinend vergeſſenen, Miniſter Hardenberg, welcher nicht einmal zu den Berathungen in Oſterode eine Einladung erhalten hatte, obſchon er ſich in Königsberg befand. „Indem ich," ſchreibt Stein, „Allerhöchſtdieſelben bitte, meine angeführten Gründe zu würdigen und zu prüfen, welche wenigſtens nach individueller Ueberzeugung mir die Annahme des Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten nicht geſtatten können, ſei es mir erlaubt, auch diejenigen Gründe hinzuzufügen, wegen deren ein ſolcher Schritt von meiner Seite überflüſſig oder unpaſſend und fruchtlos ſein würde. Ew. K. M. beſitzen in dem Freiherrn v. Hardenberg einen, nach Allerhöchſtdenenſelben während der Zeit ſeiner ausgezeichneten Geſchäftsführung bekannten Eigenſchaften zu dem, durch die Entfernung des Grafen Haugwitz jetzt wieder erledigten, Cabinets-Miniſterio im vorzüglichſten Grade geeigneten, Miniſter, den, auf den jetzt eingetretenen Fall, das Vertrauen derjenigen Höfe, mit denen Ew. Maj. das genaueſte Verhältniß zu unterhalten feſt entſchloſſen ſind, mit Verlangen zurückwünſcht und für daſſelbe wohl dringender, als irgend einen Anderen empfiehlt. Eben ſo laut wünſcht ihn die Stimme des treuen Volkes, wenigſtens da, wo es ſich der Herrſchaft Ew. Majeſtät erfreut, und mit lebhafter Regung in jedem heilbringenden Entſchluß Troſt und Hoffnungen für die Zukunft ſieht; auch nicht minder lebhaft, wo es unter dem Joch feindlicher Uebergewalt der Rückkehr beſſerer Zeiten entgegenſeufzt." Stein nimmt hierbei Veranlaſſung, außerdem noch dem Könige „ein

freies Geſtändniß abzulegen, weshalb er die Annahme des Miniſteriums für fruchtlos hält.“ Er führt nun aus: daß die Stellung eines Miniſters unhaltbar geworden ſei, ſeitdem an die Stelle des ungehinderten, unmittelbaren Vortrages bei dem Könige und der gemeinſchaftlichen Berathung im Staatsrathe ſich eine Cabinets-Regierung eingedrängt habe. „Von dem drückenden Gefühl,“ ſchreibt Stein dem Könige, „dieſer neuen Form zu ſchweigen ſchien Manchem Pflicht, ſo lange die äußeren Umſtände des Staats fortwährendes Gedeihen anzuzeigen ſchienen, als die inneren Keime ſeiner Entartung und ſeines Verfalls noch mit Schein beſtritten werden konnten. Als aber jede gutmüthige und jede ſchlauerregte Illuſion hierüber der ſchrecklichen Evidenz weichen mußte, da wagten es die treueſten Diener Ew. K. Maj., ein langes peinigendes Stillſchweigen zu brechen und Allerhöchſtdieſelben zu beſchwören, eine Form zu vernichten, während deren Beſtandes ſich alles Unheil verbreitet und befeſtiget hat. Seitdem ſind, ohne den Troſt eines einzigen beſſeren Erfolges, ſchrecklichere Ereigniſſe ſchrecklicheren gefolgt und die Monarchie in ein Unglück gerathen, aus dem ſie nur die Verſammlung aller Kraft, die ihr noch übrig iſt, retten und, wenn ſie dies vermag, zu einer höheren Würde erheben kann, oder in dem ſie ganz verſinken muß.“ Er empfiehlt dringend die Wiederherſtellung des Staatsrathes in erneuter Form, wodurch dem Miniſter im Verhältniß zu dem Könige das Gewicht und zu ſeinen Untergebenen das nöthige Anſehen wiedergegeben werde, ohne welches der Beruf des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten ganz hoffnungslos und leerer Schatten ſei. „Ich habe,“ heißt es am Schluſſe, „Ew. K. Maj. meine innige Ueberzeugung mit der Freimüthigkeit und dem Ernſte vorgetragen, zu der die drohende Lage der Umſtände berechtiget und verpflichtet. Mein Entſchluß, mit der Monarchie und Ew. K. Maj. Hauſe jedem Schickſale entgegenzugehen, iſt Ew. Maj. bekannt. Ich darf hoffen, daß Ew. Maj. mein offenes Geſtändniß weder mißdeuten noch ungnädig aufnehmen werden. Sollten aber meine Geſinnungen, oder ihr Ausdruck, Allerhöchſtderſelben Ungnade mir zuziehen, ſo muß ich in einer Lage der Sachen, wo Veränderung eines Syſtems, aus dem viel Unglück entſtanden iſt, mir die erſte Bedingung der Rettung ſcheint, allerunterthänigſt bitten, daß Ew. K. Maj. mir meine Entlaſſung zu ertheilen geruhen möchten.“

So empfindlich dem, zumal in damaliger Lage ſehr reizbaren, Könige dieſe

Anträge Steins waren, so wies er sie doch nicht ganz von der Hand, sondern ließ durch Beyme einen Plan zu einer Vereinigung der Minister des Krieges, der auswärtigen Angelegenheiten und der Finanzen zu einer Minister-Conferenz entwerfen, neben welcher jedoch das Cabinet beibehalten werden sollte.

Mit sophistischem Geschick, zuweilen mit pomphafter Beredtsamkeit verficht Beyme das System der Cabinets-Regierung, welcher der preußische Staat seine Größe zu verdanken habe, wobei er sich auf die Regierungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. beruft. „Wer die Regierung des jetzigen Herrn," bemerkt er weiter, „zum Beweise des Gegentheils anführen wollte, der würde vergessen, in welchem Zustande derselbe die Regierung bei seiner Thronbesteigung gefunden, mit welchen Unglücksfällen derselbe von Innen und Außen zu kämpfen gehabt und was der König dennoch leistete, bis die jetzige Katastrophe, nicht die Wirkung der Regierung aus dem Cabinet, sondern die Folge von widerstrebenden Einwirkungen von Innen und Außen, gegen welche der Wille des Königs allein nichts vermochte, alle Früchte seiner Arbeiten und Sorgen mit einmal vernichtete. Der Zeitgeist erheischte einen Sulla (einen blutdürstigen Tyrannen) auf dem Throne, wie konnte ein gütiger Titus glücklich sein?"

Beyme forderte „alle Staatsminister, keinen einzigen ausgenommen, auf, aber jeden in seinem Departement, einen einzigen Fall anzuführen, wo die Regierung des Königs aus dem Cabinet ihm hinderlich gewesen wäre, so viel Gutes zu wirken, als den Umständen nach möglich gewesen sei."

„Dessen Allem ungeachtet," fügt er hinzu, „kann ich der Regierung bloß aus dem Cabinet nicht das Wort reden, weil ihre Form die wandelbarste ist und sie, die unter einer Regierung das Beste leistete, unter einer anderen die verderblichsten Folgen haben kann. Letzteres kann alsdann der Fall sein, wenn der König diese Regierung nicht selbst führt, sondern sie denen überläßt, die er nur als Werkzeuge brauchen sollte. Diese Werkzeuge ohne Verantwortlichkeit und ohne Namen leisten dem Volke keine Bürgschaft für seine Wohlfahrt, wie sie ihm Minister gewähren.*) Doch ich habe nicht nöthig, dies Gemälde weiter fortzuführen, da wir das Glück haben, einen Herrn zu besitzen, der eifersüchtig darauf ist, die Sorge für das Wohl seiner Völker nicht mit Anderen zu theilen." Er schildert hierauf die Zerrissen-

*) Hiermit spricht Beyme sich selbst das strengste Urtheil.

heit und das Gegeneinanderarbeiten der verſchiedenen Behörden durch die Ausbildung der Büreaukratie. Dagegen gab es nur ein Gegengewicht: „wäre die Regierung aus dem Cabinet nicht noch beibehalten, ſo wäre die Regierung im tiefſten Frieden zuſammengeſtürzt. Es war die höchſte Zeit, wieder Einheit und Kraft in die Regierungsmaſchine zu bringen. Was der König dafür gethan hat, liegt am Tage. Es überſteigt aber die Kräfte eines Mannes, auch nur einmal das Uebel in ſeinem ganzen Umfange kennen zu lernen. Die kräftige Unterſtützung des Königs durch mehrere Miniſter, die an der Spitze der wichtigſten Geſchäfte ſtehen und von einem und demſelben Geiſt beſeelt werden, iſt dem Könige weſentlich nöthig, beſonders in dem jetzigen kritiſchen Momente.“ An Patriotismus, Energie des Willens und Vertrauen zu dem Volke ſtand Beyme gewiß keinem der anderen Räthe des Königs nach, übertraf ſie aber alle an Eitelkeit und Herrſchſucht. „Jetzt kommt es,“ heißt es in ſeinem Entwurf weiter, „vor allen Dingen darauf an, die getrennten Verwaltungszweige, deren kraftvolles Zuſammenwirken erforderlich iſt, um dem Feinde die Spitze zu bieten, ihn aus den eroberten Provinzen wieder zu vertreiben und dadurch die Monarchie vom Untergange durch feindliche Unterjochung zu retten, zu vereinigen.“ Dieſen großen Zweck glaubt er dadurch zu erreichen, daß der König die Miniſter der Finanzen, des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten zu einem geheimen Conſeil berufe, bei welchem ein Cabinets-Rath (natürlich Beyme) das Protokoll führen und die „etwa unmittelbar zu vollziehenden Königlichen Befehle“ ausfertige. Beyme gedachte zu dieſen drei Miniſterpoſten diejenigen zu berufen, welche am lauteſten auf ſeine Entfernung gedrungen hatten: Stein, Hardenberg und Rüchel. Er glaubte ſie dadurch zu gewinnen, daß er ihnen den Vorzug vor allen übrigen Miniſtern zugeſtand, unmittelbaren Vortrag bei dem Könige zu haben und eine Art Camarilla zu bilden. Dabei hatte er für ſich ſelbſt, obſchon er ſich mit der beſcheidenen Stelle des Protokollführers begnügen wollte, beſtens geſorgt. „Bei der Geſchäftsführung,“ fügt er ſchließlich hinzu, „behielten alle übrigen Geſchäfte, ſowohl im Cabinet, als bei den Departements ihren bisherigen Gang. Es ſcheint nicht einmal nöthig oder auch nur rathſam, dieſes Conſeil etwa als ein Conferenz-Miniſterium beſonders zu inſtalliren, vielmehr zur Vermeidung alles Aufſehens und der Eiferſucht der nicht zugezogenen Staatsminiſter am angemeſſenſten, es gleichſam durch die That einzuführen, wie ſolches durch die jetzige Lage des Staatsrathes begünſtiget wird.“

Beyme theilte diesen Entwurf, mit Genehmhaltung des Königs, Stein, Rüchel und Hardenberg mit. Stein ließ nicht lange auf seine Entgegnung warten. „Die Behauptung," heißt es in seiner Antwort, „daß die Cabinets-Regierung sich seit und mit dem Emporwachsen des preußischen Staats gebildet habe, und als eine der Kräfte betrachtet und geehrt werden müsse, wodurch dies große Werk des Genies, des Muthes, der Ausdauer und des Glücks vollbracht worden, ist historisch falsch. Wenn Friedrich der Große selbst regierte und seine Minister frug und hörte, ohne ihnen Einfluß zuzugestehen, so regierte er noch weit weniger durch das Cabinet. Die Namen und die Formen thun es nicht, und die Vertheidiger der Cabinets-Regierung würden den Einfluß und die Macht des Cabinets, den die aufrichtige Untersuchung des Zustandes früherer Zeiten ergiebt, sehr unzureichend finden. — — —

„Daß eine jede Regierung und um so dringender, als sie in vielfache Departements vertheilt ist, eines Mittelpunktes der Administration unter dem Souverain bedarf, wird Niemand leugnen; aber mit welchem Rechte folgert man daraus, daß dieser Mittelpunkt ein, sich vor aller Verantwortlichkeit hinter die Person des Fürsten zurückziehendes, geheimes Büreau sein soll? Mit welchem Rechte, daß der Fürst, welcher seine Minister prüfen, wählen, entlassen kann, sich vertrautere Räthe, als sie, zur Beurtheilung jedes von ihnen vorgetragenen Planes und Entschlusses für seinen näheren Zutritt wähle? Alles Gute, was die Central-Administration leisten kann, wird ein Staatsrath gewähren; warum denn eine tadelnswürdige Form, weil die gute versäumt ist, die Alles von sich leistet, womit jene ihr Dasein entschuldigt?

„Einen Staatsrath errichten, und neben demselben die Cabinets-Regierung als beigeordnete, im Grunde aber rivalisirende und nach Wiedererlangung ihrer vorigen Macht arbeitende, Gewalt bestehen lassen, würde entweder ein zweckloses oder ein zweckwidriges System sein. Ist es Ernst mit der Errichtung eines Staatsrathes, so muß ihm sein volles Ansehen gelassen werden, soll es nur eine Form sein, so mag er lieber nicht eingerichtet werden."

Der König überzeugte sich in dieser Lage höchster Bedrängniß von der Nothwendigkeit, die letzten Streitkräfte der, ihm allein noch zur Verfügung stehenden, Provinz Ostpreußen mit äußerster Anstrengung aufzubieten und den Oberbefehl einem tüchtigen General anzuvertrauen. Seine Wahl fiel auf den General Rüchel, obschon dieser bei Jena große Schuld auf sich geladen, sich

früher in Gemeinschaft mit Stein und Hardenberg an dem Warnungsbriefe betheiligt hatte und, was ihm als Militair zum größten Vorwurfe allerhöchsten Ortes gereichte, für ein Genie galt. Allein er hatte sich durch eine redlich gemeinte stocktaube und blinde Allerunterthänigkeit und durch seinen wahrhaft türkischen Glauben so sehr als einen guten Christen empfohlen, daß der König, dem jetzt keine Auswahl zu Gebot stand, in ihm ein, durch wunderbare Fügung des Himmels ihm zugeführtes, Rüstzeug erkannte. Kaum hatte Rüchel dem Könige gemeldet, daß er von der bei Jena erhaltenen Wunde wieder genesen, den Feinden auf wunderbare Weise entronnen sei, und sich zur Verfügung stelle, schrieb ihm der König aus Welau den 7. December eigenhändig, ohne mit irgendwem darüber zuvor Rücksprache genommen zu haben: „... Die Vorsehung hat auf eine besonders auffallende Weise Ihr Leben zu erhalten gewußt. Sollte sie es nicht absichtlich gethan haben, weil sie schon in Ihrer Person das Werkzeug ausersehen hatte, welche durch männliche Festigkeit und hohen Muth, mit Genie und Thatkraft verbunden, in Kurzem als eine der Hauptpersonen im Kampf für das Vaterland wieder auftreten sollte und dem die Befreiung desselben als die glänzendste Rolle, die je einem Sterblichen werden kann, zum Theil vorbehalten war? Ich glaube nicht zu irren, wenn ich diesem Gedanken Raum gebe. Wenigstens bin ich fest überzeugt, daß Sie in diesem großen Sinne handeln werden. Sie erhalten also von nun an die Stelle als General-Gouverneur in Preußen, der bis zu Ihrer Wiederherstellung vom General Gr. Schulenburg vorgestanden worden. Energische Maßregeln sind die einzig möglichen, die einen glücklichen Ausgang können hoffen lassen. Ergreifen Sie diejenigen, die dahin führen müssen, sie seien übrigens, welche sie wollen. Es steht Alles auf dem Spiel, viel ist nicht mehr zu verlieren, Alles aber wiederzugewinnen. Große Kräfte können wir nicht mehr aufbieten, allein die wenigen, die wir noch haben, müssen wir allerdings zusammennehmen und nichts unbeachtet lassen, was dahin führt. Ich erwarte mit Ungeduld Ihren hierüber entworfenen Plan ꝛc."

Rüchel, „der Mann von Genie und Thatkraft, das von der Vorsehung zu der glänzenden Rolle des Erretters und Befreiers erwählte Werkzeug", wofür ihn in gutem Glauben der König hielt, schrieb folgende Antwort:

„Ew. K. Maj. darf ich Sie wohl nicht erst schildern die tiefe Rührung, die mir Allerhöchstdero eigenhändige schriftliche Güte und Gnade, datirt aus Welau vom 7., allerunterthänigst einflößte. Geboren und strenge erzogen in

den Principien einer Monarchie, deren Ruhm die Welttheile ehrten — mit einer Neigung, durch Handlungen das Vertrauen des Königs zu verdienen, der dieser Monarchie Alles ist und sein muß, wenn sie bestehen soll, deren höchsten Begriffen meiner Ehre, die man nur verdienen kann durch Nutzenstiftung für den Staat, — und nun? Durch ein Schicksal, welches außer dem Gebiete des isolirten Menschen liegt, — ich darf es sagen, alle diese Hoffnungen, bei den reinsten, feurigsten, uneigennützigsten Wünschen völlig zertrümmert — Ew. K. Majestät Person, Ihre Gemahlin und Kinder nebst dem ganzen Vaterlande und der guten Menschheit, also, in solcher Gefahr — wem da der Gram nicht an der Seele nagt, der ist nicht werth als Mensch zu fühlen! Nur diese Gefühle habe ich mich erlauben wollen, Ew. K. Maj. ehrerbietigst zu schildern."

Nachdem er sich beklagt, daß sein Verhängniß es gewollt, weder dem Könige noch dem Staate bisher viel zu nützen, ruft er aus: „O! möchte ich doch glücklicher sein, in einer Lage, worinnen Ew. Majestät des Dienstes redlicher Männer bedürfen, weil der einzelne Mensch, auf welchem Standpunkte ihn auch die Vorsehung gestellt haben mag, nur wirken kann durch den Enthusiasmus derer, die sich gern für die Wahrheit opfern, — möchte bei der großen Schwierigkeit, in die Herzen der Menschen zu dringen, mit mächtigerer Weisheit, als solches der Mensch nicht vermag, ein Gott, dessen Knechte wir Alle sind, die richtige Wahl Ew. Maj. erhellen, durch wahrhaft einsichtsvolle und vertrauungsvolle Staatsmänner auf die Verminderung des Elends zu denken und zu wirken, unter dessen starkem Drucke das Vaterland seufzet.... Weil der kurzsichtige Mensch aber nicht hinter den Vorhang zu schauen vermag, welcher mit weiser Hand die Zukunft deckt, so erfordert allerdings unserer Pflicht, die allerkräftigste Anstrengung in denen möglichsten Mitteln zur Erreichung unseres rechtlichen Zweckes. Die Natur ist aber eine ewig das Ganze verbindende Kette, durch alle Theile einer jeden Schöpfung, welche sie sei — nichts besteht isolirt für sich — ihr einzig, ewig unveränderliches Element ist die Harmonie.

„Angewendet diese einfache Wahrheit auf den vorliegenden Zweck, so kann die Politik, das Finanzwesen, das Militair, ein jedes für sich seine technischen Einzelnheiten haben, aber ihre Grundzüge, ihre Fundamental-Sätze, ihr großes Wesen in der Ausübung hat nur einen einzigen und den nämlichen Geist."

Der tapfere General, dessen Phantasien über die Weltharmonie an die Weisheitssprüche Sarastro's in der Zauberflöte erinnern, tritt nun auch noch

vermögend ſein kann, ſie auszurotten, wenigſtens keine Zeit zu einem Verſuche vorhanden iſt und man uns nie trauen wird, ſo lange man ihren Einfluß für irgend möglich hält; weil auch im Inlande die Meinung von ihnen jener gleich iſt und jenem wechſelſeitigen Bande um deſto weſentlicher ſchadet, da man glaubt: daß dieſe Männer den König regieren, — fürwahr eine allgemeine Meinung im In- und Auslande, welche ſie, wenn ſie Patriotismus haben, ſchon allein beſtimmen ſollte, ihre Stellen ſelbſt ganz niederzulegen. Für die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, zumal in einem Zeitpunkte, wo wir nicht etwa am Rande des Abgrundes, ſondern tief in ſolchem ſind, wo Rettung bei dem angeſtrengteſten Eifer dennoch ſo zweifelhaft bleibt, und daher alle Hinderniſſe ſorgfältig und mit Muth entfernt werden müſſen, wenn man den Zweck noch erreichen will, für dieſe Leitung iſt die Sache ſo wichtig, daß ich feſt entſchloſſen bleiben muß, jene Leitung nicht zu übernehmen, wenn die erwähnten Männer in ihren Stellen und um den König bleiben, und ein Cabinet neben dem Cabinets-Miniſterium fortdauert."

Eine Erklärung in demſelben Sinne gab Stein dem Miniſter Schulenburg, welchen der König mit der Vermittlung dieſer Angelegenheit beauftragt hatte. Stein erklärte, daß er ohne Hardenberg nicht in das Miniſterium eintreten werde. Auch er drang auf Beyme's Entlaſſung, da dieſer dem ruſſiſchen Hofe verdächtig und unangenehm und bei einem großen Theile des Publicums im höchſten Grade verhaßt ſei.

Schulenburg wagte es nicht, dem Könige die Entlaſſung Beyme's anzurathen, „weil ſie ihn zu ſehr demüthigen würde." Als er dieſen Gegenſtand nur leiſe berührte und Sr. Majeſtät allerunterthänigſt anheimſtellte, den Geſchäftsgang nach ſeinem Allerhöchſten Ermeſſen ſo einzurichten, daß Beyme ohne Einfluß bleibe und den, dem Lande verantwortlichen, Miniſtern keine Urſache zur Eiferſucht geben könne, fertigte ihn der König mit heftigen Worten ab: „Hält man mich für eine Schlafmütze, daß, wenn ich mich aus Ueberzeugung zu etwas entſchließe, ich mich beſtimmen laſſen würde, mein eigenes Werk zu vernichten? Glaubt man, daß ich mich zu einem Miniſterrath gegen meinen Willen entſchließe, ſo iſt der Gedanke zu anmaßend und ich verſichere Sie, daß ich es aus Ueberzeugung thue."

Der König beharrte dabei: neben dem Cabinet ein Conſeil aus drei Miniſtern zu bilden; da er gegen Hardenberg ſchon ſeit längerer Zeit eingenommen

noch andere Minister oder Generale zu den Vorträgen und Berathungen hinzuzuziehen, jedoch „müßten alle Gegenstände ohne Ausnahme en dernier ressort (an letzter Stelle) vor das Cabinets-Ministerium gehören." Bisher hatten die Minister ihre Anträge und Berichte schriftlich an das Cabinet eingesendet, wo der Cabinetsrath oder ein Adjutant dem Könige darüber Vortrag hielt, und die gewöhnlich schon fertig gemachte Cabinetsordre, welche oft in einem, dem Antrage des Ministers entgegengesetzten, Sinne lautete, wurde dann meist von dem Könige allein unterzeichnet. Dieser Cabinetsordre-Fabrik hatten diejenigen der Minister, welche dem Lande gegenüber eine Verantwortlichkeit zu übernehmen für ihre heiligste Pflicht hielten, schon früher einmal den Krieg erklärt und sie glaubten, daß nun die Zeit gekommen sei, ein solches Mißregiment zu beseitigen. Sie sagten in ihrem Entwurfe, „daß Einheit der Regierung, Schnelligkeit in der Ausführung kräftiger Maßregeln, Vertrauen im Inlande und Auslande nur gewonnen werden könne:

a. Wenn Se. Majestät an die Stelle des bisherigen Cabinets eine Behörde von wenigen Staatsministern um Ihre Person versammeln, mit der Allerhöchstdieselben Selbst arbeiten und welche nachher die Verantwortlichkeit und die Pflicht auf sich haben, die Ausführung zu leiten und zu controliren.
b. Wenn keine Nebenbehörde in dem bisherigen Cabinet fortdauert, wodurch der obengenannte Zweck vereitelt würde.
c. Wenn zwar alles Aufsehen, wie es sich versteht, vermieden wird, wodurch dem, jeden treuen Patrioten am Herzen liegenden, Ansehen und der Autorität Sr. Königl. Majestät geschadet würde, wenn aber dennoch die neue Behörde, wie es durchaus nothwendig ist, um ihre Wirksamkeit zu sichern, auf eine angemessene Art öffentlich eingesetzt wird. Das Königliche Ansehen wird dadurch gewinnen, nicht verlieren, denn bei der im Inlande wie im Auslande laut und allgemein herrschenden Meinung, daß die Glieder des bisherigen Cabinets Alles ohne öffentliche Existenz, Responsabilität und Antheil an der Ausführung regieren, kann eine Veränderung nur die Selbstständigkeit des Königs beweisen und ihm Liebe und Vertrauen sichern. Gesetzt, die Cabinetsräthe wären ohne Tadel, so würde doch bei jener so allgemeinen Stimmung die Entfernung derselben die höchste Nothwendigkeit sein und sie müssen, wenn sie von wahrem Patriotismus geleitet werden, selbst darauf dringen. Alle mögliche Schonung für sie liegt schon in dem

mehr zu entsprechen, erließ ich unter dem 19. December v. J. die Ihnen vermuthlich bekannt gewordene Ordre. Ich sage vermuthlich, da mir Ihr beharrliches Stillschweigen, das ich anfänglich auf Rechnung Ihres Gesundheitszustandes brachte, sonst gänzlich unerklärlich bleiben muß. Zwar weiß ich wohl, in welcher trotzigen Art Sie sich hierüber mündlich und schriftlich gegen die Generale v. Rüchel, v. Zastrow und v. Köckeritz geäußert haben,*) und daß Sie jetzt eben zu zweien Malen die Berichterstattung über eine Angelegenheit verweigert haben, die von mir Ihnen selbst zugeschickt und die als zu Ihrem Ressort gehörig vollkommen anzusehen war.

„Aus allem diesen habe ich mit großem Leidwesen ersehen müssen, daß ich mich leider anfänglich in Ihnen nicht geirrt habe, sondern daß Sie vielmehr als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staats vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt. Dergleichen Staatsbeamte sind aber gerade diejenigen, deren Verfahrungsart am allernachtheiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirkt. Es thut mir wahrlich wehe, daß Sie mich in den Fall gesetzt haben, so klar und deutlich zu Ihnen reden zu müssen. Da Sie indessen vorgeben, ein wahrheitsliebender Mann zu sein, so habe ich Ihnen auf gut Deutsch meine Meinung gesagt, indem ich noch hinzufügen muß, daß, wenn Sie nicht Ihr respectwidriges und unanständiges Benehmen zu ändern Willens sind, der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen kann.

Königsberg, den 3. Januar 1807.

Friedrich Wilhelm."

Stein antwortete auf der Stelle (Königsberg, den 3. Januar, Abends 7½ Uhr).

„Ew. Königl. Majestät Allerhöchste Cabinetsordre d. d. 3. Januar a. c. habe in dem Augenblick erhalten, wo ich mich zu einer, in sehr vielen Hinsichten beschwerlichen und bedenklichen, Reise nach Memel vorbereitet hatte und im Begriff war, diese Nacht abzugehen. Da Höchstdieselben mich für einen

*) ... „und kann ich unmöglich Ihr Stillschweigen für bloßen Trotz und Ungehorsam gegen meine Befehle ansehen, denn sonst müßte ich für Sie ein passendes Quartier bereiten lassen." Diese Stelle war von dem Könige wieder durchstrichen worden.

nachtheiligen Folgen werden besonders meinen Geschäftskreis treffen, und ich bin daher um so mehr veranlaßt, mich dagegen sicher zu stellen. Die wenig schonende und unfreundliche Art, wie man den Herrn Staatsminister v. Hardenberg jetzt behandelt, ist nicht sehr aufmunternd für mich, um in Verhältnisse zu treten, die in sich selbst schon die Principien der Auflösung und Zerstörung tragen. Hierzu kommt, daß meine, jetzt wenigstens nicht wiederhergestellte, Gesundheit es zweifelhaft läßt, ob ich im Stande sein werde, zu seiner Zeit den mir angewiesenen, ausgedehnten Geschäftskreis auszufüllen.

„Aus diesen Gründen muß ich die mir im Conseil angewiesene Stelle ehrfurchtsvoll verbitten."

Rüchel suchte auf eine möglichst schonende Weise den König von seinem und Steins Entschlusse in Kenntniß zu setzen. Er erlaubte sich allerunterthänigst zu bemerken: „Es scheine ihm, Se. Majestät wolle das ganze Wesen der Geschäftsführung beim Alten lassen, wonach der General-Adjutant in militairischen, Beyme in allen Civil-Angelegenheiten den Vortrag beim Könige habe, so daß nur diejenigen Sachen, welche das Cabinet dazu bestimme, dem Conseil vorgelegt werden sollten. Würde er, Rüchel, sich die Zwischenperson des Obersten v. Kleist, eines redlichen, das Gute liebenden Mannes, wohl gefallen lassen, so würde doch ein reines Vertrauen zwischen Beyme und Stein niemals stattfinden. Letzterer wolle in dieser kritischen Zeit gern seinem bisherigen Dienste vorstehen, über Alles, was ihm der König auftrage, sein Urtheil äußern, sich nach des Königs Befehl mit den andern Ministern besprechen, auch bei den Berathschlagungen in Gegenwart des Königs erscheinen; nur wolle er nicht der Täuschung Raum geben, als ob ein wirkliches Conseil existire, nämlich ein solches, welches die wirklichen Staatsgeschäfte als ein Ganzes in persönlicher Gegenwart des Königs ohne Zwischenpersonen regelmäßig bearbeite, um nicht eine Verantwortlichkeit gegen den König und das Land auf sich zu laden, die er als Mann von Ehre nicht übernehmen könne, ohne die für eine solche Erwartung erforderlichen Mittel."

Der König nahm hierauf keine Rücksicht, sondern ließ dem Minister Stein als Mitglied des Conseils mit Verweisung auf die Cabinetsordre vom 19. einen Bericht in Betreff eines Kostenersatzes an Napoleon durch den General Köckeritz zum Vortrage zufertigen. Stein schickte die Sache unerledigt an Köckeritz zurück. Der König schickte sie ihm zum zweiten Male; Stein lehnte zum zweiten Male ab.

meinen Privat- und öffentlichen Verhältnissen bekannt zu sein, so bedarf es von meiner Seite keiner Rechtfertigung, sondern Sie sind vollkommen in den Stand gesetzt, über meinen Werth zu urtheilen. Ich würde freudig in das Privatleben zurücktreten mit reinem Gewissen und unbefleckter Ehre, begleitete mich nicht das Gefühl, welches der Sturz der Monarchie und das grenzenlose Elend seiner Bewohner in jedem Deutschen erregen muß." —

Alle wahrhaften Vaterlandsfreunde sahen die Entfernung Steins und mehr noch die Art und Weise, wie sie herbeigeführt wurde, als ein öffentliches Unglück an; der Schiffspatron ließ den zuverlässigsten Steuermann, der das gestrandete, leckgewordene Schiff wieder flott zu machen Muth und Geschick hatte, in einer Anwandlung launenhafter Gereiztheit über Bord werfen. Der Geh. Rath Niebuhr, der die Kassen der Bank und Seehandlung nach Memel gerettet hatte, drückte in mehreren Briefen Stein sein Erstaunen und seine Betrübniß über seine Entlassung aus: „Mögen Ew. Excellenz," schreibt er ihm aus Memel den 7. Januar, „den Kummer, ein Land, welches Ihnen so theuer war, dem Untergange entgegengeführt und hineingestürzt zu sehen, den Unwillen, daß jede treue Hülfe verschmäht wird, unter dem freundlichen Himmel Ihrer schönen Heimath vergessen können! Mögen Sie, Ihren Blick über den Nebel des herabgewürdigten Zeitalters erhebend, auf den letzten Strahlen des scheidenden Lichtes alles Guten und aller Größe ausruhen und denen ein Andenken schenken, die in der Erinnerung an Sie Trost und Stärkung finden." Noch entrüsteter äußert sich Niebuhr, als er über den Hergang des unglückseligen Zerwürfnisses näher unterrichtet wurde. „Herr v. Altenstein," schreibt er aus Memel den 10. Januar an Stein, „hat mir jetzt Alles erzählt und der Freiherr v. Hardenberg hat mir eine Abschrift des ungeheuerlichen, unbegreiflichen Briefes des Königs zum Durchlesen mitgetheilt, welcher Ew. Excellenz Entschluß bestimmt hat. Er gehört der Geschichte an! Nur durch ein solches Maß der Verblendung ..... läßt sich der Gang der Auflösung begreifen, die dieses Land zum Untergange geführt hat."

Aus Danzig, über welches Stein seinen Weg nahm, antwortete er Niebuhr den 16. Februar: „Ich verspreche mir nichts von den Ingredienzien de la Cour de Memel, es ist eine geistlose Zusammensetzung, keiner anderen als der faulenden Gährung fähig. Sollte man meiner einst wieder bedürfen, so werde ich mir wenigstens eine Garantie gegen unanständige Behandlungen aus-

bedingen und vorausſetzen, daß die oberſte Leitung der Geſchäfte in die Hände verſtändiger, ſchätzbarer Männer gelegt werde. Herr v. Hardenberg ſcheint noch einiges Günſtige zu erwarten, ich bewundere ſeine Langmuth, wünſche, daß ſie gegründet ſei, erwarte mir aber von leeren, platten, trägen Menſchen nichts.“ Von Rüchel, dem Miniſter Voß, dem Grafen Arnim und anderen ausgezeichneten Generalen und Staatsmännern erhielt Stein theilnehmende Verſicherungen aufrichtigen Beileides; am unverholenſten ſprach ſich der Kammerdirector v. Salis aus, welcher ihm aus Königsberg den 6. Februar ſchrieb:

„Das intereſſante Actenſtück (der Briefwechſel mit dem Könige), für deſſen geneigte Mittheilung ich bei Zurückſendung deſſelben Ew. Excellenz meinen aufrichtigſten und ganz gehorſamſten Dank bezeuge, hat bei der Durchleſung abwechſelnd die Empfindungen höchſter Bewunderung und tiefſter Indignation hervorgebracht. Was man, ungeachtet des geheimnißvollen Dunkels, worin ſich die Cabinets-Regierung zu hüllen ſucht, von ihrer Verworfenheit zu ahnen anfing, iſt mir dadurch zur höchſten Evidenz gebracht und die wahren Urſachen der traurigen Auflöſung Preußens liegen nun klar vor Augen. Welche Rettung iſt jetzt noch zu erwarten, nachdem es der verächtlichen Cabale gelungen iſt, ihrem Werke durch die Entfernung eines Mannes von dem hohen Werthe Ew. Excellenz die Krone aufzuſetzen. Mögen Ew. Excellenz ſich ebenſo dringend als ehrerbietig das Andenken an denjenigen empfohlen ſein laſſen, der Ihnen die aufrichtigſte Verehrung und die treueſte Ergebenheit gewidmet hat.“ —

Von Danzig begab ſich Stein über Berlin nach ſeinen Gütern im Naſſauiſchen am Rhein. — Wir werden bald erfahren, wie die Macht der öffentlichen Meinung und der Staatsverhältniſſe mächtiger wurden, als der Eigenwille des Einzelnen und wie dieſer jetzt ſo ſchnöde verworfene Stein zum Eckſteine des neuen Staatsaufbaues erwählt wurde. —

In Gemeinſchaft mit Stein hatte, wie wir erwähnten, Hardenberg den erneuten Sturmlauf gegen die Cabinetsordre-Regierung unternommen; er war abgeſchlagen worden, und Hardenberg hatte nicht einmal die Genugthuung gehabt, bei der Bildung des neuen Conſeils bedacht zu werden.

Er war vor dem Ausbruche des Krieges dem Winke Napoleons geopfert worden, welcher an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten den, ihm ergebenen, Haugwitz verlangte. Obſchon deſſen Syſtem fiel und der Krieg begann, gegen den er mit aller Macht ſeiner Ueberzeugung und ſeiner Intriguen

gesprochen und gehandelt hatte, war er charakterlos genug, im Amte zu bleiben. Erst als das Unheil so massenhaft hereingebrochen war, daß er davon erdrückt wurde, zog er sich auf seine Güter in Schlesien zurück, um diese vor gänzlicher Verwüstung zu bewahren.

Hardenberg war dem Könige als treuer, obschon zurückgesetzter, Diener gefolgt; er hatte erwartet, daß ihm, nach dem Abgange des Grafen Haugwitz, das früher von ihm verwaltete Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übertragen werden würde; allein er hatte sich ebenso wie Stein den Vorwurf „genialisch" zu sein zugezogen, er wurde nicht berufen und dem General Zastrow dies Departement übertragen. Hardenberg bat in einem aus Memel den 30. December 1806 an den König gerichteten Schreiben um seinen Abschied. Für Männer wie Stein und Hardenberg war die Zeit gekommen, daran zu erinnern, daß ihrer warnenden Stimme, als es noch Zeit war, kein Gehör geschenkt worden war. Nun aber, da die Verblendung so groß geworden, daß man, obschon im Untersinken, ihre hülfreiche Hand zu ergreifen verschmähte, blieb ihnen nichts anderes übrig, als mit verhülltem Angesicht den rettungslos verlorenen Staat seinem Schicksale zu überlassen. Mit dem edlen Freimuthe eines Ehrenmannes schrieb Hardenberg dem Könige unter dem 30. December 1806: „Ew. K. Maj. lieben die Wahrheit und ich darf sie um so dreister sagen, da ich einen Schatz besitze, den mir Niemand rauben kann und der mir jetzt allein Trost gewährt: mein reines Bewußtsein und die Achtung der Rechtschaffenen. Hätte ich diesen Schatz nicht, dann müßte ich gewiß tief beschämt sein, daß man in der wichtigsten Epoche Ew. K. Maj. Regierung meine Dienstleistungen ganz vergaß, mich müßig ließ, ja auffallend zurücksetzte, wo jeder Patriot vor Begierde brennen mußte, Ew. K. Maj. und dem Staate alle seine Kräfte zu opfern. Aus Höchstdero Herzen kann dies nicht gekommen sein. —

„Daß Ew. K. Maj., als Allerhöchstdieselben ganz unerwartet Ihr System änderten und entscheidende Maßregeln gegen Frankreich nahmen, meine Dienste und meine Meinung für überflüssig hielten, mußte mir durch den Contrast um desto empfindlicher fallen, da Allerhöchstdieselben, als ich die Geschäfte leitete, bei jedem wichtigen Schritte den Rath und die Mitwirkung des Grafen Haugwitz erforderten, und da ich doch nach Ew. K. Maj. Verlangen und erklärtem Willen fortdauernd Höchstdero Cabinetsminister war und von Allem unterrichtet bleiben sollte. Letzteres geschah nicht; ich war in gänzlicher Unwissenheit, hielt

es für Pflicht, solches Ew. K. Majestät anzuzeigen, den früheren Höchsten Befehlen wurde aber keine Wirksamkeit gegeben. Mit den feurigsten Segenswünschen, aber tief gebeugt, verließ ich Ew. Maj. zu Charlottenburg, als Sie zur Armee abgingen, weil auch da mir noch immer die Möglichkeit nicht eröffnet wurde, Ihnen und dem Staate zu nützen. Ueberzeugt, daß die genaueste Uebersicht der Lage der Dinge, daß Einheit und Zusammenhang in den Maßregeln jetzt mehr als jemals nothwendig seien, unterdrückte ich jedes andere Gefühl und bat Ew. K. Maj. blos, den Grafen Haugwitz mit den beendigten Verhandlungen bekannt zu machen, welche mir Ihr früheres Vertrauen übertragen hatte. Die Unglücksperiode trat ein. Allerhöchstdieselben zogen zweimal (in Osterode) alle Ihre übrigen Minister zu Rath; ich allein wurde ausgezeichnet vor den Augen der Welt dadurch, daß ich nicht mit berufen wurde. Als der Graf Haugwitz sich entfernte, haben Ew. K. Majestät einem Minister eines ganz fremden Departements die Rolle antragen lassen, welche ich doch noch nach Ihrer Höchsteigenen Absicht beibehalten mußte und noch bekleidete."

Hardenberg beklagt sich, daß ihm kein Wort der Beruhigung hierüber zu Theil geworden, obschon er absichtlich noch in Königsberg acht Tage verweilte. „Wenn ich," fährt er fort, „zugleich mit dem Staatsminister Freiherrn v. Stein und dem General-Lieutenant v. Rüchel darauf antrug, daß neben dem einzurichtenden Conseil kein Cabinet bleiben möchte, daß die bisherigen Mitglieder desselben entfernt würden, so geschah dies nur aus inniger Ueberzeugung, daß der Cabinetsrath die Wirksamkeit des Conseils unausbleiblich lähmen und der Geschäftsgang nur noch schlimmer und verwickelter gemacht werden würde; aus inniger Ueberzeugung, daß die beiden Cabinetsräthe (Beyme und Lombard) das höchste Mißtrauen der Höfe gegen sich haben, mit denen schnell im genauesten Einverständniß zu sein für Ew. K. Majestät so wichtig ist, daß nicht einmal die Zeit vorhanden wäre, dieses Mißtrauen auch nur in Absicht auf den Geh. Rath Beyme zu bekämpfen, daß also die größten Nachtheile aus der Beibehaltung dieser Männer um Höchstdero Person in eben dem Augenblicke entstehen, wo die Gefahr so groß, die Rettung so schwer ist, daß endlich selbst im Inlande, wo es jetzt mehr als je nöthig ist, die wechselseitigen Bande zwischen Regenten und Unterthanen festzuknüpfen, sich die Stimmen laut gegen sie erheben.

„Ich weiß mein Herz hierbei ganz frei von irgend einer persönlichen Rücksicht. Nur das Wohl Ew. K. Maj. und des Staates hatten wir vor Augen,

welches keine halben Maßregeln mehr gestattet. Und — verzeihen Allerhöchstdieselben meine Freimüthigkeit — Sie mußten diesen Antrag nicht mit Unwillen, als eine Bedingung, die man Ihnen strafbar abtrotzen wollte, sondern als eine kräftige, nothwendige Maßregel ansehen", welche uns die heiligste Pflicht auferlegte, Ew. K. Majestät zu Ihrem und des Staates Besten, nicht unsertwegen, anzurathen, da die Umstände Rücksicht auf die allgemeine Meinung laut fordern, als eine Maßregel, welche, wenn sie nur auf die rechte Art genommen wurde, Höchstdero Ansehen nicht compromittirte, sondern vielmehr erhöhte, weil jene öffentliche Stimme den Cabinetsräthen und besonders dem Geh. Cabinetsrath Beyme eine beinahe unumschränkte Gewalt beilegt, von der ich selbst mehr als einen Beweis beibringen kann. — — Was die Folgen sein werden, wenn man hört, daß Graf Haugwitz in Schlesien in der Nähe der französischen Armee, vielleicht jetzt in ihrer Mitte sich befindet, und Lombard um Höchstdero Person, daß Beyme mehr Einfluß hat als je, bedarf keiner Ausführung und steht mir lebhaft vor Augen, gesetzt, das Urtheil, welches man allgemein über diese Männer, obwohl über jeden in ganz verschiedenem Maße fällt, sei übertrieben oder ungerecht.

„Die Lage, in der ich mich befinde, kann nur lästig für Ew. K. Majestät, besonders aber für mich selbst sein. Gekränkt durch die Umstände, die ich auseinanderzusetzen mir die Freiheit genommen habe, ohne Beschäftigung für den Staat, ohne Allerhöchstdero Zutrauen, widerstrebt es meinem Gefühle doppelt, in derselben länger zu bleiben und in dem Augenblicke großer Bedürfnisse eine ansehnliche Besoldung umsonst zu ziehen. Ich bitte daher allerunterthänigst,

„daß Ew. K. Majestät gnädigst geruhen wollen, mir meine gänzliche Entlassung aus Allerhöchstdero Dienst zu bewilligen."

„Ich habe ausgehalten bis auf den letzten Augenblick, ob ich nützlich werden könnte. Wenn grader Sinn, reiner, fester Wille, Diensteifer und Patriotismus zu üben; wenn herzliche Anhänglichkeit an Ew. K. Majestät und rastlose Arbeitsamkeit Ansprüche geben können, so schmeichle ich mir, einige auf Allerhöchstdero Erinnerung zu haben und bescheide mich gern, wenn ich Anderen sonst nachstehe. Rettung aus der gegenwärtigen Gefahr, Wiederbelebung des Flors der preußischen Monarchie, glücklichere Tage für Ew. K. Majestät, für Ihro Majestät die Königin und Höchstdero Haus, dieses sind die sehnlichsten Wünsche, mit denen ich von Allerhöchstdenenselben scheide." Schließlich leistete Hardenberg

auf jede Penſion Verzicht, empfahl aber mehrere Beamte der fränkiſchen Provinzen, welche in bairiſche Dienſte zu treten ſich geweigert, der Fürſorge des Königs.

Hardenberg blieb ohne Beſcheid auf ſein Geſuch; er wiederholte daſſelbe am 12. Januar und erhielt hierauf unter dem 14. Januar eine Antwort, worin „ihn der König ſeiner Achtung verſicherte und die bisherige Vernachläſſigung Gründen zuſchrieb, welche auseinanderzuſetzen die Zeit nicht verſtatte.“ Am 6. Februar ſchrieb Hardenberg an Stein: „der Kaiſer von Rußland verſuche es, durch den Major v. Klür Beyme zu entfernen; wenn dieſes wider Erwarten gelinge, ſo werde er nicht ruhen, bis auch Stein wieder eingetreten ſei und hoffe dabei auf ſeine Vaterlandsliebe. Unterdeſſen ſei Zaſtrow Cabinetsminiſter geworden; von dieſem neuen Miniſter hoffe er ſo wenig als Stein, daß er ſich von großen Anſichten leiten laſſe, er werde dem Antriebe des Augenblicks gehorchen, und es würden die Abſonderung und Selbſtſucht, welche das Miniſterium auszeichnen, an der Tagesordnung bleiben und das Unglück jene eingefleiſchten und national gewordenen Fehler nicht beſſern.“ *)

Am 28. Januar 1807 kam endlich der Friedensabſchluß zwiſchen Preußen und England zu Stande, jedoch ohne ratificirt zu werden und ohne daß England beſtimmte Hülfe zuſicherte. Im preußiſchen Cabinet machte ſich aufs Neue die Meinung geltend, daß man mit Napoleon um jeden Preis Frieden ſchließen müſſe, ſo daß der engliſche Geſandte Lord Hutchinſon in Königsberg Allen, die es hören oder auch nicht hören wollten, ſagte, daß die preußiſchen Miniſter ihn betrögen.**) „Heute,“ bemerkt der im Hauptquartier anweſende Kammerherr v. Schladen am 15. Februar in ſeinem Tagebuche, „heute habe ich endlich Gelegenheit gefunden, mit dem General v. Zaſtrow über unſere gegenwärtige Lage und über die Beſchlüſſe zu ſprechen, die ſie fordert; ich habe leider nur die Ueberzeugung gewonnen, daß unter ſeiner Leitung nichts für unſere Angelegenheiten zu hoffen iſt, weil, obgleich er uns gern unter jeder Bedingung zum Bündniſſe mit Frankreich verleiten möchte, er von der anderen Seite ſich einbildet, es genüge nur, ſich gegen England und Rußland kühn auszuſprechen, um dieſen beiden Mächten zu imponiren und es zu verhindern, daß wir nicht ihr

*) Steins Leben. I. 442.

**) „That the prussian ministers cheat him,“ ſchreibt Niebuhr an Stein den 31. Januar 1807. (Pertz I. S. 584.)

Sklave werden, wie er ein jedes engere Bündniß mit ihnen zu nennen beliebt.“*)

Niemandem wurde durch die Entfernung Steins und Hardenbergs ein größerer Dienst erwiesen, als Napoleon. Heeresmacht und Festungen standen ihm nicht mehr entgegen, allein mit politischem Scharfblick erkannte er in jenen beiden Staatsmännern diejenigen, welche früher oder später gegen ihn die einzige Macht, welche der Militairdespotismus des absoluten Imperators zu fürchten hatte, die Macht des seiner selbstbewußten Volksgeistes, heraufbeschören würden.

Rathlos durch die Zerwürfnisse in dem innersten Centrum der Regierung, wehrlos ohne Heer und Festungen, entehrt durch den Verrath und die Feigheit eines fast ausschließlich adeligen Officier-Corps, dessen Ahnenprobe die Feuerprobe schlecht bestanden, durch den Feind aus den zusammenhangslosen Provinzen bis in den äußersten Winkel des entlegenen Ostpreußens gedrängt, umgeben von dem berechtigten Aufstand der gemißhandelten polnischen Nation, schloß für die preußische Monarchie das Jahr 1806 unter den traurigsten Aussichten für das folgende Jahr, in welchem sofort der Kampf wieder aufgenommen werden mußte, nicht gestützt auf ein für seine Verfassung, sein Recht und seinen Ruhm begeistertes Volk, sondern auf russische Bajonette und die Piken der Kosacken.

*) Preußen in den Jahren 1806 und 1807. Ein Tagebuch. Mainz 1845.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Erklärung der Initialen zu diesem Bande.

Kapitel.

1. Portrait Friedrich Wilhelms II.
2. Die Gräfin Lichtenau.
3. Der Tod vor dem Königspalast.
4. Die Marquise Pompadour.
5. Friedrich II. im Greisenalter.
6. Graf Mirabeau.
7. Eine dame de la halle.
8. Bündniß Preußens mit der Türkei.
9. Louis XVI. Flucht.
10. Kaiser Leopold II.
11. Dumouriez bei der Königin.
12. Louis XVI. am 20. Juni 1792.
13. Manifest des Herzogs von Braunschweig.
14. Der Temple.
15. Verdun.
16. Marat, Danton, Robespierre.
17. Goethe als Fourageur.
18. Die Republik.
19. Episode aus dem Rückzug aus der Champagne.
20. Kosciusko.
21. Der Kopf Louis XVI.
22. Charlotte Corday.
23. Marie Antoinette hört ihr Todesurtheil.
24. Fox und Pitt.
25. Finis Poloniae.
26. Erzherzog Karl.
27. Menschenrechte.
28. Zerboni im Gefängniß.
29. Großonkel und Neffe.
30. Friedrich Wilhelm III. 1797.
31. Ueberfall der französischen Gesandtschaft.
32. Königin Luise.
33. Friedrich Wilhelm III., Alexander und Luise am Sarge Friedrichs II.
34. Palms Ermordung.
35. Napoleon spielt mit der deutschen Kaiserkrone.
36. Preußische Garde du Corps vom J. 1806.
37. Tod des Prinzen Louis Ferdinand.
38. Auf dem Schlachtfelde bei Jena.
39. Das Preuß. Königspaar in Graudenz.
40. Rückzug der Preußen durch den Harz.
41. Blücher in Lübeck.
42. Uebergabe preuß. Festungen.
43. Napoleon am Sarge Friedrichs II.
44. Königin Luise auf der Reise nach Königsberg.
45. Karl, Freiherr v. Stein.

Die Erklärung der in der Einleitung befindlichen Abbildungen giebt der dazu gehörige Text.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY, BERKELEY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

Books not returned on time are subject to a fine of 50c per volume after the third day overdue, increasing to $1.00 per volume after the sixth day. Books not in demand may be renewed if application is made before expiration of loan period.

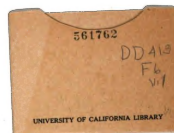
APR 14 1932

NOV 20 1933

REC. CIR. NOV 2 '33

Form L-9-15s 8,'31

Digitized by Google


561762
DD41
F6
v.1
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google